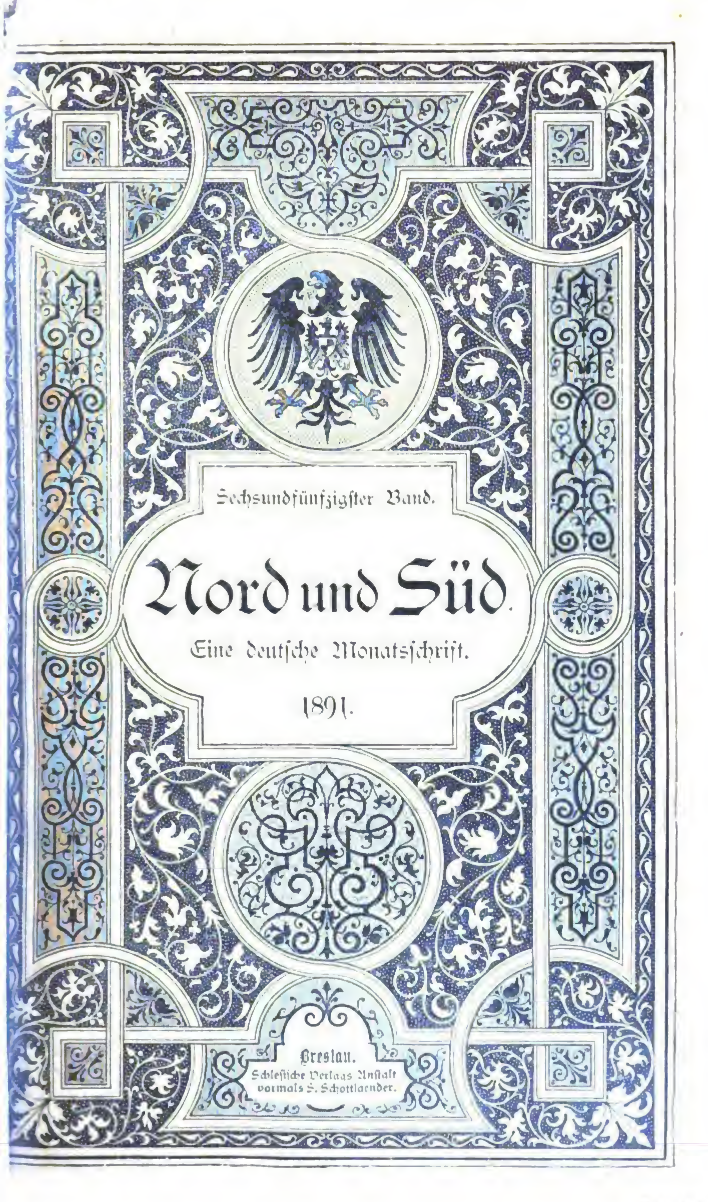


Nord un Süd




Sechsundfünfzigster Band.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
1891.
Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Sechsundfünfzigster Band.

Mit den Portraits von: Wilhelm Raabe, Robert Koch, Friedrich Nietzsche.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Inhalt des 56. Bandes.

Januar. — Februar. — März.

1891.



Band 56. — Heft 166.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Januar 1891.
14. Jahrgang.
Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.



Wm Raabe

Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau.



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

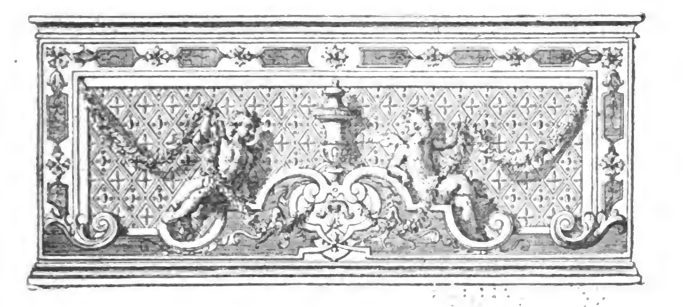
Paul Lindau.

LVI. Band. — Januar 1891. — Heft 166.

(Mit einem Portrait in Radirung: Wilhelm Raabe.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.



Die Kunst zu altern.

Novellette

von

Max Nordau.

— Paris. —

Baron Robert von Linden stand zwischen den Flügeln seines dreiblättrigen Spiegels. Durch das hohe Fenster strömte das Sonnenlicht eines klaren Maimorgens so hell auf ihn, daß es die Stellen, welche es badete, beinahe durchsichtig machte. Er brachte sein Antlitz der Krystallfläche ganz nahe, so daß es sie fast berührte und er den Athem anhalten mußte, um sie nicht zu trüben. Er betrachtete sein zurückgeworfenes Bild lang und mit einer Aufmerksamkeit, welche Entdeckungen zugleich sucht und fürchtet, sah sich einmal gerade, dann von der Seite an, wechselte die Beleuchtung, brachte das Gesicht bald voll unter die Sonnenstrahlen, fing diese bald unter verschiedenen Winkeln auf oder beschattete sich ein wenig mit der Hand. Schließlich trat er mit einem tiefen Seufzer zurück, legte den Schildpattkamm und die Elfenbeinhaarbürste auf den marmornen Waschtisch, ließ sich auf den in der Ecke stehenden Armstuhl fallen und senkte den Kopf auf die Brust, während die Arme wie entkräftet ihrer Schwere folgten.

Ach, die Stunde der Morgentoilette war für Baron Robert keine frohe mehr. Er hatte Furcht vor dem unerbittlichen Spiegel und doch trieb ihn selbstquälerische Neugier, sein Gesicht mit der scharfen Beobachtung eines Holbein zu prüfen. Seinem Suchen und Forschen entging auch die schwächste Abgenutztheit seiner Erscheinung nicht. Er sah und verfolgte alle Verwüstungen, welche das Leben in seinem Aeußern angerichtet hatte:

„So, so," erwiderte Linden und drückte ihm beide Hände.

„Sie sehen ja etwas schwermüthig aus?" fragte der Arzt.

„Aus guten Gründen," gab Linden mit einem Seufzer zurück.

„Was ist denn wieder los? Haben Sie keinen Appetit, nachdem Sie gespeist haben? Fühlen Sie sich um Mitternacht müder als morgens?"

„Spotten Sie nicht. Sie wissen nicht, was heute für ein Tag ist."

Thiel blickte ihn fragend an.

„Mein Geburtstag," sagte Linden niedergeschlagen.

„Ei freilich," rief Thiel, „lassen Sie mal sehen, der wievielte ist es doch?"

„Keine Zahl," unterbrach ihn Linden lebhaft und schloß ihm den Mund mit der Hand.

„Sie sind ja schlimmer als eine Kokette," bemerkte Thiel, indem er Lindens Hand entfernte. Er hatte auf der Zunge gehabt: „als eine alte Kokette," unterdrückte aber das Beiwort. „Ein Mann kann ohne Betrübniß von seinem Alter sprechen, wenn er erst in der Mitte der Vierzig steht."

„Bitte, noch nicht in der Mitte," verwahrte sich Linden lebhaft, „ich bin heute vierundvierzig Jahre alt geworden."

Thiel lächelte. „Nun, ich wünsche Ihnen viel Glück . . ."

Linden ließ ihn nicht ausreden. „Glück! Glück! Giebt es denn ein Glück außer der Jugend?"

„Es kommt alles darauf an, was man unter Glück versteht."

Linden schien nicht zu hören, was Thiel sagte, sondern spann seine eigenen Gedanken weiter. „Wie eitel ist doch Ihre Wissenschaft! Da finden Sie wieder einen Bacillus und noch ein Ptomain. Was hilft mir das? Nichts. Lehren Sie mich, ewig jung zu bleiben, dann werde ich vor Ihrem Hineinstarren in theure Mikroskope Achtung bekommen! Die Alten allein hatten Recht, darin wie in allem Andern. Früh sterben. In unverminderter Kraft. Ein größeres Glück können die Götter nicht gewähren. Was sucht man noch im Leben, wenn die Jugend dahin ist?"

„Allerdings nichts, wenn man wie eine Drohne blos eine Aufgabe im Leben hat: zu lieben. Eine Drohne muß sterben, wenn sie ihre Aufgabe erfüllt hat. Ich bin gar nicht blind für die Schönheit des Falters, der einen Sommertag lang seine prachtvollen Sammtflügel in der Sonne flimmern läßt und gar keine Werkzeuge hat, um Nahrung aufzunehmen, und nichts thut, als um Blumen und Weibchen seiner Gattung flattern und buhlen und lieben, und der dann am Abend stirbt, ohne auch nur aus seinem Wonnetaumel zu erwachen. Mit der Blume ist es ja auch dasselbe. Sie erblüht und duftet und zeigt schöne Farben und Formen nur zum Zwecke der Fortpflanzung und welkt rasch ab, nachdem der Zweck erreicht ist. Recht schön, der Falter und die Blume. Aber es sind schließlich doch untergeordnete Lebewesen und der Mensch steht höher, obschon er nicht duftet und für gewöhnlich keine Sammtflügel hat."

„Ist das so ausgemacht, daß der Mensch höher steht? Ich für meinen Theil beneide den Falter und die Blume, die in der vollen Glorie der Jugend und Schönheit und Liebe vergehen. So und nicht anders habe ich immer ein Dasein geträumt, das werth sein soll, gelebt zu werden. Ein blendendes Feuerwerk. Inmitten der Dämmerung ein Strahlen und Flammen und Knattern und Prasseln. Ein triumphirendes Auffahren sprühender Kugeln und Schwärmer, vor deren herrlichen Farben die Sterne des Himmels erblassen. Bei jedem Feuerregen und Knalleffect ein entzücktes Ah! und ein donnerndes Beifallklatschen der gaffenden Philister, die schon beim bloßen Zusehen ein Taumel des Entzückens erfaßt, und so ohne Aufhören Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag in beständiger Steigerung bis zum Schlußbouquet, auf dessen fabelhafte Pracht ohne Uebergang plötzlich die schwarze Nacht folgen muß. Das ist Leben. Das ist Glück. Aber die Rakete muß immer vollgeladen sein. Sonst fliegt sie nicht inmitten der allgemeinen Bewunderung zu den Sternen empor, sondern putscht ein wenig und hüpft mit lächerlicher Anstrengung auf und fällt platsch zurück und erlischt jämmerlich in einem übelriechenden Qualm. Ein trostloses Ende."

Robert schwieg einen Augenblick und malte sichtlich im Geiste sein Bild weiter aus. Dann fügte er, gleichsam als letztes Ergebniß seiner Gedankenreihe, hinzu:

„Ja, Doctorchen, wenn Sie eine halb verpuffte Rakete frisch laden könnten!"

„Nun," meinte Thiel, der lächelnd alle die Zeit zugehört hätte, „Brown-Sequard in Paris scheint ja auf dem besten Wege, dieses Kunststück zu erfinden."

„Glauben Sie daran?" rief der Baron lebhaft.

„Ach was. Dummes Zeug. Ich scherze ja nur."

„Aber weshalb soll es nicht möglich sein? Brown-Sequard gilt doch, soviel ich weiß, für einen ernsten Gelehrten."

„Dagegen sage ich nichts. Aber Jungbrunnen giebt es nur im Märchen. Wenn man jung bleiben könnte bis zum Tode, so hätte man keine Ursache, zu sterben. Und da ich nicht glaube, daß man den Tod abschaffen wird, so glaube ich auch an die Verjüngungskünste Brown-Sequards nicht."

„Schade," seufzte Linden.

„Glücklicherweise," sagte Thiel jetzt ernst, „giebt es ein zuverlässigeres Mittel, immer jung zu bleiben."

„Kola? Läßt auch im Stich."

„Nein, nein, nichts aus der Apotheke. Etwas viel Einfacheres. Um ewig jung zu bleiben, braucht man nur in jedem Alter das zu thun, was diesem Alter entspricht."

Linden machte eine enttäuschte Miene. Thiel ließ sich aber nicht stören und fuhr fort:

„Nicht wahr, mit zwanzig Jahren sind Sie jung? Nun, spielen Sie einmal mit zwanzig Jahren auf der Straße mit dem Brummkreisel, so wird Ihnen jeder Vorübergehende zurufen: so ein alter Bengel! schämen Sie sich nicht? Mit fünfzig Jahren halten Sie sich für alt. Werden Sie mit fünfzig Jahren commandirender General oder Reichskanzler, so wird jeder sagen: ein so junger General! ein so junger Minister!“

Linden stand auf und trat an's Fenster. Thiel folgte ihm, legte ihm die Hand auf die Schulter, sah ihm gerade in die Augen und sagte sehr ernst:

„Glauben Sie mir, lieber Baron Linden, das ist das Geheimniß der ewigen Jugend und ein anderes giebt es nicht. Ein Mann in den Vierzig ist nicht alt. Er ist es nur, wenn er sich nicht entschließen kann, die Phantasien eines Pagen aufzugeben.“

„Immer dasselbe Lied!“ rief Linden ungeduldig. „Soll ich auf Liebe verzichten?“

„Ja,“ erwiderte Thiel bestimmt.

„Ich soll freiwillig dem Glück entsagen?“

„Liebe ist in Ihrem Falle wohl nicht immer mit Glück gleichbedeutend,“ meinte Thiel mit einem vielsagenden Lächeln.

„Sie sind heute besonders liebenswürdig,“ schmollte Linden.

„Ich schulde Ihnen die Wahrheit. Berufspflicht und gleichzeitig Freundespflicht,“ sagte Thiel und erhob sich zum Gehen. Linden ließ ihn schweigend mit einem Händedrucke ziehen.

Auf Liebe verzichten! Nein. Das konnte er wirklich nicht. Liebe war der einzige Inhalt seines Lebens und ohne sie schien ihm dieses kalt und finster wie ein Grab. Er war ein auserwähltes Gefäß der Lust und anscheinend von der Natur bestimmt, in Frauenarmen durch das Leben getragen zu werden, schön, verführerisch, eine Flamme der Leidenschaft in den zärtlichen Augen, die Lippen von Küssen geschwellt oder nach Küssen lechzend, von den Männern mit Neid und Grimm, von den Frauen mit Gluth in den Wangen und Verwirrung im Herzen betrachtet. Kaum noch ein Jüngling, als Page der Großherzogin, hatte er durch seine reizende Erscheinung und einschmeichelnde Anmuth bereits allen Hofdamen den Kopf verdreht und man erzählt sich, daß eine Prinzessin seine erste Lehrmeisterin im Minnedienste gewesen sei und noch nach Jahrzehnten an seiner Erinnerung gekrankt habe. Als Adjutant des Erbgroßherzogs hatte er auch kaum etwas Anderes zu thun, als sein langes Liebeslied weiter zu dichten und ihm Strophe um Strophe hinzuzufügen. Mit dreißig Jahren verließ er den activen Dienst, der für ihn nie sehr activ gewesen war, und wurde Intendant der Hofbühne. Seine kurzen Liebeskämpfe und leichten Siege hatten nun eine andere Walstatt zum Schauplatze. Nach der Hofgesellschaft

die darstellenden Künste: Tanz, Gesang, Schauspiel, ohne Wahl, oder vielmehr mit der Wahl, die der Drang nach Schönheit und — Abwechselung traf. Die Jahre zogen vorüber wie eine Bilderfolge aus dem Märchen vom Prince charmant. Sie formten einen Fries von entzückenden Gruppen in allen Stellungen, welche Werben und Gewähren, Schmachten und Triumphiren ausdrücken. Jedes Jahr war ein Dekameron, jeder Monat eine üppige Florentiner Novelle mit einem Frauennamen als Ueberschrift und Inhaltsangabe. Welch ein Rückblick! Sein vergangenes Leben sah sich wie ein Traum an, dessen Einzelheiten undeutlich in einander rannen und nichts zurückließen als eine verworrene Erinnerung an Seufzer, Küsse und Thränen, an schwimmende Augen, an halbgeöffnete Lippen und gelöstes Haar, eine Erinnerung, wollüstig weich wie ein laues, parfümirtes Bad, dessen kosenden Wassern man sich in rosaampelbeleuchteter Zelle fast gelöst und mit leis entschlummernden Gedanken hingiebt.

Aber der Traum schien zu Ende zu gehen. In der letzten Zeit hatte eine kalte Hand zuerst schonend, dann immer herrischer an Baron Robert von Linden gerührt, um ihn wachzurütteln. Er konnte Augen und Ohren nicht länger vor den Zeichen und Mahnungen verschließen, denn sie wurden mit jedem Tage häufiger und deutlicher, nicht blos in seinem Spiegel, sondern auch in den unabsichtlich grausamen Worten der Welt, dieses andern und noch rücksichtslosern Spiegels. Die niedliche Naive seines Theaters, eine seiner letzten Eroberungen, hatte ihm kürzlich nach einem intimen Souper, auf seinen Knien sitzend und sein Antlitz streichelnd, mit überströmender Zärtlichkeit gesagt: „Was mußt Du für ein wunderschöner Mann gewesen sein!" Er hatte sie in jäher Bewegung wie eine Natter von sich geschnellt, daß das arme Ding gar nicht wußte, wie ihm geschah. Es ahnte nicht, daß es dem geliebten Mann einen Dolchstich in's Herz versetzt hatte. Auf Bällen kam es jetzt vor, daß junge Mädchen ihm nach einem flotten Walzer erröthend zuflüsterten: „Ich fürchte Sie zu ermüden," und daß beim Cotillon andere Tänzer, die zwar weder so schön noch so elegant, aber jung und frisch waren, die Damen sichtlich mehr beschäftigten und zahlreichere Orden bekamen als er. Und hatte ihm nicht neulich ein junger Gesandtschafts-Attaché auf die Bemerkung, daß er ein kluges Gespräch mit erfahrenen Männern jedem andern Gesellschaftsvergnügen vorziehe, mit gedankenloser Impertinenz erwidert: „Freilich, in diesem Alter . . ." Er hätte ihn geohrfeigt, wenn eine Dame im Hörbereiche gewesen wäre.

Solche Aufrichtigkeiten, vor denen selbst feinfühlige Leute sich nicht in Acht nahmen, gerade weil sie ihn noch nicht für schonungsbedürftig ansahen, verstimmten ihn auf Tage bis zur Schwermuth. Er suchte dann eine tröstliche Selbsttäuschung in der Erinnerung und träumte sich in seine Vergangenheit zurück, wie ein stolzes Heldenvolk, das Niederlagen erlitten, sich in die Geschichte seiner früheren Siege flüchtet, um sich wieder aufzurichten. Stundenlang in sein Arbeitszimmer eingeschlossen, pflegte er

seine Triumphe, von ihren Zeugen umgeben, nochmals zu erleben. Er stellte seine eigenen Bildnisse aus verschiedenen Lebensaltern vor sich auf. Dieser entzückende Page mit dem glatten Schelmengesicht, in zierlichen Kniehosen mit Schleifen und seidenem Wams, dieser schöne Lieutenant mit dem keimenden Schnurrbärtchen und dem dreisten, lachenden Blicke, das war er; so hatte er ausgesehen; vielleicht noch besser, denn er erinnerte sich, daß ihn die Bildnisse, als sie gemacht wurden, nicht befriedigten und daß alle Welt fand, er sei in Wirklichkeit viel hübscher. Er zog geheime Schubladen auf, die einen unheiligen Duft ausathmeten, einen ganz schwachen, kaum wahrnehmbaren, gleichsam verblaßten und verschollenen Duft, der aber dennoch die Nerven eigen erregte und den Herzschlag etwas beschleunigte. Das war das Archiv der Geschichte seines Herzens. Da lagen zu Hauf Päckchen von Briefen, mit farbigen Bändchen methodisch zusammengebunden, verwelkte Blumen, deren Kronenblätter abfielen, wenn man sie noch so zart berührte, vergilbte Schleifen, zerrissene Spitzen, die noch unter dem rücksichtslosen Griff einer in ihnen wühlenden Hand zu schaudern schienen, papierene Cotillonorden, von denen sich Firniß und Vergoldung abgeschilfert hatten, andere formlose, unzusammenhängende Kinkerlitzchen, die unverständlich waren, wenn man nicht wußte, welche Erinnerung sich an sie knüpfte, und unter dem seltsam bunten Wuste die persönlichsten Andenken: Frauenhaar, schlichtes, geringeltes, geflochtenes, langes und kurzes, von einem sichern Auge mit anstößig kühler Ruhe auf einem blaßlila lackirten Brettchen zu einer wundervollen Farbenscala geordnet, die vom höchst gestimmten, an zarten Heiligenschein erinnernden Blond der Engländerin in fast unmerklich abklingenden Uebergängen bis zum tiefen hart glänzenden Blauschwarz der Sizilianerin hinabreichte, und Bildnisse in allen Formaten, welche die Mode in den letzten fünfundzwanzig Jahren hervorgebracht hat und aus denen das ewig Weibliche in hundert reizenden Verkörperungen blickte, lockte und lächelte. Wie ein Geisterreigen stieg es aus diesen Schubladen auf und wirbelte um ihn, weiße Arme nach ihm ausstreckend und feucht verschleierte oder brennende Augen auf ihn heftend. Alle diese Wangen hatten unter seinen Küssen geglüht, alle diese Busen sich an den seinen geschmiegt, alle diese Haare hatten seine Finger zitternd geglättet, wahrlich, er durfte sich glücklich preisen vor den meisten Sterblichen, da so viel Liebeswonne alle Stunden seines Lebens erfüllt hatte.

Das sagte er sich wohl nach solchem Schwelgen in der Vergangenheit, aber im tiefsten Herzen glaubte er es sich nicht. Don Juan geht die Liste der Tausend und drei nicht selbst durch. Das überläßt er Leporello, während er, ohne einen Blick für die älteren Namen, ihre Reihe vermehrt. An dem Tag, an welchem der Ritter anfängt, seine Liste zu studiren, thäte er am Besten, sie zu verbrennen, denn sie ist dann nicht mehr ein Triumph, sondern eine Demüthigung.

Robert von Linden empfand das, aber er mochte es sich nicht eingestehen. Er suchte sich im Gegentheil absichtlich zu täuschen. Er, der ein Grand Seigneur der Liebe gewesen war, wurde ein Snob der Liebe. Er sank bis zur Höhe des unwiderstehlichen Musterreisenden hinab, der in fremden Gasthöfen seine Erfolge vorträgt. Er hatte es immer dem Salongerücht überlassen können, mit tausend Zungen seinen Ruf zu verbreiten und Frauen und Mädchen bei der bloßen Nennung seines Namens mit einem aufregendem Gemisch von scheuer Angst und prickelnder Sehnsucht, von entrüstetem Stolz und zärtlicher Nachsicht zu erfüllen. Jetzt erfaßte ihn mit einem Mal eine quälende Besorgniß, seine großen Thaten könnten vergessen werden, und er erniedrigte sich zur Rolle des Sängers seines eigenen Heldengedichts. Er erzählte seinen letzten Eroberungen, die natürlich mit unreiner und selbstquälerischer Neugier danach fragten, Capitel um Capitel seines Herzensromans, er zog seine berühmten Schubladen vor ihnen halb auf, er ließ auf Briefe, Bildnisse, Haare einen hastigen Blick werfen, er suchte sein Selbstgefühl zu beruhigen, indem er sehen ließ, welche Leidenschaften er einflößen gekonnt, auf die Gefahr hin, daß die Hörerin mit geheimen Lächeln Aufschneiderei muthmaßte, wo er sich thatsächlich blos rühmte.

Das war sein Seelenzustand zu dieser Zeit. Er hatte mühselig eine Art Scheinparadies von Theater-Decorationen um sich aufgerichtet, in welchem er fortfuhr, das Bühnenfach der jugendlichen Liebhaber auszufüllen, das er im Leben schwerlich noch zu spielen berechtigt war, und nun mußte der unglückselige Doctor mit einer rücksichtslosen Bewegung alle die gemalte Leinwand mit ihren künstlichen Ausblicken niederwerfen.

Thiels brutales Wort: „Sie müssen auf Liebe verzichten!“ klang ihm noch schmerzlich in der Seele wider, als er bei Frau von der Lehde eintrat, an deren Mittagstafel er sich nach alter Gewohnheit einmal in der Woche niedersetzte. Else von der Lehde war ein oder zwei Jahre älter als er. Sie war Hofdame der Prinzessin, als Robert ihr Page war. Sie hatte ihn heiß und tief geliebt und war von ihm ein wenig wiedergeliebt worden. Aber das lag schon so weit zurück! Es war eine morgenrothumflossene ferne Erinnerung, die mit allen neuen, frischen Empfindungen ihres Lebens, mit der Jugend, dem Erwachen des Herzens, der ersten Liebe, Eifersucht und Qual zusammengewachsen war. Die kleine Idylle war zu ihrer Zeit von aller Welt bemerkt worden. Man war aber geneigt, sie harmlos aufzufassen, und Else selbst suchte sie später ebenfalls so anzusehen, obschon sie ja genau wußte, wie es mit ihrer Harmlosigkeit bestellt war. Aber ein bartloser Knabe von achtzehn Jahren konnte doch ein weltgewandtes zwanzigjähriges Salonfräulein, das drei Ballwinter hinter sich hatte, nicht ernstlich compromittiren. Er konnte es so wenig, daß das Gezischel und Lächeln der Gesellschaft sie nicht hinderte, die Gattin des Präsidenten von der Lehde zu werden, der sie nach fünfzehnjähriger Ehe als kinderlose

Wittwe in angenehmsten Verhältnissen zurückließ. Else hatte nie aufgehört, von Robert ganz erfüllt zu sein. Bei Lebzeiten ihres Gatten bildete sie sich ein, es sei Freundschaft, schwesterliche, beinahe mütterliche Zärtlichkeit. Als Herr von der Lehde starb, hatte sie keine Ursache mehr, vor dem eigenen Gewissen eine Komödie zu spielen, und sie sagte Robert offen, daß sie erwarte, er werde sie jetzt heirathen. Er war sehr erstaunt und sogar etwas belustigt. Dreiunddreißig Jahre alt, auf der Höhe seiner Erfolge, förmlich inmitten einer Waberlohe von flammender Liebe lebend, hatte er die Empfindung, es sei von einer Frau, die älter war als er, neben der er seit anderthalb Jahrzehnten in einem einwandfreien Freundschaftsverhältnisse gelebt, die er oft unbedenklich zur Vertrauten seiner Herzensgeschichten gemacht hatte, ein recht scherzhafter Einfall, daß sie nun plötzlich von ihm geheirathet sein wolle. Nach fünfzehn Jahren zu einem Gerichte zurückkehren, an dem er einst mit gierigen Pagenzähnen genascht! Das war nicht zu verlangen. Die Liebe gestattet kein Rip-van-Winkle-Abenteuer. Man nimmt sie nicht wieder auf, wo man sie vor einem Menschenalter unterbrochen hat. Ihr Drama, ob es nun als Lust- oder Trauerspiel enden soll, muß ohne lange Zwischenacte in einem Zuge zu Ende gespielt werden, um nicht tödtlich langweilig und zugleich albern zu werden. Robert verhehlte dies Elsen nicht, wenn er sich auch bemühte, schonende Ausdrücke zu finden. Rednerische Vorsicht täuscht aber ein verliebtes Weib nicht. Else war über die Zurückweisung sehr unglücklich. Ihre Leidenschaft war indeß stärker als ihr Stolz und sie demüthigte sich zu Bitten, zu Ueberredungen, zu hartnäckigem Plaidiren. Robert, dem die Lage sehr unbehaglich wurde, hörte auf, der gekränkten und erregten Frau Besuche zu machen, und als Mahomet sich unbedenklich bereit zeigte, zum Berge zu kommen, da der Berg nicht zu Mahomet kam, ließ Robert sich vor der Verfolgerin verleugnen. Eine Zeit lang war Frau von der Lehde von bitterstem Groll gegen den Mann erfüllt, der sie verschmähte. Sie hatte sich in die Vorstellung hineingelebt, daß er ihr, vielleicht nicht vor der Welt, aber doch vor dem eigenen Gewissen, eine Sühne schulde, und es erschien ihr ehrlos, daß er sich seiner Pflicht entzog. Aber ihre Empörung hielt nicht vor. Sie konnte ohne Robert nicht mehr leben. Und da er sie ruhig schmollen ließ und nicht den leisesten Versuch machte, sich ihr zu nähern, schrieb sie ihm nach mehreren schlaflosen Nächten eines Tages ein Briefchen, in welchem sie ihm sanfte Vorwürfe machte, weil er sie so sträflich vernachlässige, und die Hoffnung aussprach, er werde am nächsten Tage bei ihr essen und sich durch den Augenschein überzeugen, daß ihre Betrübniß über sein langes Wegbleiben wirklich ihrem Aussehen schade. Wie mühsam sie gerungen hatte, um zu verhüten, daß eine Thräne auf's farbige Papier falle, welcher Heldenmuth von ihr aufgewendet worden war, um neckische Wendungen, um gedämpfte und sogar schelmische Ausdrücke zu finden, das war dem Briefchen nicht anzusehen. Robert las es mit Mißtrauen, aber

trotz vorsichtigster Prüfung fand er kein einziges Wort, dessen Heftigkeit ihn beunruhigen konnte, keinen einzigen Schriftzug, der nervös verstärkt war oder ausfuhr oder eine zitternde Hand verrieth, und so folgte er denn der Einladung.

Frau von der Lehde verdarb nichts. Ihre Selbstbeherrschung verließ sie keinen Augenblick. Sie empfing Robert liebevoll und ruhig, wie wenn nichts zwischen ihnen vorgefallen wäre, das Mittagsmahl verlief reizend in spielendem munterem Gespräch über alles Gleichgiltige, was beide umgab, und als er ging, reichte sie ihm beide Hände und sagte mit einem geraden Blick in seine Augen: „Nicht wahr, der Dienstag wenigstens gehört künftig wieder mir?“ Er küßte ihr die Hände, gerührt von so selbstloser, treuer Anhänglichkeit.

Es war ein seltsames Verhältniß, das von da ab ungetrübt über ein Jahrzehnt lang zwischen den Beiden bestand. Else umgab Robert mit einer gleichmäßig warmen Zärtlichkeit, die sie ihm, wenn auch vielleicht nur aus Gewohnheit, zu einer Lebensnothwendigkeit zu machen verstand. Sie hielt darauf, die Vertraute aller seiner Empfindungen zu sein; nie verrieth ein Ausbruch, was sie bei seinen Beichten empfand, nie mahnte ihn auch nur ein schmerzliches Zucken der Miene, auf der Hut zu sein; sie hatte unerschöpfliche Nachsicht für seine Leichtfertigkeiten, ernste Theilnahme für flüchtigen Liebeskummer, so hassenswerth oder lächerlich er auch meist einer unbetheiligten Zeugin erscheint, Rath und Trost, wenn ein Abenteuer eine unbequeme Wendung nahm, und sie war zufrieden, wenn er sie dann in einer Aufwallung von Dankbarkeit an's Herz drückte, ihr Hände und Wangen küßte und ihr die Versicherung gab, daß sie das theuerste, edelste und liebenswertheste Weib sei, das er jemals gekannt habe. Allein wenn sie diese Rolle einer weiblichen Vorsehung spielte, die von den gewöhnlichen Schwächen ihres Geschlechtes anscheinend frei war, wenn sie sorgfältig jede Regung der Eifersucht beim Schauspiele seiner Flatterhaftigkeit unterdrückte, so war sie darum nicht frei von einem eigennützigen Hintergedanken. Sie hoffte doch, er werde eines Tages müde werden, den blauen Irrlichtern vergänglicher Scheinliebe nachzujagen, er werde sich schließlich aus dem Sumpfe heraus sehnen, in welchem ihn jene grillenhaften, lockenden und zerflatternden Flämmchen jahrzehntelang genarrt hatten, und er werde sich dann von ihrer Hand widerstandlos auf den sichern Boden einer bewährten Neigung führen lassen, um, wenn auch ermüdet, wenn auch erst in der Abenddämmerung seines Lebens, bei ihr auszuruhen, endlich ihr eigener Robert, den sie mit Niemand zu theilen brauchte.

Als nun Linden an diesem Dienstage bei Frau von der Lehde erschien, merkte sie natürlich sofort seine Verstimmung und fragte ihn mit der gewohnten Theilnahme und sanften Zärtlichkeit:

„Warum so schwermüthig, Robert, was ist geschehen?“

„Schwermüthig?“ erwiderte er, indem er sich zu einem blassen Lächeln zwang, „ich fühle nichts dergleichen.“

„Doch, Robert; glauben Sie, daß ich diese Falten auf der Stirn und zwischen den Augen nicht kenne?“

Ach, diese Falten! Er kannte sie ja auch, er hatte sie erst diesen Morgen mit schmerzlicher Aufmerksamkeit studirt, aber was hatte sie es nöthig, sie ihm vorzurücken? Das war lieblos, beinahe boshaft. Er ließ ihre Hand los, die er seit seinem Eintritt in der seinigen gehalten hatte, und ging auf einen Lehnstuhl zu, ohne zu antworten. Sie folgte ihm, setzte sich auf ein Tabouret zu seinen Füßen und schmeichelte: „Seit wann hat Robert vor Else ein Geheimniß? Darf ich nicht Alles wissen? Sind Sie wieder einer von meinem Geschlecht auf eine Untreue gekommen? Ach, liebster Robert, so wenige von uns sind werth, daß man sich um sie Kummer mache!“

„Das ist es ja gar nicht,“ gab Robert kurz zurück.

„Was ist es also?“

Robert schwieg ein wenig, dann sagte er, seine Augen ihrem fragenden Blicke zuwendend: „Heute ist mein Geburtstag.“

„Sie glauben doch nicht, daß ich das vergessen konnte? Aber Sie wollen ja nicht, daß man Sie beglückwünsche, daß man davon spreche.“

Robert legte ihr die Hand auf den Mund und murmelte: „Daran zu denken, kann ich Sie doch nicht verhindern, wie ich sehe.“

Es entstand eine Pause und er hatte die unangenehme Empfindung, daß man ihn mit seiner Strauß-Methode, den Anblick einer unerfreulichen Wirklichkeit zu vermeiden, recht lächerlich finden müsse.

„Nun, und weshalb macht Ihr Geburtstag Sie schwermüthig?“ fragte Else und küßte seine Hand, sie von ihren Lippen entfernend.

„Das sollte eine Frau mir ohne Erklärung nachfühlen können.“

„Das ist ja nicht dasselbe, lieber Robert. Aber ich will gar nicht über den Unterschied philosophiren. Jedenfalls scheut eine Frau ihren Geburtstag nur, weil sie zu altern fürchtet, und davon kann bei Ihnen nicht die Rede sein. In Ihren Jahren ist doch ein Mann nicht alt.“

Sie lächelte so seltsam, als sie das sagte! Oder schien es Robert nur so?

„Nun, Dr. Thiel ist jedenfalls nicht Ihrer Meinung. Er war heute so unangenehm wie eine Kratzbürste. Er hielt mir eine ernste Sittenpredigt mit erstens, zweitens und drittens und schloß mit der Mahnung, ich solle nicht mehr den Springinsfeld spielen, genauer gesagt, auf Liebe verzichten. Das schien mir sehr geschmacklos.“

„So so, das hat Thiel Ihnen gesagt.“ Sie war plötzlich höchst ernst und aufmerksam geworden.

„Ja. Und ich finde, daß er seine Aufgabe vollständig verkennt. Wenn ich angepredigt sein will, so wende ich mich an die theologische

Facultät. Von der medicinischen erwarte ich Stärkung. Thiel scheint mir Salbe mit Salbung zu verwechseln. Das ist ein Kalauer, keine Behandlung."

Der Diener meldete, daß aufgetragen sei, und die Beiden gingen zu Tische. Else richtete es fast immer so ein, daß sie an ihrem Dienstag allein mit Robert blieb.

„Ich glaube," sagte sie, als sie einander gegenübersaßen, „daß Sie Thiels Worte nicht leicht nehmen sollten. Er ist Ihr Freund," fügte sie zögernd hinzu, als Robert nicht antwortete, „er hat Recht."

„Sie sagen das auch?" rief er unmuthig.

„Ja, lieber, guter Robert, ja. Ich hätte blos nicht gewagt, es zuerst und allein zu sagen. Sie hätten es für Unzartheit und Selbstsucht halten können. Bei Thiel dürfen Sie das nicht glauben. Wenn er Ihnen sagt: halten Sie ein! — so ist das nicht Aufdringlichkeit. Da ich ihm blos nachspreche, so habe ich den Muth, Ihnen zu bekennen, daß es schon lange meine Meinung ist."

„Sogar schon lange! Das wird ja immer liebenswürdiger."

Sie stockte einen Augenblick. Das Wort war in der That nicht geschickt. Aber es war nicht ungesprochen zu machen, sie fuhr deshalb tapfer fort und wurde immer wärmer, immer eindringlicher, je länger sie redete.

„Robert, ich wiederhole, Thiel hat Recht. Es ist Zeit, daß Sie an Ihr eigenes Glück denken. Sie haben in Ihrem Leben viel Glück geschenkt, freilich auch viel Leid bereitet, wahrscheinlich sehr viel mehr Leid als Glück, aber Sie selbst sind nicht glücklich gewesen. Nein, nein, suchen Sie mir nichts weiszumachen, Sie sind nicht glücklich gewesen. Sie hätten es sein können, Sie sind unzählige Male dem Glücke nahegekommen, aber Sie sind immer an ihm vorbeigegangen. Sie haben im Rausche gelebt und dem Rausch ist immer der Katzenjammer gefolgt und um diesem zu entgehen haben Sie neuen Rausch gesucht. Robert, Sie müssen einen Ekel vor einem solchen Leben haben. Die Weiber bewundern oder fürchten Sie, die Männer beneiden oder verabscheuen Sie, aber was haben Sie davon? Das kann Sie nicht froher machen. Sie sind hochbegabt, ich, die ich Sie kenne, wie Sie vielleicht selbst sich nicht kennen, ich weiß das und kann es bezeugen. In Ihnen war der Stoff zu Allem. Sie brauchten nur zu wollen und Sie wurden ein großer Dichter, ein großer Musiker, ein großer Staatsmann. Und was haben Sie mit allen Ihren glänzenden Fähigkeiten angefangen? Sie haben sie als Lerchenspiegel verwendet, um einfältige Weiber zu blenden."

Robert hatte schweigend zugehört und zum Fenster hinausgesehen. Hier unterbrach er sie. „Das eigene Leben stilvoll zu gestalten ist auch eine Kunst, vielleicht die größte. Wer sein Leben zu einem Kunstwerke macht, braucht kein anderes Werk zu schaffen und hat seine Fähigkeiten dennoch richtig benützt."

„Aber das ist es ja gerade, was ich nicht sehe,“ rief sie, „das Kunstwerk Ihres Lebens. Wo ist die Krönung, wo ist der harmonische Abschluß? Ist es ästhetisch, ist es würdig, leichtfertigen Schauspielerinnen und Tänzerinnen den Hof zu machen und den billigen Triumph vorher und nachher als etwas Wichtiges zu behandeln? Erniedrigt das nicht einen Mann von Geist in seinen eigenen Augen? Und wenn nun gar . . .“

Sie unterdrückte, was sie sagen wollte, und fuhr mit plötzlicher Abschwenkung fort: „Robert, begreifen Sie doch endlich, daß Glück Ruhe ist. Sie haben Leidenschaft und Aufregung genug gekannt. Es ist Zeit, daß Sie etwas Anderes kennen lernen; tiefe, gleichmäßige Liebe, warm und still wie ein klarer Sommerabend, ohne Sturm und Gewitter. Und solche Liebe, Sie wissen, wo Sie sie finden. Ach, Robert, so wie ich liebt Sie doch Niemand auf Erden, keines der Geschöpfe, an die Sie Ihr Herz und Ihren Geist und Ihre Gesundheit vergeuden. Als Mädchen habe ich Ihnen das Opfer meines Stolzes und meiner gefeierten Schönheit gebracht. Sie waren meine erste Leidenschaft und Sie sind die Sonne meines Lebens geblieben. Als junge Wittwe habe ich mich Ihnen an den Hals geworfen. Sie haben mich nicht gewollt. Vielleicht zu Ihrem Schaden. Aber das ist für mich kein Trost. Ich habe mich gezwungen, Ihre Schwester zu sein, um Sie doch ein wenig, ach so wenig, zu besitzen. Lassen Sie mich Ihnen endlich mehr sein, Robert. Thiel sagt Ihnen, Sie sollen nicht mehr lieben. Aber Sie dürfen sich noch immer lieben lassen. Robert, lassen Sie sich lieben. Das ist Alles, was ich von Ihnen verlange. Lassen Sie mich Ihr Weib sein, lassen Sie mich Ihnen einen Herd bereiten, man wird mich beneiden, ich werde stolz auf Sie sein und es Ihnen mit einer Treue und einer Zärtlichkeit danken, die kein Weib mehr für Sie haben kann. Bedenken Sie, Robert, mir sind Sie heut noch der junge Griechengott von achtzehn Jahren, den ich vor einem Menschenalter geliebt habe, daß ich daran hätte sterben mögen. Giebt es noch ein Weib, das Sie mit solchen Augen sieht? Robert, reden Sie.“

Robert redete. Er redete mit kühler Freundlichkeit. Er sei ihr ja für ihre Gefühle sehr dankbar. Er erwidere sie sicherlich aus vollem Herzen und sie wisse es. Aber weshalb ein Verhältniß ändern, in welchem beide seit Menschendenken sich so wohl befinden? Es sei ein köstliches Gefühl, bei äußerer Freiheit sich innerlich durch warme Freundschaft gebunden zu wissen. Dieses Band drücke nicht. Die Fessel einer regelrechten Philisterehe würde sie wahrscheinlich belästigen und sie sei vor Allem sittlich nicht so schön und stark wie eine täglich frei gewollte und erneuerte Zusammengehörigkeit. Er für seinen Theil wünsche jedenfalls nichts Besseres als die Fortdauer ohne Ende der gegenwärtigen Beziehungen.

Else war nicht zufrieden. Sie suchte weiter zu überreden und zu überzeugen. Sie war erregt, Robert blieb ruhig. Sie bat, er wurde unwirsch und einsilbig. Er wartete kaum auf den Kaffee, den er schweigend

so rasch schlürfte, wie es die Wärme des duftenden Getränkes gestattete, und verließ Else gleich darauf unter einem Vorwande.

Weit entfernt ihn weich zu stimmen, hatte Elses bewegliche Rede ihn unmuthig gemacht und beinahe erbittert. Das war ja ein Ueberrumpelungs-Versuch! Einen Augenblick lang erwachte in ihm sogar der Verdacht, Thiel stecke mit Frau von der Lehde unter einer Decke, seine Mahnung, ihre Zumuthung sei abgekartet, man habe von zwei Seiten einen verabredeten Angriff auf ihn ausgeführt. Er verweilte zwar nicht lange bei diesem Gedanken, dessen Unwahrscheinlichkeit er selbst bald einsah, wiederholte aber im Geist immer und immer wieder die Worte der Frau von der Lehde. Mit solchen Augen wie sie sah ihn kein anderes Weib mehr! Woher wußte sie das? Wie sie liebte ihn kein Weib auf Erden! Und wenn er ihr das Gegentheil bewies? Er solle nicht mehr lieben, nur noch sich lieben lassen! Dieser Rath mißfiel ihm nicht. Er ließ sich hören. In der That, es war vielleicht vernünftig, ein Hanswurst-Leben voller Abenteuer, die im Grunde nichtssagend, einförmig und tief unbefriedigend waren, in die Bahnen eines vorschriftsmäßigen bürgerlichen Daseins hinüberzuleiten. Aber wenn er sich schon entschloß ein Ende zu machen, dann sollte es nicht das Ende sein, das Else ihm aufdrängen wollte.

Je tiefer er sich in die Vorstellung der späten Ehe mit Else versenkte, um so ärgerlicher machte sie ihn. Welche Anmaßung von dieser Frau, die um Jahre älter war als er! Glaubte sie wirklich, daß er, nach ihrer eigenen Schätzung ein Mann in den besten Jahren, keine anderen Ansprüche an das Leben mehr habe, als einen Herd zu besitzen, anders gesagt eine Wirthschafterin zu haben, die den Suppentopf besorgte, und eine Krankenpflegerin, welche die rheumatischen Glieder in Baumwolle wickelte? Zum Teufel, ein solcher Invalide war er noch lange nicht. Noch segelte er aufrecht mit geschwellter Leinewand und fliegenden Wimpeln vor dem Winde. Er war kein Wrack, dessen sich Strandräuber bemächtigen konnten. Wenn er nicht länger die hohe See halten wollte, so konnte er frei den Hafen wählen, wo es ihm beliebte, vor Anker zu gehen.

Er ließ im Geiste die Bilder der weiblichen Gestalten an sich vorüberziehen, die auf ihn in der letzten Zeit Eindruck gemacht hatten oder auf die er gewirkt zu haben überzeugt war. Er fragte sich, mit welcher von ihnen er wohl ein Leben in steter Berührung verbringen möchte. „Immer" ist eine lange Zeit und er wußte, daß ein Weib außergewöhnliche Eigenschaften haben müsse, um ihn auf die Dauer nicht abzustoßen. Er hatte eine eigenartige Methode, um zu prüfen, ob ein Weib sich für ihn zur Lebensgefährtin eigne und ob er es beständig um sich ertragen könne. Er stellte sich nämlich vor, daß er mit einer Frau eine Hochzeitsreise nach Italien machte, sechs Wochen lang mit ihr allein war, ohne jede andere Gesellschaft, ohne andere Anregung als ihre Gegenwart, und er malte sich diese Tage in allen Einzelheiten aus. Einige anscheinend ganz

reizende Frauen konnten auf diese Weise sofort ausgeschieden werden. Die eine war schön und begehrenswerth, aber dumm wie ein Hecht und er mußte lachen, wenn er sich im Geiste mit ihr vor den Kunstwerken von Florenz sah und ihre Bemerkungen über Gemälde und Statuen hörte. Die andere war klug, aber sie redete zu viel. Man konnte mit ihr eine vergnügte Stunde verbringen, aber einen ganzen Tag, eine ganze Woche — brr! Das mußte zum Krankwerden sein. Diese würde sich nach wenigen Tagen in ihren Kreis von Verehrern und Neiderinnen zurücksehnen und unter der Kuppel der Peterskirche von den Abenden bei Hofe, von Curmachern und gesellschaftlichem Klatsche träumen, jene mit ihrer platten Prosa selbst die blaue Grotte von Capri in die Amtsstube eines Rechnungsrathes verwandeln. Andere bestanden die Probe besser, aber auch bei ihnen stiegen ihm Zweifel auf, die um so stärker wurden, je mehr er sich in das Bild vertiefte. Er konnte es vielleicht eine Woche, vierzehn Tage mit ihnen aushalten. Aber anderthalb, aber zwei Monate? Nein. Sie waren ihm dann sicher gleichgültig, vielleicht unausstehlich geworden. Sie hatten ihm dann sicher nichts mehr zu bieten, er ihnen nichts mehr zu sagen.

In dem Maße, in welchem die übrigen Frauenbilder in seiner Vorstellung verdämmerten und schwanden, trat eines hell und heller hervor und füllte schließlich allein sein ganzes inneres Sehfeld aus. Fräulein von Markwald — ja, mit dieser konnte man das Abenteuer wagen. Sie war so schön wie nur irgend eine, deren Bildniß er in seinem Liebesarchiv verwahrte: eine stolze hohe Gestalt, dunkelblaue große Augen, die hinter schattenden langen Wimpern sichtlich von Liebe träumten und aus diesem heißen Wonnetraume manchmal mit einem plötzlichen Aufblicke zu erwachen schienen, blühende Lippen, für die manch frommer Mann seiner Seelen Seligkeit ohne Zögern hingeben würde, eine ungewöhnlich weiße Haut mit Atlasreflexen und eine wahrhaft königliche Krone reich goldblonden Haares — alles in allem ein Prachtgeschöpf, wie es der Natur nicht häufig gelingt. Das war ein Preis, um den sich der beste Mann mühen durfte. Daß er ihrer jemals würde überdrüßig werden, konnte er sich jetzt nicht vorstellen. Wenn er sich ausmalte, daß sie an seinem Arme hing und mit dem leichten schwebenden Schritte, der ihr eigenthümlich war, an seiner Seite die Chiaia oder den Lung' Arno entlang lustwandelte oder daß er mit ihr am Strande von Viareggio saß und sie ihren Kopf an seine Brust lehnte, so schien es ihm, das dann Paläste, Himmel und See heller als von Alters her, gleichsam in aufgefrischten Farben, leuchten würden. Freilich, Fräulein von Markwald war noch nicht zwanzig Jahre alt und er konnte ihr Vater sein. Aber brauchte er sich darüber wirklich Gedanken zu machen? An dem Altersunterschiede konnte höchstens sie Anstoß nehmen und sie that es nicht. Für ihn waren ihre neunzehn Jahre ein Entzücken mehr, vielleicht der mächtigste ihrer Reize. In ihrer strahlenden, vollblütigen Jugend durfte er hoffen, sich selbst zu verjüngen. Wie war er

so blind gewesen, das nicht schon seit Wochen einzusehen! Wie hatte er warten können, bis ihn Thiels harte Mahnung und Elses Aufdringlichkeit auf den rechten Weg stießen!

Daß er auf Fräulein von Markwald Eindruck gemacht hatte, war ihm, dem alten Praktiker, selbstverständlich nicht entgangen. Das Blut, das ihr in die Wangen schoß, wenn er auf sie zutrat und sie ansprach, der unbewußt suchende Blick, mit dem sie ihm folgte, wenn er von ihr ging, der gezwungen scherzhafte, in Wahrheit vorwurfsvolle Ton, mit welchem sie ihn fragte, ob er sich wieder ein armes Opfer ausersehen habe, wenn er mit einer andern Dame etwas länger oder etwas angelegentlicher gesprochen hatte, waren Verräther, die das Geheimniß ihres Herzens allzu eifrig ausplauderten. Sie vertheidigte sich auch gar nicht, sie war noch zu kurz bei Hof und im Salon, um in der Kriegskunst der Liebe oder Koketterie bewandert zu sein. Fast im ersten Gespräche hatte sie ihm mit reizender Offenheit bekannt, alle Welt warne sie vor ihm, es sei ihr gesagt worden, daß er ein überaus gefährlicher Mensch sei, sie fürchte sich auch ein wenig vor ihm, aber ein gewisser leiser Schauer vor einem schönen Ungeheuer sei ihr ein neues und seltsam wonniges Gefühl. Kein Zweifel, daß seine sagenhaften Abenteuer die übliche bezaubernde Wirkung auf ihre Einbildungskraft gemacht hatten. Die Tochter Evas fühlte den unwiderstehlichen Erbzug zur Schlange, die schon so vielen schwach widerstrebenden Händen den verhängnißvollen Apfel aufgeschwatzt hatte. Robert hatte bisher seinen Vortheil nicht wahrnehmen wollen. Er hatte sich mit dem angenehm prickelnden Bewußtsein begnügt, daß seine Gegenwart ihr Herz rascher schlagen mache, und den beginnenden Roman nicht weiter verfolgt. Denn Fräulein von Markwald gehörte einer der besten Familien des Landes an und er dachte jetzt über die Rücksicht, die er einem unbescholtenen Mädchen schuldete, denn doch etwas weniger leichtblütig als noch vor zehn Jahren. Von nun an sollte das anders werden. Da er ernste Absichten hatte, brauchte er sich nicht zu scheuen, mit allen Mitteln die Erorberung dieser Veste zu vollenden, die ohnehin nur an die Aufhissung der weißen Flagge dachte.

Er verlor keine Minute. Den ganzen Abend sah man ihn in der kleinen Hofloge auf's Emsigste um Fräulein von Markwald beschäftigt und das wiederholte sich von da ab bei jeder Vorstellung. An den Theeabenden der Prinzessin schien er nur für das schöne Mädchen da zu sein und war immer hinter oder neben ihr, sie bedienend, zu ihr sprechend, ihr den Arm reichend, beim Kommen und Gehen zärtlich um sie besorgt. Die ganze Hofgesellschaft begann zu beobachten und zu zischeln und Lindens verliebtes Werben wurde so auffallend, daß die Prinzessin es für nöthig hielt, Käthe vor dem Verführer und seinen Künsten zu warnen. Fräulein von Markwald erwiderte tief erröthend, doch mit fester Stimme: „Ich danke, Hoheit, ich weiß, es ist gut gemeint, aber ich weiß auch, daß Baron von Linden ein Mann von Ehre ist und daß

ich ihm keinen Grund gegeben habe, von mir gering zu denken." Diese Antwort schien der guten Prinzessin gänzlich unbefriedigend und da sie Käthe, einer Waise, besonders sorgfältige Obhut zu schulden glaubte, zögerte sie nicht, Robert selbst schonend zur Rede zu stellen. Was er ihr sagte, behielt die Prinzessin einstweilen für sich, doch erfuhr man zwei Tage später, daß Käthes Bruder, ein schneidiger Reiteroffizier, der bei einem rheinischen Husarenregimente stand, plötzlich aus seiner Garnison in der Residenz angekommen sei und am darauffolgenden Tage, der gerade der Pfingstsonntag war, las man im „Morgenblatte" die Anzeige von der Verlobung des Herrn Robert Freiherrn von Linden mit Fräulein Käthe von Markwald.

Die Neuigkeit wirkte auf die Gesellschaft, wie wenn vor jedem Einzelnen eine Dynamitpatrone geplatzt wäre. Linden capitulirte! Linden heirathete! Das war unglaublich! Und vor wem hatte er die kecke Korsarenflagge gestrichen, die so lange der Schrecken der Ehemänner gewesen war? Vor Käthe von Markwald, an der man doch nichts Pikantes entdecken konnte, das einen blasirten Lebemann etwa besonders anregen mochte. Schön war sie ja, aber er war an vielen Schöneren vorübergegangen. Dumm war sie gewiß auch nicht, aber wie viele Klügere hatten ihn mit all ihrer Schlauheit nicht in ihren Netzen festhalten können! Das Ereigniß war und blieb unerklärlich, es wäre denn —

Frau von der Lehde hatte am Pfingstmorgen sofort nach Dr. Thiel geschickt und als er eintrat, hielt sie ihm sprachlos die Zeitung entgegen.

„Ich weiß schon," antwortete er lächelnd.

„Glauben Sie, daß es wahr ist?"

„Natürlich ist es wahr. Die Anzeige ist ja vom Brautpaar unterschrieben. Uebrigens hat Linden selbst mir die Neuigkeit mitgetheilt."

„Hat er Sie um Rath gefragt?"

„Nein. Er erzählte mir blos die vollendete Thatsache."

Frau von der Lehde zerknüllte das Blatt und warf es in die Ecke. „Aber was kann ihn so plötzlich zu diesem Schritte bestimmt haben?"

Thiel zuckte die Achseln. „Männer sind in ihren Entschließungen mitunter nicht weniger unberechenbar als Frauen."

„Er kann doch unmöglich eine Schuld gutzumachen haben?"

„Fräulein von Markwald ist über jeden Verdacht erhaben," sagte Thiel streng, indem er ihr in's Wort fiel.

„Ich fürchte, Linden noch mehr," erwiderte sie, „aber die Welt, die Linden weniger kennt als ich und — Sie, wird wohl an etwas derartiges glauben."

„Allerdings. Die bösen Zungen haben ihr Geschäft bereits begonnen. Die Zeitung mit der Anzeige ist noch feucht und ich habe heute schon die Vermuthung aussprechen hören, der Baron heirathe Fräulein von Markwald, weil er dazu von ihrem Bruder gezwungen worden sei, der fand, daß er sie durch seine Aufmerksamkeiten compromittirt habe."

„Linden gezwungen! Er, der zwei Gegner im Zweikampfe todtgeschossen hat! Ihm macht ein Husarenoffizier auch nicht bange. Das ist Unsinn."

„Natürlich ist es Unsinn. Ich begreife nur nicht, weshalb man die Erklärung so weit her holen soll. Linden heirathet, weil er eine passende Lebensgefährtin gefunden zu haben glaubt. Zu jung ist er wahrhaftig nicht dazu."

„Nein," bemerkte Frau von der Lehde, „aber ich fürchte: zu alt."

„Das weiß ich nicht," meinte Thiel.

„Doctor, das ist nicht Ihr Ernst. Linden konnte natürlich noch eine ruhige, verständige reifere Frau heirathen, aber ein junges Mädchen, das seine Tochter sein könnte — er hat wohl den Verstand verloren."

„Gnädige Frau, das ist mir noch lange nicht bewiesen. Die Ehe wirkt häufig verjüngend."

„Die Ehe mit einem Mädchen wie Käthe Markwald? Wenn ich Linden wäre, würde ich mich vor Augen wie die ihrigen fürchten. Sie gehört zur Gattung der schlafenden Ungeheuer. Wehe dem Manne, der sie weckt und nicht stark genug ist, sie zu bändigen."

Thiel konnte sich nicht enthalten zu lächeln. „Ich wiederhole Ihnen, gnädige Frau, die Ehe vollbringt manchmal Auferstehungswunder. Und schlimmstenfalls — braucht man die Sache noch immer nicht tragisch zu nehmen."

Frau von der Lehde konnte sich über den endgiltigen Verlust Lindens nicht trösten, aber sie begriff, daß sie nichts mehr thun könne, um ihn festzuhalten, um ihn wiederzugewinnen. Vor Allem schon darum nicht, weil er nicht zu erreichen war. Gegen die allgemeine Erwartung riß er sich sehr bald von seiner reizenden Braut los und trat, viel früher als in anderen Jahren, seine Sommerreise an. Er dehnte sie auf volle drei Monate aus, die er in verschiedenen Seebädern verbrachte. Er wurde bald da, bald dort gesehen, zuerst auf Rügen, dann auf Sylt, zuletzt auf Helgoland, wo der Wellenschlag am kräftigsten ist. Anfang September fand die Hochzeit statt. Alle Welt bewunderte das Brautpaar. Käthe war frisch und üppig wie eine kaum geöffnete Maréchal-Niel-Rose, Robert schön und elegant wie in seinen besten Tagen. Der Altersunterschied fiel kaum auf. Nur ein genauer Beobachter konnte eine gewisse nervöse Unruhe in dem Gesichte Roberts wahrnehmen, das, obschon von der Sonne und Salzluft des Seestrandes gebräunt, deutlich blaß war. Er sah an der Seite seiner strahlenden Braut nicht so glücklich aus, wie man es erwarten durfte. Gewissensbisse, sagten sich manche Frauen, die ihm einst näher gestanden und jetzt die Selbstüberwindung gehabt hatten, in die zum Erdrücken gefüllte Kirche zu kommen. Frau von der Lehde war nicht unter ihnen.

Robert von Linden verwirklichte nun den Traum der jüngsten Monate: er führte seine berückende junge Gemahlin, seine stolzeste und, wie er sich

treu vorgenommen, letzte Eroberung nach Italien. Aber es war eine seltsame Hochzeitsreise nach Allem, was man später erfuhr. Das Paar tauchte der Reihe nach in allen größeren Städten Ober-, Mittel-, Unter-Italiens auf und nirgend schien es die beiden Neuvermählten länger als zwei oder drei Tage zu leiden. Die Frau sah verstimmt und unzufrieden, er verfallen und unglücklich aus. Etwa drei Wochen nach der Hochzeit erhielt Lieutenant von Markwald einen Brief von seiner Schwester, der ihn veranlaßte, sofort an Dr. Thiel zu schreiben und ihn vertraulich zu fragen, was er von Herrn von Lindens Gesundheit denke, sein Schwager halte sich offenbar für sehr krank, denn er habe seit seiner Abreise an jedem Orte, wo er sich auch nur einen Tag aufgehalten, mehrere Aerzte zu Rathe gezogen, er scheine furchtbar niedergedrückt, vernachlässige seine Schwester vollständig und sein Zustand flöße ihr solche Angst ein, daß sie ihren Bruder beschwöre, ihr zu Hilfe zu kommen. Dr. Thiel beeilte sich, dem Lieutenant zu antworten, er möge sich beruhigen, es handle sich wohl nur um einen Anfall von Hypochondrie. Gleichzeitig bat er um Mittheilung der Adresse seines Schwagers, da er ihm unverzüglich zu schreiben gedenke.

Etwa eine Woche später traf in der Residenz eine Nachricht ein, die sich mit der Schnelligkeit eines Pulverbrandes verbreitete. Baron Robert von Linden war auf Ischia plötzlich gestorben. Das war die Lesart, welche in die Zeitung und in das Publikum gelangte. Im engsten Kreise des Hofes aber wußte man, daß der Unglückliche selbst Hand an sich gelegt hatte. Frau von der Lehde hatte es gleich geahnt, sie erlangte Gewißheit aus dem Munde der Prinzessin, welcher Käthe die schreckliche Nachricht zu gleicher Zeit wie ihrem Bruder telegraphirt hatte. Sie eilte zu Thiel, der von dem Ereignisse niedergeschmettert war, denn er war Linden nicht blos ein liebevoller Arzt, sondern auch ein treuer Freund.

„Es ist ja entsetzlich," rief die aufgeregte Frau, als sie sich in einen Lehnstuhl fallen ließ.

Er antwortete blos mit einer leidvollen Handbewegung.

„Wissen Sie Näheres?"

„Eine Kugel durch den Kopf. Vorgestern Nacht. Im Toilettezimmer neben dem Schlafgemach, wo seine Frau lag."

Eine Pause trat ein. Dann sagte Elsе, indem sie zum Doctor die feuchtgewordenen Augen erhob: „Sehen Sie, sehen Sie, diese Ehe war sein Verderben. Er würde heute leben und glücklich sein, wenn er mich an seiner Seite gehabt hätte."

„Oder mich," sagte Thiel.

Else schüttelte den Kopf. „Nein, nein. Er hat zu spät diesen letzten Roman haben wollen."

„Oder ist zu früh verzweifelt," antwortete Thiel und blickte gedankenvoll auf die Bronzestatuette des Asklepios, die auf dem Schreibtische vor ihm stand.



Wilhelm Raabe.

Von

Ernst Koppel.

— Berlin. —

Wer die Entwicklung der neueren Literatur in Deutschland mit aufmerksamen Blicken verfolgt, wird erkennen, daß die epische Dichtung in prosaischer Form, diejenige Gattung also, die man mit der Benennung: Roman, Novelle, Erzählung zu kennzeichnen pflegt, dem neueren Schriftthum ihren Stempel aufdrückt. Alle anderen literarischen Gattungen erscheinen ungenügend, den ungeheuern, sich nach allen Seiten, auf alle Gebiete verbreitenden Gehalt des modernen Lebens in sich aufzunehmen und wieder auszustrahlen. Die zweite Hälfte des Jahrhunderts ist von einem Natürlichkeits- und Wirklichkeitsdrang erfüllt, der sich namentlich in Deutschland als ein Bruch mit der literarischen Vergangenheit darstellt. Ein durchaus logischer Zusammenhang mit der wissenschaftlichen Erkenntnißhöhe unserer Zeit ist daran nicht zu erkennen, ebensowenig aber die Folge der neugestaltenden, politischen Entwicklung, das Fortschreiten von einem Phantasie- und Gedankenleben zu tageheller Wirklichkeit, die endlich auch bei den Deutschen in ihr Recht eingetreten zu sein scheint, ein Beweis, daß die Nation die Periode des Mannesalters erreicht hat.

Dieser Uebergang vollzieht sich weder im öffentlichen Leben noch auf geistigem Gebiete völlig klar und ohne Schwankungen. Immer noch haftet dem Deutschen ein Theil des Erbes seiner Ahnen an und erschwert ihm die völlige Hingabe an die neue Lebensoffenbarung. Ob diese Thatsache zu beklagen ist, soll hier nicht näher untersucht werden. Jedenfalls ist es wünschenswerth, daß sich die große Wandlung langsam und allmählich voll-

ziehe, und nicht in jäher, unvermittelter, alles Vergangene verneinender Weise, die mit manchem Unzulänglichen, Veralteten manche werthvolle und im nationalen Wesen begründete Eigenschaft austilgen würde.

Die Zukunft wird es lehren, ob Grillparzer, wenigstens was Deutschland anlangt, mit seinem Ausspruch:

„Romantik weicht von der Dichtkunst nie,
Sie ist ihre Mutter, die Poesie."

Recht behält. Die bedeutensten, vaterländischen Erzähler der letzten Jahrzehnte, wie Heyse, Keller, Storm und andere, beweisen, das wenigstens bis jetzt der eben angeführte Spruch seine Giltigkeit bewahrt hat; sie alle umkleiden die Wirklichkeit mit einer Hülle, die aus dichterischen Bestandtheilen gewebt, der Schöpfung recht eigentlich den Stempel ihres Urhebers aufdrückt. Dieses Merkmal galt lange als besonderer Reiz, als erhöhter Werth literarischer Schöpfungen und gilt Feinschmeckern auch heute noch dafür; ob ein mühsames Abschreiben der Natur und Wirklichkeit, bei welchem die Objectivität selbstverständlich vorwaltet, diesen Reiz zu ersetzen vermag, muß dahingestellt bleiben.

Unter den deutschen Erzählern, bei welchen sich die Persönlichkeit als solche in ihren Schriften geltend macht, nimmt Wilhelm Raabe eine hervorragende und in jeder Weise bedeutsame Stellung ein. Emsig bemüht, die wirkliche Welt tief und liebevoll zu umfassen, mit einer bedeutenden, bis zur Hellsichtigkeit gesteigerten Beobachtungsgabe ausgestattet, kann er doch das Element der dichterisch bildenden Phantasie nicht entbehren, sie ist ihm nöthig wie die Luft zum Leben. Obgleich der epische Strom in seinen Schöpfungen ununterbrochen dahinfließt, tritt die deutsche Subjectivität dennoch überall zu Tage. Da Raabe aber zugleich ein bewußter Künstler ist, so wird die Form nicht gesprengt, wenn sich auch überall das laut klopfende Herz des Dichters bemerkbar macht, der seinen Geschöpfen von seiner eigenen überströmenden Fülle, oft sogar überreich, mittheilt. Er empfindet es zweifellos klar mit Goethe, daß die Persönlichkeit das höchste Glück der Erdenkinder sei und so läßt er sich von dieser nicht das Geringste abschmeicheln oder abtrotzen.

Aus seinem Bemühen nun, die wirkliche Welt zu erfassen und zugleich dem Trieb der dichterischen Phantasie zu genügen, entsteht ein geistiger Verschmelzungsproceß, der, er mag noch so günstig ausfallen, eine gewisse Zwiespältigkeit des also Geschaffenen nicht zu verbergen vermag. Diese Art des dichterischen Schaffens erzeugt keine vollendeten und abgerundeten Dichtungen, wohl aber oft reizvolle, geheimnißtief lockende Werke, welche die Züge des Doppelantlitzes ihres Erzeugers tragen. Neben den Gestalten des Tages, die lebensvoll in den Erzählungen Raabes hervortreten und eine Allen verständliche Sprache reden, hört man als Unterstrom das Flüstern und Raunen der unaufhörlich thätigen Phantasie, die aus der

Tiefe unzählige Blasen an die Oberfläche sendet, die von ihrem verborgenen, aber mächtigen Walten zeugen.

Noch heute, nachdem er das sechste Jahrzehnt seines schaffensfreudigen Daseins, das ihm in ungetrübter, geistiger Vollkraft verflossen, bereits überschritten hat, ist Wilhelm Raabe der Masse des lesenden Publikums kaum mehr als dem Namen nach bekannt, während kleine Kreise überall im Vaterlande eine treue und verehrungsvolle Gemeinde für ihn bilden. Und für den Lärm des Tages, für den lauten Markt ist weder er, noch seine Werke geschaffen. Eine Gefühlswelt, wie sie sich hier offenbart, ein Gemüthsleben, das seine Schöpfung mit tausend Adern durchzieht und überall durch die Hülle hindurchzittert, ist nur für liebevolle Hingabe, für stilles Genießen des Lesers gemacht, denn es genügt nicht, Raabe zu lesen, man muß zeitweilig mit ihm zu leben verstehen. Eine solche Hingebung aber ist, zumal in der Gegenwart nicht Jedermannes Sache, den die Hast und der Drang der Stunde unaufhaltsam vorwärts treibt, er weiß selbst nicht, wohin! —

Es darf an dieser Stelle auch nicht verschwiegen werden, daß der Dichter selbst die unbedingte Hingebung, wie eine bedeutende Persönlichkeit sie als Bedingung des Verständnisses zu verlangen berechtigt ist, hin und wieder erschwert. Er versenkt sich derart in das Wesen, dem er Dasein und Gestaltung verleiht, daß er sich nicht genug thun kann, um es leibhaftig vor uns erstehen zu lassen. Aber er versenkt sich nicht selten so tief darin, daß man ihm nur schwer zu folgen vermag und da er selbst, wenn wir ihm so weit gefolgt, die Dämmerung, die uns umfängt, nicht zu bannen vermag, so müßte man nachtsichtig sein, um ihm auch hier gerecht zu werden. Es sind in diesen Fällen mehr des Dichters eigene Gesichte, als lebensvolle Gestalten, die er heraufbeschwört.

Zu diesen Gründen, die in seiner Eigenart wurzeln, kommt noch ein von seinem Willen unabhängiger Umstand hinzu, der es erklärlich macht, daß man seinen Namen nicht überall laut und rühmend nennt, wenn die Besten genannt werden. Von jeher abseits von den großen Mittelpunkten modernen Daseins lebend, keiner literarischen oder gesellschaftlichen Clique, wie sie in neuerer Zeit allgemein beliebt werden, angehörend, beharrlich und gerade seinem eigensten Ziele nachgehend, hat sich Raabe von älteren wie jüngeren Literaturhistorikern einer merkwürdigen Nichtbeabachtung zu erfreuen. Was die älteren dieser Herren anlangt, so thun dieselben bekanntlich alles Nachclassische mit der Benennung „Epigonenthum" ab, ohne sich eingehend in das Wesen desselben zu versenken, den jüngeren dagegen scheint die bereits erwähnte Abgeschlossenheit des Dichters nicht zu behagen, der in gerechtem Stolz, freilich wider jede sogenannte Weltklugheit Nichts dazu thut, um sich Beachtung zu verschaffen, die ihm nicht freiwillig entgegengebracht wird. Auch seine Stoffwahl, die keinen sogenannten „modernen Problemen" nachgeht, mag dazu beitragen, ihn den Jüngeren

nicht besonders beachtenswerth erscheinen zu lassen, tritt man doch leider oft gerade in berufenen Kreisen mit einer bestimmten Programmforderung an die zeitgenössische Literatur heran, die in ihrer Einseitigkeit der Entwickelung derselben kaum zum Vortheil gereichen dürfte.

Während man so Jahrzehnte hindurch dem unermüdlichen und bedeutungsvollen Schaffen Raabes einigermaßen gleichmüthig zugesehen, beginnt man ihm in letzter Zeit eine etwas erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden, da jedes Echte in Kunst oder Leben endlich zum Durchbruch kommt, wobei immer zu bedenken ist, daß er selbst, wie schon angedeutet, hin und wieder eine unbefangene Würdigung erschwert. Häufig ist er mit Jean Paul verglichen worden, aber nicht ganz zutreffend, obschon die Einflüsse des Bayreuther Schriftstellers nicht gänzlich zu verkennen sind. Aehnlich wie bei diesem ist bei Raabe oft eine gewisse Unklarheit zu bemerken, die sich indessen nie zu jener Verworrenheit steigert, wie sie in eine bedauerliche Manier bei Jean Paul ausgeartet ist, der freilich wiederum über einen größern Reichthum, über eine beispiellose, überströmende Fülle von Gedanken, Ideen und Empfindungen gebietet. Aber wie bei diesem ist auch bei Raabe dasjenige Element, welches den Reichthum in Leben wie Kunst erst zur vollen Geltung bringt, nicht genügend ausgebildet, der Geschmack, das Wort selbstverständlich in der höchsten und tiefsten Bedeutung genommen. Diesen Mangel theilt er mit manchen deutschen Geistesgrößen, Weisen, wie schöpferisch Begabten, ja es scheint im Wesen der Nation selbst, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, begründet zu sein, und als ein echter Sohn seines Volkes zeigt sich Raabe in allen seinen Aeußerungen, in seinen Vorzügen wie in seinen Schwächen, ein Umstand, aus dem ihm ein Theil seiner eigenartigen Kraft erwächst. Eben deshalb aber ist es um so bedauerlicher, daß ihm von seinem Volke, dessen Gedanken- und Gemüthsleben sich klar und elementar in seinen Schriften wiederspiegelt, bisher keine allgemein und würdig anerkennende Beachtung zu Theil geworden ist. Den Boden, dem er entsprossen, verleugnet Raabe nie und nirgends, ist er doch mit ihm geradezu verwachsen und sein Dasein, von demselben losgelöst, geradezu undenkbar. Wenn sich germanische Art so in ihm verkörpert, so ist es wiederum vor Allem norddeutsche Art, die in ihm zum reinsten Ausdruck kommt. Das tiefe und lautere Gemüthsleben, das alle Dinge dieser Welt träumerisch umhüllt und sie gleichsam mit feinem Duft umgiebt, in dem es sich selbst schamhaft zu verbergen sucht, die oft knorrige, groteske, stets aber eigenartige Form, in der es in Folge dieser Scheu vor den Blick der Welt tritt, alle diese Eigenthümlichkeiten sind Bestandtheile von Raabes Schaffen, der sich selbst am besten charakterisirt, wenn er, freilich mit der stolzen Bescheidenheit des echten Künstlers, von sich sagt:

„Ob gut oder schlecht, dumm oder klug, meine Schriften sind sämmtlich gewachsen.“

Das bedeutet mit anderen Worten, daß seine Schriften nothwendige Aeußerungen seines Ich sind, die nur entstehen, wenn der Dichter wirklich etwas zu sagen hat, wenn es ihn drängt, sich einer allmählich angemessenen Fülle von Gesichten und Gestalten zu entlasten.

Zwischen der Empfindungs- und Gemüthswelt und der Wirklichkeit mit ihren unabweisbaren Anforderungen gähnt in Kunst wie Leben eine weite Kluft, die in beiden Fällen nur der Humor in seinen vielfachen Abstufungen zu überbrücken vermag. Dieses Element steht freilich nur dem auf geistiger und seelischer Höhe Stehenden zu Gebote und auch diesem erst nach manchem Ringen und Kämpfen, nach manchem Ermatten, Entsagen und Wiederaufraffen. Der Humor ist aber vor Allem der germanischen Race gegeben, ein Beweis ethischer Kraft, welche die Fähigkeit der Selbstbefreiung in sich schließt. Was vermögen die so reich begabten romanischen Völker, etwa mit Ausnahme des Don Quixote und einer Reihe Molière'scher Lustspiele dem germanischen Humor entgegenzusetzen, wie er sich besonders im englischen, aber auch im deutschen Schriftthum in oft großartiger Weise äußert?

Und auch als Humorist erscheint Raabe als ein echter Sohn seines Volks. Wie nicht eben selten im deutschen Schriftthum, ist auch sein Humor eigener Art, mehr aus der Tiefe hervorquellend, als buntschillernd über den Dingen schwebend. Er hebt sich nicht deutlich oder gar grell von dem dunkeln Grunde seiner schmerzverklärten Weltanschauung ab, er ist mit derselben verwachsen, ein Bestandtheil von ihr, der es überhaupt ermöglicht, ihr ohne Schaudern in das tieferste Antlitz zu schauen. Durch diese innige Durchdringung der Elemente seines Schaffens erzeugt Raabe oft eine wohlthuende und beruhigende Harmonie, die trotz einer gewissen bereits angedeuteten Manier echt künstlerisch wirkt, was einem bedeutenden Geist an sich nicht gelingt, wenn er nicht zugleich über eine bewußte selbstherrliche Künstlerschaft verfügt.

Es ist kaum zu zweifeln, daß der Dichter schon eine bedeutende innere Entwicklung hinter sich hatte, als er seine Erstlingswerke schrieb, die sich mit Ausnahme des köstlichen Romans „Chronik der Sperlinggasse" ganz von der Sonne des Humors durchleuchtet zeigen. In späteren Jahren hat dieselbe die schwermüthige Lebens- und Weltanschauung des Dichters nicht mehr in gleichem Maße zu zerstreuen vermocht; der lachende, leichte Sinn, die Freude am Dasein, auch an der Thorheit desselben, kommt nie wieder so zum Durchbruch wie in seinen früheren Arbeiten, gleichzeitig aber überrascht die Tiefe der Beobachtung, die auch hier sich nie verleugnende Menschenkenntniß, die später dem Dichter so oft, wie jedem Wissenden bittere Störungen schwerster Art verursachen sollte, so daß man Angesichts dieser Frühreife fast vergißt, daß man einem Werdenden gegenübersteht. Von diesen zahlreichen, meist wenig umfangreichen Arbeiten seien hier nur die Erzählungen: „Horacker", „Christoph Pechlin", „Die

Gänse von Bützow", „Keltische Knochen", letztere beiden aus der Novellensammlung „Der Regenbogen" und „Der Däumling" erwähnt, weil sie nebst einigen anderen Raabe am reinsten in seiner Eigenschaft als Humorist zeigen. Freilich ist es auch hier kein buntes Spiel, keine müßige Tändelei, mit der wir, wenn auch kunstgerecht, ergötzt werden. Immer baut auch hier der gedankenreiche und sinnende Dichter seine Schöpfung auf einer Idee auf, nur daß sie mit lachendem Munde vorgetragen wird und von kichernden und scherzenden Kobolden umspielt erscheint. Dann und wann schon zuckt auch hier wie ein greller Blitz eine tiefernste Stimmung auf, aber nur, um sogleich wieder zu verschwinden. Immerhin genügen diese Momente, um den organischen Zusammenhang zwischen diesen Anfängen und der späteren Entwicklung des Dichters verstehen zu lehren, dem bei diesen Arbeiten noch die Jugend, wenn auch eine gedankenreiche, die Feder geführt und ihm die Schatten gebannt hat, während der Kern seiner Persönlichkeit bereits gefestet war.

Andrerseits aber leiten diese frühen Schöpfungen zu einer weit später entstandenen Gruppe über, die zeitlich von jenen getrennt, auch sonst einen bemerkenswerthen Gegensatz zu ihnen bilden, obgleich auch sie theilweise zu den humoristischen Werken des Dichters gezählt werden müssen. Es sind „Wunnigel", ferner ein Theil der unter dem Titel „Krähenfelder Geschichten" erschienenen Erzählungen, wie auch die erst kürzlich veröffentlichte Novelle „Der Lar" und einige andere früher entstandene. Ein gewisser Hang, dem Absonderlichen nachzugehen, die breite Heerstraße des Lebens zu verlassen und sich in Schluchten und Klüfte zu verlieren, wie sie schon früher hier und da bei Raabe bemerkbar war, hat sich bei zunehmendem Alter ausgebildet und ist in der Mehrzahl der hier angeführten Arbeiten in einer Weise in den Vordergrund getreten, daß die großen Schönheiten, die auch sie aufweisen, dadurch nicht unerheblich verdunkelt werden. Vor Allem ist der ihnen innewohnende Humor ein gezwungener; er strömt nicht voll und natürlich, sondern er ist wie durch Druck- und Hebearbeit an's Licht gefördert und wirkt daher auch nicht erquicklich, wenn auch die Gestaltungskraft des Dichters sich selbst in diesen grotesken Ausgeburten seiner Phantasie nicht verleugnet. Neben dem barocken Humor aber macht sich eine Weitschweifigkeit geltend, die vieles Ueberflüssige, nicht dazu Gehörende mit sich führt, und es als etwas Organisches, Nothwendiges behandelt, während es häufig eine Unverständlichkeit des Gewollten bewirkt. Dies zeigt sich außer in „Wunnigel" auch in „Vom alten Proteus", „Eulenpfingsten", „Frau Salome" aus den „Krähenfelder Geschichten", während die ebenfalls in letzterer Sammlung enthaltene Harzerzählung: „Die Innerste" eine Schöpfung von wohlthuender Schönheit und Gesundheit ist, welche die Kunst Raabe's in der Vereinigung von echter Poesie und naturwüchsigem Humor zu reinem Ausdruck bringt.

Auch das Element des Geheimnißvollen, gleichsam zwischen den Zeilen

Stehenden, vom Leser zu Errathenden ist in diesem kleinen Meisterstück in hohem Grade vorhanden und taucht alles in eine ganz merkwürdige, in Worten nicht auszudrückende Stimmung. Ebenso ist die zu derselben Sammlung gehörige Novelle: „Zum wilden Mann“ geradezu ein Meisterwerk, hinterläßt aber keinen so reinen Eindruck als „Die Innerste“, da unter der humoristisch gestalteten Oberfläche eine so tiefe Menschenverachtung, eine so trostlose Welt- und Lebensanschauung hervorlugt, daß man nicht umhin kann, sie als den Ausfluß einer Verbitterung ihres Urhebers anzusehen, die zum Glück nur etwas Vorübergehendes bedeutet, wie später noch zu erwähnende Arbeiten beweisen. Man kann diese Erzählung als das Hohelied der Selbsucht bezeichnen, die gerade, weil sie durchaus objectiv, ohne Pathos, als etwas Selbstverständliches, mit vollendeter Meisterschaft in Composition, Gestaltung und Ausführung vorgetragen wird, nicht gefestigten und in sich ruhenden Individualitäten wenigstens zeitweise gefährlich werden kann, indem sie danach angethan ist, geradezu einen Widerwillen gegen die Menschen zu erzeugen, ein Ziel, das man keiner Dichtung als solcher zugestehen darf.

In manchen der oben erwähnten Erzählungen wird man zu einem Vergleich mit Jean Paul geradezu herausgefordert; hier, nicht aber, was das gesammte Schaffen Raabes anlangt, ist ein solcher am Platz, besonders was das Ueberwuchern von Nebensächlichen über das Nothwendige, was die lose, auseinanderflatternde Form und manche andere Eigenthümlichkeiten betrifft.

Seine größten und bedeutendsten Schöpfungen sind dem reichen Mannesalter des Dichters entsprungen und zwar bilden diese eine Art epischer Trilogie, die ohne unmittelbaren, sofort erkennbaren Zusammenhang doch durch die Idee, welche sie durchzieht, durch die geistige Atmosphäre, welche sie umgiebt, wie durch die Meisterschaft der Darstellung zu etwas Zusammengehörigem gestempelt werden. Er selbst hat dies deutlich empfunden und in dem Schlußwort, das er dem letzten der drei Romane beigegeben, ausgesprochen: „Wir sind am Schlusse — und es war ein langer und mühseliger Weg von der Hungerpfarre an der Ostsee über Abu Telfan im Tumurkielande und im Schatten des Mondgebirgs bis in dieses Siechenhaus zu Krodebeck am Fuße des alten germanischen Zauberbergs.“

Es ist eine wundersame Welt, die sich in „Der Hungerpastor,“ in „Abu Telfan“ und im „Der Schüdderump“ vor uns aufthut. Sie hat die Elemente, aus denen sie aufgebaut ist, der Wirklichkeit entlehnt, aber Menschen wie Dinge, die innere wie die äußere Welt sind in ein Halbdunkel, in eine wunderbare Märchenstimmung getaucht, aus welcher große Wahrheiten wie leuchtende Himmelskörper auftauchen. Diese Bücher sind einem gereiften Geist entsprungen, von dem die Täuschungen des Lebens allmählich abgefallen und der muthig genug ist, auch die letzten Hüllen zu

lüften, soweit dies überhaupt Sterblichen gegeben ist. Ihr Inhalt ist nichts Anderes als eine Variation der uralten Themata von der Nichtigkeit des sogenannten Glücks, wie von dem Unterliegen des Edeln im Widerstande gegen die plumpe und rohe Welt, und so unerbittlich, so überzeugend werden diese tragischen Wahrheiten gepredigt, daß man dem Dichter oft zürnen möchte, der uns zwingt, ihm zuzustimmen. Mit merkwürdiger Deutlichkeit stehen die Gestalten dieser Schöpfungen da, man sieht ihnen gleichsam in Herz und Nieren, hinter ihnen Allen aber leuchtet der große, erbarmende Sinn des Dichters hervor, der sich mit besonderer Vorliebe den Armen, Elenden, Einsamen, Entsagenden und Einfältigen nähert, den abseits von der großen lauten Heerstraße des Lebens Dahinschreitenden. Er leiht ihnen die starke Hand und führt sie so den Erdenweg entlang, indem er den Mitmenschen, die so oft sorg- und lieblos an ihnen vorüberwandeln, erschütternde Kunde von ihnen giebt, ein Zeugniß, das noch lange im Innern nachhallt.

Auch die Form, die er diesen seinen Lieblingsgeschöpfen leiht, ist eine von höchster Künstlerschaft zeugende. Sie sind so fein, complicirt und fast durchsichtig ausgearbeitet, daß sie häufig wie Barockfiguren aus einer verschollenen Welt und Zeit erscheinen, während das, was geschildert wird, jederzeit und überall die Gegenwart bedeutet. Solche Gestalten sind vorzugsweise der Schuster Nikolaus Grünbaum und der alte Lieutenant Rudolf in „Der Hungerpastor", die Jane Warwolf, die Hanne Allmann, der Ritter von Glaubigern, das Fräulein von St. Trouin in „Der Schüdderump", mancher anderer in diesen, wie in sonstigen seiner Schöpfungen nicht zu gedenken. Es ist, als ob alle diese Wesen dem Dichter eine weltliche Beichte abgelegt hätten, und er nur wiedergiebt, was sie selbst ihm anvertraut.

Während „der Schüdderump" sich im Harzgebirge abspielt, ist der Schauplatz des „Hungerpastor" Berlin, wie es vor einigen Jahrzehnten gewesen. Gewiß ist es durchaus ein Berliner Roman, trotzdem würde sich derjenige enttäuscht fühlen, der darin die charakteristischen Merkmale suchen würde, wie die Jungen und Jüngsten sie zu einem solchen als unentbehrlich erachten. Dasjenige Element, welches man als Localcolorit zu bezeichnen pflegt, fehlt fast gänzlich, denn Raabe betont stets das Allgemeine, ewig Gültige dem Besonderen, Beschränkten gegenüber. Niemand wird in diesem Werke das für Berlin Charakteristische schmerzlich vermissen, denn es trägt eine höhere als eine derartige Lebensberechtigung in sich, wie jedes echte Dichterwerk. Diese drei Romane, die eine epische Trilogie bilden, wie sie in diesem ideellen Sinne in keiner Literatur vorkommen, sind von einer bitteren und schmerz gereiften Philosophie durchzittert, die Raabe zu einem Geistesverwandten Schopenhauers stempelt. Hinter der herrlichen, dichterischen Fülle werden die dürren, nackten Knochen des unerbittlichen Sensenmannes sichbar, hört man

das Klappern der Sense, die Gutes und Schönes, wie Häßliches und Gemeines gleichmüthig unterschiedslos niedermäht. Trotzdem liegt auf diesen Werken Etwas wie wehmüthiger Sonnenschein, der Abglanz einer höheren Welt. Dieses unbestimmbare Etwas wird am deutlichsten mit Raabes eigenen Worten gekennzeichnet: „Die Harzberge erheben sich lachend in blaugrünem Glanz, über den Feldern und Wiesen lag jenes Flimmern und Zittern, welches auch über den Werken der großen Dichter liegt und überall die Sonne zur Mutter hat.“

Wenn eben die Geistesverwandtschaft Raabes mit Schopenhauer erwähnt wurde, so ist die Wirkung Beider dennoch eine verschiedene. Der Weise sucht nur die nackte, unerbittliche Wahrheit, unbewegt, wenn der ihm Folgende zerschmettert in die Tiefe sinkt, der Dichter fährt barmherzig an den Abgründen vorbei, die er vor uns aufthut und aus denen eisige Nebel und wilde Winde aufsteigen. Er erschüttert, aber er zerschmetterd nicht. Und so groß ist seine menschliche Gewalt, daß er die Schilderung der Schrecken des Daseins mit humoristischen Bestandtheilen zu durchweben vermag, freilich mit Aeußerungen eines tiefsinnigen Humors, der sich mit dem tragischen Ernst harmonisch zu einem Ganzen verbindet, eine Mischung, die nur einem Meister möglich ist, der über alle Elemente seiner Kunst frei und souverain gebietet und auf einer geistigen Höhe steht, die nur wenigen erreichbar sein dürfte.

Wie eine würdige Vorbereitung zu diesen drei Hauptwerken erscheint der Roman: „Die Chronik der Sperlingsgasse“, der unter dem auch für andere Arbeiten beibehaltenen Pseudonym „Jacob Corvinus“ herausgegeben wurde, und ebenfalls Berlin zum Schauplatz hat, und zwar im engeren Sinne die Spreegasse, in welcher Raabe von 1854 bis 1856 als Student wohnte. Hier ist bereits jene eigenartige Durchdringung einer tiefernsten Welt- und Lebensanschauung mit einem aus ethischen Bestandtheilen zusammengesetzten Humor bemerkbar, wie sie die bezeichnendste Eigenart des Dichters ausmacht. So liebenswürdig und harmlos das Buch anscheinend ist, so erkennt der Scharfsichtige doch sofort die Züge einer bedeutenden Dichterphysiognomie, wie sie sich bald klar und selbstständig ausbilden sollte.

Alles Schaffen Raabes gruppirt sich um die genannten drei Hauptwerke; es mag ihnen vorangehen oder ihnen nachfolgen. Man erkennt sofort, daß sie alle Früchte eines Baumes sind, wenn auch selbstverständlich nicht alle gleichwerthig. Von den früher entstandenen seien hier noch als besonders bedeutsam erwähnt: „Die Kinder von Finkerode“, „Die Leute aus dem Walde, ihre Sterne, Wege und Schicksale“, ferner die vortrefflichen, historischen Erzählungen „Unseres Herrgotts Kanzlei“, „Nach dem großen Kriege, eine Geschichte in zwölf Briefen“, „Des Reiches Krone“, „Der Marsch nach Hause“ und andere.

Von den in den letzten Jahrzehnten entstandenen Arbeiten des uner-

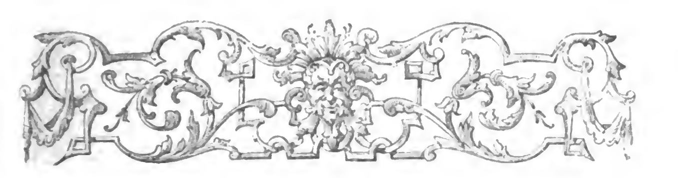
müdlichen und unerschöpflichen Autors treten außer der köstlichen Geschichte „Fabian und Sebastian“ noch unter andern besonders hervor: „Alte Nester, zwei Bücher Lebensgeschichten“, „Prinzessin Fisch“ und „Der Lar“, welche beweisen, daß Raabe seine bereits angedeuteten verbitterten und menschenfeindlichen Stimmungen überwunden und sich selbst wiedergefunden hat. Wie stürmisch geballte Wolkenmassen sind jene bösen Ausbrüche vorübergezogen und haben einen, wenn auch nicht heitern, so doch ruhigen Himmel zurückgelassen. Namentlich ist „Alte Nester“ ein Meisterwerk der Charakteristik und tiefsinniger Lebensweisheit. Wer erkennt sich nicht selbst mehr oder minder in diesen Menschen, die in diesen Blättern auftauchen und die auf ihre Schicksale warten? Wer, der den Anspruch erhebt, ein Mensch zu sein, hätte nicht gewartet, wie sie? Dieses Buch allein ist schon ein Beweis für die Wiedergenesung der alten unverwüstlichen Kraft, trotzdem auch hier die nicht seltene lose Knüpfung der Fäden bemerkbar ist. Die Erzählung „Der Lar“ zeigt ähnliche Vorzüge, nur tritt die bedenkliche Neigung zum Absonderlichen wieder stärker hervor. Auch die historische Erzählung „Das Odfeld“ kann nicht als gleichwerthig mit früheren Arbeiten derselben Richtung angesehen werden, trotzdem ist zu erwarten, daß der Dichter, der aus eigener Kraft eine Wiedergeburt an sich vollzogen, den früh und beharrlich eingeschlagenen Weg nach einigen Abirrungen bis zu Ende einhalten wird, den Weg, der für ihn eine dichterische Triumphstraße bedeutet.

Wenn sich nun der Antheil an seinem Schaffen auch in den letzten Jahren bedeutend gesteigert hat, so wird seine Eigenart eine rückhaltlose, allgemeine Hingabe wohl immer erschweren oder zum mindesten verzögern. Die Mehrzahl des lesenden Publikums denkt, wie er selbst es spöttisch mit den Worten Bürgers ausdrückt, die er dem „Schüdderump“ als Motto vorgesetzt:

„Ergötztet ihr
„Nicht lieber euch am lächerlichen Tand
„Der Thorheit? Oder an dem heitern Glück,
„Womit am Schluß des drolligen Romans
„Die Lieb' ein leicht genecktes Paar belohnt?

Vorläufig muß sich also der Dichter an der Verehrung und Bewunderung kleinerer Gemeinden begnügen, die aber in Hinsicht auf ihre Bedeutung und Zusammensetzung dem Weisen sehr wohl den Beifall großer Massen zu ersetzen vermögen.

Wilhelm Raabe ist am 8. September 1831 in Eschershausen im Herzogthum Braunschweig geboren. Er erhielt seine Ausbildung auf dem Gymnasium zu Holzminden und später zu Wolfenbüttel, und trat dann in Magdeburg in eine Buchhandlung ein. Diese Beschäftigung vermochte ihn jedoch nicht lange zu fesseln und sein eigentliches Dasein beginnt mit dem Jahre 1854, da er sich nach Berlin wandte, um historische Studien zu



Mesmerismus, Spiritismus und Hypnotismus.

Eine Studie

von

Romulus Katscher.

— Wien. —

Die Menschheit ist in einer fortwährenden Entwickelung begriffen. Vom vorgeschichtlichen Menschen mit seinen Kieselwerkzeugen und Pfahlbauten angefangen bis zum modernen Weltmenschen mit seinen elektrischen Beförderungsmitteln und Fernsprechern: welche Folge verschiedener, bald verschwindender, bald wieder neu auftauchender Entdeckungen und Erfahrungen, welch große Kette neuer Forschungen auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens! Und diese Reihe ist noch immer nicht beendet, diese Kette noch immer nicht abgeschlossen. Jeder Tag bringt eine früher kaum geahnte Entdeckung, jede Stunde eine unerwartete Bereicherung unseres Erfahrungsschatzes. Dennoch waren alle Forschungen nicht im Stande, den Aberglauben — dieses Erbtheil des Menschengeschlechts — je zu verdrängen, geschweige denn zu vernichten; so oft ihn auch die Wissenschaft auf einem Gebiete niederwarf, er erhob sich immer wieder auf einem andern mit erneuter Kraft; tausende Male überwunden, kam und kommt er eben so oft, Proteus-artig verwandelt, zum Vorschein. In den letzten Jahrzehnten ist es besonders das noch vielfach unerforschte Gebiet des Geisteslebens, in welches sich der Aberglaube eingenistet hat, und der wissenschaftliche Glorienschein, welchen er angenommen, blendet selbst viele Gelehrte und schafft ihm zahlreiche Anhänger. Es dürfte von Interesse sein, in die auf diesem Felde herrschenden Lehren einen Einblick zu gewinnen. Wir wollen in

In seiner Inaugural-Dissertation: „De influxu planetarum in corpus humanum“ (Vom Einflusse der Planeten auf den menschlichen Körper) trat er zum ersten Male mit einer Begründung seiner Lehre vom thierischen Magnetismus auf. Doch enthält diese Schrift noch nichts Mystisches, wir finden darin blos die Anschauungen eines Naturphilosophen des XVIII. Jahrhunderts. Von dem allgemeinen Naturgesetze ausgehend, daß die Himmelskörper einander vermöge der Schwerkraft beeinflussen, und daß die Planeten — besonders unsere Erde mit ihren Erscheinungen von Ebbe und Fluth — der Wirkung der Sonne und des Mondes unterworfen sind, folgert er, daß auch der menschliche Körper als Theil des organischen Ganzen gleichen Naturkräften unterthan sei. Die Kraft, welche alle Erscheinungen und Wechselwirkungen beherrscht, welcher daher auch der Mensch unterworfen ist, bezeichnet er als thierischen Magnetismus, für dessen Einflüsse uns ein Alles durchdringendes Fluidum empfänglich mache. Auf dem Gleichgewichte der magnetischen Harmonie im Körper beruht die Gesundheit, eine Störung dieses Gleichgewichtes bedingt, analog dem Wechsel von Ebbe und Fluth, die Krankheit; es komme daher bei der Heilung einer Krankheit nur darauf an, das gestörte Gleichgewicht durch zielbewußte äußere magnetische Wirkung wieder herzustellen.

Mesmer setzte sich mit dem Jesuitenpater und Hofastronomen Maximilian Hell in Verbindung und begann seine Aufsehen erregenden Kuren, bei welchen er sich der von Hell verfertigten künstlichen Magnete bediente. Von den ärztlichen Kreisen der Kaiserstadt vielfach angefeindet, gewann er das Volk für sich, welches ja von jeher geneigt ist, an wunderbare, ihm unverständliche Verfahren zu glauben. Bald ging Mesmer um einen entscheidenden Schritt weiter, und brach ganz mit der bisher geübten Methode. Er behauptete nämlich die Erfahrung gewonnen zu haben, die magnetische Kraft sei in einzelnen Menschen, — so auch in ihm — besonders stark angehäuft, und mache diesen die Benützung eines Magnets ganz entbehrlich; er magnetisirte daher von nun an nur durch Luftstriche (Passen) seiner Hände. Er konnte jedoch die deutschen Aerzte nicht für sein Verfahren gewinnen; in Wien hatte sein Auftreten unliebsame Zänkereien zur Folge, welche schließlich dazu führten, daß er 1777 aus Oesterreich verwiesen wurde.

Jetzt wählte Mesmer Paris zum Schauplatz seiner Kuren, und auch hier wuchs die Schaar seiner Anbeter von Tag zu Tag. Auch seine Erfahrungen und Entdeckungen häuften sich hier in bedenklicher Weise. Zunächst fand er, daß schon der Blick des Magnetiseurs genüge, die gewünschten Erscheinungen herbeizuführen; dann wieder, daß derselbe die magnetische Heilkraft auch auf leblose Gegenstände, wie Metalle, Glas, Flüssigkeiten übertragen könne. Mit der letzten Entdeckung war Mesmer bei den Massenkuren angelangt, zu welchen er sich eigener Instrumente, der Baquets, bediente. Diese bestanden in einer runden oder eckigen

Wanne, welche mit einem aus zwei Theilen bestehenden Deckel bedeckt war; sie wurde von mehreren Schichten sternförmig vom Mittelpunkte ausstrahlender Flaschen gefüllt, welche magnetisirtes Wasser enthielten, die Zwischenräume waren mit magnetisirten Eisentheilen, Schlacken und Flüssigkeiten ausgefüllt. Vom Grunde der Wanne ragten zwischen den Flaschenschichten Eisenstäbe hervor, welche über dem Deckel rechtwinklig gebogen waren und den Magnetismus zu den Händen der Patienten leiteten. Wie beliebt und geschätzt diese Massenkuren waren, beweist unter andern die Gründung „harmonischer Gesellschaften" in Paris, Straßburg, überhaupt in allen größern Städten Frankreichs, welche den Zweck verfolgten, die Lehre vom Lebens-Magnetismus zu vervollkommnen und praktisch zu verwerthen. Der Mesmerismus wirbelte bald so viel Staub auf, daß sich der König Ludwig XVI. im Jahre 1784 veranlaßt sah, die Akademie der Wissenschaften und die medicinische Facultät von Paris zur eingehenden Untersuchung dieser Angelegenheit aufzufordern. Beide Körperschaften gingen gesondert, mit der peinlichsten Genauigkeit an's Werk; die Prüfung der von der Akademie ernannten Commission z. B., welcher auch Franklin und Lavoisier angehörten, dauerte volle fünf Monate. Der Urtheilsspruch dieser Commission war für Mesmer's Lehre äußerst ungünstig; das Referat hob hervor, daß das magnetische Heilverfahren vorwiegend nur bei nervösen, hysterischen Personen Erfolg habe, daß sich bei diesen die gleichen Erscheinungen auch ohne jede Magnetisation einstellten, so lange man sie nur glauben lasse, daß sie magnetisirt würden, daß somit die Lehre Mesmer's vom thierischen Magnetismus einer reellen Grundlage entbehre. Wohl widersetzte sich Mesmer diesem Berichte und forderte eine neue Untersuchung, doch vergebens; sein Nimbus war verblaßt, der König verbot die weitern Behandlungen und die bald darauf folgenden welterschütternden Ereignisse der Revolution bereiteten der Sache wenigstens vor der Hand ein jähes Ende.

Inzwischen hatte auch der Mesmerismus eine neue Wendung durchgemacht. Der Marquis de Puységur, ein Jünger Mesmer's, hatte die Entdeckung gemacht, daß die Patienten durch das Anstarren und die Händebewegungen des Magnetiseurs in einen schlafähnlichen Zustand versetzt werden könnten, in welchem sie mit geschlossenen Augen Briefe zu lesen vermögen und sich durch eine gesteigerte Geistesthätigkeit auszeichnen. Auch diese Entdeckung der Somnambulen oder Clairvoyants (Hellseher) verbreitete sich rasch, und da die schon erwähnten Commissionen diesen Gegenstand nicht in ihre Untersuchungen einbezogen hatten, legten ihm selbst nüchterne Denker Bedeutung bei. Auf Veranlassung Dr. Foissac's nahm die medicinische Facultät im Jahre 1825 die Prüfung des thierischen Magnetismus wieder auf, und sechs Jahre später (im Juni 1831) erstattete Husson über diese Prüfungen einen dem Somnambulismus günstigen Bericht. Husson empfiehlt den thierischen Magnetismus als Heilverfahren.

1837 stellte ein Magnetiseur, Namens Berna, öffentlich Versuche über das Lesen verschlossener Briefe durch Somnambulen an, Burdin schrieb einen Preis von 3000 Francs für denjenigen aus, der ohne Hülfe der Augen und ohne Licht lesen könnte. Es fanden sich viele Bewerber um diesen Preis, da aber Niemand denselben bis zum 1. October 1840 gewinnen konnte, beschloß die Facultät, die Lehre vom Lebensmagnetismus nicht weiter zu berücksichtigen.

Von Frankreich aus fand Mesmer's Lehre auch in Deutschland Einlaß, und Männer wie Kieser, Ennemoser, Hufeland, Gmelin suchten mit deutscher Gründlichkeit das System weiter auszubauen. Heute noch wirbt der Mesmerismus immer neue Anhänger, wenn auch die Zahl derselben von Jahr zu Jahr sinkt. Worin bestehen nun eigentlich die Fundamentalsätze des Lebensmagnetismus? Wir wollen selbe in Kürze, soweit wir aus den Werken Mesmer's, Ennemoser's, Graf Szapáry's, Carus', Preyer's und Anderer darüber klar werden konnten, auseinandersetzen.

Man versteht unter „thierischem oder Lebens-Magnetismus" die mannigfachen Wechselbeziehungen und Erscheinungen aller Wesen, besonders der Menschen unter sich; er ist ein in den Nervenröhren kreisender Strom, durch welchen jede Muskelbewegung des Körpers verrichtet wird, er ist der Träger des Willens, mittelst dessen der Geist den Körper und seine einzelnen Theile bewegt, die Kraft, durch welche der Geist vermittels der Nerven an den Körper gebunden ist. Seine Wirkungen sind jenen der Mineralmagnete ähnlich; sie treten als Anziehung und Abstoßung (Ebbe und Fluth) auf, sind entschieden polarer Natur und äußern sich im menschlichen Organismus auf verschiedene Art. Der Lebensmagnetismus ist in den Magnetiseuren besonders stark angehäuft, und kann von ihnen kunstgemäß durch gewisse Verfahren, wie das Streichen mit den Händen, erregt und auch auf andere im Weltall vorhandene Körper und Gegenstände, wie die Planeten, Pflanzen, Thiere, Metalle, Flüssigkeiten übertragen werden. Er eignet sich vorzugsweise zur Heilung von Krankheiten, in erster Reihe von Nervenleiden und Bleichsucht. Das Heilen der Krankheiten läßt sich auf zwei zu erfüllende Gebote zurückführen: 1. Hebung oder wenigstens Verminderung von Hindernissen, 2. Vermehrung der Naturverrichtungen durch harmonische Verwendung magnetischer Ströme. Der Magnetiseur wirkt entweder unmittelbar persönlich oder durch Leiter, welchen er seine Heilkraft übertragen hat. Persönlich kann der Magnetiseur einwirken: a) durch seine Annäherung an den Kranken, b) durch den Blick, c) durch die Sprache und hauptsächlich d) durch die Luftpassen.

Das Magnetisiren der heilbedürftigen Kranken findet am Besten in den Vormittagsstunden oder Abends in einem ruhigen, mäßig durchwärmten, gelüfteten Zimmer statt. Es giebt hierfür verschiedene Methoden, wir beschreiben nur die gebräuchlichste. Der Patient liegt, leicht bekleidet, auf einem einfachen Lager, vor welches sich der Magnetiseur stellt und

damit beginnt, daß er beide ausgespreizten Hände, welche sich mit den Daumenspitzen berühren müssen, gegen den Obertheil des Kopfes des Kranken führt, so daß die Finger das Haupt leicht berühren. Er fährt nun mit den sich allmählich trennenden Händen am Hals abwärts, über Arme und Hände; umfaßt sanft die Finger des Patienten, worauf er seine Hände in einem Bogen zur Ausgangsstelle zurückführt. Die jetzt beginnende zweite Tour geht über den Hals, an den Seiten der Brust, zur Herzgrube herab, von hier über den Hüften und Schenkeln bis zu den Fußspitzen, welche sanft gedrückt werden: die Tour wird durch einen Bogen nach oben beendet. Oertliche Leiden erfordern das längere Auflegen der Hände, oft auch gelinden Druck an der betreffenden Stelle; ein Anhauchen des kranken Theiles kann ebenfalls vortheilhaft sein.

Die Erscheinungen, welche das Magnetisiren nach sich zieht, lassen sich nach Ennemoser in physische und psychische zusammenstellen. Erstere sind in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge: 1. Leise Gefühlsveränderung, die Wärmeempfindung, Wohlbehagen, zuweilen gelindes Frösteln, Mißbehagen. 2. Erhöhte Thätigkeit des Gefäß- und Nervensystems: Gefühl eines Durchströmens des ganzen Körpers bei vollem, kräftigen Puls, Steigerung der Wärmeempfindung, Röthung der Haut, örtlicher Schweiß an der Stirne. Manchmal treten auch die entgegengesetzten Symptome auf: kleiner ungleicher Puls, Herzklopfen, Beklemmung, Schwere in den Gliedern, bedeutendes Uebelbefinden. 3. Bei öfterer Wiederholung des Magnetisirens nehmen auch die Verrichtungen untergeordneter Organe Theil: die Muskeln werden kräftiger, die Athmung gleichmäßiger, die Verdauung geregelter.

Die psychischen Erscheinungen begleiten den — nicht immer eintretenden — magnetischen Schlaf. Dieser dauert meist eine Stunde, in seltenern Fällen mehrere Stunden, ja sogar Tage und Wochen. Dabei tritt das magnetisirte Individuum zu seinem Magnetiseur in ein vollständiges Abhängigkeitsverhältniß (Rapport). Der magnetische Schlaf führt zuweilen zu dem heilsam wirkenden Stadium des künstlichen Somnambulismus*), in welchem der Kranke sich durch gesteigerte geistige Fähigkeit auszeichnet, die es ihm ermöglicht, den inneren Bau seines Körpers klar zu erkennen, die Ursache seines Leidens zu ergründen, die zur Behebung desselben nothwendigen Heilverfahrens selbst anzugeben, ja sogar für die Krankheit Anderer Heilmittel zu verschreiben.

*) Im Gegensatz zu diesem steht der natürliche Somnambulismus oder Hellschlaf, welcher ohne Einwirken einer zweiten Person eintritt. Dieser kann sein: a) Autosomnambulismus, gegen Wissen des Individuums in Folge irgend welcher, noch nicht erforschter Einflüsse spontan hervorgebracht, wie z. B. bei den Mondsüchtigen, Nachtwandlern, Schlafsprechern, b) Idiosomnambulismus, durch das Individuum selbst mit seinem Wissen und Wollen erzeugt; hierher gehören die Fälle der indischen Fakire, welche sich für eine bestimmte Dauer in Todesschlaf versetzen können, wahrscheinlich auch der religiösen Märtyrer, der Hexen des Mittelalters u. s. w.

II.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung unseres modernen Lebens, daß der Glaube an übernatürliche Kräfte trotz des scheinbaren Siegeszuges der materialistischen Weltanschauung immer mehr an Boden gewinnt. Unser Stolz bäumt sich gegen die Folgerungen eines Darvin und Haeckel auf, wir klammern uns fest an die uralte überlieferte Lehre, daß das Menschengeschlecht den übrigen organischen Wesen nicht gleichgestellt, sondern überlegen sei, daß ein besonderes Etwas uns über die Thierwelt stelle. Wir wollen uns den Glauben an unsere Welten bezwingende Seele, an deren Fortdauer auch nach dem Tode, nicht nehmen lassen. Wohl belächeln wir die Einfalt des Landmanns, der dem Walten einer göttlichen Vorsehung vertraut, wohl verspotten wir die mystische Weltanschauung unserer Vorfahren; aber wir horchen andachtsvoll dem Klopfen der Geister, wir befragen überzeugungstreu die Medien und lassen uns durch ihre Vermittelung von den Geistern Heilmittel gegen körperliche Leiden angeben. Wir können eben den Glauben an höhere Mächte nicht ganz missen.

Der Glaube an die überirdische Welt hängt eng zusammen mit der Frage, ob es eine Seele giebt oder nicht. Die Naturwissenschaften geben uns keine befriedigenden Aufschlüsse hierüber; der Ausspruch des Anatomen, er habe unter dem Secirmesser noch nie eine Seele gefunden, genügt uns nicht. Der Wunsch der Staubgeborenen, die unseren Sinnen unzugängliche geheimnißvolle Welt kennen zu lernen; die Frage, ob und wo wir vor unserem Erdenleben bestanden, wohin wir nach dem Tode gelangen, beschäftigt die Menschen zu jeder Zeit. Sie hat von jeher die Religionsbegründer und Denker gefesselt, sie hat bei allen Völkern dunkle, phantastische Anschauungen gereift, und sie ist auch der Ausgangspunkt der, theilweise an Mesmer's Grundsätze anknüpfenden, spiritistischen Heillehre.

Spuren dieser Lehre finden sich schon bei den ältesten Völkern. So glaubten die Inder und Egypter an die Seelenwanderung, so bevölkerten die Griechen und Römer das Weltall mit guten und bösen Geistern; so glaubte und glaubt das Volk auch heute noch an das Wirken von Geistern in epheuumrankten Ruinen und geheimnißvollen Schluchten. Und selbst hervorragende Geisteshelden konnten sich dem Einflusse dieses Glaubens nicht ganz entziehen; wir erinnern nur an den Dämon des Sokrates, an den Kampf Luthers mit dem Teufel. Aber erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, diesen Geisterglauben in ein wissenschaftliches System zu bringen, ihn zu einer abgerundeten Lehre umzuwandeln, und dadurch salonfähig zu gestalten.

Der Geburtsort des modernen Spiritismus ist Hydesville bei New-York; zwei Geschwister Fox waren es, die zuerst (1848) die Ansicht verfochten, daß die Geister sich uns durch Klopfen hörbar und verständlich machen könnten. Von hier verbreitete sich die Lehre der Klopfgeister über die ganze Welt. Im Jahre 1853 schon wurden in Bremen und Heidel-

berg Versuche über das Tischrücken angestellt, und bald gab es kaum eine größere Stadt, in welcher man nicht allabendlich Geister klopfen gehört hätte, in welcher nicht das Tischrücken mit großem Ernst besprochen worden wäre, und es entwickelte sich ein reger, lustiger Verkehr zwischen dem Dies- und Jenseits. Nun wurde aber dieser Verkehr, bei welchem die Antworten der Geister erst mühsam aus der Anzahl der aufeinanderfolgenden Schläge zusammengestellt werden mußten, auf die Dauer zu langweilig, und die ganze Geisterangelegenheit wäre wohl im Sande verlaufen, wenn man nicht noch rechtzeitig zu der Entdeckung gekommen wäre, daß gewisse, besonders feinfühlige (sensitive) Menschen, die Medien, im Stande seien, sich mit den Geistern in nähere Verbindung zu setzen. Von da an mehrten sich die Erfahrungen in verblüffender Weise, denn die Geister freuten sich offenbar, uns blinde Erdbewohner belehren zu können, und sie machten den Medien schriftlich oder mündlich werthvolle Mittheilungen. Man erfuhr hierdurch, daß die Geister Seelen verstorbener Menschen wären, daß sie zuweilen in einer, ihrem früheren Körper gleichenden Hülle erscheinen könnten, daß sie in einer ununterbrochenen Entwickelung begriffen seien und oft zur Strafe einem irdischen Körper einverleibt (incarnirt) würden. Unter der Leitung der Spiritisten Allan Cardek, Davis Jackson, und anderer entwickelte sich zunächst in Amerika, später auch in England, Frankreich und Deutschland eine stetig wachsende spiritistische Literatur, und selbst gelehrte Forscher, wie Wallace, Crookes, Zoellner, widmeten ihre Feder den Diensten der neuen Heillehre. Heute, nach kaum vierzig Jahren, zählt die Anzahl der gläubigen Spiritisten in Amerika allein nach Millionen, und sogar in unserem sonst so nüchtern-skeptischen Deutschland vergeht kein Jahr, in welchem nicht eine Unmasse spiritistischer Flugschriften erschiene.

Es ist eigentlich schwer aus dem riesigen Material oft mystischer und widersprechender Katechismen und Abhandlungen eine klare Uebersicht der Grundlehren des Spiritismus zu erlangen. Doch dem Kühnen lächelt das Glück. Wir haben bei der nachfolgenden Auseinandersetzung hauptsächlich die Schriften Allan Cardeks, Friedrich Zoellners und Dr. Georg Langsdorffs benützt.

Der Mensch ist als ein vernünftiges, mit einer Gottesidee begabtes Wesen, nicht blos mit einem stofflichen, sondern auch mit einem geistigen Körper, der Seele, versehen, welcher einer höheren Entwickelung fähig ist. Diese Seele ist ein individuelles Wesen, das intelligente Princip, dessen innere Natur uns unbekannt ist. Sie ist für die Dauer des irdischen Lebens in eine äußerst dünne, ätherisch- elektrische Dunsthülle, dem Perisprit (oder Od-Sphäre) eingeschlossen. Durch den Perisprit ist der Geist befähigt auf den Körper einzuwirken, derselbe ist also das verbindende Element zwischen den stofflichen und geistigen Wesen. Die Menge und der Grad des Perisprits ist bei den verschiedenen Personen verschieden, und kann durch zweckmäßige Uebung gesteigert werden. Bei vielen Personen steht

der Perisprit in innigerer Verbindung mit dem Geiste als mit dem Leibe, und ermöglicht ersterem dadurch zeitweilig den stofflichen Körper schon bei Lebzeiten desselben verlassen zu können, „wodurch er dann nicht blos die äußeren Erscheinungen und Wirkungen des Universums, sondern auch die Ursache aller Dinge schauen kann“ (G. Langsdorff). Nach dem Absterben des Körpers behält die Seele nur mehr ihre rein geistige Substanz bei, welche, ihres Perisprits entblößt, nicht vermag, auf unsere Sinne einzuwirken; deshalb entziehen sich auch die durch den Tod des Perisprits beraubten Geister der sinnlichen Wahrnehmung, obgleich sie uns umgeben und unser Seelenleben beeinflussen. Der entkörperte Geist behält seine frühere Denkweise, seine ehemaligen Gefühle und Neigungen bei, nur hat er sich neue Kräfte zur Kundgebung seiner moralischen Gefühle, eine größere Fähigkeit zur Erwerbung geistiger Kenntnisse angeeignet. Die Geister sind in ununterbrochener Entwickelung begriffen, und demgemäß in mehrere Kreise getheilt, jene der höheren Kreise können mit denen der niederen verkehren, nicht aber umgekehrt. Die Vervollkommnung der Geister ist die Frucht ihrer eigenen Arbeit, denn wenn sie auch von Gott erschaffen wurden, so ist ihnen doch ihr freier Wille gewahrt geblieben. Strafbare Geister werden in niedrigere, beschwerlichere Welten, zu denen besonders unsere Erde gehört, einverleibt, und müssen ihre Schuld im Gegensatze ihrer Fehler sühnen, so wird z. B. der hartherzige Reiche im Körper eines Armen incarnirt. In diesem Uebergangszustande haben sie keine Kenntniß von ihrer früheren Existenz.

Soll sich ein Geist dem Menschen wahrnehmbar machen können — sei es durch Klopfen, Musik, Schreiben oder Sichtbarwerden — muß er erst wieder eine Perisprithülle bekommen. Nun giebt es besonders sensitive Personen, die Medien, die einen Ueberschuß von Perisprit besitzen, und denselben den Geistern auf kurze Zeit überlassen können. Schwache Medien erlauben den Seelen höchstens, sich durch das Klopfen oder Tischrücken wahrnehmbar zu machen; stärkere ermöglichen ihnen schon, die Hand des Mediums zu Schriftzeichen zu führen, oder gegebenen Falls selbst den Schreibstift zu bewegen und mit Hülfe eines Psychographen (Seelenschreiber) unmittelbar die gewünschte Mittheilung niederzuschreiben. Bei einer noch größeren Menge überschüssigen Perisprits kann der Geist dem Auge sichtbar erscheinen, indem er den Perisprit um seine Substanz zu jener Körpergestalt umformt, welche er bei Lebzeiten besessen hatte; diese Gestalt erscheint dann in schimmernd leuchtendem Glanze, bis der Perisprit verbraucht ist, worauf der Geist wieder verschwindet.

Die Fähigkeit der Medien, mit ihrem Geiste zeitweilig den Körper zu verlassen, und ihren Perisprit an andere, körperlose Geister abzugeben, wird durch das mesmerische Verfahren des Magnetisirens entwickelt und gesteigert. Die modernen Spiritisten unterscheiden bei diesem Vorgehen vier Stadien: 1) den sympathischen Zustand; Magnetiseur — auch Gegen=

medium genannt — und Medium treten in nähere Beziehung. Dieser, nahezu bei allen Menschen erreichbare Zustand besteht in einem kurzen magnetischen Schlafe, welcher bei Kranken heilsamer wirkt als Heilmittel. Der magnetische Schlaf ist nicht unbedingt nothwendig und wird deshalb von vielen Magnetiseuren ganz unterdrückt; 2) den psychologischen Zustand: Uebergang in die eigentliche Magnetisation, die Seele macht sich vom Körper frei; 3) das somnambule Stadium: das Medium befindet sich in geistigem Rapport mit der Seele des Magnetiseurs, ist daher für dessen Befehle empfänglich; das Schauen ist schon ein rein spirituelles. Dieser Zustand bringt, zielbewußt geleitet, medizinisches Hellsehen hervor; 4) den höhern geistigen Zustand: unabhängiges Hellsehen; die Seele des Mediums gehorcht nicht länger dem Willen des Magnetiseurs, frei schwebend kann sie zu den entferntesten Sternen gelangen, und ihre, hier gewonnenen, Eindrücke kundgeben. Dieses Stadium bildet die letzte Stufe des magnetischen Schlafes; wer sich öfter darin befunden, kann auch in normalem, wachem Zustande ein klares Urtheil über die Endursachen aller Dinge gewinnen.

„Durch den göttlichen Willen sind die ersten Menschen als noch sehr unvollkommene Vernunfts-Wesen entstanden, aber begabt mit den ersten Anfängen eines Selbstbewußtseins. Mit diesem war die Vernunft erdacht, die das Vorhandensein eines Gottes-Begriffes, als Urquell alles Seienden, erkennen ließ; und durch diese Vernunft, wodurch das Menschengeschlecht über die Thiere erhoben worden, haben es die Menschen nach und nach verstanden: „Herr zu werden auf Erden.“ Sie haben sich Holz, Gestein und Metalle, Wind, Wasser, Blitz, Elektricität, Licht und Magnetismus zu Dienern zu machen verstanden, und sind heute daran, auch den Geist und die „Geister“ in der Natur sich dienstbar zu machen. Es wird dadurch nach und nach ein vergeistigteres Menschengeschlecht entstehen.“

(Langsdorff.)

III.

Hat sich die Lehre des Lebensmagnetismus bei den Spiritisten in einer phanthastischen, jeder wissenschaftlichen Begründung entbehrenden Mystik verloren, so führte sie doch andererseits zur strengeren Prüfung der unleugbaren Erscheinungen des künstlichen Somnambulismus, an welcher seit ungefähr einem Jahrzehnt medizinische Größen fast aller Länder eifrig betheiligt sind, so daß begründete Hoffnung vorhanden ist, daß sich in nicht zu langer Zeit eine endgültige Lösung dieser auffallenden Thatsachen werde finden lassen. Einem englischen Chirurgen aus Manchester, James Braid, gebührt das Verdienst, mit den unhaltsamen Theorien des Mesmerismus gebrochen, und die Forschungen in die einzig richtige Bahn physiologischer Untersuchungen gelenkt zu haben.

Durch die Schaustellungen der Magnetiseure, besonders des Franzosen

H. Lafontaine angeregt, widmete Braid von 1840 angefangen seine Zeit fast ausschließlich dieser Frage. Er veröffentlichte die Erfolge seiner zahlreichen bahnbrechenden Untersuchungen in verschiedenen Schriften, von welchen besonders die 1843 erschienenen „Neurypnology or the rationale of nervous sleep“ hervorgehoben zu werden verdient, da er darin seine Theorie vom Hypnotismus zu begründen versucht. Er beweist, daß die Hypnose und ihre Erscheinungen rein subjectiver Natur sind und im Nervensystem der Versuchsperson ihren Grund haben. „Streng genommen“ — erklärt er den Ausdruck Hypnotismus — „bezeichnet Hypnotismus nicht einen Zustand, sondern eine Reihe von solchen, die in jeder erdenklichen Weise variiren zwischen bloßer Träumerei und tiefem Koma, mit völliger Aufhebung des Selbstbewußtseins und der Willenskraft auf der einen Seite, und einer fast unglaublichen Exaltation der Functionen der einzelnen Sinnesorgane, der intellectuellen Fähigkeiten und der Willenskraft auf der anderen Seite. Die Erscheinungen sind theils geistiger Natur, theils physisch, willkürlich, unwillkürlich oder gemischt, je nach dem Stadium des Schlafes.“ (W. Preyer: „Entdeckung des Hypnotismus“ Berlin 1881.)

Die Anschauungen Braids konnten Anfangs nur schwer durchdringen. In Frankreich suchten Velpeau, Guérimeau, Durand das Interesse hierfür zu erwecken, jedoch ohne besondern Erfolg. Wohl veröffentlichte Liébault im Jahre 1866 seine diesbezüglichen Erfahrungen unter dem Titel: „Du Sommeil et des états analogues considérés surtout au point de vue de l'action du moral sur le physique“, aber Aerzte und Publicum begannen sich für die Frage des Hypnotismus erst zu erklären, als der berühmte Physiologe Richet 1875 die somnambulen Erscheinungen einer wissenschaftlichen Prüfung unterzog. Drei Jahre später nahm Charcot an der Salpêtrière das Studium des künstlichen Somnambulismus bei Hysterischen auf; Männer, wie Liégeois, Beaunis, Bernheim, Binet, Ségard und andere beschäftigten sich von da ab ununterbrochen mit der Angelegenheit, und bald spalten sich die Ansichten in zwei Lager: in die Schule der Salpêtrière mit Charcot, und in die Schule von Nancy mit Liébault und Bernheim an der Spitze.

In Deutschland und Oesterreich fachten erst die Schaustellungen des dänischen Magnetiseurs Hansen (1880) das Interesse der Fachkreise an. Von den deutschen Forschern verdienen besonders Preyer (Jena), Weinhold (Chemnitz) Heidenhain (Breslau), Berger (Breslau), Erwähnung; in Oesterreich lieferten die Professoren Obersteiner, Benedikt, Krafft-Ebing (Wien), Müller (Graz), in Ungarn Professor Jendrássik (Budapest), in Italien Sepilli, Tamburini, Dal-Pozzo, Campili, werthvolle Beiträge zu dieser Frage. Ob und wie weit sich die Gelehrten der übrigen europäischen Länder an hypnotischen Untersuchungen betheiligten, ist uns unbekannt.

Die erste Frage, welche die Forscher des Hypnotismus beschäftigt, ist: welche Personen sind für Hypnose empfänglich, und giebt es charakte-

ristische Merkmale zur Erkennung derselben? Aus den statistischen Belegen Braids, Liébaults, Bernheims und anderer ergiebt sich zur Genüge, daß sich die Hypnotisirarbeit nicht auf einzelne Individuen beschränkt; wir alle sind hypnotisirbar, nur das raschere oder langsamere Eintreten des Schlafes ist an gewiße Punkte, wie Alter, Beschäftigung, Gesundheitszustand der Versuchsperson, klimatische Verhältnisse, gebunden. Für die Hypnose leicht zugänglich erweisen sich Personen im Kindes- und Jugendalter, Individuen, welche mehr physischen als geistigen Beschäftigungen obliegen und jene, die an Nervosität, Hypochonderie, Hysterie, Epilepsie leiden; Frauen sind im Allgemeinem leichter zu hypnotisiren als Männer, die Bewohner des Südens leichter als die Nordländer. **Immer aber ist es zum Gelingen der Hypnose nothwendig, daß die Versuchsperson nicht ihre geistigen Fähigkeiten, ihre gesammte Willenskraft aufbiete die Hypnose** zu verhindern, sie kann nicht gelingen, wenn die Versuchsperson den Bemühungen widersteht, wenn sie das Bewußtsein darauf richtet, nicht hypnotisirt werden zu können. Verzögert wird die Hypnose durch Uebermüdung des Körpers oder Geistes, durch übermäßigen Genuß erhitzender Nahrungsmittel und Getränke, wie Gewürze, Kaffee, Thee, Spirituosen. Bei Personen, die schon öfter hypnotisirt wurden, gelingt der Versuch immer sehr leicht; ja manche können sogar von selbst, ohne Eingreifen eines Hypnotiseurs, durch geringe äußere Anläße, z. B. durch das Tick-Tack eines Uhrenpendels, in den künstlichen Nervenschlaf verfallen (Autohypnose).

Die Methoden der Hypnose sind sehr verschieden, rein physischer, rein psychischer oder gemischter Natur; alle beruhen jedoch, bewußt oder unbewußt, auf **Suggestion**, d. h. auf der noch räthselhaften, aber unleugbaren Fähigkeit des menschlichen Geistes, seine Gedanken und Eindrücke dem Gehirn und somit dem Geiste einer anderen Person zu übertragen, ihr seinen Willen aufzudrängen, in ihr den seinen analoge Vorstellungen zu erwecken, sie zu gewißen Handlungen zu zwingen. Der ausgesprochene oder auch nur unbewußt gedachte Wunsch des Hypnotiseurs, daß seine Versuchsperson in Schlaf verfalle, dieser allein ist, der sie in den hypnotischen Schlaf versetzt, insofern sie sich nicht mit Wissen und Willen dagegen sträubt. Die physischen Handhabungen der Hypnotiseure, wie z. B. der Befehl, eine glänzende Kugel starr zu betrachten, dienen blos dazu die Sinnesthätigkeit des zu hypnotisirenden Individuums von der Außenwelt abzulenken und dadurch seine Gedanken auf das Gelingen des Versuches zu richten. Daß die Suggestion allein es ist, die den hypnotischen Zustand hervorruft beweist unter andern der Umstand, daß schon öfter der Hypnose unterlegene Personen in diesen Zustand verfallen, so wie sie bemerken, daß ihr Hypnotiseur Anstalten trifft, sie zu hypnotisiren. Zur Erweckung aus diesem Zustande genügt meist der Befehl des Operateurs zu erwachen, höchstens noch verbunden mit einem Anhauchen des Gesichtes.

Die Erscheinungen der Hypnose sind so mannigfacher Art, daß es unmöglich ist, sie in genau abgegrenzte Stadien einzutheilen. Berücksichtigen wir den Umstand, daß Uebergänge von dem einen Stadium zum andern fast immer vorkommen, so können wir unserer Besprechung die Eintheilung Charcots zu Grunde legen, wobei jedoch nicht außer Acht gelassen werden darf, daß dieser hervorragende Forscher die Wirkung der Suggestion zu wenig in Betracht zieht.

Der kataleptische (starrkrampfartige) Zustand — das erste Stadium Charcots — kennzeichnet sich durch Offenbleiben der Augen und Starre der Gliedmaßen. Letztere verharren regungslos in jeder beliebigen, noch so schwierigen Lage, die der Hypnotiseur ihnen giebt, und stellen einer Aenderung derselben geringen oder gar keinen Widerstand entgegen, die Versuchsperson bildet ein lebloses, geschmeidiges Material in den Händen des Operateurs, aber auch nur dieses. Das Empfindungsvermögen der Haut und der Nerven gegen äußere Einflüsse, wie Kälte oder Hitze, scheint gänzlich aufgehoben, und kann nur durch Suggestion erweckt werden; die Athmung ist in diesem Zustande verlangsamt, unregelmäßig.

Im lethargischen Stadium schließen sich die Augen; jeder mechanische Reiz der Muskulatur zieht eine Contractur (Zusammenziehen) der betreffenden Muskelpartie nach sich, der leiseste Fingerdruck bringt sofort eine Bewegung des entsprechenden Muskels hervor. Die Athmung ist gleichmäßig und tief, ein wenig beschleunigt.

Der somnambule Zustand geht ebenfalls mit einem Schließen der Augen einher; die Glieder behalten wohl jede Lage, welche man ihnen giebt, widerstehen jedoch schon mit bedeutender Kraft einer Aenderung derselben. Auffallend sind die psychologischen Erscheinungen dieses Stadiums; bevor wir aber auf dieselben näher eingehen, müssen wir erst die Sinneserscheinungen und den sogenannten Transfert wenigstens kurz erwähnen.

Die Sinnesthätigkeit wird durch die Hypnose im Allgemeinen herabgesetzt. Zuerst wird das Sehvermögen gestört, die Augen können nicht mehr offen gehalten werden, die Lider schließen sich; der Geruchsinn, der Geschmack, das Gehör nehmen scheinbar ab. Strenge genommen kann von einer Herabsetzung der Sinnesthätigkeiten keine Rede sein, da alle diese Erscheinungen nur Folgen der Suggestion sind; der Hypnotisirte schließt die Augen, weil ihm sein Operateur befohlen, zu schlafen; er ist taub gegen die Geräusche der Außenwelt, hat keinen Geschmackssinn und nimmt selbst die ekelerregendsten Flüssigkeiten ohne Anstand zu sich, nicht, weil die Function dieser Sinnesorgane gestört ist, sondern weil der Hypnotiseur es ihm suggerirt.

Aeußerst räthselhaft ist die Erscheinung des Transfert. Man versteht hierunter die Uebertragbarkeit hypnotischer Körperwirkungen der einen Körperseite auf die andere, sobald man der erstern mit einem Metalle, besonders einem Magnet, nahekommt. So kann man z. B. eine in Folge

von Suggestion am rechten Oberarme eingetretene Brandwunde durch die Annäherung eines Magnets hier zum Verschwinden bringen, worauf sie an der entsprechenden Stelle des linken Oberarms zum Vorschein kommt; ebenso überraschend gelingt auf diese Art der Versuch eine Lähmung des linken Fußes zu beseitigen, welche sich dann auf den rechten Fuß überpflanzt. Der Transfert ist immer ein schrittweiser, in dem Maße, in welchem die Erscheinungen auf der einen Seite verschwinden, treten sie auf der andern allmählich wieder auf.

Wir kommen nun zu den spannenden seelischen Erscheinungen der Hypnose. Die erste psychische Erscheinung offenbart sich darin, daß das somnambule Individuum sich aller Vorgänge seines wachen Lebens, selbst aus längst vergessenen Zeiten, mit besonderer Schärfe zu erinnern vermag, daß es alle Einzelheiten früherer Schlafperioden klar vor sich sieht, daß es jedoch nach dem Erwachen nicht die geringste Kenntniß davon hat, was während der Hypnose mit ihm vorgegangen, es wäre denn, daß ihm der Hypnotiseur ausdrücklich befiehlt, die Ereignisse des Schlafes nach dem Erwachen nicht zu vergessen.

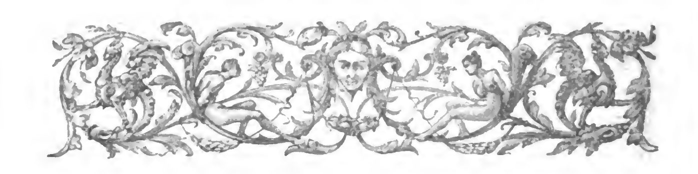
Die zweite psychische Wirkung, der Rapport, besteht in der strengsten Abhängigkeit der Versuchsperson vom Willen des Hypnotiseurs. Für den Hypnotisirten besteht die gesammte Außenwelt nur insofern, als sein Hypnotiseur es zugiebt, er hört nur diesen und beantwortet nur seine Fragen, der Hypnotiseur kann seinen Gliedmaßen jede beliebige Haltung geben, er kann durch eine einzige Berührung, durch ein Wort, durch eine Miene in jedem Körpertheile jede hypnotische Erscheinung hervorrufen oder beheben; versucht es aber ein anderer, so bleibt jeder Erfolg aus. Soll ein Dritter die Versuchsperson beeinflussen können, muß erst der Operateur den Rapport auf ihn übertragen, indem er die Hand dieser Person erfaßt und dem Schlafenden befiehlt, ihr zu gehorchen. Die Erscheinung des Rapports hat zu zahlreichen erklärenden Hypothesen Anlaß gegeben, aber noch ist die Frage nicht hinreichend gelöst.

Unzweifelhaft am überraschendsten sind die Erscheinungen der schon öfters erwähnten Suggestion. Das in der Hypnose befindliche Individuum ist geistig und körperlich ganz dem Willen des Hypnotiseurs unterworfen, es vollführt jede Handlung, welche ihm dieser befiehlt; es sieht, fühlt, hört nur durch ihn. Die einfachste Art ist die schon von Braid beobachtete „Suggestion par attitude“; faltet der Hypnotiseur die Hände der Versuchsperson wie zum Gebet, so nimmt auch ihr Gesicht die entsprechenden Mienen von Andacht an, erhebt er drohend ihre Hand, so zeigt das Gesicht die Züge des Zornes u. s. f. Ebenso rufen die Bewegungen des Hypnotiseurs ähnliche Bewegungen und entsprechendes Mienenspiel des Somnambulen hervor; der Hypnotiseur beugt das Knie, sofort kniet auch der Somnambule nieder und blickt verzückt zum Himmel. Die hypnotischen Suggestionen wirken auf den Zuschauer oft komisch, aber auch verblüffend

durch die Genauigkeit, mit welcher sie ausgeführt werden. Der Hypnotiseur suggerirt seiner Versuchsperson, sie wäre ein kleines Kind; sofort spricht sie mit kindischer Betonung, spielt mit ihrer Puppe; er befiehlt ihr, den Berg vor ihr zu besteigen: sie athmet tief und schwer, hebt ihre Füße ganz wie ein Tourist auf beschwerlichen Bergpartien. Aehnlich zeigen Hypnotisirte alle Zeichen des Rausches, wenn man ihnen Wasser als berauschenden Wein zu trinken reicht und nehmen umgekehrt große Mengen Spirituosen ohne die geringste Spur von Trunkenheit zu sich, wenn ihnen diese für Wasser geboten werden; sie essen Salz für Zucker, riechen Ammoniak für Kölner Wasser u. s. w.

Und diese Wirkung kann auch nach der Hypnose im wachen Zustande erzielt werden, denn der Einfluß der Suggestion kann auch auf diesen übertragen werden. Der Hypnotiseur befiehlt dem Somnambulen, nach seinem Erwachen die im Zimmer anwesenden Personen nicht zu sehen: der Somnambule erwacht, und ist höchst erstaunt, glimmende Cigarren in der Luft spaziren gehen zu sehen, die rauchenden Personen sind für ihn nicht da, er sieht sie nicht, obwohl er bei jedem Schritt an ihnen anstößt. Daß diese posthypnotische Suggestion verhängnißvoll werden kann, beweist der Versuch Liégeois, der einer glücklich verheiratheten Frau suggerirte, nach ihrem Erwachen ihrem Gatten heimlich gestoßenen Zucker, welchen er ihr für Arsenik gab, in den Thee zu mischen, und ihn so zu vergiften. Derartige Versuche beweisen zur Genüge, welch' weites Feld die posthypnotische Suggestion Verbrechern bietet, um so mehr, als das hypnotisirte Individium nach vollbrachter That nicht anzugeben vermag, wer es dazu bewog.

Fassen wir die verschiedenen Erscheinungen der Hypnose zusammen, so wird es uns klar, daß sie berufen ist, in der Heilkunde und Rechtswissenschaft der Zukunft eine bedeutende Rolle zu spielen. Sie ermöglicht dem Arzte, zuweilen schwierigere Operationen auch ohne die zeitraubende Narkose zu vollführen, sie bietet ihm die Mittel, große, langwierige Schmerzen, wie Neuralgien, durch bloße Suggestion zu lindern, sie weist ihm den Weg, auf welchem er Geistes- und Gemüthsleiden beheben kann. Bei dem Heilverfahren der Nervosität, Hysterie und ähnlicher Leiden wird sie in der That heute schon berücksichtigt. Die Rechtswissenschaft der Zukunft muß mit ihr, als einem wichtigen Factor rechnen, das Strafgesetz sie berücksichtigen. Die Vortheile, welche die Hypnose bietet, sind zu groß, als daß wir sie auf die Dauer missen könnten; die Furcht vor verbrecherischen Mißbräuchen wird schwinden, so wie Gesetze dieselben erschweren, und wir zweifeln daher nicht, daß der Hypnotismus früher oder später die ihm gebührende Stelle einnehmen wird.



Goeze vor Lessings Anti-Goezen.*)

Von

Erich Schmidt.

— Berlin. —

Lessings Veröffentlichung der sogenannten Wolfenbütteler „Fragmente" des „Ungenannten" — aus der radicalen „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes" von dem verstorbenen Hamburger Professor Hermann Samuel Reimarus — entfesselte 1777 einen Sturm in der deutschen Christenheit. Die berufenen großen Theologen hielten sich zunächst zurück, die kleinen Angreifer ließen anfangs den gefürchteten Herausgeber ganz aus dem Spiele. Da, im December, trat aus den Reihen der bedrängten Orthodoxie ihr unermüdlichster Kämpe beherzt hervor, um den Stier bei den Hörnern zu packen und den Sturm wider die alte Burg des christgläubigen Lutherthums als treuer Vogt zurückzuschlagen, der Hamburgische Hauptpastor Johann Melchior Goeze. Der wollte nicht sein gleich den stummen Hunden, kein zager Mietling und unnützer Knecht, sondern ein geistlicher Soldat auf seinem Posten, wie er es in ungestümer Erneuerung jenes alten Ideals vom apostolischen Krieger so oft bekannt hatte. Daß er, der keine Menschenfurcht spürte, den antichristlichen Unbekannten und seinen minirenden Erwecker nicht ruhig in den Schafstall einbrechen lassen würde, lag auf der Hand; denn wo und wie immer während dieser Jahrzehnte großer theologischer Abrechnungen eine Herausforderung an die Christenheit erging, hob Goeze den Handschuh auf. Sollte er hier schweigen, weil er einst Lessings „ehrlicher Goeze" gewesen war und trotz einer kleinen bibliothekarischen Verstimmung den alten geistreichen Besucher noch im Herzen trug?

---

*) Bruchstück aus dem noch nicht veröffentlichten zweiten Bande von Erich Schmidts Lessing-Biographie. D. R.

Seine ganze Vergangenheit im Dienste der streitbaren Kirche und seine felsenfeste Ueberzeugung von den Pflichten eines evangelischen Priesters in bedrohlichen Zeitläuften riefen ihn ins Gewehr.

Goeze ist der letzte Orthodoxe, der starr und grimmig wie ein alter Flacianer jedes Titelchen des göttlichen Buchstabens vertheidigt und von dem Glaubensgrunde der Augsburgischen Confession, auf dem die nächstfolgenden Geschlechter in harter Gedankenarbeit ihr dogmatisches Gebäude gemauert hatten, keinen Fuß breit weicht. Ihn beherrscht die innerste Ueberzeugung, daß der Protestantismus allein im Beharren, nie und nirgends aber im rollenden Fortschritt einer freieren, für Goeze nur dem Abgrund geweihten Entwicklung sein Heil finde. 1717 einer Pastorenfamilie entsprossen, hatte der ernste und gründliche Jenenser und Hallenser Student, auch er ein Lieblingsjünger des mächtigen, aber schwanken Baumgarten, ohne jeden Scrupel noch Zweifel den Weg auf die Kanzel genommen und in den Jahren, da er erst seines Vaters Gehilfe in Aschersleben, dann Prediger zu Magdeburg war, neben der Seelsorge eine rege, theils auf gelehrte lateinische Bibelerklärung, theils auf heilsame, von Haus aus mehr verwarnende als erbauende „Betrachtungen des Todes und der Ewigkeit“ gerichtete Schriftstellerei entfaltet. Sein Talent und Verdienst blieb nicht im Stillen. 1755 erging an ihn ein Ruf aus Hamburg, der so sehr „alle Zeichen der Göttlichkeit“ trug, daß Goeze dieser Führung des Herrn nicht widerstreben zu dürfen meinte. Eine rhetorische Jubel- und Abzugspredigt bringt dem Staate Friedrichs sein Lebewohl: „wir genießen die unaussprechliche Wohlthat der völligen Geistesfreiheit . . . wir leben unter dem Scepter eines Monarchen, welcher allen Gewissenszwang auf das äußerste verabscheuet und die evangelische Lutherische Kirche in seinen Landen auf keine Art beunruhigen läßet.“ Aber ganz anders als dieses zur Feier des Religionsfriedens erpreßte Lob friedericianischer Kirchenpolitik klang seine Antrittsrede in der St. Katharinenkirche, die nun auf drei Jahrzehnte Goezes Schau- und Kampfplatz wurde. Er betrat eine noch strenglutherische Freie Stadt, deren Geistlichkeit früh dem sanften Melanchthon (den „Patriarchen aller Aufklärer“ schilt ihn Goeze) jede Gefolgschaft gekündigt, in Abendmahls- und Höllenfahrtshändeln ihren Trotz gezeigt und im achtzehnten Jahrhundert von dem fanatischen Neumeister an siegreich das Banner der Orthodoxie geschwungen hatte. In einem abgeschlossenen Gemeinwesen, wo Katholiken und Reformirte nicht staatlich anerkannt, sondern dem Schutz fremder Residenten überlassen waren, begann der neue Hauptpastor mit gewaltigem Bekenntniß gegen das Joch des Papstthums und leidenschaftlicher Verpflichtung auf das lautere Evangelium. Als gleich das erste Jahr durch jenes Erdbeben, welches Lissabon verschlang, die Frage der Theodicee mit ungeheuerem Nachdruck schärfte, da vernahm die Gemeinde manches Donnerwort vom Straf- und Weltgericht Jehovahs, wie seit dem dreißigjährigen Kriege kein Redner

Gottes mehr gesprochen hatte. Dieser dreuende Homilet, der dann 1763 weniger die Segnungen des Friedens begrüßte als schnöden Mißbrauch des Friedens zur Versündigung befürchtete, rief trotz einem Propheten des alten Bundes sein Wehe: „O Hamburg! auch für dich hat Gott Ruthen, Heere und Feuerflammen, Erdbeben, Wasserfluthen und tausend andere Mittel, dich zu züchtigen, dich zu verderben, dich zu Grunde zu richten, und ein Adama und Zeboim aus dir zu machen." Was den Goezischen Predigten, von denen, außer den nach Hamburger Brauch zuvorgedruckten und verkauften Blättchen „Text," eine große Last uns vorliegt, den eigenen Stempel giebt, ist und bleibt im Ganzen doch der furchtbar veraltete Geist des Eifers, der nicht tröstet, sondern schreckt, nicht belehrt, sondern straft und das machtvollste Glaubensmittel, ein herzliches Gebet zu Gott, beständig durch dogmatische Polemik und harte Verwünschung durchkreuzt. Goezes Vortrag, durch äußere Gaben wenig unterstützt, strömt nicht wie Luthers schlichtes und im Herzeleid so unversieglich mildes Gotteswort aus der Fülle des Gemüths, aber es trachtet lebendig und eindringlich dem ausgesprochenen Stilideale nach: er lehrete gewaltig, daß solche Lehre wie Spieße und Nägel in das Herz der Hörer traf! Nur als häuslicher Jammer den starken Mann beugte und der Verlust zweier heißgeliebter Kinder eine Predigt über elterliche Liebe und Hoffnung weihte, fand Goeze sanftere Töne. Sonst ist er nimmer müde, den Kindern der Welt die Hölle heiß zu machen, Aussichten auf die „erschröckliche Rechenschaft" am jüngsten Tage zu eröffnen, und den verstockten Sündern, nach allerlei Angriffen mit Centnersteinen, Blitzstrahlen und höllischem Feuer, ein furchtbares „Wehe ihnen auf ihrem Sterbebette! wehe ihnen in der Ewigkeit!" ins Ohr zu rufen. Im Stil des sechszehnten Jahrhunderts schreit er den bösen Feind an und bestreitet die modernen Belialssöhne; mit Luther, den er schier abgöttisch als den mit Himmelsmuth ausgerüsteten Nachfolger Christi ehrt, verabscheut und vermaledeit er faule Nachgiebigkeit, damit niemand das zage Herz mit dem Feigenblatt falscher Friedensliebe bedecke. Den Seelenmördern, den rasenden Jesufeinden, den gottlosen Sittenlehrern, frechen Bibelstürmern und Zeitungsschreibern verlegt er den Weg, um trotz dem Unfug einer verseuchten Gegenwart aus innerster Ueberzeugung zu triumphiren, daß der allerunwiderstehlichste Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion, die Auferstehung des Heilands, das Gift der Gegner zu Schanden mache. Wohl lehrt auch Goeze die Christenpflicht liebreicher Hilfe ohne Unterschied der Confession und die nöthige Erfüllung des Bekenntnisses durch werkthätige Uebung, aber nie unterläßt er es dabei laut gegen den neumodischen Satz zu protestiren: Gott sehe nicht sowohl auf den Glauben als auf Zeichen der Nächstenliebe, nie fehlt die Erläuterung: daß der Mensch die Feinde Jesu als Menschen liebe, doch als die Verfolger Jesu hasse, und daß auch dem tugendhaftesten unbekehrten Heiden das Himmel-

reich verschlossen sei. Wenn er, dessen Bewußtsein der Erbsünde jedes ruhmredige Pochen auf Christentugend abwies, des öfteren den Juden das schlimme Verhalten der Christen zu Gute rechnete, so wollte er doch um alles nicht durch ein Lob Mendelssohns die jüdische Verstocktheit befestigen helfen. Mit dem Unchristen giebt es kein Pactiren; wer nicht für mich ist, der ist wider mich; wer nicht alles glaubt, der glaubt gar nichts — und Goeze betet: „Unsre Seele komme nicht in ihren Rath, und unser Ende sei nicht wie ihr Ende!“ In diesen dunklen Tagen, wo ein ausgeschmücktes Heidenthum auf den Thron begehre, gelte es einen guten Kampf zu kämpfen, ohne Angst davor, daß die pflichtmäßige Verfechtung der Wahrheit vom Feind aus persönlicher Rachgier hergeleitet werde, ohne falschen Glimpf: denn, so sagt er höchst charakteristisch, „oft können Worte und Handlungen, welche äußerlich das Ansehen einer wirklich feindseligen Begegnung haben, Wirkungen einer wahren Liebe sein, oder wenigstens mit derselben gar wohl bestehen.“ Dergestalt hat der Hauptpastor, so lang er den Athem zog, nicht abgerüstet, im tiefen Gefühl der Pflicht. Den Schwur auf die Symbole, der jedem Geistlichen Hamburgs oblag, wollte er halten und forderte ein Gleiches ohne Abstrich von den Amtsbrüdern und Candidaten Ministerii.

Nicht blos Kränklichkeit und Tod der Gattin (1774) und nach dem Heimgang dreier Kinder, auch des ältesten zu Leipzig studirenden Sohnes (1767), das Alleinbleiben mit seinem Gottlieb, für den er Münzen sammelte und die reiche Bibelcollection mehrte, entzog ihn den geselligen Zerstreuungen. Er war kein Weltkind, als strenger Prediger dem Vergnügen abhold, äußerst mäßig in seinen Bedürfnissen, ein eiserner Arbeiter, der zur Erholung und stillen Meditation seinen vorstädtischen Garten aufsuchte, aber wissenschaftliche Triebe zügelte, um alle Pflichten des Predigers und Apologeten zu erfüllen, bevor die kurze Muße seinen besonderen Neigungen gehörte. Goezes Lebensführung bot auch in den Jahren, wo die Streitschriften wie Schneeflocken wirbelten, keine Blöße; selbst was frecher Klatsch und sinnloses Fabuliren ausheckte, um es weiterhin trätschenden Reisebeschreibern oder gar literarischen Vereinen zur Verbreitung preiszugeben, war dürftig und mit einem Hauche wegzublasen; mußte doch der dreisteste Witzling zuguterletzt dem alten Manne das Zeugniß der Ehrlichkeit zollen.

Hätte Goeze sich mit der mühsamen Verwaltung seiner Aemter begnügt, daneben sein Bibelstudium gepflegt und die allzurasche Feder nicht bei jedem nahen und fernen Anlaß alsbald eingetaucht, so würde er in Hamburg das Ansehen eines harten, ehrenfesten Zuchtmeisters und exemplarischen Seniors behauptet, in Deutschland, außer dem gegründeten Ruf des asketischen Popularschriftstellers, auch für seine glückliche Vertheidigung der complutensischen Bibel gegen Semler (1765 f.) und den mit hingebendem Sammeleifer geschaffenen „Versuch einer Historie der niedersächsische

Bibeln" (1775) dankbaren Beifall von Fachgenossen und Bibliophilen eingeheimst haben. Aber ihn forderten die Kämpfe des Tages, und sein überaus streitbares Temperament schuf sich Händel auch da, wo gute Hirten ohne jeden Verdacht der Menschenfurcht, ohne jeden Schaden der Kirche schweigend bei Seite treten durften. Auf der ganzen Linie und ohne Waffenstillstand sollte für Altar und Herd des Evangeliums .gefochten werden. Dies Evangelium vertrat Goeze als engstes Lutherisches Vermächtniß. Schon 1766 stemmte er sich dem Gelüst der reformirten Brüder nach Gleichberechtigung entgegen. Wohl mag er den scharfen Eifer der Frühzeit nicht völlig rechtfertigen, aber er stellt die Gegenfrage, ob denn Zwingli und der Genfer Papst etwa heilige Engel gewesen seien, erstreckt seine unionsfeindliche Polemik unberufen bis nach Worms hin, schließt ein Schutz- und Trutzbündniß mit der Orthodoxie zu Frankfurt, schickt auch ein handfestes Andachtsbuch mit geharnischter Widmung in die Goethestadt, und blieb in Wort und Schrift bis an sein Ende der unentwegte Thürhüter gegen die Reformirten, die sich wirklich erst 1785 in Hamburg die Parität eroberten. Die paulinische Mahnung „Lasset uns Gutes thun an jedermann, sonderlich aber an des Glaubens Genossen" faßte Goeze so eng, daß gelegentliche Verpönung das abscheulichen Religionshasses allenthalben überschrieen wird durch Kreuzpredigten gegen die Andersgläubigen und und den unseligen Bruderzwist im Hause der Reformation. Denn freisinnige Wallungen hat Goezes Geblüt nur, wo er etwa den Katholiken ihr Sündenregister von den Autodafé bis zum Justizmorde des Jean Calas empört zu Gemüthe führt, hier einmal Arm in Arm mit dem Teufelskinde Voltaire. Die großen und kleinen Fragen der Orthodoxie, alte und neueste, endlich die Ehe mit der Frauen Schwester setzen seinen Kiel zu Protesten, Repliken, Dupliken in Bewegung. Und das letzte Wort mußte ihm bleiben. Der Neologie, der zerstörenden Kritik, den Klotzianern und Berlinern wirft er sich entgegen und schreibt seinen Namen in die Actenstöße eines theologischen Processes gegen die Frankfurter gelehrten Anzeigen. Wie die Asche des friedfertigen Melanchthon vor diesem Epigonen keine Ruhe hat, so muß die sanfte Heterodoxie des Göttinger Leß von ihm festgenagelt werden. Der Theaterfeind drückt auch unter sittenrichterliche Ausfälle gegen den „Werther" sein Siegel und setzt sie fort und wiederholt das Anathema über das Giftbuch, die Mißgeburt der Finsterniß, die höllische Anpreisung des Selbstmordes noch spät, als die Genesung der Jugend vom Wertherfieber seine anfangs einigermaßen begreifliche Entrüstung und seine unästhetische Cur längst überflüssig gemacht hatte; sowie er, blos in Gellert und Lessing etwas genauer eingelesen und dem frommen Haller aufrichtig zugethan, in den anstößigeren leidenschaftlichen Wirren der „Stella" nur eine Einladung zur Bigamie erblicken onnte.

Goezes erste Feldzüge, gegen benachbarte und fernere Neologisten,

sind seine glücklichsten und rühmlichsten, wieviel Haß und Schimpf sie ihm auch zuzogen. Seit 1760 Senior des Ministeriums, durfte er es nicht gelassen mit ansehn, wie der täppische Basedow im nahen Altona mit seiner leichtfertigen Umsturztheologie auch die Schulen zu erfassen drohte, ein polternder Feind der Taufe und Trinität; obwohl Goezes „väterliches" Pastoralschreiben die Gefahr gleich so schwarz malte, als sei Hamburg im Nu ein gottloses Sodom geworden. Er schrieb und predigte 1764 gegen die neusüchtige Pädagogik, welche die religiöse Bildung der Kinder vertagen und verwischen wollte, kaum ahnend, daß er als Bestreiter Basedows eine Reihe Lessingscher Literaturbriefe in anderer Ton- und Sinnesart fortsetze. Ihm secundirte von Mohrungen her jener verhaßte Stockmeister des jungen Herder, Trescho; und ohne nähere Einsicht in die Acten fiel die journalistische Miliz der Aufklärung über beide her, wobei sie auch Ziegra, den Herausgeber der Hamburgischen „Freiwilligen Beiträge", der sogenannten schwarzen Zeitung, nicht verschonte. Durch das ganze gelehrte und halbgelehrte Deutschland erscholl das lateinische Verspaar:

> Alles in Hamburg erfüllt mit seinem Gezeter der Goeze,
> Donnert mit heiserer Stimm', es dröhnet der Thurm und die Kirche.

Und Abbt, der später ein Denkmal von Herders Hand verdiente, ließ sich 1766 zu einem Pamphlet verleiten: „Erfreuliche Nachricht von einem in Hamburg bald zu haltenden Inquisitionsgericht und dem inzwischen in effigie zu haltenden lutherischen Autodafé." In diesem kecken Zerrbild hielt es einer unserer vornehmsten Prosaiker für keinen Raub, nach possenhafter Ausmalung der fingirten Execution, des brandlustigen Seniors „fette Wange" dem nichtsnutzigen Pasquin Hamburgs preiszugeben, Dreyer, der sich in frechen Versen gern an Goeze rieb. Wer nun Goezes einschlägige Predigten und die wuchtige Abwehr einer Basedowschen Schutzschrift kennt, der weiß, daß diese sehr lebhafte Polemik zwar klotzig, aber nicht inquisitorisch geführt ist. Aber der Ruf „lutherisches Autodafé" schlug durch — denn wer wollte nicht einstimmen in die Abwehr aller Ketzerrichter? Wie maß- und würdelos Basedow, dem gegen die Pfaffen jedes Mittel recht schien, eine wahre Hetzjagd für die Toleranz betrieb, dem fragte im Heerlager der Lichtfreunde fast Niemand nach und die „Christ-herzliche Danksagung" eines frommen Anonymus verklang ungehört. Goeze selbst sprach dann gelassen über Abbt und betheuerte, ihm werde durch solche Unbill kein Blutstropfen gekränkt, kein Stündlein Schlaf gestört. Der Vergleich aber mit den spanischen Mordbrennern war eingebürgert, und noch 1784 tummelte Cranz, diesmal zum großen Aerger des in seiner Geduld erschöpften Goeze, das fahle Pferd, wie denn überhaupt die ewigen Wiederholungen in Goezes Schriftenwust durch die abgedroschenen Redensarten seiner Gegner wett gemacht werden.

In Abbts „Erfreulicher Nachricht" erschien der widerwärtige C. F. Bahrdt noch als Büttel der Orthodoxie. Dieser Wildling sollte, nachdem

er sich aus frommem Puppenstand mit den „Neuesten Offenbarungen Gottes" zur ödesten Neologie aufgeschwungen hatte, in Goeze seinen Mann finden. Sicherlich war es gescheiter, dem Schwätzer, der da erfunden klug: die Bibel sei ein schlechtes Buch, ein paar Jagdhiebe aufzumessen, wie sie Goethes köstlicher Prolog auf den breiten Rücken des Gießener Professors und Dr. theol. niederfallen ließ — Goeze konnte dergleichen nicht humoristisch nehmen und den geschmacklosen Testamentfälscher auslachen, sondern ging 1773 der Spottgeburt ingrimmig zu Leibe mit dem „Beweis, daß die Bahrdtische Verdeutschung des Neuen Testaments keine Uebersetzung, sondern eine vorsetzliche Verfälschung und frevelhafte Schändung der Worte des lebendigen Gottes sey, aus dem Augenscheine geführt." Erst scheidet er ruhig die unfreiwilligen Irrthümer eines Dolmetsch von dem „schröcklichsten" crimen falsi, dann feiert er in hohem Ton seinen Lutherus, der zwar nicht aus unmittelbarer Inspiration, doch unter besonderem Beistand des heiligen Geistes gearbeitet habe. Hier spricht Goeze ganz vortrefflich über das in Kleinigkeiten fehlerhafte, als Ganzes unantastbare Bibelwerk des Reformators, von dem modische Witzlinge die Hand lassen möchten, und beleuchtet den Segen, daß Luthers Bibel nicht in jeder neuen Epoche umgegossen worden sei. Der „dollkühne Giessische Schriftverderber" wird darauf derb abgefertigt von einem sehr bibelfesten Diener am Wort, der sein Lutherisches „Selig sind, die da Leid tragen" nicht vertauschen wollte gegen das neue Gewäsch „Wol denen, welche die süßen Melancholien der Tugend den rauschenden Freuden des Lasters vorziehen", das „Himmelreich" nicht gegen die „Religionssocietät", das „Hosiannah in der Höhe" nicht gegen den Toast „Er lebe! er lebe" („Mich wundert, daß er nicht Vivat! Vivat hoch! übersetzt hat"). Ihm mußte die neu entdeckte „Grazie" Jesu viel ärgerlicher sein als die von ihm anderswo, im stillen Hinblick auf Klopstock getadelte dichterische Vorstellung des jünglinghaften Jesus oder der Herrnhuter Cultus des Bruder Lamm, den er schweigend ablehnte, weil er den ehrlichen Glauben der Pietisten trotz alledem nicht bekriegen wollte. Bahrdts „täppisches Modernisiren", Bahrdts „galante Bibel" verdiente die Züchtigung. Freilich nimmt Goeze den Mund gegen „unsre zum Theil erbärmlich schönen Geister" zu voll und den zuchtlosen Gesellen, den er so verachtet, doch wieder viel zu ernst, indem er ihn zornig nicht blos mit dem „groben Irrgeist" Damm, sondern auch mit den alten Socinianern zusammenspannt, Bahrdts kirchengeschichtliche Irrgänge eingehend verfolgt, seine bösen Leipziger Abenteuer straft — das aber steht außer Zweifel, daß Goeze hier in gerechtem Streit einem unwürdigen und unverschämten Schwarmgeist den Fuß in den Nacken gesetzt hat. Bedenklicher ist schon wegen ihrer Consequenzen die Wendung zur Obrigkeit: mit Abdruck alter landesherrlicher Mandate gegen den Wertheimer Schmidt ruft Goeze die Häupter der Christenheit auf gegen den „allerverwegensten Falsarium, dergleichen noch nie in der Kirche

aufgestanden", wie „sie ehemals die Verwegenheit des Wertheimischen Uebersetzers zu dämpfen nöthig fanden, der doch nur ein bloßer Studiosus und kein mit einem vielfachen feierlichen Eide auf die heilige Schrift und auf die symbolischen Bücher der lutherischen Kirche verpflichteter Doctor, Professor und Prediger war". Bahrdt aber, in seinen Frankfurter gelehrten Anzeigen, spuckte aus vor dem Manne, der aus einem ungeschickten Marktschreier ein verwegener Bootsknecht geworden sei.

Dieser Waffengang fällt zwischen die beiden einheimischen Streitigkeiten, die nicht nur in Hamburg Goezes Machtstellung empfindlich schmälerten und seinen Anhang lichteten, sondern auch den von Basedow her übel berufenen Pastor für ganz Deutschland zum typischen Dunkelmann, zum „Papst Hammoniens" stempelten, wie ihn Klamer Schmidts sonst so stumpfe Hendekasyllaben 1773 mit einem jubelnd aufgenommenen Stichnamen tauften.

Goeze besaß seit dem ersten Jahr einen recht ungleichen Amtsbruder an dem Hannoveraner Julius Gustav Alberti, der als Mann der liberalen Gruppe mit diesem Hauptpastor unmöglich lang an einem Strange ziehen konnte. Bald wurden denn auch die Morgen- und Nachmittagspredigten in St. Katharinen ein geistliches Duell, unter dem alle Kirchenzucht litt. Der schwälende oder offen auflodernde Zwist der Führer spaltete die Gemeinde, die mündliche Erörterung für und wider artete in Verhetzung durch Artikel und Scharteken aus, aller Augen waren auf Goezes Kirche gerichtet, Berufene und Unberufene warfen ihr Urtheil in die Wagschale. Schon in Erscheinung und Lebensführung prägte sich der Contrast beider Prediger aus. War der kerngesunde und wohlbeliebte Goeze, obgleich er dann und wann gern einen Gast bewirthete und zu Zeiten auch einmal eine Schnurre zum Besten gab, priesterlich streng, einsam und humorlos, so schien Alberti, an dem die Schwindsucht zehrte, mit dem Talar alles geistliche Wesen abzustreifen, um in das berühmte Ergo bibamus seines Freundes Basedow einzustimmen; keineswegs ein liederlicher Schlemmer und Kartenknecht, wie eine dem Block verfallene Schandschrift es mit abscheulichen Lügen und Flüchen ausmalt, aber ein jovialer Tischgenosse, der ein Spielchen nicht für Sünde hielt, in lustiger Gesellschaft gern seiner Kränklichkeit und der Sorgen um die Jahr für Jahr wachsende Familie vergaß und zwischen Gesprächen, worin eine reiche Bildung hervortrat, die übermüthigsten Possen trieb. Seinen losen Mund ließ Alberti unvorsichtig laufen, so daß er einmal auch Klopstocks Freundschaft verscherzte und mit der ihm eigenen Virtuosität im urwüchsigen Platt lieferte er leichtsinnig das Satyrspiel zum kirchlichen Kampf gegen den Hauptpastor. Wenn er ein Meister der Mimik, Goezes gurgelnden Ton beim Vortrag des Hamburgischen Bußgebetes parodirte, bewies er zugleich, daß ihn im Grunde der äußere Hauptanlaß ihres Haders wenig anfocht, während Goeze mit heiligem Eifer bei der Sache war.

Dieses seit siebzig Jahren regelmäßig verlesene **Bußgebet** aus dem 79. Psalm, „Schütte deinen Grimm auf die Heiden, die dich nicht kennen, und auf die Königreiche, die deinen Namen nicht anrufen" u. s. w., war besonders durch seine rohe Vorstellung des rächenden Gottes allen Liberalen ein Dorn im Auge. Alberti unterschlug es. Goeze druckte dagegen eine „Richtige Erklärung" aus dem Zusammenhang der Schrift, der doch den Anhörern dieses jüdischen Kriegsgeschreis nicht gegenwärtig war, und wollte den kräftigen Spruch, als eine eigentliche christliche Fürbitte für Heiden, Türken, Juden, laue Christen, der Gemeinde nimmer rauben lassen: man habe vielmehr die höchste Ursach und Verbindlichkeit auch ferner also um Gottes heilsamen Zorn zu beten, nicht wider die schuldlosen Afrikaner und Indianer, wohl aber gegen Jehovahs Feinde, z. B. den katholischen Verfolgungsgeist. So erblickt Goeze im Fall des Jesuitenordens eine sichtbare Erhörung dieses vom heiligen Geiste dictirten Gebetes. Dagegen veröffentlichte Alberti, anonym als „ein Freund des vernünftigen Gottesdienstes", eine gesinnungstüchtige, aber schriftstellerisch schwache „Freimüthige Prüfung", worin er zur Duldung und Milde mahnt und betont, daß man nach dieser Verwandlung der Heiden in Katholiken und nach Goezes sonstigen Reden auch die Reformirten in das Bußgebet einbeziehen müsse. Hatte Goeze die neusüchtigen Prediger an ihre Eidespflicht erinnert, so trat nun Alberti für das fortschrittliche Princip des Protestantismus ein, das doch mit Luther nicht erschöpft sei. Der Handel kam, indem auch eine Beschwerde des kaiserlichen Gesandten wegen Schmähung der katholischen Kirche einlief, vor den Senat, dessen kluger Spruch allen Theilen gerecht ward, da man zwar den frommen Wunsch beibehielt, ihn aber durch einen erläuternden Zusatz klar stellte und milderte. Von den befragten Facultäten hatte Göttingen gegen, Wittenberg und Altdorf für Goeze gestimmt, dem 1770 auch Consistorialrath Jacobi von Celle, ein Oheim des Dichters und des Philosophen, mit wundersamen Vergleichen zwischen dem fluchenden Beter und einem frommen Kanonier beisprang. Goeze, von der weltlichen Behörde, wie er fühlte, im Stich gelassen, legte nun als ein Mann von starrer Consequenz nach zehnjähriger, vielfach musterhafter Verwaltung das Seniorat nieder und fröhnte mit voller, erbitterter Kraft der, wie Alberti einmal sagt, „alten bekannten, und sehr löblichen Gewohnheit die Kanzel zum Schauplatz seiner Kriege zu machen." Schon 1768 hatte er sich öffentlich die Behauptung verbeten, man habe ihn zu Tode recensirt, da er doch nach Gottes Vorschrift und mit Gottes Beistand die Wahrheit vertheidigen werde, „so lange ich Mund und Feder gebrauchen kann."

Als daher Alberti sich zum Apostel der Toleranz in Hamburg aufwarf, den Hauptpastor durch Predigten über Eintracht und Lästersucht sowie durch Reclame für aufklärerische Schriften „Vom falschen Religionseifer" herausforderte und paulinisch mahnend: „Alle Bitterkeit und Grimm und Geschrei laßt ferne von euch sein", mit dem Zeigefinger auf Goeze hin-

deutete, als er an der Hand Semlers Wesentliches und Unwesentliches in der Bibel schied und Köhlerglauben sammt Verfolgungsgeist aus der Kirche wies, da erfuhr er einmal über das andre, „daß dem Feinde Goezes der Ketzer am Halse sitzt, ehe man sich's versieht". Goezes „Predigt von dem wahren und falschen Frieden" griff weit zurück in die Zeiten des unvergessenen Wagner, seines gottseligen Vorfahren im Seniorate; sie führte wiederum den Basedowschen Hagelschlag vorüber und schwor auf die apostolische Berufung „Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi." Die von Paulus geforderte Einigkeit im Geist beruhe im rechten alleinigen Glauben, und die nicht orthodoxen Prediger, mit ihrer verderblichen Toleranz gegen die Reformirten als unsere protestantischen Glaubensbrüder, seien Wölfe im Schafskleid, „welchen man muß das Maul stopfen." Daß Alberti gar, in einer auch Lessing wenig anmuthenden Weise, wie einst die Reimarisch-Basedowsche Partei den alten Katechismus bei Seite schieben wollte durch eine neue „Anleitung zum Gespräch über die Religion", schlug dem Faß den Boden aus. Sein Buch, nicht kalt und nicht warm, bemüht den nöthigen Schein der Orthodoxie zu wahren und sich doch an Trinität und Gottheit Jesu schweigsam vorbeizuschleichen, mußte einen herzhaften Orthodoxen in Harnisch bringen. „Sehet zu, daß euch niemand verführe!" rief Goeze seinen Pfarrkindern zu. Wenn er jetzt die alte Lehre verfocht gegen eine gewisse neue Schrift, bedurfte es keines Namens, damit jedermann sagte: heut hat er's dem Alberti wieder tüchtig gegeben. „Ermunterungsschreiben" an Goeze, „welcher des Herrn Kriege führet," aber auch an Alberti, eine „Gewissensrüge für den Sünder", der Goeze den händelsüchtigsten Mann in der ganzen Christenheit schalt, eine offene „Frage" an verkappte Feinde Albertis, ernste Bedenken, Prüfungen Albertischer Rechtgläubigkeit, aufgewärmte Anekdoten von prophetischen Warnungen des sel. Gottesmannes und lauteren Katecheten Wagner vor dem Neuling Alberti, gemeine Schmähungen nach links und rechts ergossen sich in wüstem Schwall über Hamburg und Altona. Albertis freimüthiger Satz, lieber wolle er in zwanzig Lehrpunkten irren, als durch seinen Lebenswandel ein einziges Laster predigen, löste dem Privatklatsch vollends die Zunge. Das galt als äußerste Verwegenheit eines antichristlichen Wütherichs und reizte gelehrige Jünger, im Tone des Meisters einen siechen Mann zeternd an das letzte Stündlein und Gericht zu mahnen. Gewiß war Schuld und Unmaß auf beiden Seiten anzutreffen, und die über die Grausamkeit der Goezischen Secte gegen den kranken Aufklärer sich so laut empörten, haben ihrerseits Goezes in den Tagen, da er seinen Sohn beweinte, nicht geschont.

Im Streit über das Bußgebet warf sich Lessing schalkhaft gegen Alberti zum „distinguirenden" Vertheidiger des Segens und des Fluches auf und schrieb, um die Wette zu gewinnen, rasch ein humoristisches Meisterstück im Stil seines geliebten Lorenz Sterne, das in ein paar Exemplaren gedruckt wurde, uns aber nur durch Nicolais lebendige Nach-

erzählung bekannt ist: „Eine Predigt über zwei Texte, über Psalm 79, 6: Schütte deinen Grimm über die Heiden u. s. w., und über Math. 22, 39: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst, von Yorick. Aus dem Englischen übersetzt.“ Die Einleitung berichtete, daß Oberst Shandy und Corporal Trim auf einem Spaziergang einen elenden Krüppel in französischer Uniform trafen, dem der Oberst eine reichliche Spende, Trim jedoch einen Penny gab mit den Worten French dog! Der Oberst mahnt: es ist ein Mensch, kein Hund, und Trim giebt einen zweiten Penny, er giebt einen dritten, vierten, endlich die ganze Baarschaft, als sein Herr ihm den Soldaten, den tapfern Invaliden, den braven Gatten und Vater zeigt und sagt jedesmal sein French dog! Das letzte Mal leise, mit thränendem Auge. So erzählt Shandy zu Hause, und Yorick sieht, daß Trim zwar die ganze feindliche Nation haßt, aber jedes liebenswerthe Individuum aus dieser Nation liebt. Darauf schreibt Yorick seine Predigt über zwei Texte, voll Laune und Humanität, Scharfsinn und Güte; ihr Verlust ist nicht genug zu beklagen.

Als „Butenminsch“ griff Claudius, schelmisch im Ton, ernsthaft in der Sache, gegen Goeze ein: der Geist der Religion wohne nicht in den Schalen der Dogmatik, für die religiöse Besserung der Kinderherzen sei der simpelste und kräftigste Trank aus der Quelle, ohne den Unrath am Eimer, der beste. Er war damals noch nicht in St. Martinsche Nebel verirrt und ließ seinen „Wandsbecker Boten“ den ihm angesonnenen Pasquillantengang nicht thun, vielmehr gerieth 1772 eine daselbst veröffentlichte Correspondenz zwischen dem Druckherrn Bode und dem allzu rührigen Goeze keineswegs zum Vortheil des Hauptpastors. Sein „Text“, eine Rettung des Satans gegen Alberti, blieb confiscirt. Der Senat, des langen Haders müde, beobachtete allen beweglichen Klagen Goezes zum Trotz die Politik des Schweigens. Und Alberti that seinem Amtsbruder vor der Welt den größten Tort, indem er am 30. März 1772 starb. Am offenen Grabe gleichsam wurde fortgerauft. Die alten schwächlichen Ritter aus dem Theaterstreit verherrlichten den Todten als idealen Märtyrer und stichelten auf Goeze, der, beinah während die Glocken zu Albertis Begräbniß läuteten, die Irrlehren des Entschlafenen mit ungedämpfter Heftigkeit bestritt: der Mann war dahin, aber sein Gift fraß fort an den Seelen.

Tantaene animis caelestibus irae? fragte die öffentliche Stimme diesen unbeugsamen Todtenrichter; ja, wer schlechterdings nicht glauben wollte, daß Christi Wort einst Leichen belebt habe, glaubte gern den in raschen Umlauf gesetzten anklagenden Mythus, daß Goezes wüthige Kanzelrede eine tödtliche Wirkung in die Ferne hauchen könne. Nicht auf den so berechtigten Vorwurf lieb- und friedloser Härte beschränkte man sich, sondern „Den hat Goeze auf dem Gewissen!“ wurde geraunt und gerufen, obwohl Alberti längst ein vom Tode gezeichneter Mann gewesen war. Als dann 1776 der Hauptpastor an St. Petri, Friederici, der ähnlich wie

Alberti ohne Farbe zu bekennen freiere Ansichten über die Gottheit und das Leiden Jesu verclausulirte, geraume Zeit nach Goezes selbstverständlich gegen solche „Basedowischen Irrsale“ nicht ausgebliebenem Donnerwetter das Zeitliche segnete, als häßliche Kundgebungen, bis in die Gotteshäuser hinein, und journalistische Katzbalgereien auch bei diesem traurigen Anlaß nur das Eine bewiesen: daß Goeze eben noch der alte war, da beklagte die öffentliche Meinung in Friederici das zweite Opfer der mörderischen Inquisition.

Vom Senat als ewiger Ruhestörer aufgegeben, im geistlichen Ministerium von Jahr zu Jahr ohnmächtiger, so manches Anhängers in der Gemeinde beraubt, ja selbst mit seinem duldsameren Bruder, dem Quedlinburger Hofdiakonus, zerfallen, verlor Goeze keinen Augenblick das trotzige Bewußtsein einen guten Kampf zu kämpfen. Er stand allein, aber aufrecht, als er später den Liebling Hamburgs, Pastor Sturm, wegen leichter aufklärerischer Wallungen in Predigtentwürfen, vor seinen Stuhl forderte. Die alten Bahrdtschen Witze („Herr Goeze ist kein Kirchenvater; seine ‚Betrachtungen‘ sind keine norma fidei“) hatten ihn nicht angefochten, die neuen Angriffe nahm er hin im Gefühl des Gerechten, der viel leiden muß. Erst in der allerletzten Zeit seines kriegerischen Erdenlaufes macht sich hie und da eine Ermüdung bemerklich. Ihm, der zwei freisinnige, vom Ruf verklärte Geistliche zu Tode gepredigt haben sollte, wie die landläufige Formel lautete, reimten schon bei Lebzeiten anonyme Spötter die schnödesten Epicedien. Derlei fand gleich den gemeinen Flugblättern, die 1786 auf seine Bahre fielen, keine weitere Beachtung; nur Göckingks „Grabschrift auf den orthodoxen ***“

> Der Papst H[ammonia]s liegt unter diesem Stein.
> Im Himmel wird er Sokrates, den Heiden,
> So wenig als den Ketzer A[lberti] leiden.
> Giebt Gott ihm keinen Himmel allein,
> So wissen wir nicht, wo er wird bleiben.

ging seit dem September 1779 von Mund zu Mund, und Goeze wurde den alten Kl. Schmidtschen Titel nicht mehr los. Er selbst hängte die Grabschrift niedriger, indem er sie im „Reichspostreuter“ mit Ergänzung der Namen aus dem Musenalmanach abdruckte und vor Aergerniß warnend ironisch sagte, es werde ihn freuen im Himmel auch Sokrates und Alberti zu finden, endlich aber mit lutherischen Wendungen erklärte: „Ich Johann Melchior Goeze, nicht Pabst, sondern Diener des göttlichen Wortes in Hamburg, bekenne und zeuge mit dieser Schrift, daß ich diese läppische Grabschrift fast gern und fröhlich gelesen habe, doch aber die Versündigung beklage, deren sich der Verfasser, die Herausgeber und der Verleger damit schuldig gemacht haben. Es thut mir sanft auf der rechten Kniescheibe und linken Ferse, daß meine Feinde, Verfolger und Lästerer nichts anders, als solche handgreifliche Lügen von mir auszusprengen wissen. Gott be-

kehre sie". Immer von neuem bemächtigte sich die Caricatur seiner als eines Typus, im Süden wie im protestantischen Norden. Dort travestirte ihn Blumauers niedriger Witz als den Pfaffen, der die Weihrede über das unheilschwangre trojanische Pferd spricht; hier mußte er in Nicolais „Sebaldus Nothanker" 1773 als Ehren-Stauzius am Pranger stehn, und mit überhitztem satirischem Pathos hielt 1784 Friedrich Leopold Stolberg, noch kein Unfreier, im neunten Stück seiner jugendlich kampfesfrohen „Jamben" 1784 Gericht über „Die Schafpelze", sicherlich zur lebhaften Genugthuung Vossens, der als Candidat auch dem Ehren-Goeze hatte hofiren müssen. „Zu Katharinens Kirche laß uns gehn", so fordert der Graf seinen Begleiter auf; der aber wendet sich mit Grausen und trägt noch einmal Goezes Fluchgebet und Doppelmord voll flammender Entrüstung vor:

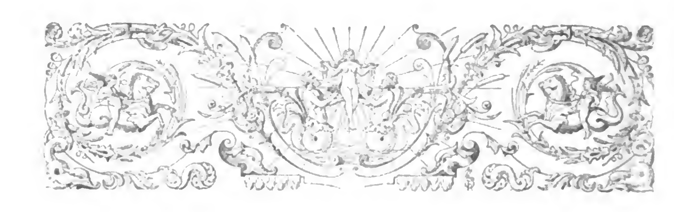
„Kennst du den argen Pfaffen nicht?
Den Götzen seines Pöbels, der die Stadt
Mit bittern Hefen seines Gallenkelchs,
Zur Ehre Gottes, wie er heuchelt, tränkt?
Zween fromme, weise Männer, seines Amts
Genossen, hat er frömmelnd angezischt,
Und wütend angebrüllet, bis zuletzt
Sein Drachengift in ihre Wunden floß,
Und einer nach dem andern schwindend starb.
Wie strömts ihm von der Quelle wenn er fleht:
Herr schütte auf die Heiden deinen Grimm,
Und auf die Nazionen, welche dich
Nicht kennen!" So? ist das der Ehrenmann,
Der wo ein Leuchter der Gemeinden strahlt,
Die Brandklock Zions läutend, Feuer! ruft?
Nun denn, zur Lieben Frauen laß uns gehn!"

In diesem Licht erblickte selbst ein norddeutscher Adeliger von angestammter Frömmigkeit den unermüdlichen Eiferer.

Wir haben vorgegriffen; aber die heiße Fehde mit Lessing konnte weder Goezes Streitlust brechen, noch seinen alten Ruf als orthodoxer Klopffechter und allzeit fertiger Correspondent „von Todesstunden und jüngstem Gericht" verschlimmern. Sie hat ihn unsterblich gemacht. Er ist ein Typus der crassesten und verfolgungssüchtigsten Orthodoxie, sein Name, wie Gervinus sagt, ein Schandname geworden, und ein solches durch Mißbrauch der großen „Anti-Goezen" auch den flachsten Freigeistern eingeprägtes Urtheil mag unausrottbar sein; es mag, eben weil der vorlängst Begrabene nicht als Individuum, sondern als Repräsentant einer verhaßten bildungsfeindlichen Richtung fortgenannt und selbst von Eingeweihteren nur in den vernichtenden Streitschriften des Meisters aller deutschen Polemik seit Luther angeschaut wird, jedes Versuchs einer „Rettung" spotten — so hat doch die Wissenschaft die Pflicht, das Schwert des

Polemikers mit der Wage des Historikers zu vertauschen und, ohne in Fragen, wo es Farbe bekennen heißt, eine blutlose Unparteilichkeit aufzustecken, den Unterschied zwischen einem darstellenden Rückblick und einem Todschlag zu wahren. Es ist gar zu wohlfeil, dem alten Goeze nochmals all die starken Worte seiner einstigen Gegner, des gewaltigsten voran, ins Grab zu rufen, aber es war andererseits ein Irrthum, wenn der hochverdiente Röpe als treuer und kundiger Sachwalter Goezes, statt für mildernde Umstände zu plaidiren, den verlorenen Proceß gründlich umstoßen zu können meinte. Für uns ist er entschieden, das Goezische Lutherthum hat abgehaust.





Zwei Gedichte.

Uebertragen von

Sigmar Mehring.

— Berlin. —

I.

Die Dschinns.

(Von Victor Hugo.)

Wall, Hafen
Und Stadt, —
All' schlafen,
Und glatt
Zerschellen
Die Wellen,
Sie schwellen
Nur matt.

Und ein Tönen
Fern erwacht,
Banges Stöhnen
Ist's der Nacht.
Erde zittert
Angsterschüttert,
Denn sie wittert
Böse Macht.

Ein Geisterflüstern
Berührt das Ohr.
Es taucht im Düstern
Ein Zwerg empor.
Die Fluth bezwingt er
Und überspringt er,
Auf Wogen schwingt er
Sich mählich vor.

Tiefe Bässe brummen!
Echo trägt es fort.
Dumpf, wie Glockensummen
An verwunsch'nem Ort, —
Wie der Menge Surren,
Wie des Pöbels Knurren,
Das mit wirrem Murren
Tödtet jedes Wort.

Das sind die Grabesstimmen
Der Dschinns! — O welch' ein Graus!
Entflieht! Entflieht dem schlimmen
Gezücht! Ins Kellerhaus!
Daß keiner Zeit verscherze!
Denn schon verlischt die Kerze,
Des Schattens frost'ge Schwärze
Dehnt sich gespenstisch aus.

Seht ihr, wie sich's wirbelnd, rasselnd,
Schemenhaft heranbewegt.
Horch! der Taxus wird wie prasselnd'
Dürrholz splitternd fortgefegt.
Durch das Grausen, durch das nächt'ge,
Wächst die Horde, die verdächt'ge,
Wie die fahle, unheilträcht'ge
Wolke, die den Zunder trägt.

Da sind sie! Laßt uns Allah loben,
Daß uns beschützt dies Erdgeschoß.
Welch' ein Getös! Welch' wüthig' Toben
Von dieser Drachen eklem Troß!
Des Giebels Balken muß sich biegen,
Wie Halme, die im Winde fliegen.
Es knarren Täfelung und Stiegen,
Am Thore klirrt das rost'ge Schloß.

Ein Höllenlärm! Dies Heulen und Gezeter!
Weh' uns! Jetzt trifft der Polterschlag auf's Dach!
Das dröhnt! Erbarme dich, Gott meiner Väter!
Dem Schreckheer weicht das Meer selbst willensschwach.
Es ächzt der Bau in allen Balkenlagen.
Das Haus scheint wie vom Sturme fortgetragen,
Als sollt' es stracks in wilden Strudel jagen.
Und wieder donnert jählings Krach auf Krach.

O Muhamed! Laß der Dämonen
Ungläub'ge Schaar vorüberzieh'n.
Mit heil'gem Eifer will ich's lohnen,
An deinem Grabe will ich knie'n.
Gieb, daß der Spuk mich nicht bedränge,
Daß mich der Gluthhauch nicht versenge.
Laß mich der Tollwuth ihrer Fänge,
Laß ihren Krallen mich entflieh'n.

Ah! Sie wenden! And're Wege
Nimmt der Rotte Sturmgebraus.
Schwächer wird die Wucht der Schläge
Gegen das bedrohte Haus.
Wie sie klirrend, kreischend weichen
Und am Forst vorüberstreichen,
Wanken selbst die stolzen Eichen
Vor dem satanstollen Saus.

Noch rauscht es her, verschwommen,
Wie aus entleg'ner Welt.
Will's geh'n, — will's wiederkommen?
Es wogt und kämpft im Feld,
Wie Zirpen schwirrt's, von großen
Heuschrecken ausgestoßen,
Wie Hagel, der in Schloßen
Auf's Zinkdach niederfällt.

Fremde Laute hallen,
Weit uns zugesandt,
Wie ein Hörnerschallen
Von Arabiens Land.
Wie ein seltsam' Singen
Will es zu uns dringen, —
Traumverlornes Klingen,
Das im Traum uns bannt.

Die Dschinns, der Oede
Toddüst'res Heer,
Zieh'n wild und schnöde
In Nacht daher.
Es ist ihr Grollen
Wie Wellenrollen
Im unruhvollen
Tiefinnern Meer.

Auch das Gelle
Sänftigt sich,
Wie die Welle
Formlos wich, —
Wie die leise
Seufzerweise,
Dem zum Preise,
Der verblich.

Und droben
Kein Schall!
Zerstoben
Der Schwall.
So gehen
Ideen,
Verwehen
Im All.



Grillparzer und Beethoven.

Von

Alfr. Chr. Kalischer.

— Berlin. —

I.

Eine eingehende Darstellung der ebenso mannigfachen als interessanten Beziehungen zwischen den zwei hochedlen Sängern Grillparzer und Beethoven erscheint aus mehreren Gründen geboten. Das wichtigste Motiv dazu dürften die zahlreichen Aufzeichnungen bilden, die in den Beethoven'schen Conversationsheften über diesen Verkehr enthalten sind. Klar und deutlich treten hierbei freilich nur Grillparzer's Ideen über die verschwisterten Künste Poesie und Musik hervor, weil er ja, wie alle Beethovenbesucher, allein schrieb, während der Tonmeister seine Entgegnungen mündlich vortrug. Und von diesen in vieler Beziehung für Literatur- wie Musikfreunde gleicherweise lehrreichen Aufzeichnungen ist von einem Grillparzer- oder von einem Beethovenforscher kaum etwas von Belang veröffentlicht worden.

Mit diesem Motive hängt ein zweites zusammen. Grillparzer hat selbst lange nach Beethoven's Tode seine „Erinnerungen an Beethoven" veröffentlicht, die zum Theil Ungenaues, Seltsames enthalten; all dieses läßt sich besonders auf Grund jener Notizen in Beethoven's Conversationsheften in Ordnung bringen. Weitere Beweggründe werden sich aus dem Folgenden von selbst ergeben. —

Um den Enthusiasmus und die hohe Verehrung Grillparzer's für Beethoven zu begreifen, muß man sich zuerst klar machen, ein wie hervorragend musikalischer Dichter Grillparzer war. Diese Seite seines Geisteslebens ist im Allgemeinen bereits Gegenstand einer interessanten

frühzeitig in die Kunst des Clavierspiels ein, wobei er nicht selten „Höllenqualen duldete.“ Man gab ihm später einen sehr begabten aber nicht eben besonders charakterfesten Musiker, den wohlbekannten Johann Mederitsch, genannt Gallus, zum Clavierlehrer, der es schließlich dahin brachte, daß unserem zarten Jünger Apoll's das Clavierspiel gänzlich verleidet ward. Darauf sieht er seinen zweiten Bruder recht ungeschickt das Violinspiel betreiben. „Da nahm ich“ — so erzählt er uns selbst — „bei guter Gelegenheit seine Violine zur Hand, übte Scalen und Beispiele und spielte endlich mit dem Meister leichte Duette, ohne je die geringste Anweisung erhalten zu haben.“ Die Musiklehre jenes Gallus (Mederitsch) hatte für den jungen Grillparzer jedoch das bleibend Gute zur Folge, daß er tüchtig in die Geheimnisse des Generalbasses eingeweiht ward. So kam es, daß er sich nach und nach zu einem hervorragenden Improvisator am Clavier ausbilden konnte. „Ich gab den Noten den Abschied und spielte aus dem Kopfe. Nach und nach erlangte ich darin eine solche Fertigkeit, daß ich stundenlang phantasiren konnte“ — belehrt uns der Dichter in seiner „Autobiographie“ (X. Band Gesammtwerke p. 47/48). Interessant ist das weitere Bekenntniß, daß in Grillparzer, als er sich später „der Poesie ergab,“ seine Fähigkeit zu phantasiren „stufenweise abnahm,“ so daß nach und nach nichts davon zurückblieb. Aber als die Lust des Improvisirens besonders mächtig in ihm war, dachte Grillparzer „auf nichts als Musik,“ er componirte sogar Lieder, die er „mit einer leidlichen Tenorstimme“ selbst sang.

Aber sehr wenig bekannt dürfte es sein, daß die Musik zum Theil mitschuldig ist, daß Grillparzer sich in seinem ersten berühmten Trauerspiele „die Ahnfrau“ der Trochäen bediente. Grillparzer drückt sein Erstaunen darüber aus, daß man ihn auch „um dieser Versart willen“ als einen Nachahmer der Müllner'schen „Schuld“ bezeichnete. Ihm schwebte aber vielmehr „Calderon“ dabei vor, namentlich dessen „Andacht zum Kreuze,“ „nebstdem, daß der Trochäus meinem erwachten Musikgefühle wohlthat.“ Freilich setzte er hinzu:

„Allerdings hätte ich ohne Müllner's Vorgang wahrscheinlich nicht gewagt, eine neue Versart auf die Bühne zu bringen.“

In diesem Falle war Grillparzer vom Musikrhythmus nicht sonderlich gut berathen: denn das trochäische, zumal das vierfüßige Metrum giebt jedem noch so ernsten, tragischen Objecte einen gewissen komischen Beigeschmack.

Auch ein anderer ganz merkwürdiger Vorgang, wonach sich die Musik als Retterin in Grillparzer's poetischem Schaffen erwies, verdient durchaus der Vergessenheit entrissen zu werden. Der Dichter trug sich eben mit Intentionen zu seiner Trilogie „Das goldne Vließ.“ Der kraft seiner begleitenden Umstände besonders schreckliche Tod seiner geliebten Mutter hatte alles auf jene Dichtung Bezügliche völlig aus seinem Phantasieleben

verjagt. Während er nun in seiner Erinnerung erfolglos suchte, da stellte sich „etwas Wunderliches" ein. Lassen wir nun Grillparzer das „Wunderliche" selbst erzählen (a. a. O. 4, p. 118):

„Ich hatte in der letzten Zeit mit meiner Mutter häufig Compositionen großer Meister, für das Clavier eingerichtet, vierhändig gespielt. Bei all diesen Symphonieen Haydn's, Mozart's, Bethoven's dachte ich forwährend auf mein ‚Goldenes Vließ,' und die Gedanken-Embryonen verschwammen mit den Tönen in ein ununterscheidbares Ganzes. Auch diesen Umstand hatte ich vergessen, oder war wenigstens weit entfernt, darin ein Hilfsmittel zu suchen. Nun hatte ich schon früher die Bekanntschaft der Schriftstellerin Caroline Pichler gemacht und setzte sie auch jetzt fort. Ihre Tochter war eine gute Clavierspielerin und nach Tische setzten wir uns manchmal an's Instrument und spielten zu vier Händen. Da ereignete sich nun, daß wie wir auf jene Symphonieen geriethen, die ich mit meiner Mutter gespielt hatte, mir alle Gedanken wieder daraus zurückkamen, die ich bei jenem ersten Spielen halb unbewußt hineingelegt hatte. Ich wußte auf einmal wieder, was ich wollte, und wenn ich auch den eigentlich prägnanten Standpunkt der Anschauung nicht mehr rein gewinnen konnte, so hellte sich doch die Absicht und der Gang des Ganzen auf. Ich ging an die Arbeit und vollendete die ‚Argonauten' und schritt zur ‚Medea.'"

So bewährte die Musik also für Grillparzer's Genius ihren klärenden, entwirrenden Zauber; ohne seine Neigung zum vierhändigen Clavierspiele wären wir vielleicht um seine Medea-Tragödie gekommen.

Grillparzer hat aber auch Compositionen veröffentlicht. Konstant von Würzbach erwähnt in seiner Grillparzer-Studie (Wien 1871, p. 34) die darauf bezüglichen Notizen in der Wiener Musikzeitung von Glöggl. Darin heißt es: „Vor kurzer Zeit aber überraschte mich ein Freund und Musikaliensammler, indem er mir aus seiner reichen Sammlung kostbarer und seltener Tonwerke eines vorzeigte, das den Titel führt: ‚Rhapsodie für das Pianoforte von Grillparzer,' 1. Werk; Wien 1832 bei Haslinger. Ob diesem ersten Werke noch andere gefolgt, konnte ich nicht ermitteln." Vergl. auch Emil Kuh: Zwei Dichter Oesterreichs. Franz Grillparzer — Adalbert Stiftler. Pest 1872, p. 29/30). — Im Manuscripte sind noch andere Compositionen Grillparzers vorhanden. Ed. Hanslick lernte bei der altbewährten Freundin des Dichters, bei seiner „ewigen Braut" Kathi Fröhlich, noch folgende 3 Compositionen vom ihm kennen: 1) Die Horazische Ode „Integer vitae, scelerisque purus" für eine tiefere Stimme mit Clavierbegleitung in D. 2) Heinrich Heine's „Du schönes Schiffermädchen" in G, beide durchcomponirt. 3) Ein Gesangsstück für Baß und Pianoforte in as-moll: „Kampf ist das Leben, immerwährender Streit." (a. a. O. p. 334.)

Aus all' diesem wird man begreifen, daß Grillparzer wie selten ein Literaturgeist berufen erscheint, auch in Sachen der Musik mitzusprechen, — wie er ja es in seinen ästhestischen Schriften so reichlich gethan hat. Man begreift ferner daraus umsomehr die Musik der Sprache, die viele Grillparzer'sche Dichtungen besonders auszeichnet, in erster Reihe seine „Sappho," die man eine in Musik getauchte Dichtung nennen kann.

In seinen lyrischen und dramatischen Gedichten wird Grillparzer nicht müde, die Musik in schönster, oft sogar überschwänglicher Weise zu verherrlichen. In einem Gedichte „die Musik" vom Jahre 1812 nennt er sie — ähnlich wie Schopenhauer — „Königin, mit der strahlenden Herrscherstirne;" die „herrlichste unter den herrlichen Schwestern." Die in der Gesammtausgabe enthaltenen lyrischen Gedichte (mit der Vorrede von Josef Weilen) weisen 12 speciell der Musik gewidmete Erzeugnisse auf, darunter einige besonders an Beethoven gerichtet; dazu kommen nicht wenige Epigramme, die sich mit der Musik oder deren Vertretern befassen. In einem Gedichte „an die Tonkunst" vom Jahre 1826 wird dieselbe als die freieste aller Künste gepriesen: Da heißt es:

„Tonkunst, Dich preis' ich vor allen
Höchstes Loos ist Dir gefallen
Aus den Schwesterkünsten drei:
Du die frei'ste, einzig frei."

Andere Gedichte sind Huldigungen an F. Schubert, Jenny Lind, Clara Wieck, Paganini, Mozart, Rossini u. A.

In einem Gedichte: „Bei Gelegenheit der Enthüllung von Mozarts Standbild in Salzburg, September 1842, wird Mozart neben Raphael hingestellt:

„Nächst Raphael, dem Maler der Madonnen,
Steht er deshalb, ein gleichgeschaarter Cherub,
Der Ausdruck und der Hüter wahrer Kunst
In der der Himmel sich vermählt der Erde."

Oft wird der Gedanke von der weltumspannenden, metaphysischen Macht der Musik betont, so wieder einmal in den Sinngedichten: „Moderne Tonkunst" benannt, wie folgt:

„Tonkunst, die vielberedte,
Sie ist zugleich die stumme,
Das Einzelne verschweigend,
Giebt sie des Weltalls Summe."

In fast allen Dramen wird das Lob der Frau Musika gesungen, ja die Musik greift nicht selten dramatisch ein. So führt in der „Ahnfrau" im ersten Aufzuge Bertha diesen schönen mit Hülfe der Tonkunst entstandenen Vergleich vor:

Wie mit einmal durch die Nacht
Einer Laute Klang erwacht,
Klagend, stöhnend, Mitleid flehend
Mit der Tonkunst ganzer Macht,
Girrend bald gleich zarten Tauben
Durch die dichtverschlung'nen Lauben,
Bald mit langgedehntem Schall
Lockend gleich der Nachtigall,
Daß die Lüfte schweigend horchten
Und das Laub der regen Espe
Seine Regsamkeit vergaß. —

In demselben Drama fühlt auch der verwegene, ganz verzweifelnde Räuber Jaromir beim Erklingen ferner, feierlicher Töne den Geist wahren himmlischen Friedens; da ruft er aus (5. Aufzug):

„Was ist das? Habt Dank! Habt Dank;
Säuselt, säuselt holde Töne,
Säuselt lieblich um mich her,
Sanft und weich, wie Silberschwäne
Ueber ein bewegtes Meer.
Schüttelt eure weichen Schwingen,
Träufelt Balsam auf dies Herz,
Laßt die Himmelslieder klingen,
Einzuschließen meinen Schmerz.
Ja, ich kenne eure Stimme,
Ihr sollt laden mich zum Bund;
Der mich rief in Donners Grimme,
Ruft mich jetzt durch euern Mund;
Laßt ihr mich Verzeihung hoffen?
Ihr tönt fort, und sagt nicht: nein,
Seht die Pforten stehen offen,
Friedensboten, ziehet ein."

In der „Medea" wird der Musik eine nicht unbedeutende Rolle zu Theil; man denke besonders an den II. Act; desgleichen in „Des Meeres und der Liebe Wellen," das ja wieder so voll ist von der Musik der Sprache.

So sagt Hero einmal: (III Aufzug)

Auch eine Leier legten sie hieher,
Ich habe nie gelernt darauf zu spielen;
Ich wollte wohl, ich hätt's! Gedanken bunt
Und wirr durchkreuzen meinen Sinn,
In Tönen lösten leichter sie sich auf.

Musikkraft zeigt auch das Märchen-Drama „Der Traum, ein Leben." In seinem kurzen Examen darüber sagt Heinrich Laube zutreffend (Gesammtausgabe V, 274): „Musik und phantastische Decoration, welche Grillparzer immer voll in Anspruch nahm, wo sie erhöhn und umstricken, wirken in diesem Stücke tüchtig mit, die Phantasie des Zuhörers und Zuschauers sinnig anzuregen, und ist dieser ‚Traum ein Leben' in Wien trotz seiner erhöhten Weise undSprache ein verehrtes Volksstück geworden."

Und so erhöht die Musik auch noch die Grillparzer'schen Dramen „Libussa" und „Ein Bruderzwist in Habsburg."

Dieses kurze musikalische Spicilegium aus Grillparzer'schem Geistesleben möge mit zwei pikanten Epigrammen und Sinngedichten beschlossen werden:

Ein Thor, wer der Thorheit entgegenstrebt,
Man muß es der Zeit übergeben;
Habe die Hegel'sche Philosophie überlebt,
Werd' auch die Zukunftsmusik überleben."

(Ges. Werke I p 88).

Das zweite Sinngedicht auf Wagner und Hebbel theilt v. Würzbach in seiner Grillparzerstudie (a. a. O. p. 61) also mit:

Richard Wagner und Friedrich Hebbel
Tappen beide im romantischen Nebbel,
Das doppelte B gefällt Dir nicht?
Ja, mein Freund! der Nebbel ist dicht.

II.

Für die Darstellung der persönlichen Beziehungen zwischen Grillparzer und Beethoven kommen zwei Hauptquellen in Betracht, von denen die eine wohlbekannt und zum Teil benutzt ist. Die erstere sind Grillparzer's „Erinnerungen an Beethoven", die in der Gesamtausgabe der Grillparzer'schen Werke enthalten sind (I. Ausgabe vom Jahre 1872, Band VIII p. 107—119), die andere bilden Beethoven's immer noch sehr ergiebige Conversationshefte in unserer Königlichen Bibliothek.

Grillparzer's eigene Aufzeichnungen über sein Verhältniß zu Beethoven darf man schon aus dem Grunde nicht unbeanstandet als historische Zeugnisse hinnehmen, weil er dieselben erst lange, lange Jahre nach Beethovens Tode verfaßte, ohne daß er bei Lebzeiten Beethoven's seine darauf bezüglichen Erlebnisse besonders skizzirt hatte. Vielmehr wird ein zufälliger Umstand für ihn die Veranlassung, sich seiner Beziehungen zu Beethoven zu erinnern. Dieser Zufall liegt in der Selbstbiographie von Ludwig Rellstab („Aus meinem Leben", 2 Bände), die im Jahre 1861 erschien, oder vielmehr in dem darin befindlichen Aufsatze: „Beethoven", der bereits vorher in einer Zeitschrift veröffentlicht war. Grillparzer belehrt uns darüber also:

„Ich lese einen Aufsatz von L. Rellstab, „Beethoven" überschrieben, und finde darin meines Verhältnisses zu dem genannten großen Meister, namentlich aber des Operntextes, den ich für ihn geschrieben, in einer Art erwähnt, die nicht ganz richtig ist." (a. a. O. p. 107).

Allerdings lautet die darauf bezügliche Mittheilung in Rellstabs Buche „Aus meinem Leben." (II. p. 239) sehr befremdend, namentlich wenn man die zahlreichen Aufzeichnungen in Beethoven's Conversationsheften vom Jahre 1823 berücksichtigt. Bekanntlich war Rellstab im Jahre 1825 bei Beethoven in Wien und bei dieser Gelegenheit drückte sich der Meister über Grillparzer's „Melusine" ziemlich abfällig so aus:

„Sie wollen eine Oper schreiben," fuhr er fort, „das würde mir eine große Freude sein! Es ist so schwer, ein gutes Gedicht zu finden! Grillparzer hat mir eins versprochen, er hat schon eins gemacht, doch wir können uns nicht recht verstehen. Ich will ganz anders wie er! Sie werden Ihre Not mit mir haben." (Vgl. auch meinen Aufsatz: „Rellstab in seinem Verkehr mit Beethoven" im „Bär" Nr. 44 und 45 vom Jahre 1886).

Grillparzer mißt für diesen vermeintlichen Irrthum auch nicht Rellstab, sondern Beethoven die Schuld bei.

„Die Ursache“ — sagt Grillparzer — „dürfte vielmehr in dem traurigem Zustande des Meisters während seiner letzten Jahre liegen, der ihn wirklich Geschehenes und blos Gedachtes nicht immer deutlich unterscheiden ließ.“

Und dieser Umstand veranlaßte unsern Dichter dann, all' seine Beziehungen zu Beethoven vorzutragen, wobei er uns Allen folgende beherzigenswerte Lehre ertheilt:

„Was einen großen Mann betrifft, ist immer interessant, ich will daher unser Zusammentreffen und was daraus erfolgte, nach Möglichkeit treu erzählen. Oder vielmehr es macht mir Vergnügen, meine Erinnerungen an ihn bei dieser Gelegenheit wieder vor die Seele zu führen und sie hier aufzuzeichnen.“

Darnach mochte es im Jahre 1804 oder 1805 gewesen sein, als Grillparzer den Tonmeister zum ersten Male sah. Er war in einer musikalischen Soirée im Hause seines Onkels Joseph Sonnleithner, des damaligen Gesellschafters einer Kunst- und Musikalienhandlung in Wien. Außer Beethoven waren noch L. Cherubini und Abt Vogler anwesend. Grillparzer kann sich nicht mehr erinnern, ob dieser oder Cherubini musicirte, nur daß Vogler, als bereits das Souper angekündigt war, sich noch ans Klavier setzte und endlose Variationen über ein afrikanisches Thema spielte. Zuletzt blieb nur Beethoven bei Vogler.

„Was von diesem Augenblicke an weiter geschah“ — so fährt Grillparzer fort — „darüber verläßt mich, wie es bei Jugenderinnerungen zu gehen pflegt, mein Gedächtnis völlig. Neben wem Beethoven bei Tisch saß, ob er sich mit Cherubini unterhielt, ob sich später Abbé Vogler zu ihnen gesellte — es ist, als ob ein dunkler Vorhang sich mir über alles das hingezogen hätte.“

Der hierbei aufsteigende Name Cherubini's macht es uns zur Gewißheit, daß diese kleine Begebenheit im Jahre 1805 stattfand: denn Meister Cherubini kam im Sommer 1805 nach Wien. Als in späteren Jahren Otto Jahn in Wien musikhistorische Studien betrieb, da erzählte ihm Grillparzer diesen kleinen Vorfall anders. Darnach spielten bei Sonnleithner alle drei Kunst-Größen: Cherubini, Beethoven und Vogler. Beethoven war demzufolge auch „voller Aufmerksamkeit und Verehrung gegen Cherubini gewesen.“ (Vgl. A. W. Thayer: Beethoven's Leben, II, p. 282.)

Ein oder zwei Jahre darauf — wahrscheinlich 1807 — wohnte Grillparzer während des Sommers mit seinen Eltern in Heiligenstadt bei Wien — in demselben Hause mit Beethoven; dieser nach der Straße, Grillparzer nach dem Garten hinaus. Beide Wohnungen hatten einen gemeinschaftlichen Gang, der zur Treppe führte. Da Grillparzer ja auch dieses aus dem Gedächtnisse über längst entschwundene Zeiten aufschrieb, wird man auch das Folgende wieder cum grano salis aufzufassen haben. „Mein Bruder und ich“ — lesen wir dort weiter — „machten uns wenig aus dem wunderlichen Mann, er war unterdessen stärker geworden, und ging höchst nachlässig, ja unreinlich (?!?) gekleidet — wenn er träumend an uns vorüberschoß.“ Nun kam es wohl vor, daß des Dichters Mutter, die wir ja bereits als eine sehr musikalische Dame kennen gelernt haben, auf dem gemeinschaftlichen Flur an der Thür lauschte, wenn Beet-

hoven spielte. Einmal that sich dabei plötzlich die Thür des Meisters auf, der nun so die leidenschaftliche Musiklauscherin in flagranti ertappte. Beethoven eilte zurück und stürmte unmittelbar darauf, den Hut auf dem Kopfe, die Treppe hinab in's Freie. „Von diesem Augenblicke an berührte er sein Clavier nicht mehr." Man ließ Beethoven durch den Bedienten Vorstellungen machen, aber nichts fruchtete. „Beethoven blieb unerweicht und ließ sein Clavier unberührt, bis uns endlich der Spätherbst in die Stadt zurückführte." Das mag im Ganzen stimmen.*) Denn in Beethoven mochte hier wieder, wie nicht selten in Wien, die wohlberechtigte Furcht erwacht sein, daß man ihm Themata und Anderes aus seinen Clavierphantasieen ablauschte, um sie widerrechtlich zu verwenden.

In einem späteren Sommer besuchte Grillparzer öfter seine in Döbling bei Wien lebende Großmutter. Auch Döbling gehörte zu den Lieblingssitzen für Beethovens sommerliche Erholungen. Aus diesem Sommer weiß uns Grillparzer eine schier drollige Beethovengeschichte zu berichten: Gegenüber der großmütterlichen Landwohnung lag das baufällige Haus eines lüderlichen Bauers Flohberger, der eine sehr hübsche, aber nicht im besten Rufe stehende Tochter Lise hatte. Beethoven interessirte sich für dieses Mädchen, in freilich ganz indirecter Weise.

„Noch sehe ich ihn," erzählt der Dichter, „wie er die Hirschengasse heraufkam, das weiße Schnupftuch, am Boden nachschleppend, in der rechten Hand, und nun an Flohbergers Hofthore stehen blieb, innerhalb dessen die leichtsinnige Schöne, auf einem Heu- oder Mistwagen stehend unter immerwährendem Gelächter mit der Gabel rüstig herumarbeitete. Ich habe nie bemerkt, daß Beethoven sie anredete, sondern er stand schweigend und blickte hinein, bis endlich das Mädchen, dessen Geschmack mehr auf Bauernburschen gerichtet war, ihn, sei es durch ein Spottwort oder durch hartnäckiges Ignoriren, in Zorn brachte; dann schnurrte er mit einer raschen Wendung plötzlich fort, unterließ aber auch nicht, das nächste Mal am Hofthore stehen zu bleiben."

Die Theilnahme Beethovens für diese Schöne ging jedoch so weit, daß er sich einmal, als ihr Vater ins Dorfgefängniß gesetzt war, für diesen in's Mittel legte. Dabei behandelte der Meister jedoch die gestrengen Rathsherren so derb und leidenschaftlich, daß nicht viel fehlte: und Beethoven hätte seine Sommerfrische ebenfalls im Döblinger Gefängniß (Kotter) suchen müssen. — Diese charakteristische Anekdote aus Beethovens Leben war allgemein bekannt; so wird sie denn auch bereits von A. W. Tayer im II. Bande seines Beethovenwerkes (p. 104) im Wesentlichen mitgetheilt, ohne daß Grillparzer damit in Verbindung gebracht wird. Offenbar kannte dieser vortreffliche Beethovenbiograph damals (1872) die Grillparzer'schen „Erinnerungen an Beethoven" noch nicht; er würde sonst die Geschichte ebenso wie das Zusammenwohnen mit Grillparzers in Heiligenstadt nicht in das Jahr 1800 und letzteres sogar nach Döbling verlegt haben. Auf diesen chronologischen Irrthum machte in jüngster Zeit Josef Böck, den

*) Vgl. auch die interessante Schrift: Aus dem Schwarzspanierhause. Von Dr. Gerh. von Breuning p. 38–39. Wien 1874.

Ordner der Beethovensammlung in Heiligenstadt in seiner interessanten Studie über „L. van Beethovens Aufenthalt in Döbling" (Oberdöbling bei Wien, 1889), p. 10 aufmerksam, wobei nur das vom Uebel ist, daß Grillparzer dafür verantwortlich gemacht wird. Andererseits ist diesem Autor nur dankbar beizupflichten, da er uns darthut, daß die Geschichte mit der Tochter des Bauern Flohberger (Böck schreibt stets Flohberger, auf Grund des Döblinger Grundbuches, die Anderen: Frohberger) in das Jahr 1815, also in Beethoven's 45stes Lebensjahr zu verlegen ist. (a. a. O. p. 26 f.) Besonders schätzenswerth ist in jenem Büchlein (p. 45) auch im Hinblick auf die vorliegende Studie folgende Anmerkung: „Herr Universitätsprofessor Dr. A. Sauer in Prag, der bekannte Grillparzer-Forscher, schreibt freundlichst unter dem 18. Januar 1889: ‚Grillparzers autobiographische Aufzeichnungen sind in Bezug auf alles Psychologische und Charakteristische ungemein genau; in Bezug auf Zahlen, auf Orts- und Namenangaben, auf Reihenfolge der Thatsachen rc. gänzlich unzuverlässig. Dies gilt auch von dem Beethovenaufsatz, den ich in der neuen Ausgabe mit dem Datum (1844—1845) versehen habe.'"

Nach diesen Döblinger Zeiten (1815) sah Grillparzer unsern Meister nur auf der Straße und im Kaffeehause in regem Verkehr mit dem Dichter Ludwig Stoll aus der „Novalis-Schlegel'schen Gilde". Grillparzer bleibt es unfaßbar, wie Beethoven von diesem „haltlosen Schwebler" irgend etwas Nützliches, wahrhaft Poetisches, überhaupt anderes als „allenfalls gut versifizirte Phantastereien" erhoffen konnte. Ganz so schlimm steht es mit diesem Dichter wohl nicht; das beweist unter Andern das sinnige Gedicht von ihm: „O daß ich dir vom stillen Auge in seinem liebevollen Schein", das Beethoven zweimal componirt hat (etwa 1811 und 1812).

Als nun Grillparzer immer größere Erfolge mit seinen dramatischen Dichtungen erfuhr, namentlich mit „Sappho", „Medea" und „Ottokar": da mußte auch Beethoven, der namentlich in den Jahren 1822 und 1823 sehr nach einem neuen Operntexte lechzte, seine Sinne und Gedanken hierbei in erster Reihe auf Franz Grillparzer hinlenken.

In den Conversationsheften Beethoven's beginnt der Name Grillparzer im Jahre 1820 aufzutauchen; von da ab ist in denselben von seinem Wirken und Charakter nicht selten die Rede. Zuerst etwa im Februar 1820 (Heft: D. 22, 91 Blatt, auf Blatt 87b), wo vom Miniaturmaler Daffinger die Rede ist, also:

„Der Mahler Daffinger ist es, welcher wegen des Treffens sehr gesucht ist, er wünscht sie ebenfalls zu mahlen."

„Er hat jetzt Grillparzer gemahlt."

Leider fehlen die Conversationshefte vom Jahre 1821 gänzlich.

Im Herbst 1822 muß in Beethoven der Entschluß zur Reife gekommen sein, sich an Grillparzer zu wenden, damit dieser ihm einen Operntext dichte.

Im Ganzen genau ist daher die „Erinnerung" Grillparzer's, daß er nach der Veröffentlichung der „Ahnfrau" „Sappho" „Medea" „Ottokar" (?!) vom Oberleiter der beiden Hoftheater, Grafen Moritz v. Dietrichstein, die Kunde erhalten habe: „Beethoven habe sich an ihn gewendet, ob er mich vermögen könne, für ihn, Beethoven, ein Opernbuch zu schreiben."

Ueber das nun weiter Folgende gewähren die Conversationshefte des Jahres 1823 ein farbenreiches Bild. In Beethoven's vertrautem Kreise interessirte sich für eine neue Oper des Meisters in allererster Reihe Graf Moritz von Lichnowsky. Dieser übernahm es, sich mit dem Dichter wegen des Textbuches in Verbindung zu setzen; später ward er hierin eifrig von Anton Schindler, dem steten Gesellschafter Beethoven's, unterstützt. In einem der Hefte vom Winter 1822/1823 ist wieder ein Besuch jenes Grafen verzeichnet, nämlich im Hefte Sign. D. 112, 57 Bl. da spricht auf Blatt 43b v. Lichnowsky:

„Ich bin begierig, was Grillparzer mir antworten wird.

„Er hat eine schöne Sprache, viel feine Imagination und geeignet,. ein großes Dichterwerk zu schreiben.

(Bl. 44a) „Es wäre dies für eine zweite Oper.

Wenn er für ihnen schreibt, so kann nur seine Dichtung gewinnen.

In ein paar Tagen werde ich schon wegen Alfred Antwort sagen.

Ein großes schönes Sujet, es ist als Gelegenheitsstück

(44b) wie die Monarchen hier waren, entworfen worden und bedarf nur wenig geändert zu werden."

In einem Hefte vom März/April 1823 (Sign. D. 123, 27 Blatt) unterhalten sich Graf v. Lichnowsky und später Schindler mit Beethoven über diese Angelegenheit. Der Graf schreibt:

Blatt 9b): „Ich werde mich heut unter der Hand erk. im Eugen (oder Wagen?), ob es wahr ist, wegen Grillparzer, weil ihr Bruder sagt, es wäre gewiß."

Ferner (10a): „Wallishauser soll das Buch schon haben als Eigenthum, ich werde selber fragen.

„In 2 Tagen erhalten Sie bestimmt Antwort. Ihr Bruder sagt, Grillparzer würde Ihnen schreiben."

Der hier erwähnte Wallishauser ist der Verleger Grillparzerscher Werke.

Später schreibt Schindler in demselben Hefte:

(Bl. 13a): Als ich vorgestern mich bei Ihnen am Glacis empfahl, begegnete mir Grillparzer, der mir dann sagte, daß er Ihnen nächstens sein fünftes Kind überschicken werde. Er hat nämlich das Märchen „Melusina" behandelt und spricht mit der größten Bescheidenheit, daß er sich alle Mühe genommen, sie Ihrem Genius anzupassen. Mosel war es, der ihn kürzlich dazu animirte."

Später erscheint wieder Graf Lichnowsky und sagt:

(Bl. 20b): „Die Oper ist schon fertig, Wallishauser hat es mir selbst gesagt, das Buch ist bei der Direction und wird Ihnen bestimmt zugeschickt.

Es ist das Märchen Melusine.

(21a): „Wallishauser wollte heute Vormittag zu ihnen kommen, deshalb sprechen . . .

(22a): „Ich gehe morgen selbst zu Grillparzer. Grillparzer wird auch hier in manchem verfolgt, besonders von der Censur.

Endlich ebendort (Bl. 23 a): „Wallishauser hat dem G. 600 Pfund (= Dukaten) in Gold für die Sappho bezahlt.“

Inzwischen war auch Beethoven selbst nicht in Passivität verblieben; er wandte sich in einem ausführlichen Briefe direct an den Dichter der Ahnfrau und der Sappho. Darüber klärt uns ein Conversationsheft aus der Frühlingszeit 1823 (März-April) auf, Sign. D. 44, 45 Blatt. Auf Bl. 22 b schreibt Schindler:

„Grillparzer war nicht zu Hause, ich hinterließ ihm schriftlich, daß ich wiederkomme und ihm das übrige mündlich mittheilen werde.“

Ferner auf Bl. 27 a: „Bei Grillparzer war ich früh; er ist ganz enchantirt über Ihr Schreiben. Er erzählte mir offen alle seine Schicksale, die wahrlich höchst merkwürdig sind.

(27 b): „Das ist aber noch keinem seines gleichen widerfahren, als ihm.

„Das Gedicht, wodurch er in Ungnade fiel, wird er Ihnen lesen lassen.
nicht der Nuntius, sondern ein hiesiger Litterator hat die Sache erregt. Der Kaiser schrieb an die Polizei: ein sicherer Grillp. &c. Diese
Infamie!!
er mußte sich sogar schriftlich bei der Polizei vertheidigen. Nun dient er schon 10 Jahre um jährliche 400 fl. C. M. (= Conventionsmünze). Nun ist bei der Stelle seit 3 Monaten ein Avancement wieder frei, allein man zögert wieder, und er
(28 a) glaubt gewiß auf höchsten Befehl, am Ende bekommt die Stelle ein anderer.

„Die Anstellung als Dichter beim Theater hat er jetzt auch durch Folge dieser Niederträchtigkeit verloren.“

„er hat schon Wien verlassen wollen, allein dies fällt ihm auch wieder schwer, sich von seinen Verwandten zu trennen.“

„wo sie nur können, dort chikaniren sie ihn. Nun schreibt er ein großes Trauerspiel Ottokar.

„Wahrscheinlich wird man ihm viele Prügel unter die Fenster werfen. Daß
(28 b) er seine Werke im Auslande auflegen läßt, hat ihm auch schon Feindschaft zugezogen.

„Daß Sie seine Dichtung ergreift, hat ihn um so mehr überrascht, da er itzt gesteht, daß er nicht gar großen Fleiß darauf verwendet hatte, indem er als sicher voraussetzt, dieser Stoff würde Sie nicht ansprechen. Nun aber setzt er sich an die Arbeit eines zweiten Buches, welches Ihrer ganz würdig ausfallen muß.“

(29 a) „Wenn Sie der Jägerchor Anfangs geniren sollte, so würde er auch einen Chor von Nymphen schreiben.“

Diese Tagebuchnotizen sind unter Anderem eine lebhafte Unterstützung der Laube'schen Klage: „Kaum je ist einem dramatischen Dichter von seiner Regierungsbehörde die dramatische Dichtung so verleidet worden“ (p. XXVI der Einleitung zur ersten Gesammtausgabe der Grillparzer'schen Werke).

Wir sehen, daß Schindler hier von einem Briefe Beethoven's an den Dichter spricht, über den dieser „ganz enchantirt ist.“ Merkwürdigerweise scheint dieses Entzücken dem Grillparzer'schen Gedächtnisse ganz entschwunden zu sein, denn in seinen „Erinnerungen an Beethoven“ erwähnt er nichts von einem solchen Schreiben. Von Grillparzer erfahren wir vielmehr Folgendes darüber. Erst setzte ihn das Ansinnen, für den großen

Beethoven ein Textbuch zu schreiben, in Verlegenheit, ein solcher Gedanke lag ihm fern, um so mehr, als er daran zweifelte, „ob Beethoven noch im Stande sei, eine Oper zu componiren.“ Schließlich überwog der Gedanke, „einem großen Manne vielleicht Gelegenheit zu einem für jeden Fall interessanten Werke zu geben“ alle Bedenken und Zweifel. Erst schwebte nun dem Dichter ein Stoff „im Gebiete der gesteigertsten Leidenschaft“ vor. Doch wo wäre selbst in Wien eine Sängerin dafür zu finden gewesen. Dann aber — das ist besonders bezeichnend — wollte der im Vergleich zu Beethoven immerhin weich geschaffene Dichter dem Tondichter keinen Anlaß damit geben, „den äußersten Grenzen der Musik, die ohnehin schon wie Abstürze drohend daliegen, durch einen halb diabolischen Stoff verleitet, noch näher zu treten.“ — Darum kam Grillparzer auf die Idee, den romantischen Stoff der Melusine für Beethoven zu ergreifen, wobei er nach Möglichkeit alle reflectirenden Elemente ausschied; er ließ die Chöre vorherrschen, sorgte für „gewaltige Finales“ und suchte, sich, wie er sagt, indem er den dritten Act beinahe melodramatisch hielt, „den Eigenthümlichkeiten von Beethovens letzter Richtung möglichst anzupassen.“ Vorher conferirte ja der Dichter, wie wir von ihm und aus den Conversationsheften wissen, nicht mit dem Tonmeister. Nachdem er sein Libretto in kurzer Zeit vollendet hatte, sandte er es durch den Grafen von Dietrichstein an Beethoven.

III.

Man begreift es nun, daß Beethoven das Verlangen tragen mußte, den von ihm hochgeschätzten Dichter zu sprechen, um mit ihm alles Weitere über den Melusinentext und die etwa daraus entspringende Musik zu erörtern. Grillparzer erzählt uns von dieser Sehnsucht Beethovens in dieser positiven Weise:

„Ein paar Tage darauf“ (d. h. nachdem das Textbuch durch den Grafen von Dietrichstein an Beethoven gesandt war) „kam Schindler, der damalige Geschäftsmann Beethoven's, derselbe, der später seine Biographie geschrieben hat, zu mir und lud mich im Namen seines Herrn und Meisters, der unwohl sei, ein, ihn zu besuchen. Ich kleidete mich an, und wir gingen auf der Stelle zu Beethoven, der damals in der Vorstadt Landstraße wohnte.“

Trotzdem dies kategorisch genug gesprochen ist, müssen nichtsdestoweniger die Conversationshefte auch hierbei Grillparzers nicht eben phänomenalem Gedächtnisse zu Hülfe kommen.

In einem Hefte aus dem Frühling 1823 (Sign. D. 96, 57 Blatt) theilt Schindler seinem Meister mit

(Bl. 23a): Grillparzer muß wieder krank sein, sonst wäre er schon gekommen; er hat seit langer Zeit mit seinem Hals zu thun, und muß die Luft meiden.

(23b): soviel sage ich aber auf Ehre, daß er (sc. Grillparzer) mir sagte, daß wenn Sie es für sich nicht convenable finden, so macht er ein Stück daraus, wozu ohnehin der 1. Plan war.

er hat es sich vorbehalten, es Ihnen selbst zu überbringen, sagte er mir.

Die Direction will nicht 150 Pfd. dafür geben, und soviel verlangt der Buchhändler, dem er es zur Disposition überlassen hat.

(24 [a]): Grillparzer selbst hat kein Geheimniß daraus gemacht, daher können es schon viele Menschen wissen.

Daß er es nämlich für Sie geschrieben, hat aber tausend Aengste, ob es Ihnen zusagen werde.

er überläßt es Ihrer Beurtheilung und sagt, Sie können es stürzen, wenden und umkehren, wie es gut dünkt.

Ferner in ebendemselben Hefte derselbe Schindler:

(Bl. 28 [b]): Bei Grillparzer war ich izt. Linowsky kommt gestern zu ihm, und sagt ihm, Sie hätten ihn geschickt, wegen dem Buch. Obwohl er es ihm nicht gern gegeben, und sich vorbehalten, mit Ihnen selbst zu sprechen, so hat er es ihm doch eingehändigt, indem er sagte, er werde sogleich es Ihnen übergeben. Ein Brief, den er Ihnen letzthin schon mit dem Buch (29a) schicken wollte, gab er mit.

übrigens sollen Sie nicht glauben, daß er es an der schuldigen Aufmerksamkeit fehlen lassen, nur sein Hals hält ihn zu Hause.

er wird, sobald er ausgehen können, zu Ihnen kommen, weil er es selbst für nöthig hält, mit Ihnen darüber zu sprechen.

Ferner ebendort derselbe Beethovenfreund:

(Bl. 30 [a]): Grillp. hat ein Sujet, die böhmische Dragomira, die er für Sie bearbeiten wird. Er hofft, es wird ein ausgezeichnetes Product werden, er ist ganz entzückt davon."

Auch der Graf Lichnowsky spricht in demselben Hefte von dem neuen Opernsüjet Dragomira, wie folgt:

(Bl. 44 [a]): Grillparzer wünscht selbst eine Unterredung mit Ihnen, ist bereit, manches nach Ihrem Wunsch zu ändern und will in der Folge Dragomira Böhmische Geschichte ganz für sie schreiben.

(44 [b]): wenn sie eine Unterredung mit ihm haben, bitte ich sie mir es zu sagen.

Die Dragomira ist groß tragisch.

Grillparzer ist ein sehr liebenswürdiger und herzlicher Mann.

Im Verlaufe dieses Heftes tritt auch noch der Neffe Karl in die Action ein. Er vermeldet dem Oheim Folgendes:

(Bl. 54 [b]): Linowsky war heute in großer Besorgniß wegen der neuen Oper des Grillparzer, da er verpflichtet ist, diesem binnen wenig Tagen deine Antwort zu sagen, wann du anfängst, welche Aenderungen und, wann sie fertig sein wird. Linowsky wird sich beim Bruder so lange einquartiren, bis er die Antwort hat.

Wo ist die Oper?

(Bl. 55 b): Wie ist die Oper von Grillparzer?

So viel aus diesem Grillparzerreichen Hefte. Wenn es auch schwer ist, aus diesem bunten aber fesselnden Allerlei im Zusammenhange mit Grillparzer's eigenen Erinnerungen ein vollkommen harmonisches Bild zu geben, so dürfte dennoch folgende Schlußfolgerung viel Wahrscheinlichkeit für sich haben. Grillparzer mag erst, wie wir bereits gehört haben, keinen hochtragischen Stoff für Beethoven als opportun angesehen haben. Er dichtet die Melusine und schickt diese durch den Generalintendanten von Dietrichstein an Beethoven. Nachher veranlassen ihn dennoch Unterredungen mit Lichnowsky oder Schindler, das hochtragische Sujet Dra-

gomira für den Meister in Arbeit zu nehmen. Das ist denn die „neue Oper", von welcher Lichnowsky und der Neffe sprechen, und die der Graf vom Dichter für Beethoven in Empfang genommen hat. Noch haben sich die beiden Sänger nicht gesprochen — und nun giebt es doppelt viel zu sagen, hie Melusine, hie Dragomira. Von einem sofortigen Besuche Grillparzer's nach der Aufforderung von Seiten Beethoven's kann freilich nimmermehr die Rede sein. Wir werden aber bald Beweise genug erhalten, daß es bei dieser Gelegenheit zu mehreren für beide Theile sehr fruchtbaren Besuchen kam. Hierbei drängt sich nun die Frage auf: Hat Grillparzer wirklich einen Operntext „Dragomira" gedichtet oder entworfen — und wo ist dieses Erzeugniß geblieben? Die erste Ausgabe der Grillparzer'schen Werke vom Jahre 1872 enthält und erwähnt nichts davon. Unter den mannigfachen Manuscripten, die von Grillparzer noch im Kreise Fröhlich vorhanden sind, mag sich möglicherweise noch dieses Opernbuch auffinden lassen.

Nach diesen Fragen und Conjecturen dürfen wir endlich Grillparzer zu Beethoven selbst begleiten. Daß der Dichter wiederholentlich bei Beethoven war, in der Stadt wie auf dem Lande, das wird schon aus dem Umstande einleuchten, daß er persönlich in einer ganzen Anzahl von Conversationsheften aus dem Jahre 1823 erscheint. Die nun folgenden Grillparzerschen Aufzeichnungen, die hiermit, wie das Vorangehende, aus denselben Conversationsheften, zum ersten Male mitgetheilt werden, beanspruchen ebensowohl für die Freunde der Dichtkunst wie für die Freunde der Tonkunst ein ganz besonderes Interesse. Der Kommentar soll sich nur auf das Allernothwendigste beschränken.

Der Zeitfolge nach erscheint Grillparzer bei Beethoven zuerst in einem Hefte, das entschieden dem Märzmonde des Jahres angehört. Denn gleich zu Anfang desselben (Sign. D. 87, 14 Bl.) ist Herr Schickh, Redacteur des „Journals des Luxus und der Moden" bei Beethoven und schreibt:

(Bl. 2a) „Gestern (3. März) war Ihr Fidelio. Die Ouvertüre und zwei Stücke mußten wiederholt werden. Die Versammlung war im größten Enthusiasmus.

„Anbeten soll man sie, großer Mann!

(2b) „wenn nur ich Ihnen dienen könnte."

Und auf Blatt 6 in diesem Hefte erblicken wir zuerst Grillparzer's eigene, deutliche Handschrift (alles mit Blei). Grillparzer schreibt dort:

„Ich mache diejenigen Veränderungen, die Ihnen nothwendig dünken.

„Ich bitte nur ungefähr eine Idee für das Duett zu geben; denn ich füge meine Gedanken den Ihrigen in Betreff dessen, was gesungen werden soll.

(6b) „Vielleicht dürfte dieses Duett nichts anderes enthalten, als die Freude der Minerva (!), im Gegensatze mit der trüben Warnung Merkurs (!)

„Die Erfindung einer neuen Handlung erkenne ich als nothwendig, sie ist aber nicht das Werk eines Augenblicks; weit schneller ist die Ausführung da, als die Erfindung, ich muß also natürlich um Zeit bitten, das bei mir zu überlegen, und zu Hause durchdenken zu können.

(7a) „Soll ich Ihnen das Buch und meine Zeilen hier lassen —, so bitte ich es mir, so bald Sie es nicht mehr benöthigen, durch H. Schindler zu erhärten. — Was den Gedanken betrifft, eine Anspielung auf die heutige griechische Zeit herzustellen, da würde die Censur ihr verneinendes Machtwort darin legen:

(Blatt 8a verkehrt): „Ich glaube es soll nur derjenige öffentlich auftreten, der ganz gewiß ist, wenn auch nicht gleich, doch einmal etwas Großes in die Welt zu schicken. Diese Ueberzeugung läßt sich nicht einreden.

„Ich meine, die Kraft dazu zu fühlen.

(7b verkehrt) „Das Resultat in Bezug auf die Cantate (!) wäre also dies. Sie haben die Güte, Buch und Schrift hier zu behalten und mir mit Ihren Bemerkungen (folgt 1 undeutliches Wort=Versehen?) zu übersenden; ich denke indessen den Stoff für mich nach, und so kommen wir vielleicht überein.

(8b Kurz: Der Schluß ist Ueberlegung, und ich werde nichts arbeiten, ohne Ihnen vorher selbst oder mittelbar den Plan mitgetheilt zu haben."

(Schindler): „Werden Sie sich entschließen?" —*)

Dieses erste Erscheinen Grillparzers bei Beethoven giebt uns gleich eine neue artige Nuß zu knacken. Daß es sich hierin weder um die Melusine noch um die böhmische Heldin Dragomira handelt, hat der aufmerksame Leser schon aus den Namen Minerva und Merkur und dem Worte Cantate erkannt, hinter welche ich ein Ausrufungszeichen gesetzt habe. Von was für einer unbekannten Arbeit Grillparzers für Beethoven ist denn nun aber in diesem Gespräche die Rede? Jedenfalls von einer Cantate, in welcher antike Götter und Bilder, griechisches Wesen gepriesen ward. Dieses Räthsel kann wohl nur diese Lösung zulassen. Die oben mitgetheilte Unterhaltung zwischen Grillparzer und Beethoven hängt offenbar mit der Wiederaufnahme der „Ruinen von Athen" zusammen, welche im Herbst 1822 stattfand. Der bekannte Volksdichter und Theaterdirector Karl Friedrich Hensler, Dichter der Volksstücke „Das Donauweibchen", „Rinaldo Rinaldini", der „Teufelsmüller" u. s. w., hatte bereits im Jahr 1821 das Privilegium des Josephstädter Theaters in Wien käuflich erworben. Er ließ das Theater neu aufbauen und setzte die Einweihung auf den Vorabend des kaiserlichen Namentages, den 3. October des folgenden Jahres fest. Die Direction wählte die „Ruinen von Athen" von Kotzebue und Beethoven, womit im Jahre 1812 das neue Theater in Pest eingeweiht worden war. Jetzt ward dem Volksdichter Carl Weisl der Auftrag, diesen Text zum Theil umzuarbeiten und den neuen Zeitverhältnissen anzupassen. — (Vgl. A. Schindlers Beethovenbiographie, III. Aufl. II. p 6 f). In

*) Eine Bemerkenswerte Mitteilung über derartiges Aufschreiben bei Beethoven enthält die erwähnte Gerhard von Breuning'sche Schrift aus dem Munde Grillparzer's der im Jahre 1860 mit diesem Beethovenfreunde über sein Verhältniß zu Beethoven sprach, nämlich (a. a. O. p. 37): „Dazu kam noch daß die Conversation mit ihm im Allgemeinen sehr beschwerlich war; denn abgesehen davon, daß man stets schreiben mußte, sprang er im Sprechen oft auf einen anderen Gegenstand über, während man noch schrieb; da mußte man ihn dann, bis man fertig war, erst an das vorhergegangne Gespräch wieder erinnern, und da gab es leicht Verwirrung, u. s. w."

dieser Dichtung sind nur die antiken Gottheiten Minerva und Merkur, die Grillparzer in jenem Conversationshefte erwähnt, von hervorragender Bedeutung. Minerva wird durch den Gottesbefehl Jupiters aus ihrem zweitausendjährigen Schlafe aufgeweckt und von Merkur in die neu aufblühende Handelsstadt an der ungarischen Donau geführt, um allda den Musen eine Stätte zu begründen. Jetzt soll Minerva, von Merkur geleitet, dieses Wunder auch in der schönen Kaiserstadt Wien und just da, wo eine irregeleitete Kunst gerade zur Entartung des Volkes beigetragen hatte, vollziehen. Den Musen sollte da ein neues heilbringendes Heim gestiftet werden. So geschah es. Beethoven übernahm es gern, seine Musik zu den „Ruinen von Athen" umzuarbeiten. Das größeste künstlerische Ereigniß dabei war die Neuschöpfung der grandiosen Ouvertüre op. 124 in C. „zur Weihe des Hauses." Bei dieser Gelegenheit fehlte es nicht an Zerwürfnissen, Streitigkeiten mit den obligaten Beethoven'schen Zornausbrüchen. Besonders war der Meister mit dem Volsdichter Meisl unzufrieden. Er machte diesen Dichterling auf unliebsame Weise durch sein Eprigramm unsterblich: „Zum Meißel ist er gut, aber zum Bildner?!" Die Berliner Bibliothek besitzt dieses in Lapidarschrift verfaßte Werk im Original. Wenn auch die Aufführung im October 1822 sehr glänzend verlief, und wenn auch Beethoven von dem außerordentlich begeisterten Publicum mehrmals auf die Bühne gerufen ward, wo er an der Hand des Directors Hensler erschien: so bewahrte er dennoch seine Unzufriedenheit mit der Meisl'schen Textarbeit. Und das wird der Grund gewesen sein, daß sich Beethoven mit dem immer berühmter werdenden Grillparzer in Verbindung setzte, um diesen zu veranlassen, den Text zu den Ruinen von Athen nach seinem Ermessen würdig umzudichten. — Weder Grillparzers „Erinnerungen an Beethoven", noch die Biographen Beethovens enthalten irgend eine Andeutung, daß Beethoven mit Grillparzer über eine Umdichtung des Ruinentextes conferirt habe. Die Conversationshefte bringen auch dieses an den Tag. — Die darauf bezüglichen Entwürfe Grillparzers müssen also im Manuscripte vorhanden sein. Den speciellen Grillparzerforschern entsteht hiermit ein Fingerzeig, Grillparzers Skizzen rc. zu den „Ruinen von Athen" ausfindig zu machen. — Es mag hierbei noch erwähnt werden, daß noch später ein neuer verbindender Text zu den „Ruinen von Athen" von Robert Heller gedichtet wurde. Dieser verbindende Text ist in dem von Hermann Joseph Landau herausgegebenen „ersten poetischen „Beethoven-Album" (Prag 1872) zum Abdruck gelangt (p. 63—66). —

Von einer zweiten Unterredung zwischen Grillparzer und Beethoven giebt uns ein anderes Conversationsheft aus der Frühlingszeit 1823 Kunde. (Sign. D. 45, 65 Blatt). Erst schreibt der Neffe dort über den Dichter:

Bl. 10b. „Grillparzer ist übel angekommen, sagt er.

Was ist der Gegenstand von Grillparzers Oper?

Dann der würdige Advokat Dr. B. Bach:

Bl. 16b. Heute gehen Sie noch auf Ihre Güter. „Wird der Meister fleißig schreiben?“
„Die ganze Welt freut sich auf die neue Oper.“

Weit später in diesem Hefte lesen wir die folgenden mannigfachen Aufzeichnungen Grillparzer's selbst:

Blatt 51a. Auf dem Lande wäre wohl bald das Uebel gehoben.
„Sie sollten Sauerbrunnen trinken; mir selbst hat es sehr viel Erleichterung verschaft.“
„Johannisbrunnen.“
„Wenn Sie erst so geplagt würden, wie ich, und ich bin sogar Beamter.“
„Muß jedem Dummkopf nachstehen.“
„Und doch möchte ich nirgends anders leben.“

51b. „Und die übrigen Deutschen sind in Pedanterie ertrunken.“
„Gefühl ist hier.“
„Den Musikern kann doch die Censur nichts anhaben. Wenn man wüßte, was Sie bei Ihrer Musik denken.“
„Der Beamte (oder Curator, Censor) konnte wahrscheinlich nicht anders.“
„Wann werden Sie auf's Land gehen?“

52a. „Ich habe noch nichts gehört.“
„Ich habe mich auch noch nicht erkundigt. Ich will es. —

52b. „Ich sinne schon auf eine ganz ernste Oper.“
„Drahomira.“
„In der Oper ist die Poesie ja doch nur wegen der Musik da“.
„Es soll eine Oper von Beethoven sein.“
„Die Franzosen bringen manche Stoffe nicht anders an als bei Opern, — das bringt ihr guter Kopf zu dieser Arbeit.“

Bl. 53a. „und selbst schlechte Originalopern sind selten, alles Uebersetzungen.“
„Eine große Schwierigkeit unserer Oper (sc. Melusine) wird sein, einen Tenoristen zu finden, der den Raimund spielen kann.“
„Er ist gemein.“
„Wenn Wild*) kommt, ob Sie nicht darauf anspielen könnten?“
„Die Unger**) ist nicht übel.“

Bl. 53b. „Und die Deutschen bringen es auch selten zur Ausbildung in der Koloratur.“
„Ich bin auch ein Stümper in der Musik.“
„Ich habe durch die Musik die Melodie der Verse gelernt.“
„Die Musik ist die einzige Kunst, die die Neueren erfunden haben.“
Man fängt schon wieder an, der Manier entgegenzugehen. Malerei, Poesie. —

54a. „Jeder sollte sein eigenes Muster sein.“

Damit schließen Grillparzer's Schriftworte in diesem Heft. Das Tatsachenergebnis daraus ist, daß Grillparzer wirklich zwei Operndichtungen für Beethoven in Erwägung und Bearbeitung zog. Die schöne Melusine lag im Ganzen fertig vor, während die hochtragische Drahomira erst in Angriff genommen werden sollte.

*) Die berühmte Sängerin in Wien.

**) Diese Sängerin, nochmalige Unger-Sabatier, sang mit Frl. Sonntag in der ersten Aufführung der IX. Symphonie.

IV.

Noch zwei weitere Gespräche zwischen Grillparzer und Beethoven werden wir uns zu vergegenwärtigen haben. Bevor dieses jedoch geschieht, wird es Zeit, Grillparzers eigene Auffassung von seinem Besuche bei Beethoven kennen zu lernen. Merkwürdigerweise scheint der Dichter, als er seine Erinnerungen schrieb, in seinem Gedächtnisse nur einen einmaligen längeren Besuch in der Stadt selbst aufbewahrt zu haben, nur da, wo es galt, über die Melusine zu conferiren. Grillparzer giebt uns aber dabei sehr interessante Mittheilungen über Beethovens Aussehen, Wesen und dergleichen mehr.

„Ich fand ihn," — so erzählt derselbe — „in schmutzigen Nachtkleidern auf eine zerstörten Bette liegend, ein Buch in der Hand. Zu Häupten des Bettes befand sich eine kleine Thüre, die, wie ich später sah, zur Speisekammer führte und die Beethoven gewissermaßen bewachte. Denn als in der Folge eine Magd mit Butter und Eiern heraustrat, konnte er sich mitten im eifrigen Gespräche, doch nicht enthalten, einen prüfenden Blick auf die herausgetragenen Quantitäten zu werfen, was ein trauriges Bild von den Störungen seines häuslichen Lebens gab.

„Wie wir eintraten, stand Beethoven vom Lager auf, reichte mir die Hand, ergoß sich in Ausdrücken des Wohlwollens und der Achtung und kam zugleich auf die Oper zu sprechen. Ihr Werk lebt hier, sagte er, indem er auf die Brust zeigte, in ein paar Tagen ziehe ich aufs Land, und da will ich sogleich anfangen, es zu componiren! Nur mit dem Jägerchor, der den Einzug macht, weiß ich nichts anzufangen. Weber hat vier Hörner gebraucht; Sie sehen, daß ich da ihrer acht nehmen müßte wozu soll das hinführen? — Obwohl ich die Nothwendigkeit dieser Schlußfolge nichts weniger als einsah, erklärte ich ihm doch, der Jägerchor könne, unbeschadet des Ganzen, geradezu wegbleiben, mit welchem Zugeständniß er sehr zufrieden schien, und weder damals noch später hat er irgend sonst eine Einwendung gegen den Text gemacht, noch eine Aenderung verlangt. Ja, er bestand darauf, gleich jetzt einen Contract mi mir zu schließen."

Doch Grillparzer erklärte, daß es ihm bei seinen Arbeiten nie um's Honorar zu thun wäre, Beethoven möge mit dem Buche machen, was er wolle, er würde nie einen Contract mit ihm schließen.

„Nach vielem Hin- und Herreden oder vielmehr Schreiben, da Beethoven Gesprochenes nicht mehr hörte, entfernte ich mich, indem ich versprach, ihn in Hetzendorf zu besuchen, wenn er einmal dort eingerichtet sein würde."

Nach einigen Tagen kam Grillparzers Verleger Wallishauser zu ihm, um dennoch den Contract abzuschließen, da Beethoven darauf bestand. Der Verleger zahlte ein Geringes an den Dichter, wofür er alle Rechte erwarb. Zwischen Wallishauser und Beethoven kam ein anderer Contract zu stande. Grillparzer versichert uns ferner, daß er all diese Dinge nur erwähne, um Beethovens Aeußerung zu Rellstab: „er habe anderes gewollt, als ich" zu widerlegen. Beethoven sei vielmehr so fest entschlossen gewesen die Melusine zu componiren, daß er bereits Anordnungen über Dinge traf, die erst nach der Vollendung eintreten konnten. —

Uns hat jetzt das auch von Grillparzer schon angedeutete Zusammentreffen zwischen ihm und Beethoven in Hetzendorf zu beschäftigen, wo sich der Tondichter im Sommer 1823 aufhielt. Wie uns Grillparzer er-

zählt, besuchte er in diesem Sommer mit Schindler den Tonmeister auf dessen Einladung hin in jenem Kurorte. Der Dichter vermied es dort, das Gespräch auf die „Melusinen"-Composition zu bringen. Die beiden Künstler machten einen gemeinsamen Spaziergang und unterhielten sich eifrig, soweit dieses „halb sprechend, halb schreibend" im Gehen möglich war. Mit besonderer Rührung ist der Dichter des Umstandes eingedenk, daß Beethoven, als man sich zu Tische setzte, in's Nebenzimmer ging und selbst fünf Flaschen Wein herausbrachte. Eine davon setzte er vor Schindlers Gedeck, eine vor das seine und drei Flaschen vor Grillparzers Teller, wahrscheinlich — so meint der Letztere um mir in seiner mild-naiven gutmüthigen Art auszudrücken, daß ich Herr sei, zu trinken, wie viel mir beliebte." Ein anderes Zeichen der Aufmerksamkeit Beethovens gegen seinen hochgeschätzten Gast scheint dieser nicht ganz recht gewürdigt zu haben. Der Tonmeister begleitete nämlich den Dichter in einem offenen Wagen bis zum Thore. Nachdem er sich durch einen herzlichen Händedruck von diesem verabschiedet hatte, bemerkte derselbe ein Papier auf dem Platze Beethovens. Grillparzer winkte Beethoven zurückzukommen, da er etwas vergessen habe. Doch dieser schüttelte den Kopf und lief mit lautem Lachen nur um so schneller nach Hetzendorf zurück, gleich als frohlockte er über eine wohlgelungene Hinterlist. In dem Papier fand nun Grillparzer genau den Betrag des bedungenen Fuhrlohnes. Und nun urtheilt dieser so darüber:

„So entfremdet hatte ihn seine Lebensweise allen Gewohnheiten und Gebräuchen der Welt, daß ihm gar nicht einfiel, welche Beleidigung unter allen andern Umständen in einem solchen Vorgange gelegen hätte. Ich nahm übrigens die Sache, wie sie gemeint war, und bezahlte lachend meinen Kutscher mit dem geschenkten Gelde."

Ist dem wirklich so? Grillparzer war doch Beethovens Gast, — natürlich genug, daß dieser auch die Rückfahrt nach Wien für seinen Gast bezahlen wollte. Weder kann hier von einer wirklichen Beleidigung, noch auch von einem animus injuriandi die Rede sein; vielleicht hätte Beethoven eine andere Form zur Ausübung seiner Gastgeberpflicht wählen können.

Mit allerhand Varianten wird diese Anekdote auch von andern Autoren erzählt, so in Nr. 73 der „Eleganten Zeitung" vom Jahre 1858 (Vgl. L. Nohl. Beethoven's Briefe 1865, p. 254). Danach gab er für Grillparzer nur 2 Flaschen Wein; außerdem ist bei der Fahrt von mehreren Passagiren die Rede ꝛc. ꝛc. Nach der Erzählung dieser Begebenheiten in Emil Kuh's schon erwähntem Buche: Zwei Dichter Oesterreich's (p. 47/48), der unter Anderem den doppelten Irrthum begeht, den Ort derselben nach Meidling (?) zu verlegen — es sollte dann wohl wenigstens „Mödling" heißen — wird des Meisters Zartgefühl im Geben und Wohlthun dabei nicht übel herausgestrichen. Denn Beethoven wußte, daß Grillparzer nicht in den glänzendsten Verhältnissen lebte: darum hatte es Grillparzer auch sehr eilig, weil der Wagen sonst sehr theuer gewesen wäre. Hiernach legte Beethoven keine Papiere

auf seinen Sitz, sondern er „sprang, als auf sein Verlangen der Wagen anhielt, aus demselben und gab dem Kutscher, indem er ihm etwas zulispelte, rasch eine Banknote." Von Beleidigungen oder von verletzter Empfindlichkeit ist hier keinerlei Rede mehr.*)

Es ist nun aber auch ein Conversationsheft vorhanden, in welchem Grillparzer selbst seine Tisch-Conversation in Hetzendorf führt. Wir werden gleich sehen, daß Grillparzer irrt, wenn er in seinen „Erinnerungen" sagt, von der Oper sei dort geflissentlich nicht die Rede gewesen. Es ist das Heft aus Hetzendorf: D. Nr. 92, 14 Blatt. Grillparzers Schrift ist hier recht unleserlich. Er erscheint gleich auf

(Bl. 1a): „Man hat schon von mir verlangt, daß ich Poesien zur Schwermut Vorzüglichkeit (?) mitnehmen soll.

Mir ist jede Mitteilung doch immer widerlich; besonders selbst vorlesen

Ohne daß erst die Stimmung gewonnen wird. Um etwas vorlesen oder vorspielen zu können müßte man ganz damit zufrieden sein.

Das ist aber wohl nie der Fall.

Sie meinen, der Beifall wäre das Größte (oder Schönste), wonach man strebt.

(1b): „Er hat doch aber auch mitunter eine große Freude an der Repräsentazion

Offenbar aber nie, um sich von der Rohheit seiner poetischen Zeitgenossen zu entfernen.

Er hat es als Schranke gegen die Zudringlichkeit gebraucht. Daher ist seine Darstellung auch so bildlich.**)

Die Musik verstehen im Ganzen die Norddeutschen nicht viel.

Etwas Höheres als den Freischütz bringen sie nicht hervor."

(2a): „Aussicht auf Frau und Kinder —

Sie werden nie heirathen?

Die Geister unter den Weibern haben keine Leiber und die Leiber keine Geister.

Ein zwischen Mauern eingeschlossener Gott kommt nicht wieder, damit ist's auf ewige Zeiten vorbei.

Neid! Neid! Neid!"

(2a): „Von mir hat er gesagt: ich schimpfte im Theater, indeß ich doch gar nicht ins Theater gehe.

Auch Mosel und Dietrichstein haben sich immer feindselig gegen mich benommen.

Sie haben mir die Pension genommen, die ich vom Theater hatte.

Auch Mosel hat für Sie nur darum Achtung, weil Sie ein Deutscher sind."

(3a): „Wenn diese Brut Künstler sein könnte, möchte ich keiner sein.

Mosel spricht von sich selbst als Tondichter.

Man versteht so leicht, was sie thun und vornehmen, das macht ihr Glück von oben

Sie wollen von keiner Beschränkung wissen und sind die Beschränktesten."

Nun bringt Grillparzer das Gespräch auf seine Oper Melusine und später auf die Drahomira.

(Bl. 3b): „Sind Sie noch immer der Meinung, daß statt des ersten Chores in unserer Oper etwas anderes substituirt werden sollte?

Vielleicht nur ein paar Töne (4a) des Jägerchores, fortgesetzt durch ein unsichtbares Nymphenchor.

*) Vgl. auch v. Breuning a. a. O. p. 39.

**) Hier ist wahrscheinlich von Schiller die Rede.

Ich habe mir überhaupt gedacht, ob es nicht passend wäre, jede Erscheinung oder Einwirkung Melusinens durch eine wiederkehrende, leicht fassende Melodie zu bezeichnen. Könnte nicht die Ouverture mit dieser beginnen, und nach dem rauschenden Allegro auch die Introdukzion durch diese selbe Melodie gebildet werden."

(Bl. 4b): „Diese Melodie habe ich mir als diejenige gedacht, auf welche Melusine ihr erstes Lied singt.

Drahomira.

Ich werde Ihnen den Plan dieser Drahomira schriftlich mittheilen.

Als er die Freiheit von Griechenland proklamierte.

Ihre Musik bleibt uns doch ganz unbegreiflich."

Nun fehlt in diesem Hefte Alles bis Blatt 10.

10a): „(Grillparzer): Eifer und Ehrgeiz.

Er ist ein Narr und Pedant.

Vogel sagte mir, wir haben 2 Jahre über die Iphigenie studirt, nun aber wissen wir bei jedem Tone davon den Grund, warum ihn Gluck gesetzt.

So viel hat Gluck selbst nicht gewußt. Vogel war auch in Ihrem Fidelio nicht gut.

Und doch kann ich mich mit jenen nicht vereinigen, die die italienische Oper unbedingt verwerfen.

(10b): Meiner Meinung nach giebt es 2 Gattungen der Oper, von denen die eine vom Text ausgeht, die zweite von der Musik, letztere ist die italienische Oper.

Lablache und zum Teil die Fodor*) sind bessere Schauspieler, als die deutsche Oper jemals hatte.

Vielleicht hat sich auch Mozart durch die italienische Oper gebildet.

Jetzt ist es noch schlechter.

(11a): Sie würden Mühe haben, für Ihre Oper Sänger aufzufinden.

Damit schließen Grillparzer's Worte in diesem Hetzendorfer Hefte. Es muß daran erinnert werden, daß Beethoven in dieser Zeit dermaßen für die italienischen Sänger schwärmte, daß er sich mit dem Gedanken trug, eine Oper eigens für die Italiener in Wien zu schreiben. —

Nach Grillparzer's Erinnerungen hätte er nach diesem Sommerbegegniß Beethoven später nur noch einmal gesprochen, wo — weiß er nicht mehr. Der Meister habe ihm damals gesagt: „Ihre Oper ist fertig!" „Ob er damit meinte: fertig im Kopfe oder ob die unzähligen Notatenbücher, in die er einzelne Gedanken und Figuren zu künftiger Verarbeitung, nur ihm allein verständlich, aufzuzeichnen pflegte, vielleicht auch die Elemente jener Oper bruchstückweise enthielten, kann ich nicht sagen." Mit Hülfe der Conversationshefte kann auch dieses wieder beträchtlich ergänzt und berichtigt werden. Man darf sich nicht verhehlen, daß unser Dichter, der noch positiv versichert: „Gewiß ist, daß nach seinem Tode sich nicht eine einzige Note vorfand, die man unzweifelhaft auf jenes gemeinschaftliche Werk hätte beziehen können" — daß Grillparzer also von einer gewissen Verstimmtheit gegen Beethoven befangen war, als er seine Erinnerungen schrieb; denn der Ton darin ist nicht so herzlich, auch nicht so verehrungsvoll, wie überall da, wo Grillparzer direct und indirect in den Conversationsheften auftritt.

---

*) Sänger der italienischen Oper in Wien unter Barbaja.

In einem anderen Hefte aus Hetzendorf, im Sommer 1823 (ohne Signatur, 50 Blatt stark) theilt Schindler mit:

(36a) „Grillparzer empfiehlt sich Ihnen, er wird Sie auch nächstens besuchen — und Ihnen die Freudenbotschaft selbst bringen, daß er itzt im Büreau des (Grafen) Stadion angestellt ist.“

„er will schon Mittwoch hinaufgehen.“

Im Winter dieses Jahres 1823 ist dann Grillparzer wieder einmal bei Beethoven und führt mit ihm abermals ein interessantes Gespräch:

Dieser Besuch war höchstwahrscheinlich die Folge einer direkten brieflichen Einladung von Seiten Beethovens; es ist dies der einzige bis jetzt vorhandene und abgedruckte Brief Beethovens an Grillparzer, der hier nicht fehlen darf.

Beethoven schreibt:

Werther Verehrter!

„Die Direction möchte gern Ihre Bedingungen über Ihre Melusine wissen; so weit hat sie sich schon selbst erklärt, und dies ist wohl besser, als sich in d. g. selbst aufdringen. — Mein Hauswesen ist seit einiger Zeit in großer Unordnung, sonst hätte ich Sie schon aufgesucht und auch gebeten, wieder zu besuchen. — Vor der Hand schreiben Sie mir oder der Direkzion selbst Ihre Bedingungen, ich werde sie dann selber übermachen; überhaupt konnte ich mich weder früher noch jetzt Ihnen nähern, ich hoffe, daß dies auch einmal sein wird, — meine Nr. ist 323.

„Nachmittags finden Sie mich auf im Caffeehause der goldenen Birne gegenüber; wollten Sie kommen, so bitte ich Sie allein zu kommen; dieser aufdringende Appendix von Schindler ist mir schon längst, wie sie in Hez.* (= Hetzendorf) müssen bemerkt haben, äußerst zuwider, — otium est vitium. Ich umarme Sie von Herzen und ehre Sie,

Ganz Ihr

Beethoven.“

Adresse: An Seine Wohlgeboren Herrn Grillparzer K. K. Hofconcipist.

Darauf hin machte Grillparzer dem Tonmeister wieder einen Besuch und schrieb bei ihm folgendes Allerlei auf (Heft Sign. D. 124, (20 Blatt):

Bl. 2b) Die Censur hat mein Trauerspiel Ottokar*) verboten. Sogar den Druck will man nicht erlauben.

---

*) Bekanntlich hatte dieses Grillparzer'sche Drama die merkwürdigsten Schicksale. Am 19. Februar 1825 konnte es endlich zum ersten Mal aufgeführt werden, nachdem es zwei Jahre lang in der Censur verblieben war. Hier galt es für verschollen oder verloren, als zufällig von Seiten der Kaiserin danach gefragt wurde. So kam es wieder ans Tageslicht. Der mühsam aufgefundene „Ottokar“ ward der Kaiserin vorgelesen und von dieser dem Kaiser empfohlen. So erlebte er endlich seine Auferstehung. Aber das patriotische Drama ward späterhin dennoch wieder auf lange Zeit als „politisch nicht opportun“ bei Seite gelegt. H. Laube, dessen Examen über Ottokar ich diese Dinge entnehme, bemerkt noch dazu (Gesammtausgabe IV, p. 176 vom Jahre 1872:) „Es ist uns nicht erinnerlich, daß irgend ein einheimisches oder fremdes dramatisches Werk eine so eingehende Beurtheilung erfahren hätte, als dieses. Es wurden ganze Abhandlungen darüber geschrieben.“

Es ist zu sehr auf Oesterreich berechnet.
Meins liegt an Oesterreich
Es ist leider eigentlich patriotisch.
Niemand kann den Grund des Verbotes begreifen.
Sie haben die Melusine wieder vorgenommen?
Ich habe schon früher mich 2 Mal an die Direktion gewendet, aber keine Antwort erhalten.
Ich habe auch schon früher erklärt, hundert Dukaten dafür fordern zu müssen.
(Bl. 3a). Weil dann doch eigentlich aller Vortheil eines Opernbuches sich auf jenes Theater beschränkt, wo es zum ersten Mal aufgeführt ward.
Ich hätte aus demselben Stoffe ein rezitirtes Schauspiel machen können, das mir mehr als 3 Mal so viel getragen hätte.
Ich muß so viel fordern, um meine Verbindlichkeiten gegen Wallishauser erfüllen zu können.
Sie geben für gewöhnliche Opernbücher bis 300 f. Konventionsgeld.
Haben Sie schon angefangen zu komponiren?
Wollten Sie mir wohl aufschreiben, wo Sie Aenderungen wünschten?
Weil aber doch das Stück mit einer Jagd beginnen muß.
Vielleicht wenn die letzten Töne eines verhallenden Jagdchores sich nur mit der Introduktion mischten, ohne daß die Jäger selbst auftreten.
Mit einem Nymphen-Chor anfangen zu lassen, würde vielleicht die Wirkung dieses Chors am Schlusse des 1. Aktes schwächen —
Ich verstehe mich so eigentlich auf Operntexte nicht.
Sie wollen bis September es dem Theater übergeben.
Die Direktion will sich im Publikum Kredit machen.
(4a). Scheint Ihnen der Text der Oper nicht auch zu lang?
Wem gedenken Sie die Rolle des Raimund zu geben?
Man spricht von einem jungen Tenor, der vielleicht bis dahin die Bühne betreten soll.
Ich glaube, er heißt Cramolini und soll bei einer hübschen Gestalt eine sehr schöne Stimme haben.
Man sagt, die Direktion lasse ihn unterrichten.
Forti ist doch etwas plump.
Ich erwarte also Ihre Vorschläge zu Abänderungen schriftlich, vielleicht bald? Ich bin jetzt unbeschäftigt.
(4b): Ich bin zu Allem bereit.
Er ist etwas prosaisch.
Ein Oratorium kann auch leicht zu dramatisch sein.
Wenn zuviel Handlung vorausgesetzt wird, die der Zuschauer nicht sieht und also nicht begreift.
Eigentlich kann man ja Jesus Christus nicht musikalisch ausdrücken.
Die Musik muß Schmerz ausdrücken, menschlichen Schmerz, wo bleibt da der Gott?
(5a): Ich habe mir immer die Judith als einen guten Stoff für ein Oratorium gedacht.
Dahomira.
Viel Abwechselung, große Charaktere, —
besonders die Mutter des heiligen Herzogs Wenzel von Böhmen
Einer ihrer Söhne tödtet den Andern. Sie selbst ist Heidin, ihr besserer Sohn Christ.
Man zeigt noch in Prag den Ort, wo sie sammt Wagen und Pferden von der Erde verschlungen worden ist.

(5[b]): Wenn meine Hoffnung hier ganz verschwunden ist, will ich es doch nach Berlin schicken.

Er ist geistreich, aber nur sind seines Gleichen höchstens noch hier Bediente."

Damit hören die Aufzeichnungen Grillparzer's bei Beethoven in diesem Jahre auf. Gerade diese hier sind in mehr als einer Beziehung lehrreich. Im Gegensatze zu seinen „Erinnerungen" stellt es sich als gewiß und natürlich heraus, daß die Honorarfrage hinsichtlich seiner Melusine und anderer Werke dem Dichter keineswegs gleichgültig ist. — Die Aeußerung über die musikalische Behandlung der Leiden des Heilandes würde Grillparzer wohl nicht gethan haben, wenn er etwa eine der Bach'schen Passionsmusiken gekannt hätte. Aber die Süddeutschen, überhaupt die katholischen Länder nahmen damals noch wenig Notiz von der gewaltigen protestantischen Kirchenmusik des Leipziger Thomascantors. Ueberdies ward Bach's Hauptwerk — die Matthäus-Passion, welche die fast typisch gewordene musikalische Gestaltung des Erlösers enthält, erst zwei Jahre nach Beethovens Tode, 1829, durch Felix Mendelssohn-Bartholdy in Berlin nach langem Todesschlafe zu neuem Leben auferweckt. Ferner verdient das, was Grillparzer über Operntexte und besonders über die Melusine selbst sagt, alle Beachtung. Bekanntlich kam dieses Opernbuch späterhin vom Verleger in die Hände des Componisten Konradin Kreutzer, der es componirte, ohne mit seiner Melusine sonderlich zu reüssiren. — Und doch ist der Text so anziehend, für einen berufenen Romantiker wie geschaffen. Sollte sich gegenwärtig wieder Jemand des Textes bemächtigen, so wird er gut thun, die hier von Grillparzer vor Beethoven darüber gemachten Bemerkungen besonderer Beachtung zu würdigen. —

V.

Nach diesem Besuche im Herbst 1823 erscheint Grillparzer weder in diesem Jahre, noch 1824 und 1825 wieder bei Beethoven. Nichts destoweniger ist aber in den Conversationsheften dieser Zeiten noch sehr viel von ihm die Rede, besonders wegen der Oper Melusine. Der Graf Lichnowsky, Schindler, Rob. Schickh, der Bruder, der Neffe, die Sängerin Unger und Andere bestürmten den Meister immer auf's neue und immer vergeblich, doch endlich die Melusine zu componiren. — Einiges mag noch mitgetheilt werden. In jenem Grillparzerhefte selbst schreibt bald darauf energisch und drastisch Rob. Schickh:

(Bl. 11[a]): „Warum schreiben Sie denn die Grillparzer'sche Oper noch nicht?

„Die Oper schreiben Sie zuerst, und dann kann man nur wünschen, daß Sie sich an ein Requiem machen!

„Kinder und Narren sagen die Wahrheit." —

Im October desselben Jahres ist die reizende Sängerin Fräulein Unger zum ersten Male bei Beethoven. Sie ist für die Oper als Titel-

heldin ausersehen. Sie schreibt dabei unter Anderem auf (Heft: Sign. D. 53, 36 Bl.) Bl. 1 b: „Haben Sie schon für Melusine etwas fertig?

Forti hat es gelesen und ist davon entzückt, ich dachte, er wäre der passendste, die Rolle des Ritters zu spielen.

Sollte er nicht einen Verliebten mit mehr Geschicklichkeit als jeder andere spielen können?

„Die Oper soll in die Burg kommen." — —

Bald erscheint der Neffe und vermeldet (Bl. 2 b): „Der Bruder wird Dir schon gesagt haben, daß Düport sich das Buch von Grillparzer in's Französische übersetzen läßt, um es gut durchstudiren zu können." Und später derselbe (Bl. 10 b): „Bald wird nun eine entscheidende Antwort von Düport kommen, worin Alles angenommen, und um die Oper gebeten werden wird."

In einem Hefte vom November 1823 (Sign. D. 95, 40 Bl.) schreibt Graf Lichnowsky auf Bl. 24 a: „Wenn Sie wollen, die Direction macht gleich mit Vergnügen Contract.

24 b: Reden Sie mit Grillparzer deswegen, ihm wird es auch eins sein.

Vor einigen Tagen fragte Düport schon wegen der Oper." —

Im April 1824 war Grillparzer, wie wir bereits wissen, voller Sorgen um das Schicksal seines Ottokar. Schindler schreibt in dieser Zeit einmal darüber beim Meister auf (Heft 109 D., 49 Bl.) in Bl. 4 b: „Grillparzer begegnete mir gestern und beklagte sich jämmerlich über die Chicane und Niederträchtigkeiten, die man gegen ihn ausübt. Sein Trauerspiel ist bei der Censur durchgegangen, Hofrat Oms erklärte, er könne kein Wort streichen; nichts destoweniger läßt es ihm der Graf Sedlnitzky nicht ausfolgen, also weder aufführen, noch drucken; der Kaiser weiß nichts davon, sondern, wie G. sagt, blos der Graf Sedlnitzky." —

Wie lebhaft man sich im Beethoven'schen Kreise für den edlen Dichter interessirte, verrathen auch allerlei andere Aufzeichnungen über das Schicksal des Ottokar und über das, was damit zusammenhing. So in einem Hefte des Jahres 1824, Sign. D. 125, 26 Bl. Schindler schreibt dort (Bl. 5 a): „Der arme Grillparzer ist aber zu bedauern, sein Ottokar wird nicht gegeben, weil ihn die Censur fürchterlich zugerichtet hat und die Regisseure wollten ihn zu ihrer Einnahme geben.

„Ich höre auch, daß er deshalb selbst beim Kaiser war. Es wird sich wohl bald aufklären, was damit eigentlich geschehen soll."

Ferner Bl. 8 b: „Grillparzer empfiehlt sich Ihnen vielmals. Er wird Sie noch dieser Tage besuchen. Sein Ottokar ist nun nicht gestrichen, sondern gänzlich verboten worden. Er ist ganz consternirt.

„Der ist schon hier so wie verloren, sowohl als Dichter, wie als Beamter.

. . . . er fühlt es selbst schon.

Er kann nie vor 3 Uhr das Bureau verlassen, folglich auch gar keine Einladung annehmen, so sagt er mir heute. Trifft er Sie nicht zu Hause, so wird er Sie hier aufsuchen.

Er war hocherfreut, als ich ihm versicherte, daß Sie die Oper schreiben (9 a) werden. Er war schon vom Gegentheil überzeugt; was auch die Ursache war, daß er sich bei Ihnen nicht sehen ließ, denn er will sich deshalb Ihnen nicht aufdrängen." —

Man weiß, daß Grillparzer's Ottokar endlich im Februar des Jahres 1825 die erste Aufführung erleben konnte. — Auch in den Conversations-

heften ist nicht selten von diesen Ottokar-Abenden die Rede. — So schreibt des Meisters Bruder Johann einmal im März auf (Heft: D. 42, 46 Bl.): „Gestern war es im Ottokar wieder sehr voll.“ (Bl. 30b).

Grillparzer hielt sich selbst, wie wir noch hören werden, für einen Hypochonder. Bereits im Jahre 1825, im Hochsommer, ist einmal, unter steter Anerkennung seines hellen Verstandes, von seiner Gemüthskrankheit die Rede (Heft: D. 2, 48 Bl.). Da schreibt der jugendliche Karl Holz auf (Bl. 24a): „Grillparzer hat den Nagel besser auf den Kopf getroffen. (25a): „Und er ist gemüthskrank. —

Ferner derselbe (Bl. 27a): Stadler. — Grillparzer nennt ihn den Notenreiter.“

Es ist vom wohlbekannten Abbé Stadler die Rede, von dem unter Anderem erzählt wird, daß er in der Regel den Concertsaal verließ, sowie ein Beethoven'sches Werk bevorstand. — In der allerletzten Zeit Beethoven's trat ihm Abt Stadler etwas näher.

Je mehr nun Beethoven im Jahre 1825, trotz des neuen Impulses, den der Besuch Rellstab's gab, den Gedanken einer neuen Operncomposition preisgab, um so mehr beschäftigte ihn neben seinen Quartettschöpfungen die Idee zu einem neuen Requiem oder zu einem neuen Oratorium biblischen Inhalts. Auch hierbei denkt man in seinen Kreisen stark an Grillparzer. So schreibt Holz in einem Hefte, das wahrscheinlich dem Herbste 1825 angehört (D. 99, 48 Bl.), Folgendes darüber auf:

Wenn's mit Bernard nichts ist, so würde Grillparzer der beste sein für den Text eines Oratoriums.“

Ende des Jahres werden in Grillparzer noch einmal Opernhoffnungen durch Beethoven erweckt. In einem Hefte aus dieser Zeit (D. 76, 47 Bl.), worin unter Anderem Beethoven selbst die bekannte, bedeutsame Sentenz niederschreibt:

„Nur das Lob eines selbstbelobten kann freuen.“

(Bl. 27b) notirt Holz auch Manches über Grillparzer auf; so auf Bl. 14b: „Grillparzer hat Lebensansicht und poetisches Gefühl und Darstellungsgabe“; und weiterhin (Bl. 38b): „Den Grillparzer freute die Nachricht wegen der Oper.“

Außerordentlich erstaunenswerth bleibt es, daß Grillparzer's Gedächtnis gar nichts von einer Unterredung aufbewahrt hat, die er noch im letzten Lebensjahre Beethoven's mit diesem gehabt hat. In seinen „Erinnerungen“ schreibt Grillparzer, da er von seiner Melusine spricht, noch Folgendes:

„Gewiß ist, daß nach seinem Tode sich nicht eine einzige Note vorfand, die man unzweifelhaft auf jenes gemeinschaftliche Werk“ (sc. Melusine) „hätte beziehen können. Ich blieb übrigens meinem Vorsatze getreu, ihn, auch nicht auf's Leiseste, daran zu erinnern, und kam, da mir auch die Unterhaltung auf schriftlichem Wege lästig war, nicht mehr in seine Nähe, bis ich, im schwarzen Anzuge und eine Kerze in der Hand, hinter seinem Sarge herging.“

Es wird sich jedoch gleich zeigen, wie die Conversationshefte des Jahres 1826 den augenscheinlichen Beweis liefern, daß Grillparzer noch

in diesem Jahre mehrfach mit Beethoven zusammentraf, vornehmlich in einem Wirthshause, in welchem echtes Regensburger Bier eingeschenkt wurde, zu einer Zeit, wo der junge Geiger C. Holz der Spiritus rector bei Beethoven war.

In einem Hefte aus dem Frühlinge dieses Jahres (1826; sign. D. 88, 96. Blatt) unterhält Holz seinen hochverehrten Meister auch einmal über die Vortrefflichkeit des bayrischen Gerstensaftes. Da schreibt er einmal (Bl. 93 a.):

„Grillparzer kommt täglich, aber erst um 10 Uhr."

(83 b.): „Es ist besser, als unter den Tuchlauben (Straße in Wien). Das heißt: echt bayrisches Bier; ob es gerade von Regensburg ist, weiß ich nicht.

Das beste bayrische Bier ist in Straubing.

In München ist es so schlecht, wie hier" u. s. w.

Bald darauf erscheint dann Grillparzer selbst in Beethoven's Gesellschaft und führt — so weit die Hefte aufbewahrt sind — zum letzten Male eine lehrreiche Unterhaltung mit dem Tondichter. — Es mag sehr wohl sein, ist vielleicht wahrscheinlich, daß der folgende Dialog in dem oben angedeuteten bayrischen Bierlocale stattfand, in dem Beethoven, Grillparzer und Holz gemüthlich beisammensaßen. — Grillparzer schreibt also in demselben Hefte (Bl. 87 a.):

„Die Censur hat mich umgebracht.

Man muß nach Nordamerika reisen, um seinen Ideen freien Lauf zu lassen.

Ich habe vor einiger Zeit die unangenehmste Polizeigeschichte gehabt.

Blos um einiger Juden (? undeutlich) willen.

Werden Sie heuer nicht auf's Land gehen?

Was erwarten Sie von der Oper unter Barbaja?

Im Theater an der Wien, abgesondert, wäre für die deutsche Oper noch zu hoffen."

(87 b.): Und doch wird außer Wien nirgends in Deutschland etwas bedeutendes für die Oper geleistet werden.

Ich glaube, daß die Berliner mehr das Beiwerk der Oper lieben, als die Musik.

Sagt Ihnen Weber's Euryanthe zu?

Mehr Poesie als Musik.

Die Welt hat ihre Unschuld verloren, und ohne Unschuld schafft und genießt man kein Kunstwerk.

Die Loosung unserer Tage ist Kritik.

Weber ist ein kritischer Componist.

Er hat hier sogar dem Castelli den Hof gemacht.

(88 a.): „Ich bin stumpf geworden."

Der Musiker hat keine Censur.

Zugleich sind aber die ausländischen Literatoren gegen Alles eingenommen, was aus Oesterreich kommt. Es besteht ein eigentlicher Bund gegen die österreichischen Schriftsteller in Deutschland.

Ich bin trotz allem halb in Oesterreich verliebt.

Im Grunde haben meine Arbeiten stufenweise immer weniger gefallen.

Haben Sie Ottokar gelesen?

Ich habe das Unglück, hypochondrisch zu sein. Das erklärt viel. Meine Arbeiten machen mir keine Freude."

(88b.): „Hätte ich den tausendsten Theil Ihrer Kraft und Festigkeit."

War keine Zeit, wo die Ereignisse des Lebens Sie auf längere Zeit im Arbeiten gestört haben?

Liebesverhältnisse zum Beispiel?

Um ½10 Uhr.

Damit bricht diese denkwürdige Unterredung ab. Wenn man sich auch meistens Beethoven's Gegenrede wohl denken kann, so bedauert man dennoch nicht an wenigen Stellen, daß man dieselbe nicht von ihm selbst schwarz auf weiß — oder hier vielmehr: bleigrau auf gelb — besitzt. Darum bleibt es doppelt interessant, wie sich Holz später — nach Grillparzer's Fortgehen — über ihn und diese Unterredung ausspricht. Holz schreibt:

Bl. 91a.: „Er hat zu wenig Festigkeit.

Die Ahnfrau hat er in 14 Tagen entworfen und vollendet und sie ist in vieler Rücksicht sein bestes Werk.

Er kann schnell schreiben, der Genius ist da, aber er darf durch nichts aufgehalten werden.

Bei ihm treten noch die Verhältnisse als Beamter ein.

Er hat ein andres Fach.

Mehr Wissenschaft als Kunst.

(91b.): Er hatte einen Gehalt von 1200 Fl., aber der Herr Musikgraf verlangte dafür eine so große Kaufarbeit; deshalb leistete Gillparzer auf den Gehalt Verzicht, denn er sah ein, daß man dergl. nicht auf der Maschine machen kann.

„Auf Grillparzer hat es gewiß großen Einfluß, daß sie ihm heute so Muth zugesprochen haben. Es scheint, daß er sich gerne nachgiebt."

(92a.): „Er ist hypochondrisch.

Houwald ist gut, aber Grillparzer steht doch höher.

Wenn man so etwas sieht, lernt man erst die Freiheit so recht schätzen."

Ibidem: „Grillparzer ist so ängstlich; er ist immer mit seinen eigenen Werken unzufrieden."

Trotz jenes Tages, an dem Grillparzer so offenbare Beweise von Beethoven's Freundschaft nnd Verehrung für ihn empfing, konnte er es nicht verwinden, daß Beethoven seinen Operntext so unbeachtet ruhen ließ. Wenigstens muß man das aus Aufzeichnungen in einem Hefte schließen, das bald darauf benutzt wurde, Juni oder Juli 1826 (Sign. D. 128; 32 Bl.) Da schreibt wieder der unermüdliche Holz:

(Bl. 8b.): „Mit Grillparzer sprach ich gestern."

„Ich sagte ihm davon."

„Er war sehr unzufrieden; er sagte, er wolle gerade keinen großen (9a.) Ruhm darin setzen, doch wüßte er nicht leicht einen Operntext, der in musikalischer und scenischer Rücksicht so passend wäre.

„Weber hat schon zweimal gejagt."

„Es ist schade um die schönen Verse, die im Jagdchor sind gerade sehr gut."

So kam der Herbst des Jahres 1826 ins Land. Grillparzer ward wieder einmal Wien-müde, es drängte ihn fort. So lesen wir auch in einem Hefte dieses Jahres (Sign. D. 100, 47 Bl.) von C. Holzens Hand die Worte:

(Bl. 21b) „Grillparzer ist auf 6 Wochen nach Berlin abgereistt. Er hat mit großer Mühe die Erlaubnis erhalten, auf's Land gehen zu dürfen.

„Er wird auch nach Weimar gehen, um Göthe zu sehen."

Beethoven begab sich nach Gneixendorf, auf das Gut seines Bruders, um Heilung für seine schwer zerrüttete Gesundheit zu finden. Armer Wahn! Als todtkranker Mann kehrte der Meister im December 1826 nach Wien zurück. So sahen sich denn die beiden edlen Schwäne Wien's nicht wieder.

Am 26. März 1827 Nachmittags 5¾ Uhr hauchte Beethoven seinen Geist aus. Diejenigen, denen die Anordnung der Begräbnißfeier oblag, vornehmlich Stephan von Breuning und A. Schindler, wußten daß Niemand berufener sein konnte, die Leichenrede zu verfassen, als F. Grillparzer. So geschah es denn auch. Wenn nun auch des Dichters wunderschöne Grabrede auf Beethoven, die vom Hofschauspieler Heinrich Anschütz gesprochen ward, durch manche der Beethoven-Literatur angehörende Werke — besonders durch das Buch von Ritter von Seyfried: Beethoven's Studien ꝛc. — bekannt ist, so doch weit weniger manch ein Umstand, der den Dichter dabei beseelte. So erzählt Grillparzer in seinen „Erinnerungen an Beethoven", daß ihn die Nachricht von Beethoven's nahe bevorstehendem Ende um so tiefer erschüttirt habe, als er „keine Ahnung von Beethovens Krankheit hatte." (?!) Andern Morgens begann er seine Rede.

„Ich war" — so erzählt Grillparzer — „in die zweite Hälfte gekommen, als Schindler wieder eintrat, um das Bestellte wieder abzuholen, denn B. wäre eben gestorben. Da that ich einen starken Fall im Innern, die Thränen traten mir aus den Augen und wie es mir auch bei sonstigen Arbeiten ging, wenn wirkliche Rührung mich übermannt, ich habe die Rede nicht in der Prägnanz vollenden können, in der sie begonnen war. Sie wurde übrigens gehalten, die Leichengäste entfernten sich in andächtiger Rührung, und — Beethoven war nicht mehr unter uns."

Grillparzer hat diese Rede auch seinen „Erinnerungen" einverleibt. Die sich dafür Interessirenden mögen nun erfahren, daß dieser Text der Rede von dem sonst bekannten manche nicht unwesentliche Varianten enthält. Hier fügte der nacharbeitende, feilende Künstler ein Weiteres zum Alten hinzu.

Von sonstigen Einzelheiten, die Grillparzer bei dieser Gelegenheit noch über Beethovens Wesen vorträgt, sei — zur Abrundung des ganzen Verhältnisses — noch folgendes erwähnt. Grillparzer bestätigt es, daß Beethoven Schiller „sehr hoch hielt," er behauptet ferner, daß Beethoven das Los des Dichter den Musikern gegenüber „als des beglückteren pries." Webers Euryanthe, die damals neu war, schien ihm wenig zu gefallen. Anfechtbar ist aber Grillparzers Ansicht, wonach es „im Ganzen doch Webers Erfolge sein dürften, die in ihm den Gedanken hervorriefen, selbst wieder eine Oper zu schreiben." — Aber der Dichters scheint trotz seiner ihm so am Herzen liegenden Melusine doch erkannt und eingesehen zu haben, daß diese einem Beethoven dennoch nicht genügen konnte.

Er sagt zutreffend: „Er (Beethoven) hatte sich aber so sehr an seinen ungebundenen Flug der Phantasie gewöhnt, daß kein Opernbuch der Welt imstande gewesen wäre, seine Ergüsse in gegebenen Schranken festzuhalten. Er suchte und suchte und fand Keines, weil es für ihn Keines gab."

Nur das scheint Grillparzer nicht erkannt zu haben, daß dem Schöpfer des „Fidelio" jedenfalls kein romantischer Stoff genug thun konnte, dazu stand sein Geist, sein ganzes Streben zu fest auf realem Boden der gegenwärtig leidenden Menschheit.

Auch nach Beethovens Tode huldigte Grillparzer als Dichter und Aesthetiker seinem hochverehrten Freunde. Mehrere in der Gesammtausgage enthaltene Gedichte sind dem Cultus Beethoven's geweiht. So das kleine Gedicht „Wanderscene": „Es geht ein Mann mit raschem Schritt" — mit dem Schlußverse: „Der Mann mich an Beethoven mahnt." — Das erste poetische Beethoven-Album von Landau enthält dieses Gedicht ebenfalls. (p. 106). Ein großes, bedeutsames Gedicht von Grillparzer aus dem Jahre 1807 ist: „Beethoven". Es beginnt also:

Abgestreift das Band der Grüfte
Noch erschreckt, sich findend kaum
Flog die Seele durch den Raum
Dünn und leichtgespannter Lüfte. —

Dabei wird nicht nur Beethoven's Wesen, sondern auch dasjenige vieler Heroen der Ton- und Dichtkunst charakterisirt. Es ist auch bei Landau abgedruckt (a. a. O. p. 183—186).

Zu erinnern ist auch an das Spott-Gedicht: Chor der Wiener Musiker beim Berlioz-Fest 1846, mit dem Anfange:

„Genossen! macht ein ernst Gesicht,
Es geht um unsre Ehre
Und können wir das Leichte nicht,
Versuchen wir das Schwere."" —

(Gesammtwerke I, p. 115—116).

Ein eigenes Gedicht entstand, als Clara Wieck (Schumann) die Wiener durch ihr Beethovenspiel entzückte, nämlich:

Clara Wieck und Beethoven F-moll-Sonate, also beginnend:

Ein Wandersmann, der Welt, des Lebens satt
Schloß seine Zauber grollend ein,
Im festverwahrten, demantharten Schrein
Und warf den Schlüssel in das Meer und starb" — u. s. w.

(Gesammtwerke I, p. 118.)

Wenig bekannt und in den Gesammtwerken Grillparzer's auch nicht enthalten ist sein verbindender Text (Declamation) zu Beethoven's Musik zu „Egmont." Die Dichtung wird in Landau' Album als „Ergänzung zur vorhergehenden Mosengeil'schen Dichtung" mitgetheilt (p. 53—55). Grillparzer hat seine Verse für die „Produktionen der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien 1834" verfaßt.

Da sich späterhin Grillparzer, namentlich als mit Berlioz die Programm-Musik immer größere Kreise zog, dieser auf Beethoven fußenden Richtung abhold zeigte, warf man ihn gereizt und übereilt wohl leicht zu den Verächtern der letzten Epoche in Beethoven's Schaffen. Weit gefehlt: Grillparzer rächte sich dafür durch sein Epigramm:

Beethovomanie.

Ich sähe, glaubt ihr, auf Beethoven schief?
Als ob zu meinem Ohr nicht seine Zauber reichten?
Nur graut mir vor dem Wörtlein: tief,
Vor allem aus dem Munde der Seichten. —

Immerhin bleibt an jenem Tadel gegen Grillparzer etwas Wahres, Berechtigtes bestehen — das muß schließlich der Wahrheit gemäß zugegeben werden: Grillparzer war nicht so weit gediehen, um den letzten Beethoven vollkommen zu begreifen. So schreibt er in seiner allgemeinen Aesthetik einmal (Gesammtwerke IX. Band, p. 79/80) — wo er von der Zweideutigkeit des Begriffes „originell" spricht: „So ist in der Musik Beethoven vielleicht ein so großes musikalisches Talent als Mozart oder Haydn, nur hat etwas Bizarres in seiner Naturanlage, verbunden mit dem Streben, originell zu sein, und allbekannte traurige Lebenszustände ihn dazu geführt, daß in weiterer Ausbildung durch talentlose Nachtreter, die Tonkunst zu einem Schlachtfelde geworden ist, wo der Ton mit der Kunst und die Kunst mit dem Tone Bürgerkriege führen."

Wie bedauerlich ist diese Bemerkung! Kein Mensch war ferner von aller Originalitätssucht und stand ihr feindseliger gegenüber als Beethoven. Diesem seinen innersten Wesen entsprang sein unsterblicher Gedanke: „Das Neue und Originelle gebiert sich von selbst, ohne daß man daran denkt."

Allein diese Differenz ist zu unbedeutend, um auf das Verhalten zwischen Grillparzer und Beethoven einen wirklichen Schatten zu werfen. Vielmehr wird das nähere Erkennen dieser reichhaltigen Beziehungen fortfahren, die Gemüther aller edel strebenden Menschen zu befruchten und zu erquicken.

Epilog.

Die gebildete Welt deutscher Zunge — besonders das literarische Deutschthum rüstet sich, die 100 jährige Geburtsfeier Grillparzer's den Manen dieses Mannes würdig zu begehen. — Vieles Wichtige, Bedeutende und Interessante aus dem Nachlasse des Dichters, besonders briefliche Erzeugnisse werden bei dieser Festgelegenheit der deutschen Literatur zum ersten Male übergeben werden, woraus immer neues, schönes Licht auf den Entwickelungsgang dieses eigenartig vornehmen Dichters

fallen muß. Gewiß dürfen die Aufzeichnungen, die Grillparzer bei verschiedenen Gelegenheiten vor seinem großen Freunde Beethoven machte, als ein ebenso eigenartiges wie schätzbares Document seines idealen Geistesfluges begrüßt werden. Flüchtig hingeworfen, sind sie wie spontane Akte der stets lebendigen künstlerischen Phantasie unseres Dichters, für die Beziehungen zwischen den beiden Schwesterkünsten, Poesie und Musik, lehrreich und originell. Da hier Zeugnisse aus dem wechselseitigen Geistesleben zweier so auserlesener Geister wie Beethoven und Grillparzer vorgeführt werden konnten: sei es zu fernerer Erinnerung und Weihe noch gestattet, auf einige gemeinsame Charakterzüge im Lebensgange dieser beiden Männer aufmerksam zu machen.

Daß in Beethoven das Bewußtsein von seiner Macht und Kraft außerordentlich lebendig war — das weiß Jeder, der etwas von und über Beethoven gehört hat. — Auch Grillparzer kannte seinen hohen Kunstwerth sehr genau, wenn er auch zurückhaltender war. Er hatte nach und nach die Ueberzeugung gewonnen, daß man ihn nach Goethe und Schiller als den Dritten großen Dramatiker zu würdigen habe. H. Laube, der Herausgeber der Schriften Grillparzers, ruft bei einer derartigen Mitteilung aus (Einleitung XXII): „Was werden wir aber für Ausrufungen zu hören kriegen, daß er in diesen Memoiren einmal, von Goethe aus Weimar kommend, zu sagen wagt: Nach Goethe und Schiller — unter wohlbemessenem Abstande — komme doch Grillparzer."

Weimar und Goethe können gleich an einen anderen homogenen Zug im Leben unserer Beiden gemahnen. Beethoven wie Grillparzer sind von der allerhöchsten Bewunderung für den Genius Goethe's erfüllt, — beide traten in persönlichen Verkehr mit dem olympischen Dichter und beide fühlten sich von der Persönlichkeit Goethes fremdartig berührt. Denn ebenso wie Beethoven, so ist auch Grillparzer's Natur im allerengsten Recht aufs Ethische gerichtet, sie vertreten wie Schiller vorzugsweise das Künstlerische im Lichtglanze des Ethischen. Dieses strahlt ja bei Goethe ebenfalls im Hintergrunde; doch deckt es sich bei ihm persönlich nicht in der Weise, wie bei den anderen hier Genannten. Darum kamen Goethe und Beethoven einmal etwas hart aneinander, bei dem Ersteren blieb der Groll lange, lange haften, — bei Beethoven wich er schneller — und nur Bewunderung für Goethe blieb in seiner Seele zurück. Ähnliches erlebt Grillparzer an und mit Goethe. Er hat es uns in seiner Selbstbiographie klar und vernehmlich genug verkündet. Hören wir ein Schlußwort Grillparzers über seinen Besuch bei Goethe in Weimar:

„Als ich am viertem Tage meines Aufenthalts von Goethe Abschied nahm, war er freundlich, aber abgekühlt. Er wunderte sich, daß ich schon so früh Weimar verlasse, und fügte hinzu, daß, wenn ich später von mir Nachricht geben wolle, es sie sämtlich freuen werde. Also, „sie" in vielfacher Zahl, nicht ihn. Er ist mir auch in der Folge nicht gerecht geworden, insofern ich mich nämlich denn doch trotz allem Abstande für

den besten halte, der nach ihm und Schiller gekommen ist. Daß das Alles meine Liebe und Ehrfurcht für ihn nicht vermindert hat, brauche ich wohl nicht erst zu sagen."

So ist Goethe, obwohl er Beethoven noch weniger gerecht ward, als Grillparzer, — von diesen Beiden stets verehrt und gefeiert worden.

Grillparzer's berechtigtes Selbstgefühl kommt unter Anderem auch noch in einem Schreiben an den Kaiser von Oesterreich zum Ausdruck, worin wir zugleich ein beredtes Zeugnis für seine Liebe zu Wien und Oesterreich empfangen; auch darin begegnet er sich mit Beethoven. Jenen Brief teilt G. Wolf in seiner anziehenden Schrift: „Grillparzer als Archiv-Director" (Wien 1874) mit (p. 77). Der Brief stammt aus dem Jahre 1856, wo Grillparzer ein Immediatgesuch um Pensionirung einreichte. Allgemeines Interesse dürften folgende Stellen aus jenem Schreiben beanspruchen: „Nun hat er aber" — so schreibt Grillparzer — „außer seinen Amtsgeschäften sich auch litterarischen und vor Allem dramatischen Arbeiten hingegeben. Was er in letzterem Falle geleistet, dürfte leicht unter das Beste gehören, was seit Schillers Tod in Deutschland erschienen ist. Hierbei war immer die Verherrlichung seines Vaterlandes eines seiner Haupt-Augenmerke. Er hat im Jahre 1848, als die gesammte Litteratur schwieg, oder sich der Bewegung anschloß, durch seine nicht ohne eigene Gefahr veröffentlichten Gedichte an den Feldmarschall Radetzky nicht wenig zur Wirkung der guten Gesinnung, ja selbst zur Begeisterung der Armee beigetragen, der ihm dafür einen Ehrenbecher mit der Inschrift: „Von der dankbaren italienischen Armee" zum Geschenk gemacht hat.

„Wenn er daher gegenwärtig sein Augenmerk auf eine Ausnahme von den allgemeinen Pensionsvorschriften richtet, so darf er sich selbst wohl auch ein wenig unter die Ausnahmen zählen, und er lebt der Ueberzeugung, daß der großartige Sinn Eurer Majestät seine Hoffnung nicht täuschen werde." —

Uebrigens hatte dieses Gesuch den gewünschten Erfolg.

Grillparzer war im schönsten Sinne des Wortes ein patriotischer, nationaler Dichter, etwa wie Gustav Freitag.

Wer in Wahrheit liebt, wird und darf aus Liebe zürnen auch und eifern; wer sein Vaterland ernsthaft liebt, wird bei vorkommenden Schäden, Vergehen und Gebrechen dem geliebten Wesen einen Spiegel vorhalten dürfen. Und so thaten es Grillparzer wie Beethoven redlich. — Die Wienerische Leichtlebigkeit wird von Grillparzer in ähnlichem Geiste wie von Beethoven gegeißelt. Die Wiener nannten Beide mit Vorliebe „Phäaken" nach homerischem Vorbilde. Beide Künstler weilten sogar gern unter diesen „Phäaken", liebten sie trotz ihrer Schwächen und gewannen auch für ihre Kunst manch heilsame Bereicherung aus diesem Phäakenthume. — Einer der vielen Biographen Grillparzer's hat diesen Grillparzer'schen Zug besonders feinsinnig ausgedrückt. Es ist Emil Kuh

in seiner Schrift: Zwei Dichter Oesterreichs. Franz Grillparzer; Adalbert Stifter. Pest 1872. Darin schreibt dieser Biograph (p. 197): „Unter den Phäaken hat er (Grillparzer) allerdings geweilt, das merken wir seiner Dichtung deutlich an; dennoch war sein Genius nur ein Gast bei den Phäaken, die vor ihm getanzt und gespielt, die ihm das Schiff ausgerüstet und geschmückt haben und deren Insel er, wie der göttliche Odysseus, schlafend verläßt." —

Die unerbittliche Consequenz des künstlerischen Idealismus theilt Grillparzer ebenfalls mit Beethoven. Wohl nie war ein Genius um seine neuen Kunstoffenbarungen so gänzlich unverschuldet angefeindet worden, wie Beethoven. Er hatte in späteren Jahren für derartige Erscheinungen immer nur das Wort: „Wird ihnen schon einmal gefallen." — Nun, er hatte Recht. Laien und Musiker fanden nach und nach auch an seinen dunkelsten Tondichtungen immer mächtigeres Wohlgefallen.

Die gleiche Entschiedenheit des Kunstcharakters zeigte auch Grillparzer zu allen Zeiten. Was er einmal für künstlerisch wahr erkannt hatte, das hielt er unverbrüchlich fest, mochte dagegen noch so viel gestritten und gelärmt werden.

Heinrich Laube kommt in seinem kurzen Examen des Grillparzer'schen Lustspieles „Weh' dem, der lügt" besonders auf diese Grillparzer'sche Charaktereigenschaft zu sprechen. Laube erwähnt das Alles, um dann seine Ablehnung dieses Lustspieles zu motiviren. Er sagt dabei noch: „So verhielt er sich bis an sein Ende zu diesem abgelehnten „Weh' dem, der lügt!" Ich nahm aber das Stück nicht auf, weil ich es wohl für eine geistvolle literarische Arbeit, nicht aber für ein wirksames Theaterstück halte." Wer hat denn nun Recht behalten? Laube oder Grillparzer? Unsere Gegenwart hat auch hierin zu Gunsten dieses Dichters entschieden. Die eigentliche vis comica in jenem Lustspiele, wie sie im Wesen jener kecken Wahrheitslust, namentlich Leon's liegt, scheint Laube doch nicht gefaßt zu haben. —

Beide — Grillparzer und Beethoven — waren sie Idealisten nicht nur in der Kunst, sondern auch im Leben. Enthusiastisch priesen sie Beide die hohe, schwere Tugend der Gerechtigkeit, das „härene Gewand" für den Erlösungsbedürftigen nach Schopenhauer. Beethoven schreibt einmal darüber (1817): „Ich könnte sehr empfindlich sein, aber der Gerechte muß auch Unrecht leiden können, ohne sich im Mindesten vom Rechten zu entfernen. In diesem Sinne werde ich jede Probe bestehen und man wird mich nicht wanken machen".

Und Grillparzer in seinen „Aphorismen":

„Von allen Tugenden die schwerste und seltenste ist die Gerechtigkeit. Man findet zehn Großmüthige und einen Gerechten."

Eine große Künstlerfamilie ist in beider Leben besonders segensvoll verzeichnet. Es ist die Familie Schröder. Die große Tragödin Sophie

Schröder ist in gewissem Sinne das für Grillparzer, was die große Sängerin Wilhelmine Schröder-Devrient für Beethoven ist. Diese brachte durch ihre Zauberjugend und Zauberkunst den „Fidelio" 1822 zu neuem Leben. Der große Erfolg der Grillparzer'schen Sappho" ist zu nicht geringem Teile der tragischen Kunst der Sophie Schröder zuzuschreiben.

Wie das mit der „Sappho" geschah, das hat gewiß kein Augen- und Ohrenzeuge schöner und begeisterter geschildert, als der schwedische Dichter Atterbom in seinen „Aufzeichnungen" (Berlin 1867). Atterbom war in den Jahren 1818—1819 in Wien, gerade als die ersten Grillparzer'schen Dramen aufgeführt wurden. Einiges aus seinen Dithyramben darüber wird der freundliche Leser gern erfahren. „Ich sah die „Sappho", so erzählt Atterbom (a. a. O. p. 193), „dieses auch persönlich recht liebenswürdigen Skalden auf dem kaiserlichen Hoftheater aufführen und Madame Schröder stellte die Sappho des Dichters in einer Weise dar, daß ich glaubte, die Sappho der Vorzeit leibhaftig vor mir zu sehen. So habe ich in meinem Leben nicht Verse declamiren hören; die ganze Musik der Poesie in ihren feinsten Nüancen, all der rythmische Zauber, der vor des Dichters Ohr erklingt, wenn seine Verse hervorstiegen, die aber eigentlich seine Feder, nicht seine Züge auszudrücken vermag, vereinigte sich hier mit einer äußerst schönen, vollen und jede Saite der Seele anschlagenden Stimme." Den Höhepunkt fand Atterbom im Hymnus an Aphrodite, worüber noch Folgendes: „Diese Hymne recitierte sie mit einer an Gesang grenzenden Aussprache und begleitete sich dazu mit einer Harfe. So ungefähr muß die wirkliche Sappho, so Corinna ihre Gesänge vorgetragen haben. Du kannst es glauben, wir vermeinten wahrhaftig höhere Sphärenklänge zu vernehmen und nicht blos ich weinte, der ich stets ein leicht zu rührendes Heimchen war, sondern auch mein riesenhafter Herzensbruder Rückert war wie außer sich vor glückseligem Schmerz. Dieser Abend war einer der schönsten meines Lebens." —

Auch das Familienleben beider weist nicht wenige gemeinsame Züge auf. Beethoven hing mit rührender Zärtlichkeit an seiner Mutter, die ihm leider so frühzeitig entrissen wurde. Noch mehr gilt dieses von Grillparzer, der sich zwar lange Jahre der treuesten Liebe seiner über alles verehrten Mutter erfreuen durfte; um so schwerer ward er durch den Tod, den so erschütternde Umstände begleiteten, betroffen. Mit Geschwistern hatten sie beide ihre liebe Noth. Nicht nur Beethoven hatte einen Bruder „Pseudo", auch Grillparzer weiß davon ein böses Lied zu singen. Sein Tagebuch aus dem Jahre 1836 hat folgenden ergreifenden, beredtsamen Schluß:

„In München angekommen, fand ich Briefe mit der Nachricht, daß mein Bruder

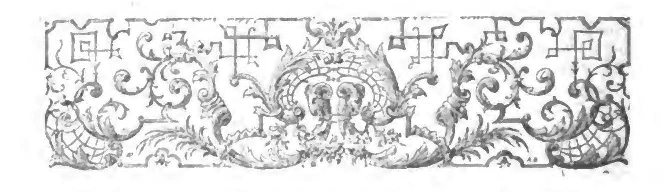
Karl Weib, Kinder und Amt verlassen, und die Amtskasse sich leer befunden habe. In Wien angekommen, klagte er sich eines Mordes an, und gab alle Zeichen des Wahnsinns. Es schließt somit mein Tagebuch."

Schließlich sei denn auch noch hervorgehoben, daß auch das Leichenbegängniß beider eine Aehnlichkeit aufweist. Beethoven war in der letzten Zeit seines Daseins einsamer denn je; an seinem Krankenlager weilten nur wenige ihm treuergebene Seelen. Erst die Kunde von seinem Tode rief wieder eine ungeheure Bewegung in den seinem Genius theilweise entfremdeten Gemüthern Wiens hervor. Das nun folgende Leichenbegängniß auf dem Währinger Friedhofe gehörte zu den großartigsten derartigen Feierlichkeiten, deren man sich entsinnen konnte. An 20000 Leidtragende, so wird berichtet, haben dem großen Todten das letzte Geleite gegeben. Und unser Säcularheld, Franz Grillparzer hatte die vom Hofschauspieler Anschütz gesprochene Grabrede verfaßt, die ja aus manchen dem Lebensgange Beethovens gewidmeten Werken wohlbekannt sein dürfte.

Noch weit imposanter gestaltete sich nach mehr als 40 Jahren — 1872 — die Leichenfeier für Franz Grillparzer, der nicht weit von seinem großen Freunde Beethoven begraben ward. Die ganze große Hauptstadt Wien — um mit H. Laube zu sprechen — beging die Leichenfeier des Dichters, als ob ein Haupt des Landes zur Erde bestattet wurde. In diesem Maaße feierlich und allgemein ist wohl noch nie ein Poet begraben worden. Hunderttausende nahmen daran Theil. — Wie zu Beethovens Zeit, so fuhr auch hier der Leichenwagen „eine Stunde lang" zum Währinger Friedhofe hinaus. Ueberall stand eine ehrfurchtsvoll grüßende Menge. — Das Begräbniß begann bald nach der Mittagstunde; aber als die Grabrede gehalten wurde, war es schon Abend geworden „und der Mond blickte auf die Trauerversammlung und das Grab. Es ist nur einige Schritte entfernt von dem Grabe Beethovens."

So ruhen denn die beiden, die im Leben so oft die Herzen vor einander öffneten, im Tode nicht weit von einander. Beethoven, als Preuße geboren, nennt Oesterreich sein zweites Vaterland; Grillparzer ist ganz Oesterreicher. Beide gehören sie dem deutschen Kunstgenius an: aber gewiß hat das engere österreichische Vaterland keine erlauchteren Kunstgeister aufzuweisen als Beethoven und Grillparzer.





Die Galgenbäuerin.

Von

Hermine Villinger.

— Karlsruhe. —

I.

Ein klarer Sternenhimmel wölbte sich über dem hügeligen, von dunklen Tannenwäldern umschlossenen Oberthal; zwei tiefdachige Höfe, der eine am Ausgang, der andere im Mittelpunkt des Thales, bildeten die ganze Gemeinde der sogenannten Fuchsfalle. Inmitten dieser, auf der höchsten Stelle und weithin sichtbar, ragten die breiten Steinpfeiler eines mächtigen Galgens unheimlich zum Himmel empor.

Es waren erst zwanzig und einige Jahre vorüber, man zählte damals eintausendsiebenhundertundsiebzig — hatte der Henker hier oben zum letzten Mal seine Pflicht gethan, und die Bauern von St. Georgen, Furtwangen und Triberg, verdoppeln ihre Schritte, wenn sie des Abends an der Richtstätte vorbeikommen, denn hier spuckt's — weiße Pudel treten geräuschlos aus den Gebüschen, werden größer und größer und nehmen schließlich die Gestalt der jungen Verbrecherin an, die zuletzt da oben gehangen und nun „umgeht", weinend und jammernd ihr irdisches Grab suchend, dem sie verlustig gegangen — wie sich die Leute erzählten.

Die Frau aber, welche zur Stunde unterhalb der Richtstätte, auf der Schwelle des Galgenhofes stand, wäre wohl dazu angethan gewesen, einem furchtsamen Wanderer ein Gefühl des Unbehagens einzuflößen, so weiß ist ihr Gesicht, so weiß die Fülle des Haares, durch die schwarze, feierliche Tracht der St. Georginnen noch doppelt hervorgehoben. Auch ihre Hände, welche ununterbrochen, mit geradezu unheimlicher Schnelligkeit Stroh flochten, waren von blendender Weiße und zeugten weder von Haus- noch Feldarbeit.

Die Bäuerin flicht und schaut zum Galgen hinauf; sie geht in's Haus und kehrt zurück:

„Er müßt' jetzt da sein," murmelt sie, „über eine Stund' weg. — das ist nicht gut —"

Da mit einem Mal sieht sie, daß sich was rührt unterhalb des Galgens, daß sich ein schwarzer Schatten dran aufrichtet und wieder zusammensinkt. Die Bäuerin weiß, daß kein Mensch des Ober- und Unterthales es gewagt haben würde, sich zur Nachtzeit der Richtstätte zu nähern, daß der da oben also nur ihr Sohn sein konnte, für den die Nacht keine Schrecken barg.

Zweimal schon hatte ihr Fuß den mit Gras bewachsenen, wenig Schritte von dem Haus aufsteigenden Hügel betreten, aber immer fuhr's ihr wie ein Schauder durch die Glieder, und sie mußte von dem Vorhaben ablassen. Endlich aber, sich noch einmal aufraffend, stieg sie schwerathmend den Blick ohne etwas zu sehen, auf die hastig weiterflechtenden Hände gerichtet, den Weg zur Richtstätte hinan. Ein Mensch lag mit dem Gesicht in den Armen unter dem Galgen, neben ihm ein Beil und ein Seil.

„Benedikt," stöhnte die Frau auf, „was thust Du hier?"

Der Bursche fuhr herum: „Ihr — Mutter —"

„Ja ich — was thust Du hier!"

„Hängen wollt' ich mich," stieß der Bursche hervor, „weil ich nicht leben kann ohne die Waldburg — weil ich's nicht überstehen mag, daß der Eckbauer mich heimschickt— ich sollt' zu allerletzt auf seinen Hof sitzen — hat er gesagt."

„So, hat er das gesagt," sprach die Frau, in gedehntem, eigenthümlichem Ton, den Kopf nach jener Seite des Hügels wendend, wo im Winkel zweier jäh aufsteigenden Berge ein Lichtchen wie eingebettet flackerte.

„Nicht überstehen mag ich's," wiederholte Benedikt.

Man übersteht noch ganz anderes," unterbrach sie ihn, hastig Beil und Seil an sich nehmend, „komm' von da weg — ich werd' morgen mit dem Eckbauern sprechen, und ich sag' Dir, es wird was nützen —"

Diese Worte machten einen großen Eindruck auf den Burschen.

Ihr wollt' einmal weiter als vor's Haus hinaus — Ihr wolltet selber zum Eckbauern, Mutter, und ihn zwingen können?"

Und da sie nickte, feierlich und langsam wie jemand, der seiner Sache sicher, legte er die Hand auf ihren Arm, um ihr besser in's Gesicht schauen zu können.

„Ich hab' ja gar nicht gewußt, daß Euch mein Glück so am Herzen liegt —"

„Nun, was soll mir denn sonst am Herzen liegen," murmelte sie, „ich hab's wohl bemerkt mit Euch zwei —"

„Sie will auch keinen anderen, versicherte er, „gestern Abend hat sie mir's gesagt, und was soll ich auf der Welt, wenn ich sie nicht krieg', ich könnt' keinen Tag sein, ohne ihr Lachen —"

„Gute Nacht,“ sagte die Mutter, als sie in's Haus traten.

„Gut' Nacht,“ murmelte er, sich nach ihr umschauend; er hätte so gern noch etwas gefragt, aber ihre Stimme hatte so eigenthümlich, wie gänzlich abweisend geklungen, daß er nicht den Muth fand sie aufzuhalten und zögernd die schmale Treppe zu seiner Schlafstätte hinaufstieg.

Die Bäuerin aber schritt, ohne ein Licht anzustecken, durch die große niedrige Stube mit den vielen vergitterten Fensterchen, schob im Hintergrund derselben eine Thüre ohne Riegel auf, schob sie ebenso hinter sich zurück und schlug Licht. Es erhellte einen Raum der eigenthümlichsten Art; er war ohne Fenster, nur kleine verschließbare Luftlöcher waren hier und dort angebracht; in der Stube selbst — Bett, Tisch, Stuhl, der Boden, die Wände, alles war mit Strohflechtereien bekleidet oder ganz davon verfertigt, man hörte keinen Tritt, man sah kein Stäubchen in dem ob seinem matten Weiß wie unberührt erscheinenden Raum. Eine blutig rothe Dornenkrone auf weißem Grunde, ein Kunstwerk an Ausführung und Feinheit des Geflechts, hing über dem Bett. Man sah, hier hatte sich die Arbeit eines halben Menschenlebens angesammelt, aber die Bäuerin schien noch immer nicht damit fertig zu sein, sie flocht weiter und weiter, langsam auf und abwandelnd, die Finger mit gleichmäßiger Schnelligkeit handhabend, die Stirne gefurcht unter der Gedankenarbeit, die dahinter vor sich ging. Und es war kein geringer Entschluß, mit dem sie kämpfte, keine kleine Sache, mit der sie in's Reine zu kommen suchte — indeß sie hatte Uebung, im „mit sich fertig werden —“ es stand ihr auf dem Gesicht geschrieben, das, als sie vor ungefähr dreißig Jahren mit bloßen Beinchen über den Weidplatz schritt, noch keine Anlagen zeigte zu dem vergeistigten Ausdruck, der alles bäuerisch Derbe aus diesem Antlitz getilgt.

II.

Wer zu jener Zeit über den Weidplatz in der Fuchsfalle ging, konnte die kleine Marzella zu jeder Stunde am Bach beschäftigt finden, in welchem sie eifrigst irgend eine Wäsche hielt — besonders für ihr Häubchen zeigte sie eine große Sorgfalt, legte es fein in die Sonne zur Bleiche, und war es trocken, freute sie sich unbeschreiblich in dem schneeweißen Häubchen zwischen ihren Kühen herumzuspaziren.

So sah sie des Galgenbauers Gregor auf dem Weg in die Fremde. Marzella war aus dem Eckhof drüben, und die Nachbarskinder kannten sich wohl, hatten sich aber, da er schon ein junger Bursch war und sie noch ein Kind, bislang wenig beachtet. Nun fiel ihm die säuberliche Kleine, unter deren Häubchen die Locken so dicht hervorquollen, zum ersten Mal auf, und es fuhr ihm durch den Sinn — jetzt siehst du das Kind, das du doch alle Tage gesehen, eine ganze Weile nicht wieder —

Er wollte sich die Anwandlung wegscherzen und legte den Wanderstab

wie zum Schuß bereit auf sie an; dabei kam er dem Häubchen zu nah und zeichnete einen großen schwarzen Strich darüber hin.

„O," rief er aus," nun hab' ich Dir's schmutzig gemacht?"

„Thut nichts," beruhigte sie ihn, „ich wasch es wieder — gelt, jetzt gehst in die Fremd', Gregor — verlauf' Dich nicht und behüt Dich Gott."

Er nickte und ging, schaute aber, er wußte selbst nicht warum, noch etliche Male nach der Kleinen zurück, die auf den Galgenhügel gestiegen war und nun aus der unheimlichen Umrahmung herauswinkte — sonnenbeschienen.

„Wie ein kleines Heiligenbild," murmelte er, und das Fortgehen, auf das er sich gefreut, wurde ihm plötzlich sauer.

Sein Vater, der Galgenbauer hatte eben zu früh triumphirt und erntete nun die Strafe für seinen Hochmuth; als sein Bub zur Welt kam, schleppte er sich den ganzen Tag mit ihm herum, und jeder mußte den Burschen bewundern und seine Keckheit bestaunen. Die wuchs denn auch lustig mit ihm auf, denn da war niemand, der dem kleinen Kraftmenschen gewehrt und ihm die Auswüchse gestutzt hätte. Die Frau besaß nicht den Muth, dem gewaltthätigen Manne entgegenzuhandeln, und so geschah's, daß der eigene Vater schon mit dem Halbwüchsigen nicht mehr zu Streich kommen konnte, und es war gut, daß der nächste Nachbar jenseits des Hügels wohnte, denn es ging bös her auf dem Galgenhof. Schließlich wußte sich der Bauer nicht anders mehr zu helfen, als daß er den Burschen in die Fremde schickte. „'s ist nur, daß er ein Handwerk lernt," sagte er zum Eckbauern.

Der lächelte verschmitzt: „Ja, ja, der Bastel bleibt daheim — ist halt auch kein so schöner Bub, aber hab' ihn unterm Daumen — ja, ja!"

Der Galgenbauer verstand den Hieb, aber er schluckte seinen Groll hinunter; was hätte er auch sagen sollen; der Eckbauer ließ sich nicht so leicht über's Ohr hauen, der war überhaupt ein Mensch, der sich in allen Dingen auf seinen Vortheil verstand und darum immer ein höhnisch verschmitztes Lächeln in den Mundwinkeln sitzen hatte, über die, welche sich anstrengten, es ihm gleich zu thun. Der Hof gehörte nicht ihm, sondern Marzella; er war der zweite Mann der Eckbäuerin gewesen. Nach deren Tod nahm er den Sohn seiner verstorbenen Schwester zu sich, um als Vormund das Erbe der Waise in Händen zu haben. Er baute sich von dem Vermögen seiner beiden Mündel ein Haus, sorgte in der ausgiebigsten Weise für seine alten Tage, und fand es, nachdem er sein Schäfchen in's Trockene gebracht, für angemessen, den Neffen und die Erbin zusammen zu geben. Er ließ jedoch nichts von seinen Absichten merken, sondern fing die Sache folgendermaßen an: Kaum waren die jungen Leute in das Alter gelangt, in dem vom Tanzboden die Rede, nahm der Alte eine wüthende Miene an und erklärte mit einer Leidenschaft, als habe sich

eine Welt gegen ihn verschworen, er für seinen Theil verbäte sich ein für alle Mal jedes Gethue und Geseufze, sie seien als Bruder und Schwester aufgewachsen und dabei müsse es bleiben. Hierauf saß er in den Wirthschaften der Nachbarsorte herum, erzählte von einer reichen Heirath, die er für den Neffen in Hornberg drunten ausgemacht, und wo er nur in eine Wirthschaft zu sitzen brauche. Wenn dann der oder jener Bauer meinte, der Bastel hätt's ja näher und habe nur zuzugreifen, wurde der Alte wüthend, verschwor sich hoch und theuer, er wolle dem Ding ein Ende machen, er sei nun einmal mit dem Hornberger im Reinen und lieber thu' er den Steffen gleich aus dem Haus, als daß er ein Einverständniß zwischen den jungen Leuten aufkommen ließ.

Diese waren erst über die Reden des Bauern verwundert, geriethen, als sich dieselben beständig wiederholten, in Verlegenheit, begannen einander näher ins Auge zu fassen, und die Folge davon war, daß sie Beide roth wurden, so oft sie sich in den Weg liefen.

Darüber schaffte sich der Bauer erst recht in einen Grimm hinein und schickte den Bastel über Hals und Kopf fort, nach Constanz, wo er die Wirthschaft erlernen sollte. Nun saß der Alte, von der Gicht geplagt, in der Stube, trank darauf los, und so oft er Marzellas ansichtig wurde, zankte er sich mit ihr herum, bis diese den Stiefvater immer mehr zu meiden begann und kaum noch in der unteren Stube zu erscheinen wagte.

Um diese Zeit starb der Galgenbauer am Schlag, und Gregor kam heim.

Er war ein bildsaubrer Mensch geworden und hatte sich draußen Lebensart zugelegt, was ihm gar wohl anstand. Als er am Sonntag nach des Vaters Tod, Marzella vom Eckhof herkommen sah, um zur nächsten Dorfkirche zu gehen, ließ ihn zum ersten Mal seine Keckheit im Stich und er blieb, statt ihr entgegenzueilen, ebenso verwundert als beklommen hinter der Stallthüre stehen und schaute ihr nach.

Sie schritt so fest und frei dahin, die Füße mit den rothen Zwickelstrümpfen zierlich nach außen setzend; wundervolle Flechten fielen ihr auf den faltigen schwarzen Rock, die bauschigen Hemdärmel leuchteten vor Frische, ebenso die röthlichen Arme, die vollen Wangen. Gregor streckte unwillkürlich die Arme nach ihr aus; es überkam ihn plötzlich wieder jenes Gefühl tiefen Heimwehs, das er zum ersten Mal empfunden, als das Kind im weißen Häubchen mit dem strahlenden Blick zu ihm aufgeschaut, und ihm ein ‚Behüt' Gott' mit auf den Weg gegeben. Nur trat dieses Gefühl jetzt heftiger, tiefer und beunruhigender auf, daß er sich nicht zu helfen wußte und nach planlosem Hin- und Herrennen endlich den Weg zur Kirche nahm. Als er so da stand unter den Burschen, den Blick auf Marzellas gesenktes Haupt gerichtet, schämte er sich plötzlich von Grund seines Herzens, daß er so vielmals gelästert und gespottet in seinem Leben

und so manches Unheil angerichtet in seiner Rohheit und seinem Jähzorn, und etwas wie ein Gebet ohne Worte, dessen Inhalt ein ernstes feierliches Versprechen war, stieg aus seiner Seele zum Himmel auf.

Er begrüßte Marzella auf dem Heimweg und sie streifte ihm, mit einem raschen Blick, schritt aber dann einsilbig, in sonderbarer Befangenheit neben ihm her; er wußte auch nicht viel zu reden; nachdem sie sich jedoch getrennt, ertappten sie sich gegenseitig an dem Versuche, einander nachzusehen.

Gregor war ein Mensch, bei dem die Dinge, welche ihm durch den Kopf fuhren, auch sofort zur Ausführung gelangen mußten; gleich am Nachmittag sprach er beim Eckbauern ein, der sich beim Anblick des hübschen Burschen wenig erbaut zeigte und ihm nur nothgedrungen einen Stuhl bot. Gregor fing sofort an, sich über die Maßen herauszustreichen und zu erzählen, was er in der Fremde Alles gelernt; jetzt sei er in der Lehre bei einem Seifensieder im Schwarzwald und er hoffe sich mit seinen Lichtern ein Schönes auf den Jahrmärkten zu verdienen. Der Eckbauer wünschte ihm Glück, und er möge ja keine Zeit verlieren.

„Gleich heut' in acht Tagen muß ich wieder in's Unterland," erklärte Gregor, „aber vorher möcht' ich noch ein Wort mit Euch reden, Eckbauer, wegen —"

„Hat keinen Anstand," unterbrach ihn dieser, „kommt wieder —"

Nun wußte es aber der Alte einzurichten, daß ihn der Nachbarssohn bei wiederholtem Kommen niemals allein traf, und als Gregor endlich voller Ungeduld nach Marzella fragte, da schaute ihn der Eckbauer plötzlich mit einem sonderbaren Blick an und sprach ein barsches:

„Mit der ist's nicht's, laßt's Euch gesagt sein."

Gregor verließ in der Frühe des kommenden Sonntags, so wie er's vorgehabt, die Fuchsfalle; er that's in blinder Wuth, denn seine gewaltthätige Natur sollte sich zum ersten Male fügen. Nachdem er etliche Stunden Weges zurückgelegt, kühlte sich die Hitze in seinem Innern etwas ab, und er kam zu der Einsicht, daß er sich ja mit dem Eckbauern eigentlich gar nicht ausgesprochen und doch alles Recht habe, sich nach dem Grund zu erkundigen, weßhalb er nicht an Marzella denken solle. Er kehrte zurück, den Weg durch den Wald nehmend, um den Bauern, die um diese Stunde die Wirthshäuser aufsuchten, nicht zu begegnen.

Um dieselbe Zeit saß Marzella oben in ihrer Kammer, nachdem sie Knechte und Mägde mit besonders dringender Eile fortgeschickt. Gar Wichtiges ging in ihrer Seele vor, kein Wunder, daß sie sich einriegelte; ein Bursche hatte ihr, als sie aus der Kirche trat, einen Herzlebkuchen vom Bastel zugesteckt, und sie solle ihm sagen lassen, ob sie in Lieb' und Treue ihm angehören wolle. Auf dem ganzen Heimweg war ihr zu Muthe gewesen, als müßte es ihr jedes ansehen, daß sie einen verbotenen Herzleb-

kuchen in der Tasche trug, und nun sie das Geschenk vor sich liegen hatte, vermochte sie sich noch immer nicht darüber zu freuen; das Geheimniß drückte sie; wie sie keinen Flecken an ihrer äußeren Erscheinung duldete, so wehrte sich ihre Seele gegen jede unklare Sache, die von ihr Besitz nehmen wollte. All' ihr Treiben und Thun und Denken war bislang aus einem gar freien und lautern Gemüth gekommen, in dem es weder Winkel, noch Ecken, noch Verstecke gab. Sie wußte also gar nicht, wohin mit dem Geheimen, Unerlaubten, was dieser Lebkuchen ihr vergegenwärtigte, und was ihrem Unbehagen noch die Krone aufsetzte, sie mußte allemal an den Gregor denken, so oft sie sich eine Antwort für den Bastel ausdachte.

„Lieber Herrgott," seufzte sie auf, „daß auch gerad' noch Sonntag sein muß, heut', und ich nicht flechten darf — da wollt' ich gleich die rechten Wort' finden — aber mit müßigen Händen geht auch im Kopf der Faden aus — was ist er doch ein bildsauberer Bursch' geworden, der Gregor, setzte sie plötzlich ohne jeden Zusammenhang hinzu, und fort ist er auch, seufzte sie auf und schaute verloren vor sich hin.

Während Marzella sich also den Kopf zerbrach und sich in das erste Durcheinander ihres bisher so ruhig schlagenden Herzens nicht zu finden vermochte, kamen drei Bauern den Weg von St. Georgen herunter auf den Eckhof zu.

„Wenn er die Gicht hat," meinte einer von ihnen, „ist er vielleicht nicht so zäh', will's Gott —"

„Da kennt Ihr den Eckbauern schlecht," brummte der zweite, „der weiß mitsammt der Gicht was er will, und daß sein Vieh das schönst' ist weit herum —"

„Hab' auch keine Fiduz," murmelte der Dritte.

Sie kratzten ihre Stiefel an der Treppe ab und traten in den geräumigen Vorplatz des Eckhofes, der gut noch einmal so groß wie der Galgenhof war und fast ein herrschaftlich' Aussehen hatte. Als auf das Anklopfen der Männer ‚kein' herein erfolgte, öffneten sie die Thüre und traten in die Stube. Ein starker Branntweingeruch duftete ihnen entgegen; auf dem Boden lag eine zerbrochene Flasche. Der Eckbauer, den Kopf auf den Armen, hing über den Tisch, und einer der Bauern meinte laut lachend:

„Der Kerl hat einen Mordsrausch." —

Im nächsten Augenblick jedoch schrie er entsetzt auf und zeigte mit vorgestreckten Fingern auf den Hemdsärmel des Eckbauern, von dem das Blut in großen schweren Tropfen hernieder troff. Sie riefen den Bauern an, sie rüttelten ihn, da gewahrten sie, daß er ein Messer in der rechten Schulter stecken hatte und nicht mehr athmete.

Entsetzt liefen sie zur Thür hinaus — in die Küche — in den Stall — kein Mensch war zu finden. Sie eilten die Treppe hinauf und hämmerten gegen die Kammern — eine der Thüren sprang auf, und Mar-

zella stand in der Mitte der Stube, hochroth, ein Bild des Schreckens; sie hatte eben den Herzlebkuchen zum Fenster hinausgeworfen. Als sie die verstörten Bauern statt des Stiefvaters gewahrte, fragte sie auf's höchste erstaunt, indem sie ihre Schürze zu glätten suchte:

„Ja, was wollt denn Ihr — ist was passirt?"

„Freilich, freilich," stotterten sie, „bist Du denn taub, 's muß ja höllisch hergegangen sein — drunten —"

„'s war ja kein Mensch da," verwunderte sich das Mädchen, „die Leut' sind alle nach St. Georgen, und ich hab' niemanden in's Haus gehen sehen."

Sie waren unten angekommen, einer der Männer riß die Thüre auf: „So — haben wir ihn gefunden — so stand's — 's Brotmesser ist ihm in die Schulter gestoßen worden — nun schnell nach Triberg zum Gericht — 's pressirt, 's pressirt bei Gott." —

Marzella, die geisterbleich unter der Thür stehen geblieben war, faßte einen der Männer krampfhaft beim Arm:

„Ihr werdet mich doch nicht allein lassen — ich fürcht' mich." —

„Der Sohn wird bald da sein" — hieß es.

Da fuhr ihr ein Blitz durch die Seele: „Nur der nicht" — schrie sie auf, floh die Treppen hinauf und verriegelte sich in ihrer Kammer.

III.

Es war gegen Abend; der Galgenhügel zeigte sich wie schwarz besäet von Menschen; auch der Himmel war schwarz; niemand erinnerte sich, ihn so drohend gesehen zu haben. Schwere Nebelmassen hingen an den Bergen, durch die Bäume heulte der Wind, und Schaaren von Raben zogen kreischend über's Feld. Jetzt zeigte sich auf der Straße von Triberg ein Zug, der von der Menge mit einem dumpfen Gemurmel der Befriedigung begrüßt wurde.

Gregor, der unter der Thür des Galgenhofes stand, sah ihm entgegen; erst vor wenigen Augenblicken war der Bursche aus der Fremde heimgekehrt; ruhelos, ohne bei seinem Meister auszuhalten, war er umhergeirrt, bis ihn ein furchtbares Gerücht über Hals und Kopf in die Heimat trieb. Er kam eben an, als der unheimliche Zug von der Triberger Straße in die Fuchsfalle einbog. — Deutlich, entsetzlich deutlich erkannte Gregor die zusammengekauerte Gestalt im grauen Gewand, welche auf dem Karren dahergezogen wurde. Es war, als ob alle Adern an der Stirne des Burschen vorspringen wollten, als ob ihn ein Fieber schüttle, so heftig schlugen ihm die Zähne aufeinander. Einen Augenblick kehrte er sich mit solcher Wucht gegen das Haus, als wollte er die Stirne gegen die Mauer einrennen — plötzlich aber hielt er mitten in seinem Beginnen inne:

„So geh' zu Grund, Welt —" keuchte er und eilte, die Augen mit

den Händen bedeckend, um nichts mehr zu sehen, in den nahen Wald, der die Fuchsfalle umschloß.

Der Zug kam näher; von den Leuten auf dem Galgenhügel ging ein Gesumme wie von Tausenden von Bienenkörben aus; die Kinder hockten auf den Bäumen, und von Zeit zu Zeit krachte ein Ast, daß Alles darunter zusammenfuhr und für einen Augenblick eine Todesstille eintrat.

Unterhalb des Galgenhügels wurde der Karren angehalten, und der Geistliche half der an den Händen gefesselten Verbrecherin beim Aussteigen.

Aufrechten Hauptes schritt sie an seiner Seite zur Richtstätte hinan.

„Sie hat nicht bereut," flüsterten die Weiber und bekreuzigten ihre flachen Stirnen, „schaut Kinder, so sieht eine Verdammte aus."

Der Geistliche betete laut neben dem Mädchen hergehend, dessen rundes, rosiges und lachendes Gesicht in wenigen Wochen lang, schmal und steinern geworden war.

Als man sie nach Triberg geholt, gleich nach der Anzeige des Mordes, war ihre Seele zwar beklommen und von Schrecken und Angst erfüllt gewesen, allein daß sie selbst in den Verdacht der schrecklichen That kommen könne, davon hatte sie keine Ahnung. Und nun begannen die Verhandlungen, und sie wurde plötzlich gewahr, wo die Fragen hinausliefen — was man ihr zutraute. Die Thränen der Kränkung und Schmach, die Betheuerungen ihrer Unschuld, von Drohungen untermischt und Klagen — nichts machte Eindruck. Sie mußte das für ihre Unerfahrenheit so verblüffende Verfahren peinlicher Verhöre über sich ergehen lassen; dann saß sie in der Haft und hatte Zeit über ihr Schicksal zu brüten.

Sie grollte und stöhnte, sie haßte und verachtete die Menschen, die ihr eine so scheußliche That zutrauten, und sie mit ihren Fragen in die Enge trieben. Sie mußte sehen, wie sie mit jeder Antwort, die sie in der Empörung ihres Herzens gab, das Netz der Gefahr dichter um sich zog — machtlos trotz ihrer Unschuld; denn es war ja alles wahr, was man gegen sie vorbrachte — sie hatte in der That in der letzten Zeit nicht mehr gut mit dem Stiefvater gelebt, und in St. Georgen gegen eine Freundin geäußert, wenn's ihr der Stiefvater noch lang so mache, werde sie sich einmal auf die Hinterfüße stellen, und sei, mit dem alten kranken Mann schon fertig werden. — Auch war sie im höchsten Grad verwirrt gewesen als die Männer an jenem unglücklichen Sonntag Nachmittag sie in ihrer Kammer gesucht. Die Herren vom Gericht lächelten ob ihrer Behauptung, daß ihre Verwirrung nur von dem Herzlebkuchen hergerührt habe, den ihr der Bastel geschickt. — Ob sie auch deshalb mit solcher Dringlichkeit das Gesinde fort gesandt und sich eingeschlossen habe — hatte da nicht noch irgend etwas anderes mitgespielt, und sie zu all' den Vorsichtsmaßregeln veranlaßt? — Nein, betheuerte sie, nichts als die Angst vor dem Stiefvater, der wüthend gewesen wäre, wenn er gehört von wem sie das Geschenk erhalten. Als darauf angespielt wurde, ob es nicht dennoch zu Thätlichkeiten zwischen ihr und

dem Eckbauern gekommen, warf sie in verächtlichem Stolz den Kopf zurück und schwieg. Wie oft sollte sie es noch sagen und betheuern, daß dem nicht so war — diese Menschen hatten es darauf abgesehen, ihr die Schuld aufzuladen, von der ihre Seele nichts wußte.

Einmal so weit, nahm sie sich vor, überhaupt keine Antwort mehr zu geben, verweigerte auch jede Aufklärung über jene Worte „nur der nicht“ — die sie in der Verzweiflung ausgerufen, als die Männer ihr von Bastels Kommen sprachen. Sie wurden ihr als Aeußerung des Schreckens ausgelegt, dem Neffen des Gemordeten zu begegnen.

„Schrecken war's freilich,“ murmelte Marzella, aber daß es nur der Schrecken war, mit dem Bastel zusammen sein zu müssen, der von ihr Liebe und Treue verlangte, während ihr plötzlich im Innern klar geworden war, deine Lieb' und Treu' möcht'st du dem Gregor versprechen — das behielt sie für sich.

Bastel, der den Verhandlungen beiwohnte, und von des Mädchens Unschuld so überzeugt gewesen war, wie von seiner eigenen, machte ein immer längeres Gesicht, je verworrener und unklarer sich die Aussagen der Angeklagten gestalteten. Und als sie halb zu Tod gehetzt und außer sich vor Erbitterung, nur um endlich in Ruhe gelassen zu werden, die immer wiederkehrende Frage nach ihrer Schuld mit einem trotzig gellenden:

„Nun ja — ja — ich hab' ihn umgebracht,“ beantwortete, schwanden auch dem Bastel die letzten Zweifel aus der Seele.

Marzella aber, die in trotziger Verstocktheit keine weitere Frage mehr beantwortete, da ihr überhaupt ein Weiterleben nach dem, was sie erfahren, als Schmach erschien, wurde zum Tode durch den Strang verurtheilt.

Und nun stand sie auf dem Richtplatz; der Geistliche hatte sie zum letzten Vaterunser aufgefordert, allein statt zu beten, richtete sie den Blick groß und anklagend zum Himmel:

Ich hab' nichts abzubitten, hieß es in ihrem Innern, droben sind sie schuldig — wenn's keine Gerechtigkeit giebt —

Ein paar heftige Donnerschläge fuhren in den Wald, es wurde fast Nacht, und auf die Köpfe der erregten Menge prasselte ein verheerender Hagel hernieder.

„Das ist der Zorn Gottes, weil sie nicht Buße thut,“ ging's von Mund zu Mund, „knüpft sie auf, die Hexe — macht fort, daß sich der Himmel versöhnt —“

Der Richter gab dem Henker das Zeichen zur Vollziehung des hochnothpeinlichen Gerichts — die Leiter wurde an den Galgen gelehnt, und die schwarze Gestalt des Henkers stieg daran empor. Es war auf dem ganzen Richtplatz, unter dem Schauer des Hagels und dem Ziehen der Nebelmassen kaum mehr zu sehen als das weiße, vom Wind hin und her gezerrte Chorhemd des geistlichen Herrn, der mit aufgehobenen Armen laut betete,

dessen Stimme aber unter dem Getöse der entfesselten Elemente Niemand vernahm.

Die Menge drückte gegeneinander, fluchend und schimpfend — es half nichts — immer dichter senkten sich die Nebel über die grauenvolle Scene, sodaß kaum die Zunächststehenden die schlanke Gestalt wahrnahmen, wie sie lautlos, mit geschlossenen Augen, die Stufen der Leiter erklomm. In demselben Augenblick, als diese weggezogen wurde, flammte es plötzlich rechts und links in allen Ecken und Enden des Waldes auf, und eine Stimme, deren Kraft das Heulen des Sturmes, das Prasseln des Hagels und die Schläge des Donners übertönte, schrie — Feuerjo! — Von allen Seiten, aus allen Ecken und Enden tönte es — Feuerjo! Feuerjo!

Eine Panik fuhr in die Menge; jeder sah sein Eigenthum bedrängt, sein Heim in Gefahr, und es entstand eine blinde Flucht, ein verzweifeltes Durcheinanderrennen, Ueberstürzen, nach Hülfe rufen, — Feuerjo — Schreien — und der Galgen stand verlassen.

Nur einen Augenblick — dann erhob sich abermals die schwarze Leiter, ein Mensch stieg daran empor, gleich darauf mit einer leblosen Gestalt in den Armen, den Abhang hinunter eilend, in den nahen qualmenden Wald —

Als die erste Panik vorüber war und die Männer des Gerichts sich mit dem Geistlichen wieder auf der Richtstätte zusammen fanden, von wo sie die fassungslose Menge mit heruntergerissen, stand der Galgen leer.

IV.

Gregor zimmerte Tag und Nacht an der Ausbesserung eines kleinen, neben der großen Stube liegenden Gelasses, in welchem man das Gerümpel des Hauses seit Generationen aufgespeichert hatte. Ruhig, ohne eine Miene zu verziehen, empfing der Bursche die nach der Vermißten forschenden Gerichtsdiener, führte sie durch's ganze Haus und gab ihnen noch gute Rathschläge mit auf den Weg, sie besonders auf den winkelreichen Eckhof aufmerksam machend, wo die Unglückliche gar leicht in sicherem Versteck sitzen könne.

Die Nachforschungen ergaben jedoch nicht das Geringste, und Gregor, mit jedem Schlupfwinkel des Waldes vertraut, holte eines Nachts, nachdem die Fuchsfalle gründlich durchsucht worden war, Marzella aus dem Steinbruch, wo sie, warm gebettet und wohl geborgen, zwei Tage und zwei Nächte fiebernd und ohne Besinnung zugebracht.

Nun lag sie in dem kleinen Gelasse, noch immer nichts von sich und der Welt wissend, die ihr so übel mitgespielt; Gregors Mutter pflegte sie.

„Ihr schweigt,“ hatte ihr der Sohn gesagt, „ich hab' sie retten müssen, denn sie ist unschuldig — ich bin's, der den Eckbauern mit dem Brotmesser im Jähzorn niedergestochen — es geschah, weil er mich höhnte, als ich um die Marzella freien wollt' — dafür daß ich der letzt' sein sollt', der

in dem Eckhof sitzen dürft' — Mutter, ich rath Euch, haltet reinen Mund und tretet mir nicht in den Weg, sonst weiß ich nicht, was ich thu'! —"

Monika war gewiß nicht die Natur, ihm in den Weg zu treten: im Zusammenleben mit einem gewaltthätigen Mann und dem ebenso gearteten Sohn, war ihr das Schweigen und Ducken zur Gewohnheit geworden. Sie hatte sich in aller Stille der Frömmigkeit ergeben; im Stall, vor einer kleinen Nische, in der eine aus Holz geschnitzte Madonna stand, fröhnte sie derselben nach Herzenslust. Zuweilen, wenn sie es besonders wichtig hatte, zündete sie ein Talglichtlein zu Ehren der Muttergottes an und erzählte ihr im Schein desselben all' ihr Weh und Herzeleid. So auch eines Abends; es waren ein paar Wochen seit dem schrecklichen Ereigniß verflossen, das noch alle Gemuther im Umkreise von zwei Stunden mit Schauder erfüllte. Wer über die Fuchsfalle seinen Weg nehmen mußte, suchte so eilig als möglich den unheimlichen Ort zu verlassen, wo der Teufel die Gehängte noch bei lebendigem Leibe geholt. Also wurde die Stille des einsamen Oberthales selten durch einen andern Laut als das Brüllen des auf den Höhen weidenden Viehs, oder dem gelegentlichen Schrei eines vorüberziehenden Raben unterbrochen.

„Heilige Muttergottes," murmelte Monika vor ihrem lichtumflossenen Heiligeneckchen, „bitte für uns arme Sünder — denn ach, er ist ein großer, ich will Dir's nicht vertuschen, nur hab' ein Erbarmen und ein Einsehen, heilige Muttergottes, der Jähzorn ist ja auf meine Rechnung zu schreiben, denn der Herr Pfarrer hat gesagt, ich hätt' ihn müssen den Buben austreiben, da ich die Mutter bin —"

Und die Alte bückte sich mit der Stirn bis auf die Erde und blieb so wie erdrückt unter der Last ihres Gewissens eine Weile liegen. Dann löschte sie das Licht und ging in die große Vorderstube. Gregor saß hier mit aufgestülpten Aermeln und hantirte mit Talg, den er in niedrigen Bütten um sich herum stehen hatte. Zuweilen warf er einen eigenen aufmerksamen Blick nach der Wand, an der die Thüre verschwunden war, nur schien hier das Holzgetäfel neuer als an den andern Wänden.

Als die Mutter, welche sich an dem großen Kachelofen im Hintergrund zu schaffen gemacht, mit einer Schüssel dampfender Suppe an dem Sohn vorüber wollte, hielt er sie plötzlich am Arme fest:

„Ich will sie ihr heut' bringen."

Nun aber zitterten seine Hände so heftig, daß er die Schüssel auf den Tisch setzen mußte; der Athem schlug ihm bis an den Hals, er wischte an seiner Weste herum, zog die Aermel herunter und brauchte eine ganze Weile, bis er sich so weit gefaßt, daß er die Schüssel wieder aufnehmen konnte. Er ging damit nach der hintern Wand und schob die Vertäfelung zurück.

In dem kleinen Raum, der keine Fenster besaß, flimmerte eine Talgkerze; es war ein wohlliges Nestchen, von außen so dicht mit Holzrinden

umgeben, daß weder Kälte noch Hitze viel durchzudringen vermochten. Auf einem Stuhl neben dem Bett saß Marzella und flocht Stroh; sie that es träge und gleichgültig, und das Geflecht hing ihr grob und uneben über den Schooß. Es rührte sich nichts in ihrem wachsweißen Gesicht, als Gregor mit der Suppe vor sie hintrat.

„Komm', iß ein wenig," bat er — und nicht sie allein, auch er sah aus, als habe er eine schwere Krankheit überstanden; nur bebte und zitterte an ihm Alles wie in tiefster Erregung, während ihr Inneres wie erstarrt schien, wie todt. Er gab ihr zu essen wie einem Kind, und sie aß, mechanisch dabei weiter flechtend. Auf einmal sagte sie, ihre Arbeit mit einem Ausdruck des Entsetzens von sich weghaltend:

So hätt' ich früher nie geflochten. —

Und nun schluchzten sie Beide laut auf, und nichts war der Gewalt ihrer Thränen vergleichbar.

Als er am folgenden Tag wieder kam; fand er sie um ein weniges belebter, sie hatte eine neue Flechterei angefangen, und bat ihn, die alte, welche zusammengeknäult in einer Ecke lag, mit hinaus zu nehmen. Er that's, froh daß sie endlich einmal etwas wünschte und nicht mehr so todt und stumpf aus ihrem blassen Gesicht sah.

Und der ungestüme, rücksichtslose, bisher nur seinen Impulsen lebende Mensch entwickelte nun die Geduld einer Mutter dem unseligen Geschöpf gegenüber. Er brachte ihr Blumen, Beeren aus dem Wald, kleine Geschenke aus dem Städtchen, wo er seine Talglichter verkaufte; er wurde nicht müde ihren erschlafften Lebensgeistern, die wie unter einem Druck lagen, mit sanfter Güte zuzusprechen, und brachte es mit unträglicher Mühe dahin, daß sie allmählich etwas auf sich zu achten begann, nur oberflächlich zwar, aber sie erröthete, wenn er ihr das kurz verschnittene Haar aus der Stirne strich und das offene Schuhband sorgsam zur Schleife knüpfte. Ihre noch immer in Hast, Unruhe oder Trägheit verfertigten Flechtereien besserten sich, und der Blick der stummen Arbeiterin verlor etwas von seiner Stumpfheit — wenn Gregor in das kleine Gelaß trat.

Da konnte er das heiße Blut nicht länger bändigen, er sprach dem Mädchen von Liebe, von Glück — er sagte ihr, daß der Himmel selber es ja so gewollt, denn ohne das Gewitter, ohne den dichten Nebel, den er gesandt, hätte er sie nimmer von dem entsetzlichen Ort wegtragen können.

Als habe sie ein Blitzstrahl geblendet, brach sie vor ihm zusammen, mit einem verzweifelten Aufschrei die Hände vor die Augen schlagend.

„Schweig', stöhnte sie, red' nicht davon — nur schütze mich vor den Menschen — daß ich den Menschen nicht mehr in die Hände falle. —"

Und sie umklammerte seine Kniee mit der Verzweiflung eines Ertrinkenden.

V.

Das Glück, um das er einen Mord begangen, den halben Wald niedergebrannt und die Gerichte geprellt — war nun sein. Marzella that ihm jeden Willen und beugte sich vor ihm wie vor ihrem Herrgott. Aber er konnte es nicht vergessen wie sie war, und daß ihre jammervolle Veränderung sein Werk.

Verlauf' Dich nicht, hatte das liebe sonnige Kind ihm zum Abschied nachgerufen, und behüt' Dich Gott! —

Es gab Stunden, da hätte er sich mögen zu ihren Füßen werfen mit dem Bekenntniß: Ich habe mich verlaufen — ich habe vom rechten Wege abgelassen, und Du mußt die Folgen meiner Sünden tragen. —

Aber seine brutale, lebenskräftige Natur trug immer wieder den Sieg davon, und er hatte den Muth, das blasse Weib zu herzen, und ihre Wangen roth zu küssen. Er hatte ihr einmal Branntwein gegeben, um sie lustig zu machen, und nun lag sie ihm fortwährend in den Ohren, ihr wieder welchen zu geben, und je mehr sie in ihrer Genesung fortschritt, desto leidenschaftlicher beschwor sie ihn, desto heftiger war ihr Verlangen, denn die Bilder des Vergangenen stiegen heller und heller vor ihrer Seele auf, und sie wollte vergessen — um jeden Preis — um alles in der Welt. —

So oft hatte nie ein Talglicht vor der Muttergottes im Stalle gebrannt, als es jetzt der Fall war. Stundenlang kniete die alte Monika vor dem Heiligenbilde und schüttete ihr Herz aus:

„O liebe Muttergottes, bei uns geht's zu! Wend' Deine Augen ab, es graust Dich sonst. — Wenn er ihr einmal keinen Branntwein geben will, wälzt sie sich am Boden und schreit, daß sich einem s'Herz im Leib 'rumdreht — o die arm' Creatur, die arm' Creatur, — heilige Muttergottes, bitt' für sie! Was soll ich machen, was soll ich sagen — ich kann nichts sagen, ich hab' den Muth nicht — ich hab' Zeit meines Lebens nur zu Dir den Muth gefunden, denn da hab' ich gewußt, Du fährst mir nicht übers Maul. Aber was sieh' ich aus, o heilige Muttergottes, in allen Kirchen — bis hinein nach Triberg bin ich schon gewesen, und's hilft nichts — jeder Pfarrer stichelt von der Kanzel herunter auf unsre heimlichen Sünden und Laster, daß alle Bauern auf mich schauen, und ich schier den Weg nimmer find', an den Bänken vorbei in's Freie. O heilige Muttergottes, ich will's ja aber gern erdulden und ertragen als Buß' für den Sohn, wenn Du nur halbwegs die Hand über ihn streckst, so wird ihm die Gnade der Reue." —

Davon war bis jetzt noch keine Rede, er wurde vielmehr immer sicherer, kühner und verderbter in seiner Sünde. Die blassen Wangen des jungen Weibes waren ihm länger kein Vorwurf, denn sie waren jetzt so roth fast wie die seinen; sie feierten Gelage miteinander, und wenn

sie sich gegenüber saßen, sah eins so brutal und roh aus wie das andere sie höhnten die Menschen, freuten sich, daß sie nach niemanden zu fragen hatten und sorgten sich nicht um den kommenden Tag.

Immer unordentlicher und verkommener sah's in ihnen und um sie aus; der alte Jähzorn erwachte in dem Mann, er wurde wieder grob gegen die Mutter; ihr trauriges Kommen und Gehen, ihre kummergebückte Gestalt, war ihm ein Vorwurf, der ihn aufbrachte; er ließ sie hart an, und da sie seufzte, schlug er sie.

Um diese Zeit hörten die Lichtlein auf zu Füßen der heiligen Muttergottes im Stall zu brennen, die alte Monika war entschlossen, ihr diese letzte Übelthat ihres Sohnes zu verschweigen; sie kniete im Dunkel und betete unzählige Ave's, die sie mit lauter Stimme herunterleierte — in der Hoffnung, auf diese Weise die Muttergottes auf andere Gedanken zu bringen.

VI.

Gregor war über eine Woche mit seinen Talglichtern und Holzschnitzereien auf dem Jahrmarkt zu Hornberg gewesen; er hatte gute Geschäfte gemacht, denn was er anrührte, gelang ihm. Auf der Landstraße zwischen dem Galgen und dem dahinter liegenden Hof, kam ihm die Mutter in kopfloser Angst entgegen.

„Es ist schon da," keuchte sie, ein Büble — „o um Christi und seiner heiligen Mutter willen, was sollen wir mit dem armen ungetauften Büble anfangen."

Der junge Mann erblaßte und war mit ein paar Sätzen unten; er rannte durch die Vorderstube und schob die Wand zurück:

Marzella — schluchzte er auf, dann war's einen Augenblick todesstill und verwundert schaute er sich in dem veränderten Raume um. Das Kind lag in weißes Leinen gehüllt auf dem Bett, daneben saß die junge Mutter und flocht; sie legte den Finger auf den Mund und deutete auf's Kleine, und Gregor wagte kaum aufzutreten, als er sich näherte. Dann bückten sich die beiden Menschen über das schlafende Geschöpfchen und Marzella flüsterte leise und angstvoll:

„Was soll daraus werden?"

Er zog sie vom Bett weg und hielt sie fest:

„Was liegt an der ganzen Welt — sind wir uns nicht alles — was sollen wir denken und überlegen — wir wollen glücklich sein — o Marzella, ich bin fast gestorben vor Heimweh — ich habe dir so schöne Sachen mitgebracht." —

Er packte seinen Rucksack aus, und sie bewunderte die Kette und Ohrenringe und ließ sich von ihm schmücken; aber ihre Blicke irrten doch immer wieder zu dem Kinde hin, und sie holte eilig ihr Geflecht herbei: „Ich muß mich tummeln," meinte sie, „ich will ihm eine Wiege flechten,

solch eine, die ich über meinem Bett fest mache, daß ich ihm in der Nacht einen Ruck geben kann; das hab' ich mir so ausgedacht. Wenn ich nur wieder das Flechten lernte wie früher, aber ich glaube, ich werd' es nie wieder so lernen, denn damals war ich — anders — und das Geflecht nimmt von den Gedanken an." —

„Wie blaß du bist," unterbrach er sie, „und ich hab' dich doch mit so rothen Wangen verlassen." —

Sie schauderte zusammen: „Am Galgen bin ich unschuldig gehangen, aber dann — dann war ich schuldig — o Gregor, ich will ja nicht denken, aber ich muß." —

„Du weißt, was ich kann," flüsterte er, „ich kann Dir auch die Gedanken verjagen." —

In diesem Augenblick kam die alte Frau in's Stübchen geschlürft, sie ging zum Bett, beugte sich über dasselbe, machte unaufhörlich das Kreuzeszeichen über das Kinderköpfchen und murmelte dazu in abgerissenen Lauten:

„Arm's Kind, arm's arm's Kind." —

So geht das nun fort den ganzen Tag, flüsterte Marzella und starrte verstörten Blicks vor sich hin.

„Mutter," schrie Gregor in jähem Zorne auf, „lass' das Gethu, sag' ich, sonst vergreif' ich mich an Dir."

Monika flüchtete hinaus mit einem Schrecken und einer Hast, daß sie sich die Stirne an der Wand blutig schlug. „Gott im Himmel," jammerte Marzella auf, „wenn das Kind einmal so zu mir wär' — und sie barg das Gesicht in beiden Händen."

Gregor ging hinaus; es hämmerte ihm in den Schläfen — dieses Weib war ihm wie entrückt durch die Gedanken, denen es nachhing — er durfte nicht mehr so lange von Hause fortbleiben, wenn jene nicht Meister über sie, über ihn — werden sollten..

„Oho," lachte er zu den mondbeschienenen Galgenpfeilern empor, „ich nehm's noch auf mit euch — ich hab' gethan, was keiner mir nachthut — ich bin mit dem Gericht, ich bin mit dem Menschenpack, ich bin mit dem Herrgott fertig geworden, und sollt' ein paar lumpige Gedanken nicht zum Teufel jagen können —"

Und er hielt die nervigen Fäuste den beiden Galgensäulen entgegen, als wären sie die Gedanken, welche die Schwelle seines Hauses zu überschreiten drohten.

Aber sie kamen doch, sie kamen, als er im Schlaf lag und legten sich ihm mit eiserner Schwere auf die Brust und schrien's ihm in die Ohren — laut, gellend, mit entsetzlicher Deutlichkeit: Mörder — Mörder —

Still, still, stöhnte Gregor im Schlafe, ich hab's ja im Jähzorn gethan, er hat mir die Flasche in's Gesicht geworfen — gehöhnt hat er mich, ich sei ein nichtsnutziger Bub — der allerletzt, der auf den Eckhof

zu sitzen käm' — da nahm ich's Brotmesser — im Jähzorn — auf Ehr' und Seligkeit —

Und er erhob die gefalteten Hände im Schlaf.

Am andern Morgen saß Marzella früh auf und flocht; sie blickte nicht von der Arbeit weg, auch nicht, als der Mann sie mit einem Blick der Angst und des Mißtrauens fragte, wer denn so jämmerlich gestöhnt habe in der Nacht. Sie gab ihm eine gleichgültige Antwort und setzte hinzu, er solle sie nun ruhig bei der Arbeit lassen, sie müsse in's Reine kommen über das Loos ihres Kindes und früher habe ihr das Flechten immer die Unruhe vertrieben.

Ihm war leicht, daß sein schreckliches Träumen nicht bemerkt worden war und pfeifend begab er sich an die häuslichen Geschäfte; von Zeit zu Zeit streckte er den Kopf in die Wandstube; er hätte gern ein wenig geplaudert, allein Marzella saß so ernst und steif auf ihrem Stuhl, daß man hätte glauben können, sie sei von Stein, wenn sich ihre Hände nicht bewegt hätten. Langsam und schwer, unter den tiefsten Herzensqualen machte sie sich das Schreckliche klar: er hat es gethan — und als der Abend kam, war sie mit ihrer Pflicht im Reinen.

„Du bist so sonderbar," warf er ihr eines Tages vor, — thu' ich denn nicht Alles, um Dich glücklich zu machen, Marzella?"

„Das Wort paßt nicht auf uns," sagte sie, „ich leb' und sollt' nicht leben, und unser Kind hat keinen Schutzengel am Bett — weil ihm die heilige Taufe fehlt; da wär' glücklich sein eine Sünd' —"

„Du sollst aber glücklich sein," schrie er schnell, vom Zorn erfaßt „hörst Du — ich will's" — er schüttelte sie, erst nur wenig, dann heftiger und heftiger. Sie senkte das blasse traurige Gesicht und ließ es geschehen. Da warf er sich ihr zu Füßen, weinte wie ein Kind und bat um ihre Liebe. Sie hätte ihn gern mit ihren Armen umschlungen — den trotz Allem geliebten Mann — aber es stand ihr wie mit feurigen Buchstaben in die Seele geschrieben: wir dürfen nicht glücklich sein —

Darnach richtete sie ihren ganzen Wandel; sie konnte dem Manne die Rechte, die er sich einmal über sie genommen, nicht gleich und ganz entziehen, aber sie verwandelte seine Leidenschaft in bittere Verzweiflung durch ihre Zurückhaltung, ihr schmerzliches Gewähren. Unaufhaltsam weiter flechtend, richtete sie eine Scheidewand um die andere zwischen sich und dem Unglücklichen auf: bald wagte er nicht mehr zu verlangen, sie um die kleinste Gunst, um einen Blick, um ein Wort bittend. Aber sie blieb sich und ihm hart, lauerte auf jede Regung seines Innern und beobachtete den mächtigen Kampf des lebenskräftigen Mannes, der sein Glück nicht loslassen wollte. Sie litt mit ihm und untergrub es dennoch; sie saß wie eine Parze und flocht sein Schicksal, und mit der Feinheit des Geflechts nahm ihre Seele zu an Klarheit, Ruhe und Festigkeit des Entschlusses.

Wenn er aufbrauste in heißem Verlangen, wenn der alte Jähzorn ihn übermannte, so sah sie ihn nur an und der stumme vorwurfsvolle Ausdruck ihres Blickes brachte ihn zum Schweigen.

Sie waren gekommen, die Gedanken und hatten sich in seinem Hause eingenistet; sie grinsten ihn an aus allen Ecken und Winkeln; sie sprachen aus dem Lallen seines Kindes und richteten ihn aus Marzellas Augen.

Weiß sie um deine Schuld — hießen sie — und wenn nicht, warum weicht sie vor dir zurück? Klarheit — o wenn er sich hätte können Klarheit verschaffen!

Dann wieder kamen Augenblicke über ihn, da sagte er sich: sie weiß, von nichts — es ist nur der Kummer über das ungetaufte Kind, der sie niederdrückt — wär' es getauft, könnt' alles wieder gut werden —

Er besann sich — hatte er nicht stets fertig gebracht, was er unternommen — er wollte sehen, ob er noch der Alte war —

Eines Abends — er trug das Kind oft hinaus unter den Sternenhimmel, da es unter Tages nicht geschehen konnte —, kam er zu Marzella's Erstaunen nicht um die gewöhnliche Zeit zurück, und auch die ganze Nacht nicht. Sie stand unter einem Fenster der vorderen Stube, flocht an ihrer Arbeit und lugte dabei hinaus. Sie war nicht ängstlich, denn sie wußte, daß er das Kleine hütete wie seinen Augapfel, aber sie wunderte sich, was er wohl mit ihm vorhaben mochte.

Es war selten, daß sie in die vordere Stube kam; ihr Fuß hatte den Grasboden vor der Schwelle des Hauses nicht mehr betreten, seit das unselige Geheimniß sie zur Mitwisserin hatte; sie gönnte sich nicht einmal die nächtliche Luft, wollte nichts haben, was ihr Herz erfreute, so lange der Mann in Schuld und Sünde lebte.

Die Sonne stieg eben glühend roth aus dem Osten, als Gregor mit dem Kind über die Schwelle trat; es machte große Augen, denn es hatte zum ersten Mal den Tag draußen werden sehen, und die herrlich glühende Morgensonne hinter den Bergen aufsteigen, und über dieses Ereigniß stand ihm das Mäulchen vor Verwunderung weit offen.

Gregor aber legte Marzella das Kind in die Arme und seine Stimme zitterte, als er die Worte sprach:

„Das Kind ist getauft, ich bin drüben hinter St. Georgen beim Waldbruder gewesen; er hat meine Bitt' erhört und für ein Dutzend Kerzen das Kind getauft; es heißt Benedikt — der Segenbringende, hat der Waldbruder gesagt —“

Er stand da in Erwartung, daß es nun wieder werden möchte, wie früher, und ihre Arme sich um seinen Hals legten. Aber sie rührte sich nicht, obgleich ihr das Herz zum Zerspringen schlug vor tiefstem innigsten Mitleiden mit dem Manne, der erschöpft von dem weiten Weg, den er in der denkbar kürzesten Zeit zurückgelegt, demüthig, auf seinen Lohn harrend, vor ihr stand. Heiß pochte die Sehnsucht nach Glück in Beider

Herzen einander entgegen, es zog sie wie mit Gewalt das eine zum andern hin. Aber da riß es Marzella mit einem plötzlichen Ruck von ihm zurück, und das Kind kraftvoll in die Höhe haltend, als gedenke sie einen bösen Zauber zu beschwören, sprach sie in einem Tone, der wie eine Offenbarung klang:

„Ihm ist der Weg zum Himmel offen, aber wir — müssen ihn noch suchen —"

An diesem Abend war's, daß wieder einmal ein Lichtchen vor der heiligen Muttergottes im Stall seinen blassen Schein um sich verbreitete. Auf dem Boden kniete die alte Monika und schluchzte vor Freuden und konnte kaum sprechen und schlug nur immer wieder die abgeschafften Hände zusammen und streckte sie hinauf zum Heiligenbild: „'s ist getauft — o du glorreiche, allgütige, heilige Muttergottes, unser Kind ist getauft! — unser Büble ist in die Gemeinschaft Gottes aufgenommen, und der Teufel hat seine Macht an ihm verloren. Du Allergescheiteste, Du Helferin in der Noth, jetzt versteh' ich Dich und bitt' ab tausend Mal, daß ich hab' wollen gescheiter sein und nicht begreifen, daß ein Kind auf die Welt kommt in all' das Elend hinein. Es hat müssen kommen und den Teufel vertreiben — und nun walten die Engel im Haus, und Du hörst kein böses Wort, heilige Muttergottes und 's ist wie in der Kirch', daß man nicht laut auftreten mag. O Du heilige gebenedeite, zu aller Zeit hülfreiche Jungfrau Maria, ich will Dir nichts mehr vorschreiben, aber Du weißt, am Jähzorn bin ich schuld, und der hat alles Unheil angericht'!" —

VII.

Ja, es war still im Hause wie in der Kirche; Marzella flocht in ihrer Wandstube, Gregor hantirte nebenan mit seinen Talgkerzen. Aber es war eine Spalte der Schiebthüre offen, zu der das Kind aus- und einlief; es lachte und plauderte den ganzen Tag und hatte immerfort von der Mutter zum Vater zu gehen, als trieben es Gott weiß was für wichtige Geschäfte.

Es war inzwischen gar schön geworden in der stillen Arbeiterin Gelaß, ein feines mattweißes Strohgeflecht bedeckte den Boden; Tisch und Stuhl waren von der gleichen Art; an den Wänden hingen allerlei bilderähnliche Geflechte, Sterne, Sonnen, zierliche Vierecke. Jetzt flocht Marzella eine blutigrothe Dornenkrone auf weißem Grund.

Geräuschlos, immer ängstlich bemüht so leise wie möglich aufzutreten, ging Monika zwischen den stillen Menschen umher und betrieb den Haushalt; stand sie im Halbdunkel am Kachelofen, trippelte der kleine Benedikt alle Augenblick in die dunkle Ecke und hielt die Großmutter fest und lachte sie an und riß sie an den in Kummer und Sorgen ergrauten Haaren. Da wurde ihr dann so selig zu Muth, daß sie hinausgehen mußte, um nicht hell aufzuschluchzen und zu jubeln über den Sonnenschein, den diese Kinderseele in ihr Leben gebracht. Und sie konnte wieder lachen, konnte

sich vergessen und mit dem Kleinen jene Späße treiben, die seinem Alter zukamen. Die Eltern konnten es nicht; sie saßen in schwerer Seelenarbeit, jeder auf seinem Platz, im inneren fortwährend mit einander beschäftigt. Es vergingen Tage, an welchem sie sich nicht sprachen, nicht sahen; aber Gregor hörte die leise betende Stimme des geliebten Weibes durch die Thürspalte, und er wußte, daß sie für ihn betete und fühlte, was sie damit wollte.

Seit sie von ihm zurückgewichen, das Kind mit entsetzten, schaudererfüllten Augen zum Himmel hebend, wußte er, daß sie seine Schuld kannte; und er verstand ihr ganzes Wesen, ihr Darben und Beten.

Er hatte den Hof verlassen, irrte über eine Woche in der Fremde umher, seine Qual zu betäuben suchend, nach Vergessenheit ringend; umsonst — das Weib mit dem blassen Gesicht, den weißen, ewig flechtenden Händen, rief ihn nie wieder zurück. Denn daß sie nicht sprach, daß nie ein Vorwurf, nie eine Klage um ihr verlorenes Leben über ihre Lippen kam, das eben war's, was ihn mit solcher Gewalt an sie fesselte, was die rohe Natur in ihm bändigte.

Er hatte die ganze Stufenleiter menschlicher Schlechtigkeiten durchlaufen und wäre im Stande gewesen trotz alledem glücklich zu sein — was er unter Glück verstand — allein sie belehrte ihn eines andern — und sie war eine gute Lehrmeisterin.

Aus dem Abgrund der Verzweiflung, in den ihn ihre Unerbittlichkeit gestürzt, hob er sich allmählich mehr und mehr verwandelt empor. Erst legte er das Unordentliche, Zerfahrene ab, womit die Seelenkämpfe seinen inneren und äußeren Menschen gekennzeichnet; unbewußt begann er an und um sich die peinliche Ordnung und Sauberkeit Marzellas nachzuahmen; er wurde mäßig im Essen und Trinken, wollte nichts Besseres haben als sie, und die Ueberkraft seiner Natur, noch durch den Gram gedämpft, hörte auf, seine Sinne zu regieren.

Er bereute, und seine Reue war das Ergebniß seiner Liebe.

Also vorbereiteten Gemüths trat er eines Tages, um dem Kinde gute Nacht zu sagen, in Marzellas Stube. Mehr als ein paar Minuten, war er seit lange nicht in diesem Raum verblieben. Das Kind saß auf Marzellas Bett; sie entkleidete es eben. Als der Vater hereinkam, nickte es ihm eifrig zu:

„Großmutter hat gesagt, ich soll euch zeigen was ich kann" — und es faltete die Händchen:

„Lieber Gott mach' mich fromm, daß ich zu dir in Himmel komm — aber gelt, Vater," fragte es plötzlich, mit großen ängstlichen Augen zu ihm aufblickend, „du kommst doch auch?"

Er schrack zusammen — eine Posaune vom Himmel hätte ihm nicht tiefer, nicht schneidender in die Seele dringen können, als diese Frage aus dem Munde seines Kindes. Marzella war laut schluchzend mit dem Ge-

sicht in den Schooß des Kleinen gesunken, ihr Körper erbebte in so gewaltsamer Weise, daß Gregor ob ihres Schmerzes seines eigenen vergaß.

„Sei ruhig," sprach er sanft die Hand auf das Haupt des fassungslosen Weibes legend, „ich geh' nach Triberg."

Aber das Gewaltthätige, Selbstherrliche seiner Natur kam auch in diesem gesteigertsten Augenblick seines Lebens zum Durchbruch.

„Es soll mich keiner anrühren," murmelte er, indem er sich früh morgens im Stall, beim ersten Schein des Tages, mit dem Wetzen eines Messers zu schaffen machte, „es kann dem Herrgott einerlei sein, wer mich umbringt, ich oder ein anderer —"

Die Mutter kam mit der Streu und während sie sich bei der Arbeit abmühte, sprach er sanft, wie sie ihn nie hatte sprechen hören:

„Ich bin immer grob zu Euch gewesen, Mutter —"

„Um aller Heiligen Willen, Gregor," stammelte sie, „ich bin ja eine alte unnütze Frau."

„Aber das Kind habt Ihr recht schön beten gelehrt," meinte er, „lehrt's weiter beten — ich geh' jetzt auf's Gericht nach Triberg — Ihr wißt, Mutter —"

Sie wußte, nahm seine kalten Hände zwischen die ihren, drückte und küßte sie und sank dann vor ihrer heiligen Muttergottes in die Kniee, mit dem Gesicht halb besinnungslos vor Herzeleid auf dem Boden liegen bleibend.

Gregor war in die Stube zu Marzella getreten:

„Ich geh' jetzt," sagte er, „bleib gesund —"

„Was mitbringen," schrie Benedikt, den die Mutter aus dem Schlafe gerüttelt. Die Blicke der Eltern begegneten sich; sein Gesicht hatte jetzt dieselbe Blässe, fast denselben Ausdruck wie das ihre. Er hätte das geliebte Weib so gern noch einmal an's Herz gedrückt, allein er fürchtete sich, weich zu werden und ließ es sein.

„Es thut mir leid, Marzella," sprach er leise, „daß ich Dich nicht glücklich gemacht —"

„Jetzt bin ich's," schluchzte sie auf und warf sich an seine Brust, „o Gregor, ich hab' Dich immer lieb gehabt — ich hab' nichts gewollt, als dich mit Gott versöhnen — die ewige Verdammniß von Deiner Seele nehmen — und darum haben wir uns nicht freuen dürfen — in diesem Leben nicht — o mir ist als wüßt' ich schon jetzt, was ewige Glückseligkeit ist."

Und sie küßte ihn, küßte ihn wieder und wiederum benetzte sein Gesicht mit ihren Thränen, und er wußte nun, Glück war etwas Anderes, als was er bisher darunter verstanden.

„Genug," sprach er, sich mit Gewalt zusammenraffend, „die Dinge gelingen nicht, wenn man mit zager Seele an's Werk geht."

Er schritt hinaus, und sie riß das Kind an sich und folgte ihm. Die Sonne war eben aufgegangen und spiegelte sich in den Fenstern des

Galgenhofes und warf ihren Widerschein über den Scheitel des blassen Weibes, das unter der Thüre stand.

Gregor war aufrechten Hauptes davongeschritten, nun schaute er sich zum letzten Male um — und er glaubte nie etwas Schöneres gesehen zu haben, als wie sie so dastand, sonnenbeschienen, mit der Rechten verheißend nach oben deutend.

„Wie ein Heiligenbild," sprach er vor sich hin, und es fiel ihm ein, daß er damals dieselben Worte vor sich hingemurmelt, als das Kind ihm vom Galgen aus sein „Behüt' Gott" nachgerufen und „verlauf Dich nicht."

Und diesmal verlief er sich nicht.

VIII.

Der Amtmann von Triberg hatte über zwei Stunden Marzella gegenüber, in der Wandstube gesessen, und die Bestätigung ihrer Unschuld und wunderbaren Rettung durch ihren Mund erfahren. Er überbrachte ihr die Nachricht, daß Gregor sich nach dem vollen Geständniß seiner Schuld die Pulsadern aufgeschnitten, sterbend seinen Sohn als Erben genannt und ihm, dem Amtmann, die Bitte an's Herz gelegt, Marzella aufzusuchen.

Das junge Weib wurde noch um einen Schatten bleicher bei dieser Nachricht, sprach aber dann mit ruhiger Fassung ohne dabei das Flechtwerk aus den Händen zu legen.

„Daß er hinter die Friedhofsmauer zu liegen kommt, und die Leut' ihn als Selbstmörder verdammen, dagegen kann ich nichts; ich weiß doch, daß Gott seine Seele aufgenommen, denn er kennt die Arbeit, die er gethan, und was es ihn gekostet, vom Leben zu lassen. Aber ich hab' mich nicht zu seinem Gewissen aufgeworfen, damit sein Bekennen mich weiß waschen soll; das hab' ich mir geschworen, ich bleib' im Dunkel und für die Leut' begraben. Wenn man so sitzt und flechtet, wird einem Vieles klar, und ich hab' mir gesagt, das ist mir's Gericht zum wenigsten schuldig, daß es mir den Willen laßt. Ich geh' mit der Mutter in der Nacht fort, und dann soll sie mit mir zurückkommen und sagen, ich sei des Gregors Liebste, die er in der Fremde draußen gehabt; wer Dinge erlebt wie ich, den kann nichts mehr anfechten auf der Welt —"

„Haltet, liebe Frau," unterbrach sie der Amtmann, „so geht's doch nicht, „das Gericht kann unmöglich die Schuld auf Euch sitzen lassen, ihm ist die Wahrheit Pflicht —"

Marzella besann sich, dann meinte sie: „Wenn's nicht anders geht, so mag's drum sein und meine Unschuld an den Tag kommen, aber es wär' nicht auszuhalten, wüßten die Bauern, daß ich am Leben bin, und d'rum verlang' ich, laßt mich gestorben. Die Herren vom Gericht sollen sich nur in die Lage versetzen; es ist eine Lüg', aber die Wahrheit brächt' mich von Neuem an den Galgen, von dem ich nimmer los käm', daheim nicht, und in der Fremd' nicht. Wen's gräut, daß die Sach' so nicht in

der Ordnung ist, dem sag' ich, es war auch nicht in der Ordnung, eine Unschuldige zu hängen; den Fleck können mir die Herrn vom Gericht nicht aus dem Leben löschen, und wenn sie die Sach' noch so breit schlagen; sie sollen denken: hier hat der Herrgott Ordnung gemacht und dran lernen, wie er langsam geht und nicht gleich aufknüpft. Das ist so meine Meinung, sie sollen sich's überlegen."

Sie überlegten sich's und brachten Marzellas Unschuld zu Tag, ohne ihrer als einer Lebenden zu erwähnen.

Sie selber führte ihr altes Dasein auf dem Galgenhof weiter; die Bauern hielten sie ihrer weißen Gesichtsfarbe wegen und weil sie nie zur Kirche ging, für krank; über ihre Vergangenheit zuckten sie die Achseln.

Die alte Monika dagegen war eine um so eifrigere Kirchengängerin geworden, und wenn der kleine Benedikt vor ihr stand und sie, die Hände über seinem Haupt gefaltet, zum Altar aufblickte, sah ihr scharfes, faltenreiches, abgeschafftes Gesicht vor lauter Dankbarkeit, Demuth und Gottvertrauen wie ein selig verklärtes aus.

Draußen aber vor der Kirche ließ sie es sich angelegen sein, die Unzugänglichkeit Marzellas durch besondere Liebenswürdigkeit gut zu machen; indem sie, den störrischen Benedikt nach sich ziehend, über alle Todesfälle heulte und jede Geburt und Hochzeit, die ihr verkündet wurde, mit lautem Freudengeschrei begrüßte. Hierauf dichtete sie Benedikts Mutter mit jedem Sonntag, den Gott werden ließ, ein neues Uebel an, damit's die Leute ja begriffen, warum sie nicht in die Kirche kam.

Marzella wußte nichts von den Anstrengungen ihrer Schwiegermutter; sie hatte sich der Menschen entwöhnt und brachte es nicht über sich, unter sie zu treten; denn wenn sie nur vom Stubenfenster aus einige beisammen stehen sah, gleich tönte ihr jenes gewisse dumpfe Summen in den Ohren und raubte ihr den Athem.

„Ich gehör' nicht mehr zu ihnen," sagte sie sich, „ich hab' genug — ich hab' mein Kind —"

Als jedoch Benedikt groß genug war, die paar Kühe zur Weide auf den Galgenhügel zu treiben, gewann er sich eine neue Freundin, über die er die ernste Mutter und die alte Großmutter ein wenig vernachlässigte. Jenseits des Hügels nämlich, ein gutes Stück von ihm entfernt, sah er zuweilen eine kleine Gestalt mit goldig glänzendem Haar auf der Wiese auftauchen, wie sie sich ernstlich mit ein Paar Ziegen herumstritt, die immer dem Galgenhügel zustrebten, als schmecke das Futter dort besser.

Die kleine Hirtin war des Bastels Kind, der eine reiche Frau genommen, die ihm früh gestorben war.

Es währte nicht lang, saßen die Kinder behaglich an einen der Galgenpfeiler gelehnt, von wo sich's so hübsch in's Weite schauen ließ, und der Wind spielte in den Haaren der einander zugeneigten Köpfchen, und sie hatten's gar wichtig.

„Du, wir backen aber helleres Brot als ihr," sagte das Mädchen und schlug mit dem Gertlein auf die rosigen Zehspitzen und lachte dabei so laut und lustig, daß es eine Freude war. Benedikt schaute sie erst verwundert an, dann, wie angesteckt, lachte er mit und nun trieben sie das Geschäft mit einander und konnten kaum zu sich kommen und fanden es so schön, daß sie alle Tage von vorn damit anfingen. Und sie hatten immer etwas zu schaffen, zu planen, zu unternehmen; er mußte mit einer Hacke das Erdreich lockern rings um die steinernen Pfeiler, und Waldburg setzte die Ableger hinein, die sie aus ihres Vaters Garten im Schürzchen heraufgetragen. Dann als sie müde von der Arbeit, mit hochrothen Gesichtchen einander gegenüber standen, erfaßte sie plötzlich, sie wußten selbst nicht warum, eine so unbeschreibliche Freude über ihre That, daß sie einander bei den Händchen faßten und die unheimlich zum Himmel ragenden Posten laut singend umtanzten.

Das Gesäete aber sproßte auf und allerlei wild durcheinander ragende Ranken von Epheu, Jasmin und wilden Rosen legten sich mit jedem Jahr dichter und enger um die Pfeiler von Stein mit ihrer traurigen Geschichte. Die Kinder aber wuchsen auch, und ihren Herzen genügten nicht länger die kindischen Spiele.

Die Bäuerin hatte es kommen sehen und nahm sich vor, in aller Stille abzuwarten, was des Eckbauern Beschluß 'sein würde. Das verzweifelte Beginnen des Sohnes, der wie der Vater, gleich mit dem Kopf durch die Wand wollte, brachte ihren Entschluß zur Reife.

Ich hätt' nicht sollen das Leben so hinter mir abschneiden, sprach sie flechtend, mit lautlosen Schritten über den Strohboden ihrer Stube schreitend, „nun steht er auch allein, und die Bauern wollen nichts mit ihm zu thun haben, wie mit mir — kommt er aber in den Eckhof ist alles gut."

„Gelt, ich soll reden?" flüsterte sie, den Blick auf die Dornenkrone über ihrem Bett richtend, als kröne sie in ihren Augen ein Haupt, das ihr allezeit gegenwärtig war, „Du weißt, ich hätt's nimmermehr für mich gethan." —

IX.

Es war Sonntag; Bastel saß in Hemdsärmeln am Fenster der großen untern Stube des Eckhofes, dessen er sich vor Zeiten bemächtigt, da niemand da war, der ihn gehindert hätte, die Hinterlassenschaft der hingerichteten Marzella an sich zu bringen.

Bastel hatte die Tochter in Begleitung des Gesindes nach St. Georgen geschickt wo sie mit der Baj' auf den Tanzboden gehen sollte. Er hatte ihr befohlen: Es wird getanzt, und alle Sonntag wird jetzt getanzt — und vom Benedikt ist nicht mehr die Rede.

Nun war er zufrieden, rauchte und spuckte und trommelte dazu mit den Fingern auf dem Fenstergesimse.

Ja, wer ist denn die, fragte er sich plötzlich, den Kopf ein wenig vorbeugend, um besser ausschauen zu können, Wetter und Hagel, das ist ja die Galgenbäuerin — ein Staatsweibsbild, bei Gott, hab sie noch nie so in ihrer ganzen Größ' gesehen, — hilft nix, hilft nix, werd' ihr halt gerad' heimleuchten wie dem Bub auch: aber warum sie nur den weiten Weg unten nimmt und nicht über den Galgen kommt — merkwürdige Leut', das, merkwürdige —

Es klopfte und Marzella stand auf der Schwelle; der schwarze faltige Rock mit dem Sammtbesatz, unter dem die rothen Strümpfe hervorsahen, nahm die ganze Breite der Thür ein, sie trug die kurze schwarze Jacke mit den bauschigen Aermeln bis an den Hals geschlossen, den keine Kette zierte; in dem blassen, noch völlig faltenlosen Gesicht, das schneeweißes Haar umrahmte, rührten sich nur die Nasenflügel in leisem, kaum bemerkbarem Zittern.

„Grüß' Gott," sagte der Eckbauer, sich schwerfällig erhebend, und die Pfeife aus dem Munde nehmend.

Marzella nickte, ihn kaum mit dem Blick streifend, denn ihre Augen irrten hastig durch die Stube, in der sie groß geworden, und es überkam sie ein Gefühl der Rührung, wie sie es lange nicht gekannt. „Ja, habt Ihr's denn auf den Thürpfosten abgesehen, Galgenbäuerin?" fragte der Eckbauer, dem die Zeit lang wurde.

Nun trat sie herein, legte die Hand auf seinen Arm und und schaute ihn durchdringend an:

„Ihr solltet mich schon einmal gesehen haben, Bastel, besinnt Euch?"

Er rückte das Käppchen in den Nacken, und seine Augen suchten und suchten — Ja freilich — freilich — Herrgott die Stimm' und 's Aug' — und alles — aber wo?

„Nun, nicht weit von hier — aber erschreckt nicht — ich bin die Marzella" —

„Und da soll man nicht erschrecken" — schrie der Bauer und wäre gern davongelaufen, wenn ihn die Kniee getragen hätten.

Die Bäuerin weidete sich einen Augenblick an seiner Angst, und es fuhr ihr wie ein Triumphgefühl durch die Seele: so wie der, wär' der Gregor vor keinem Menschen gestanden. —

Dann nahm sie einen Stuhl — der Eckbauer war ganz ohne sein Zuthun, mit ausgestreckten Beinen auf die Fensterbank gesunken.

„Der Galgenbauer," begann sie, ohne lang zu warten bis der Mann vor ihr wieder bei Athem war, „der Galgenbauer hat mich an dem schrecklichen Tag, wo die Gewitter rings um einschlugen, und die Nebel wie graue Tücher über die Erde sanken, vom Strang geschnitten; ich hab' in seinem Haus verborgen gelebt; aber es hat ihm keine Ruh' gelassen und

er hat sich nach zwei halb Jahren dem Gericht gestellt — da er's gewesen, der im Jähzorn den Stiefvater umgebracht — weil dieser ihn gehöhnt als er um mich freite, und ihm die Worte gesagt: „er sollt zu allerletzt auf den Eckhof sitzen." — Ganz dasselbe habt ihr meinem Benedikt gesagt, und darum bin ich gekommen. Ich hätt' nicht für mich gesprochen. ich brauch' die Menschen nicht und bin eins geworden mit meinem Geschick, aber nun ist der Schatten davon auch auf den Sohn gefallen, und dem möcht' ich abhelfen. Meine Unschuld ist. wie Ihr wohl wißt, an den Tag gekommen, und Ihr könnt's beim Amtmann in Triberg hören, daß es auf meine Bitt' verschwiegen worden ist, daß ich am Leben blieb. Und nun, Bastel, sagt Ihr noch die gleichen Wort, die so viel Elend über uns alle gebracht, wenn ich Euch bitt', dem Benedikt Euer Kind zu geben?"

Dem Eckbauern war die Pfeife längst ausgegangen, aber er war zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Frau vor ihm von Fleisch und Blut und kein Geist war. Damit erwachte auch sein Bauernwitz und er war fest entschlossen, sich nicht so leicht in's Bockshorn jagen zu lassen.

„Mir graust's", meinte er, und Ihr müßt eingestehen, daß es jeden Christenmenschen grausen thät vor solchen Eltern — obgleich ich Euch gern gefällig wär, Marzella —"

Sie schüttelte das Haupt: „Biegt nicht aus — Ihr hättet's jetzt in der Hand, Bastel, ein schweres Unrecht, das an mir begangen ist, mit einer guten That zu sühnen; habt Ihr keine Bedauerniß für ein so grenzenloses Elend, wie das meine war — könnt's Euch nicht locken, eine heilende Hand auf meine Wunde zu legen?"

„Hm, hm," brummte er, „ich seh' nicht recht ein, warum gerad' ich das soll —"

„Nun, weil's auch ein wenig Euer Vortheil wär'," sprach sie und erhob sich, „auf die Weis' käm' der Benedikt dann ohne Aufsehen auf seinen Hof, denn Ihr könnt Euch doch denken, Bastel, daß das Gericht mir gleich beistehen wird, zu meinem Recht zu kommen, wo sich's so schwer an mir versündigt —"

Da wurde der Eckbauer, der bisher roth gewesen, plötzlich blaß.

„Eigentlich, eigentlich habt Ihr recht, Galgenbäuerin," stotterte er, es wird so am besten sein, man giebt die Kinder ohne viel Aufsehens zusammen, denn —" suchte er seine Hast zu beschönigen, „was dem Ding den Ausschlag giebt, Ihr seid einmal meine Herzliebste gewesen, und das vergißt sich nicht so leicht, und darum also wird's am besten sein, man laßt die alten Geschichten ruhen —"

„Ich verlang's nicht anders," sprach sie, und ein unendlicher Hohn kräuselte ihre Lippen.

Der Bastel war nun ganz Beflissenheit und Eifer: „Ich geh' mit hinüber," schwatzte er, „wir holen ihn gleich her — 's wird nicht lang

bauern, kommt's Mädel heim — nun ja, die wird schauen — das giebt einen Spaß. —"

Er steckte seine Pfeife an und schritt der Galgenbäuerin voraus, aber er nahm den Weg über den Hügel, und sie erschrak, ließ es sich aber nicht merken, obwohl ihr das Herz heftig zu schlagen begann, bei dem Gedanken, daß Bastels Augen auf ihr ruhten, und er ihre Schwäche gewahren könne. Indeß wie sie höher kam, und die Blicke, wie um sich zu gewöhnen, auf die beiden gefürchteten Zeugen ihres jammervollen Unglücks heftete, wurde ihr mit eins gar seltsam zu Muthe. Um die hohen Steinpfeiler wanden sich dichte Ranken von Blättern und Blüthen; Vögel nisteten in denselben und sangen und zwitscherten so laut, daß das dumpfe Gesumse, welches in Marzella's Seele aufsteigen wollte, davon übertönt, in die Flucht geschlagen wurde. Und die Galgenbäuerin trat festen Schrittes, wie um zu versuchen, ob der böse Zauber wirklich gewichen, zwischen die beiden hohen blumenumsponnenen Galgenpfeiler.

„Ja, die Kinder," murmelte sie, und ein wehmüthiges Lächeln umspielte ihren herben Mund, „die haben's gut gemacht" -- dann suchte ihr Blick die Landstraße, auf der Gregor einst dahin geschritten und ein letztes Mal zurückgeschaut.

Dem Bastel aber flog beim Anblick der so lang und unverwandt in's Weite Blickenden etwas wie eine Ahnung durch das Hirn, daß mancher, der nicht am Galgen gehangen, diesem Weibe nicht das Wasser bot. Und also sprach er neben seiner Pfeife hervor, die Hände in den Taschen, im Tone aufrichtiger Betrübniß:

„Es hätt' vieles anders kommen müssen."

Da kehrte Marzella in die Gegenwart zurück, sah ihn von oben bis unten an und sprach:

„Es war gut so."





Siena.

Von

Marie Simon.

— Breslau. —

„Ich sah Dich hell geschmückt vom jungen Lenz
Du höchst gethürmte von Toscanas Städten
Die einstige Nebenbuhlerin von Florenz.
Der Wettstreit ruht, Du bist zurückgetreten.
Dein Ruhmesrecht nur der Forscher kennt's,
Und Deiner freu'n sich Künstler und Poeten."

So besingt Paul Heyse Siena in seinen „Versen aus Italien"; und seine Worte sind wahr und vielsagend.

Kein für Schönheit der Natur und Kunst empfängliches Auge, kein für historische Erinnerungen begeisterter Sinn wird sich dem Zauber entziehen können, welchen der Anblick der hochgethürmten Stadt Siena inmitten des Gartens von Toscana, oder noch mehr ein Gang durch ihre mittelalterlichen Straßen mit so vielen herrlichen Monumenten der Baukunst hervorruft. Siena könnte man nicht mit Unrecht das italienische Nürnberg nennen — Bauten, Umgebung, ich möchte sagen die Decoration der Scene ist dieselbe geblieben, nur die Personen haben gewechselt. Vieles von den alten Gebräuchen ist noch erhalten. Obwohl eine Stadt von 50,000 Einwohnern sieht man doch in Siena weder Pferdebahn, noch Omnibus, weder Droschken, noch Velocipede, denn die Straßen laufen fast durchgängig bergauf, bergab und schon wegen der Enge derselben ist der Verkehr von Fuhrwerken fast ausgeschlossen. Ganz ausnahmsweise sieht man hie und da eine Staatsequipage fahren, denn die Vornehmen Italiens verschmähen es bekanntlich zu Fuß zu gehen.

Wo so viele herrliche Paläste und Bauten aus alter Zeit uns als Zeugen einer bedeutungsvollen Vergangenheit umgeben, da drängt sich auch dem Laien die Frage auf nach dem Ursprung und der Geschichte, und Zweck dieser Zeilen ist es, flüchtige Bilder der Vergangenheit und der Gegenwart Sienas zu zeichnen. Heyses Worte „einstige Nebenbuhlin von Florenz" sind ebenso wörtlich zu nehmen, wie die „Höchstgethürmte."

Denn, wenn auch nie zur politischen Macht der Florentinischen Republik emporsteigend, nahm Siena doch bereits seit Mitte des 12. Jahrhunderts eine bedeutende Stellung unter den mittelitalienischen Republiken ein. Im Gegensatz zu Florenz, wo die Guelfenpartei herrschte und siegte, bekannten die Sienesen sich von je zur Partei der Ghibellinen, ein Umstand, der allein schon gegen ein friedliches Zusammengehen der Nachbarstädte sprechen mußte. Den ersten Anlaß zu dem zwischen den Rivalinnen ausbrechenden Bürgerkriege gab, schon ehe Siena sich als Republik organisirt hatte, die Thatsache, daß im Jahre 1082 der deutsche Kaiser Heinrich IV. von den Sienesen seinem Feinde Gregor VII. gegenüber beschützt wurde.

Da aber hier nicht unsere Absicht sein kann, ein umfassendes Bild der geschichtlichen Entwickelung von Siena zu geben, um so weniger als ihre bleibende Bedeutung bis auf die heutige Zeit weniger in ihrem politischen als in ihrem künstlerischen Emporblühen liegt, so dürfen wir in diesem eng bemessenen Raume (um mit Carlysle zu reden) nur einige historische Meilenzeiger aus der toskanischen resp. sienischen Geschichte hervorheben. Mit der ghibellinischen Gesinnung Sienas, wie sie sich z. B. in der vorhererwähnten energischen Parteinahme für den unglücklichen Heinrich IV. zeigte, soll nicht gesagt sein, daß die Stadt sich der Tyrannei und Gewalt der deutschen Kaiser gefügt hätte. Dies erfuhren Barbarossa und sein Sohn Heinrich VI. im Jahre 1186 denn als Ersterer über die Alpen nach Toskana hinabstieg, die freien Städte mit Untergang bedrohend, hatte Siena allein den Muth, dem Belagerer Heinrich die Thore zu schließen, und ihn und sein Heer bei einem blutigen Ausfall am 30. Mai in die Flucht zu schlagen. Beinahe ein Jahrhundert später, am 4. September 1260, lieferten sich Guelfen und Ghibellinen die mörderische Schlacht bei Montaperto, wenige Kilometer vor Siena; die zunächst mit völliger Niederlage der Ersteren, somit auch der Florentiner Bürgerschaft endigte. Doch nicht lange erfreute sich der Ghibellinismus dieses Sieges; der Stern der Guelfen begann wiederum zu steigen, als Karl von Anjou, vom Papst Urban IV. zu Hülfe gerufen, den Ghibellinen eine tödtliche Niederlage bei Benevent beibrachte, und 1268 nach der Schlacht von Tagliacozzo den letzten Hohenstaufen hinrichten ließ. Ein Schrei der Entrüstung erhob sich, wie allenthalben, so auch in Siena über diesen Act der Barbarei; der Parteikampf entbrannte nun erst recht auf's Erbitterte; zumal Siena, seit es zu neuem politischen und commerciellen Leben erwacht war, mehr als jede andere italienische Stadt von inneren Streitigkeiten und Wettkämpfen der tonangebenden Adelsfamilien, wie die Malavolti, die Piccolomini, die Tolomei, Salimbini u. A. m. mit dem Municipium zerrissen wurde. Seit die Guelfen am Ruder waren, verlegte ein großer Theil der ghibellinisch gesinnten Geschlechter ihren Wohnsitz nach dem benachbarten Arrezzo. Inzwischen war in Siena die Volkspartei der Noreschi zur Regierung gelangt, aus deren Mitte eine Anzahl bedeutender Männer hervorging. Unter diesen that sich besonders hervor Pandolpho Petrucci, der sich nicht allein um das Gedeihen der Republik, sondern auch durch Förderung von Künsten und Wissenschaften in seiner Vaterstadt verdient machte. Und wiederum vergeht ein Jahrhundert, bis Siena auf's Neue von der Gewaltherrschaft deutscher Imperatoren betroffen wird. Karl IV. mit den Salimbeni, einem der Adelsgeschlechter im Bunde, belagert die Stadt 1369; muß aber noch blutigem Gefecht weichen.

Aehnliche Leiden wie Florenz und Rom hatte Siena im 16. Jahrhundert (1527) zu erdulden, bei der Vertheidigung gegen die sie bedrohenden Heere Clemens VII., wo vor porta camolica ein furchtbares Blutbad stattfand. Zwar wurde Clemens' Heer, geschlagen, doch hatte der blutige Sieg die traurige Folge für die Stadt, daß Clemens um sie zu schwächen, auf's neue Parteihader und Zwist unter der Bürgerschaft entzündet hatte. Schreckliche Leiden hatte die unglückliche Stadt noch durch eine 80 tägige Belagerung Karls V. auszustehen, bei welcher Hunger, Pest und Elend aller Art unsäglich hausten. Aber erst am 17. April 1555 fiel Siena und verödete auf lange Zeit, denn 100 der besten Familien hatten längst die Verbannung der Sklaverei vorgezogen. Von 140 000 Bewohnern, war es seit 1550 auf 6000 gesunken und hat sich seitdem nie mehr zur vorherigen Blüthe erhoben. —

Doch von dieser Blüthe zu reden ist nun an der Zeit; ist doch Siena vornehmlich mit anderen Städten im Bunde, vertreten in jener großen geistigen Bewegung Italiens, welche, vom späten Mittelalter an, von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr und mehr sich zu verbreiten und dem übrigen Europa das Licht der Civilisation mitzutheilen begann — die Renaissance. Die Namen eines Eneo Piccolomini (späterem Papst Pius II.) eines Giacomo della Quercia und Cozarelli (beide Bildhauer), der Brüder Lorenzello Baldassari Peruzzi, Sodomas und unzähliger anderer berühmter Künstler sind auf's engste mit dieser Kunstepoche Italiens verknüpft.

Uebrigens wäre es für die Sienesen beleidigend, wollten wir an dieser Stelle nicht der heiligen Katarina gedenken; die zu Siena geboren, 1460 von Pius II. zur Heiligen erhoben war, und der Sodoma in seinen berühmten Fresken aus ihrem Leben in der Kirche San Domenico ein hohes künstlerisches Denkmal setzte. Für uns Deutsche erweckt die reizende Umgegend eine trübe Erinnerung an Heinrich VII. von Luxemburg, der im Kloster Buonconvento, wenig Meilen südwärts von Siena durch Sacramentswein vergiftet, umkam.

Der Fremde, welcher glaubt, Siena in zwei Tagen „abmachen" zu können, thut Unrecht, weil sowohl die zahllosen Bau- und Kunstdenkmäler, die schöne Umgegend und die liebenswürdigen Bewohner eines längeren Besuches werth sind. Die Stadt erhebt sich auf drei Hügeln in Form eines Sternes, von deren Warte der Blick sich weithin erstreckt über ein wahres Meer von auf- und abwogenden bläulichen Hügelreihen, wo Olivenwälder und Getreidefelder mit Rebengeländen und anmuthigen Landhäusern mit einander abwechseln. Freilich sucht man hier vergeblich die sogenannte klassische Landschaft, man wird mehr an süddeutsche Gegenden erinnert. Das Klima gilt für sehr gesund, und an kühlen Sommern stationiren hier viel Fremde, zumal die Lebensmittel gut und außerordentlich wohlfeil sind. Siena wimmelt namentlich von Architekten und Malern, für die es eine wahre Fundgrube sein soll.

Was Herm. Allmers von Rom sagt: „Palast steigt an Palast empor" läßt sich hier noch mit größerem Rechte sagen, denn unglaublich groß ist für die verhältnißmäßig geringe räumliche Ausdehnung und für die Einwohnerschaft der Stadt (50 000) die Zahl ihrer öffentlichen Gebäude.

Von den über 150 Palästen sind besonders hervorzuheben der im reinsten Styl italienischer Gotik erbaute palazzo Buonsignore, sowie palazzo Piccolomini, letzterer an den trotzig kühnen Bau des palazzo Strozzi zu Florenz erinnernd, Palazzo Salimbeni ein heiterer Bau der Hochrenaissance. Im Gegensatz zu diesem wiederum der Palast der Tolomei, ein steinerner imposanter Bau der älteren Gotik angehörend, schon 1205 erbaut, erhebt sich in majestätisch isolirter Vornehmheit einen der engen Plätze frontirend, und giebt ein streng mittelalterlicher Koloß der Architektur, beredtes Zeugniß der Feudalgewalt, welche vor 600 Jahren die Patricierfamilien der Städte besaßen. Viele der Paläste werden von den noch lebenden Nachkommen der alten Geschlechter bewohnt oder von alten Castellanen bewacht, zu Miethskasernen nie herabgewürdigt. Doch dienen einige zu wohlthätigen oder öffentlichen Zwecken.

Nächst dem Dom und dem Geburtshaus der heiligen Katarina betrachten die Sienesen als ihre Hauptsehenswürdigkeit die piazza del Campo; die allerdings für sie die ehrwürdigsten Erinnerungen an vergangene Größe und Leiden wachruft, an Volksversammlungen, Bürgerfehden, an fast alle geschichtlichen Daten der Stadt. Dieser Platz ist das Centrum, der Hauptnerv der Stadt, in den alle Hauptstraßen einmünden. Seine originelle Bauart zeichnet ihn vor allen ähnlichen Plätzen Italiens aus, und der erste und bleibende Eindruck ist jedenfalls ein frappirender. Man denke sich eine umgekehrte Riesenmuschel von 400 m Umfang, deren 10 innere steinerne Hohlkehlen, welche vom Centrum des Halbkreises ausgehend, nach der höher gelegenen Peripherie desselben auslaufen, so gewinnt man, unten stehend, gleichsam das Bild der ungeheuren Innenfläche einer Arena, deren Mitte mit einem wahren Juwel der Bildhauerkunst geziert ist, der fonte gaia, einem köstlichen Brunnen von Marmorlöwen bewacht, umgeben von einer weiten Marmorestrade, an welcher in erhabener Arbeit die sieben Schöpfungstage dargestellt sind. Ruhesitze und schattige Bäume laden hier zu beschaulichem Dämmern ein, und gern giebt man sich mit vollster Muße der Betrachtung dieses einzigen Platzes hin, der schon vor mehr als einem halben Jahrtausend ungefähr so wie heute ausgesehen hat. Vor uns, auf der Langseite des Platzes — das übrige liegt im großen Halbkreise — erhebt sich das uralte Rathhaus (palazzo communale), ein mächtiger Ziegelbau, der schon im 12. Jahrhundert begonnen war. Ihm gleichsam als Porta dienend eine kostbar geschmückte offene kleine Kapelle, Allen nur zu wohl bekannt, denn

sie errichteten im schrecklichen Pestjahre 1348 die Ueberlebenden als weithin sichtbares memento mori. Wer Zeit hat, der besuche die zahlreichen Säle des noch heut vom Municipium der Stadt benutzten Gebäudes, die eine würdige Kunstsammlung Sienas bergend die Ergänzung der Kunstakademie bilden, und viele Schätze toskanischer Malerei enthalten. Wir begnügen uns zunächst mit einem Gang durch die alten Höfe und Hallen, die reich an monumentalem Schmuck und historischen Erinnerungen sind mit ihren Statuen, alten Brunnen, Basreliefs, Fresken u. s. w. und kehren wieder zurück auf die unvergleichlich schöne piazza del campo. Die schon erwähnte halbkreisförmige Seite desselben kehrt dem palazzo communale ihre von alten und neueren Palästen geschmückte Façade zu, neben denen ein paar ebenfalls alte aber einfache hohe Patricierhäuser mit ihren Erkern und Thürmchen sich malerisch genug ausnehmen. Ich wüßte diesem herrlichen Platz in der That nichts an die Seite zu stellen, und stimmte schließlich selbst in das mir anfänglich übertrieben erscheinende splenddissimo und stupendissimo meines jungen Führers, eines baccalaureus der Siener Universität mit ein — genau genommen darf man von unvergleichlich schönen Dingen superlativisch reden. Und doch drängt sich auch hier ein naheliegender Vergleich auf, mit dem palazzo vecchio nämlich zu Florenz; wie bei diesem, so steigt auch hier der riesige Thurm des palazzo communale zu schlanker Höhe hinauf, imposant und doch graziös mit keckem Haupte alle anderen Gebäude und Thürme der Stadt dominirend.

Gar mannigfach sind die architectonisch so interessanten Bilder, welche den die Straßen der Stadt Durchwandernden fesseln. Hier eine offene loggia mit Statuen geschmückt, jetzt als Börse dienend, dort zwischen engen Gäßchen, die steil abwärts führen, ein überraschender Blick auf die piazza herunter, oder durch ein offenes Portal die Aussicht auf einen der schönen alten Palasthöfe; es giebt Schritt für Schritt irgend ein malerisches Motiv; aber auch viel zu steigen auf der hügelragenden Stadt, so auch auf dem Weg zu dem weltberühmten Dom, dem höchst gelegenen Bauwerk. Wie erfreut es Herz und Auge, an dies herrliche Monument zu treten, und es so frei vor sich zu haben, so mit einem Blick erfassen zu können! Denn nicht wie bei so vielen der schönsten Kirchen Italien's, wie z. B. Maria sopra Minerva zu Rom, Maria Novella zu Florenz oder gar San Petronio zu Bologna, deren Außenseiten entweder unansehnlich sind, oder die so stehen, daß man nur einen Theil derselben übersehen kann — im Gegensatz dazu läßt bei dem Dom von Siena das Aeußere sofort ahnen, was das Innere sein werde. Frei und nach allen Seiten sichtbar erhebt sich der herrliche gothische Bau, einer der schönsten Italiens. Etwas wohlthuenderes von Harmonie kann nicht gedacht werden; die Strebepfeiler nur mäßig vortretend, laufen oben nicht in Thürmchen, sondern in Statuen aus; der schwarze Marmor, nur in seltenen Schichten den weißen unterbrechend, übertönt nicht die zarten Gliederungen, so daß das Kranzgesims zu voller Wirkung kommt. Die dreispitzige Façade (das Modell dazu schuf Giovanni Pisano), macht mit ihren prächtigen Mosaikbildern und der kräftigen Marmorbekleidung durchaus den Eindruck heiterer Pracht. Dem Aeußern entsprechend sind auch die Pfeiler des dreischiffigen kolossalen Innern; aufstrebend runde Schäfte mit durchweg weiß und schwarzer Marmorbekleidung, ebenso wie auch das an der Decke fortlaufende Gesims; darunter als Consolen die Köpfe sämmtlicher Päpste. Und nun vom Einzelnen zu reden, von der köstlichen Marmorkanzel Niccolò da Pisanos, von den reichen Votivkapellen, den prachtvoll geschnitzten Chorstühlen, der anstoßenden höchst werthvollen und künstlerisch ausgebauten Bibliothek — von all' diesem Detail zu reden, verbietet der Raum, und liest sich umfänglicher in jeder Kunstgeschichte. Ein weiter freier Platz umgiebt den Dom von drei Seiten, von der Schmalseite führt eine breite Treppe hinunter in die Stadt, während die Hauptfaçade gegenüber längs des großartigen Hospitals, einem ehemaligen Kloster, eine breite steinerne Bank läuft, von der aus man in aller Bequemlichkeit die ganze Majestät des schönen Baues voll auf sich wirken lassen kann.

Durch die Hauptstraße wieder zur Piazza zurückkehrend trifft man auf beiden in der Abendkühle ein Gewühl fröhlicher Menschen, die plaudernd, schlendernd und rauchend

ihr Mußestunden im Freien feiern wollen, denn Kaffeegärten oder Restaurants im Freien giebt es kaum in Italien, und die Parkanlagen vor der Stadt sind hübsch aber langweilig nach internationalem Zuschnitt. Hier wie dort sieht man unter den Frauen und Mädchen wunderhübsche Gestalten, denen die allgemein üblichen riesigen Florentiner Hüte gut zu den zierlichen Köpfen stehen; eine Mode die von der vornehmen Dame bis zum einfachsten Landmädchen mitgemacht wird. Ein Hauptgenuß bei diesem abendlichen Auf- und Ab-Flaniren bildet die gelata (Gefrorenes), die man allenthalben bequem stehend verzehren kann, und von welcher ein großes Glas 10 Pf. kostet; noch beliebter sind bei der Hitze Kalteschalen von Wermuth und Eiswasser.

Sehr amüsant ist auch des Morgens ein Gang nach dem mercato vecchio, welches Vergnügen wir oft genossen; denselben nimmt eine riesige, gedeckte, wie ein Pilz ausschauende Markthalle ein, unter welcher Metzger, Bäcker und Victualienhändler ihre Waaren feil bieten. Im weiten Kreise um sie her Geflügelleute und Gemüsehändlerinnen! Groß war die Auslese an Artischocken, Tomaten und Riesenkirschen, und einen überaus freundlichen Anblick gewährten die nett und zierlich geputzten Verkäuferinnen; letztere in der Landestracht mit schwarzen Miedern und den unvermeidlichen großen Hüten. Unter ihnen sind auch viel Modelle, und manch' jungen Maler sah ich Umschau halten unter der hübschen Mädchenschaar.

Die Sienesen sind ein lustiges, gastliches Völkchen, man kommt dem Fremden freundlich, ohne Berechnung entgegen, läßt sich gern von ihm erzählen; man lebt billig und wird nicht, wie an den mehr „abgegrasten" Städten der Halbinsel systematisch ausgeplündert oder betrogen. Im Ganzen trägt Siena heute den friedlichen Charakter einer gemüthlichen kleinen Universitätsstadt, durch nichts an die einstigen blutig-kriegerischen Verhältnisse erinnernd. An der Universität sind nur die Facultäten Jurisprudenz und Medicin vertreten. An öffentlichen Bibliotheken auch für Damen besitzt die Stadt mehrere außerordentlich reiche, in deren weiten kühlen, sehr schön ausgestatteten Räumen man die heißen Mittagsstunden angenehm hinbringt. Wer irgend kann, sollte eines der im August stattfindenden großen Volksfeste auf der Piazza del campo nicht versäumen. Das sind die Wettrennen, zu denen aus der ganzen Umgegend die Landleute in ihren hübschen Costümen herbeieilen; die Arena des Platzes eignet sich vorzüglich zu diesen Wettläufen, bei denen die schönsten Mädchen Preise an die Sieger vertheilen, und wo Festzüge in mittelalterlicher Tracht einen wirklich glänzenden Eindruck machen. Die ganze Stadt nimmt an diesem Feste theil, sei es mitwirkend oder zuschauend. Musik und Fröhlichkeit belebt den sonst so ernsten alten Platz, und des Abends beschließt großer Tanz in einem der großen Säle die Zahl der Festfreuden — für die Wohlhabenden. Das Volk tanzt draußen auf dem Platz und erfreut sich nach echt italienischem Geschmack am Feuerwerk, und probirt an den Würfelbuden sein Glück. Bei dieser Gelegenheit ist es erfreulich, die feinen Sitten der toskanischen Bevölkerung zu beobachten; durchweg herrscht ungezwungener aber anständiger Ton, und die würzigen Weine des Landes erheitern, ohne Trunkenheit zu erwecken.

Das wäre so ein Bild aus sommerlichen Tagen; im Winter mag Siena weniger einladend sein, des rauhen Klimas wegen. Aber von der großen Heerstraße abgelegen, im Herzen Toscanas, mit allen Reizen der Kunst ausgeschmückt, dürfte es dennoch zumal bei den billigen Preisen so manchen Romreisenden zu einem kleinen Umwege verleiten.

Erst nachdem diese Zeilen geschrieben waren, wurde Siena im October d. J. von einer schweren Katastrophe heimgesucht, indem bei Gelegenheit von Reparaturarbeiten am Kuppelbau des Domes Feuer ausbrach und verderblich für den alten Prachtbau zu werden drohte; doch gelang es glücklicherweise, alle Kunstschätze zu retten, und das Feuer auf das Dach zu beschränken, das leider abgebrannt ist.



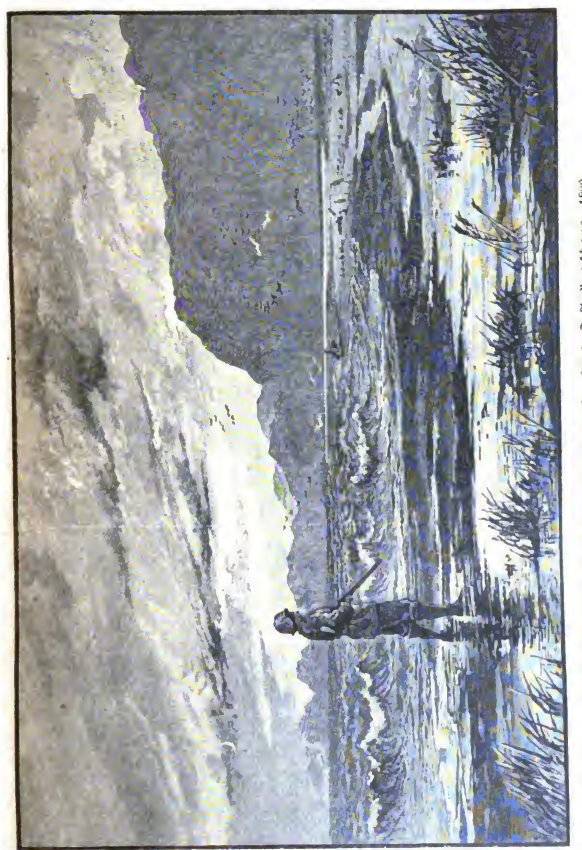
Illustrirte Bibliographie.

Emin Pascha und die Meuterei in Aequatoria. Supplement zu Stanley, Im dunkelsten Afrika. Von A. J. Mounteney Jephson und Henry M. Stanley. Aus dem Englischen von H. von Wobeser. Mit 46 Abbildungen, einer Facsimile-Tafel und einer Karte. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1890.

Ein menschenfreundliches oder wissenschaftliches Unternehmen, an welchem Herr Stanley sich betheiligt, will von vorn herein mit Vorsicht betrachtet werden; es steckt immer entweder ein materieller Gewinn, oder ein sonstiger Vortheil dahinter. Diese Thatsache trifft auch bei dem vorliegenden Buche zu, welches von ihm selbst augenscheinlich nichts weiter enthält, als eine Vorrede, in der er u. A. auseinandersetzt, daß Jephsons Arbeit in Amerika nur dann mit irgend welchem Nutzen veröffentlicht werden könne, wenn ein amerikanischer Bürger bei dem Schreiben des Werkes sich mit dem englischen Verfasser verbände; denn nach dem amerikanischen Verlagsrechte könne das Buch eines Engländers ohne Weiteres nachgedruckt werden! Wie viel Herr Stanley für seine „treue" Mitarbeiterschaft erhalten hat, erfährt man natürlich nicht; aber vielleicht begnügt er sich mit dem „sonstigen Vortheile", den er aus dieser Arbeit zieht. Denn einmal kommt ihm Jephson mit seinen Schilderungen in's Gehege, indem er die im „dunkelsten Afrkia" nur angedeuteten Ereignisse in Aequatoria zum Gegenstand seiner Erzählung macht, und dann muß er ihm versprochen haben, über das Verhältniß zu Emin nichts anderes auszuplaudern, als was dem „Retter" des Paschas gutdünkt. So haben sich denn die beiden ehrenwerthen Herren auf's Trefflichste mit einander abgefunden.

Jephson ist bekanntlich derjenige Offizier Stanleys, welcher bei Emin zurückgelassen wurde, während Stanley selbst den Rückmarsch durch den endlosen Urwald unternahm, um Barttelot und die Nachhut herbeizuholen. Emins Offiziere verhielten sich nämlich bezüglich der Stanley'schen Expedition sehr skeptisch und wollten nicht glauben, daß sie wirklich von Aegypten ausgegangen sei; der Pascha wünschte daher, mit Jephson als Gast alle Stationen seiner Provinz zu besuchen, damit dieser mit den Leuten sprechen und ihnen erklären könne, wer Stanley sei, und weshalb er gekommen sei: auch sollte er ihnen das Schreiben des Khedive und Nubar Paschas, sowie eine Proclamation Stanleys an die ägyptischen Soldaten vorlesen; dann würde sich herausstellen, ob diese Leute gewillt seien, im Lande zu bleiben oder sich der Stanley'schen Expedition anzuschließen (S. 29).

Das Buch umfaßt also die Erlebnisse Jephsons bei Emin, ihre gemeinsame Reise von Wadelai nach Dufilé, die Rebellion der einstigen Offiziere Arabi Paschas, auf welche sich Emin niemals hatte verlassen können, die Gefangennahme Jephsons und



Aus: Emin Pascha und die Meuterei in Aequatoria. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1890.

Emins in Dufilé, den Einfall der Mahdisten, welche sich durch drei Derwische also ankündigten: „Wir sind gekommen, um euch auf den richtigen Weg zum Himmel zu führen und euch beten zu lehren, wie wir, die wahren Gläubigen, die wirklichen Muselmänner beten!“ (S. 228), ferner die Niederlage der Rebellen, die sich zum Kampfe entschlossen



Aus: Emin Pascha und die Meuterei in Aequatoria. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1890.

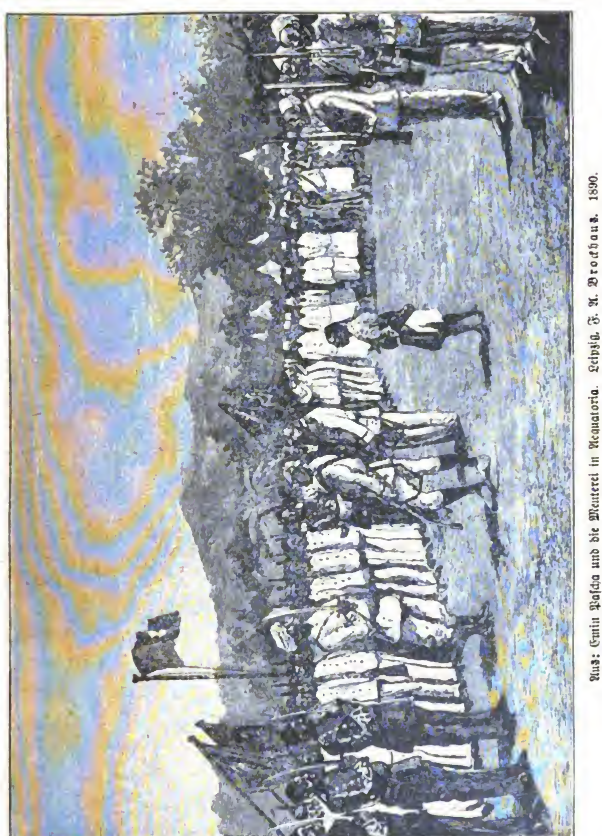
hatten, ohne demselben gewachsen zu sein, endlich die Befreiung der beiden Gefangenen und die Flucht aus Madelai, da an einen erfolgreichen Widerstand nicht mehr zu denken war. Dies alles ist mit ziemlicher Klarheit und Anschaulichkeit zur Darstellung gebracht.

Endlich kommt Nachricht von Stanley, der an den Albert-See zurückgekehrt ist und von dem kläglichen Schicksal der Nachhut berichten muß. Hier ist es nun höchst auffallend, daß Jephson (S. 374) im Gegensatz zu den erbärmlichen Verdächtigungen Stanleys, welche selbst in England auf's Peinlichste berührt haben, über den Major Barttelot überaus günstig urtheilt. Er sagt: „Was für ein Schicksal hatte den armen Barttelot betroffen! Die Thränen traten mir in die Augen, als ich an ihn dachte, den ich zu Hause voll Leben, Bewegung und Muth, in seiner ganzen Fröhlichkeit und Heiterkeit, seiner wohlverdienten Beliebtheit gekannt hatte. So mußte alles enden! Der Gedanke war zu traurig, daß seiner kurzen glänzenden Laufbahn so plötzlich und ohne vorhergegangene Warnung durch den Schuß eines feigen Manjema-Beutejägers ein Ende gemacht worden war . . . Daß Barttelot seine Pflicht muthig und ehrenhaft erfüllt hat, habe ich keinen Augenblick bezweifelt; vielleicht hat es ihm aber an Umsicht gefehlt, und er ist übereilt gewesen. Die Geschichte dieser schrecklichen Zeit wird, wie ich fürchte, nie genau bekannt werden; was aber auch geschehen sein mag, jeder, der ihn wirklich gekannt hat, wird instinctiv anerkennen, daß er ein ehrenwerther, aufrichtiger, tapferer Mann war und gesucht hat, seine Pflicht zu erfüllen."

Dieses Urtheil über Barttelot scheint mir das richtige zu sein, und daß es von Stanley in dem Buche Jephsons nicht angefochten wurde, erkläre ich mir einfach dadurch, daß letzteres noch vor jener Zeit zum Abschluß gebracht worden ist, wo man den heimtückischen Schlichen Stanleys der Nachhut gegenüber noch nicht auf die Spur gekommen war. Jetzt, wo man weiß, daß jener Major mit der aus den Kranken, Schwachen und Aufsässigen bestehenden Nachhut absichtlich im Stiche gelassen wurde, daß man ihm einen nahezu unausführbaren Auftrag, nämlich die Anwerbung von Hunderten neuer Träger, gegeben hatte: jetzt, wo man sogar in England die bittersten Vorwürfe gegen den „berühmten" Führer der Emin-Ersatzexpedition schleudert, daß er einen verdienten Offizier in schmählicher Weise aufgeopfert habe, jetzt würde Stanley niemals zugegeben haben, daß ein von ihm abhängiger Schriftsteller sich so günstig über Barttelot ausspricht, wie dies Jephson thut.

Daß der Verfasser auch dem Charakter Emins nicht gerecht wird, kann nicht wunder nehmen, wenn man bedenkt, daß er unter dem Drucke Stanleys schreibt; er versteht nicht, wie schwer es dem Pascha fallen muß sich von dem Lande zu trennen, in welchem er so lange und so segensreich gewirkt hat; er versteht nicht, wie der Pascha allen Bestrebungen Stanleys zum Trotz in deutsche Dienste treten kann; er versteht nicht, daß

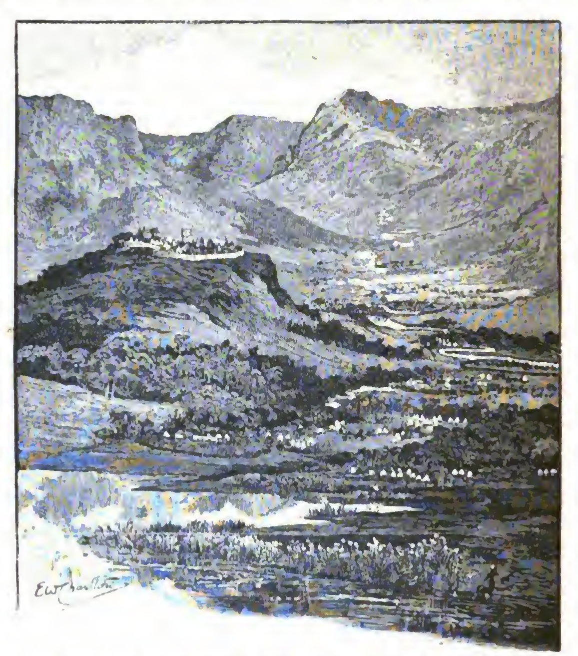
der Pascha auf dem Heimmarsche zur Küste nur seinen wissenschaftlichen Sammlungen leben will. Ihm ist Emin ein Mann von zwar freundlichen, edeln Eigenschaften, aber moralischer Schwäche; ein gescheidter vollendeter Gentlemann, der die Naturwissenschaften



Aus: Emin Pascha und die Meuterei in Aequatoria. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1890.

enthusiastisch liebt aber nicht die Fähigkeit besitzt, deren man bedarf, um Leute zu leiten, oder die Anlage, sie an sich zu ziehen und zu beherrschen; ein Mann dessen natürliche Herzensgüte durch seine nervöse Reizbarkeit fortdauernd getrübt wird; ein Mann endlich, dessen aufrichtige europäische Gradheit und Genauigkeit durch einen allzu langen Aufenthalt unter Orientalen in's Wanken gerathen (vergl. S. 445.)

Somit erhalten wir auch aus Jephsons Buche, welches mit dem Ausdrucke tiefen Mitleids für einen Mann schließt, „der jedes Gefühl der Dankbarkeit und Freundschaft einem grundlosen Groll opfern konnte,“ keinen, nicht den geringsten Anhalt dafür,



Aus: Emin Pascha und die Meuterei in Aequatoria. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1890.

was unseren großen Landsmann gegen seinen „Retter“ so sehr erbitterte, daß er ihm für immer den Rücken wandte.

Das Facsimile stellt den Brief des Mahdi an Emin Pascha dar, in welchem dieser zur Unterwerfung aufgefordert wird; die Karte zeigt wenig mehr, als die Provinz Emins.

H. J.

Erinnerungen von Felix Dahn.

Erstes Buch. Bis zur Universität (1834—1850). Mit dem Bildniß des Verfassers. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. 1890. VII, 322 S. 8.

Als ein vertrauliches Geplauder zu den Allernächsten sind diese Aufzeichnungen entstanden; sich selbst wollte der an Erlerntem und Erlebtem reich gewordene Mann ergötzen und wieder verjüngen, wenn letzteres der jugendfrische Poet nöthig hätte, an dem erneuten Durchleben von Kinderlust und Kinderqual. Wenn der Autobiograph

auch nicht mit kräftigem Worte sich die Kritik dieser „Poesie der Jugendzeit" im Vorworte verbeten hätte, auch die strengsten Gegner des historischen Romans würden dieser Historie gegenüber die Waffen niederlegen und ohne Krittelei sich an diesem Jugendidyll erfreuen. Es wird ja auch der in freundlichster Gesinnung an das Werk herantretende Leser wohl bedauern, daß über den mit epischer Breite geschilderten Knabenspielen Manches bei Seite gedrängt wurde, was wir hier zu suchen berechtigt sind. Wie Dahn in seinen Dichtungen seiner persönlichen Neigung und Abneigung scharfen Ausdruck giebt, ein subjectiver Zug, der dem Ganzen eigene Anziehungskraft verleiht, so dürfen wir auch in seiner Autobiographie nicht eine nach allen Seiten gleichmäßig fortschreitende Darstellung fordern, er greift heraus, was in seinem Innern noch lebendig nachwirkt. Nicht die Muse der Geschichte, die über „Dichtung und Wahrheit" thront, herrscht hier; es ist Lyrik, aber nicht gemachte, sondern tief empfundene Lyrik, welche diese Erinnerungen beseelt. Mehr denn einen Abschnitt möchte man als ein Gedicht in Prosa bezeichnen. Vor Allem aber und bei einer Autographie ist dies die Hauptsache, der Mensch und Dichter wie er leibt und lebt tritt uns aus dieser Selbstschilderung ungeschminkt und ungekünstelt entgegen. Stellt man etwa Dahns „Erinnerungen" zusammen mit den in letzter Zeit erschienenen drei Selbstbiographien von Dichtern, Gustav Freytags „Erinnerungen aus meinem Leben", von Schacks „Erinnerungen und Aufzeichnungen", Robert Hamerlings „Stationen meiner Lebenspilgerschaft", so tritt Dahns Eigenart noch schärfer hervor. Freilich dürfen wir bei dem Vergleiche mit diesen abgeschlossenen Werken nicht übersehen, daß Dahn uns nur in Kindheit und frühe Jugendzeit bis jetzt den Ausblick eröffnet hat. Während aber z. B. Freytag nach Goethes Vorbild seine jugendlichen Erlebnisse als ein Culturbild aus der kleinen Stadt nach den Freiheitskriegen, die Erlebnisse eines jungen Menschen aus der Reactionszeit typisch darzustellen sucht, Graf Schack aus dem überreichen Schatze seiner Bücher- und Weltkenntnisse feinsinnige Urtheile und farbenprächtige Schilderungen für seine verschiedenen Lebensjahre zusammenstellt; will Dahn nichts als sich selbst und „Allen, die ich die Meinen nennen darf" — so lautet die Widmung des Buches — den jungen Felix vor Augen stellen, raufend und lernend, in erstem Dichten und Grübeln, im ersten reinen Minneglück.

Zu Hamburg ward der Knabe dem Künstlerpaare Friedrich und Constanze Dahn am 9. Februar 1834 geboren, aber seine Heimat war an der Isar. Schon im März 1834 siedelten die Eltern nach der bayrischen Hauptstadt über; die Schilderung der Kunststadt wie König Ludwig I. sie schuf, ist Dahn im ersten Bande ebenso schuldig geblieben, wie er uns von der hervorragenden schauspielerischen Wirksamkeit seiner Eltern kaum eine Andeutung macht. Er schildert sein Heim, Haus und Garten in der Königinstraße (Nr. 19) am Rande des englischen Gartens. Dahn betont, daß er nur Wahrheit aus seinem Leben gebe; in einem hat ihn die dichterische Phantasie doch darüber hinausgeführt. Ich habe auch, freilich zwei Jahrzehnte später, in einem der Gärten der Königinstraße mich weidlich herumgetrieben, aber von solchem Reichthum an edlem Obst, wie Dahn ihn schildert, habe ich in meiner lieben Vaterstadt nie etwas an den Bäumen gesehen. Die früh aufstrebende Dichterkraft, welche Kegelbahn und Gartenhaus zu Schlachtfeldern der Geschichte umschuf, hat entschieden auch die Veredelung des in München wachsenden Obstes bewirkt. Ich kann wenigstens nicht glauben, daß zwei Jahrzehnte später Räume und Art des Schulunterrichts sich gegen Dahns Jugend wesentlich verbessert, das Klima aber so arg verschlechtert hätte. Allein im Ernste, mag die jugendliche Phantasie auch nach der ersten Homerlesung etwas vom Garten der Phäaken auf die Isarstadt übertragen und der reife Dichter an dieser jugendlichen Idealisirung festgehalten haben, wir können ihm dafür nur dankbar sein. Wie jugendfrisch, wie bubenkeck und doch tief sinnig ist dieses Knabenleben geschildert! Die Einbildungskraft des Knaben schon hatte sich in jene Welt versenkt, die der Dichter der historischen Romane schildert. Totila und Saladin, Roland und Widukind hat er in den Knabenspielen mit Bohnenstangen und Brettern bewehrt, selber dargestellt, Püffe von den Kameraden empfangen und an sie ausgetheilt im fröhlichen Kampfspiel. Der dichterische und geschichtliche Sinn haben sich gleichzeitig dabei bewährt; an den späteren Rechtslehrer wird man bei den Aneignungsversuchen weggesperrten Obstes weniger erinnert. Schon vor dem sechsten Jahre lernte der Knabe lesen: „und zwar nicht in einem ABC- oder Schüler-Lesebuch, in Schiller; das war entscheidend für meine ganze Entwickelung". Die im Anhang mitgetheilten Jugendgedichte sind indessen

keineswegs Uebungen frei nach Schiller; sie sind Alle individuell empfunden, was man nicht einmal von allen in Gedichtsammlungen regelmäßig aufgenommenen Gedichten ausgewachsener Poeten rühmen kann. Allein „das hoch Pathetische, das Rhetorische, die Freude an dem Pomp der Sprache, an stolz rauschenden Rhythmen, die Richtung auf die Geschichte, später dann das Philosophische, das Männliche in der Vorstellungs- und Sinnesart, all' dies ward dadurch früh geweckt und gesteigert, daß das Kind die allerersten dichterischen Eindrücke durch denjenigen Dichter empfing, der, ob auch nur wie die Sonne dem Oellichtlein unter allen je mir bekannt gewordenen Dichtern mir am meisten artverwandt ist". Von den bei seinen Eltern verkehrenden Dichtern nennt Dahn eben nur die Namen, ziemlich das Einzige, was dem Knaben damals in der Erinnerung blieb. Sein Verkehr mit dem Münchener Dichterkreise gehört einem späteren Zeitabschnitte an. Dagegen begleiten wir den schwer von Garten und Kampfspiel sich trennenden Jungen in die Schule, nehmen Theil an erster Zurücksetzung und allmählich steigenden Erfolgen, Schulabenteuern, religiösen Zweifeln und Kämpfen. Das offene Aussprechen der Stellung zum officiellen Christenthum wird beim Verfasser von „Sind Götter?" ja nicht überraschen. Der würdigen Weise jedoch, in der Dahn die Entwickelung vom allmählichen Erwachen des Zweifels bis zu Königs Tejas ernster Pflichtenlehre — gegen den Vorwurf des Pessimismus verwahrt er sich ausdrücklich — darlegt, wird selbst der sachlich nicht mit ihm übereinstimmende die Anerkennung nicht verweigern. In den Mittheilungen über erste Dichtungen hören wir von einem Epos „Die bezauberte Rose" in 5339 Versen; leider ist nicht gesagt, ob Schulzes Octaven den Anlaß hierzu gegeben. Natur-Lyrik und Balladen-Poesie wucherten üppig auf; wohl noch üppiger die Liebeslyrik. Von März 1848 bis zum Abgang zur Universität nach Berlin, October 1852 brachte der angehende Dichter seine knabenhafte Huldigung einem in der Nachbarschaft wohnenden Justitutsmädchen dar. Es ist eine voll schalkhafter Rührung ausgeführte Idylle, die in der Liebesgeschichte von Felix und „Didosa" der Dichter erzählt. In der Liebe der beiden blühenden Gothenkinder in einem der späteren Theile des „Kampfes um Rom" mag die Nachwirkung dieser Jugendliebe zu finden sein. Die Erinnerungen dienen übrigens auch in manch anderen Fällen dazu, die Quellen von Vorgängen und die Vorbilder einzelner Personen in den historischen Romanen im Leben des Dichters selbst ausfindig zu machen. So werden die „Erinnerungen", was jede Autobiographie sein soll, eine Erläuterung der Thaten ihres Helden; des Künstlers Thaten sind eben die Werke, die er geschaffen.

Max Koch.

Bibliographische Notizen.

Eduard Duller's Geschichte des deutschen Volkes. Bearbeitet und fortgesetzt von William Pierson. Siebente vermehrte und verbesserte Auflage. 2 Bde. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

Die vielen Auflagen des vorliegenden Geschichtswerkes, das sich in seiner Vortragsweise als historisches Lesebuch für gebildete Laienkreise charakterisirt, beweisen, wie weite Verbreitung es bereits gefunden hat. Es weht ein frischer, freier Geist durch das Buch, der es namentlich für die reife Jugend zur genußreichen und erhebenden Quelle der Belehrung macht. In großen Zügen wird uns die Entwickelung unseres Vaterlandes von den ersten, in grauer Vorzeit verborgenen Anfängen bis zu dem herrlichen Abschluß des Krieges von 70/71 vorgeführt. Dabei ist das geistige Leben, die wichtigsten Erscheinungen in Wissenschaft, Literatur und Kunst in gebührende Berücksichtigung gezogen. Die Ausstattung in Druck und Papier ist vortrefflich und das wohlgetroffene Portrait Kaiser Wilhelms schmückt diese neueste Auflage. n.

Schiller. Sein Leben und seine Werke dargestellt von J. Minor. Zweiter Band: Pfälzische und sächsische Wanderjahre. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

Das bedeutende Werk, auf dessen ersten Band wir im Heft 157 dieser Zeitschrift aufmerksam machten, ist nun bis zur Hälfte geführt. In sachkundigster Weise werden in getrennten Abschnitten die biographischen wie die literarischen Begebenheiten von Schillers Leben und Wirken bis zum Ende der Dresdner Zeit neu dargestellt.

Ueberall zeigt sich der Verfasser als einen über dem Stoffe stehenden Künstler, der mit Meisterhand auch Allbekanntes in neue Beleuchtung zu rücken weiß, und zugleich als umsichtigen Forscher, der die vielen Lücken früherer Schillerbiographien aus reichster Belesenheit und mit nüchterner Kritik der Quellen ergänzt und durch Combination der Schiller'schen Dichtung mit der zeitgenössischen Literatur hochinteressante literarhistorische Resultate gewinnt. Sollen wir aus dem reichen Inhalte des Buches Eines besonders hervorheben, so nennen wir die Besprechung von „Kabale und Liebe" als eine Partie, die uns besonders gelungen zu sein scheint. Wir wünschen dem Werke glücklichen Fortgang bis zur Vollendung. dr.

Karl Ludwig von Knebel. Ein Lebensbild von H. v. Knebel-Döberitz. Weimar, H. Böhlau.

Karl Ludwig von Knebel, 1774 als Erzieher des Prinzen Konstantin an den Weimarer Hof gezogen, nahm während seines langen Lebens — er überlebte den Großherzog Karl August und Goethe und starb 1834 im 90. Lebensjahre in Jena — durch seine eigenthümlich durchgebildete Persönlichkeit eine hervorragende Stelle in den Kreisen von Weimar und Jena ein. In pietätvoller, aber durchaus objectiv und sachlich gehaltener Darstellung entwirft jetzt ein Urgroßneffe auf Grund genauer Kenntniß des urkundlichen und literarischen Materials ein Lebens- und Charakterbild des bedeutenden Mannes. Wir können das Werk — zumal da jede unnütze Breite vermieden und der Preis (Mk. 2,80) für das gut ausgestattete, mit schönem Bildniß geschmückte Buch sehr niedrig gestellt ist — der Theilnahme der Leser warm empfehlen. dr.

Die italienische Gesangsmethode des XVII. Jahrhunderts und ihre Bedeutung für die Gegenwart. Nach Quellen jener Zeit dargestellt und erläutert von Dr. Hugo Goldschmidt. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vormals S. Schottlaender.

Die Musikgeschichte des 17. Jahrhunderts ist zur Zeit noch ein fast unbebautes Feld. Monographien, die, auf zuverlässiges Quellenmaterial basirend, die Erscheinungen jener Uebergangsperiode schildern, sind nur in kleiner Anzahl vorhanden und ohne solche Vorarbeiten ist ein Verständniß der Zeit, in welcher die ganze Tonkunst ein völlig neues Leben beginnt, nicht möglich. Das Goldschmidt'sche Buch ist als ein bemerkenswerther und grundlegender Beitrag zur Kenntniß der Geschichte der Gesangskunst im 17. Jahrhundert zu bezeichnen. Der Verfasser hat es sich angelegen sein lassen, in geschmackvoller und eleganter Diction Alles zusammenzustellen, was aus gleichzeitigen Quellen über die Methode der italienischen Gesangskünstler überliefert ist. Die Gesanglehrer der Jetztzeit, die ihr Metier zum Schaden der ihnen anvertrauten Stimmen leider so häufig in recht laxer und oberflächlicher Weise ausüben, werden in dem Goldschmidt'schen Werke eine Fülle von beherzigenswerthen Fingerzeigen über Stimmbildung, Vocalisirung, Intonation und namentlich über Coloraturgesang finden. Die einschlägigen Beweisstellen sind zumeist im Original und zugleich in deutscher Uebersetzung mitgetheilt, so daß eine kritische Controle der aufgestellten Behauptungen mit Leichtigkeit vorgenommen werden kann. Das letzte Drittel des Buches enthält eine stattliche Anzahl von Notenbeispielen, die mit Sachkenntniß und Sorgfalt aus den schwer zu erreichenden Originaldruckwerken aus der ersten Zeit des Sologesanges ausgewählt sind und einen klaren Ueberblick über die damalige Praxis gewähren. eb.

Zur Einführung in das deutsche Volkslied. Von Karl Leimbach. Bremen, M. Heinsius Nachf.

Der als Pädagoge wie als Erklärer deutscher Dichtungen schon rühmlich bekannt gewordene Verfasser hat in diesem Werkchen eine umsichtig getroffene Auswahl von 92 Volksliedern älterer und neuerer Zeit zusammengestellt und mit sachlichen und geschichtlichen Erläuterungen versehen. dr.

Juliane. Roman von Richard Voß. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Daß ein genußsüchtiger Aristokrat, für den die Begriffe Pflicht und Arbeit inhaltslose Worte sind, das Vermögen seiner bürgerlichen Frau durchbringt, ein Vermögen, welches die zähe Ausdauer vieler Generationen zusammengespart hat, ist eine so alltägliche banale Sache, daß ein starkes Talent, wie dasjenige von Richard Voß dazu gehört, um uns derartige Vorgänge als Romansujet interessant zu machen. —

Die Heirath war aus Liebe geschlossen worden, gegen den Willen des Vaters, der mit klar blickenden Augen die Zukunft vorausgesehen, die Einwilligung war ihm von der vergötterten einzigen Tochter abgetrotzt worden; — wie nun allmählich die Liebe dieser hochgesinnten Frau zu ihrem charakterlosen, ehrvergessenen Gatten abstirbt und sich in Abscheu verwandelt, der ihr zuletzt die Pistole gegen den einst geliebten in die Hand drückt, um das Glück ihrer Kinder zu retten, ist mit überzeugender psychologischer Wahrheitstreue geschildert. Die Handlung wird zum Schlusse so lebendig, die Spannung so gespitzt, daß man fühlt, hier hat der Dramatiker Voß dem Novellisten die Feder aus der Hand genommen.

Noch ein Wort über die äußere Ausstattung des Buches mit sehr mittelmäßigen Illustrationen; bedarf denn ein Roman von Richard Voß dieses Zugmittels aller Colportage-Romane? mz.

Phantasien und Märchen von Gustav Kastropp. Hannover, H. Wasserkampf & Comp.

Der Einfluß Felix Dahns auf Stil und Erzählungsweise dieser Geschichten ist unverkennbar; auch in Eigenthümlichkeiten, die wir nicht gerade als Vorzüge betrachten möchten, wie in dem übermäßig häufigen Abbrechen der Zeilen, ohne einen wirklichen Abschnitt im Gedankengange. Aber auch der oft recht ergötzliche Humor, den der Verfasser bei märchenartiger Einkleidung seiner sehr verschiedenartigen Stoffe beweist, erinnert lebhaft an den genannten Meister; und so wird das schön ausgestattete Buch wohl bei vielen Lesern freundlichen Empfang finden. O.

Der Schelm aus den Alpen. Allerlei Geschichten und Gestalten, Schwänke und Schnurren. Von P. K. Rosegger. Zwei Bände. Wien, A. Hartleben.

Unter diesem bezeichnenden Titel hat Rosegger etwa 60 kleinere humoristische Erzählungen vereinigt. Aber mit gutem Grunde macht schon das Vorwort darauf aufmerksam, daß auch gemüthliche und lustige Sachen manchmal tückisch einen ernsten Hintergrund haben können. In der That tritt bei manchen dieser heiter angelegten Erzählungen viel mehr, als man es nach diesem Titel erwarten sollte, der Zusammenhang mit schweren Lebenskämpfen hervor, die auch die Bauern der steirischen Berge durchzufechten haben, sowohl in ihrem Verkehre unter sich, als beim Zusammentreffen mit der an sie herandringenden Culturwelt. Der Erzähler aber bewahrt im Scherze wie im Ernste die Klarheit der Auffassung und die Ruhe der Darstellung, die allen seinen zahlreichen Werken unverwüstliche Frische und immer neuen Reiz verleihen. O.

Seifenblasen. Moderne Märchen von Kurd Laßwitz. Hamburg u. Leipzig. Verlag von Leopold Voß.

Wenn es die Aufgabe des Dichters ist, uns aus dem engen Kreise des Alltagslebens hinauszuführen auf jene geistige Höhe, wo unsere Blicke in unermessene Fernen zu schweifen vermögen, wo wir vom Banne der Convention erlöst, frei aufathmen und uns als Theile des unvergänglichen Weltganzen empfinden, so hat der Verfasser der vorliegenden Phantasiebilder diese Aufgabe in vollem Umfange gelöst. Es sind Märchen für Erwachsene, für gebildete Leser, denen es nicht blos darauf ankommt, unterhalten zu werden, sondern die auch zum selbständigen Denken angeregt sein wollen. Kurd Laßwitz, der in erster Reihe Gelehrter ist, Philosoph von Fach, Mathematiker und Naturwissenschafter, hat trotz des enormen Ballastes an Kenntnissen auf allen Gebieten des Wissens, nichts eingebüßt an der Leichtbeweglichkeit und Grazie seiner Phantasie, ja, was anderen Gelehrten zum Hinderniß gereicht, verschafft seinem Genius Flügel. Und wir folgen ihm um so lieber auf seinen phantastischen Ausflügen in das Gebiet des unendlich Kleinen und des unendlich Großen bis an die Grenzen des menschlichen Fassungsvermögens, als er überall den feinsten Witz, den erquickendsten Humor walten läßt und nirgends in doctrinären Ton verfällt. Dazu ist Laßwitz Meister der Form in Vers und Prosa, ungekünstelt und frisch, geistreich im besten Sinne des Wortes. Alles in Allem: die Lectüre seines jüngsten Büchleins ist ein wahrer geistiger Genuß und sei allen Gebildeten auf's wärmste empfohlen. n.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Adler, G., Die Socialreform und der Kaufmannsstand. München, G. Hirth's Verlag.

Aïdé, H., Imogen. Roman in zwei Bänden. Autoris. Uebers. aus dem Englischen von E. Becher. (Engelhorn's Allgem. Romanbibl. 7. Jahrg. Band 5. 6.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Albrecht, P., Lessings Plagiate. Erster Band. Erstes Heft. Erste Hälfte. Hamburg-Leipzig, P. Albrechts Selbstverlag.

Anhaeuser, W., Fredegunde. Trauerspiel in 5 Acten. Trier, Fr. Lintz.

Anzengruber, L., Gesammelte Werke. In zehn Bänden. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung.

Bahr, Hermann. Fin de Siecle. Berlin, Ad. Zoberbier.

Baumgärtner, A., Durch Skandinavien nach St. Petersburg. Mit 1 Titelbilde in Farbendruck, 80 Text-Abbildungen u. 22 Tonbildern. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung.

Benko, J. v., Das Datum auf den Philippinen Wien, Selbstverlag.

Bernhard, M., Eva Leoni. Roman. Zweite Auflage. Berlin, Verlag v. Friedrich Schirmer.

Bettelheim, A., Ludwig Anzengruber. Der Mann. — Sein Werk — Seine Weltanschauung. Dresden, L. Ehlermann.

Kulturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten. Herausgegeben von Georg Hirth. Lieferung 71. 72. (Schluss). Leipzig und München, G. Hirth's Verlag.

Boeheim, W., Handbuch der Waffenkunde. Mit 662 Abb. und vielen Waffenschmiedemarken, Leipzig, E. A. Seemann.

Brecht, Th., Schwarz-weiss-roth. Eine Ethik des Patriotismus. Heft 3—6. Halle, E. Strien.

Bröcker, L. O., Geschichte des deutschen Volkes und des deutschen Reiches von 843—1024. Zweiter Band. Die Zeit von 882—1024 Braunschweig, Bruhn's Verlag.

Bülow, F. v., Der Consul. Vaterländischer Roman aus unseren Tagen. Berlin, F. Fontane.

Böhm, G., Reichsstadtnovellen. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Carrière, M., Die sittliche Weltordnung. Zweite erweiterte Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Chélard, R., La Hongrie contemporaine. Paris, H. le Soudier.

Christiansen, E., Lotte. Die Geschichte eines jungen Mädchens. Deutsch von E. Brausewetter. Berlin, J. H. Schorer.

Cless, A., An das Volk. Weimar, H. Weissbach.

Daehnert, O., Wort und Ton. Bild aus dem Künstlerleben. Leipzig, A. Möller.

Daudet, L., Port Tarascon. Letzte Abenteuer des berühmten Tartarin. Autoris. Uebers. a. d. Franz. von N. Rümelin. Stuttgart, J. Engelhorn.

Deridé, Thaddäus. Das Recht auf Erziehung. Beitrag zur Lösung der socialen Fragen. München, Verlag der Staegmeyr'schen Verlagshandlung.

Dieskau, M. v., Jochen Albrecht. Eine Erzählung aus dem Reformations-Zeitalter. Quedlinburg, Chr. Fr. Vieweg.

Daller, E., Geschichte des deutschen Volkes. Bearbeitet und fortgesetzt von W. Pierson. 7. verm. und verbess. Auflage. 2 Bände. Berlin, Gebr. Paetel.

Ebers, Georg. Drei Märchen für Jung und Alt. (Die Nüsse, ein Weihnachtsmärchen. — Das Elixir. — Die graue Locke.) Mit drei Lichtdruckbildern. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Eggers, R., Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel. Zweiter Band. Berlin, F. Fontane.

Ehrenberg, H., Feldzugs-Erinnerungen eines Fünfunddreissigers 1870/71. Zweite durch Beiträge von Regimentskameraden bedeutend vermehrte Auflage. Mit 3 Karten. Rathenow, M. Babenzien.

Esselborn, Karl, Ahasver. Leipzig.

Eyssenhardt, Franz, Italien. Schilderungen alter und neuer Dichter. Hamburg, L. Gräfe.

Flegel, E., Vom Niger-Benue. Briefe aus Afrika, Herausgegeben von Karl Flegel. Leipzig, W. Friedrich.

Fontane Th., Irrungen, Wirrungen. Roman. 2. Aufl. Berlin, F. Fontane.

Frapan, J., Gedichte. Berlin, Gebr. Paetel.

Frapan, J., Enge Welt. Novellen. Berlin, Gebr. Paetel.

Ernste Gedanken. Leipzig, Otto Wigand.

Gersdorff, A. von, Unser gnäd'ger Herr! Roman. Berlin, A. Goldschmidt.

Giessler, M., Aus den Tiefen des Traumlebens. Eine psychologische Forschung auf Grund eingehender Beobachtungen. Halle, C. E. M. Pfeffer.

Goethe, J. W., Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand. In 5 Aufzügen mit Benutzung auch der späteren Lesarten eingerichtet von Dr. O. Devrient. Leipzig, Breitkopf & Haertel.

Grisebach, E., Tannhäuser in Rom. 7. Auflage. Berlin, F. u. P. Lehmann.

Hamerling, R., Der König von Sion. Illustr. von A. von Roessler und H. Dietrichs. Lieferung 20, 21. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Hansson, O., Parias. Fatalistische Geschichten. Berlin, Ad. Zoberbier.

Haus-Gymnastik für Gesunde und Kranke. Herausg. von E. Angerstein u. G. Eckler. Mit vielen Holzschnitten und einer Figurentafel 14. Auflage. Berlin, Herm. Paetel.

Henk u. Niethe, Zur See. Lieferung 2. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Henschel, Hermann, Allgemeine Staatslehre. Als Einleitung in das Studium der Rechtswissenschaft. Erste Lieferung. Berlin, Siemenroth & Worms.

Homer's Odyssee für das deutsche Haus. Von E. Engelmann. Reich illustr. Ausgabe. Lieferung 6—10. Stuttgart, P. Neff.

Ich will dem Kaiser Rede stehen! Berlin, A. Zoberbier.

Jahnke, Hermann. Fürst Bismarck. Sein Leben und Wirken. Reich illustrirt von ersten deutschen Künstlern. Lieferung 12—16. Berlin, Verlag von Paul Kittel.

Jephson-Stanley, Emin Pascha und die Meuterei in Aequatoria. Neunmonatlicher Aufenthalt u. Gefangenschaft in der letzten der Sudan-Provinzen. Autoris. deutsche Ausgabe. Aus dem Engl. von H. von Wobeser. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Journalisten-Kalender, oesterreichischer. Wien, Buchdr. Helios.

Justus, Th., Aus vergangenen Tagen. Erzählungen. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Kalbeck, M., Aus alter u. neuer Zeit. Gesammelte Gedichte. Berlin, Freund & Jeckel.

Kalckstein, K. v., M. Cauer u. A. Eulenburg, Nationale und humanistische Erziehung. Kiel, Lipsius & Tischer.

Kauffmann, Dr. F. Deutsche Mythologie. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Keller-Jordan, H., Lebenstiefen. Novellen. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Kennan, G., Zeltleben in Sibirien und Abenteuer unter den Korjäken und anderen Stämmen in Kamtschatka und Nordasien. Deutsch von E. Kirchner. 4. Aufl. Berlin, S. Cronbach.

Kerner, J., Kleksographien. Mit Illustr. nach den Vorlagen des Verfassers. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Kleist, H., Bilder aus Japan. Schilderung des japanischen Volkslebens. Mit 30 Abbildungen. Leipzig, W. Friedrich.

Klincksieck, Fr., Zur Entwickelungsgeschichte des Realismus im französ. Roman des 19. Jahrhunderts. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Kniest, Ph., Von der Wasserkante. Bilder aus dem Seeleben. 4 Aufl. Oldenburg, G. Stalling.

Knigge's Umgangslehre. Ein Lebensführer für Jedermann. Freie Bearbeitung v. R. Munding. Nürnberg, B. Hennings.

Kohut, A., Die grössten und berühmtesten deutschen Soubretten des 19. Jahrhunderts. Düsseldorf, Felix Bagel.

Kranewitter, Fr., Cultur-Kampf. Erzählende Dichtung. Leipzig, W. Friedrich.

Kurz, Isolde. Gedichte. Zweite stark vermehrte Auflage. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Das Käthchen von Heilbronn. Von Heinrich von Kleist. Illustrirt von Alexander Zick. Berlin, Albert Goldschmidt.

Lasswitz, Kurd, Seifenblasen. Moderne Märchen. Hamburg, Leopold Voss.

Lemke, C., Aesthetik in gemeinverständlichen Vorträgen. 6. Aufl. 2 Bände. Leipzig, E. A. Seemann.

Leo, E., Kaleidoskop. Bilder aus allen Zeiten, Zonen und Sphären. Erste Mappe. Leipzig, R. Greiner's Verlag.

Mayerffy, M. v., In der Festung. Roman. Leipzig. W. Friedrich.

Megede, M. zur, Graue Geschichten. Novellen. Berlin. F. Fontane.

Meyer, G., Griechische Volkslieder in deutscher Nachbildung. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Mistral, Fr., Nerto. Provençalische Erzählung. Deutsch von A. Bertuch. Strassburg, Karl J. Trübner.

Nansen, Fr., Auf Schneeschuhen durch Grönland. Autoris. deutsche Uebersetzung. Mit über 160 Original-Abbildungen und 4 Kartenbeilagen. Lieferung 2. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

National-Bibliothek, Deutsch-österr. Herausg. von H. Weichelt. Heft 91. 92. (Epische Dichtungen u. ausgew. Gedichte v. Nicolaus Lenau.) Reichenberg i. B., H. Weichelts Verlag.

Noelting, J., Erich und Elsa. Eine holsteinische Sage. Hamburg, R. Carstens.

Povinelli, A. H., Ahasverus in Tirol. Epische Dichtung aus düsterer Zeit. Leipzig. Literar. Anstalt.

Quandt, C., Gertrud von Loden. Eine Erzählung aus der Schwedenzeit. Zweite Auflage der „Verschlossenen Thüren". Braunschweig, Benno Goeritz.

Rahl, G., Gedichte. Leipzig, A. Müller.

Revue, kritische, aus Oesterreich. Für Politik, Socialökonomie, Kunst, Wissenschaft und Literatur. Jahrg. 1890. Heft 1. 2. Wien, Buchdr. Helios.

Rosner, L., Erinnerungen an Anzengruber. Leipzig und Wien, Verlag von Julius Klinkhardt.

Samosch, S., Ariosto als Satiriker u. Italienische Portraits. Minden, J. C. C. Brun's Verlag.

Samhaber, E., Lyrische Dichtungen. Laibach, Ig. von Kleinmayr und F. Bamberg.

Scherer, Franz. Die Mechitharisten in Wien. Mit einer kurzen Skizze über armenische Sprache und Literatur. Wien, F. Scherers Verlag.

Schmid, O., Edmund Kretschmer. Sein Leben, Schaffen und Wirken. Mit dem Bildnisse Kretschmers. Dresden, Hönsch & Tiesler.

Scholz, F., Die Diätetik des Geistes. Ein Führer zu praktischer Lebensweisheit. Zweite Auflage. Leipzig, E. H. Mayer.

Seefeld, A. v., Dem Frühling entgegen! Winterreise nach Kreta. Hannover, Schmorl und v. Seefeld Nachf.

Sievers, O., Gedichte. Aus dem Nachlass des Dichters herausgegeben von dessen Wittwe. Mit dem Bildnis des Dichters. Braunschweig, Benno Goeritz.

Sommer, F., Gielana. Trauerspiel in drei Aufzügen. Drossen, R. Kunths Buchh.

Sourbeck, Th., Egyptische Strassenbilder. Plaudereien über das Land des Kurbatsch und Bakschisch. Basel, B. Schwabe.

Steinhausen, Heinrich. Die neue Bizarde, oder: Hermann Hinderichs des Jüngeren verfehlter Beruf. Novelle. Wittenberg, Verlag von R. Herrosé.

Tillier, Claude. Mein Onkel Benjamin. Deutsch bearbeitet von Ludwig Pfau. Dritte durchgesehene Auflage. Stuttgart, Rieger'sche Verlagshandlung.

Unter Friedrich dem Grossen. Aus den Memoiren des Aeltervaters 1752—1773. Herausg. von H. von Hülsen. Berlin, Gebr. Paetel.

Villinger, H., Auch ein Roman. Berlin, F. und P. Lehmann.

Vorberg, M., Ein Streifzug durch die moderne Belletristik. Gotha, F. A. Perthes.

Wachler, H. E., Aus gährender Zeit. Alte und neue Gedichte. Leipzig, W. Friedrich.

Waldemar, H., Am Ziel. Roman. Freiburg i. B., A. Kiepert.

Wechsler, A., Lichtstrahlen aus Schillers Werken. Leipzig, W. Opetz.

Weiss, G. G., Sing- und Sprech-Gymnastik. Mit 49 Illustr. Berlin, H. Paetel.

Wohlbrück, V., Aus drei Ländern. Novellistische Sittenbilder. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Wolff, E., Sardou, Ibsen und die Zukunft des deutschen Dramas. Kiel, Lipsius & Tischer.

Wothe, A., Suse. Roman. Chemnitz, B. Richter.

Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. Herausg. von Chr. Meyer. Neue Folge. I. Jahrg. Heft 1. Breslau, Verlag d. Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte.

Zeller, E., Gymnasium und Universität. Ein Beitrag zur Frage der Schulreform. Berlin, Herm. Paetel.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.


Band 56. — Heft 167.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Februar 1891.
14.
Jahrgang.
Breslau
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Februar 1891.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Robert Koch.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
——— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. ———
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau
Siebenhufenerstr. 2/3.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

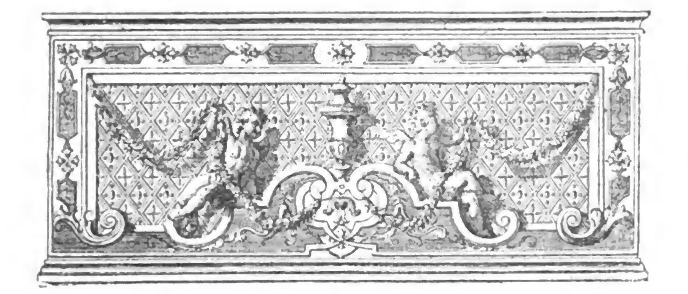
Paul Lindau.

LVI. Band. — Februar 1891. — Heft 167.

(Mit einem Portrait in Radirung: Robert Koch)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.



Die Rebenbäckerin.

Novelle.

Von

Wilhelm Fischer.

— Graz. —

Frau Walburga, Meisterin ihres Hauses und eine jugendliche Wittwe, war nicht ganz so schlank wie die Reben, die sich an ihrem Fenster empor rankten, aber sie war blond, rosig, rundlich und ein hübsches Weib. Sie hieß auch die Rebenbäckerin, und nahrhaftes braunes und weißes Gebäck ging aus Stube und Laden hervor, die Käufer anzulocken und die Nachbarschaft zu versorgen. Sie wohnte in der alten Stadt Graz, nahe der südlichen Ringmauer und lebte unbeengt und ungekränkt, es sei denn, daß ihr die Ermahnung der Zunftmeister, sich baldigst wieder zu verehelichen, zuweilen Sorge schuf. Jedoch erkannte sie es selber als billig und ordnungsgemäß, daß die ehrsame Bäckerinnung wieder vervollständigt werde und daß sie, Frau Walburga, sich ein Haupt und einen Meister in nicht zu ferner Zeit erwählen müsse. Zwar besaß sie einen Altgesellen, der Heinrich Harer hieß und ihres Gewerkes redlich und emsig pflag, und der ihr nicht übler dünkte als ein anderer Mann, von dem es in Hinblick auf das Weib heißt: er soll Dein Herr und Meister sein. Allein dieser Geselle hatte unterschiedliche sonderbare Eigenschaften, so daß sie sich nicht entschließen konnte, ihn zu einem vertrauteren Umgange zu ermuntern. Denn er mochte weder seine eigenen Gutthaten ins rechte Licht setzen, noch die Vorzüge Anderer nach Gebühr würdigen und war in Folge dessen un-

„Wie Einer, der sich alles holden zu seiner lieben Ehefrauen versehen mag und ihr redlich vergilt, was sie ihm treulich gewährt: so daß Du dich ihm unterschmiegen und Dein Haupt an seiner Brust bergen kannst."

„Das soll mir nicht zum Untroste geschehen, Frau Monica," sprach die Meisterin mit Erröthen, „wenn es in Züchten nach dem Gebote der heiligen Kirche über mich erfüllt wird. Aber welcher Gestalt hast Du ihn gesehen? Ist er braun oder blond?"

„Ich habe sein Bildniß nur zu nächtiger weile gesehen, und da war es nicht zu erkennen, ob ihm brauner oder blonder Bart um die Lippen sproßt; aber es ist ein stattlicher Mann, das kann ich Dir höchlich betheuern. Laß Dir damit Genüge sein."

„Das will ich," sprach die Meisterin, lohnte der weisen Frau und ging mit erleichtertem Herzen heim. Als sie über die Herrengasse schritt, kam ihr die Stadtwache mit Pfeifen und Trommeln entgegen, und es gab einen hellen und freudigen Schall. Den nahm sie zur guten Vorbedeutung und lächelte, so daß ihr Antlitz überschienen ward und die Vorübergehenden sagten: „Seht, Frau Walburga, die Rebenbäckerin! Das ist ein junges Weib, das manchem Manne guten Muth geben könnte."

Sie aber schritt weiter und dachte: „Wen erblicke ich zuerst, wenn ich in's Haus komme? Das will ich mir merken."

Aber sie erblickte einen, bevor sie in's Haus kam. Denn vom Dache schien etwas weißes herab, wie eine Gestalt, und als sie nahe gekommen war, blickte sie erstaunt hinan und rief: „Was thust Du auf dem Dache, Geselle Heinrich?"

Er antwortete von oben herab: „Eine Krähe rupfte das Gras zwischen den Schindeln aus, und einige morsche sind schon herab gefallen. Da rupfe ich das Gras selber aus, und lege neue Schindeln an die Stelle von denen, die herab gefallen sind."

„O Du weiße Krähe!" sprach sie lachend, „wie Du fürsorglich bist für mein Hausdach!"

Sie sah, wie sicher er sich auf seinem hohen Sitze gehabte und dachte bei sich: „Herr Mennhart, mein seliger Ehewirth, hätte das Stücklein da oben nicht ausführen können, denn er keuchte schon, wenn er die Treppe hinan stieg, und die Leiter hätte ihn nicht getragen. Ich armes junges Maidlein, als ich zu ihm mit dem Brautkranze kam, war er schon ungefüge. Nun habe ihn Gott selig!"

Sie ging in's Haus, und da kam ihr Jost Seydlin entgegen, grüßte sie freundlich und sagte, daß er alles wohl verrichtet habe und daß das Gebäck schön gerathen sei.

Sie lobte ihn und sprach: „Du thust allezeit, wie es einem guten Knechte geziemt, Jost!" und ging in ihre Stube. Dort sann sie darüber nach, wie es sich wohl fügen möchte; denn sie hatte Heinrich Harer zwar

zuerst erblickt, aber nicht im Hause, und Jost Seydlin war ihr zwar im Hause begegnet, aber sie hatte ihn nicht zuerst gesehen. Das schuf ihr manches Bedenken den Tag hindurch, bis sie sich zur Ruhe legte. Da wollte sie acht haben auf das, was sie träumen werde, und entschlief mit einem kleinen Seufzer.

Am andern Morgen erwachte sie frisch und erzählte sich von ihrem Traume nicht viel; aber sie sah in ihrem Handspiegel, daß die Wange roth war, wie es sich für eine junge Frau geziemte. Dann ging sie hinab in ihrem dunklen Kleide, über welches die blonden Haare aus dem Kopfbunde hervor glänzten, rief Heinrich Harer und befahl ihm alles, was am Tage zu schaffen war. So sagte sie auch: „Geh hinaus zu den Deutschherren am Leech und lege die Reitung vor um das Brot, das wir ihnen die Zeit her geschickt haben. Sie wollen nämlich die Abrechnung für das vergangene Vierteljahr, und bringe das Geld heim. Aber von morgen an schickst Du mehr hinaus als bisher, wie dieser Zettel hier besagt, denn sie sind zufrieden mit unserer Art und bestellen auch Weißgebäck für Herrentisch und Siechensaal."

Darauf ging Heinrich in seine Kammer, legte die Rechnung und zog seine blaue Sonntagsjoppe an, strich sich das dunkle Haar zurecht und machte sich auf den Weg. Bald schritt er durch das südliche Stadtthor hinaus und ließ sich die sonnige Luft um Stirn und Schläfen streichen. Wenig Acht hatte er der Blumen, die aus dem Grase lugten; doch als er auf den grünen Anger kam, da war ein Teich, und es flog ein Storch auf, der erregte seine Aufmerksamkeit. Und wie das schon kömmt, spann er seine Gedanken fort, als er weiter schritt:

„Wer unter eigenem Dache sitzt, sprach er, hat es gut; er erfreut sich an Weib und Kindern, ist Stadtbürger, und die Leute schenken ihm Achtung. Er legt seinen Fleiß daran, seine Habe reblich zu mehren, und sein Wort gilt viel in der Zunft, wenn er zu reden anhebt. Wird er alt, kann er eine Tochter aussteuern oder einen Sohn in die Fremde schicken, auf daß er sich die Welt mit eigenen Augen betrachte. Kommt dann die Zeit, so sagt er sich: „Das ist ein gutes Tagewerk, wo das Leben mit Arbeit vollbracht ward. Auch hab' ich leidlich gut Gemach all meine Tage gehabt und meinen Leib mit Ehren gefristet. Das hat Gott immerdar für mich gewaltet weil ich seines Rathes in Demuth gepflegt habe nach der Stimme des Gewissens!" Also möchte einer sagen, und wäre zufrieden. Ich aber bin ein solcher Mann nicht, weil ich mir nicht getraue, an etwas mich herzlich zu freuen, aus Furcht, daß es nicht anhalten und allzu rasch verschwinden werde. Täusche ich mich jedoch darin, so will ich es meinem lieben Herrgott im Himmel immerdar danken."

Und er blickte in den blauen Himmel hinauf und machte ein ernsthaft Gesicht, das gar finster aussah. Das bemerkte der Pförtner noch,

als Heinrich am Leech angelangt war und in das Haus der Deutschherren schritt; denn Jener sprach:

„Geselle, schenkst Du mir einen guten Tag, so mache keine bösen Falten dazu. Du hast noch eine glatte Stirn; warte, bis die Zeit Dir die Jahre, die Du ihr schuldest, in Kerben einschneidet. Das wird sie getreulich thun, so Dir wie mir, der ich alt bin. Doch ist mir ein fröhlich Antlitz willkommener denn eines, worüber der Schatten eines Raben geflogen ist.“

Da lächelte Heinrich ein wenig und erwiderte:

„Bruder Stockald, Ihr seht mehr, als ich Euch zusprechen kann; denn ich bin ein fröhlicher Bursche, der immer sagt: Nimm's, wie Du's find'st. Und find' ich euch wohlgemuth, so verdrießt es mich nicht, das weiß Gott.“

Und er schritt hinein zum Kastner, legte seine Rechnung und empfing das Geld.

Als er wieder in den Hof kam, sah er durch das Gatter den Gartenmeister in den Beeten schaffen und Pflänzlinge einsetzen. Dieser rief ihn zu sich, und Heinrich ging in den Garten und gesellte sich auf eine Weile dem freundlichen Manne, grüßte und sprach:

„Bruder Pilgram, Ihr schafft rüstig!“

„Wie soll ich nicht, Geselle Heinrich! Scheint doch die Sonne, das Erdreich ist warm und feucht, und der Brodem, der aufsteigt, duftet mir in's Herz. Noch liegt der Schnee auf der Kuppe des Schöckels und die Gleinalpe ist weiß, doch auf dem Rosenberge grünt es, und es blüht in den Thälern. Arbeit schafft uns Zufriedenheit. Nimmt Dich deß Wunder? So lange Du wirkst, lebst Du: das sag' einer dem Andern.“

„Ja wohl. Seid Ihr auch glücklich, Bruder Pilgram?“

„Was heißt das, glücklich, mein Geselle? Ich bin ein alter Mann und tanze nicht mehr. Hab' auch wenig im Leben getanzt. Ich habe Genügen; das ist alles. Beginnt es zu sprossen, so lebe ich jedes Frühjahr auf's neue auf mit meinen Pflegekindern, den Pflanzen vielgestalteter Art. Man sagt: der tanzt gut, dem das Glück aufspielt; aber der schreitet geruhig, der den Tanzlärm weit im Rücken hat, wie ich, und mit keinem wüsten Kopfe zu Bette geht, wenn das Spiel aus ist. Mit mir hat es in all' diesen Tagen keine Noth mehr. Du aber, Geselle, magst noch tanzen.“

„Das ist wahr, Bruder Pilgram. Wo ich vor mich hin schaue, da wächst ein Tanzboden heraus. Meint Ihr nicht?“ Und er lächelte ein wenig.

Darauf sprach Jener:

„Sei nicht vorlaut, mein Geselle. Dein Kopf steht immer zwischen den beiden Achseln, wo Du auch hinschauen magst. Du bleibst der gewisse Heinrich Harer. Und ist in Deinem Kopfe klarer Wein, so kannst

Du das Leben genießen. Sag nur niemals: Wann hab' ich nicht gewollt, dann hab' ich gesollt, und alles ist gut."

Er setzte den Fuß auf die Gartenschaufel, grub in die Erde und warf die dunkle Scholle auf. Da splitterte etwas unter dem Grabscheite, und es waren Scherben, die in der Erde lagen.

„Siehe da," sprach er, „thönerne Scherben!"

Er bückte sich, las die Bruchstücke auf und warf sie zur Seite.

„Das mag lange in der Erde gelegen haben. Oftmals schon stieß meine Schaufel auf solch irdenes Geräthe, und viele solcher Gefäße stehen unversehrt im Hause. Die hat der Spittler an sich genommen und verwahrt darin allerlei, was er zu Heilmitteln für die Siechen zusammen stellt oder braut. Siehe, da ist wieder so ein Ding!"

Er hob eine kleine Vase auf und reinigte sie von der feuchten Erde, die daran klebte.

Das Ding mit dem schlanken Leibe und dem zierlichen Halse gefiel dem Gesellen gar wohl, und er sprach:

„Wenn ich es hätte, das Gefäßlein, ich wollte es mir verwahren."

Und der Gartenmeister erwiderte:

„Trag' es dem Bruder Spittler hinauf, vielleicht schenkt er es Dir, denn er hat schon viel davon auf dem Gesimse seiner Arzneistube stehen."

Das ließ sich Heinrich gesagt sein, nahm das fremdartige Ding und begab sich damit zum Spittler hinauf. Dieser war ein leutseliger Herr und hörte das Anliegen des Gesellen mit Vergunst an. Er sah ihm freundlich in's Antlitz und sprach dann ernsthaft:

„Heinrich Harer, ich habe Dir schon längst etwas gutes zugedacht, weil Dein Gebäck uns ohne Tadel zu Hofe kommt. Dies nun hier ist ein gar wundersames Gefäß, das Du mir gebracht hast, und Dein guter Geist hieß Dich es von mir begehren. Denn es stammt aus grauen Zeiten und ward aus dem heiligen Lande nach der Stadt Rom getragen. Und da die Römer vor vielen, vielen Jahren auch hier hausten, so haben sie es in der Erde zurückgelassen und verborgen wie ein seltenes Gut. Aber zum Schatze soll es erst für Dich werden durch das, was ich hinein geben will, nämlich etwas geheimes, was ich aus dem heiligen Lande mitgebracht habe: etwas von einem köstlichen Elixire. Und so lange Du es besitzest, wirst Du zufrieden sein. Das merke Dir."

Und er ließ den erstaunten Heinrich stehen, ging in ein Nebengemach und kehrte nach einer Weile mit dem Gefäße zurück. Das war nun mit einem dichten Stöpsel versehen, und etwas wie ein lieblicher Rosenduft stieg daraus empor, trotzdem es sorglich verschlossen war.

„Da nimm, Heinz. Du trägst nun die Zufriedenheit nach Hause, die ist in diesem Gefäße verschlossen. Verwahre es wohl und öffne es niemals, sonst fliegt sie Dir davon."

Er entzog sich dem Danke des Gesellen, der zufrieden mit seinem

Schatze in die Stadt zurück ging. Zu Hause gab er das empfangene Geld der Frau Walburga, stieg sodann in seine Stube hinauf und verwahrte das wundersame Gut gar sorglich in der Truhe, und dachte noch viel darüber nach, daß er nun die Zufriedenheit bei sich geborgen habe und allen Uebeln, die ihn sonst angefaßt, hinfürder stattlich begegnen könne.

Er spottete zwar selber über sich und sprach: „Herz, stelle Dich ungebärdig, wie Du willst, Du hast nun die Zufriedenheit!" betrachtete jedoch das Ding mit Scheu, und der Wohlgeruch, der daraus empor stieg, behagte ihm auf seltsam liebliche Weise.

Seinem Mitgesellen Jost Seydlin aber konnte es nicht lange verborgen bleiben, daß etwas aus der Truhe heraus die Kammer durchduftete, und Heinrich theilte ihm auch mit, daß er ein kleines Töpfchen von Meister Altfried, dem Spittler bei den Deutschherren bekommen habe und daß er es niemals öffnen dürfe; aber von der geheimen Kraft der Zufriedenheit, die darin verborgen war, berichtete er nichts, weil er selber nicht ganz daran glaubte und doch sich scheute, seinen Unglauben zu verlautbaren.

Dem Jost Seydlin gefiel das Ding, als er es ihm zeigte, gar wohl, und er begehrte es selber zu besitzen. Doch um Geld war es nicht feil, und Jost Seydlin sprach mitleidig:

„Das ist etwas für ein Weib, das eine feine Nase hat; was willst Du damit, Heinz?"

Worauf Jener erwiderte:

„Daß ich es besitze, dessen bin ich zufrieden. Da sollst Du nichts dawider haben, Geselle Jost. Ich will mich an seinem Geruche so lange erlaben, als ich zufrieden bin."

Und er lächelte ein wenig, als er so sprach.

Jost ließ es dabei bewenden, denn er war gutherzig und mochte sonst auch Jedem gönnen, was Einer besaß.

Da geschah es aber, daß ein Gesellenschießen des Montags auf Pfingsten stattfand und die Innungen auf die Morellenwiese mit Armbrust und Zielbolzen hinauszogen. Heinrich Harer und Jost Seydlin waren auch dabei und wurden in die Rotte der Bäcker, Müller und Metzger eingeschrieben.

Es war ein gar festlich und fröhlich Treiben auf der Wiese, und Viele bewährten sich als gute Schießgesellen, die um die ausgestellten Kleinode warben. In aufgeschlagenen Zelten saßen die Frauen und Mägdlein wohl geschmückt, in festlicher Tracht, und sie ergötzten sich ehrsam und lobten jeden trefflichen Mann. Auch die alten Meister saßen beim Pfingstbiere und Weine inmitten ihrer Sippe als Häupter, lobten Sankt Martin, indem sie sich gütlich thaten, und sprachen sich zustimmend aus über jeden gelungenen Schuß; denn es war eine gute Gesellenschaft zusammengeströmt, die mochte jedweder Innung zum Frommen sich reichlich Lob verdienen.

Der Abstand von den Scheiben ward bis zu 140 Schritten abgemessen,

und Jeder mußte ehrlich mit schwebendem Arm und aufgereckt schießen, wie es die Satzung gebot. Heinrich Harer und Jost Seydlin hielten sich wacker: Die Zielbolzen, die mit ihren Namen bezeichnet waren, staken zumeist im innersten Zirkel der Scheibe. Endlich traf Heinrich zweimal den Nagel und war nahe daran, den ausgesetzten Preis von drei Goldgulden zu gewinnen.

Da sprach Jost Seydlin zu ihm:

„Geselle Heinz! wenn ich dreimal den Nagel treffe unter den neun Schüssen, die mir noch bleiben und Dir den Preis entraffe, was wirst Du dazu sagen?"

Worauf Heinrich erwiderte:

„Jost, das mag nicht sein."

Und Jener:

„Was soll die Wette gelten? Ich will es Sankt Martin geloben."

„Was Du setzest, Jost; ich setze dagegen."

„Wohlan denn, Heinz, ich wette mit Dir um das Töpfchen, was in Deiner Truhe liegt und das Dir der Meister Spittler vom Deutschherrenhause geschenkt hat, und setze Dir dagegen mein wälsches Waidmesser, dessen Griff mit Silber eingelegt ist."

Heinrich sprach: „Das gilt."

Da geschah es, daß Jost Seydlin dreimal den Nagel auf dem Kopf traf und damit den Preis und zugleich Heinrichs Vase der Zufriedenheit gewann. Jost Seydlin war ein schmucker Geselle, und die Mägdlein sahen heimlich und offen auf ihn und lächelten ihm auch wohl zu; Heinrich aber war verdrießlich.

Ein Tanz im Grünen folgte auf das Schießen, und da that sich Jost auch regsam hervor und war vergnügt.

Des anderen Tages öffnete Heinrich die Truhe und gab seinem Mitgesellen das Gefäß, das Jener gewonnen hatte und dachte bei sich:

„Nun ist es mit der Zufriedenheit wieder aus! Meister Altfried, der deutsche Herr, hat es gewiß gut mit mir gemeint. Doch sei es! ich bin nicht geboren, um zufrieden zu sein."

Jost Seydlin betrachtete das Ding eine Weile und hatte sein Behagen daran; nach einiger Zeit aber sprach er: „das wird einem schönen Weibe besser in die Nase duften als mir;" und schenkte es der Meisterin. Diese nahm es willig an, weil die Vase überaus zierlich war, und stellte das Geschenk mit freundlichem Danke in ihren Allmer zu Kräutern und Heilsalben, die von Zeit zu Zeit für das Haus gebraucht wurden. So besaß nun Frau Walburga das Gefäß, das Heinrich Harers Zufriedenheit sollte sein. Sie aber sprach zu sich:

„Warum hat nicht er selber daran gedacht, mir das Riechtöpfchen zu verehren, bevor er es an Jost Seydlin durch eine Wette beim Gesellenschießen verloren hat, wie mir dieser erzählt hat? Er geht halt andern

Dingen nach, als sich mir gefällig zu zeigen, und daß ich viel an ihn denke, dessen wird mir wohl guter Rath. Er will sich keine Gunst von mir erwerben, darum soll sein Lob auch nicht von mir gemehrt werden."

Und ihr Antlitz, das unter dem blonden Haare heiter wie Tageslicht scheinen konnte, wenn ihr Herz guten Muthes war, wurde wie von einem Wölklein bedeckt, sobald sie Heinrich Harer erblickte. Dieser aber sagte sich:

„Ich weiß nicht, was an der Sache ist; jedoch meine Zufriedenheit habe ich verloren. Immer mehr wird es klar: Meister Altfried hat es redlich mit mir gemeint, und nun habe ich freventlich mein Gut dahingegeben. Das ist zur Zeit in einer Frauen Händen, deren Wille sich wenig glimpflich zu mir neigt, was ich nicht um sie verdient hätte, der ich mich ihres Dienstes stetiglich angenommen habe. Aber das macht es, weil meine Zufriedenheit nicht mehr bei mir, sondern bei ihr steht; und darf ich verlangen, daß sie mir solche wiedergebe? Nein. Wie sollte ich ihr mit diesem Ansinnen nahen dürfen? Ich will's auch nicht."

So blieb er unmuthig wie vorher, während Jost Seydlin fröhlich mit sich und Andern war. Frau Walburga hörte ihm auch freundlich zu, wenn er erzählte, wie trefflich er die Armbrust geführt; auch durfte er mit Fug den Zielbolzen rühmen, der ihm den Preis von drei Goldgulden gewonnen hatte. Sie lachte wohl mit ihm, aber als er ihr einmal zu nahe in's Auge blicken wollte, sprach sie als Meisterin:

„Geselle Jost, diese und jene Arbeit ist nicht gethan; merk' auf den Lehrjungen, der feiert, weil Du plauderst. Auf mein Gewerk muß ich sehen, daß meine Habe nicht schwinde. Wie sollte ich arme Wittib mein Leben fristen, wenn ich nicht darüber wachte, daß Alles von statten gehe und daß die Kundschaften zufrieden seien, wieder kommen, wenn sie gegangen sind und Braun- und Weißbrot der Rebenbäckerin loben! Dabei wird die Habe gemehrt und ich darf mich sehen lassen. Wer hülfe mir sonst! Eine alleinstehende Frau muß in Allem zwiefach fürsorglich sein, auf daß die Wirthschaft nicht den Krebsgang wandle. Dazu gehört aber, daß die Knechte ihren Fleiß daran legen, die Arbeit zu fördern!"

„Meisterin," frug Jost darauf, „müßt Ihr denn immer allein stehen?"

Und sein hübsches Gesicht ward noch lebendiger als zuvor.

Rasch erwiderte sie:

„Habe ich Dir darüber Rechenschaft abzulegen, ob ich allein stehen mag oder nicht? Soll ich Dich etwa um Rath fragen, mit wem ich zur Kirche und zu wem ich mich fügen soll! Du gütiger Heiland, mit den Hauswirthen hat es auch nicht lauter Trost, wie ich an meinem Herrn Mennhart erfahren habe, der noch keiner von den schlechtesten war und den Gott selig ruhen lasse! Da muß denn eine Frau vorsichtig sein und nichts übereilen!"

„Meisterin, wenn aber einer käme, der das Handwerk auf fremdem

Boden schon gegrüßt hat; der zwar noch kein Altgeselle, aber es bald werden kann; leidlich jung und frisch, aus ehrsamem, einheimischem Hause, dessen Vater ein gut Stück Geld in seine Hände zu legen vermöchte, um die Wirthschaft zu mehren; einer, der euch holden Muth trägt: was würdet Ihr einem solchen zur Antwort geben?"

Da lachte sie hell auf und sprach:

„Das weiß ich nicht. Müßte mir ihn wohl eher genau ansehen."

„Und dann —?"

„Dann möchte ich sagen: kommt morgen wieder!"

„Und wenn er morgen wieder käme?"

„Dann wollte ich ihm sagen: kommt so lange morgen, bis ich Euch sage: morgen ist heute."

„Das will ich mir merken," sagte Jost Seydlin mit zarter Stimme.

Sie aber sprach mit köstlich hellem Lachen:

„Geh, geh, Geselle. An die Arbeit. In die Backstube! Da magst Du Dich erkühlen. Das sei Dein Lohn, weil Du so mit mir redest."

Und Jost Seydlin ging von dannen und war roth vor Freude, weil das Auge der Frau ihm zugeglänzt hatte. Er verstand sich auch darunter alles Gute und war mit sich zufrieden.

Er dachte sich:

„Du bist auf fremder Erde gewandert, Jost, und Dir ward sauer und süß bekannt; warum sollst Du nicht darauf denken, Dir den eigenen Hausstand zu gründen mit einer Frau, deren junger, stolzer Leib noch wie magdlich blüht? Das laß Dir gesagt sein, Jost."

Und er machte einen Freudensprung, als er in die Backstube trat. Dort lag ihm ob zu schaffen, wie es einem ehrlichen Gesellen in seinem Gewerke geziemte: das Brot nach gutem Gewichte kräftig und nahrsam reifen zu lassen, denn der Altgeselle Heinrich war diesmal abwesend und in die Mühle nach Leuzendorf gegangen; weshalb Jost zu allem sehen, überall Hand anlegen und alles überwachen mußte. Dabei war sein Sinnen so wohlgemuth und wonnesam in die Zukunft gerichtet, daß er seines Werkes zur Stunde weniger sorglich achtete, als es sonst geschehen wäre.

Das wurde denn am nächsten Tage in unerfreulicher Weise ruchbar.

Denn als an einem Wochenmarkttage standen auf dem Platze vor der städtischen Schranne die Bäcker in den Brotbänken und hielten feil. Auch Frau Walburga waltete mit dem Lehrjungen Cyprian, der ihr zur Hand ging, ihres Gewerkes und des Verkaufes.

Der Brodschreiber, Meister Niclas, kam und prüfte das Gewicht alles ausgestellten Gebäckes nach Satzung auf der Wage und that auch so mit dem Brote der Rebenbäckerin. Da zog er seine Braue plötzlich empor; er nahm einen zweiten Laib und fand das nämliche wie vorher;

er nahm einen dritten Laib, und das Ergebniß blieb das gleiche; worauf er verkündete:

„Nach Inhaltung und Ordnung der Brottafel allhiesiger Stadt Graz wird das Gewicht eueres Brotes, Frau Walburga Mennhartin, als ungenügend und zu gering befunden; denn es fehlen satzungsgemäße sieben Loth auf das Pfund; weshalb erstlich der Preis von vier Pfennigen auf die Hälfte herab zu setzen ist, und Ihr, Frau Walburga Mennhartin, sodann der herkömmlichen Buße verfallen seid."

Damit ging er, und die Rebenbäckerin blieb bestürzt zurück. Ihr war der Markt verdorben, und sie dachte, daß sie entgelten müsse, was Spruch und Forderung der Altmänner von ihr heischen würden. Da litt es sie nicht länger zu verweilen, sie verließ den Markt und ging in das Haus des Zunftmeisters, Adam Grasweins. Dieser hatte schon durch den Brotschreiber von dem Ereigniß vernommen und mochte gerne ein strenges Antlitz zeigen, jedoch gelang ihm dies der jungen Rebenbäckerin gegenüber nicht gänzlich, als er sie bestürzt in die Stube treten sah. So sprach er denn freundlich:

„Ei, Frau Walburga, Ihr bringt mir böse Mär. Wahrlich, Ihr habt euch nicht guter Dinge beflissen, als Ihr euer Brot mit unechtem Gewichte zu Markte brachtet. Da müßt Ihr Buße leisten, wie es die Satzung heischt. Und ist es mir leid, weil es euch betrifft, eine junge, ehrsame Wittib, so vermag ich euch doch nicht zu helfen. Setzt euch hieher, liebe Frau!"

Und sie erwiederte:

„Meister Graswein, ich habe bisher immer mein Gewerk in Ehren geführt, und noch weiß ich nicht, welch böser Zufall dies zuwege gebracht hat, einen meiner Knechte also zu bethören, daß er des rechten Maßes und Gewichtes vergessen hat. Nun sagt mir, was soll die Sühne sein?"

„Die Sühne, Frau Walburga! Ei, Ihr müßt ein Bad in der Mur nehmen, weil Ihr so hübsch seid."

„Ach, Herr Vater, wollt Ihr grobe Wolle spinnen?"

„Mit nichten, Fraue. Mit euch wäre nur klare Seide zu spinnen. Doch bin ich alt und nicht ledigen Standes; es kommt mir denn nicht mehr zu, um euch zu freien, was ich wohl noch thäte, wenn es anders wäre. Doch der Spruch, der die Sühne bestimmt, lautet: Welcher immer aus der Bäckerinnung Brot mit unrechtem Gewichte in die Bänke bringt, der soll gebüßt werden damit, daß sein Leib in das Wasser der Mur getaucht werde einmalig, ohne daß es ihm weiter zum Schaden gereiche. Das ist altes Recht, und Niemand wird vermögen, euch davon zu lösen. Nun, werdet nicht herb, liebe Frau! Ihr wählt euch einen Stellvertreter, einen Mann, der die Sühne auf sich nimmt, einen eurer Knechte, der mit seinem Leibe für euch einsteht. Dann ist es wohl Zeit, daß ihr ihm den Dienst lohnet, wer es immer sei. Denn er hat auf sich genommen,

was nur euer eigener Hauswirth, wenn er noch lebte, um Recht erduldet hätte. Ist euch ein solcher Geselle ansonst mit guten Sitten zu Gesichte gestanden und ist er für die Meisterschaft reif, so mögt Ihr ihm wohl holdes gönnen und mit ihm in gegebener Zeit zur Kirche gehen. Denn seht, die Altmänner rügen es schon lange, daß noch immer um euretwillen ein Sitz an der Zunftlade leer steht, weil Ihr bis nun euch kein neues Ehehaupt gewählt habt und keinen Mann, der euch Meister sei, mit dem Ihr auch euer Leben in Ehren sänftlich vertreiben könntet. Und so Ihr Jemanden Gunst erweisen wolltet, lieblich als es Frauenart ist, das würde euch von jedem guten Manne freudiglich gedankt werden. Habt Ihr doch zwei Gesellen aus ehrsamen Bürgerhäusern in eurem Gewerke, die auch Vatersérbe zu erwarten haben: der eine aus Leibnitz, der andere aus Eibiswald; wer von diesen beiden die Sühne auf sich nimmt, der hat eure Sache vertreten, und sein Haupt hat für euern Leib gegolten. Darum, liebe Tochter, thu' Dich Deiner Sorgen ab und gieb der Satzung und der Ehe ihren Lauf."

Also tröstete sie Meister Graswein, und sie schied von ihm sinnend und ging in ihr Haus.

Dort kam ihr Jost mit der Miene eines armen Sünders entgegen. Als sie seiner ansichtig wurde, sprach sie zornig:

„Was hast Du mir angethan, böser Knecht? Ei, fürwahr, Du hast gestern zu viel des süßen Weines getrunken, und da ist Dir ein solcher Rauch und Nebel davon erwachsen, daß Du Maß und Gewicht nicht mehr unterscheiden konntest."

„Besänftigt Euer Gemüth, Meisterin," erwiderte Jost demüthig. „Ich weiß von keinem andern süßen Weine, als daß ich Euch zu tief in die hellen Augen geblickt habe, und davon ist mir allerdings eine solche Wirrniß im Haupte erwachsen, daß ich des rechten Gewichtes verfehlt habe. Auch hat vielleicht die Katze am Backtroge gerochen, was alleweil Unheil bringt, wie Ihr wißt, obgleich ich dem Lehrjungen Cyprian aufgetragen, der Katzenwache zu pflegen."

„Schweig mir davon, böser Schalk, und rede Dich nicht auf die Katze aus. Was Du gethan hast, das ist mir zum Schaden geschehen. Und soll ich etwa schuld sein, daß Du keine Augen im Kopfe hast?"

„Meisterin, eben weil ich Augen im Kopfe habe, die von Eurer Holdseligkeit zu sehr erfüllt wurden, habe ich nicht klar gesehen."

„Höre Geselle! dieses Werkes, mich unnützer Weile anzublicken, sollst Du ledig stehen und Dich Deiner redlichen Arbeit annehmen. Ach, ich armes Weib, nun soll ich ihn gar verblendet haben, daß er übles schaffe!"

„Nein, Meisterin, Ihr könnt nur zu gutem Schaffen anregen."

„Schweig still, und bring mich nicht noch mehr auf! Deine sanfte Rede achte ich keine Bohne werth, wenn Du kein getreuer Knecht bist,

der für die Ehre der Wirthschaft sorgt. Was soll nun daraus werden? Kennst Du die Sühne, die auf unrechtes Brotgewicht steht?"

„Ich kenne sie, Meisterin; es ist die Bäckerschupfe. Doch nehme ich die Strafe willig auf mich, und gehe für Euch gerne in's Wasser, der ich für Euch lieber durch's Feuer ginge. Was ist auch in dieser Sommerzeit schlimmes um ein Bad in der Mur? ich lasse mich gerne da hinein schnellen, und lachen die Leute, so lache ich mit. Weiß ich doch, daß Euch damit alles wieder in's Gleiche gebracht wird, was durch dieses mein leidiges Versehen verschuldet wurde."

„So? Du willst die Strafe für mich auf Deinen Leib nehmen?"

„Das ist mir eben und recht, Meisterin."

„Das mag nicht sein, Jost. Du könntest Dich im Wasser erkälten, denn Du bist ein überaus zierlicher Geselle. Mir wäre leid um Dich. Das muß Heinrich Harer, der Altgeselle, thun, nicht Du."

„Aber, Meisterin, wenn ich mich der Sühne mit Herzenslust unterwinde um Euretwillen und um meines eigenen Fehles willen, was habt Ihr dawider? Ich bitte Euch, so ihr mir Gunst erweisen wollt, einem, der Euch immerdar getreulich zu dienen hofft, — so laßt mich thun, wie ich gesagt habe."

„Nein, das mag nicht sein, Jost. Um Dich wär' mir bange, daß Du Dich zu rasch verkühlen könntest. Heinrich ist härter als Du, und mag sich dem billig unterwerfen. Laß es Dir gesagt sein und widerrede mir in nichts, soll ich Dir fürder gut sein."

Und ihre hellen Augen lachten ihn an, ob freundlich, ob spöttisch, das wußte er nicht zu deuten; doch war er zufrieden mit sich.

Sie aber dachte: „Wer giebt mir einen gesunden Rath, wie ich Heinrich Harer dazu gewinnen möchte, daß er mir gehorsam sei?"

Und als dieser aus der Mühle heim kam, rief sie ihn freundlich in ihre Stube und hieß ihn, sich nahe zu ihr setzen, weil sie um eine wichtige Sache mit ihm Rath zu pflegen hätte. Sie theilte ihm zuvor das Ereigniß haarklein mit, um zu sehen, wie er sich dazu verhalten würde.

Heinrich sprach: „Das ist uns ein Schade und ein Spott! Wie konnte sich Jost also vergessen? was hat ihm so kläglich den Sinn verwirrt?"

„Was ihm den Sinn verwirrt hat, Heinrich, wie soll ich das wissen? Doch ist geschehen, was nicht zu ändern ist. Aber wenn Du mir hilfst, so habe ich nimmer Sorge um mein Leben. Du sollst Dich für mein Haus und Gewerk der Sühne unterziehen, und alles wird wieder eben sein, wie vorher."

„Ich? Was sagt Ihr? Das soll Jost thun. Wer kann mich des verübten Fehlers zeihen?"

„Niemand. Aber wenn Du die Strafe um meinetwillen auf Dich nimmst, so bist Du mein Stellvertreter und giebst mir in meiner Bekümmerniß ganze Freude, Heinrich."

„Meisterin, wie könnt Ihr verlangen, daß ich in's Wasser geschnellt werde um etwas, was ich nicht begangen habe und daß ich dann in thörichter Weise umhergehen soll? Das wäre mir leid."

„Heinrich, mir liegt es am Herzen, daß ich kein Leid an Dir sehe, aber auch Du sollst mich aus meiner Kümmerniß erretten und mein Gewerk wieder frei machen dadurch, daß Du Dich fügest. Laß Dich den Spott der Leute geringe achten, Du bleibst nach wie vorher ehrlich und hast meinen Dank gewonnen."

„Nein Meisterin."

Da seufzte sie und sprach:

„Ach, ich armes Weib, wie freundlos und verlassen stehe ich in der Welt und Niemand nimmt sich meiner an!"

Und eine Thräne blinkte in ihrem Auge.

Da ward Heinrich bewegt und sagte:

„Meisterin, Ihr thut mir unrecht!"

„Nein; da hast Du meine Hand, ich will nichts von Dir begehren, was Dir unmöglich dünkt zu erfüllen."

Sie reichte ihm die Hand, die sie lind in die seine schmiegte, und in ihrem blauen Auge blinkte noch immer die Thräne, als sie sich bekümmert gegen ihn neigte, und er vermeinte das warme Blut ihres jungen Leibes gegen sich rauschen zu hören; doch war es nur sein eigener Herzschlag, der rascher ging. Und da geschah es, daß er plötzlich einen leisen, feinen Duft einathmete, der ihm überaus köstlich schien; der kam aus dem verschlossenen Kasten, in welchen Frau Walburga die Vase gestellt hatte, die Heinrich vom Meister Spittler, dem Deutschherren bekommen hatte. Ohne daß er wußte woher, stieg es wie eine bezaubernde Zufriedenheit in seinem Herzen auf; sein dunkler Blick, der noch immer nach der Thräne in der Meisterin Auge sah, erglänzte wärmer, und er dachte:

„Wer mag ihr widerstehen, so sie bekümmert ist und holdselig wie nie vorher! Sie wirrt mir beinahe den Sinn."

Und er sprach: „Meisterin, sei es Thorheit, oder nicht: ich will thun, was Ihr mich heißet."

Da dankte sie ihm mit Lächeln und freundlichen Worten:

„Wohlan, Du treuer Knecht, Du hast es um mich verdient, daß ich Dich immer in Ehren halte. Nun geh an Deine Arbeit! ich will es dem Meister Graswein vermelden, daß Du als mein Stellvertreter die Buße auf Dich nimmst."

Heinrich ging, und als er aus dem Bereiche des jungen Weibes gekommen war, sprach er: „Du hast Dich in einen thörichten Handel eingelassen, Geselle; aber wer war noch nie ein Thor, so ihn ein Weib dazu machen wollte? Das hörte ich immer sagen und habe es nun an mir selber erfahren."

Und er war wieder unzufrieden; denn das Gefäß der Zufriedenheit besaß Frau Walburga.

Sie aber ging zu Meister Graswein und theilte ihm mit, daß Heinrich Harer ihr Stellvertreter sei. Das lobte der Zunftmeister und hielt Heinrich für den rechten Mann, Haus und Ehre zu behüten, welche letztere nach vollzogener Sühne wieder hergestellt sein werde. Weil Heinrich sich mit gutem Willen ihres Dienstes bisher immer beflissen habe, so sei er es werth, Gunst von ihr zu empfangen. „Und ist er erst Dein trauter Ehewirth, so wird er noch Deine Habe mehren, liebe Tochter, obzwar Dein Anwesen schon jetzt stattlich ist und Du des guten Ackers vor dem Thore und des Weingartens am Rosenberge nicht entbehrst, wie ich weiß. Das sei Dir auch herzlich gegönnt, daß Du Dich wieder mit einem guten Meister Deines Lebens freuen magst, denn Dir jungem Weibe ziemt solches gar lieblich, auch wenn Deine Wange noch mehr erröthen wird, als wie jetzt, da ich dieses in Ehren sage."

„Aber Vater Graswein," sprach sie, „wie denkt Ihr gleich so Vieles! Behüte mich Gott, daß ich etwas übereilen sollte, was noch lange nicht so nöthig ist, als Ihr meint. Habe ich gesagt, daß mein Knecht Heinrich mir so zu Gesichte steht, daß ich nicht an ihm vorbei blicken könnte? Ach, da müßte ich verunehrt sein, und mein guter Ruf wäre geschmälert! Das sollt Ihr nicht denken, Meister Graswein."

„Nun, nun, Tochter!" begütigte er sie; „das wird sich Alles zur Zeit fügen, und ich gedenke bald fröhlich zu sein, nämlich, wenn Du Hochzeit hältst."

„Das wird noch lange nicht sein," sagte sie und lächelte dem Altmanne freundlich zu, der ihr auch bedeutungsvoll zu nickte, und so schieden sie.

Heinrich aber wartete mißmuthig auf den Tag, der ihm von den Zunftältesten, die zur Frist Morgensprache an der Lade hielten, mit Spruch und Forderung bestimmt wurde, für die Verletzung der Brottafel in herkömmlicher Weise zu büßen. Es war der St. Jakobstag und zwar zur Zeit des Sonnenunterganges, da die Bäckerknechte, die an ihm das Urtheil vollstrecken sollten, Feierabend hatten.

Zur bestimmten Zeit bewegte sich denn der Zug mit dem armen Sünder in der Mitte, von einem großen Haufen Volkes geleitet, vom Zunfthause im Sacke aus durch das innere und äußere Murthor bis zur Brücke und schwenkte nach rechts in den Wehrgang ab, der zwischen Strom und Ringmauer lag. Dort war der Schneller errichtet, in dessen Korb sich herkömmlicher Weise der nothdürftig bekleidete Büßer setzen mußte, um in die Mur geschnellt zu werden. Dann wartete seiner ein Nachen im Wasser, um ihn heraus zu fischen; und darauf kam der allerspöttlichste Schluß der peinlichen Handlung, indem der getauchte Sünder durch die Gasse der johlenden Volksmenge heim rennen mußte, um sich zu trocknen.

In solcher Weise begann denn auch jetzt das Schauspiel und nahm seinen Verlauf.

Heinrich setzte sich in den Korb, versuchte zu lächeln und blickte finster. Die Stange des Schnellers stand schräg über den Strom geneigt; die Seile, welche in den Rollen gingen, wurden angezogen, und der Büßer schwebte hinan; dann ließen die Knechte die Seile plötzlich fahren und der Korb mit dem Insaßen wurde dermaßen in die Fluth geschnellt, daß die Woge darüber hinweg rauschte und kein Haar am Kopfe des Büßers sichtbar blieb.

Allsogleich begannen sie den Korb wieder empor zu winden, der Nachen war bereit, um den Getauchten aufzunehmen; aber da war das Unerhörte geschehen: ein Geschrei des Staunens und des Entsetzens erhob sich, denn der Korb war leer. Hatte der Darinsitzende sich nicht an den beiden Henkeln festgehalten, oder geschah es durch andere Ursache, genug, die Woge hatte ihn mitgerissen, er war fortgespült worden: Heinrich Harer war verschwunden.

Die Sonne war hinter dem Frauenkogel untergegangen, der Strom floß halb im Dämmer, halb im Lichte des Abends dahin, und wie auch Alle spähen mochten, kein menschlicher Leib war fern ab in der Fluth zu erblicken. Ausrufe des Bedauerns und der Klage erhoben sich laut und lauter: „Er ist todt! er ist dahin, der wackere Heinrich ist verschwunden. Die Mur trägt seinen todten Leib nach Wildon hinab!" Nur einige besonnene Männer meinten, daß Heinrich unter dem Wasser davongeschwommen sei.

Dieses glaubte auch Jost Seydlin, dem es bekannt war, daß sein Geselle trefflich schwimmen und auch eine beträchtliche Strecke unter dem Wasser den Athem an sich halten konnte, wie er es gesehen hatte, wenn Jener in Leuzendorf an der Mühle zu baden pflegte. Freilich schien ihm die Sache nicht geheuer, denn er dachte: Heinrich ist stark aber die Mur ist doch stärker; und da er sich die Schuld an dem ganzen Ereigniß zumessen mußte, so ward sein Herz bedrückt. Doch entschlug er sich wieder bald der Sorge, indem er Allen, die umherstanden, sagte:

„Sorgt nicht! Heinrich, der kühne Geselle, geht nicht unter. Das hat er mit freiem Willen gethan, um nicht gebadet wie eine Maus unter dem Spotte des Volkes heimrennen zu müssen. Das glaubt mir!"

In gleicher Weise suchte Jost Frau Walburga zu beruhigen, die tödtlich erschrocken war, als sie zu Hause das Ereigniß vernommen hatte, und zunächst in Klagen ausbrach, dann Jost des ganzen Handels zu beschuldigen anfing, so daß er zerknirscht von dannen schlich, jedoch zwischen den Zähnen immer noch murmelte: „Ich verwette meinen Kopf, daß Heinrich heil davongekommen ist."

Die Nacht war inzwischen hereingebrochen, die Bürger der Stadt hatten den Fall sattsam besprochen und dann ihre Hausthüren geschlossen und sich zur Ruhe begeben. Frau Walburga jedoch konnte keinen Schlaf

finden; sie saß einsam in ihrer Stube und klagte und rang mit Angst und Hoffnung. Es war dunkel um sie; kaum sandte von außen der halbe Mond etwas Licht herein, der gegen Westen am Himmel stand, und dunkel war ihr Herz und kaum von halber Hoffnung durchleuchtet.

Sie dachte: Seh ich Heinrich noch einmal in meinem Leben wieder, so will ich ihm alles Gute, was ich vermag, erweisen, ich armes Weib! Ist es aber, daß er gestorben ist, dann will ich keine Freude mehr im Leben haben. Hilf mir, heilige Walburga, mit deiner Fürsprache und ich will dein Andenken, mit zwei der schönsten Wachskerzen minnen, die Meister Sebald, der Lebzelter, in seinem Laden hat! Auch will ich an der Kirchthüre den Armen durch drei Wochen theilen, so viel ihrer dort stehen, das gelobe ich dir!"

Da tönte ein leiser Laut durch die dunkle Stube: „Frau Walburga!"

Sie schrak zusammen, so daß ihr Busen sich ungestüm hob und senkte und sie lauschte ängstlich.

Deutlich vernahm sie noch einmal den Ruf: „Frau Walburga!" und er tönte vom Fenster her.

Sie raffte sich auf und schritt hoffend und zagend dahin, und siehe! draußen schmiegte sich ein Antlitz an's Gitter, und zwischen den Blumenstöcken hindurch erkannte sie im Dämmerlichte der Nacht Heinrich, der an dem Weinrebenstocke an der Giebelseite des Hauses emporgeklettert war und sie mit Namen anrief.

Sie frug ihn mit unterdrücktem Jauchzen freudiglich: „Heinrich, bist Du es?"

„Ich bin's," flüsterte er, „die Hausthüre ist verschlossen, öffnet mir, Meisterin."

„Warte," flüsterte auch sie, „ich komme hinab. Ach, es sieht Dich wohl Niemand vor meinem Fenster?"

„Die Rebenblätter verbergen mich, Meisterin," antwortete er.

„Laß Dich wieder hinab, Heinrich; ich komme gleich."

Sie zündete ein Lämpchen an, nahm den Hausschlüssel von der Wand und ging leise auf den Zehen die Stiege hinunter, barg das Flämmchen mit der Hand und öffnete die Thüre. Er kam herein und sie verschloß wieder die Hausthüre, faßte ihn bei der Hand und sprach: „Komm, daß Dich Niemand sehe!"

Das Gesinde schlief schon, nur aus dem hintern Gebäude, wo die Backstube lag, drang ein Lichtschein in den Hausflur, und sie führte ihn hinauf in ihre Stube. Dort angelangt, stellte sie das Lämpchen auf den Tisch und sprach:

„Du hast Dich in dem Murwasser erkältet, Heinrich."

Sie öffnete rasch eine Spinde und gab ihm ein Kleid, das einst Herr Mennhart getragen hatte, und gebot ihm, sich darein zu hüllen, daß er sich erwärme, während sie sich abwandte.

Heinrich that nach ihrem Geheiße, und dann kehrte sie ihm ihr ängstliches und doch lachendes Antlitz zu und sprach: „Ach, wie hab' ich mich um Dich gesorgt! Wie warst Du so verwegen, dem Strom zu trauen! Doch es hat Dir nicht geschadet, Du lebst und bist da. Wie war ich bekümmert! Ich hätte in meinem ganzen Leben keine frohe Stunde mehr gehabt, wenn Dir etwas zugestoßen wäre! Du Armer, hast mein Gebot erfüllt, und nur ich wäre schuld an Deinem Untergange gewesen! Aber nun ist's gut und ich will es Gott und allen Heiligen herzinniglich danken, daß Dir kein Unheil widerfahren ist. Wie hast Du es nur angestellt, böser Knecht, mich so zu verwirren und auch alle Leute, die nichts mehr von Dir sahen, als Du in's Wasser geschnellt wurdest. Man erzählte mir's."

„Hätte ich mich sollen dem Spott des Volkes aussetzen und nach Hause rennen? dann wäre ich zeitlebens in thörichter Weise umhergegangen. Nein, ich schwamm unter dem Wasser, so lange ich es vermochte, und als ich wieder auftauchte, war ich auf einer dämmerigen Stelle des Stromes angelangt, wo man mich nicht sehen konnte. Dann hab' ich mich nach links in den Stadtgraben hinein gewendet; denn ich habe gewußt, daß dort am südlichen Wehrthurm ein Wasserpförtchen ist, welches in Friedenszeiten immer offen steht, und durch das man leichtlich hereingelangen kann. Dort hab' ich mich nahe der Mauer so lange im Schilfe geborgen, bis die Nacht gekommen ist, daß mich Niemand sehen konnte, und dann schlich ich mich behutsam hindurch und bin hieher gekommen, wie Ihr seht, Meisterin."

„So verwegen warst Du, Heinrich! Und das kalte Gebirgswasser! Wie leicht hättest Du Dich für Dein Leben verkälten können! Und Deine Hände sind noch starr und kalt; ich will sie Dir mit meinen eigenen wärmen. Nein, laß nur! Du hast es um mich verdient. Doch warte, so wird es besser sein."

Sie nahm ein lindes Tuch und rieb ihm die Pulse an beiden Handgelenken eifrig; dann trocknete sie ihm die noch immer feuchten Haare an den Schläfen und richtete bald Worte des Bedauerns, bald des Vorwurfes an ihn, so daß es Heinrich warm wurde.

„Meisterin, wie sorgt Ihr so traulich um mich!" sprach er. Mir ist unter Euren linden Händen wärmer denn je geworden, und weil ich Euch so nahe in die Augen sehe, vermeine ich schier, der lichte Mai sei gekommen, der alle Herzen zur Freude bewegt. Ihr seid mir so nahe, daß ich Euch umfassen kann, und da ist mir's, als blühte die Stube um mich her."

„Nein, laß mich, Heinrich. Und sieh, hier am Arme bist Du verwundet, Du hast Dich verletzt!"

„Geritzt. Das bedeutet nichts."

„Wie Du das weißt! Nein, ich habe ganz nahe eine Heilsalbe im Allmer, damit will ich Deines Armes pflegen.“

Sie öffnete die Thüre des Kastens und nahm, wie sie meinte, das Töpfchen mit der gewünschten Salbe heraus; aber in der Eile versah sie sich, und es war ein anderes Gefäß, was sie in der Hand hielt. Und da geschah es, daß ihr dasselbe zu Boden fiel und alsbald in Scherben zerbrach. Ein wundersamer Duft erfüllte plötzlich die Stube.

„O weh!“ klagte sie, „wie habe ich fehl gegriffen! Das ist das Riechtöpfchen, welches Du, Heinrich, vom Meister Spittler bekommen hast, und nicht die Heilsalbe: das liegt's nun in Scherben.“

Heinrich aber ward verwirrt und dachte: „Liegt nun meine Zufriedenheit in Scherben, so muß die Fraue sie mir wieder geben. War es mir doch vorher, als blühte die Stube um mich her. Nun blüht es in der That plötzlich wie von tausend Rosen; solch köstlicher Geist war in der Vase verborgen, daß davon die Stube in einen Rosengarten verwandelt ist und ich wie trunken bin.“

Dann sprach er: „Meisterin, als mir der deutsche Herr das Gefäß geschenkt hat, da pries er es als gar wundersam. Es stammt aus grauen Zeiten und ward aus dem heiligen Lande hierher getragen. Aber zum Schatze soll es erst für Dich werden, Heinrich — so seine Worte — durch das, was ich hinein geben will, nämlich etwas geheimes und überaus holdes. Und so lange Du es besitzest, wirst Du zufrieden sein. Also war meine Zufriedenheit in dieser Vase verschlossen, die ist nun verloren. Jetzt steht aber die Sache so, daß der Geist, der darin verschlossen war, mein Herz trunken gemacht hat und unzufrieden, und nur wenn Euer Herz, Meisterin, sich zu mir in Liebe gesellt, kann ich wieder zufrieden werden. Und trunken wie ich bin, vermeine ich, daß sich das Glück zu mir gewendet hat, und ich will es festhalten und nimmer verlieren.“

Da vergaß er auf alles, begann das junge Weib zu trauten und wollte um sein Mannesrecht mit ihr dingen.

Sie aber entrang sich bald ihrer Schwäche, hielt ihn fern und faltete die Hände bittend:

„Nein, Herzensheinz! das sei Dir verwehrt! Ich habe Dich auch lieb, aber so Deine Treue mir unverloren bleiben soll, darfst Du nicht Deinen Willen wider Gott vollbringen. Denn ich will früh und spät der Zucht und Ehren pflegen, und nur, wenn wir zu einander gebunden sind durch das Wort des Priesters in der Kirche, dann will ich Dich Deiner Treue genießen lassen und Dir Macht über mich geben. Denn dann steht es auch in meinem Willen, daß ich Dir hold sei. Bis dahin aber bin ich Dir fremd, Herzensheinz, und Du sollst mir gehorchen, wenn Du mich lieb hast. Dann will ich Dir auch dereinst als Dein Eheweib freudiglich Gehorsam leisten. Nun aber sollst Du gehen, weil es nicht gut ist, daß wir länger beisammen bleiben.“

„Sei es denn!" sprach er leise. „Mein Wille und meine Zufriedenheit stehen bei Dir, und darf ich um Dich freien und bist Du mein holdseliges Weib, so will ich Zeit meines Lebens der Unzufriedenheit widersagen."

Und also schied er von ihr.

Da hatte die weise Frau Monica und auch Meister Graswein, der Altmann, doch recht behalten. Denn eine fröhliche Hochzeit ward am St. Martinstage gefeiert, als Meister Heinrich Harer mit seinem angetrauten Weibe aus der Pfarrkirche St. Egydi mit Festgeleite nach Hause kam. Das wird ein zufriedener Mann werden, dachte sich Mancher. Am Abend tanzte auch Jost Seydlin fröhlich, und als er in die Nähe der jungen Ehefrau kam, sagte er: „Heut ist morgen, nicht wahr, Meisterin?"

„Ja, heut ist morgen und das ganze Leben."

Jost aber dachte sich: „Ist's nicht die, so wird es wohl eine andere sein, die ich bekomme;" und war mit sich zufrieden.





Robert Koch

und seine letzte wissenschaftliche Großthat.

Von

Wilhelm Kastede.

— Berlin. —



Es war im August des vorigen Jahres, als der internationale medicinische Congreß in Berlin seine zehnte Tagung abhielt. Ein wissenschaftlicher Areopag von seltenem Glanze. Alle Nationen, die mitarbeiten an dem Ausbau der modernen Medicin, hatten ihre hervorragendsten Vertreter in die Schranken geschickt, und alle Fragen, die heute im Mittelpunkte der Erörterung stehen, fanden durch die Redner der allgemeinen Sitzungen eine Darstellung, die es ermöglichte, ein Facit zu ziehen aus allem, was die Heilkunde in den letzten ereignißreichen Jahren an bleibendem Gewinn für die leidende Menschheit ihren früheren Errungenschaften hinzuzulegen hat. Kein geringerer als Lister selbst war es, der die Wandlungen kurz Revue passiren ließ, die seine alles ärztliche Handeln umgestaltende Lehre von der antiseptischen Wundbehandlung durchgemacht hat, bis sie ihre heutige theoretische und praktische Durchbildung erfahren hat. Cantani, der an einer deutschen Hochschule zu seiner wissenschaftlichen Bedeutung herangereifte Italiener, der in der Folge der eifrige Vermittler freundschaftlicher Beziehungen zwischen der Gelehrtenwelt beider Nationen geworden ist, legte die fundamentalen Umgestaltungen dar, welche die Fieberlehre, eins der wichtigsten Gebiete der inneren Medicin, in den letzten Jahren durchgemacht hat. Die Frage der Immunität und der Immunisirung des Organismus gegen krankmachende Einflüsse, die durch seinen berühmten Landsmann Pasteur neue Grundlagen gewonnen

hat, fand in Bouchard, selbst einem der erfolgreichsten Mitarbeiter auf diesem vielumstrittenen Gebiete, einen geistreichen Interpreten. Unmittelbar in das praktische Leben unserer Tage führten die Reden des Holländers Stokvis, der die Anpassung des Europäers an das Tropenklima, und des Schweden Axel Key, der die Ueberbürdung der Jugend durch die Anforderungen des modernen Schulunterrichts zum Ausgang seiner Erörterungen nahm.

Alle Nationen hatten ihre besten Männer entsandt, und die nach tausenden zählende Zuhörerschaft folgte jedem Vortrage mit ungetheilter Aufmerksamkeit und zollte den Rednern reichen Beifall. Aber wie eine Art Andacht kam es über die auserlesene Versammlung, als am Nachmittage des 4. August Robert Koch die Rednerbühne betrat. Es war eine geraume Zeit verstrichen, seit der Mann, der da so ohne jede Spur von rednerischem Pathos in einfachen, schlichten Worten zu der Versammlung sprach, zum letzten Mal an die Oeffentlichkeit getreten war, und jedesmal, wenn dies bisher sich ereignet hatte, war es irgend eine Thatsache von weittragendster wissenschaftlicher Bedeutung gewesen, mit der er fertig vor die Welt hintrat. Jeder trug die Erwartung in sich, daß in der Stille seines Laboratoriums wieder eine jener Entdeckungen herangereift sei, mit denen er schon zu wiederholten Malen die nichts ahnende Welt überrascht hatte, und es kam fast wie Enttäuschung über die Zuhörer, als er statt dessen, nicht anders, wie auf anderem Gebiete sein Vorredner Lister, einen Rückblick auf das Forschungsgebiet warf, das durch ihn ein so fruchtbares geworden ist. Zwar gewährte er dabei Ausblicke auf neue Methoden der Erforschung der Infectionskrankheiten, deren jeder auf dereinstige neue Entdeckungen hinwies, aber das waren, statt der erwarteten Thatsachen, nur Wechsel auf die Zukunft. Endlich, ganz am Schluß seiner Rede, eröffnete er der Versammlung, daß ihn schon lange, seit der Entdeckung des Tuberkelbacillus, das Problem beschäftige, Mittel zu finden, welche sich gegen die Tuberkulose therapeutisch verwerthen lassen, und er bezeichnete als den einzigen Weg zur Erreichung dieses Zieles den Thierversuch, der darüber Aufschluß zu geben habe, ob die Agentien, welche die Entwickelung des Tuberkelbacillus im Reagensglase zu hemmen vermögen, auch im lebenden Organismus sich wirksam erweisen. Er entwickelte, daß er zahllose Mittel gefunden habe, welche den Bacillus in Reinculturen vernichten, aber die Hoffnung, welche sich bei jedem Zuhörer an diese Eröffnung knüpfte, schlug er sofort zu Boden, indem er hinzufügte, daß alle gefundenen Mittel sich beim Thierversuch gänzlich wirkungslos erwiesen hätten, bis er endlich in dem Schlußpassus dieser denkwürdigen Rede aussprach, daß er sich, trotz aller Mißerfolge, von dem Suchen nach entwickelungshemmenden Mitteln nicht habe abschrecken lassen und schließlich auf Substanzen gestoßen sei, welche nicht allein im Reagensglase, sondern auch im Thierkörper das Wachsthum der Tuberkelbacillen aufzuhalten im Stande seien.

„Sollten aber die im Weiteren an diese Versuche sich knüpfenden Hoffnungen in Erfüllung gehen," so lautete der Schluß der Rede, „und sollte es gelingen, zunächst bei einer bacteriellen Infectionskrankheit des mikroskopischen, aber bis dahin übermächtigen Feindes im menschlichen Körper selbst Herr zu werden, dann wird man auch, wie ich nicht zweifle, sehr bald bei anderen Krankheiten das Gleiche erreichen. Es eröffnet sich damit ein vielverheißendes Arbeitsfeld mit Aufgaben, welche werth sind, den Gegenstand eines internationalen Wettstreits der edelsten Art zu bilden."

Jeder, dem die Art und Weise bekannt war, durch die sich alle bisherigen Veröffentlichungen Kochs kennzeichneten, war nach diesen Aeußerungen überzeugt, daß seine Versuche bereits zu Ergebnissen gelangt seien, die ihm ein Recht gaben, Hoffnungen zu erwecken, wie sie sich in den Schlußworten seiner Rede aussprachen. Eine leicht begreifliche Erregung bemächtigte sich daher in der Folge nicht nur der wissenschaftlichen Kreise, und wir sind Zeugen einer Bewegung geworden, wie sie vielleicht einzig in der Geschichte der Wissenschaft dasteht. Das bloße hingeworfene Wort eines Mannes hatte genügt, um die ganze Welt in Aufregung zu versetzen. Alle die Tausende, die der Weltseuche Schwindsucht anheimgefallen, wandten ihre Blicke auf den Mann, von dem sie Heilung ersehnen, aber nicht nur die leichtgläubige Schaar der Hoffenden, auch die Männer der Wissenschaft, die gewohnt sind, nur das unumstößlich Bewiesene als Thatsache hinzunehmen, ließen diesmal dem Zweifel nicht Raum. Es stand fest unter den Gelehrten, daß eine Entdeckung von unberechenbarer Tragweite gemacht, daß ihre Veröffentlichung nahe bevorstand. Wir werden weiter hin die Eigenschaften Kochs kennen lernen, welche diesem unbedingten Vertrauen auf sein Wort eine Stütze gaben, vorerst wollen wir die kurze Schilderung des Geschehenen zu Ende führen.

Es wurde bald bekannt, daß die Arbeiten Kochs in ein neues Stadium getreten seien. Das durch den Thierversuch bewährte Mittel wurde am kranken Menschen erprobt. Zunächst wurde dasselbe an einer Reihe von Kranken in der Charité angewandt. Dann machte Koch den berühmten Versuch an sich selbst. Dieser Versuch an sich war ein so gewaltiger, daß nur ein so fest entschlossener Charakter ihn machen konnte.*) Koch hatte eine Dosis genommen, die um 5 Centigramm größer war, als die größte, welche bis dahin einem Kranken in der Charité gegeben war; aber aus den schweren Wirkungen, welche er davon verspürte, gewann er die Möglichkeit, die Rathschläge zu ertheilen, welche für die Anwendung des Mittels in der Heilkunst von Anfang an sichere Anhaltspunkte gaben. In je ausgedehnterem Maße diese Versuche am Menschen nun unternommen wurden, desto schwieriger wurde es, sie geheim zu halten.

*) Rede des Ministers v. Goßler im Abgeordnetenhause am 29. November 1890.

Die Presse bemächtigte sich des Gegenstandes in einer Art, die den Gelehrten, um keine falschen Vorstellungen von der Art seiner Entdeckung aufkommen zu lassen, zu einer vorläufigen Veröffentlichung seiner Versuchsergebnisse zwang, bevor es möglich war, ausreichende Erfahrungen über das Mittel zu gewinnen, wie es anfangs seine Absicht gewesen.

Welche Bewegung es in der ganzen medicinischen und nicht medicinischen Welt hervorgerufen hat, als diese Veröffentlichung*) erfolgte, ist genugsam bekannt. Auf den Inhalt derselben werden wir weiterhin Gelegenheit haben zurückzukommen. Hier sei nur erwähnt, daß Koch in seiner Mittheilung den Schleier nur halb gelüftet hat, und daß auch heute noch nicht bekannt ist, welcher Art das von Koch der praktischen Erprobung übergebene Heilmittel gegen Tuberculose ist. Inzwischen ist das neue Mittel in zahllosen Fällen praktisch angewandt, und aus einer großen Reihe von Kliniken und Krankenhäusern liegen die ersten Berichte über die Ergebnisse der Heilversuche vor. Der anfänglich fast überschwängliche Enthusiasmus hat angesichts der Thatsachen, die sich dabei ergeben haben, einer nüchterneren Anschauung Platz gemacht, die etwa dem entspricht, was Koch selbst in der ihm eigenen maßvollen Weise in seiner classischen Veröffentlichung von dem Mittel gerühmt hat. Wir haben diesen Zeitpunkt, dessen Eintreffen für den Eingeweihten vorauszusehen war, abgewartet, um unbeeinflußt von jenem Enthusiasmus, der angesichts der außerordentlichen Tragweite des Ereignisses auch den Nüchternsten ergreifen mußte, an eine vorurtheilslose Würdigung der neuesten Entdeckung des berühmten Forschers gehen zu können. Bevor wir uns jedoch mit dieser selbst befassen, laden wir den Leser zu einem Rückblick ein, der uns die Geschehnisse der Gegenwart verständlicher machen soll.

* * *

Schon in dem oft undurchsichtigen Nebel historischer Vergangenheit**) erkennen wir das Streben, den kranken Organismus zu heilen. Wir sehen sogar, daß der Glaube an die Möglichkeit der Heilung früher vorhanden war, als das professionelle Auftreten der medicinischen Kunst. Alle Mittel, im Alterthum benutzt und empfohlen, verdanken ihre Anwendung einem reinen Empirismus. Durch alle Jahrhunderte hindurch hat dieser Arzneien geliefert, und noch heute können wir uns den Resultaten dieser merkwürdigen Auffindungsart und der Benutzung der durch sie aufgefundenen Heilmittel nicht verschließen. Als eins der merkwürdigsten Beispiele hierfür, der neueren Zeit angehörig, kann das Auffinden der Chinarinde gelten. Die Tradition läßt die Ureinwohner von Peru die

*) Deutsche medicinische Wochenschrift 1890 Nr. 46a.

**) Liebreich, Die historische Entwickelung der Heilmittellehre S. 4 ff. Berlin 1887.

Lehrmeister der Europäer sein. Berichtet wird ferner, daß der erste Justizbeamte von Loca, der Corregidor Lopez de Cañizares bei der Vicekönigin von Peru, der Gräfin Cinchon, das Mittel mit Erfolg anwandte, und der Leibarzt des Vicekönigs, Juan del Vego, führte dasselbe im Jahre 1640 in Europa ein. Aber groß waren die Schwierigkeiten, welche sich der empirischen Einführung dieser Arznei in den Weg legten. Der Gebrauch des als Pulvis jesuiticus bezeichneten Chinarinden-Pulvers schien zu verschwinden, als ein historisches Ereigniß die Anwendung der Chinarinde rettete. Die Gesundheit des jungen Dauphins, des späteren Königs Ludwig XV. wurde durch ein Chinapräparat wiederhergestellt. Die Bereitung desselben, ein Geheimniß Talbots, war ihm für 2000 Louisdor und eine jährliche Rente von 2000 Francs abgekauft worden. Erst von der Zeit des Gebrauchs der Chinarinde am Hofe Ludwig XIV. an, besonders aber nach dem Tode Talbots, fand die Chinarinde und das später aus ihr dargestellte Alkaloid, das Chinin, eine allgemeine Verbreitung.

Es ist bekannt, daß auch die gerade jetzt so häufig mit der Kochschen Entdeckung in Parallele gestellte Kuhpockenimpfung in diese Kategorie der auf rein empirischem Wege aufgefundenen Heilmethoden gehört. Die Melkerinnen von Gloucestershire wußten früher, als es zur ärztlichen Kenntniß gelangt war, daß, wer durch Ansteckung an Kuhpocken erkrankt war, vor der Blatterninfection gesichert sei, und diese im Volksbewußtsein wurzelnde Erfahrung gab Jenner die erste Idee für die Einführung der Pockenimpfung.

Den Aufschwung der Arzneimittellehre zu einer wirklichen Wissenschaft verdanken wir erst der physiologischen Methode, die unserem Jahrhundert angehört. Erst die glänzenden Entdeckungen von Männern, wie du Bois Reymond, Helmholtz, Brücke, Ludwig ermöglichten eine systematische Untersuchung der Heilmittel, und die von Traube erkannte Wirkung der Digitalis, die wichtigste Stütze für die klinische Behandlung der Herz- und Nierenerkrankungen, bildet den Ausgangspunkt einer Richtung in der Heilmittellehre, welche nicht nur die Wirkung einer Substanz auf den normalen oder krankhaft veränderten Organismus zu verfolgen bestrebt ist, sondern auch darauf das Studium hinlenkt, in welchem Zusammenhang die Eigenthümlichkeiten des benutzten Mittels, d. h. seine physikalischen und chemischen Eigenschaften, zu der durch dasselbe im Organismus hervorgerufenen Wirkung stehen. Diese Art der Forschung wurde nur ermöglicht durch die neuen Entdeckungen auf dem Gebiete der Medicin und der Naturwissenschaften, welche sich in erster Linie an den Namen Virchows anknüpfen und in der jüngst vergangenen Zeit die Grundlage für das therapeutische Handeln geworden sind. Denn die für die Beurtheilung des Wesens der Einwirkung chemischer Substanzen auf den Organismus nothwendige Erkenntniß der hervorgebrachten Veränderungen der normalen Beschaffenheit

desselben konnte nur durch die pathologisch-anatomische Untersuchung gewonnen werden. Dazu kamen die veränderten Anschauungen, welche die Neuzeit auf dem Gebiete der Chemie hervorgebracht hat, um den Aufbau der Heilmittellehre zu vollenden, wie sie bis zu dem Zeitpunkte die herrschende war, als ein ganz neues Princip, das wir als das ätiologische bezeichnen können, von Grund aus umgestaltend auf dieselbe einwirkte. Die Grundlagen für dasselbe lieferte die heute durch Robert Kochs glänzende Entdeckungen auf der Höhe ihrer Entwickelung angelangte neue Wissenschaft von den kleinsten pflanzlichen Lebewesen.

Wiewohl bereits Leeuwenhoek vor mehr als 200 Jahren Bakterien im Mundspeichel beschrieben hat, so ist doch erst im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts durch die Entdeckung der pflanzlichen Natur der Hefe durch Cagnard-Latour und Schwann der Grundstein zum Aufbau der vitalistischen oder Keimtheorie gelegt worden. Die Beziehungen der Mikroorganismen zu den Infectionskrankheiten hat schon Jakob Henle im Jahre 1840 auf Grund theoretischer Betrachtungen mit bewunderungswürdigem Scharfsinn ausgesprochen. Thatsächliche Unterlagen für die Lehre von der Krankheitserzeugung durch Mikroorganismen*) wurden jedoch erst durch die Beobachtung einer Reihe von Pflanzen- und Insektenkrankheiten gewonnen. Schon 1835 stellte Bassi als Ursache der Muscardine, einer tödtlichen Krankheit der Seidenraupen, einen Pilz fest. Andere Insektenkrankheiten wurden bald auf ähnliche Pilze mit aller Sicherheit zurückgeführt; ebenso wurden von Tulasne, de Bary und Kühn eine Reihe von verheerenden Krankheiten der Getreidearten, der Kartoffel rc. durch das Eindringen und den Parasitismus von Pilzen erklärt. Auch bei höheren Thieren und beim Menschen glückte bald der positive Nachweis kleinster pflanzlicher Gebilde als Ursache gewisser Krankheiten, namentlich wurde durch die Arbeiten von Pollender und Davaine festgestellt, daß der Milzbrand durch das Auftreten kleinster stäbchenförmiger Organismen im Blute charakterisirt sei, die als die Erreger der Krankheit angesprochen wurden. Weitere Parasitenbefunde ergaben sodann die Forschungen von Rindfleisch, Waldeyer, v. Recklinghausen u. A. über die Wundinfectionskrankheiten. Daneben her gingen die an Schwann anknüpfenden weiteren Untersuchungen über die Gährungsvorgänge. Die Untersuchungen von Pouchet, Tyndall, Pasteur, Ferdinand Cohn stellten mit Sicherheit fest, daß die Luft stets Gährungs- und Fäulnißkeime enthält, daß der Staub zum Theil aus Mikroorganismen besteht, daß Wasser, Boden und unsere gesammte Umgebung überall mit diesen kleinsten Zellen verunreinigt ist. Von großer Bedeutung für die weitere vitalistische Gährungslehre wurde die Unterscheidung verschiedener und specifische Wirkungen hervorrufender Gährungsorganismen. In dieser Richtung waren Pasteurs Arbeiten die

*) Flügge, Fermente und Mikroparasiten, S. 35 ff. Leipzig 1883.

eigentlich grundlegenden und haben namentlich für die späteren Methoden der Forschung die ersten Voraussetzungen geschaffen.

Von bedeutendstem Einfluß auf die Anerkennung der parasitären Theorie waren endlich die Resultate der Listerschen antiseptischen Wundbehandlung. Hervorgegangen aus der bestimmten Tendenz, die Wirkung der infectiösen Organismen zu verhindern oder zu hemmen, und eben durch die Berücksichtigung der organisirten Krankheitserreger von überraschenden Erfolgen begleitet, trug sie die Kenntniß und Würdigung der Mikroparasiten in die weitesten Kreise, und von Jahr zu Jahr minderte sich die Zahl der Skeptiker und Gegner. Gleichzeitig aber brach sich die Ueberzeugung unter den Forschern Bahn, daß vor allem erst durch ein detaillirtes Studium der verschiedenen zur Beobachtung gelangenden Mikroorganismenformen, durch das Erforschen ihrer Lebensbedingungen und Lebensäußerungen, durch ausgebildete Methoden zu ihrer mikroskopischen Beobachtung und durch fehlerfreies Experimentiren am Thier die Unterlagen gewonnen werden müssen, auf denen eine genauere und sichere Einsicht in die Rolle der parasitären Krankheitserreger erwachsen könne. Auf der Grundlage dieser Erkenntniß erstanden die neueren bacteriologischen Untersuchungsweisen: Klebs' Methode der fractionirten Cultur der Organismen, Cohns systematische Züchtungen, Nägelis Forschungen über Lebensbedingungen und Stoffwechsel der Organismen, Brefelds Beiträge zur methodischen Untersuchung der Pilze. Mitten in diese Bestrebungen hinein fallen die ersten Arbeiten Kochs, seine Methoden zur Reincultur und zur mikroskopischen Untersuchung der Mikroorganismen, die für alle weiteren Forschungen auf diesem Gebiete grundlegend geworden sind.

Wir besitzen aus dieser ersten Zeit des wissenschaftlichen Schaffens des später so berühmt gewordenen Gelehrten das Zeugniß eines Mitlebenden, des Breslauer Botanikers Ferdinand Cohn, der unter denen, die um die Erforschung der pflanzlichen Mikroorganismen verdient sind, zu den hervorragendsten gehört. Koch hatte sich, nachdem er nach absolvirter Studienzeit eine kurze Assistentenzeit am allgemeinen Krankenhause in Hamburg durchgemacht und einige Jahre als Arzt practicirt hatte, 1872 als Physicus in Wollstein in der Provinz Posen niedergelassen. Inmitten der realen Thätigkeit des Landarztes, war ihm das Ideal wissenschaftlicher Forschung nicht verloren gegangen. Er beschäftigte sich Jahre hindurch mit bacteriologischen Studien, insbesondere mit Forschungen über den Milzbrand und die denselben charakterisirenden Bacillen, und im April 1875 wandte er sich brieflich an Ferdinand Cohn mit der Bitte, ihm seine Versuche demonstriren zu dürfen. Ferdinand Cohn berichtet*), daß er im ersten Augenblick in ihm den unerreichten Meister wissenschaftlicher Forschung erkannt habe. „Die mit eiserner Consequenz vorwärts schreitende Methode,

*) Ein Brief über Koch. Deutsche Revue 1891. Januarheft.

die Eleganz und Sicherheit jener Experimente, die unwiderlegliche Logik seiner Schlußfolgerungen, die classische Klarheit seiner Darstellung hatte Koch bereits in seiner ersten, damals schon abgeschlossenen Arbeit über Milzbrand in eben solcher Vollkommenheit bewährt, wie in allen seinen späteren Untersuchungen." Seine Versuchsergebnisse hat Koch zwei Jahre später im zweiten Bande von Cohns Beiträgen zur Biologie der Pflanzen veröffentlicht, und wer diese seine erste Publication mit Aufmerksamkeit studirt, wird das Urtheil des Breslauer Botanikers vollauf bestätigt finden. Anknüpfend an die vorher erwähnten Untersuchungen Davaines über diesen Gegenstand, gelingt es Koch, durch seine sinnreichen Methoden die Entwicklung des Milzbrandbacillus durch alle Stadien zu verfolgen und die Kette der Beweisführung, daß er der Erreger des Milzbrandes sei, unwiderleglich zu schließen.

In die Wollsteiner Periode fällt noch die zweite größere Schrift Kochs, seine Untersuchungen über die Aetiologie der Wundinfectionskrankheiten. Wir wollen auf eine Analyse dieser früheren Arbeiten und eine Würdigung ihrer Bedeutung, namentlich für die Ausbildung der Methoden, die zu seinen späteren glänzenden Entdeckungen führten, nicht näher eingehen, dieselbe ist so oft Gegenstand der Darstellung auch in populären Zeitschriften gewesen, daß wir alles dies als bekannt voraussetzen können. Ebenso ist bekannt, daß Koch, nachdem er im Sommer 1879 vorübergehend das Amt eines Gerichtsphysicus in Breslau innegehabt hatte, noch einmal für kurze Zeit nach Wollstein zurückkehrte, von wo er 1880 in das neubegründete Reichsgesundheitsamt nach Berlin berufen wurde. Damit beginnt die zweite Periode seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, deren erste vollreife Frucht die Entdeckung des Tuberkelbacillus war, die er am 24. März 1882 der Berliner Physiologischen Gesellschaft mittheilte*). Wir müssen bei dieser Arbeit, an die sich seine neuesten Forschungsergebnisse als folgerichtige Weiterentwicklung eines planvoll durchdachten wissenschaftlichen Aufbaues anschließen, etwas länger verweilen.

Durchblättern wir die Geschichte der Medicin, so läßt sich dem, was sie uns über die Tuberculose berichtet, kaum etwas auch nur annährend Aehnliches an die Seite stellen. Zahllos ist die Reihe der Namen von bestem Klang, deren Träger sich um die Aufklärung des Wesens dieser verheerendsten aller Volksseuchen gemüht haben, und es ist, bei allem Erhebenden, was in diesem nie ermüdenden Wahrheitsdrang der Edelsten aller Nationen uns entgegentritt, betrübend zu sehen, wie soviel Fleiß, soviel Forscherscharfsinn vergeblich aufgewandt ist Die pathologisch-anatomische Forschungsrichtung hat nicht vermocht, das Wesen dessen, was wir heute, auf dem Boden der ätiologischen Forschung stehend, unter dem Begriff der Tuberculose zusammenfassen, scharf zu umgrenzen, geschweige denn seine Genese

*) Berliner klinische Wochenschrift 1882 Nr. 15.

zu ergründen. Selbst Rudolf Virchows alle Mitlebenden überragender Genius ist an diesem Problem gescheitert, so sehr seine über Jahrzehnte sich erstreckenden Arbeiten auf diesem Gebiete die Anschauungen früherer Zeiten über den tuberculösen Proceß geklärt haben. Das Dunkel beginnt sich erst zu lichten, als mit Villemin die experimentelle Forschung sich des Gegenstandes bemächtigte. Villemin erbrachte im Jahre 1865 den Nachweis, daß die Tuberculose sich durch Impfung auf Thiere übertragen lasse, und knüpfte daran den Schluß, daß sie eine durch ein specifisches Agens hervorgerufene Krankheit, somit den anderen damals bekannten virulenten Krankheiten, den Pocken, der Syphilis, dem Rotz anzureihen sei. Diese Lehre überstand siegreich alle gegen dieselbe erhobenen Einwände, und in der scharfen Fassung, welche Cohnheim ihr gab, sehen wir nunmehr die Tuberculose vom Standpunkte der Infectionslehre aufgefaßt, und die Uebertragbarkeit auf ein anderes Individuum als Kriterium der tuberculösen Natur irgend einer pathologischen Substanz anerkannt.

Damit entstand ganz von selbst die weitere Frage nach der Natur des tuberculösen Virus, und diese Frage hat seit Villemin die Anhänger der Specificitätslehre auf das anhaltendste beschäftigt. Klebs, Buhl sprachen die bestimmte Ueberzeugung aus, daß es sich um ein Pilzcontagium handle. Auf dem Wege der sogenannten „fractionirten Cultur" gelang es ersterem, den Infectionsstoff der Tuberculose außerhalb des Organismus zu züchten und mit dem so gewonnenen Producte eine wirkliche Tuberculose zu erzeugen. Aufrecht berichtete über das Vorhandensein von Bacillen und Mikrokokken in tuberculösen Processen, und fast gleichzeitig mit Koch fand Baumgarten das Tuberkel erzeugende Agens in Gestalt eines specifischen Bacillus, der mit dem von Koch gefundenen als identisch anzusehen ist, ohne jedoch entscheiden zu können, ob die von ihm gefundenen Bakterien die Ursache der tuberculösen Processe oder nur ihre Begleiter seien.

Koch war es vorbehalten, alle diese mit mehr oder weniger Beweiskraft ausgestatteten Vermuthungen durch seine classischen Experimente zu einem festgeschlossenen Beweisringe zu fügen. Er selbst hatte durch seine früheren Arbeiten die Methoden geschaffen, durch die es allein möglich wurde, diese Riesenarbeit zu bewerkstelligen, und die in der Folge die Grundlage geworden sind für die Triumphe, welche die bacteriologische Wissenschaft in ununterbrochener Reihe gefeiert hat. Er selbst bezeichnet in seiner ersten Veröffentlichung über die Tuberculose die Aufgaben, die bei der Untersuchung über eine Infectionskrankheit, deren parasitäre Natur nachgewiesen werden soll, zu erfüllen sind, etwa in folgender Weise. Es genügt nicht, den Nachweis des Vorhandenseins von Parasiten zu führen, um mit Sicherheit den ursächlichen Zusammenhang zwischen Parasiten und Krankheit zu erschließen, es bedarf weiter zunächst der Isolirung des ersteren von den Gewebsbestandtheilen und der Fortzüchtung desselben außerhalb des Körpers, bis es gelingt, den Parasiten von allen Verunreinigungen

zu trennen, ihn in einer „Reincultur" darzustellen. Dann bleibt endlich noch die Aufgabe, festzustellen, ob dieser Parasit, auf Thiere verimpft, wieder die ursprüngliche Krankheit zu erzeugen vermag.

Diese Forderungen erfüllte die Versuchsanordnung Kochs in unanfechtbarer Weise. Durch ein bestimmtes Färbungsverfahren gelang es ihm, in allen tuberculös veränderten Organen charakteristische, bis dahin nicht bekannte Bakterien aufzufinden, und gleichzeitig mit der Auffindung derselben war es ihm gelungen, sie außerhalb des Thierkörpers rein zu züchten und isolirt mit Erfolg zu verimpfen. Damit war der Nachweis geliefert, daß die in den tuberculösen Substanzen vorkommenden Bacillen nicht nur zufällige Begleiter des tuberculösen Processes, sondern die Ursache desselben sind, daß also die Bacillen in der That das lange gesuchte specifische Virus der Tuberculose darstellen. Koch machte somit den Tuberkelbacillus zum Kriterium der Tuberculose, und nunmehr war es leicht, den Begriff derselben, der bis dahin ein außerordentlich schwankender gewesen war, scharf zu umgrenzen. Alle die verschiedenen Krankheitsprocesse, die bisher anatomisch wie klinisch die verschiedensten Bilder geliefert hatten — Miliartuberculose, käsige Pneumonie, käsige Bronchitis, Darm- und Drüsentuberculose, Tuberculose der Haut, ferner die Perlsucht der Rinder, spontane und Impftuberculose der Thiere — erschienen von da an auf der neu gewonnenen ätiologischen Basis als ein einheitlicher Proceß, dem sich ein großer Theil der skrophulösen Drüsen- und Gelenkleiden anschließt.

Bezüglich der Frage, woher die Parasiten stammen, und wie sie in den Körper gelangen, haben die weiteren Untersuchungen Kochs ergeben, daß die Tuberkelbacillen in ihrem Entwicklungsgang lediglich auf den thierischen Organismus angewiesen, demnach nicht gelegentliche, sondern echte Parasiten sind, die nur aus dem thierischen Organismus stammen können. Da nun die weit überwiegende Mehrzahl aller Fälle von Tuberculose ihren Anfang in den Respirationswegen nimmt, so stellte es Koch als wahrscheinlich hin, daß die Tuberkelbacillen gewöhnlich mit der Athemluft, an Staubpartikelchen haftend, eingeathmet werden; in die Luft aber gerathen sie durch das Sputum der Schwindsüchtigen. Mit bacillenhaltigem Sputum geimpfte Thiere werden ebenso sicher tuberculös, wie nach der Impfung mit anderem tuberculösem Material, sogar wenn das Sputum wochenlang aufbewahrt und getrocknet war.

Somit war zum erstenmal der volle Beweis für die parasitäre Natur einer menschlichen Infectionskrankheit, und zwar der wichtigsten von allen, geliefert, wie dieser Beweis bisher nur für den Milzbrand — ebenfalls durch Koch — erbracht war. Der Beweis war erbracht in einer Form, die keinen Einwand zuließ. In jener berühmten Publication aus dem Jahre 1882 zeigt sich die ganze einwandfreie Logik, die Koch als Forscher eigen ist, in ihrem glänzendsten Lichte. Satz für Satz, in lückenloser Schärfe folgt ein Beweismoment auf das andere, jeden möglichen

Einwand, den die Kritik erheben könnte, von vornherein abschneidend, alle Kriterien bietend, welche, wie Ferdinand Cohn von Kochs erster Mittheilung rühmt, seine Arbeiten so vortheilhaft von denen der meisten Forscher unterscheiden. „Nicht eher tritt er mit seinen Arbeiten an die Oeffentlichkeit, als bis sie auf den letzten Feilstrich vollendet sind. Andere Forscher fahren Bausteine auf zum Fortbau der Wissenschaft, oder sie zeichnen einen neuen Entwurf, oder sie setzen einen neuen Flügel an, oder ein neues Stockwerk, ein neues Dach auf, aber sie stellen nur den Rohbau fertig und überlassen es anderen, den Bau zu vollenden und wohnlich zu machen. Die wissenschaftlichen Gebäude, die Koch aufgeführt hat, giebt er nicht eher aus seinen Händen, als bis er sie im ganzen und im einzelnen, fix und fertig zur Benutzung der anderen, hergestellt, die dann nichts weiter zu thun haben, als in der neuen Einrichtung dieses oder jenes kleine Geräth hinzuzufügen.“ So vollendet nach Form und Inhalt waren die früheren Arbeiten Kochs, so vollendet die über die Aetiologie der Tuberculose. Wo in der Folge hier und da die Kritik sich an sie heran gewagt hat, ist der Versuch kläglich gescheitert, und was von anderen hinzugethan wurde, bezieht sich nur auf Einzelheiten, die an dem Wesen des Aufbaues nichts geändert haben.

Wir müssen, ehe wir zu dem Schlußstein gelangen, durch den Koch selbst das Gebäude gekrönt hat, abermals eine kleine Abschweifung machen, wenn wir den Entwickelungsgang der Forschungen Kochs chronologisch verfolgen wollen. Im Jahre 1882 hatte Koch seine Arbeit über die Tuberculose zum Abschluß gebracht, und schon im folgenden Jahre trat eine neue bedeutungsvolle Aufgabe an ihn heran. Es galt der Erforschung einer andern Volksseuche, der Cholera, die, nachdem sie fast zehn Jahre lang Europa ferngeblieben war, wieder einmal drohend an den Pforten des Occidentes stand und von neuem der Welt zum Bewußtsein brachte, wie sehr es noch an den Unterlagen fehlte, auf denen eine wirksame Choleraprophylaxe sich aufbauen kann. Diesmal endlich entschlossen sich die Regierungen, nicht zu warten, bis wieder im eigenen Lande Gelegenheit gegeben sei zu derartigen Untersuchungen, sondern durch Entsendung von wissenschaftlichen Expeditionen nach dem damals schwerheimgesuchten Aegypten die Aufgabe in Angriff zu nehmen. Daß für eine solche Mission deutscherseits allein Robert Koch der geeignete Mann sei, stand außer aller Discussion. Man entsandte ihn daher in dem festen Vertrauen, daß, wenn einer, er das Wesen der Cholera ergründen und damit Handhaben für ihre Bekämpfung liefern würde.

Es ist bekannt, daß Koch das in ihn gesetzte Vertrauen in glänzendster Weise gerechtfertigt hat. Als er im Jahre 1884 von seiner Reise, die sich bis Indien ausgedehnt hatte, zurückkehrte, brachte er als Frucht derselben abermals eine der ruhmreichsten Entdeckungen mit zurück, welche die Geschichte der medicinischen Wissenschaft zu verzeichnen hat. Der Empfang

der ihm bei seiner Heimkehr zutheil wurde, war ein enthusiastischer, und die Begeisterung für den erfolgreichen Vorkämpfer gegen Seuche und Tod ergriff schon damals die weitesten Kreise. Das deutsche Volk ehrte den Gelehrten durch eine Nationalbelohnung, die es stets nur seinen größten Männern zuerkannt hat. Von da an bis zu der Zeit, wo er mit seiner letzten großen Entdeckung an die Oeffentlichkeit trat, hat Koch seine Arbeitskraft theils dem Berufe als Lehrer, theils der stillen Forscherarbeit im Laboratorium gewidmet. Aus dem hygienischen Institut der Berliner Universität, dem er vorstand, sind eine ganze Reihe von Männern hervorgegangen, die, unter seiner Leitung herangebildet, in den Geist seiner Forschungsweise eingedrungen sind. Viele derselben wirken ihrerseits schon jetzt wieder als Lehrer an deutschen Hochschulen. Die Methoden Kochs, welche ihn zu so glänzenden Forschungsresultaten geführt haben, sind nach und nach Gemeingut der gesamten wissenschaftlich denkenden Aerztewelt und seine Arbeiten der Ausgangspunkt weiterer Forschungen geworden.

In seiner eingangs citirten Rede auf dem zehnten internationalen medicinischen Congreß hat Koch selbst in kurzen Zügen die Bedeutung gezeichnet, welche der jungen, durch ihn inaugurirten Forschungsrichtung heute innerhalb des Lehrgebäudes der wissenschaftlichen Medicin zukommt. Der Nachweis ihrer parasitären Natur ist heute in dem vollen oben charakterisirten Umfange für eine ganze Anzahl von Infectionskrankheiten geführt, so außer Milzbrand und Tuberculose für Rothlauf, Wundstarrkrampf und viele Thierkrankheiten, überhaupt für fast alle diejenigen Krankheiten, welche auf Thiere übertragbar sind. Dabei hat sich nun aber weiter ergeben, daß, wenn auch nur die beiden ersten Forderungen der Beweisführung erfüllt sind, wenn also das regelmäßige und ausschließliche Vorkommen des Parasiten nachgewiesen wurde, damit der ursächliche Zusammenhang zwischen Parasit und Krankheit vollgültig bewiesen ist. Von dieser Voraussetzung ausgehend, können wir eine Reihe von Krankheiten, bei denen es bisher noch nicht oder doch nur in unvollkommener Weise gelungen ist, Versuchsthiere zu inficiren, als parasitische ansehen. Zu diesen Krankheiten gehören Abdominaltyphus, Diphtheritis, Lepra, Recurrens, asiatische Cholera. Wir sind jetzt ferner im Stande, uns richtige Vorstellungen davon zu machen, wie die Krankheitsstoffe sich außerhalb des Körpers, im Wasser, im Boden, in der Luft verhalten. Erst jetzt können wir uns darüber zuverlässige Auskunft verschaffen, ob die Krankheitserreger ausschließlich auf den menschlichen oder thierischen Organismus angewiesen sind, oder ob sie auch außerhalb des Körpers die Bedingungen für ihre Existenz finden und nur gelegentlich als Krankheitserreger auftreten. Es sind dies Verhältnisse, welche für die prophylaktischen Maßnahmen bei manchen Krankheiten, so namentlich bei der Tuberculose von einschneidender Bedeutung sind.

Auch über das Verhalten der pathogenen Bakterien im Innern des Körpers werden unsere Kenntnisse immer umfassender, und manche patho-

logischen Vorgänge, die bisher räthselhaft erscheinen mußten, werden damit dem Verständniß näher gebracht. Vor allen ist es unter den neueren Forschern Brieger, an dessen Namen sich die wichtigsten Entdeckungen auf diesem Gebiete knüpfen; er ist es, der den Chemismus der Bakterien als bedeutungsvoll für das Verständniß der Natur der durch sie verursachten Krankheiten in den Vordergrund der Forschung gestellt hat*). Denn die rein mechanische Verbreitung, sowie die Sauerstoff- und Eiweißberaubung von seiten der Bakterien genügen nicht zur Erklärung der Krankheitserscheinungen. Als lebende Wesen müssen die Bakterien das zum Aufbau ihres Leibes nothwendige Nährmaterial aus ihrer Umgebung an sich reißen und werden alsdann das Abgesetzte als Schlacke wieder ausstoßen, welches nun entweder in ihrer Nachbarschaft mit aufgestapelt, oder aber in den Kreislauf hineingeworfen wird. Unter diesen Stoffwechselproducten der Bakterien — Toxine, Ptomaine — finden sich solche, die als starke chemische Gifte auf die Lebensfunctionen wirken, und Brieger als dem ersten gelang es, diese Substanzen rein darzustellen und ihre chemische Constitution zu ermitteln. Es steht heute außer Zweifel, daß diese Substanzen, bezw. die unter dem Einfluß der Bakterien in giftige Eiweißkörper — Toxalbumine — umgewandelten in unserem Körper vorhandenen ungiftigen Eiweißkörper es sind, welche die schweren Vergiftungssymptome hervorbringen, die für eine Reihe der bekannten Infectionskrankheiten charakteristisch sind.

So groß aber auch die Fülle von Material ist, das die bakteriologische Forschung in Bezug auf die biologischen Eigenschaften der Bacterien geliefert hat, in letzter Linie wird sich doch immer wieder die Frage an uns herandrängen, wozu denn alle die mühselige Arbeit, welche bis dahin auf die Erforschung der Bakterien verwendet wurde, genützt hat? Hier können wir zunächst die grundlegende Bedeutung in's Feld führen, welche die Bakteriologie für die Bestimmung der Wirkungsfähigkeit der Desinfectionsmittel gehabt hat. Zu den praktischen Erfolgen derselben ist ferner die Verwendung der bacteriologischen Methoden für die Controlle der Wasserversorgung zu rechnen. Im Zusammenhang hiermit stehen die Aufschlüsse, welche die bakteriologische Untersuchung über die filtrirenden Eigenschaften des Bodens geliefert hat, und die wichtigen Folgerungen, welche sich daraus für die Verwerthung des Grundwassers zur Wasserversorgung und für die richtige Construction der Brunnen ergeben. In gleicher Weise wie für das Wasser, wird dieselbe auch zur Controlle der Milch, namentlich soweit sie zur Ernährung der Kinder bestimmt ist, sowie zur Untersuchung anderer Nahrungsmittel und Gebrauchsgegenstände, welche infectionsverdächtig sind, zu benutzen sein. Die Untersuchung der Luft in Schwemmkanälen und die Berichtigung, welche die allgemein verbreiteten

*) Rede auf der dritten allgemeinen Sitzung der 62. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte in Heidelberg am 23. September 1889.

Anschauungen über die Schädlichkeit der Kanalluft dadurch erfahren haben, die Untersuchung der Luft in Schulzimmern, der Nachweis von pathogenen Bakterien im Boden u. s. w. stehen in innigem Zusammenhange mit der Praxis.

Aber alles das sind Errungenschaften, welche sich im Kampfe gegen die Bakterien nur indirect verwerthen lassen. Direct wirkende, also therapeutische Mittel konnten wir bis vor kurzem jenen indirecten kaum an die Seite stellen, und das war doch in letzter Linie das heiß ersehnte Ziel, auf welches alle die mühsamen Untersuchungen der Forscher hinarbeiteten. Man erhoffte von der Begründung des Wesens der Krankheiten Fingerzeige für ihre wirksame therapeutische Bekämpfung.

Wie stand es nun in dieser Beziehung im besonderen mit der Tuberculose? Wir wollen nicht einmal von der Zeit reden, aus der die folgenden Worte stammen, die Zeugniß geben von der tiefen Resignation, mit welcher die besten Aerzte jener Tage der unheilvollen Krankheit gegenüberstanden: „Nicht ohne eine tiefe innere Bewegung“, sagt Clark*) im Jahre 1836, „kann der Arzt bei der Geschichte einer Krankheit verweilen, welche, soweit unsere Blicke in die Ferne der Vergangenheit zurückreichen, mit gleicher, vielleicht mit zunehmender Kraft das Menschengeschlecht zehntet. Von dem frühesten Kindesalter unserer Wissenschaft bis zu der Periode besonnener Manneskraft, in welcher sie jetzt zu stehen sich rühmt, hat sie mit immer gleich ungekrönter Anstrengung, mit denselben erfolglosen Mühen gegen die schleichende Seuche gekämpft. Welche Anstrengungen und Nachtwachen, welche Talente und welche Geistesschärfe werden seit zwei Jahrtausenden gegen eine Krankheit verschwendet, die immer wieder mit demselben blassen Trotz ihre Opfer an sich riß; welche stolzen Hoffnungen und glänzenden Täuschungen erregten die Gemüther von Meistern und Schülern, und was ist — die Hand aufs Herz — der Ausgang aller dieser Bestrebungen, das nackte Ergebniß aller dieser Vorspiegelungen?“ Wir brauchen in der That nicht so weit zurückzugehen, um auf Anschauungen zu stoßen, die dieser Resignation wie ein Ei dem anderen gleichen. Zu einer Zeit, wo schon die ätiologische Forschung ihren vollen Lichtschein auf das bisher so dunkle Gebiet geworfen hatte, steht der Arzt noch auf dem Standpunkt, daß für gewöhnlich die sichere Diagnose der Phthise als gleichbedeutend mit sicherer letaler Prognose anzusehen sei. Was für eine Bedeutung das für die menschliche Gesellschaft hat, erhellt ohne weiteres aus der Betrachtung, daß keine andere Krankheit auch nur annähernd dieselbe Verbreitung hat, wie die Tuberculose. Alle Verheerungen, die selbst eine Seuche wie die Cholera in gewissen Zeiträumen auf ihren Wanderzügen anrichtet, sind verschwindend gegenüber der unablässigen

*) Citirt bei Predöhl, Die Geschichte der Tuberculose. Hamburg und Leipzig 1888.

Minirarbeit, wie sie die Schwindsucht Jahr aus Jahr ein verrichtet, so daß ein Siebentel aller Todesfälle auf ihre Rechnung kommt, d. h. es sterben alljährlich in Deutschland allein 160000 Menschen an dieser einen furchtbaren Krankheit. Aber diese ihre hervorragende Stellung unter den Todesursachen ist noch lange nicht der volle Ausdruck für ihre volkswirthschaftliche Bedeutung. Stirbt jemand an einer der übrigen Infectionskrankheiten, wie Nervenfieber, Lungenentzündung und anderen, so wird er in der Regel nach kurzem Krankenlager hingerafft; sein Leben, seine Arbeitskraft, die auf seine Erziehung und Ausbildung verwandten Mittel sind für seine Familie und das Gemeinwohl verloren. Anders aber liegt es meist bei der Tuberculose. Ein Schwindsüchtiger siecht langsam dahin; ganz allmählich wird seine Arbeitskraft vermindert, der Erwerb bleibt hinter dem Verbrauche zurück, Ersparnisse werden aufgezehrt, endlich erliegt er nach monate-, selbst jahrelangem Siechthum, in welchem er von seiner Familie, von der Gemeinde erhalten werden muß. Rein volkswirthschaftlich gerechnet ist daher durch einen Fall von Tuberculose dem Gemeinwohl ein weit höherer materieller Verlust zugefügt, als durch jeden rasch verlaufenden Krankheitsfall.

Es gab eine Zeit, unmittelbar nachdem Koch seine denkwürdigen Untersuchungen über den Tuberkelbacillus kundgegeben und gleichzeitig volles Licht über die Lebensbedingungen des Erregers der Tuberculose verbreitet hatte, da glaubte man, nunmehr gewonnenes Spiel zu haben. Was erschien einfacher, so folgerte man, als nunmehr dem Bacillus mit einem der zahlreichen Mittel direct zu Leibe zu gehen, von denen festgestellt werden konnte, daß sie den Bacillus vernichteten. In verzeihlichem Uebereifer ging man sofort daran, den erkrankten Menschen mit allerlei desinficirenden, d. h. bacillentödtenden Mitteln zu behandeln, sei es, daß man ihn dieselben in verflüchtigter oder verstäubter Form einathmen ließ, sei es daß man sie direct in das Lungengewebe einspritzte. Man übersah dabei, daß der Bacillus ein organisches Wesen von ganz analoger Constitution ist, wie die Zelle, aus der sich der menschliche Organismus aufbaut. Wählte man also hinreichend starke Mittel, um den Bacillus zu tödten, so vernichtete man damit gleichzeitig das Gewebe, innerhalb dessen er seinen Sitz hatte, versuchte man das Gewebe zu schonen, so war die Voraussetzung nicht erfüllt, von der die Heilversuche ausgingen. Sehr bald mußte daher eine Periode der Enttäuschung auf den anfänglichen Enthusiasmus folgen, mit dem man an diese Versuche herangetreten war.

Aber der Stein war einmal ins Rollen gekommen. Hatte man sich vor Koch daran gewöhnt, die Schwindsucht als den Ausdruck des allgemeinen socialen Elends anzusehen, dem man mit einer gewissen Resignation gegenüberstand, so waren nun mit der Erkenntniß der wahren Ursache der Krankheit andere Angriffspunkte für ein planmäßiges Vorgehen gewonnen. Man wußte aus gelegentlichen Sectionsbefunden, daß sogar spontan ein

Stillstand des Krankheitsprocesses eintreten kann. A priori war also die Möglichkeit der Heilung der Schwindsucht nicht ausgeschlossen. Wenn es dem Organismus unter gewissen günstigen Verhältnissen gelang, den Kampf mit dem eingedrungenen Parasiten erfolgreich zu bestehen, so durfte man an der Möglichkeit nicht verzweifeln, daß es auch gelingen werde, ihn in diesem Selbstheilungsbestreben zu unterstützen. Man ging dabei von dem richtigen Gesichtspunkte aus, daß hierfür der vorläufig allein erfolgverheißende Weg sei, den Kranken in die möglichst günstigen hygienisch-diätetischen Verhältnisse zu versetzen. Daß dieses Vorgehen von Erfolg gekrönt gewesen ist, ist bekannt. Die Heilresultate vor allem der geschlossenen Schwindsuchtskuranstalten, die diesen Weg bis in seine äußersten Consequenzen verfolgten, sind so häufig besprochen, daß wir nur darauf hinzuweisen brauchen. In die allerneuste Zeit vor der Koch'schen Entdeckung fallen dann noch die Bestrebungen, diese Heilerfolge weiteren Kreisen zugänglich zu machen, als der kleinen Zahl der Wohlhabenden, für die sie bis dahin nur erreichbar waren. Es handelt sich um die ebenfalls vielbesprochene Agitation zu Gunsten von Volkssanatorien für Lungenkranke.

Aber noch nach einer anderen Richtung hin ist die Kochsche Entdeckung des Tuberkelbacillus für die Bekämpfung der Schwindsucht von hervorragender Bedeutung geworden. Auch für die Prophylaxe der Krankheit hat sie die Handhaben geboten, deren es bis dahin, weil die eigentliche Ursache der Infection unaufgeklärt war, ermangelte. Wir wissen bereits, daß Koch selbst in seiner ersten Publication das menschliche Sputum als den gefährlichsten Infectionsträger bezeichnet hat, und Cornet hat alsdann, auf dieser Thatsache fußend, die Wege gezeigt, auf denen sich unsere Bestrebungen zu bewegen haben, um die Ansteckungsgefahr nach Möglichkeit zu beseitigen. Auch diese, der allerneuesten Zeit angehörigen Arbeiten sind zu bekannt, als daß wir auf Einzelheiten einzugehen brauchten. Es kam uns nur darauf an, zu zeigen, wie sich auf dem von Koch gelegten Fundament ein Baustein nach dem andern zusammenfügt, um den Bau zum Abschluß zu bringen. Aber es fehlte ihm immer noch die Krönung, denn das Endziel der Therapie ist stets darauf gerichtet gewesen und muß darauf gerichtet sein, specifische Mittel zu gewinnen, die das Uebel an der Wurzel erfassen, die krankmachende Ursache im Organismus bekämpfen. Wo immer wir bisher in der Geschichte der Medicin solchen specifischen Mitteln begegnen, da sind dieselben auf dem Wege des Empirismus gewonnen, den wir oben als den rohesten, am wenigsten der wissenschaftlichen Anschauung unseres naturwissenschaftlichen Zeitalters entsprechenden gekennzeichnet haben. Koch hat, darin besteht kein Zweifel, diesen Weg verlassen. Er ist zu einem specifischen Mittel gegen die Tuberculose auf rein wissenschaftlichem Wege gelangt. Von den Lebensbedingungen der kleinsten pflanzlichen Parasiten, deren Bekämpfung es galt, ausgehend, hat er — diesen Entwicklungsgang deuten uns seine eigenen

Aeußerungen an — durch fast ein Jahrzehnt hindurch unermüdlich fortgesetzte Experimente endlich das Mittel aufgefunden, das die Forderungen erfüllte, die an ein specifisches Mittel gegen eine Infectionskrankheit gestellt werden müssen: es wirkt unfehlbar auf den tuberculösen Proceß, und zwar ausschließlich auf diesen, das gesunde Gewebe bleibt durch dasselbe unbeeinflußt. Welches die Natur dieses außerordentlichen Mittels ist, hat uns Koch nicht gesagt. Man hat mit einem gewissen Grade von Wahrscheinlichkeit ausgesprochen*), es möge sich gerade um diejenigen Stoffe handeln, mittels deren der Tuberkelbacillus die krankhaften Reizungszustände der Gewebszellen hervorbringt, weil es naheliegt, zu vermuthen, daß gerade durch den gleichen Reiz, wenn er im verstärkten Maaße zugeführt wird, am ehesten jene intensiven entzündlichen Veränderungen eingeleitet werden, die zur Heilung führen. Es würde sich also danach um jene von Brieger dargestellten eiweißartigen Substanzen handeln, die durch den Stoffwechsel der Bacterien in giftige Stoffe umgesetzt sind. Doch das ist vorläufig nur eine Vermuthung, und so lange über das Mittel nicht näheres bekanntgegeben wird, können wir uns nur an die bekannten Wirkungen desselben halten, über die Koch in seiner berühmten Veröffentlichung Mittheilung macht, und die seitdem an einem großen Krankenmaterial geprüft sind.

Koch selbst hebt als die wichtigste Eigenschaft des Mittels seine spezifische Wirkung auf tuberculöse Processe, welcher Art sie auch sein mögen, hervor. Die Reaction auf dasselbe tritt mit solcher Sicherheit ein, daß es fast als unfehlbares diagnostisches Hülfsmittel betrachtet werden kann in allen Fällen, in denen es zweifelhaft ist, ob ein tuberculöser Proceß vorliegt, oder nicht. Sehr viel wichtiger aber, als die Bedeutung, welche das Mittel für diagnostische Zwecke hat, ist seine Heilwirkung. Das Mittel tödtet, wie Koch ausdrücklich betont, nicht die Tuberkelbacillen, sondern nur das lebende tuberculöse Gewebe. Gelingt es, dieses abgestorbene Gewebe, in welchem noch lebensfähige Bacillen vorhanden sind, zu entfernen, sei es durch chirurgische Nachhülfe, sei es daß der Organismus diese Aussonderung selbst verrichtet, so wird der Krankheitsproceß zum Stillstand kommen. Somit ist ohne weiteres gegeben, daß die Tuberculose der Haut, ferner die dem Messer des Chirurgen zugänglichen Drüsen-, Knochen- und Gelenktuberculosen den besten Angriffspunkt für die Wirkung des Mittels bieten. Beginnende Fälle von Lungenschwindsucht hält Koch ebenfalls für sicher heilbar durch das Mittel.

Es ist bemerkenswerth, mit welcher nüchternen Zurückhaltung Koch sich in seiner Publication über den möglichen Heilwerth des Mittels ausspricht. Es ist das ebenso charakteristisch für alle seine Veröffentlichungen, wie die strenge Folgerichtigkeit seiner Darlegungen und die vollendete Form. Es enthält daher auch kaum eine der zahlreichen seitdem erfolgten

*) Hans Buchner. Münchener medicinische Wochenschrift 1890 No. 49.

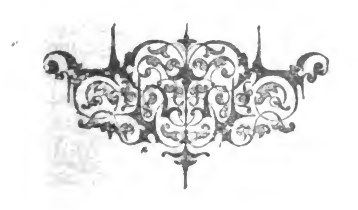
Mittheilungen über die Versuche, die mit dem Mittel am Krankenbette angestellt sind, etwas, was den Behauptungen Kochs widerspräche. Freilich sind die unberechtigten Hoffnungen eines großen Theils des Laienpublicums arg enttäuscht, unter dem sich, ehe die authentische Publication Kochs erfolgt war, eine Art Vorstellung verbreitet hatte, als ob nun ohne weiteres alles, was Schwindsucht heißt, hinweggeblasen sei. Dem, der sich von den Krankheitsvorgängen, um die es sich handelt, eine Vorstellung zu bilden vermag, mußte es von vornherein klar sein, daß solche Hoffnungen unmöglich zu erfüllen sind. Es giebt eine Grenze, bis zu welcher der Organismus überhaupt noch das Maaß von Widerstandsfähigkeit besitzt, das erforderlich ist, um die gewaltige Revolution zu überstehen, die das Mittel, dem Körper einverleibt, hervorbringt. Aber wenn das Mittel nur das erfüllt, was Koch selbst von ihm gerühmt hat, wenn es nur imstande ist, beginnende Fälle von Schwindsucht zu heilen, so ist der Segen unabsehbar, den ein solches Heilmittel der leidenden Menschheit bringen wird, seien es auch erst die kommenden Geschlechter, auf deren Häupter er sich herabsenkt. Es werden schließlich die jetzt lebenden Kranken mit fortgeschrittener Tuberculose verschwinden, und nur noch beginnende Fälle in die Behandlung der Aerzte kommen. Dann aber ist der Zeitpunkt eingetreten, wo das Kochsche Mittel als ein wirkliches Heilmittel gegen die Seuche gelten wird, die heute einem so großen Theile der Menschheit zum Verderber wird. Es mag sanguinisch erscheinen, schon jetzt solche Ausblicke in die Zukunft zu wagen, aber wir wüßten von den bisherigen Erfahrungen mit dem Mittel nichts, was dagegen spräche, und die Geschichte der Heilmittellehre bietet wenigstens Analogien für einen solchen Entwickelungsgang.

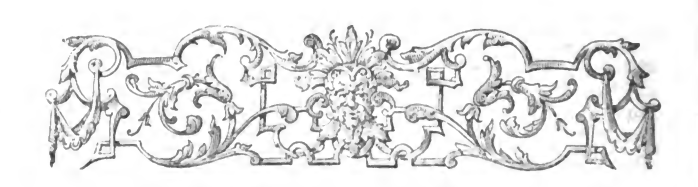
Doch damit sind die Aussichten für die Zukunft noch nicht abgeschlossen. Die eingangs citirten Schlußworte der Rede Kochs auf dem zehnten internationalen Congreß, dann die Mittheilungen, welche der Minister v. Goßler dem Abgeordnetenhause am 29. November gemacht hat, lassen den Schluß berechtigt erscheinen, daß es sich hier um mehr als um ein Heilmittel für eine einzige aus der Zahl der Infectionskrankheiten, daß es sich um die Auffindung eines Princips handelt, dessen weitere Verfolgung heute noch ungeahnte, aber nicht minder glänzende Entdeckungen auf dem Gebiete der Behandlung der Infectionskrankheiten in Aussicht stellt. Darauf deutet die ganze Gestaltung, welche man dem jetzt in der Einrichtung begriffenen Institut geben will, das die demnächstige Arbeitsstätte für Koch werden wird. Koch wird voraussichtlich seine Lehrthätigkeit an der Berliner Universität niederlegen, um sich für die Folge ganz dem weiteren Ausbau der Lehre zu widmen, die, von ihm begründet, seinem Forscherfleiß so außerordentliche Erfolge verdankt.

Koch steht heute in der Vollkraft des Mannesalters. Vergegenwärtigen wir uns, was dieser scharf denkende Geist in einer kurzen Spanne

Zeit, dank einer eisernen Willenskraft, die vor keiner Schwierigkeit zurückschreckt, schon erreicht hat, so sind wir berechtigt, die Lösung neuer ebenso großer Aufgaben von ihm zu erwarten. Was aber weit bedeutungsvoller ist: wie er einst mit der Begründung der ätiologischen Forschungsrichtung die naturwissenschaftlichen Methoden in der Medicin in ganz neue Wege gelenkt hat, so hat er jetzt auch der Heilmittellehre im engeren Sinne die Bahnen gewiesen, auf denen sie zu bisher ungeahnten Erfolgen gelangen kann. Er ist damit der Begründer einer neuen Aera in der Medicin geworden, die voraussichtlich alles in den Schatten stellen wird, was bisher Großes und Segenbringendes auf diesem Gebiete erreicht ist.

Darin gipfelt die wissenschaftliche Bedeutung Kochs. Was Koch als Mensch betrifft, so kann kein besseres Zeugniß für die allgemeine Beurtheilung seiner Charaktereigenschaften ins Feld geführt werden, als daß es niemandem beigekommen ist, den leisesten Zweifel in die Zuverlässigkeit seiner Mittheilungen laut werden zu lassen. Obwohl die Art, wie Koch diesmal über seine Forschungsergebnisse berichtet hat, durchaus von demjenigen abweicht, was in der Wissenschaft Gebrauch ist, hat sein einfaches Wort hingereicht, jeden Gedanken an unlautere Motive auszuschließen, die ihn zur Geheimhaltung der Natur seines Mittels hätten bewegen können. Der Minister v. Goßler hat nur einer in weitesten Kreisen verbreiteten Ueberzeugung Ausdruck verliehen, wenn er in seiner oben citirten Rede im Abgeordnetenhause sein Urtheil über Koch dahin zusammenfaßte: „Seine Forschungskraft und seine Wahrheitsliebe wird nur erreicht von seiner Uneigennützigkeit und seiner Liebe zur Menschheit. Unser Vaterland kann glücklich sein, einen solchen Sohn sein eigen zu nennen.“





Abu Nuwâs.

Ein Dichterbild aus der Abbasidenzeit.

Von

Aug. Wünsche.

— Dresden. —

Nach dem Sturze der Omajjaden kam mit Abul-Abbas das Geschlecht der Abbasiden auf den Thron des Araberreiches. Es war ein ungeheures Ländergebiet, über das sie das Scepter schwangen, denn es dehnte sich im Osten bis an den Oxus und Indus und im Westen bis an den atlantischen Ocean aus. In verhältnißmäßig kurzer Zeit hatte das Feuerschwert des Islam das Reich gegründet. Die Abbasiden haben bei den arabischen Geschichtschreibern einen guten Klang und sind noch heute sprichwörtlich im Volksmunde, ganz besonders gilt das von Dreien derselben, von Harun al-Raschid, al-Amin und al-Mamun. Wer erinnerte sich nicht aus der Geschichte der Gesandtschaft mit den seltsamen Geschenken, durch die Harun al-Raschid den Frankenbeherrscher Karl den Großen auszeichnete? Wem schwebten ferner nicht die die Phantasie mächtig anregenden Märchen von Tausend und eine Nacht vor der Seele, deren Grundstock sicher unter den genannten Herrschern aus Persien nach Arabien verpflanzt wurde? Die neuere auf sorgfältigem Quellenstudium beruhende Geschichtforschurg freilich hat die erwähnten drei Chalifen ebenso wie ihre Vorgänger und Nachfolger als blutdürstige und grausame Tyrannen hingestellt. Und in der That, es beseelte sie zuweilen eine neronische Mordlust, der Hunderte von Menschen unschuldig zum Opfer fielen. Es waren nervös überreizte Naturen, deren Gefühl durch die alltäglich vor ihren Augen sich vollziehenden Hinrich-

tungen abgestumpft war. Ihr Denken und Sinnen war vorzugsweise nur auf die Freuden des Harems und die Genüsse des Gaumens gerichtet. Gegen ihre Ausschweifungen und Schlemmereien steht das schwelgerische Genußleben der römischen Cäsaren und der französischen Könige Ludwig XIV. und XV. noch weit zurück. Doch Glanz und Pracht bethört ja stets die große Menge, was Wunder, wenn die arabischen Chronisten die Zeit der Herrschaft dieser Chalifen als das goldene Zeitalter preisen, wenn sie nicht genug von ihrer seltenen Großmuth und hochherzigen Freigebigkeit erzählen können. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß Kunst und Wissenschaft unter ihrer Regierung zu einer Blüthe gelangten, wie nie zuvor und nie nachher wieder. Bagdad, das sich unter Mansur, Mahdi und Hadi zu einer staunenswürdigen Größe emporgeschwungen und ein Mittelpunkt des Welthandels und Völkerverkehrs geworden war, gehörte nebst Bassora mit zu den Sammelplätzen der Musiker, Dichter und Gelehrten aller Art. In den herrlichen Moscheen und prächtigen Akademien (Medresses) docirten Koranausleger und Ueberlieferer, Rechtsgelehrte und Philosophen, Grammatiker und Rhetoren, Mathematiker und Astronomen. Hunderte von Lernbegierigen in den verschiedensten Altersstufen saßen im Halbkreis um die weisen Meister und hörten aufmerksam ihren Lehrvorträgen zu; denn ein junger Mann konnte nur dann zu einer angesehenen Stellung gelangen, wenn er eine berühmte Akademie besucht und daselbst die hervorragendsten Lehrer gehört hatte, ebenso stand nur derjenige Lehrer in großem Ansehen und wurde von den Studirenden aufgesucht, der selbst wieder berühmte Lehrer gehört hatte und auf ihre Autorität sich berufen konnte. Auf der Bibliothek, welche den Namen „Haus der Weisheit“ führte und sehr gut organisirt war, arbeiteten Historiker und Grammatiker, schrieben ab und excerpirten. Auch Stegreifdichter fanden sich nicht selten zusammen und veranstalteten Wettkämpfe, um sich in ihrer Kunst zu messen. Ganz besonders drängten sich die Schöngeister nach dem Hofe und die bedeutendsten wurden freundlich aufgenommen und fürstlich belohnt. Eine kleine Kaside, ja oft ein einziges Distichon oder ein paar trugen dem Dichter, wenn der Chalif gut gelaunt war, oder er sich in seiner Eitelkeit geschmeichelt fühlte, manchmal zehntausend Dirhem und mehr ein. Dasselbe widerfuhr großen Tonkünstlern und beliebten Sängerinnen. Für eine gefällige neue Melodie oder den guten Vortrag einer solchen wurde zuweilen das ganze Schatzhaus geleert. In dem an den Ufern des Tigris gelegenen und feenhaft eingerichten Chalifenpalaste Chold ging es sehr rauschend zu. Bald wurden schwelgerische Gelage, bald großartige Concerte mit und ohne Tanz veranstaltet. Die aus dem Haussclavenpersonal zusammengesetzte Kapelle zählte weit über tausend Mitglieder und wurde von den Hofkapellmeistern, unter denen namentlich Ibn Dhjami und Ibrahim von Mosul als besonders hervorragend genannt werden, dirigirt.

Zu diesem raschen Aufblühen von Kunst und Wissenschaft wirkten freilich verschiedene äußere Ursachen mit. Persien war schon durch Omar I. und ein großer Theil des byzantinischen Reiches durch die Omajjaden unterworfen worden, die Bewohner waren im Laufe der Zeit zum Islam übergetreten. Da sie auf einer weit höheren Culturstufe als ihre Unterjocher standen, wurden sie ein bildendes Ferment für diese. Namentlich wirkten die Perser mit ihren noch in guter Erinnerung stehenden alten Glaubensanschauungen auf viele arabische Denker befruchtend, die letzteren trugen dieselben dann auf die starre Dogmatik des Islam über und führten so einen mächtigen Gährungsproceß herbei. Es bildeten sich viele Secten, die sich auf Tod und Leben bekämpften. Die Streitpunkte, um die es sich drehte, waren meist Fragen sehr abstracter Natur, z. B. ob der Koran unerschaffen oder erschaffen worden, d. h. ob er von Ewigkeit dagewesen oder erst in der Zeit entstanden sei. Man wird dabei unwillkürlich an die Lehrstreitigkeiten der christlichen Kirche des Morgenlandes im 4. Jahrhundert erinnert. Zur Durchführung dieses Kampfes aber bedurfte man der von den Griechen entlehnten Philosophie. Aus Persien verpflanzte sich auch die Musik und die Märchenerzählung nach Arabien. So sehr auch der Prophet seine Glaubensgenossen gegen das Eindringen der fabelhaften Erzählungen Iraks gewarnt hatte, sie fanden doch Eingang und freundliche Pflege, die Zeit war eine andere geworden. Schon das (Kitab al) Fihrist nennt gegen 250 Märchenwerke mit Namen, von denen drei, die Uebersetzung der indischen Apologen Bidpai's unter dem Namen: Kalila wa Dimna, die Märchen von Tausend und Eine Nacht und die Reiseabenteuer Sindbad's oder das Buch der sieben weisen Meister einen Weltruf erlangt haben und in die Sprachen aller gebildeten Nationen übertragen worden sind. Den Byzantinern verdankten die Araber vorzugsweise die Bekanntschaft mit der platonischen und aristotelischen Philosophie, mit der Astronomie, der Mathematik und Arzneiwissenschaft. Mit großer Begierde wurden auch diese Bildungselemente aufgenommen. Unter Mamun feierten Philosophie, Mathematik und Astronomie ihre größten Triumphe. Es wird erzählt, daß diesem Chalifen Aristoteles im Traume erschienen und ihm auf seine Frage, worin die Schönheit liege, die Antwort gegeben habe, daß dieselbe weder in der Vernunft, noch im Gesetze zu suchen sei. Durch diesen Bescheid angeregt, soll der Chalif eine Gesandtschaft an den byzantinischen Kaiser Nicephoros mit dem Auftrage geschickt haben, er möge ihm Abschriften von allen griechischen Werken senden. Hier liegt aber wahrscheinlich ein kleiner Anachronismus vor. Da die Insel Cypern schon unter Harun geplündert wurde, in Folge deren den Kaiser Nicephoros eine Gesandtschaft mit Lasten und Tribut an den Chalifen zu Bagdad abschickte, so hat man sicher unter jener Gesandtschaft diese sich vorzustellen. Die Schätze der griechischen Handschriften sind mithin schon unter Harun nach der Chalifenresidenz

geschleppt und in der Bibliothek daselbst niedergelegt worden, und Mamun hat nur ihre Uebersetzung ins Arabische veranlaßt. Von allen diesen Bestrebungen traten bald die schönsten Früchte zu Tage.

Durch das furchtbar gehandhabte Erpressungssystem allmächtiger Statthalter in den Provinzen flossen ungeheure Schätze den großen Städten als den Hauptadern des Reiches zu, die Bewohner gelangten zu Reichthum und Ueberfluß und konnten ein frohes und heiteres Leben führen.

Selbst dem Volke fehlte es nicht an Vergnügungen und Belustigungen. Von Persien her hatte sich sowohl das Nauruz-, wie das Mihragânfest eingebürgert, jenes wurde zur Zeit des Frühlings-, dieses zur Zeit des Herbstaequinoctiums gefeiert. An beiden Festen herrschte großer Jubel. Unter fröhlichem Geschrei wälzten sich die Volksmassen durch die Straßen, alles mit ihren Wasserschläuchen bespritzend. Wer des Weges kam, er mochte vornehm oder gering, alt oder jung sein, empfing seinen Antheil, oder er wurde mit nassen Fetzen und Matten beworfen. Die Reichen ließ man nicht eher los, bis sie sich durch ein kleines Geldgeschenk auslösten.

Nicht minder gestalteten sich die Hochzeits- und Beschneidungsfeste in der Hofburg zu Volksfesten, man ergötzte sich an der dargebotenen Pracht und Herrlichkeit. Wenn auch der gemeine Mann keine Ehrengeschenke davontrug, so wurden doch seine Augen und Ohren auf's Höchste befriedigt. Aehnlich verhielt es sich mit den Wettrennen des Hofes, den Hunde- und Hahnenkämpfen, den Stiergefechten und dem aus Persien stammenden Kolben- oder Mailleſpiel, auch sie lockten große Zuschauermassen herbei.

In diesen Zeitabschnitt, dessen Grundcharakter wir in kurzen Strichen im Vorstehenden entworfen, — es ist wohl der wichtigste in der ganzen Geschichte der Araber, — fällt das Leben des Dichters Abu Nuwâs, d. i. Vater der Locken. Er wurde schon von seinen Zunftgenossen als der größte Dichter seiner Zeit anerkannt. Alle Kunstkenner und Kunstrichter rühmen den Wohllaut seiner Sprache und den Fluß seiner Verse. Hinsichtlich der Tiefe seiner Gedanken ging sogar die Rede, daß dieselben in der Erde vergraben gewesen seien, bis er gekommen und sie wieder ausgegraben habe. Wer nach humanistischer Bildung strebte, mußte die Gedichte des Abu Nuwâs kennen. Sie stehen noch heute in großem Ansehen. Der gebildete Araber kann viele derselben auswendig und recitirt sie sofort aus dem Gedächtniß, wenn man mit ihm auf den Dichter zu sprechen kommt. Wie sehr Abu Nuwâs schon zu seiner Zeit geschätzt wurde, erhellt aus verschiedenen Aeußerungen berühmter Philologen. So verglich ihn Asmâi mit einer Nachtigall im Käfig, Obeidah mit einem über die Wissenschaft ausgespannten Leder. Ein Kunstrichter gab auf die Frage, wen er für den größten Dichter halte, ob Abu Nuwâs oder Rakkâschi, zur Antwort: „Ein Fluch des Abu Nuwâs in der Hölle hat mehr

Poesie als der Lobpreis des Rakkâschi im Paradiese.“ Ueber das Leben des Dichters wissen wir leider nur wenig Sicheres, fast unzählig aber sind die Anekdoten, Späße und Schwänke, die uns von ihm berichtet werden. Nach Ibn Challikan, dem Verfasser eines wichtigen biographischen Wörterbuches, war er in einem Dorfe der persischen Provinz Chuzistan um das Jahr 145 der Hedschra (d. i. um 762 der christlichen Zeitrechnung) geboren. Sein Vater hieß Hâni und war als Secretair am Steuerdiwân angestellt, seine Mutter Dscholban soll aus Persien oder Indien stammen; Hâni verliebte sich in sie, als er sie eines Tages am Ufer des Flusses Wolle waschen sah. Im Alter von acht Jahren kam Abu Nuwâs nach Bassora, wo ihn der Dichter Wâlibe-Ibn-al-Hubab auf dem Markte der Aloe-Verkäufer kennen lernte. Da ihm der Knabe gefiel und große Anlagen zeigte, nahm er ihn mit nach Kufa und unterrichtete ihn in der Dichtkunst und in den andern schönen Wissenschaften. Von Kufa wandte sich Abu Nuwâs nach Bagdad. Hier erlangte er sehr bald einen großen Ruf als Dichter und wurde an den Hof gezogen. Viele Dichter wetteiferten hier mit ihm, wir nennen nur Abu-l-Atâhijja und Abu Tammam, der Sammler der altarabischen Gedichte, die wir unter dem Namen Hamasa besitzen und die Fr. Rückert meisterhaft in's Deutsche übersetzt hat, er überragte aber alle. Er war selbst von seiner Bedeutung als Dichter so erfüllt, daß er zu sagen pflegte: „Ich habe die Klasse der Dichter vor mir erniedrigt, und die Klasse derer nach mir erhöht, ich aber stehe einzig zwischen ihnen.“ Bei einer andern Gelegenheit äußerte er: „Wenn alle Dichter den Mund voll nähmen, so würden sie mich doch nicht erreichen.“ Wenn Schöngeister oder Kunstrichter zusammenkamen und über Abu Nuwâs sich unterhielten, so wurde bald dieses, bald jenes Gedicht von ihm als das vorzüglichste bezeichnet und dabei die Bemerkung gemacht, daß es schon genug wäre, wenn der Dichter weiter nichts als dieses geschaffen hätte.

Abu Nuwâs war von schöner Gesichtsbildung, er hatte eine feine Hautfarbe und war schön gewachsen. Obwohl er beredt war, litt er doch an einer gewissen Rauhheit der Kehle, die ihn selbst im Alter nicht verließ. Seinen Namen soll er seiner langen Locken wegen erhalten haben, die ihm zuweilen über die Stirn in's Gesicht fielen.

Wie beliebt der Dichter bei Hofe war, welchen Einfluß er namentlich auf Harun und Amin hatte, bezeugen verschiedene sowohl von Ibn Challikan, wie von dem Kitab al-Aghâni, einem der wichtigsten Sammelwerke der arabischen Literatur, verbürgte Erzählungen. Harun war einmal gegen die Barmekiden, ein in Bagdad lebendes sehr reiches und angesehenes Wezirgeschlecht, so aufgebracht, daß er schon den Befehl zu ihrer Hinrichtung ertheilt hatte. In demselben Augenblicke trat Abu Nuwâs bei ihm ein und hörte, was eben geschehen sei. Da die Barmekiden ihn mit Wohlthaten und Geschenken öfters ausgezeichnet hatten, so fühlte er

sich ihnen verpflichtet. Durch einige sofort aus dem Stegreif vorgetragene Distichen suchte er den leidenschaftlich erregten Chalifen zu beschwichtigen und es gelang ihm, der Hinrichtungsbefehl wurde zurückgenommen. Der leichtsinnige und schwelgerische Chalif Amin hatte den Dichter so in sein Herz geschlossen, daß er ihn zu seinem innigsten Freunde und Vertrauten machte. Er weilte immer in seiner Nähe, vor allem war er sein steter Zechgenosse. Wegen dieses Umganges zog sich Amin öfters die heftigsten Vorwürfe seines Bruders Mamun zu, doch umsonst, er ließ sich nicht bewegen, den Dichter zu entlassen. Was sich der Dichter diesem Chalifen gegenüber erlauben durfte, mag folgender Vorfall beweisen. Bei einem von demselben veranstalteten Bacchanal waren bereits alle Zechgenossen in Folge des Rausches fest eingeschlafen, auch den Chalifen hatte der Schlaf übermannt und er mußte weggetragen werden, nur Abu Nuwâs blieb munter. Da er nicht allein fortgehen wollte, trat er an das Lager des Chalifen, rüttelte und schüttelte ihn und sprach: „O Fürst der Rechtgläubigen, ist es wohl billig, daß Du schläfst und ich allein trinken muß? Auf, trink' mit mir!" „Weh Dir", murmelte der Fürst, bist Du nicht auch ein Mensch, der des Schlafes bedarf?" „Ja wohl", antwortete der Dichter, „doch die Süßigkeit des Weins ersetzt mir den Genuß des Schlafes." Darauf sang er aus dem Stegreif:

Wer ohne ein Räuschlein nach Hauf' gehen wollt',
Der lieber doch gar nicht erst anfangen sollt'.
Mein lieber Zechbruder stimmt darin mit ein,
Er reicht mir bei Tag und bei Nacht edlen Wein;
Selbst wenn er berauscht zum Schlafe sich kehrt,
So hört er doch gleich, wenn der Becher geleert;
Und hat er versäumet das Mittagsgebet,
Verrichtet er's doch am Abend noch spät.
Das Beten ist für ihn überhaupt herbes Leid,
Drum kümmert's ihn nicht, ob zum Beten es Zeit.
Mein Muhammed bist Du, mein Zechbrüderlein,
Das Leben selbst setz' ich gern für Dich ein.

„Bei Gott, Du hast Recht", sprach Amin. „he, Schatzmeister, zahle ihm für jeden Doppelvers tausend Dirhem aus!" „Sehr wohl", bemerkte Abu Nuwâs, „das ist der Ehrensold für meine Verse; wo ist aber der Lohn dafür, daß ich Dir, o Fürst, im Trinken Gesellschaft leiste?" „Nun, was verlangst Du?" „Gleichen Sold wie für die Verse." „Und was willst Du damit machen?" „Ich will mich damit in der guten Lebensweise, von der ich einige Zeit gelassen habe, einnisten, ich will trinken und guter Dinge sein." „Wohlan denn, Schatzmeister," versetzte der Chalif, „gieb ihm, was er verlangt, es gedeiht einmal nichts bei ihm."

Doch trotz der hohen Gunst, deren sich Abu Nuwâs beim Chalifen erfreute, kam es doch mehrmals vor, daß er eingekerkert und mit dem Leben bedroht wurde. Einmal war er so in Ungnade gefallen, daß schon

die Blutmatte zur Hinrichtung vor ihm ausgebreitet lag, da ergriff ihn aber die Begeisterung und er rühmte den Fürsten so ergreifend, daß er sich sofort mit ihm wieder versöhnte und den Henker fortschickte.

Besonders hatten es die strengen Gesetzgelehrten der rechtgläubigen Secten auf den Dichter abgesehen. Sie nahmen nicht nur Anstoß an seinem ausschweifenden Leben und an seinem Umgange mit Trinkern, Wirthen und lüderlichen Gesellen, sondern auch an seinen alle Dogmen des Korans verspottenden Versen. Sie klagten ihn deshalb beim Chalifen an und er mußte sich vor ihnen in seiner Gegenwart rechtfertigen. Er verstand dies aber so gut, daß er stets als Sieger hervorging. Den als Blasphemie ihm vorgehaltenen Stellen schnell einen andern Sinn unterlegend, zeigte er, daß in ihnen nichts Anstößiges enthalten sei, sondern alles wohl mit den orthodoxen Glaubenslehren zusammenstimme. Die Ankläger erschienen als Dummköpfe in den Augen des Chalifen und traten beschämt den Rückzug an, sie hatten Ernst und Scherz nicht von einander zu unterscheiden verstanden.

Eine der schönsten Episoden im Leben unseres Dichters ist das Liebesverhältniß zu Dschinan, einer ebenso schönen wie geistreichen Sclavin eines berühmten und angesehenen Traditionsgelehrten der Zeit. An sie richtete er die glühendsten Minnelieder und verfolgte sie auf Schritt und Tritt. Er liebte das Mädchen so sterblich, daß er sie sogar auf einer Pilgerfahrt nach Mekka begleitete, um in ihrer Nähe zu sein. Als sie sich niederließ, um in der Kaaba, der heiligen Moschee der Stadt, den schwarzen Stein zu küssen, kniete er ebenfalls nieder und küßte ihn mit; dabei aber schmiegte er sich so an sie, daß seine Wange die ihrige berührte. Der Dichter schilderte diese Scene selbst in dem lieblichen Gedichtchen:

Am schwarzen Stein der Kaaba einst sich niederließen
Zwei Liebende, zu decken ihn mit ihren Küssen,
Sie thun es frei und ohne die Gefahr der Sünde,
Es ist, als ob Versprechen sie am Ort verbinde.
Wenn sie die Menschen dort nicht von einander trieben,
So würden sie nicht Anstand nehmen, sich zu lieben.
Nicht viel hätt' es bedurft, wär' dort begangen worden,
Wovor sich Fromme scheuen an so heil'gen Orten.

Ein sprechendes Zeugniß von der leichtfertigen Lebensanschauung, sowie der ganzen nur auf sinnlichen Liebesgenuß zielenden Denkweise des Dichters ist die Inschrift, die über der Thür seines Hauses angebracht war. Sie lautet:

„Wer dieses Haus betritt, sei sorgenlos,
Nur Küsse muß er dulden und Gekos.
Sie sprach: Ich komme dieses Umstands wegen.
Nun denn, so tritt herein mit Glück und Segen."

Ebenso deuten die Worte, die auf seinem Siegelringe eingravirt gewesen sein sollen, auf eine sehr laxe Gesinnung:

„Zwar groß, fürwahr, ist meiner Sünden Schuld;
Doch größer noch, o Gott, ist Deine Huld."

Leider war Abu Nuwâs dem damals üblichen Laster der Knabenliebe leidenschaftlich ergeben, ein schön gewachsener Knabe ging ihm über Alles. In einer Gesellschaft äußerte er einmal, daß er sich einen Genuß wünsche, der weder im Paradiese noch auf der Erde sich finde. Als man ihm einhielt, daß doch ein jeder nach dem Worte des Propheten im Paradiese finden werde, was er sich wünsche, entgegnete er: „Das, was ich mir wünsche, findet sich weder im Paradiese noch auf der Erde." Auf die Frage, was denn das sei, gab er zur Antwort: „Ein wohlgebildeter Knabe."

Mit den Dichtern seiner Zeit lebte Abu Nuwâs in einem beständigen Satirenkampfe, selbst seine Lehrer entgingen den scharfen Pfeilen seiner Zunge nicht. So fertigte er einmal den Dichter Abu-l-Atâhijja ab, als er ihn fragte, wie viele Distichen er täglich mache. „Ein Distichon, oder ein Paar," war die Antwort. „Da übertreffe ich Dich, versetzte jener, denn ich mache an jedem Tage ein ganzes Hundert und zuweilen noch mehr." „Sie sind auch darnach," fiel dieser spöttisch ein, „wollte Gott, ich sähe dich nicht mehr!" Ein andermal beschwerten sich mehrere junge Dichter vor ihm, daß er die Erzeugnisse ihrer Muse vor aller Welt herabsetze und sie um ihr Ansehen und ihren Ruhm bringe. Diese wies er so sarkastisch ab, daß sie lautlos sich entfernten und ein gewisser Attabi zu den anderen sprach: „Sagte ich es euch nicht, daß er ein größerer Dichter ist als wir."

Bei einer Preisvertheilung an die Dichter, die das Lob der Barmekiden gesungen, erhielt Abu Nuwâs nur einen sehr leicht wiegenden Siegelring mit den Worten: „Jedem Dichter nach seinem Verdienst, Du hast nichts Besseres verdient." In dem Bewußtsein, daß er aus Neid und Scheelsucht ungerecht behandelt worden sei, machte er sofort auf den Preisvertheiler eine Satire, die denselben sehr ärgerte. Um den erzürnten Spötter zu versöhnen, sandte er ihm ein Geschenk von tausend Dirhem und fügte die Bitte hinzu, er möge die Satire gegen ihn zurückziehen. Dieser ließ ihm aber sagen, er werde sie nicht zurückziehen, selbst wenn er ihm hunderttausend Dirhem zum Geschenk mache.

Abu Nuwâs konnte nur dichten, wenn er heiter und wohlgelaunt war und sich in einem schönen Garten befand. Hatte er ein Gedicht begonnen, so legte er es weg und sah es viele Tage nicht mehr an; dann fing er an zu ändern und zu bessern und ruhte nicht eher, als bis es nach Inhalt und Form vollendet war.

Um das Jahr 199 der Hedschra (815) starb unser Dichter, kaum sechzig Jahre alt; es war derselbe Tag, an dem der berühmte Theosoph la Karchi das Zeitliche segnete. Während die Leiche dieses Mannes

dreihundert Menschen begleiteten, folgte der des Dichters Niemand; ebenso fand sich keiner, der das übliche Leichengebet über sie sprechen wollte. Da erhob ein Mann aus der Menge seine Stimme und sprach: „War denn Abu Nuwâs nicht auch ein Muslim wie wir, warum will Niemand über seiner Bahre das Leichengebet vollziehen?“ Diese Worte machten einen solchen Eindruck auf die Begleiter der Leiche des Theosophen, daß sie sofort sich um den Sarg des Dichters schaarten und insgesammt das übliche Todtengebet über ihn sprachen. Auf seinem Leichensteine sollte nach des Dichters Wunsch die von ihm selbst verfaßte Inschrift stehen:

„Es predigen die Gräber stumm,
Die Zeiten gehen schweigend um,
Du, dem geworden Wunsch und Erbe,
Leb', wie es Dir beliebt, dann sterbe.“

Dies sind in Kürze die wichtigsten Thatsachen, die in der Lebensgeschichte des Abu Nuwâs hervorgehoben zu werden verdienen. Wir wenden uns nun den Gedichten zu. Dieselben wurden zuerst von Sûlî gesammelt. Da aber keine Handschrift aufzufinden war, so glaubte man lange Zeit, der Diwan sei verloren gegangen. Wir besitzen jetzt zwei Ausgaben, denen die Sammlung Sûlîs zu Grunde liegt, die eine hat Prof. Ahlwardt veranstaltet, sie ist aber stecken geblieben und daher unvollständig, die andere rührt von Adawi und Malathijali, zwei arabischen Gelehrten, her. Letztere ist in Kairo in ziemlich schlechter Neschischrift gedruckt und umfaßt 279 Seiten in Kleinquart zu je 23 Zeilen. Die dem Buche beigegebene Vorrede haben die Herausgeber dem Ibn Challikan entnommen. Deutsch ist ein Theil des Diwan zum erstenmale von A. v. Kremer nach einer in seinem Besitze befindlichen Handschrift im J. 1855 erschienen. Die Gedichte sind in verschiedene Gruppen gegliedert, für unsern Zweck unterscheiden wir nur Weinlieder, Jagdlieder, Lobgedichte, Spottgedichte, Minnelieder, religiöse Gedichte und Klagelieder.

So geschätzt die Gedichte des Abu Nuwâs auch bei den Zeitgenossen waren und bei den heutigen Arabern noch sind, so fließend auch der Versbau, so wohlklingend die Sprache ist, mit denen der alten Dichter halten sie keinen Vergleich aus. Es fehlt ihnen die schlichte Einfachheit und Würde, die lebendige Schilderung der Natureindrücke, die Kühnheit der Bilder. Die Zeit hatte mächtig umgestaltend auf das Volk gewirkt. Es war aus dem Zustande des Wüstenlebens herausgetreten und hatte sich in großen Städten niedergelassen. An Stelle der Lust am Kriege, der Pflege der Gastfreundschaft und der Hochschätzung des Weibes waren in Folge der politischen und religiösen Centralisation Behaglichkeit und Ruhe, heitere Lebenslust und starke Sinnlichkeit getreten. Die Receptivität war in die Reflexion übergegangen.

Zunächst die Weinlieder. Dieselben werden schon von den Zeitgenossen als die besten Erzeugnisse des Dichters gepriesen. Die Kritiker

geriethen oft miteinander in Streit über den schönsten Vers in diesen Gedichten, nach dem einen gebührte diesem, nach dem andern jenem die Palme. Wir werden in diesen Gedichten meist mitten in ein wildes Zechgelage versetzt. Manchmal ziehen die lustigen Gesellen schon mit Anbruch des Morgens hinaus zur Weinbude eines Christen oder Juden und lagern sich bei Gesang und Saitenspiel auf den grünen Matten unter wohlduftenden Bäumen. Ein reizendes Schenkmädchen holt den feurigen Rebensaft aus einem Fasse, über dem die Spinnen ihr Netz gezogen haben, und füllt ihn aus geschmackvoll gearbeiteten Kannen mit langgeschweiften Hälsen in die hellfunkelnden Krystallbecher. Alt muß der Wein sein,

„Eines Fasses zehnjähriges Töchterlein, gar süß und rein,
Das in dunkler Nacht selbst ausströmt seinen hellen Feuerschein."

Die Zecher fragen nicht nach Zeit und Stunde; selbst der Aufruf zum Gebet vom Minaret durch den Muazzin geht ungehört an ihnen vorüber. Ihre Wangen werden immer röther, man merkt, daß der Wein seine Wirkung thut. Erst wenn die Sonne sich zum Untergange neigt, erheben sich die Gesellen und wandern schwankenden Schrittes der Heimat zu. Gewöhnlich aber findet sich erst gegen Abend und noch später die Gesellschaft zusammen. Hat der Wirth seine Bude etwa schon geschlossen und ruht auf seiner Lagerstätte, so pocht man an die Thür, ruft und schreit, und es hilft ihm nichts, er muß aufstehen, die Lampe anzünden und Wein herbeischaffen. Die Gäste verbringen dann die ganze Nacht, bis die Sterne untergehen und des Hahnes Krähen bereits den erwachenden Morgen verkündet, in der Trinkbude. Nur bisweilen geht durch die Weinlieder auch ein elegischer Zug. Der Zecher sieht in die monderhellte Nacht hinaus und gedenkt der früher bei ihm weilenden Genossen; sie sind nicht mehr, des Todes eisige Hand hat sie dahingerafft. Aber anstatt dieses Gefühl ausklingen zu lassen, läßt der Dichter den Zecher flugs wieder zum Becher greifen und Trost und Erheiterung trinken.

So sind die Weinlieder echte Spiegelbilder der Zeit. Sie zeigen uns die Schwelgerei und Genußsucht der Reichen und Vornehmen in den Großstädten des Araberreiches unter den abbasidischen Chalifen.

Ganz anders geartet sind die Jagdlieder. Sie ergehen sich in Schilderungen sowohl der Thiere, auf die Jagd gemacht wird, sowie der, die den Jäger bei seinem Waidwerk unterstützen. Löwen, Geparden, Falken, Reiher, Hunde und Pferde spielen die Hauptrolle. Ein allgemeines Interesse können diese Gedichte schon deshalb nicht beanspruchen, weil in ihnen zu viele der Jägersprache entlehnte Kunstausdrücke vorkommen. Auch die den Thieren beigelegten und auf den feinsten Beobachtungen beruhenden Eigenschaften setzen große fachmännische Kenntnisse voraus.

In den Lobgedichten macht sich eine übertriebene Panegyrik breit,

die uns mehr anwidert als anzieht. Die Fürsten erscheinen wie Götter. Sie überragen an Verstand und Weisheit alle Menschen, es ist keiner, der nur im Entferntesten sich mit ihnen vergleichen könnte. Wo sie hinkommen, da streuen sie Glück und Segen aus, durch ihr erhabenes Vorbild zeigen sie ihren Unterthanen die Pfade der Gottesfurcht und Frömmigkeit. Niemandem droht Gefahr, so lange das Scepter in ihren Händen ist, jeder Hilfsbedürftige geht reich beglückt hinweg, wenn er sich in den Strahlen ihrer Gunst hat sonnen dürfen. Mit ebenso schmeichlerischen Lobpreisungen werden auch Statthalter, Wezire und andere Große des Reichs besungen. Es geht Abu Nuwâs mit seinen Lobgedichten, wie es allen Dichtern geht, wenn sie ihre Kunst in den Dienst des Hofes stellen und nur die fürstliche Schatzkasse im Auge haben.

Aus den Spottgedichten spricht scharfer Sarkasmus und bittere Ironie, darum war auch der Dichter sehr gefürchtet. Jeder war seiner Schmähsucht ausgesetzt, wenn er ihn mit einer Bitte abgewiesen hatte, oder wenn er ihn sonst nicht zu Willen gewesen war. Besonders hatte er es auf diejenigen gemünzt, die seine Hoffnungen auf reiche Geldspenden und kostbare Geschenke getäuscht hatten. Als er als Gesandter zu Naßr al-Chasib, dem Steuereinnehmer von Aegypten, geschickt wurde, sang er zuerst dessen Lob in einer langen Kaside und hoffte auf reiche Belohnung, da dieselbe aber ausblieb, machte er in mehreren an den Chalifen Amin gerichteten Spottgedichten seinem Unmuthe Luft. Eins derselben lautet:

Amin, der Gläubigen Beherrscher, tugendreich,
Von allen den Chalifen ist Dir keiner gleich!
Sag' an, wie kam es Deiner Weisheit in den Sinn,
Chasib doch nach Aegyptens Reich zu setzen hin?

In einem anderen heißt es:

Chasib ist ein Gemisch von Trug,
Und seine Rede ist nur Lug.
Selbst seine Kleider zeigen an,
Daß einem Hund sie angethan.

Auch Prahler und Großsprecher, sei es, daß sie sich mit ihrer vornehmen Abkunft brüsteten, sei es, daß sie sich auf ihre Leistungen viel einbildeten, machte der Dichter gern zur Zielscheibe seines Spottes. Ebenso waren Geizige und Reiche, die von ihren in ihrem Solde stehenden Künstlern sehr eingenommen waren, ein Gegenstand seiner Satire. So geißelte er den geizigen Said Ibn Salm mit den Worten:

„Ein Leib Brot ist werther ihm und theurer als die Seele,
Lieblich schaut er an das Brot und lieblich hin zum Mehle.
Aber wenn ein armer Hilfsbedürftiger ihm naht,
Dessen Mutter starb und der zum Freund hat keine Seele,
Den befiehlt er fortzujagen mit Stockstreichen hart,
Bricht die Glieder ihm, zerzaust ihm seinen Bart zur Stelle."

Und Musa-n-Nachchâs gab er dem Gelächter preis in den Versen:

Wenn Du Musas Sängerinnen nie gehört,
Freu' Dich drob, traun, es ist freuenswerth,
Gleich dem Todtensang ihr Saitenspiel erklingt,
Der dem Grab entsteigt und Mark und Bein durchdringt.

Die Minnelieder anlangend, so ist ihnen gleich denen aller anderen Dichter der Zeit ein derb sinnlicher Zug eigen. Das Weib hatte ja schon längst seine Bedeutung für das öffentliche Leben verloren und war zur willenlosen Haremssclavin herabgesunken. Es fesselte nur noch durch seine äußere Schönheit und, ging ihm diese ab, so war es kein Gegenstand des Begehrens für den Mann. Daher wissen auch die muhammedanischen Dichter über das Weib von nichts anderem zu reden, als von einem Stern, der wie der Mond leuchtet, von Haaren, die schwarz wie die Nacht sind, und wie eine Wolke das Gesicht umhüllen, von Augen, die, den Scorpionen gleich, jedem, den sie treffen, den Tod bringen, oder die der flüchtigen Gazelle ähneln, von Zähnen, die wie Hagelkörner glänzen, oder wie eine Perlenschnur aufgereiht sind, von Purpurlippen, die, wenn sie sich zum Lächeln öffnen, wie der Blitz zucken, von einem Halse, der wie der des schlanken Rehs gebildet ist und zwei Granatäpfeln entsteigt u. s. w. Und wenn die Gedichte in solchen Vergleichen noch sich halten, so sind sie sehr decent, die meisten sind in der Schilderung der weiblichen Reize schlüpfrig und beleidigen jedes sittliche Ohr. Auch für Abu Nuwâs ist es nur die körperliche Schönheit des Weibes, die ihn in Leidenschaft versetzt und seinem Griffel Schwung und Begeisterung verleiht; das Geistige, die schöne Seele, Herzensadel, Schamhaftigkeit und sittsames Wesen treten ganz zurück. Als eins der zartesten Minnelieder des ganzen Diwans, welches uns den Dichter in seinem Liebesschmerz schildert, heben wir folgendes heraus:

Betrübten Sinnes zog ich in den Hain,
Der leichter macht sonst grambeschwerte Herzen;
Schon oft hat er auch mich gestärkt, allein
Zu spotten schien er diesmal meinen Schmerzen,
Nichts konnte mich erfreuen in dem Garten.
Nur eine Blum' hab' ich an's Herz gedrückt,
Sie rief in mir Dein holdes Bild zurück
Und küßte mich mit ihrem Hauch, dem zarten.

In ähnlicher Weise spricht der Dichter seine Liebesqual in den Strophen aus:

Fein Liebchen macht mir viel Schmerzen,
Sie ist von mir so weit.
Manch' Brieflein hab' ich geschrieben,
O, wie das drückt so sehr!
Seit fern ihrem Aug' ich geblieben,
Gedenkt sie mein nicht mehr.

Die religiösen Gedichte offenbaren die Freigeisterei des Dichters, dem die Dogmen des Islams gleichgiltig sind. Da die Auferstehung und das Fortleben nach dem Tode in Folge seiner philosophischen Anschauungen ihm mehr als zweifelhaft schienen, so freut er sich auch nicht auf die Wonnen des Paradieses, ebensowenig aber fürchtet er sich vor den Qualen und Schaudern der Hölle. Als man bei einem Bacchanal sich über den Zustand der Seligen und der Verdammten unterhielt, hörte er eine Zeit lang schweigend zu, dann aber sprach er:

O, der Du streitest über Glaubenseigenschaft,
Die Freiheit und der Zwang sind beide zweifelhaft;
Zwei Dinge sind's, die spreche ich nicht ab,
Sie sind nur zu gewiß, der Tod und dann das Grab.

In tiefem Rausche lallte er einst die Worte:

Rückkehr giebt es keine von des Grabes Noth,
Gleich dem unfruchtbaren Ei scheint mir der Tod.

Daher kannte auch der Dichter keine andere Parole als die: Genieße die Freuden, die Dir das Diesseit beut, in vollen Zügen, laß keinen Augenblick des Jetzt Dir ungenützt entschwinden, denn Du weiß nicht, ob Du im nächsten noch lebst. Die Gegenwart heiter und froh sich zu gestalten, dem Wein und der Liebe sich zu weihen, ist wahre Weisheit, sich um dunkle Zukunft zu sorgen, oder gar mit dem Gedanken einstiger Rechenschaftsablegung sich zu quälen, ist größte Thorheit.

Ganz klar tritt diese Lebensauffassung in den Versen zu Tage:

„Ab vom einförm'gen Alltagsleben lenke,
Hin zu den heit'ren Lustgehegen schwenke,
Ein lock'rer Glaub' erst macht das Leben süß;
Drum lock're Deinen Glauben in der Schenke.
Der Feuerpein stell' Deine Seel' getrost anheim,
Und offen treibe Possen Du und Schwänke!"

Daß die Ceremonien und sonstigen Religionsvorschriften des Islams für den Dichter keine Bedeutung hatten und er sich an sie nicht im mindesten kehrte, bedarf nach dem Gesagten wohl keines Beweises. Im Ramadhan, dem Fastenmonat der Araber, sprach er es ganz offen aus, daß er sich kein Gewissen daraus mache, das Fasten zu brechen. Er dichtete:

„Wenn bei Tag sich Wein mir darbeut zum Genießen,
Wart' ich nicht bis auf die Zeit vom ersten Bissen.
Wunder wirkt der Wein, willst Du ihm wohl entsagen?
Wenn Du trinkst, wird er für Dich die Lasten tragen.
Wer mich schmäht, weil ich trink' gern nur reinen Wein,
Mag im Himmel bleiben, ich will in der Hölle sein."

Als das Fasten einst in die Zeit der größten Sommerhitze fiel, richtete der Dichter die Verse an den Chalifen:

„O König, Herr der Völker und Dynasten,
Wie sollen wir bei dieser Hitze fasten?
Hast Du Befehl zu fasten uns gegeben,
So woll' uns dessen im August entheben.
Wir wollen dreist das dumme Fasten brechen,
Dann kannst Du unsre Uebertretung rächen."

Da der Mensch nichts von seinem Reichthum mit aus dieser Welt nehmen kann, so tadelt Abu Nuwâs das Jagen und Haschen nach Gewinn mit den Worten:

Der Reichthum scheint nur zu erhöhen Deine blinde Gier,
Wozu willst Du noch immer größre Schätze Dir erstreben?
Bedenke doch, Du Thor, daß Du nicht ewig bleibest hier,
Und daß Dir all Dein Gut genommen wird mit Deinem Leben.

In einem anderen Gedichte, das denselben Gedanken durchführt, heißt es:

Gar unerwartet schnell kommt oft der Tod,
Und ihm zu wehren giebt's kein Machtgebot.
Aus den Palästen trägt man Euch hinaus
In eines öden Grabes finstres Graus.
Kein Zelt giebt's da, das schmeichelnd Euch umhüllt,
Kein Baldachin, der Euch beschirmt und kühlt,
Vorbei ist dann auch alles frohe Spiel,
Nichts giebt es mehr, was einst uns hier gefiel.

Wie der Dichter die Vorschriften seiner eigenen Religion verspottete, so verschonte er auch die des Christenthums nicht. Als ihm einst ein Teller mit Trauben, ein Teller mit Eibeben*) und eine Flasche Wein gebracht wurde, so verglich er Gott Vater mit den Trauben, Gott Sohn mit den Eibeben und Gott den heiligen Geist mit dem Weine.

Erst als der Dichter älter wurde und seine physische Kraft abnehmen fühlte, als ihm die Welt nicht mehr in so rosigem Lichte erschien und ihn Todesahnungen schon anwandeln mochten, hat es den Anschein, als ob er anderen Sinnes geworden wäre und ihn Reue über sein vergangenes Leben ankäme. So warnt er vor der Schwelgerei, ermahnt zur Tugend und Sündenscheu mit den Worten:

Nach manchen trüben Jahres Gram und Bitterkeit,
Da Schnee sich häufte mir auf meinem Scheitel,
Verschwindet auch der Leichtsinn meiner Jugendzeit
Und nichtig scheint er jetzo mir und eitel.
Ich hör' und merke nun auf der Vernunft Gebot.
Es führt zum Ziele mich auf gradem Wege;

*) Große Bohnen.

Da mir so nahe steht der Allen sichre Tod,
Wird mir der Sprüche ernster Sinn erst rege.
Begeht der Weise Sünde, strauchelt er und fehlt,
So giebt's vor Gott Verzeihung für ihn nimmer;
Nur wer den Pfad der Tugend sich hat auserwählt,
Dem öffnet sich des Himmels Thor für immer.
Wenn wir am jüngsten Tage vor dem Richter stehn,
So ist auf gute Werke nicht zu bauen,
Wie Nebel wird der gleißnerische Ruhm vergehn,
Das Inn're wird man auf der Stirne schauen.
Nur eines weiß ich, was vor Gott mich retten kann,
Was Hilfe bringet meiner armen Seele:
Wenn demuthvoll ich flehe Gott um Gnade an,
Und reuig seiner Huld ich mich empfehle.

Wer sein Leben mit Trinkgelagen und rauschender Musik von leichtfertigen Sängerinnen zugebracht, dem stellt er sich selbst als warnendes Beispiel hin und ruft ihm zu:

O Mensch, der Du als Wüstling thöricht hast verbracht
Dein kurzes Leben unter weingefüllten Fässern
Und hellem Saitenspiel von Mädchen, die nicht bessern,
O höre mich! Hast Du das Ende schon bedacht?
Auch ich hab' mich gesättigt auf dem weichen Pfühl
Der Wollust, doch ich denke dran mit tiefen Schmerzen.
Auch Dich wird bitt'res Weh ergreifen in dem Herzen,
Wenn Dir so nah wird sein wie mir des Lebens Ziel.

Nach manchen Aeußerungen möchte man fast annehmen, als ob der Dichter am Ende seines Lebens noch ein strenger Muslim geworden wäre, wenigstens scheint darauf der Gebetsausruf hinzudeuten:

„O Herr, sind meine Sünden groß,
Die Gnade Dein, o Gott, ist größer.
Begnadigst Du die Frommen nur,
Darf nahen Dir dann noch ein Böser?
Ich fleh zu Dir, o Gott, vergieb
Mir, denn wo fänd' ich sonst Erbarmen?
Der Glaub an Dich und daß ich Muslim,
Ist einz'ger Hoffnungstrost mir Armen."

Aus den Klageliedern endlich, die sich theils auf den Tod des Chalifen Harun al-Raschid und Amin, theils auf den jähen Sturz der hochangesehenen Familie der Barmekiden beziehen, spricht große Innigkeit und Theilnahme. Gradezu ergreifend ist der Klagesang, den er auf den Tod seines Freundes Amin dichtete. Derselbe lautet:

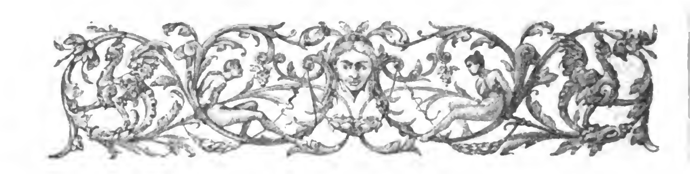
Der Liebe Band, das mit Amin mich einte,
Durchschnitt zu bald des Todes kalte Hand,
Und was des Schicksals harter Spruch getrennt hat,
Des Wunde schließt kein heilender Verband.
Die Thräne nur bleibt ihm geweiht auf Erden,
Die ungetrocknet mir im Auge stand,

Dem Angedenken an die theure Seele,
Für die der Tod kein Mitgefühl empfand.
Ich glaubt' ihm andre Lebensfahrt beschieden,
Als durch die Pforte in des Todes Land.
Kein Ziel des Strebens hab' ich mehr hienieden,
Da ich am Ziel mich alles Strebens fand.
Das Wachsthum der sich mehrenden Geschlechter
Im Haus der Feinde schau' ich, haßentbrannt,
Doch die in Lieb' und Treue uns verbunden,
Bevölkern nur der Gräber Trauerland.

Das sind nicht blos Worte eines Hofpoeten, die er in pflichtschuldiger Dankbarkeit einem fürstlichen Todten weihen muß, weil er von ihm mit Gnadenspenden bedacht worden, sondern sie sind einem Herzen entströmt, das mit ihm in inniger Freundschaft und Liebe verbunden war.

Wir sind am Ende. Wir haben versucht, das Lebensbild eines der größten Dichter aus der Zeit eines Abbasiden zu zeichnen. A. von Kremer hat Abu Nuwâs den arabischen Heine genannt, erinnern wir uns der Witzelei und Spottsucht, die allenthalben in seinen Gedichten uns entgegentritt, so dürfte diese Bezeichnung gerechtfertigt sein. Unser Dichter ist so recht ein Kind seiner Zeit. Mitten in das schwelgerische Leben und Treiben des Hofes und der höheren Gesellschaftskreise hineingestellt, ist der auf uns gekommene Diwan der beste Barometer zu einer Schilderung der sittlichen Verhältnisse in den glänzendsten Epoche arabischen Geschichte.





Die neuesten Ausgrabungen der Deutschen und Neugriechen auf griechischem Boden.

Von

Paul Habel.

— Breslau. —

Wir sind nicht mehr darauf angewiesen den Sagen der Vorzeit zu lauschen; wir können ihren geschichtlichen Kern an Denkmälern prüfen, und wo sich früher ein jeder nach seinem Gefühl ein Bild der Vorzeit entwarf, liegen jetzt Thatsachen vor, die von allen Unbefangenen als ein fester Boden weiterer Forschung anerkannt werden."

Mit diesen treffenden Sätzen beleuchtet Curtius die Bedeutung der Ausgrabungsthätigkeit. In der That wird es niemand entgehen, der sich bewußt ist, in wie hohem Maße Anschauungsmittel als Unterstützung der belehrenden Worte das Verständniß erleichtern und klären, daß die Ergebnisse der Ausgrabungen ganz hervorragend geeignet sind die klassische Philologie zu beleben, das Studium des klassischen Alterthums zu einer Beschäftigung zu machen, welche dem Verstande die schwierigsten, den Kulturzusammenhang der alten Völker betreffenden Fragen zu lösen aufgiebt und außerdem Auge und Herz eine Fülle freudigsten Genusses gewährt.

Wie wenig an diesem bedeutenden Werthe der Ausgrabungen zu zweifeln ist, das beweist der rege Eifer, mit welchem sich Deutsche und Franzosen, Engländer und Amerikaner, Italiener und Griechen, Russen, Oesterreicher, Spanier auf diese Thätigkeit geworfen haben. Das Streben, dem heimischen Boden der antiken Kulturvölker seine verborgenen Schätze abzuringen ist ein allgemeines, ein internationales geworden, und zwar verdienen bei allen Nationen das Lob der Opferfreudigkeit die Regierungen

sowohl, welche auf ihre Kosten umfassende Ausgrabungen veranstalteten, als auch Privatleute, welche aus reiner Freude an Kunst und Wissenschaft ihren Reichthum in uneigennütziger Weise zum Ruhme ihres Vaterlandes idealen Zwecken dienstbar machten. Dieser friedliche Wetteifer edelster Art wird durch die Bereitwilligkeit und Liebenswürdigkeit gefördert, mit welcher die griechischen und italienischen Behörden den auf die Erforschung der Schätze des Alterthums gerichteten Absichten aller Fremden entgegenkommen. Freilich die Gelegenheit, die schönsten antiken Kunstwerke zu erwerben, um damit die heimischen Museen zu schmücken — auf diese Weise kam im vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts der Antikenbesitz der weltberühmten Sammlungen des British Museum, des Louvre und der Münchener Glyptothek zusammen, abgesehen von den weit älteren (päpstlichen) Museen der ewigen Stadt —, die Zeiten eines Lord Elgin, des englischen Gesandten bei der hohen Pforte, welcher im Beginn unseres Jahrhunderts, von 1800—1818 theils mit, theils ohne Erlaubniß der türkischen Regierung die prachtvollsten Tempel Athens, den Parthenon, das Erechtheion, den Tempel der Athena Nike, gewaltsam ihres Bilderschmuckes entkleidete und seinen reichen Raub nach London entführte (die Elgin-Marbles), diese Zeiten sind vorüber, seitdem sich das nationale Bewußtsein bei Italienern und Neugriechen zu voller Blüthe entfaltet hat. Nach einem Artikel der griechischen Verfassung muß alles, was im Lande gefunden wird, als Regierungseigenthum in demselben bleiben, und ebenso erhebt, wie billig, die Regierung zu Rom ein Besitzrecht auf alle Denkmäler, welche aus italischem Boden zu Tage gefördert werden, als die Spuren der so ruhmvollen Vergangenheit des Volkes. Scharf werden die Grenzen und Ausfuhrhäfen beider Länder bewacht, so daß es nur höchst selten gelingt, ein Kunstwerk durchzuschmuggeln. Oefters sind in den letzten Jahren im Piräeus Kisten mit Alterthümern, die nach dem Auslande (so nach Paris) bestimmt waren, zu Gunsten des griechischen Staates in Beschlag genommen worden, und auch einzelne Reisende müssen es sich gefallen lassen, wenn beim Durchsuchen ihres Gepäckes der hellenische Zollbeamte eine vielleicht um viel Geld erworbene Antike als unveräußerlichen griechischen Besitz zurückbehält. Daher ist es seltenen, besonders günstigen Umständen zu verdanken gewesen, wenn in den letzten Jahren Denkmäler aus griechischem oder römischem Boden in die Hauptstädte der fremden Nationen überführt worden sind.

Dafür sorgt aber Griechenland und Italien für würdige Unterbringung der Funde; der glückliche Entdecker fühlt sich reichlich belohnt durch den Gedanken, seine körperliche und geistige Kraft unter Aufwendung oft recht bedeutender Mittel für ein Unternehmen eingesetzt zu haben, welches die Wissenschaft in irgend einer Weise zu fördern geeignet ist.

Anders ist die Stellung, welche die Hohe Pforte zu dem auf türkischen Grunde gemachten Funden einnimmt. Zwar besitzt auch Konstantinopel

ein archäologisches Museum, in welches die werthvollsten, in den Provinzen gefundenen Stücke geschickt werden müssen, zwar veranstaltet auch die türkische Regierung nach dem Beispiele der Kulturnationen Ausgrabungen und läßt sich die passende Aufbewahrung der Denkmäler angelegen sein, so durch Errichtung von Provinzialmuseen, deren bedeutendstes sich in der Stadt Smyrna befindet; aber der chronische Geldmangel verbietet den Türken umfassende Arbeiten in Angriff zu nehmen und macht sie auch geneigt dem Fremden Alterthümer gegen klingende Entschädigung zu überlassen. Auf diese Weise sind, um nur das Bedeutendste zu erwähnen, im vorigen Jahrzehnt Deutschland und Oesterreich um Kunstwerke ersten Ranges bereichert worden; das Berliner alte Museum ist durch die pergamenischen Skulpturen in die Reihe der Sammlungen von Weltruf getreten (1886), die beiden von Otto Benndorf geleiteten Expeditionen von 1881 und 1882 haben mit dem der griechischen Geschichte und Sage entnommenen Bilderschmuck des lykischen Grabdenkmals von Gjölbaschi-Trysa Wien zu einem künstlerisch und kunsthistorisch wichtigen Schatze verholfen, um welchen es die gebildete Welt beneidet. Auch haben die archäologischen Forschungsreisenden sich über die Unliebenswürdigkeit der türkischen Behörden zu beklagen, welche manchmal jedes Zeichnen und Schreiben, ja sogar das Aufschlagen der Karte verbieten;*) und unbequem genug ist es, daß für die wissenschaftlichen Untersuchungen immer erst die amtliche Erlaubniß zum Messen, Zeichnen, Schreiben, Photographiren eingeholt werden muß. Hoffentlich werden von jetzt an dem Versprechen gemäß, welches unserm Kaiser bei seiner Anwesenheit in Konstantinopel gegeben worden sein soll, den deutschen Ausgrabungen von türkischer Seite weniger Hindernisse in den Weg gelegt werden. Nicht minder unangenehm kann die dumme Neugierde der türkischen Bevölkerung, Hoch wie Niedrig, werden, welche in jedem Forscher einen Abkömmling der früheren Einwohner des Landes sieht und hinter jedem Inschriftenstein einen Schatz wittert, der nun von einem Nachkommen der rechtmäßigen Eigenthümer gehoben werden soll.

In der That sind in den letzten Jahren in ungeahnter Fülle und in rascher Aufeinanderfolge Schätze von solcher Wichtigkeit aus dem Schoße der Erde gehoben worden, daß sie wie politische Tagesereignisse das Interesse der gesammten gebildeten Welt erregt haben. Ueber Zeiten, die vor aller schriftlichen Ueberlieferung liegen, wie die mykenische Periode, ca. 1500—1000 v. Chr., sind wir hinsichtlich des Baues der Tempel, der Paläste, der Festungsmauern, der Gräber, der Tracht, der Bewaffnung, des Schmuckes bis in Einzelheiten unterrichtet; die Cultur unter den Peisistratiden, das Athen vor den Perserkriegen und dann wieder die

*) Auch im Museum der Alterthümer zu Konstantinopel ist es noch verboten zu schreiben oder zu zeichnen. Früher war auch zum Besuch desselben diplomatische Vermittelung nothwendig.

Blüthe der alexandrinischen Kunst ist in steinernen Denkmälern, den so anschaulich redenden Zeugen der Vergangenheit, vor unsern Augen emporgetaucht. Wir sehen, wie die Reste der alten Cultur stufenweise über einander liegen wie die Ablagerungen der Erdmassen, so daß die einzelnen Bauschichten feste Grenzen für die chronologische Bestimmung der in ihnen gemachten Funde abgeben. Oft finden wir auch die Trümmer eines älteren Zeitabschnittes in Bauten der folgenden Periode, namentlich zu den Fundamenten verwandt, wieder. So hat Kimon bei der Anlage der großen Mauer um die Burg von Athen in reichem Maße Quadern, Gebälkstücke und Säulentrommeln von vorpersischen Bauten benutzt.

Betrachten wir nun die Ausgrabungen der Deutschen und Neugriechen im Einzelnen.

Fragt man Jemanden nach Orten, die in unserer Zeit durch die Wissenschaft des Spatens wieder aus Tageslicht gezogen worden sind, so wird derselbe sicher, abgesehen von Pompeji auf italienischen Boden, Ilios, Mykenä, Tiryns, die Warten von Schliemanns Ruhm, und die Aufdeckung von Olympia und Pergamon nennen, der beiden hochwichtigen Stätten griechischen Lebens, zu deren Erschließung der Anstoß von unserem Kaiserhause gegeben worden ist. Dies sind in der That Ausgrabungen von ganz einzig dastehendem Werthe für die Erkenntniß antiken Lebens, daß die Deutschen mit vollem Rechte sich dieser bedeutenden Erfolge rühmen können; und was den Mecklenburger Heinrich Schliemann im Besonderen betrifft, so drückt sich Schuchhardt treffend aus, wenn er sagt, daß Schliemanns Name immer in aller Munde war und heute für das größere Publikum eigentlich die ganze Archäologie beherrscht. Aber doch darf man hiernach nicht meinen, daß der Thätigkeit der Deutschen auf diesem Arbeitsgebiet die erste Stelle zuzuweisen sei. Diesen Ruhm machen ihnen die Neugriechen streitig, welche allerdings in den Deutschen ihre Lehrmeister verehren; namentlich hinsichtlich der Verwendung privater Mittel für Ausgrabungen stehen die Deutschen hinter anderen Nationen, so hinter den Engländern, Franzosen und Neugriechen, weit zurück.

Der Beginn der Ausgrabungen von Olympia und Pergamon, mit denen die Namen von Ernst Curtius, Karl Humann, Alexander Conze, Richard Bohn unzertrennlich verknüpft sind, und um welche sich in Berlin die Kreise der Olympier und Pergamener bildeten, liegt über ein Jahrzehnt hinter uns; an diesen Stätten hat das geeinte Deutschland einen seiner schönsten idealen Triumphe gefeiert. Am 20. März 1881, an welchem in Olympia der letzte Spatenstich gethan wurde, war die Hebung der verschütteten Feststätte der Hauptsache nach abgeschlossen; nach kurzer Unterbrechung hat die griechische archäologische Gesellschaft in Athen unter Demetriades die Fortführung der von den Deutschen aufgegebenen Arbeiten ihrerseits übernommen, ohne noch namhafte Ergebnisse verzeichnen zu können. Von den Funden in Olympia sind eine Anzahl Dubletten, Architekturstücke,

Statuetten, Geräthe aus Thon und Erz, oft noch mit Farbspuren versehen, in den Besitz des deutschen Reiches übergegangen und werden in der Hauptstadt desselben im Antiquarium der königlichen Museen in einer ihrer nicht würdigen Weise aufbewahrt, bis die für die nächste Zeit geplanten Museumsbauten auf der Museumsinsel zu Berlin ihnen eine zweckmäßigere Unterkunft bieten werden. Neuerdings sind durch Beschluß des Bundesrathes (April 1889) die Fundstücke aus dem alten Olympia Preußen eigenthümlich überlassen worden, so daß eine Vertheilung dieser Alterthümer auf die einzelnen deutschen Staaten zum Besten der wissenschaftlichen Verwerthung verhindert worden ist. Dafür hat der preußische Staat die Verpflichtung übernommen von der bevorstehenden amtlichen Gesammtveröffentlichung über Olympia ein Exemplar für jede der außerpreußischen deutschen Universitäten unentgeltlich zur Verfügung zu stellen, sowie weitere Exemplare dieses Werkes den einzelnen Bundesregierungen mit einer Preisermäßigung abzugeben.

In Pergamon dagegen und dessen Umgegend sind heute noch nach dem offiziellen Abschluß der Ausgrabungen (1886) außer andern der Architekt Bohn, welcher im Jahre 1885 den zweiten bis jetzt allein erschienenen Band der auf acht Bände berechneten, im Auftrage des preußischen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten von Conze herausgegebenen „Altertümer von Pergamon" fertig gestellt hat („Das Heiligtum der Athena Polias Nikephoros"), und Humann thätig, der schon seit ca. zwanzig Jahren im Orient verweilt, dessen Umsicht und Ausdauer es in erster Linie zu verdanken ist, wenn alle Ungunst der Verhältnisse, aller activer und passiver Widerstand der türkischen Beamten und der türkischen Bevölkerung siegreich überwunden wurde. Hier ist die hochragende Burg, die berühmte Stadt eines Eumenes und Attalos mit ihren prächtigen Bauwerken, deren Blüthezeit in das zweite vorchristliche Jahrhundert fällt, aus dem Schutte, den die Stürme der Zeit, Erderschütterungen und die Fluthen des rauschenden Ketios und Selinos darüber gehäuft haben, wieder ans Tageslicht gezogen worden. Hier ist deutsche Thatkraft mit den schönsten Lorbeeren geschmückt worden; der zum Theil in den Burgmauern verborgene Reliefsfries vom Unterbau des Altars des Zeus Soter auf der Agora von Pergamon, die Darstellung des bekannten Kampfes der Götter und ihrer heiligen Thiere gegen die schlangenfüßigen Giganten, ein Werk, dem an Großartigkeit der Auffassung und Ausführung kein anderes an die Seite zu stellen ist und welches uns erst das Verständniß für die Kunst in der Diadochenzeit erschlossen hat, ist als Lohn der im Auftrage der preußischen Regierung unternommenen Ausgrabungen für Berlin erworben worden. Nur ein Theil dieser Funde aus Pergamon ist im alten Museum der Besichtigung ausgestellt; die größere Masse ruht noch in den Werkstätten, wo die Platten und Stücke durch die Bildhauer Freres und Possenti zusammengesetzt werden. Erst seit den wissenschaftlichen Unter-

suchungen Puchsteins und Bohns über die Vertheilung der sechzig Göttergestalten vom Frühjahr des Jahres 1889 ist es möglich, die ganze Gigantomachie — der Gigantenfries hat eine Länge von rund 400 und eine Höhe von reichlich 7 Fuß — wiederherzustellen. Auch für die Skulpturen des Tempels von Pergamon wird die Befreiungsstunde schlagen, wenn sie in das neue Museum auf der Museumsinsel einziehen werden, wo der Zeus-Altar in alter Pracht und Herrlichkeit wieder aufgebaut werden soll. Den gewaltigen Eindruck, den dieses antike Kunstwerk gemacht haben muß, ließ das Pergamon-Panorama von A. Kips und M. Koch auf der Berliner Jubiläums-Ausstellung vom Jahre 1886 ahnen. Was von den architektonischen Monumenten nach der Freilegung an Ort und Stelle zurückblieb, wurde nach Schluß der Ausgrabungen türkischer Bewachung übergeben, ähnlich wie die Hut der Ruinenstätte Olympia der griechischen Regierung obliegt.

Diesen auf Staatskosten ausgeführten Forschungen reihen sich würdig die eines deutschen Privatmannes an: Schliemann wird bei allen Nationen als der erste unter den bewährtesten Entdeckern genannt, vermöge des ihm eigenthümlichen „Tiefensinnes“ war er der am meisten vom Glück begünstigte der Gegenwart. Reine ideale Begeisterung für das griechische Alterthum, besonders für seinen geliebten Homer leitete ihn bei allen seinen Unternehmungen, welche er völlig aus eigenen Mitteln bestritt. Das Hauptwerk seines Lebens, die Ausgrabung von Troja auf dem Hügel Hissarlik, begann er im April 1870 und setzte es mit Unterbrechungen bis in sein Todesjahr fort. Die Ergebnisse seiner Ausgrabungen finden wir verzeichnet in seinen beiden Büchern: „Ilios. Stadt und Land der Trojaner“ 1881 und „Troja“ 1884 bei Brockhaus in Leipzig erschienen, nebst einem Bande „Trojanische Alterthümer,“ schon 1874 herausgegeben. Die kostbaren trojanischen Funde werden der Hauptmasse nach in den Schliemann-Sälen des Völkermuseums zu Berlin aufbewahrt; dieses Geschenk, welches der Mecklenburger in den Jahren 1881 und 1884 der Reichshauptstadt überwiesen hat, brachte ihm die seltene Auszeichnung des Ehrenbürgerrechtes von Berlin ein. Noch im Dezember des Jahres 1889 hat Schliemann die Freude erlebt, daß sein Hauptgegner, der Artilleriehauptmann a. D. Böttcher, der in Wort und Schrift heftig gegen den glaubensseligen und phantastischen Homerverehrer aufgetreten war und in den Bauten auf dem Hügel Hissarlik wegen der räumlichen Beschränktheit und wegen der ungeheuren Menge und der Porosität der aufgefundenen Thonvasen (Pithoi) nicht eine Stadt, sondern nur eine prähistorische Verbrennungsstätte erkennen wollte, durch den Augenschein belehrt die gegen Schliemann und Dörpfeld erhobenen Anschuldigungen zurücknahm und sich ihrer Ansicht in einigen wichtigen Punkten anschloß; ferner haben der Architekt Professor Niemann und der als Kartograph bekannte Major Steffen, welche Schliemann außer Dörpfeld und seinem litterarischen Widersacher zu der behufs erneuter Untersuchung

der Ruinen von Hissarlik auf seine Kosten unternommenen Reise eingeladen hatte, sich ausdrücklich im Anblick der aufgedeckten Trümmer mit der Darstellung Schliemanns in dessen Büchern „Ilios“ und „Troja“ einverstanden erklärt.

Im Jahre 1876 legte Schliemann die Schachtgräber auf der Burg von Mykenä bloß, die einen reichen Schatz goldener Schmucksachen enthielten, wie Diademe, Gesichtsmasken, Brustschilde, Ohrringe, Armbänder, Trinkbecher, Kannen — alle diese Gegenstände sind in Athen in einem großen Saale des Polytechneion aufgestellt — und in den Jahren 1884 und 1885 grub er Tiryns aus, auch eine uralte Festung in der Landschaft Argolis gelegen, in der Nähe von Nauplia. Die Bücher „Mykenä“ und „Tiryns“ erschienen in den Jahren 1878 und 1886. Durch die Aufdeckung von Tiryns ist zum ersten Mal helles Licht über den Festungsbau und die Palastanlagen des heroischen Zeitalters verbreitet worden, und seitdem war es klar, daß man auch in den Mauerresten der zweiten (vom Urboden aus) von den übereinanderlagernden Schichten auf dem Hügel Hissarlik keinen Tempel, wie Schliemann und Dörpfeld erst gemeint hatten, sondern die Haupträume des Königspalastes des homerischen Troja vor sich habe. Für Troja und Tiryns sind durch Schliemanns Entdeckungen die Arbeiten abgeschlossen; auf dem Burgberg von Mykenä dagegen wird das von Schliemann unterbrochene Ausgrabungswerk von der griechischen archäologischen Gesellschaft zu Athen unter Leitung des Ephoren Tsuntas bis auf den heutigen Tag fortgesetzt und hat im Jahre 1886 zur Auffindung des alten Königspalastes geführt, welcher seiner ganzen Anlage nach den Herrscherhäusern auf der Pergamos von Troja und auf dem Burghügel von Tiryns entspricht. Diese drei Bauten verbunden mit den Entdeckungen auf der Akropolis zu Athen im Jahre 1887 geben uns ein anschauliches Bild von der vorhomerischen Blütheperiode der griechisch-asiatischen Cultur, von der uns ein Wiederhall aus den Gedichten des göttlichen Sängers entgegentönt.

Ich übergehe die kleineren Ausgrabungen Schliemanns. Noch im Jahre 1888 treffen wir ihn in Alexandria, hier suchte er das Grab Alexanders des Großen; dann auf Cerigo (Cythera), wo er in der Kapelle des Hagios Kosma den alten, wohl aus dem 7. Jahrhundert stammenden Tempel der Aphrodite Urania aufdeckte; in Pylos, der Heimat des homerischen Nestor, vermuthete er einen prähistorischen Palast wie in Tiryns, und auf der gegenüberliegenden Insel Sphakteria wies er die genaue Uebereinstimmung der Oertlichkeit mit der Beschreibung des Thukydides von den Ereignissen des Jahres 425 v. Chr. nach; 1889 grub er wieder auf Kreta: auf dem Burghügel der Stadt Knossos glaubte er einen Königspalast ähnlich dem tirynthischen verborgen. Die Insel des Minos wird wahrscheinlich noch manchen schönen Beitrag zu unserer Kenntniß von der heroischen Cultur Griechenlands liefern.

Seine geistige Regsamkeit und allen Widerwärtigkeiten trotzende Unternehmungslust führten ihn immer und immer wieder aus seinem überaus prächtigen, der Erinnerung an seinen Lieblingsdichter Homer geweihten Hause an der Universitätsstraße in Athen hinaus an die Trümmerstätte des Griechenvolkes, um Hacke und Spaten den Weg zu neuen Entdeckungen zu weisen. Nun ist Schliemann plötzlich zu Neapel dahingeschieden, am 26. December vorigen Jahres, kurz vor seinem 69. Geburtstage.

Den Mittelpunkt der deutschen Ausgrabungsthätigkeit auf griechischem Boden und der wissenschaftlichen Bearbeitung der Denkmäler bildet das kaiserlich deutsche archäologische Institut in Athen unter Leitung seines ersten Secretärs (seit 1. Oktober 1887), des um die Kenntniß der antiken Architektur hochverdienten Baumeistes Dr. Wilhelm Dörpfeld, welchem als zweiter Secretär Dr. Wolters zur Seite steht. Dieses Institut, dessen Veröffentlichungen: die „Mittheilungen" (vierteljährlich erscheinende Hefte seit 1876), das „Jahrbuch" (seit 1886) — es bildet den Ersatz für die im Jahre 1843 von Eduard Gerhard ins Leben gerufene „Archäologische Zeitung" — und die „Antiken Denkmäler" (Abbildungstafeln in Folio für die Monumenti Inediti) die Centralstelle für die Sammlung und Verwerthung archäologischer, epigraphischer und topographischer Entdeckungen und Beobachtungen sind, ist im Jahre 1874 als eine Zweiganstalt des 1829 in Rom unter dem Protectorate des Kronprinzen Friedrich Wilhelm (als König der IV.) begründeten Instituto di corrispondenza archeologica, welches 1874 in eine deutsche Reichsanstalt umgewandelt wurde, gestiftet worden, erfreut sich aber erst seit Anfang September des Jahres 1888 eines eigenen, allen Anforderungen genügenden Heimes in Athen, als es das von Schliemann eigens für die Zwecke des Instituts erbaute und mit Bewilligung der kaiserlichen Regierung auf fünfundzwanzig Jahre gemiethete Haus beziehen konnte. In den letzten Jahren sind durch die Thätigkeit und auf Kosten unseres Instituts mit Genehmigung des griechischen Unterrichtsministeriums aufgedeckt worden das Artemisheiligthum auf der Nordspitze der Insel Euböa bei dem heutigen Hagios Georgios (1883), Sunion mit seinem Marmortempel der Athena aus der Zeit des Perikles, erbaut über einem älteren, vielleicht von den Persern zerstörten Tempel aus Poros oder Muschelconglomerat (1884), die Grotte bei der kretischen Stadt Knossos zwischen den Bergen Ida und Dikte, in welcher nach der Ansicht der Alten das Zeus-Kind von der Ziege gesäugt worden ist (1884), die zwei dorischen Tempel zu Korinth, wahrscheinlich im 6. Jahrhundert v. Chr. erbaut, welche zu den ältesten noch erhaltenen Tempeln Griechenlands gehören (1886), endlich das böotische Kabirenheiligthum zwischen Theben und Thespiä (December 1887 bis April 1888), welches die deutlichen Spuren von drei übereinander gebauten Tempeln aus griechischer, macedonischer und römischer Zeit aufweist und durch die zahlreichen Funde von Weihgegenständen (Götter und Thiere aller Art aus Bronce, Blei, Terracotta)

und bemalten Vasenscherben für das griechische Mysterienwesen, für die Kenntniß des Zusammenhanges der Kabirenmysterien mit den orphischen Weihen ungeahnte Aufschlüsse giebt. Athen verdankt dem deutschen Institut die Freilegung des Dionysostheaters am Südostabhange der Akropolis, seit 1886, und noch im vergangenen Jahre (1889) fanden in dieser in das 4. und 5. vorchristliche Jahrhundert zurückgehenden Theateranlage Grabungen von Seiten des Instituts statt. Namentlich aber betheiligte sich das deutsche Institut an den Aufräumungsarbeiten, welche von Stamatakis und seinem Nachfolger (seit 1885) Kabbadias, dem jetzigen Generalephoros der Alterthümer des Königreiches Griechenland, zur Herstellung der alten Akropolis von Athen vorgenommen wurden. Gerade die wichtigsten Entdeckungen, auf welche im Folgenden hingewiesen werden wird, wurden von Dörpfeld gemacht, dessen Hülfe die Griechen bei allen wichtigen, die Ausgrabungen betreffenden Fragen in Anspruch nehmen, dem sie fast alle architektonischen und topographischen Aufnahmen anvertrauen. Es ist dies ein Beweis dafür, in wie hohem Ansehen die deutschen Archäologen in Griechenland stehen, nicht minder aber auch ein Beweis für die Hingabe der deutschen Gelehrten an ihre Wissenschaft; denn die Schätze, welche sie oft unter Entbehrungen mannigfacher Art heben, fallen als Regierungseigenthum den athenischen Museen zu. Man geht nicht zu weit, wenn man behauptet, daß das kaiserlich deutsche archäologische Institut in Athen wie in Rom in der Mitte aller wissenschaftlichen Bestrebungen dieser Art steht. Zu den Festen der athenischen Zweiganstalt finden sich stets Vertreter der obersten griechischen Behörden ein, an den Sitzungen und den Vorträgen vor den Monumenten nehmen außer deutschen und österreichischen Gelehrten (in erster Linie die Stipendiaten) auch amerikanische, englische und griechische Archäologen und Liebhaber Theil. Besonders erfreuen sich die Oesterreicher, welche keine ähnliche Einrichtung in Athen besitzen, der Unterstützung des deutschen Instituts; dafür gewährt wieder die Direction des kaiserl. königl. österreichischen Lloyd den Mitgliedern des Instituts Fahrpreisermäßigungen, welche nicht wenig dazu beitragen, die Reiselust zu erhöhen und die Ausgrabungsthätigkeit von Athen aus über das ganze Königreich, die Inseln und Klein-Asien zu verbreiten.

Es würde zu weit führen, wollte man alle Orte aufzählen, an denen die Deutschen mit Hacke und Spaten Erfolge erzielt haben. Das Stadtrecht von Gortyna auf Kreta, auf zwölf Tafeln eines runden Gerichtssales (Tholos) eingehauen, eine große Steininschrift, welche über das Studium des kretischen (dorischen) Dialektes und des kretischen Personen- und Erbrechtes unerwartetes Licht verbreitete, wurde im Sommer 1884 von Halbherr entdeckt und im Herbst von Fabricius ganz abgeschrieben. Nach Zitelmann haben wir hier nächst der in der Bibel aufbewahrten mosaischen Gesetzgebung das älteste Gesetzwerk vor uns, während andere meinen, daß

wir es mit einem literarischen Denkmal aus den nächsten Jahrzehnten nach den Perserkriegen zu thun haben. Daran wird nicht zu zweifeln sein, daß wir in ihm das älteste zusammenhängende Werk griechischer Prosa besitzen. Auch die Fundamente eines alten Apollotempels, vielleicht aus dem 7. vorchristlichen Jahrhundert stammend, das Pythion, hat Halbherr im Herbst des vorigen Jahres (1889) in Gortyna aufgefunden. Auf Cypern, dem Arbeitsgebiet der Engländer, haben die Deutschen Ohnefalsch-Richter, der auch als Superintendant of excavations vielfach die Ausgrabungen der Engländer geleitet hat, und Dümmler von 1882—1885 eine große Anzahl Gräber (Nekropolen) und vier Heiligthümer, zu Achna, Voni (Chytroi), Dali (Idalion) und Frangissa (Tamassos) aufgedeckt; ihnen verdanken wir es, wenn wir jetzt die dieser Insel eigenthümliche Mischung von local-cyprischer, ägypto-assyrischer und phönicisch-griechischer Cultur mit immer schärferem Blicke durchdringen und in ihre Bestandtheile zerlegen können. Dabei hat sich herausgestellt, wie unzuverlässig die Angaben des Amerikaners Palma di Cesnola in seinem berühmten Buche „Cyprus“ sind und wie große Verwirrung dieselben in der Beurtheilung der Funde nach ihrem culturhistorischen Zusammenhang angerichtet haben. Ein Theil der Ausbeute, namentlich die Funde vom Aphroditetempel bei Idalion, bestehend in griechischen und cyprischen Inschriften, Steingeräthen, bemalten Vasen, archaischen Statuen weiblicher bekleideter Figuren ist 1885 in das Berliner Museum gelangt.

In die Erforschung Klein-Asiens theilen sich Deutsche mit Oesterreichern, Engländern und Amerikanern; Denkmäler werden immer von neuem entdeckt, Städte erstehen aus Schutt und Trümmern, so daß das Aussehen Klein-Asiens, welches bis vor kurzem an vielen Punkten noch terra incognita war, sich in den letzten Jahren sehr verändert hat. Hier blüht die topographische Forschung, an welcher der deutsche Nestor der geographischen Wissenschaft H. Kiepert regen thätigen Antheil nimmt, um die Ergebnisse alsbald für seine Karten zu verwerthen. Am genauesten ist die pergamenische Landschaft in kartographischer und archäologischer Hinsicht untersucht worden, im Anschluß an die preußischen Ausgrabungen in Pergamon, und man hat hier eine Anzahl verwandter Ruinen gefunden, deren bedeutendste im Jahre 1889 von dem Architekten Bohn durch Wort und Bild in seinem Buche: „Altertümer von Ägä“ (Nemrud-Kalessi) bekannt gemacht worden sind. Die meiste Förderung hat unsere Kenntniß auch auf diesem Gebiet durch Humann erfahren, welcher z. B. im Jahre 1882 die seit dem 16. Jahrhundert fast ausschließlich von Franzosen und Engländern versuchte Entzifferung einer berühmten großen Steinurkunde vom Tempel der Roma und des Augustus zu Ankyra (Angora), nämlich des unter dem Namen Monumentum Ancyranum in lateinischer und griechischer Sprache erhaltenen Rechenschaftsberichtes des Kaisers Augustus, eines für die Oeffentlichkeit bestimmten Ueberblickes über seine Kriegs- und Friedensthaten,

endgültig zustande gebracht hat. Die Veröffentlichung dieser für die Geschichte höchst wichtigen Inschrift erfolgte im folgenden Jahre (1883) durch Mommsen. Humann hat schon im Jahre 1880 bei einer Besteigung des durch das frevelhafte Geschlecht des Tantalos sagenberühmten Sipylosgebirges in der Nähe von Magnesia am linken Ufer des Hermos nach den beiden Bildern gesucht, von denen uns berichtet wird, nach dem der Göttermutter und dem der Niobe, und erkannt, was ihm bei einem zweiten Besuch im Jahre 1887 zur Gewißheit wurde, daß das Bild der versteinerten weinenden Niobe nur ein Naturspiel sei, welches auf eine gewisse Entfernung infolge des wie Thränen aus den Felsen sickernden Wassers einer weinenden Frau ähnlich sehe, aber durch Verwitterung soviel gelitten habe, daß es heute nicht mehr kenntlich sei; das Bild der in einer Nische sitzenden Kybele dagegen ist von Menschenhand gefertigt und galt offenbar als Cultusgegenstand eines Heiligthums. Im Auftrage der Berliner Orientgesellschaft hat Humann im Jahre 1888 das Theater in Tralles (Aidin) in Karien ausgegraben, wobei ihn Dörpfeld unterstützte, und hat mit bedeutend reicherem Erfolge, als ihm seine Fahrt im Jahre 1883 nach dem Nemrud-Dagh, dem einsamen Gipfelberg des Tauros eintrug, Nordsyrien bereist, um nach Culturresten des uns noch ziemlich unbekannten, einst sehr mächtigen Volkes der Hittiter oder Chittim zu forschen. Die Denkmäler, von denen man hofft einen Theil für das Berliner Museum gewinnen zu können, während die Hauptmasse dem Antikengesetz gemäß nach Konstantinopel wandert, werden vielleicht dazu beitragen, die verwickelten ethnologischen Verhältnisse Klein-Asiens aufzuklären. So blüht überall neues Leben aus den Ruinen, welche der Deutsche in regem Forschereifer betritt.

Noch umfassender und ertragreicher ist in den letzten Jahren die Ausgrabungsthätigkeit der Neugriechen gewesen. Mit um so größerer Achtung muß man auf diese Arbeiten zurückblicken, wenn man bedenkt, daß die darauf verwandten Mittel fast vollständig privater Opferwilligkeit verdankt werden. In der That, staunen muß man, mit wie rührigem Eifer, mit wie großem Geldaufwand die Neugriechen seit einigen Jahren für die Aufdeckung, Aufbewahrung und wissenschaftliche Verwerthung der Denkmälerschätze sorgen. Wollte man nach diesem Maßstabe die Culturstellung des griechischen Volkes beurtheilen, welches, seitdem es in heldenmüthigem Freiheitskampfe die Herrschaft der Türken abgeschüttelt hat, seine Renaissancezeit durchlebt, man würde dieselbe ohne Frage bedeutend überschätzen.

Die Begeisterung der Neugriechen für das Alterthum, für die nie mehr erreichte Culturblüthe ihrer Nation tritt uns in zwei Richtungen vor Augen, einerseits eben in der Ausgrabungsthätigkeit, die von dem richtigen Gedanken geleitet wird, daß Tempel- und Palastruinen, Statuen, die Erzeugnisse des Kunstgewerbes, Inschriften deutlicher die große Ver-

gangenheit des Volkes belegen als das Wort der alten Schriftsteller; dann in dem Kampfe zwischen Volkssprache und Schriftsprache, zwischen Romäisch und Hellenisch, welches letztere, ein Kunstproduct, sich dem Altgriechischen mehr oder weniger nähert. In der Literatur, in der Kammer, in allen offiziellen Schriftstücken kommt das Hellenische fast ausschließlich zur Geltung, auf Karten werden die modernen Ortsbezeichnungen durch die antiken wieder verdrängt, was für den Fremden sicher manche Unannehmlichkeit nach sich zieht, und auch im mündlichen Verkehr wird die Schriftsprache je nach der Bildung des Sprechenden und dem Gegenstande des Gespräches verwandt. Die herrschende Ansicht sieht jedenfalls noch in der Sprache eines Sophokles, Plato, Demosthenes das zu erstrebende Ideal des Griechischen, wenn auch, wie ein berufener Kenner urtheilt, in der Theorie schon die Majorität der Stimmfähigen von der früheren Abneigung gegen die Vulgärsprache zurückgekommen ist.

Ausgrabungen werden im Auftrage der griechischen Regierung, vor allem aber von der griechischen archäologischen Gesellschaft zu Athen unternommen, welche auch für die Regierung die Kosten zum größten Theil bestreitet.

Das Verdienst die Arbeiten nach festem Plane mit frischer Kraft gefördert zu haben, gebührt dem Dr. P. Kabbadias, dem Generalaufseher der Alterthümer Griechenlands (γενικὸς ἔφορος τῶν ἀρχαιοτήτων), welcher seit 1885 als Nachfolger von Stamatakis die Seele der seit der Aera des Cultusministers Boulpiotis üppig sich entfaltenden, auf die Erforschung der antiken Cultur des hellenischen Volkes gerichteten Bestrebungen der Regierung ist.

Die Hauptthätigkeit des griechischen Unterrichtsministeriums, wobei dasselbe von der griechischen archäologischen Gesellschaft, von dem deutschen Institut und den drei fremden archäologischen Schulen in Athen, der französischen, englischen und amerikanischen, rege unterstützt wurde, erstreckte sich auf die Burg und den Markt von Athen, in erster Linie auf die Burg; und hier haben die Aufräumungsarbeiten unter der Oberleitung von Kabbadias in den letzten Jahren zu ganz überraschenden Ergebnissen geführt. Während der Jahre 1882—1889 handelte es sich nämlich um nichts geringeres als um die Herstellung der alten Akropolis nach Niederlegung des nachhellenischen (mittelalterlichen und modernen) Mauerwerkes, welches nur in Abbildungen erhalten bleiben sollte. Jetzt erst, wo die Ausgrabungen im Wesentlichen beendet sind, übersieht man nach dem Bilde, welches die von Kawerau und Kabbadias angefertigten Pläne geben, die ungeheuren Umgestaltungen, welche mit der Burg, dem nationalen Heiligthum des attischen Staates vor sich gegangen sind. Nicht nur kommt die Akropolis in ihrer antiken Erhabenheit, deren Wirkung nicht mehr durch die unschönen Mauern der türkischen Bastionen gehemmt wird, voll und ganz zur Geltung, namentlich erfreut das Auge jetzt der

Blick auf den westlichen Aufgang zur Burg, auf die Propyläen; die letzten Jahre haben auch eine bedeutendere Erweiterung unserer Kenntniß der archaischen (vorpersischen) Kunstdenkmäler, welche sich einst auf der Burg der Athener befanden, gebracht als vergangene Jahrzehnte oder Jahrhunderte zusammengenommen. Bekanntlich ist in den Jahren 480 und 479 Athen mit der Akropolis von den Persern in einen Trümmerhaufen verwandelt worden; Thukydides berichtet, daß nur wenige Häuser stehen blieben, nämlich die, in welchen die vornehmsten persischen Offiziere gewohnt hatten. Erst Kimon begann mit der Befestigung und Bebauung der Akropolis, welche Perikles zu ideal-schöner Vollendung führte; die Ueberreste aus der Peisistratidenzeit mußten damals als Grundlage für die neuen Bauten dienen. Der griechischen Generalephorie der Alterthümer ist es nun in der jüngsten Gegenwart gelungen, den sogenannten Perserschutt bei Seite zu räumen, und da, wo wir gewohnt waren die Prachtbauten eines Perikles zu bewundern, kamen beträchtliche Reste von großen Bauwerken und Giebelreliefs, eine Menge von Statuen, Broncen, Terrakotten, Vasen zum Vorschein, welche theils als die Spuren der durch das siegreiche Perserheer im Jahre 480 verübten Verwüstung anzusehen sind, theils einer diesem Ereigniß um Jahrhunderte vorausliegenden Zeit angehören. Die Akropolis mit ihren Museen kann man jetzt Dank Kabbadias' und Dörpfelds rüstiger Thätigkeit als eine auf Jahrzehnte ergiebige Fundgrube für die archäologische Wissenschaft ansehen.

Reste der ältesten Ansiedlungen sind in der pelasgischen oder kyklopischen Festungsmauer zu Tage getreten, welche wie später der Kimonische und Perikleische Mauerring die Burg von allen Seiten umgab und am westlichen Aufgang als dem für feindliche Angriffe geeignetsten die mächtige Stärke von fast 6 m aufweist; ferner in den Fundamenten pelasgischer Häuser im Osten und im Süden der Akropolis, aus Bruchsteinen und ungebrannten Lehmziegeln, 9½ m unter dem Niveau des Parthenon, zuweilen mit Ueberbleibseln von Werkzeugen und Geräthen, in den Gräbern mit Vasenscherben mykenischer Technik. Im Jahre 1887 stieß man östlich neben dem Erechtheion auf die Mauern des alten Palastes der Landeskönige, auf das „feste Haus des Erechtheus" mit dem Altar des Zeus Herkeios in der Mitte des Hofes; seinem Grundriß nach entspricht dieser Palast dem Hause der heroischen Könige in Tiryns, Troja und Mykenä, seiner Entstehung nach ist er wohl auch der 2. Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. zuzuweisen. Auch der nördlich vom Parthenon gelegene, noch unter die Korenhalle des Erechtheusheiligthums reichende alte Tempel der Athena Polias, der von den Persern bis auf die Cella zerstört wurde, ist im Jahre 1885 aufgedeckt worden; seinen bildnerischen und architektonischen Schmuck verdankt er dem für den Cult der Athena eifrig bemühten Tyrannen Peisistratos, — derselbe hat zu Ehren der Athena, seiner Schutzgöttin, die großen Panathenäen eingeführt — wäh-

rend das Tempelhaus, dessen Anlage für den Parthenon vorbildlich war, einer früheren Zeit angehören mag. Dörpfeld meint, daß in dem Doppelgemach im Innersten dieser Cella das Schatzhaus der Athener (ὁ ὀπισθόδομος) zu suchen sei, nicht, wie man bisher annahm, in der westlichen Vorhalle des Parthenon. Nach den im Perserschutt gefundenen, aus attischem Kalkstein (Poros) gefertigten Hochreliefs ist ersichtlich, daß vor der Katastrophe des Jahres 480 auch noch andere Heiligthümer, darunter ein Heraklestempel die Burg der Athener geschmückt haben. Denn zur freudigsten Ueberraschung aller Kenner und Liebhaber der antiken Kunst wurden im Jahre 1882 zwei farbige Giebelreliefs aus Porosstein aus der Schuttschicht hervorgezogen, von denen das eine besser erhaltene den Kampf des Herakles gegen die neunköpfige lernäische Hydra, das andere das Ringen desselben Helden mit einem Triton, einem schlangenartiges Ungeheuer mit Fischschwanz und menschlichem Kopf und Oberkörper darstellt.*) Im Verlaufe der Jahre 1887 und 1888 wurden aus derselben schützenden Decke zwei noch größere bunte Giebelgruppen in Hochrelief ausgegraben, — jeder der beiden Giebel maß etwa 1 m Höhe zu 8,50 m ganzer Länge — welche wahrscheinlich einem und demselben Tempelgebäude angehörten. Wir sehen wiederum diesen merkwürdigen Kampf zwischen Herakles und dem Triton, nur in umgekehrter Richtung von links nach rechts sich abspielend, und auf der andern Seite den Kampf des Göttervaters Zeus gegen den Typhon, die Personification der vulkanischen Gewalt, ein geflügeltes, in Schlangenleiber ausgehendes Ungeheuer mit drei bärtigen Köpfen und drei männlichen Oberkörpern, während links daneben der Zeussohn Herakles in der bekannten Ausrüstung, nämlich seine Keule schwingend und in ein Löwenfell gehüllt, gegen die Schlange Echidna losstürmt. In diesen Giebelgruppen besitzen wir die ältesten auf uns gekommenen, vielleicht aus der Zeit des Solon stammenden Werke der einheimischen attischen bildenden Kunst, Skulpturen, noch unbeeinflußt von der feinen Technik, welche aus dem jonischen Asien über die Inseln des ägäischen Meeres in Attika eingeführt wurde. Besonders werthvoll werden diese Funde dadurch, daß sie uns den älteren Brauch der Giebelverzierung durch Reliefs, noch nicht durch freistehende Figuren mit neuen reichen Beispielen belegen, ferner daß sie uns deutlich die Verbindung der Malerei mit der Bildhauerkunst beweisen; noch heute nach etwa 2500 Jahren sind die Farbspuren auf der Gewandung und den Körpertheilen der Figuren sichtbar. Am Typhon z. B. umrahmen blaues, über der Stirn steil emporstehendes Haar — der mittlern der drei Köpfe hat weißes Haar —, blauer Kinn-, Backen- und Schnauzbart — daher wurde von den Arbeitern der zuerst gefundene Kopf „Blaubart" genannt — ein rothes Gesicht, dessen gelbes, mit grüner Iris und schwarzer Pu-

*) Vielleicht haben wir hier Reste des Giebelschmuckes eines Herakleions vor uns.

pille bemaltes, von schwarzen Lidern und schwarzen Brauen bedachtes Auge, verbunden mit einem grinsenden Lachen, die ganze Erscheinung zu einer im höchsten Grade grotesken und abenteuerlichen stempeln. Am Leibe der Echidna wechseln roth, weiß und blau mit einander ab. Der Reliefgrund ist farblos gelassen worden. Man muß gestehen, ein farbenprangendes Bild hat der Künstler geschaffen, wenn auch nicht ein naturwahres. Auch vom Athenatempel des Peisistratos, mit dessen Bauthätigkeit die Verbreitung der von den Inseln herübergekommenen feineren Bearbeitung des Marmors zusammenhängt, sind 1882 Bruchstücke von Giebelfiguren gefunden worden, welche Athena (und andere Götter) im Gigantenkampfe darstellen; ebenso sind die Reste eines Porosreliefs von dem Giebel des derselben Zeit des Peisistratos angehörigen ältesten Dionysostempels erhalten, dessen Fundamente unter dem jüngeren Dionysostempel am Südostabhange der Burg in der Nähe des Dionysostheaters freigelegt worden sind. Hieran schließt sich (seit 1885) eine beträchtliche Anzahl lebensgroßer archaischer Porträtstatuen, wahrscheinlich Priesterinnen der Stadtgöttin darstellend, ebenfalls mit Farbspuren (grün und roth), gekennzeichnet durch Unproportionalität der Glieder, winklige Stellung der Augen, typisches Lächeln des Mundes, lang geflochtenes, perrückenartiges Haar, lange, ängstlich stilisirte Gewandung; ferner eine Reihe bemalter Bauglieder (aus Porosstein) von Tempeln und den älteren Propyläen, so daß unsere Kenntniß von der Polychromie der antiken Bau- und Bildwerke hier durch die Funde auf der Akropolis in kurzer Zeit eine unerwart bedeutende Bereicherung erfahren hat.

So hat der Perserschutt wie eine schützende Decke Reste einer alten Cultur aufbewahrt, die mit eigenen Augen zu schauen wir kaum hoffen konnten; er dient zugleich als chronologische Schicht, so daß wir für alle diese Funde eine unumstößlich sichere untere Zeitgrenze angeben können.

Die Ausgrabungen der Generalephorie auf der Akropolis haben auch für die Kunstdenkmäler aus Perikleischer und nachperikleischer Zeit zu wichtigen neuen Ergebnissen geführt. Der Lauf des Kimonischen und Perikleischen Mauerringes kann jetzt überall deutlich nachgewiesen werden; für die Reconstruction der Propyläen sind neue ausschlaggebende Anhaltepunkte durch die Freilegung der Fundamente und durch den Abbruch der mittelalterlichen Baureste gewonnen worden; die Arbeiten des Winters 1888/89 haben nach dem Urtheil Dörpfelds, welchem sich allerdings Curtius nicht anschließen will, bewiesen, daß es auf der Burg niemals einen Tempel der Athena Ergane, der Göttin des Handwerks und der Kunstthätigkeit, gegeben habe; an der Stelle, wo man diesen Tempel suchte, am Südrande der Akropolis, westlich vom Parthenon, ist ein großes, Ende des 5. oder Anfang des 4. Jahrhunderts erbautes Gebäude zum Vorschein gekommen, nämlich die lang gesuchte Chalkothek, das Kriegsarsenal des attischen Staates, welches man lange Zeit allgemein in die Südostecke der

Burg verlegte und noch vor zwei Jahren in einem Bau an der nördlichen Burgmauer nordöstlich von den Propyläen gefunden zu haben glaubte. Eine kürzlich entdeckte Inschrift giebt erwünschten Aufschluß über die Entstehungsgeschichte und den Aufbau des Erechtheions; ein dreieckiges Reliefbruchstück, welches bei der Chalkothek aus dem Schutte ans Licht gezogen wurde, ergänzt diejenige Platte vom Ostfries des Parthenon, auf welcher Zeus, Hera und eine hinter der letzteren stehende beflügelte Göttin, Nike (oder Iris), dargestellt sind; das Fragment enthält den Kopf der Nike, den sichtbaren Theil des rechten Flügels und die emporgehobene linke Hand. Endlich sind östlich vom Parthenon die Fundamente eines kleinen Rundbaues zu Tage getreten, wahrscheinlich die Reste des Tempels der Roma und des Augustus (1887). Diese Ausgrabungen auf der Akropolis, welche Schätze griechischer Kunst ans Tageslicht förderten, wie sie in der archäologischen und kunstliebenden Welt noch nicht bekannt waren, sind das Hauptverdienst der griechischen Generalephorie. Augenblicklich ist dieselbe damit beschäftigt, die Grabhügel Attikas, einige von Neuem systematisch zu erforschen, nachdem sie im vergangenen Sommer (1889) das Heiligthum der Herrin Persephone bei der im südlichen Arkadien gelegenen Stadt Lykosura aufgedeckt hat. Außer andern Funden lohnten hier die Arbeiten bedeutende Statuenfragmente, vielleicht von der Gruppe herrührend, welche der uns bisher nur aus Schriftquellen bekannte messenische Künstler Damophon für diesen Tempel angefertigt hatte.

Daß an den Ausgrabungen auf der Akropolis der griechischen archäologischen Gesellschaft zu Athen ein ganz hervorragender Antheil zukommt, ist bereits erwähnt worden. Diese Gesellschaft (ἡ ἐν Ἀθήναις ἀρχαιολογικὴ ἑταιρία), welche sich aus Männern der besten Kreise zusammensetzt, steht im Mittelpunkt aller auf die Erforschung des Alterthums gerichteten Bestrebungen des hellenischen Volkes, überall stößt man auf die Spuren ihrer rüstigen und ertragreichen Thätigkeit; und was der beste Beweis für das von den Neugriechen diesen Forschungen entgegengebrachte rege Interesse ist, sie bestreitet die Kosten für die Ausgrabungen, welche durchschnittlich 30—40000 Mk. im Jahre betragen, durch freiwillige Beiträge. Dazu kommen noch mancherlei andere, auch nicht unbeträchtliche Ausgaben, so für die Erhaltung der an Ort und Stelle befindlichen Denkmäler, für den Ankauf von Antiken, für Ordnung der Museen und der Bibliothek, für die Herausgabe der Zeitschriften, für die Besoldung der Ephoren, der Leiter der Ausgrabungen, und der Phylakes, der Vorsteher der Provinzialmuseen.

Wohl die Hälfte der genannten Summe ist in den letzten Jahren für die Arbeiten auf der Akropolis verwendet worden. Steigt man in die Stadt hinab, so begegnet man der Thätigkeit der Gesellschaft auf der Agora am Dipylon, dem nordwestlichen Doppelthore Athens, wo die alterthümlichen Dipylonvasen, die Vertreter des geometrischen Kunststiles,

in Menge zu Tage getreten sind, ferner auf dem öffentlichen Begräbnißplatze der im Kampfe gefallenen Krieger, im äußeren Kerameikos, wo Gräber aus macedonischer und römischer Zeit durchforscht wurden, und dann im entgegengesetzten Südostende der Stadt im Bezirke des olympischen Zeus, am Olympieion, dem größten Tempel auf europäischem Boden, welcher erst von dem römischen Kaiser Hadrian vollendet wurde, nachdem bereits der athenische Tyrann Peisistratos und der syrische König Antiochos IV. Epiphanes daran gebaut hatten.

Ueber das ganze Königreich breitet die Gesellschaft ihre Wirksamkeit aus, Ephoren leiten im Auftrage derselben die Ausgrabungen. So traten in Olympia seit 1884 die Ephoren Demetriades und Philios an die Stelle der Deutschen, allerdings weniger, um neue Schätze zu heben, als um für die Erhaltung der Ruinenstätte und die zweckmäßige Aufbewahrung der Skulpturen, Architekturfragmente sowie der übrigen Funde zu sorgen. In Mykenä hat sich der Ephoros Tsuntas als ein würdiger Nachfolger Schliemanns bewährt. Dieser junge, schon öfters erprobte Archäologe hat im Jahre 1886 den alten Königspalast ausgegraben, welcher seiner Anlage nach mit den Herrscherhäusern in Troja, Tiryns und auf der athenischen Akropolis übereinstimmt, und dessen aus Quadern und Längshölzern construirte Hofmauer nach Dörpfelds Urtheil lebhaft an die von den Phönikern aus je drei Quaderschichten und einem Balken aus Cedernholz erbaute Mauer um den Hof des Salomonischen Tempels in Jerusalem erinnern soll. In den Jahren 1887 und 1888 hat Tsuntas in der Unterstadt von Mykenä einundfünfzig prähistorische Felsengräber (in die Felsen eingeschnittene Kammern) und ein Kuppelgrab aufgedeckt, welches sich den sechs bereits bekannten, früher Schatzhäuser genannten Tholosbauten anschließt. Vier von diesen großen Kuppelgräbern sind noch gar nicht erforscht, eins ist von Frau Schliemann ausgegraben worden, und eins ist das schon 1878 von der griechischen archäologischen Gesellschaft freigelegte sogenannte „Schatzhaus des Atreus." Alle diese Gräber gehören derselben Culturperiode an, wie der Palast und die sechs Schachtgräber auf der Burg mit ihrem erstaunlich reichem Goldschatze, in denen Schliemann die Gräber des Agamemnon, der Kassandra und ihrer mit ihnen von Klytämnestra und Aegisthos ermordeten Begleiter erkennen wollte. So haben die Arbeiten der griechischen archäologischen Gesellschaft die Forschungen Schliemanns zum Abschluß gebracht, dieselben bestätigend und erweiternd. Ihre reichen Funde, Palast- und Gräberbauten, Wandmalereien, Waffen, Schmuckgegenstände, Thonwaaren, waren geeignet, in manchen Punkten das Dunkel, welches über die in ganz Ostgriechenland, auf den Inseln und an einigen Stellen des westlichen Klein-Asien ungefähr für die Mitte und das Ende des 2. Jahrtausends nachweisbare „mykenische Cultur" ausgebreitet war, aufzuhellen. Freilich ob diese Denkmäler von Griechen, vielleicht von den Achäern, den Vorgängern der Dorer in der Besiedelung

des Peloponnes, oder von den indogermanischen Karern und Lykiern oder von den semitischen Phönikern*) hinterlassen worden sind, darüber gehen die Ansichten noch weit auseinander; ja, es ist sogar von zwei Petersburger Gelehrten, Stephani und Schulze, unter Berücksichtigung der in den südrussischen Gräbern (Kurganen) gemachten Funde allen Ernstes behauptet worden, daß die mykenischen Schachtgräber von den Herulern herrühren, welche im Jahre 267 n. Chr. aus dem Asowschen Meere absegelten, um sich neue Wohnsitze zu suchen, und dabei ganz Griechenland bis nach Sparta sengend und brennend durchzogen. Wir sehen die Fäden, welche sich in jener alten Zeit über das ägäische Meer spannten und zu einer Mischcultur von stark orientalischem Gepräge sich vereinigten, ohne sie entwirren zu können, bis neue Funde uns neue Wege weisen werden. Um die Mitte des vergangenen Jahres (1889) ist von Tsuntas im Auftrage der griechischen archäologischen Gesellschaft bei Vafio in der Gegend von Amyklä, südlich von Sparta, ein Kuppelgrab ausgegraben worden, welches derselben „mykenischen Periode“ angehört und seinem Inhalte nach an goldenen und ehernen Waffen, Gefäßen und Geräthen, an geschnittenen Steinen das reichste und für das Studium dieser Zeit werthvollste unter den bisher aufgedeckten Tholosgräbern ist.

Von größeren Aufgaben, welche die griechische archäologische Gesellschaft längere Zeit in Anspruch nahmen, sind noch zu erwähnen die Ausgrabungen bei Epidauros, in Eleusis und bei Oropos. Epidauros, von Athen aus auf bequemer Segelfahrt über den Meerbusen von Aegina leicht zu erreichen, war im Alterthum eine Heilanstalt ersten Ranges. Seine Bedeutung verdankte es der gesunden, klimatischen Lage, der medicinischen Tüchtigkeit der Priesterschaft des Asklepios und dem Glauben an die Allmacht der Heilgottheiten. Namentlich die Wunderkuren führten die Hilfesuchenden hier in Menge zusammen; drei Stelen mit Krankheits- und Heilungsgeschichten in dorischem Dialekt sind auch hier gefunden worden, welche in der Säulenhalle des Allerheiligsten, des Ἄβατον, aufgestellt waren. Die Leitung der Ausgrabungen war Kabbadias und nach dessen Ernennung zum Generalephoros der Alterthümer, seit 1885 dem Ephoren Staes anvertraut. Die Kuranstalt, der heilige Bezirk des Asklepios, liegt gegen zwei Meilen von der Hafenstadt, nach welcher sich die Promenadenwege für die Patienten ausdehnten, entfernt; dort sind außer den eigentlichen Kurhäusern und Bädern der Tempel des Asklepios und der Hygieia, ein Heiligthum der Artemis, der prächtige, an auffallenden Neuerungen reiche Rundbau (Schatzkammer, Tholos), des großen Polyklet, ferner das Theater des Polyklet, das größte aller bisher ausgegrabenen

*) Dörpfeld vergleicht die Festungsanlage von Tiryns mit der der Akropolis (Byrsa) von Karthago und sieht in derselben ein Werk phönicischer Baukunst. Schliemann hielt Tiryns und Mykenä für phönikische Ansiedelungen.

Theater, und das Stadion, welche zur Zerstreuung oder geistigen Anregung der Kranken dienten, und die Fundamente noch anderer Bauten bloßgelegt worden, zumeist wunderbar schöne theils aus der Blüthezeit der griechischen Kunst, theils aus den Tagen des Kaisers Antoninus Pius stammende Gebäude, und außerordentlich reich war die Ausbeute an statuarischen und epigraphischen Funden.

In Eleusis, bekannt und berühmt durch die hier gefeierten Mysterien, welche von reinster sittlich-religiöser Anschauung getragen den Menschen der Gottheit nahe bringen sollen und ihm ein ewiges glückseliges Leben gewährleisteten, hat der Ephor Philios seit 1884 den ganzen mit einer Umfassungsmauer und gewaltigen Rundthürmen umgebenen, festungsartigen Tempelbezirk aus Schutt und Trümmern erstehen lassen, so daß wir uns jetzt nach Abschluß der Hauptarbeiten (seit 1888) ein deutliches Bild von dieser den beiden Göttinnen Demeter und Persephone geweihten Oertlichkeit machen können, ein Bild, dessen Züge freilich mehr aus der Zeit der Römer entnommen sind, als aus den Tagen der nationalen Blüthe Griechenlands. Denn die Mehrzahl der Gebäude, darunter auch die „großen Propyläen", welche dem athenischen Prachtbau gleichen, stammt aus der römischen Kaiserzeit, namentlich aus der Zeit des Hadrian. Von älteren Bauten sind zum Glück die wichtigsten aufgedeckt worden, so wurden die Fundamente und Bruchstücke des alten von Peisistratos angefangenen Weihetempels gefunden (1885), welchen die Perser im Jahre 480 ververbrannt hatten; so wurde der große von Iktinos, dem Architekten des Perikles, erbaute Demetertempel ausgegraben (1884), welcher erst den Gothenhorden Alarichs zum Opfer gefallen war. Auch ein besonders werthvoller statuarischer Fund wurde 1885 in Eleusis gemacht; der griechischen archäologischen Gesellschaft verdanken wir nämlich den Besitz des zweiten Originalwerkes des Praxiteles, dem späteren Schaffen dieses hochgefeierten Künstlers angehörig, den Marmorkopf des Eubuleus, einer den unterirdischen, in Eleusis verehrten Göttern Pluto, Demeter und Kore nahestehenden Gottheit. Dieser Marmorkopf schmückt jetzt das Nationalmuseum in Athen, während der Hermes des Praxiteles, sein Hauptwerk, welcher 1877 bei Gelegenheit der deutschen Ausgrabungen zu Olympia gefunden wurde, aus dem Olympiamuseum auf die alte Feststätte blickt.

Gegen Ende des Jahres 1887 wurden die Forschungen der griechischen archäologischen Gesellschaft im Orakelsitz des Amphiaraos bei Oropos abgeschlossen, jener von Athenern und Böotern viel umstrittenen Stadt, in deren Nähe der Seher Amphiararos nach dem für die sieben Helden unglücklichen Kriegszuge gegen Theben auf der Flucht sammt seinem Wagen von der Erde verschlungen worden sein soll. Im Heiligthum, dem Amphiareion, lohnten zahlreiche inschriftliche, statuarische und architektonische Funde die Arbeit des Ephoren Leonardos; besondere Erwähnung verdient die Entdeckung des von den alten Autoren nicht erwähnten Theaters (1886),

dessen aus griechischer Zeit stammendes Bühnengebäude das am besten erhaltene von allen bisher ausgegrabenen Theatern ist (in Epidauros, Thespiä, Athen, im Piräeus, in Assos) und daher unser Wissen vom antiken Theaterbau wesentlich gefördert hat.

Weit ausschauend war der Plan, welchen die Gesellschaft im vorigen Jahre ausführen wollte, die Ausgrabung von Delphi; zu diesem Zwecke müßte zunächst das Dorf Kastri, welches an der Stelle des alten Delphi liegt, angekauft und abgetragen werden. Aber leider ist derselben der Versuch, die nöthigen Mittel durch eine Anleihe in Wien zusammenzubringen, mißglückt; sollte jedoch noch die Aufdeckung der pythischen Orakelstätte gelingen, so würde dies ein Unternehmen von ähnlicher weittragender Bedeutung sein wie die Ausgrabung Olympias durch die Deutschen.*)

Daneben ist die Gesellschaft noch an vielen andern Stellen kürzere Zeit thätig gewesen; Dieselbe hat Tsuntas in Eretria auf Euböa eine größere Anzahl Gräber untersuchen lassen, bevor sie ihn nach Mykenä entsandte, und hat ihm dann einen Nachfolger gegeben, welchem es möglich wurde im vorigen Jahre zahlreiche goldene und silberne Schmuckgegenstände aus den Gräbern von Eretria nach Athen zu schicken; ihr verdanken wir die hübschen Terrakotten aus dem böotischen Tanagra, auch eine Ausbeute der Gräber; im Piräus wurden Festungsmauern, Schiffshäuser und ein Theater aufgedeckt, im benachbarten Hafenorte Zea ebenfalls ein Theater, in Patras, der bedeutendsten Stadt an der Nordseite des Pelopames, wo sich Schifffahrtslinie und Eisenbahn treffen, wurde im vorigen Jahre ein Odeum aus römischer Zeit ausgegraben.

Neben solchen Entdeckungsarbeiten zieht die griechische Regierung wie die archäologische Gesellschaft durch die praktische Verwaltung und die wissenschaftliche Verwerthung der Funde die Augen der Fremden auf sich; auch auf diesem Gebiete brauchen die Neugriechen ein Vergleich mit den ersten der Culturnationen nicht zu scheuen. In der Sorge für die würdige Aufbewahrung der Denkmälerschätze sieht das hellenische Volk eine Ehrenpflicht; die Publicationen treten nach Inhalt, Druck und Abbildungen den Leistungen anderer Nationen ebenbürtig zur Seite.

Von den drei Staatsmuseen in Athen, welche zum Ressort des Cultusministeriums gehören und von der Generalephorie verwaltet werden, verdankt das eine Akropolismuseum, welches erst 1889 vollendet worden ist, dem jetzigen Generalaufseher der Alterthümer Kabbadias seine Entstehung; das Centralmuseum (τὸ Κεντρικὸν Μουσεῖον) in der Unterstadt, jetzt in Nationalmuseum (τὸ Ἐθνικὸν Μουσεῖον) umgetauft, ist von demselben hochverdienten Manne in den Jahren 1888/89 bedeutend erweitert worden, so daß es

*) Nach den neuesten Nachrichten hat Frankreich gegen Zahlung von 500 000 Fr. von der griechischen Regierung die Erlaubniß erhalten, den Boden Delphis wissenschaftlich zu erforschen.

außer der Skulpturensammlung auch besondere Räume für alle in Athen gefundenen Inschriften besitzt, welche der Aufsicht des früheren Bibliothekars des deutschen Instituts Dr. Lolling unterstellt sind; ja man beabsichtigt sogar die bei den Aufräumungsarbeiten auf der Burg bei Seite geworfenen Stücke aus byzantinischer und türkischer Zeit in einer mittelalterlichen Abtheilung des Nationalmuseums zu vereinen. Außer der baulichen Umgestaltung hat dieses Museum unter der Verwaltungsthätigkeit von Kabbadias in doppelter Hinsicht ein völlig verändertes Aussehen gegen früher erhalten, einerseits wegen des bedeutenden Zuwachses während der letzten Jahre, andererseits wegen der neuen Aufstellung der Denkmäler. Denn nicht nur für diejenigen Gegenstände, welche aus dem Boden der Unterstadt von Athen und ihrer nächsten Umgebung ans Tageslicht gefördert werden, ist dieses Museum der Aufbewahrungsort; auch die Reste des Alterthums, welche die griechische archäologische Gesellschaft, Deutsche und Franzosen, Engländer und Amerikaner bei ihren Ausgrabungen auf dem Festland wie auf den Inseln des Königreiches aus jahrhunderte langem Schlummer wecken, werden, wenigstens die werthvolleren und kunsthistorisch wichtigeren Stücke, dorthin überführt; das übrige nehmen die Provinzialmuseen auf. Nur die Schätze von Olympia hat die griechische Regierung von der Stätte nicht trennen wollen, mit der sie so eng verwachsen sind; außerhalb der Altis, des heiligen Haines des Zeus, auf dem rechten Ufer des Kladeos, erhebt sich seit der Mitte des Jahres 1888 das nach den Plänen Zillers von Syngros erbaute Museum der Olympia-Alterthümer, deren Aufstellung unter der Leitung des Bildhauers Grüttner, eines Schülers von Schaper, vorgenommen worden ist.

Bei der Anordnung der Denkmäler im Nationalmuseum ist für Kabbadias der historische Gesichtspunkt maßgebend gewesen unter Berücksichtigung der lokalen und sachlichen Zusammengehörigkeit. Erwähnt sei hier nur, daß die archaischen Bildwerke der Athenischen Sammlung den Gesammtbesitz aller Museen Europas an derartigen Denkmälern nach Zahl und Bedeutung übertreffen, und daß zu den Schätzen des Nationalmuseums die vielen, bei aller Einfachheit schönen attischen Grabreliefs gehören, meist aus dem 5. und 4. Jahrhundert stammend, welche für das Studium des antiken Privatlebens reiches Material abgeben.

Die beiden Akropolismuseen (Μουσεῖα τῆς ἀκροπόλεως), welche in der äußersten Südostecke der Athenischen Burg liegen, sind nur für die Kunstwerke von der Akropolis bestimmt. Die in den letzten Jahren gemachten Funde haben dieselben mit Schätzen aus vorpersischer Zeit bereichert, die eine empfindliche Lücke in unserer Kenntniß von der Entwickelung der antiken Kunst unerwartet ausfüllten. Hier begegnen wir den oben erwähnten archaischen bemalten Porträtstatuen, hier den buntfarbigen Porosskulpturen, welche den Kampf des Zeus mit dem Typhon und dem des Herakles mit dem Triton, der Hydra und der Echidna darstellen. Da

aber diese so wichtigen Denkmäler der ältesten griechischen Kunst nur in oft sehr kleinen Bruchstücken aufgefunden wurden, so begann, nachdem die Aufräumungsarbeiten abgeschlossen waren, unter der Leitung der Generalephorie in den Räumen des kleineren Akropolismuseums eine neue rührige Thätigkeit, die Fragmente zu ordnen und zu einem Ganzen zusammenzusetzen, außerdem Maßregeln zur Erhaltung der so lange dem Lichte entzogenen Farben, die zu verbleichen drohten, zu treffen; hierin erwarb sich das größte Verdienst der Künstler Kalloudis, unter dessen Händen sich das Zusammengehörige glücklich wieder zusammenfand.

An diese drei Staatsmuseen Athens reiht sich die an Werken der Kleinkunst, an Broncen und Terrakotten, überaus reiche Sammlung der griechischen archäologischen Gesellschaft, welche im Polytechnikum aufgestellt und der Fürsorge des Directors Athanasios Koumanoudis anvertraut ist. Außerdem zeigt sich die ausgedehnte Wirksamkeit der Gesellschaft auch in der Anlage von Provinzialmuseen (Μουσεῖα τῶν ἐπαρχιῶν), welche von Phylakes verwaltet werden. Diesem Vorgehen ist es ohne Frage zu verdanken, wenn sich das Verständniß für den Werth der Alterthumsforschung unter den Neugriechen immer mehr verbreitet, so daß schon fern von dem Centralsitze aller derartigen Bestrebungen Vereine bestehen, welche, wenn auch mit einem Anflug von Localpatriotismus, der athenischen Gesellschaft nacheifern. Auf Kandia, welche Insel ihrer ganzen Vergangenheit nach zu Griechenland gehört und gerade jetzt die politische Vereinigung mit dem Königreich Hellas erstrebt, hat sich eine derartige archäologische Gesellschaft gebildet, welche unter Leitung von Chatzidakis die Kenntniß des alten Kreta wesentlich gefördert hat und unter Anderem seit 1887 bedeutende in der Nähe von Gortyna gemachte Funde aus der mykenischen Culturperiode in ihrem Museum aufbewahrt. Hier befindet sich auch das oben erwähnte Stadtrecht von Gortyna. Wenn sich diese Gesellschaft mit Schliemann vereint hätte, welcher im Jahre 1889 auf dem Burghügel der Stadt Knossos mit Hacke und Spaten nach dem Palast der alten Landeskönige suchte, so hätte sie sich um die Erforschung der ältesten griechischen Cultur, welche nach der Ueberlieferung in Sage und Geschichte auf der Insel des Minos üppig geblüht, ja sogar vielleicht von hier ihren Ausgang genommen hat, gleich große Verdienste erwerben können wie die athenische Gesellschaft durch die Ausgrabung von Mykenä. Der kretische Boden birgt sicher reiche Schätze aus sehr alter Zeit; sind doch z. B. im Jahre 1877 bei den Grabungen, welche ein angesehener kretischer Kaufmann in der Nähe von Knossos veranstaltete, viele Vasen der mykenischen Gattung gefunden und Mauerreste eines großen, an den tirynthischen Palast lebhaft erinnernden Gebäudes aufgedeckt worden, in welchem man sogar das Labyrinth des Dädalos erkennen wollte.

Auch in der im östlichen Arkadien gelegenen Stadt Tripolitza ist im Jahre 1888 aus Privatmitteln, aber unter staatlicher Leitung nach den

Plänen Zillers ein Museum erbaut worden, welches zunächst die Alterthümer von Mantinea und Tegea, dann überhaupt die im ganzen Peloponnes gemachten Funde aufnehmen soll. In Mantinea waren die Franzosen seit 1887, in Tegea seit 1888 thätig. Die reichhaltigen Ergebnisse ihrer Ausgrabungen in Mantinea sind die Veranlassung für die Gründung des Museums geworden; freilich hat sich dasselbe mit den unbedeutenderen Stücken begnügen müssen, während die kunsthistorisch wichtigeren Denkmäler, in erster Linie die drei im August 1887 gefundenen Reliefplatten, von denen auf der einen der musikalische Wettkampf zwischen Apollo und Marsyas dargestellt ist, die beiden andern aber je drei Musen enthalten, dem athenischen Nationalmuseum einverleibt worden sind. Diese großen und schönen Skulpturen vom Denkmal der Latona und ihrer Kinder stammen sicher aus dem 4. Jahrhundert v. Chr., man glaubt sogar dieselben auf Praxiteles zurückführen zu dürfen. Den Ausgrabungen der Franzosen auf den Kykladen, welche uns Aufschluß über die hier einst blühenden Kunstschulen gebracht haben, verdankt auch das auf der im Mittelpunkte des Dampfschiffverkehrs des ägäischen Meeres liegenden Insel Syra (Syros) in der Stadt Hermupolis befindliche Museum, welches als Sammelstelle der plastischen und epigraphischen Funde von diesen Inseln dienen soll, den Hauptbestandtheil seiner Schätze.

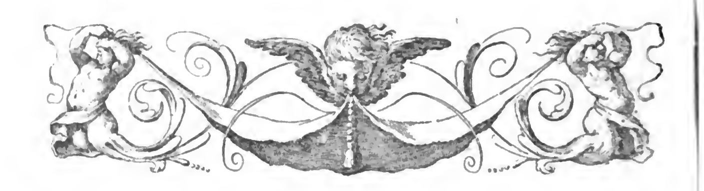
Die Schriften endlich, durch welche die Neugriechen nach dem Vorgange der andern Nationen die Kenntniß der neu entdeckten Denkmäler in Wort und Bild zu verbreiten bedacht sind, erfreuen sich allgemeiner Anerkennung, namentlich gehören die Abbildungen zu den besten Erzeugnissen der Photographie und des Lichtdruckverfahrens. Auch für das Gebiet der Publicationen ist Kabbadias als Reformator aufgetreten; er hat es 1888 veranlaßt, daß das seit 1885 von der griechischen Generalephorie in unbestimmten Zeitabschnitten herausgegebene Δελτίον ἀρχαιολογικόν von nun an in monatlichen Heften mit einem reichhaltigen und werthvollen Inhalt erscheint, welcher sich aus Nachrichten über Ausgrabungen und Funde im ganzen Königreich, über die Neuerwerbungen der athenischen und der Provinzialmuseen, über die Museumsarbeiten und aus vermischten archäologischen Notizen zusammensetzt. Die von den Beamten der archäologischen Gesellschaft über die von ihnen geleiteten Ausgrabungen erstatteten Berichte sind in den seit 1872 erscheinenden Jahresberichten dieser Gesellschaft (Πρακτικὰ τῆς ἐν Ἀθήναις Ἀρχαιολογικῆς Ἑταιρίας) enthalten, während die Denkmäler in der seit 1883 von der Gesellschaft neu herausgegebenen*) Ἐφημερὶς ἀρχαιολογικὴ abgebildet sind, welche Zeitschrift namentlich die polychromen Darstellungen in ganz naturgetreuer Weise zur Anschauung bringt. Ein Theil der Funde, in erster

*) Die alte Ἐφημερὶς ἀρχαιολογικὴ erschien seit 1837, in welchem Jahre die genannte Gesellschaft begründet worden ist.

Linie derjenigen auf der Akropolis wird jetzt auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht in dem seit 1887 in Athen erscheinenden, großartig angelegten Lichtdruckwerke „Die Museen Athens" von Gebrüder Rhomaidis (Τὰ Μουσεῖα τῶν Ἀθηνῶν, en réproduction phototypique), zu welchem der von Kabbadias in Angriff genommene Katalog des Centralmuseums die Ergänzung bildet.

Mit so regem Eifer und so glücklichem Erfolge wird die archäologische Erforschung des griechischen Bodens von Deutschen und Neugriechen betrieben. Mit diesen beiden Nationen suchen die Franzosen, Engländer und Amerikaner zu wetteifern, welche alle drei durch archäologische Schulen in Athen vertreten sind, die Franzosen seit 1846 durch die École française d' Athènes (seit 1876 unter den Namen Institut de correspondance hellenique) unter Foucarts Leitung, die Engländer durch die British Archeological School, deren Vorsteher Gardner ist, die Amerikaner durch die American School of Classical Studies, welche erst 1882 eröffnet wurde und vor Kurzem in Waldstein einen ständigen Director erhalten hat. Aus dem freundschaftlichen Verkehr der in Griechenland neben einander wirkenden Institute ist der Wissenschaft schon mancher Vortheil erwachsen. An der Umgestaltung der Akropolis haben auch Vertreter dieser drei Schulen thätigen Antheil genommen; nächst den Deutschen und Neugriechen haben sich die Franzosen durch Ausgrabungen auf griechischem Boden die meisten Verdienste erworben, während das Arbeitsfeld der Engländer und Amerikaner mehr in Klein-Asien zu suchen ist.





Drei Bücher, drei Schicksale.

Von

Ola Hansson.

— St. Légier sur Vevey. —

I.

Seit Langem hat die skandinavische Literatur keinen so interessanten und reichen Jahrgang gehabt, wie den Herbst 1890. Um ein Gegenstück dazu zu finden, müßte man auf 1886 zurückgehen, als das nordische Kleeblatt: Garborg, Krogh, Jäger alle drei nordischen Reiche in Feuer und Flammen setzte mit seinen Schilderungen des Christiania-Bohême-Lebens, oder auf die ersten Erntejahre der neuen nordischen Dichtung, als man jedes neue Buch mit derselben Sonntagsandacht in die Hand nahm, mit der die alte Frau aus dem Volke die große Bibel im gepreßten Einband und Silberspangen aus dem Schrank holt, wenn die Glocken zum Gottesdienste läuten. Dieses eigenthümliche Interesse und die Bedeutung der letzten Buchsaison knüpft sich ausschließlich an drei Arbeiten: „Verschrieben —" von Holger Drachmann, „An offener See" von August Strindberg und „Dichterleben in Norwegen" von Arne Garborg. An und für sich, und vom literarischen Standpunkte aus betrachtet, sind diese drei Arbeiten Werke ersten Ranges, typisch, klassisch, und haben ihren Platz in der ersten Reihe der Production ihrer Verfasser sowohl, wie innerhalb der gesammten neunordischen Literatur. Was dem Genuß derselben sein ganz eigenthümliches Bouquet giebt und was sie alle drei als ein und dasselbe Zeitphänomen kennzeichnet, ist, daß sie alle drei Abrechnungen sind, in welchen jeder einzelne der drei hervorragendsten Schriftsteller der drei skandinavischen Länder sich mit seinem Volk, seiner Zeit und seinem Milieu auseinandersetzt.

Das kleine Skandinavien ist gegenwärtig mit einem jener pygmäischen Apfelbäume zu vergleichen, deren dünne Zweige das Uebermaß der Früchte zur Erde beugt, wenn sie nicht vom Besitzer durch Spaliere abgestützt werden. Die kleinen nordischen Völker — wenigstens zwei von ihnen — haben diese nothwendige Pflege des Cultur- und Literaturbaumes, der, überlastet mit schönen, nährenden Früchten, in ihrem Garten wuchs, außer Acht gelassen, und die Früchte fielen in den Schmutz. Mehr als das: wie ein paar arme Eltern, wenn das Haus schon voller Kinder ist, jeden neuen Ankömmling gleichgiltig oder unwillig empfangen, ihn mit Nachlässigkeit oder Härte behandeln, — so haben die armen Nationen am Nordpol gegen die Letztgeborenen der Cultur verfahren, der barbarischen Sitte des Kinderaussetzens folgend, die seit der Heidenzeit da droben heimisch war. Ihre allzu große Fruchtbarkeit hat sie entweder gefühllos, oder vertilgungslustig gemacht gegen ihre eigenen Abkömmlinge.

Es ist ein tiefgründiges, complicirtes, psychologisches Gesetz, das hierin bestimmend war. Was indessen die Kleinheit und Armuth der Nationen vorbereitet als eine vorhandene Disposition, das hat die durchaus unproportionirte Größe der literarischen Persönlichkeiten vollendet. In der nordischen Hütte ist der Raum knapp und das Dach niedrig — menschliche und geistige Individualitäten wie Drachmann und Strindberg sind mit dem Kopf durch das Dach gewachsen und haben den kleinen Hausrath der Hütte mit ihren großen Geberden durcheinander geworfen.

Dänemark, das heißt ein Paar kleine Inseln und eine etwas größere Halbinsel, lebt sein prekäres Leben durch und trotz seines krankhaft großen Herzens, der Hauptstadt Kopenhagen, und dieses Kopenhagen ist eigentlich nichts als ein Café, wo alle Einwohner des Orts sich jeden Abend zu ihrem Bier und ihrem Klatsch versammeln, und wo ein ungeregelter und titanischer Drachmann jeden Abend Skandal machen kann vor allem Volk. Schweden ist wie eine lange Geschichte mit Lücken: zerstreute Kleinstädte und weite Einöden, kleine Gemeinschaften und große Distanzen, in denen jede Gemeinschaft ein Einsiedlerleben führt und jeder Laut sich in den endlosen Abständen verliert. Wenn Strindberg Europas und seines eigenen Neue-Welt-Geistes Neuigkeiten per Telephon mittheilen will, findet er ein Dunkel ohne Leitungen. Norwegen schließlich mit seiner Hauptstadt von fremden Kolonisten und seinem Hinterland dummstolzer Bauern, — was hat Norwegen mit Garborg zu thun, dem naiv-lächerlichen, ehrlichen Bauerntölpel für die Christiania-Bourgeoisie mit den „plattdeutschen Namen" und dem Freidenkeraussätzigen für die Dorfintelligenz.

II.

Holger Drachmanns literarisches Hervortreten datirt sich aus der ersten Epoche der neuen skandinavischen Dichtung. Drachmann ist einer von den Veteranen. Er hatte den Pinsel geführt, ehe er zur Feder griff; aber

das Schilderungsobject blieb unverändert beim Vertauschen der Schilderungsmittel: das Meer. Der junge talentvolle Marinemaler wurde der genialste Marinepoet, den Skandinavien gehabt hat. Drachmann hat einmal vom Meer gesagt, daß es das ewig Wechselnde sei, „wechselnd wie das eigene Gemüth des Dichters.“ Drachmanns eigene Seele, die des Menschen sowohl wie die des Dichters, hat auch wirklich immer diese Verwandtschaft und Art verrathen; sie war immer ein ungreifbares wechselndes Lichtspiel auf einem horizontlosen Spiegel, Licht und Schatten in unvermittelten Uebergängen und den delikatesten Vertonungen, eine Welle in der Sommersonne, ein Ocean unter'm Sturmgewölk, eine Brandung bei nächtlichem Gewitter.

Drachmanns erste Dichtung war Lyrik, Stimmungen vom Meer mit einem leichten Ballast allgemein jugendlichen Revolutionsgeistes. Drachmanns ganze spätere Production, wie bunt und ungleichartig sie auch erscheinen mag, ist nur eine Mannigfaltigkeit von Stengeln, welche Blumen von verschiedener Farbe tragen, aber alle aus derselben Wurzel, aus demselben Keim hervorgewachsen sind. Er hat Gegenwartsromane, historische Abenteuer, moderne Salonschauspiele, Märchendramen, Reiseschilderungen, polemische Novellen geschrieben. Aber überall ist seine Dichtung Lyrik, im einen Buch in Versen, im anderen Buch in Prosa, am häufigsten Verse und Prosa durcheinander, — ganz subjectiv und ganz Stimmung, chaotisch und reich, ohne Uebersicht und Zusammenhang in der Psychologie, ohne beherrschten Plan in der objectiven, technischen Composition. Fast überall kehrt er zum Meer zurück, entweder um in Versen dessen Natur in ihren verschiedenen Stimmungen, oder um in Novellen das Leben der Menschen auf ihm und an ihm, das Leben der Fischerbevölkerung zu schildern, oder um, wie in der „Tochter der Wasser“ in einem historischen Roman, der wie ein Märchen schließt, es in einer großartigen Phantasiegestalt zu symbolisiren.

Der revolutionäre Geist in Drachmanns ältesten Gedichtsammlungen erhielt sich allerdings nicht. Er war nicht das Werk der Ueberlegung, oder der persönlichen Erfahrung, nicht eine Lebensanschauung, sondern blos eine Stimmung. Sie kam und ging wie andere Stimmungen, lebte das Eintagsleben der Stimmung und verschwand. Die See ist ja auch nicht immer Wogen und Sturm, auch ihre Wellen plätschern gern in den idyllischen kleinen Buchten und strecken sich träge im Sonnenbad eines Sommertags. Zu der Zeit, als Drachmann seine ersten Gedichte schrieb, lag es in der Luft Freiheitsfreund zu sein, ungefähr wie im Deutschland von 1848. Zur selben Zeit wurde in Skandinavien die Forderung aufgestellt, daß auch die Muse Magd im Dienst der demokratischen Arbeit sein solle: Die Dichtung sollte die actuellen Fragen behandeln, und „Probleme zur Debatte bringen.“

Drachmann, wie alle anderen, folgte der Strömung, gehorchte dem Wort; auch seine Production beschäftigte sich mit Problemen, nicht blos mit denen, die organisch aus seiner Persönlichkeit gewachsen waren, sondern

auch mit denen, die auf Volksversammlungen, in Discussionsclubs und Reichstagssitzungen gewogen und gehandhabt wurden. Da er indessen ganz und ausschließlich Stimmungsmensch war, ganz in dem Glauben des Augenblicks aufging, unvermögend war, entgegengesetzte Einflüsse und Standpunkte gegen einander abzuwägen, konnte er in seiner Dichtung blos heute die eine, morgen die andere Tageslosung geben und beide trieben steuerlos auf den Wogen, die die natürliche Daseinsform seiner Seele waren. Mitten hineingeschleudert in das sterile kleinliche Gezänk, aus dem nun seit ein paar Jahrzehnten Dänemarks öffentliches Leben bestanden hat, von der einen Partei zur anderen geworfen und wieder zurückgeworfen wie ein treibendes Boot, ein Spielball für alle Stimmungswinde, um seine Illusionen betrogen auf jedem Strande, wo er landete, immer aber mit allen Segeln auf und immer die Seele voll guten Windes, konnte er es nicht vermeiden, den Eindruck eines Wetterhahns, eines einfachen Strebers zu machen, wenn er an dem einen Tage volkliche Weisen für die Linke schrieb und am anderen Tage patriotische Hymnen für eine Befestigungsversammlung der Rechten dichtete. Denn alle Parteien nützten diese lyrische Goldader aus, die Dänemarks reichste seit Oehlenschläger ist, und der Dichter bekannte jedesmal Farbe in ihrem schreiendsten Extrem, vom socialdemokratischen Roth durch das liberale Grau bis zum äußersten Gegensatz, dem Estrupschen Erzconservatismus, für den er Gedichte über das Thema: Gott, König, Vaterland zu den resp. Festmittagen verfaßte.

Es ist dieses, sein eigenes Schicksal, was Drachmann in seinem neuen Buch schildert; und indem er sich selbst vertheidigt, hält er ein fürchterliches Gericht über die Gesellschaft und die Zeit, in der er wachsen mußte.

„Verschrieben —“ ist ein enormes Buch von zwei Bänden und 900 Seiten, ein Umfang, der in Deutschland viel weniger auffallend ist, als in Skandinavien. Der Verfasser nennt das Buch selbst einen Roman, aber das ist ein ganz zufälliger Titel. Das erste Kapitel spielt vor ungefähr 15 Jahren, und das Schlußkapitel nach ungefähr 10 zukünftigen Jahren. Es ist mit „Verschrieben —“ wie mit einem Regenwurm, man kann ihn in soviel Stücke schneiden, wie man Lust hat, jedes Stück regt sich ebenso lebendig, wie vorher. Die Arbeit ist wie ein kostbarer Vorhang, in zwei Mustern gewoben, die regellos durcheinander geworfen sind, auf der einen Seite Wirklichkeitsschilderung, Satire, Persiflage, auf der anderen Poesie, Traum, Phantasie, Phantastik, zu Gedichten gewordenes Vogelgezwitscher in der Seele, Sommernachtsmondschein zu Menschen verdichtet, Zukunftsgesichte mit ebenso illusorischer Anschaulichkeit ausgemalt, wie Stücke aus dem gegenwärtig vorhandenen Milieu. Man weiß nicht, wo der Naturalismus aufhört und wo die Romantik anfängt, ebenso wenig, wie man sehen kann, wo die eine Welle im Meere endet und die andere beginnt. Die Beleuchtung der Wirklichkeit mischt sich mit der des Traumes auf dieselbe Art, wie wenn der Mondschein in ein Zimmer fällt und sich am

Lampenlicht bricht. Die zahlreiche Personengalerie hat auch dieselbe eigene Zusammensetzung aus Straßentypen und ätherischen Geschöpfen; dieselbe Person, die im einen Augenblick uns ebenso concret und lebendig zu sein scheint, als hätte sie uns gerade vor unserer Thür begegnet, deren Tonfall wir zu kennen glauben, deren Blick Erinnerungen in uns erweckt, deren Hände wir zu greifen meinen, kann im nächsten Nu plötzlich so wesenlos werden, wie ein Schatten, oder verschwinden wie Nebelgebilde zwischen den Baumstämmen in einer Mondscheinnacht im Walde.

Ein Résumé der Handlung dieses Buchs, der Ereignisse und der Fabel zu geben, ist aus diesem Grunde sowohl schwierig, wie fruchtlos. Dasselbe gilt von der Charakterisirung der Personen. Diese, wie jene, sind getheilt zwischen zwei Welten, der gesetzbestimmten der Wirklichkeit und der willkürlichen der Phantasie; und hinter der einen wie hinter der anderen steht immer das Symbol, — das Symbol, nach dem man suchen muß um ganz verstehen und ganz würdigen zu können. Wollte man, wie üblich bei einem modernen Wirklichkeitsroman, verfahren, so könnte man den Inhalt folgendermaßen referiren: Henrik Gerhard, ein junger Maler und Dichter, ist nach einem vieljährigen Aufenthalt im Auslande heimgekehrt. Sein intimster Umgangsfreund in Kopenhagen wird ein anderer junger Dichter, Ulf Brynjulfsen, ein unregierlicher Strudelkopf, ein genialer Vagabund, das enfant perdu der Familie und der Hauptstadt. Eines Abends, als die beiden jungen Männer in einem Variété gelandet sind, machen sie Bekanntschaft mit einer Chansonnettensängerin, in die sie sich beide verlieben. Das junge Mädchen ist eine höchst seltsame Erscheinung. Vom Hause weggelaufen, da die Eltern sie mit einem Mann verheirathen wollten, der ihr widerwärtig war, ließ sie sich schließlich an einem Variété engagiren. Sie ist der Stolz des Etablissements, nicht blos eine Priesterin der Schönheit, sondern auch der Moral; sie ernährt ihre Eltern mit ihrer Gage — und ist allen Versuchungen von Seiten der Männer unzugänglich, abgesehen von dem festen Verhältniß, in dem sie zu dem Manne steht, der sich ihrer in der großen Krise ihres Lebens angenommen. Alle Männer huldigen ihr wie einem höheren Wesen, und die beiden, mit denen sie in intime Berührung gekommen ist, werden durch sie veredelt, verfeinert und gestärkt. Ihr Beschützer Helvig, ein Dutzendkaufmann, der bei unserer ersten Bekanntschaft mit ihm sich als vollendeter Geck offenbart, legt am Schluß des Buchs eine so beseelte und vorurtheilsfreie Auffassung des Weibes und der Liebe an den Tag, wie blos der Verkehr mit dieser selten idealen Eva ihn zeitigen konnte. Ulf wirft Alles und sich selbst über Bord, da er ihre Gegenliebe nicht gewinnen kann, aber auch ihm wird ein Strahl von der Sonne ihrer Liebe zu Theil, indem sie ihn auf seinem Sterbebett pflegt. Gerhard schließlich, der sich in „die gute Gesellschaft" hineinverheirathet und ganz in das conventionelle Leben aufgegangen ist, bricht in unwiderstehlichem Drange nach dem lichten Dämon in Gestalt

einer Chansonnettensängerin mit allen socialen Banden, mit seiner Familie, seinem Publicum, seiner Frau, — um seinem besseren Ich treu zu sein, das sie zur reinen Essenz concentrirt sehen will, um es lieben zu können.

Aber mit einem solchen Referat ist nichts gewonnen, außer daß man die Schöpfung des Dichters banalisirt hat.

Diese Edith, die Heldin, ist nicht blos die Chansonnettensängerin, sondern die Elfe. Sie ist erstere, wenn der Verfasser das Lampenlicht der Wirklichkeitsschilderung anwendet, und letztere, wenn er den Mondschein der Phantasie gebraucht. Sie ist nicht in erster Linie ein junges Mädchen, in Armuth geboren, in Schmutz lebend und doch vornehm und rein; sie ist vor allem der innerste, schneeweißeste Traum eines mächtigen Lyrikers. Sie ist in Drachmanns Schilderung nicht einmal blos das — die Essenz seiner eigenen Sehnsucht, sein eigenes überirdisches Frauenideal —; sie ist der eigentliche gute Grund in der Natur des dänischen Volks, das Gefühl des nationalen Selbstbewußtseins, das, übersehen, getreten, unverstanden, verachtet von den oberen Zehntausend der modernen Gesellschaft, sich zurückgezogen hat in Kleinbürgerstuben und Vergnügungslokale, um ein Leben in Schande und Unbemerktheit hinzubringen, eine echte Perle ohne Fassung wie ein Volkslied in einem Variété. Wenn auch in Lumpen gekleidet wie eine Straßendirne, oder in billigem Putz wie die Chansonnette, — sie ist in jedem Fall das Salz und der Sauerteig, die Schönheit und die Freude, die Hoffnung und die Rettung. Vor ihr verfällt der Naturdichter, der geborene Schönheitssinn (Ulf) in ekstatische Anbetung, in die Ohnmachtsverzweiflung des Künstlers vor dem Unerreichbaren, für sie bringt der ehrliche Mann (Gerhard) alle Opfer, und ihr gegenüber metamorphosirt sich selbst des modernen Geld- und Lebemannes (Helwig) Geschäftssinn in lauter Herz und Seele. Denn sie ist eigentlich die leise tönende Weise, die in einer kosmopolitischen Hauptstadt von neueren, fashionableren Melodien übertäubt, ihren ewig jungen Wohllaut unter kleinen Leuten und in der Natur summt, in der Naivität der einen, in der Schönheit der anderen, — das Hohelied der Nation, das als eine Quelle des Muthes und der Todesverachtung hervorsprudeln wird, wenn die Stunde der Gefahr, des Kampfes, des Untergangs das nächste Mal schlägt, ungefähr wie Edith Ulfs Lied an Gerhards Seite anstimmt, während der Feind Kopenhagen stürmt im Jahre 190?.

III.

Ist Einer geeignet Taines Theorie vom Dichter als einem Product von Zeit und Milieu zu widerlegen, so ist es der Schwede August Strindberg. Wer einmal die Geschichte der schwedischen Literatur schreibt, — es ist einer, der erst kommen soll — der wird überhaupt wenig Gebrauch für die erwähnte Theorie haben; er wird auf so viele Ausnahmen stoßen,

daß die Regel ganz durchlöchert wird. Im Zeitalter der Französirung par préférence in der schwedischen Cultur, im Jahrhundert des Gustavianismus, des Zopfs, des Puders, der geleckten Phrasen und des frivolen Lachens, in den Tagen des schwedischen Rococo's steht als Mittelfigur im Bilde Bellmann da, der urnationalste aller Dichter Schwedens in Geberden und Seele, in Leben und Dichtung, dessen Naturstücke sich ausnehmen wie moderne, realistische Freiluftgemälde unter der antikisirenden, aufgebauschten oder faden, immer reflectirt kalten und bleichen Hirten- und Heldendichtung seiner Zeit, dessen Genrebilder aus dem Leben des niedern und allzu fröhlichen Stockholms vollständige Varianten Teniersche Kirmesse in einer Watteauschen Epoche bilden, dessen Trinklieder schließlich in Musik und Worten ein so echter Ausdruck für schwedisches Temperament und menschliche Stimmungen sind, daß sie noch heutzutage, nach hundert Jahren, wenn sie gesungen werden, uns, den jetztlebenden Landsleuten des Sängers wie Fleisch von unserem Fleisch und Seele von unserer Seele erscheinen. Und in unseren Tagen, in den Tagen der Prosa und des materiellen Fortschritts, des nüchternen Verstandes und der individualitätslosen Nivellirung, im Jahrhundert der Frauen und der Massen, wird der ganze Vordergrund von einem Mann eingenommen, der ein ganzer Mann, und ein souveraines Individuum und ein spontan sich entwickelnder Geist ist.

Strindbergs gesammte spätere Production hat sich um einen gemeinsamen Grundgedanken abgelagert: den Vorrang des hochentwickelten Individuums vor der weniger differenzirten Masse. Seine ganze Dichtung ist im Grunde, als ein Zeugniß der Selbstentwickelung und als Data zur Autobiographie eines Geistes betrachtet, ein Ausschlag desselben Grundgedankens. Auch direct, in den behandelten Motiven und Personen schimmert das durch. Strindberg war durch sein Naturell immer sowohl Kriegsmann, wie Dichter. Sein erstes Drama „Meister Olof" verherrlichte in der Gestalt Gerdt, des Buchdruckers, die freie Intelligenz, die weiß, daß die Wahrheit des Heute sich als die Lüge des Morgens entpuppen wird, die beständig hinter dem jetzt Bestrittenen sich noch Anderes, noch Weitumfassenderes in immer wachsenden Proportionen, an immer weiteren Zukunftshorizonten erheben sieht. Sein erster Roman: „Das rothe Zimmer" schilderte einen jungen Mann, der, nachdem er in alle Parteien geguckt und sie alle gleich hohl gefunden, sich in einem Einsiedlerleben petrificirt als ein revolutionsträchtiger, nihilistischer Skeptiker. Die harte, bittere Schule eigener Erfahrung, die Strindberg als Schriftsteller in seiner Heimat durchgemacht, wo er von allen Parteien der Reihe nach desavouirt, mit Schmutz beworfen, gesteinigt wurde, gab ihm die Erkenntniß, wo des Pudels Kern zu finden sei, es ist die Frage: der Eine, oder die Vielen? Im Lauf der Zeit schärfte sich sein Auge mehr und mehr, und eines schönen Tages fand er, daß sich in der schein-

bar so homogenen Masse des Feindes — d. h. der Vielen, der compacten Majorität, der geistig Untergeordneten — zwei Gruppen deutlich unterschieden. Auf der einen Seite: die brutale Kraft, auf der anderen die List der Schwäche und das Intriguenspiel der Mittelmäßigkeit. Die neue Aristokratie, deren natürlichen Vorrang es zu betonen galt, die Aristokratie der Intelligenz, der vorgeschobene Vorposten in der menschlichen Differenzirungslinie, der Nerven- und Großgehirnadel, um Strindbergs eigene Terminologie zu gebrauchen, hat zwei geborene Feinde: die Armmuskeln und die Frauenlist, den Proletarier und das Weib, Vulgus und Eva. Strindbergs eigene, allerintimste, persönliche Erlebnisse machten ihn zum Antisocialisten und Misogynen. Das Studium Nietzsches schärfte den ersteren in ihm, das Studium der modernen Psycho-Physiologie den letzteren. Unter diesen Einwirkungen spaltete sich seine Dichtung in zwei Stämme: während er in seinen vier Dramen: „Der Vater," „Fräulein Julie," „Die Gläubiger" und „Kameraden" sich als der rasendste und genialste Weiberhasser in der modernen europäischen Literatur offenbarte — J. K. Huysmans allein vielleicht ausgenommen, — hat er in seinem neulich erschienenen letzten Roman: „An offener See", die Fäden seines ein paar Jahre älteren „Tschandala" wieder aufgenommen und die grandiose Gestalt eines wirklichen Nietzsche'schen Uebermenschen aufgestellt.

Es ist diesem Strindberg'schen Buch gegenüber eine ebenso schwierige und erfolglose Sache, wie Drachmanns „Verschrieben —" gegenüber von der Fabel Rechenschaft geben zu wollen. Auch hierin erreichte man nichts anderes dadurch, als die sublime Phantasie eines Dichters zu banalisiren. Der bürgerliche Name des Helden ist Borg. Seine bürgerliche Stellung ist „Fischereiintendant." Er hat den Auftrag erhalten, zu einer der äußersten Stockholmer Scheeren zu reisen und die Ursachen des Abnehmens der Strömlinge zu untersuchen, um diesem Uebel begegnen zu können. Er hat sowohl als Mensch, wie als Geist vollaus mitgelebt und ist als Resultat davon zu dem socialen Nihilismus eines Nerven- und Gehirnadligen und zum Cultus des durch sein Gehirn starken und königlich großen Individuums gelangt. Er kommt nun ganz angemessen auf den kleinen isolirten Grausteinknollen mitten im großen einsamen Meer, fern von den Centren und Verkehrswegen der Welt hinaus, um mit den ihm, als Repräsentanten der feinen Intelligenz, feindlichen Elementarmächten: den Muskeln und der List, dem Proletarier und dem Weibe zusammenzuprallen und zu kämpfen. Es wird ein Kampf auf Leben und Tod. Er spielt auf dem einfachen, unentwickelten Instrument der Organe des Wilden und des Weibes als der intellectuelle Virtuos, der er ist, auf dem Aberglauben des Packs und den Nerven Evas. Er gewinnt den Sieg, denselben Sieg, den er immer gewonnen, vom Gesichtspunkt irdischen Wohlergehens aus einen Pyrrhussieg, denn er schafft eine Einsamkeit um sich herum, weit größer, weit tiefer und fürchterlicher, als die des Oceans und des Him-

melsgewölbes, eine Einsamkeit, die er mit nichts anderem füllen kann, als den Gespinsten seines Großgehirns. Er sieht in Folge seiner sublimirten Differenzirung in allen Menschen die Thiertypen hervorstecken, die niedrigen, haarigen Stirnen geben ihm Hallucinationen vorhistorischer Zeiten, er sieht das Profil des Raubvogels an dem Weibe, das er liebt, neben dem Affenkopf des Mannes, mit dem sie ihn betrügt; ihn ekelt, er bricht mit ihr, zieht sich zurück in seine Einsamkeit, die er vollspinnt mit seinen Gedanken und Phantasien, bis er in diesem Spinngewebe seines eigenen Geistes gefangen sitzt, ohne Vermögen aus demselben loszukommen, krank, an der Schwelle des Wahnsinns.

IV.

In Deutschland scheert man gewöhnlich alles Skandinavische über einen Kamm; dänisch, schwedisch, norwegisch fließt ohne Unterschied in den einen Begriff: skandinavisch, zusammen. Die nationalen Eigenthümlichkeiten dieser drei Völker sind indessen scharf ausgeprägt und unterscheiden sie stark von einander. Der Unterschied zwischen der schwedischen und der dänischen Volksindividualität ist z. B. reichlich so groß, wie der zwischen der dänischen und der preußischen; und wenn ein Däne oder Südschwede im oberen Schweden reist, fühlt er sich wie in einem fremden Land, während er dagegen bei einer Reise durch Mecklenburg oder Pommern die Landschaft und den Menschentypus nicht von dem daheim in Seeland oder Schonen unterscheiden kann. Dieser Unterschied, tief durch die Natur, das Klima, die Fauna und Flora bedingt, hat sich durch vielhundertjährige Feindschaft verschärft. Sie macht sich noch heutzutage mit der ganzen Macht das Instincts geltend: der Norweger haßt den Schweden ehrlicher als irgend ein anderes Volk auf Erden, was z. B. Björnson wenigstens jeden zweiten Tag kundthut, in Dänemark, das gerade im Augenblicke unter dem Vorgefühl einer nahenden geistigen Sterilitätsperiode leidet, vollzieht sich seit einiger Zeit ein gehässiger Ausrottungskrieg gegen die dominirende jungnorwegische Literatur, und was Stockholm anbetrifft, so schließt es sich nach alter Gewohnheit in puerilem Hochmuth von jeder Einwirkung der überlegenen dänisch-norwegischen Cultur ab. Um die gegenwärtige skandinavische Literatur intim verstehen und genießen zu können, ist es eine unerläßliche Bedingung, erst jeden besonderen Dichter und jedes besondere Erzeugniß vom volkspsychologischen Standpunkt betrachtet zu haben. Die beiden, im Vorhergehenden behandelten Schriftsteller: der Däne Drachmann und der Schwede Strindberg, mit ihren Büchern: „Verschrieben —“ und „An offener See“ sind die bestmöglichen Beispiele dafür.

Diese beiden Männer sind ungefähr gleichaltrig — beide am Anfang der Vierziger — sind ungefähr gleichzeitig in das öffentlichr Leben getreten, haben ungefähr den gleichen geistigen Ausgangspunkt, und haben

auf ihrer Schriftstellerbahn beinahe die gleichen Schicksale erlitten. Jetzt, nachdem sie beide die Mitte des Lebens erreicht haben und sich nach der zurückgelegten Wegstrecke umblicken, unternehmen sie es beide zu gleicher Zeit ihre Erlebnisse, die Ausbeute, die sie von denselben gehabt, ihre, durch dieselben bestimmte Auffassung ihrer Zeit, ihrer Gesellschaft, deren Geister und Institutionen, deren Entwicklung und Menschen, in einer und derselben Dichtform, die seltsam aus modernem Roman, Phantasiestück und Autobiographie zusammengesetzt ist, zu schildern. Und doch, trotz dieser durchgehenden Gemeinsamkeit in Zielen und Mitteln, in Voraussetzungen und Resultaten, welcher Grundgegensatz des Temperaments und Charakters im Menschen und Künstler, ein Gegensatz, der nicht ein blos individueller, sondern ein weit umfassenderer und tiefer liegender volkspsychologischer ist.

Drachmann ist in überraschendem Grade repräsentativer Däne durch seine Art gegen sein Schicksal zu reagiren, — so unverbesserlich dänisch, daß es dem Fremden scheint, als hätte eine Nemesis die nationale Eigenart sich in diesem genialen Typus spiegeln und strafen lassen wollen. Der dänische Geist ist weich und lind wie die Inselluft, vorurtheilsfrei wie die Saatebenen horizontfrei sind, fließend in seinen Contouren wie die Hauptstadt in ewigem Nebel, nuancenreich, voll zarter Vertonungen wie der Schmelz der Beleuchtung in der Luft, angewiesen auf die feine Kunst der Seelenstimmungen, auf die unmerklichen, unsichtbaren Metamorphosen des Seelenlebens, und darin ein Virtuose. Dänemark ist in seiner Hauptstadt concentrirt, reichlich in demselben Grade wie Frankreich in Paris; die französische Bezeichnung „Provinz“ ist auch dort schon, ohne daß man sich Rechenschaft ablegt, weshalb? aufgenommen worden. Dänemark ist ein geschlagenes Land, eine mißhandelte Nation, gewaltsam zusammengepreßt, ohne Vermögen seine Glieder zu rühren und seine Fähigkeiten nach außen zu richten, und sich dessen bewußt und resignirt in diesem Bewußtsein. Alles das macht, daß die dänische Hauptstadt mit ihren dreihunderttausend Einwohnern den Eindruck einer Kleinstadt in weit höherem Grade hervorruft, als manche andere, bedeutend kleinere Stadt, aber daß gleichzeitig ihr geistiges Niveau hoch und verfeinert ist. Kopenhagen ist die Stadt des Klatsches par préférence, die Stadt der kleinen Bosheit und der großen Kleinlichkeit, des höhnischen Lächelns und der Selbstironie; aber es hat sich in ihr auch eine Geschmeidigkeit der Intelligenz ausgebildet, eine Eindrucksempfänglichkeit und Sensitivität, ein ausgesuchtes Raffinement in der Führung des Lebens und in der Ausübung der Kunst, wie vielleicht augenblicklich in keiner anderen europäischen Stadt, Paris ausgenommen.

Drachmann offenbart alle diese nationalen Eigenschaften im Guten und Bösen in seinem mächtigen Abrechnungsbuch, wie er es in seinem ganzen literarischen Lebenswerk gethan. Es ist ein gut Theil kleinlicher Klatschhaftigkeit in seiner Satire auf die Kopenhagener Kleinlichkeit und

Klatschsucht. Er entbehrt selbst in ebenso hohem Grade ein festes energisches Persönlichkeitscentrum, wie die Menschen, denen er diesen Mangel vorwirft; das Rückgrat des Willens, das er an anderen sehen will, ist in ihm selbst aufgelöst; er ist selbst aufgelöst, fließend wie Gallert, man gewahrt keinen Ausgangspunkt, kein in's Auge gefaßtes Ziel unter allen seinen lyrischen Stimmungsausbrüchen und seinen Persiflagen. Er ist die dänische Volksindividualität, verkörpert in einer Person, und sein Schicksal symbolisirt das Schicksal der Nation. Man kann gern sagen „Verschrieben —“ ist das Buch, in dem der dänische Geist mit sich selbst Abrechnung gehalten, sich selbst durchschaut, sich selbst analysirt, sich selbst abgezeichnet, sich selbst belacht, sich selbst persiflirt hat, — um sich schließlich die Scheuklappen vor die Augen zu binden und sich in seine unfruchtbaren Träumereien über eine mondscheinweiße Eva zu verkriechen, die in der Stunde der Gefahr die Nation retten soll.

Strindbergs Abrechnung mit seinen Landsleuten ist von ebenso ausgeprägt schwedischer Art. In der abgelegenen, chinesisch abgesperrten und aufgeblasen selbstzufriedenen schwedischen Hauptstadt hat sich eine Eigenschaft zu exclusiver und dominirender Herrschaft ausgebildet: die geistige Beschränktheit. Die dänische Feigheit, gegen die Drachmann sich wendet, kommt von einer allzu weit getriebenen Verfeinerung der Haut und der Nerven der Seele, von Haltungslosigkeit durch allzuviel Träumerei und allzuviel Reflexion; die schwedische Varietät derselben Eigenschaft, die Strindberg geißelt, entspringt ausschließlich aus Dummheit. Drachmann ist von einer Partei zur anderen ungefähr auf dieselbe Weise übergegangen, wie man von dem einen Tisch eines Kopenhagener Cafés zum Nachbartisch übergeht, wo die ehemaligen Gegner und jetzigen Freunde ihr Bier trinken, ihre Butterbröte essen, und ihre Redensarten hören lassen. Strindberg ist zu jedem neuen Ideal bedeckt mit den Narben und Wunden eines Kampfes auf Leben und Tod mit dem verlassenen gekommen, und er schloß jedes Mal unfehlbar damit, stolz und brutal mit einem passenden Kraftwort den Handschuh einem Idioten in's Gesicht zu werfen.

Drachmanns Held ist der Künstler, der Fiasko macht, der Stimmungsmensch, der Skandal durch eine unangebrachte Tischrede in der guten Gesellschaft macht; Strindbergs Held ist die große Intelligenz, die von den Mittelmäßigkeiten niedergehalten wird. Der erstere ist ein Opfer des Klatsches, der letztere ein Märtyrer der Dummheit. Gerhard in „Verschrieben —“ findet nur Rettung für sich und die Nation, indem er ein Ziel für Handlung fixirt, gleichviel welches, einen Punkt für den Glauben, in's Auge faßt, gleichviel welchen, und er gründet — ein Variété zur Aufrichtung des einfachen, echten Volksgeistes. Borg in Strindberg's Roman dagegen geht in die große Einsamkeit hinaus, wo blos das Meer um ihn, blos der Himmel über ihm ist, wo die großlinigen Fugen des Lebens und des Todes durcheinanderspielen, wo all' das Andere, all' die Anderen

die Dummheit und die Dummen, die Kleinen, ihre Dörfer und Städte, ihre Gedanken und Handlungen, sich in ihrer proportionirlich vogelperspectivischen Kleinheit darstellen,, während er in ruhender Uebermenschwollust, als ein darwinistischer Dichter, die Natur kosmogenetisch genießt, diese Natur, deren letztes, feinrädriges Differenzirungsproduct er selbst ist. Der dänische Dichter ließ seinen Helden damit enden, daß er durch eine feindliche Kugel fiel am Todestag seines durch häusliches Gezänk verdorbenen Volks, ein Lied singend, daß „ein in Liebe fallend Volk auf's Neue aufersteht." Der schwedische Dichter läßt seinen Helden sich von Neuem aufrichten, wie er schon vorher manches Mal gethan, um den Kampf mit der nationalen Dummheit noch einmal aufzunehmen, in dem immer wieder neugeborenen, unverbrennbaren, unausrottbaren Gefühl, doch der eine Starke, Große, doch der zu sein, dessen Kraft es mit all den vielen kleinen Schwachen aufnehmen kann. Es ist Weihnachtsabend. Geleitet vom Licht aus den Häusern, wo das Volk Weihnachten feiert, geht er zum Hafen hinunter, hißt Segel, stößt ab und hält mit günstigem Wind gerade aufs offene Meer zu, von dem kleinen Erdfragmente weg, wo er zuletzt gelitten. „Mit dem Rücken gegen das Land steuerte er unter der großen Sternkarte hin und nahm Peilung auf einen Stern von zweiter Größe zwischen der Leier und der Krone im Osten. Ihm schien, er leuchte stärker, als irgend ein anderer, und als er in seinem Gedächtniß suchte, tauchte etwas vom Weihnachtsstern, vom Leitstern nach Bethlehem auf, wohin drei abgesetzte Könige wallfahrteten, um als gefallene Größen ihre Kleinheit in dem kleinsten aller Menschenkinder, das später aller Kleinen erklärter Gott wurde, anzubeten. Nein, er konnte es nicht sein, denn die christlichen Zauberer hatten zur Strafe dafür, daß sie Dunkel über die Erde brachten, nicht einen einzigen Lichtpunkt am Himmel gefunden, um einen ihrer Namen zu tragen, und darum feierten sie die dunkelste Jahreszeit — so sublim lächerlich — mit dem Anzünden von Wachskerzen. Nun leuchtete es in seinem Gedächtniß auf — das war der Stern Beta im Herkules. Herkules, Hellas sittliches Ideal, der Gott der Stärke und der Klugheit, der die lernäische Hydra mit den hundert Köpfen tödtete, des Augias' Stall reinigte, des Diomedes' menschenfressende Ochsen fing, der Amazonenkönigin den Gürtel abriß, den Cerberus aus der Hölle holte, um schließlich der Dummheit eines Weibes zu erliegen, die ihn aus lauter Liebe vergiftete, als er im Wahnsinn der Nymphe Omphale drei Jahre lang diente . . .

Hinaus, dem wenigstens in den Himmel Aufgenommenen entgegen, der sich niemals schlagen oder in's Angesicht spucken ließ, ohne wie ein Mann zurückzuschlagen und zu spucken, hinaus, dem Selbstverbrenner entgegen, der blos durch seine eigene starke Hand fallen konnte, ohne um Gnade vor dem Kelch zu betteln, Herkules entgegen, der den Prometheus befreite, den Lichtbringer, selbst Sohn eines Gottes und einer Weib-

mutter, den dann die Wilden zu einem Jungfrauenjungen verfälschten, dessen Geburt von milchtrinkenden Hirten und schreienden Eseln begrüßt wurde.

Dem neuen Weihnachtsstern entgegen ging die Fahrt, hinaus über das Meer, aus dessen Schooß der erste Funke des Lebens sich entzündet, dem unerschöpflichen Brunnen der Fruchtbarkeit, der Liebe, dem Ursprung des Lebens und des Lebens Feind."

V.

Arne Garborg mit seinem Buch: „Dichterleben in Norwegen" vervollständigt dieses Bild skandinavischen Dichterschicksals.

Garborg ist vielleicht derjenige unter den drei genannten Schriftstellern, mit dem seine Heimat am unmildesten umgegangen ist. Er ist als Mensch einer von den stillen, festen, tiefen; sein Leben bietet nicht den wildbunten Anblick, wie das Drachmanns und Strindbergs, aber es ist in seinem einzigen großen Conflict zwischen freiem individuellem Geist und gebundener Gesellschaft ein Schauspiel, das uns um so stärker ergreift, weil es so mittelalterlich barbarisch, so brutal ist wie eine körperliche Mißhandlung. Garborg hatte, nachdem er die pietistische Ansteckung durchgemacht, die in dem dunklen kargen Steinland ebenso unausweichlich ist, wie die Masern für ein Kind, sich zu einem der schärfsten und zuverlässigsten Kämpfer in der demokratischen Freiheitsarbeit, zu einer der besten Federn und der besten Persönlichkeiten seiner Partei entwickelt. Da schrieb er seine „Mannsleute", in denen er den Krebsschaden entblößte, der an der Jugend durch die social-moralisch sanktionirten Formen des Geschlechtslebens fraß. Die Folge war, daß der Staat ihm ohne Angabe des Grundes den Lebensunterhalt wegnahm, den er bisher in seinem Dienst als Staatsrevisor gehabt. Diese Handlung beging dasselbe Ministerium, das gleichzeitig Kielland die Dichtergage verweigerte, da er nicht an das Augsburgische Bekenntniß glaubte, und einen anderen jungen Schriftsteller mit ebenso unbestreitbarem Talent, wie unbestreitbar guter Absicht hinter Schloß und Riegel bei Wasser und Brot setzte. Und dieses Ministerium, das Sverdrup'sche, war gerade durch die junge demokratische Freiheitspartei auf die Tabourette gehoben worden unter dem Jubel und den Zukunftshoffnungen derselben. Es blieb nicht bei dieser einzigen Enttäuschung für Garborg: auch die radikale Fraction seiner Partei sagte sich los von ihm durch lahme Vertheidigung oder absolutes Schweigen. So ging es zu, daß Norwegens zukunftsreichster Dichter sich in einem Blockhaus unter dem 62. Breitengrade in einer Einöde zwischen Wald und Felsen einrichten mußte, wo er zwei entbehrungsreiche Jahre ohne andere Gesellschaft als die des schwarzen Gebirgssees, des drückenden Tannenwaldes und der nackten Berge verlebte.

Auf dieses sein Schicksal hat Garborg nur auf *seine* Weise reagirt.

Es war kein complicirter Fall, wie für seinen schwedischen und dänischen Unglücksbruder; er hatte Alles eingesetzt, seine Begabung, seine Ueberzeugung, seinen guten Arm und sein volles Herz für eine Sache, für eine Partei, während vieler Jahre, treu von den Tagen des Unterliegens bis zu dem schließlichen Sieg, und man hatte ihn vor die Thür gesetzt; er war naiv gewesen und er war angeführt worden. Die Minorität wurde zur compacten Majorität, die Opposition wurde Regierung, der Mohr hatte seine Schuldigkeit gethan und konnte gehen. Nachdem Garborg zwei Jahre lang in seiner Wüste gelitten, gelitten unter der nagenden und drückenden Erinnerung einer Enttäuschung und unter den täglich wiederkehrenden, immer härteren Entbehrungen, rächte er sich mit einem Buch. Keine lyrische Gerichtsposaune und lyrische Prophezeiung, wie bei Drachmann, auch keine grandiose Apotheose des Individuums, wie bei Strindberg; Garborg reagirte ganz einfach durch die Schilderung seines „Kolbottenlebens", ein gerader Protest und ein Protest mit nackten Thatsachen gegen ein Schicksal, welches so wenig complicirt war, daß es ganz als vollendete, handgreifliche Ungerechtigkeit hervortrat. Als der Naturalist par préférence in der nordischen Schönliteratur läßt er das Leben selbst sprechen, auch in dieser, seiner allerpersönlichsten Angelegenheit; aber mit keinem anderen Mittel hätte Garborg seine Rache so vollständig ausüben, d. h. beweisen können, wie tief seine Heimat noch in mittelalterlicher Barbarei steckt.

Es ist ein merkwürdiges Buch, merkwürdig durch seine ganz natürliche Mischung von Alltäglichkeit und Märchenhaftigkeit. Es besteht aus zwei Theilen: der erste schildert das Junggesellenleben des Dichters in der Gebirgshütte, der zweite sein Familienleben, nachdem er sich in der Einöde eine Frau und ein Kind angelegt. Es ist eine moderne, naturalistische Wirklichkeitsschilderung, die die Gedanken auf die alten, tragischen, isländischen Sagen hinleitet. Es ist ein Tagebuch, das wie ein Märchen auf uns wirkt. Es handelt ganz und gar von nichts anderem, als dem täglichen einförmigen Leben gewöhnlicher Menschen, und doch ist in diesem kleinen Prosaheft mehr spannendes Leben, als in irgend einem Intriguendrama. Es ist ein Alltagsleben ohne Ereignisse, aber es umspannt in seinem engen Rahmen eins jener tragischen Geschicke, die sich durch alle Zeiten wiederholen und eine allgemeinmenschliche, ergreifende Macht haben. Und das veranlaßt, daß um die Schilderung des einförmigen Kleine-Leute-Lebens dieses ärmlichen Dichterhaushalts symbolische Gebilde von derselben Art, wie die Gebirgsnatur, herumstehn, die mit ihrem Charakter von Eiszeit und Riesenmythe, mit Formen wie fossile Ungeheuer, und mit einem Farbenspiel, das nicht von dieser Welt ist, die Kolbotten-Hütte umgab.



Der Komödiant.

Lustspiel in einem Aufzuge.

Von

Gregor Csiky*).

— Budapest. —

Personen:

Caspar Schobrozy.
Gräfin Sofie Taschinska.
Nicolaus, ihr Neffe.
Gregor Barbely.
Röschen Kiraly.
Schimazius, Sekretär.
Kostka, Diener.

(Die Handlung spielt am Hofe des Königs von Polen, Stefan Bathory, im Grodnoer Schlosse. Zeit 1585.)
(Ein eleganter Saal mit drei Ausgängen und zwei Fenstern.)

Erste Scene.

Schobrozy. Kostka.

Kostka: Wir sind zur Stell! In diesem großen Saale,
Hier pflegt die Gräfin Gäste zu empfangen.
Bis hieher konnt' ich wohl Euch führen — doch
Es reichet nicht mehr weiter meine Macht.

Schobrozy (mit falschem Pathos):
O, sag' dies nicht, Du königlicher Diener,
Du großgewachsner, alter Edelknabe,
Du König aller Diener! . . . Deine Hand
— So lese ich in Deinen Augen — reicht
Viel weiter als zur Thüre dieses Zimmers;

*) Vergl. Nr. 162 dieser Zeitschrift.

Sie reicht hinein in die geheimsten Räume,
Wo man der Völker Schicksal spinnt und webt . .
O, leugne nicht, o, sei nicht zu bescheiden!
Ich bin ein Menschenkenner und ich sehe
In Deinen Augen, daß Du mehr bist, als
Dein einfach Kleid verräth.

Kostka (geschmeichelt): Es kann wohl sein,
Daß auch ein Diener Einfluß hat bei Hofe.
Und was ich nur zu thun für Euch vermochte,
Ich that es gern . . . Drum wird der Sekretär
Schimazius, das ist: die rechte Hand
Der Gräfin, in diesem Saale Euch sofort empfangen.

Schodrozy: Hab' Dank, für Deine gütige Empfehlung,
Die mir gewiß die schweren Wege bahnt . . .
Man sagt der Sekretär sei sehr gelehrt?

Kostka: Ganz fürchterlich gelehrt.

Schodrozy: Und als Gelehrter
Ist sicher ihm nichts mehr verhaßt als Lobspruch
Ich kenne die Gelehrten und ich weiß,
Daß sie bescheiden wie die Veilchen sind.

Kostka: Ein Veilchen? Und Schimazius? Mit nichten.
Ich merke wohl, Ihr kennt den Mann noch gar nicht
Er liebt das Lob und lobt sich selbst am liebsten,
Doch still, hier kommt er . . .

Schodrozy: Dank, Du edler Diener!
Du edler Freund! Ich hoff', Du wirst auch ferner
Mir Gunst und Unterstützung freundlich leihen . . .
Mein Dank ist ewig, ewig Dir gewiß.
(Drückt Kostka innig die Hand.)

Kostka (erstaunt seine Handfläche betrachtend):
Ein Händedruck, recht warm fürwahr — doch leer!
Ein Goldstück ohne Worte wäre mehr.

Zweite Scene.

Vorige. Schimazius.

Kostka (zu Schimazius; mißmuthig):
Hier der Magnat aus Ungarn. Von ihm sprach ich . . .
(Die Hand betrachtend.)
Ein Kavalier . . .

Schimazius: Ich sehe . . .

Kostka: Und ich gehe.

Dritte Scene.

Schimazius. Schodrozy.

Schimazius (hochtrabend und gespreizt):
Das Ohr ist der Kanal, der alle Worte,
Dem Meere des Gehirn's zuführt in Eile.

Schodrozy (für sich):
Man muß dazu 'nen Wasserkopf besitzen.

Schimazius: Ich öffne meine Ohren und erwarte,
Gewässer fließender Beredsamkeit.

Schodrozy (affectirt, in derselben Manier):
Die Achtung, die im Herzen mir entspringt,
Sie ist ein mächt'ger, reiner, edler Fluß
Und seine Wellen bringen Dir den Gruß
Des kleinsten Menschen an den allergrößten
Gelehrten, den die Sonne je beschienen
Und plätschern laut die Worte: Heil und Ehre!

Schimazius: Das Bild ist just nicht schlecht; der Styl gefällig.
Vielleicht, daß diese Kleidung die wir schauen,
Die Blößen eines uns'rer Dichter deckt?
Vielleicht, daß in dem Mantel, in dem blauen,
In engen Hosen — ein Gelehrter steckt?

Schodrozy: Ach, nein. Nur ein Verehrer edler Dichterkunst
Und gründlicher Gelehrsamkeit, das bin ich.

Schimazius: Recht schön. Doch sage mir, wie willst Du diese
Begriffe, die abstrakt sind, nur verbinden?

Schodrozy: Mag sein, abstrakt und dennoch stehen sie
In ganz konkreter Form vor mir ... Ihr Nam':
Schimazius!

Schimazius: Dein Styl ist wirklich hübsch
Und wie der Styl, so auch der Mensch. Du wirst
Gewiß noch schöne Carrière machen.
Doch sprich, mein junger Freund, was Dein Begehren?

Schodrozy: Mein Nam': Caspar Schodrozy. Ich bin
Ein ungarischer Edelmann aus Bartfeld.
Mein heißer Wunsch, mein einzig Ziel ist nur:
Zu dienen Deinem großen mächt'gen König!

Schimazius: Ein weiser Wunsch, denn König Stefan ist
Dein Landsmann, und er liebt die Ungarn. Nie
Noch hat ein Ungarsohn vergeblich einen Wunsch
Ihm vorgetragen. Wenn Du nur zu ihm
Gelangen kannst, wirst Du an's Ziel gelangen.

Schodrozy: Nicht doch ... Der Glanz des königlichen Hofes
Hat wenig Reiz für mich, und weder Prunksucht
Noch Geldgier haben mich hierher geleitet.
Ein ander' Glück, ich wollt's hier suchen ... finden.

Schimazius: Das wäre?

Schodrozy: Ich wollte ruh'n am Ufer
Der Quelle aller Wissenschaft, ich wollte
Von Deinen Lippen süße Weisheit saugen ...

Schimazius: Das Bild ist gut, auch sprichst Du mit Gefühl.
Doch sag' mir endlich, welches Amt Du willst.

Schodrozy: Ich will nur hier an diesem Hofe weilen,
Um desto näher Dir zu sein. ...

Schimazius (erfreut): Ich will Dir
In Zukunft jedes meiner neuen Werke
Zur Durchsicht leihen oder gar vorlesen.

Schodrozy: Du machst mich selig! O, Du weiser Mann,
Der jeden frommen Wunsch errathen kann;
Für den auf Erden kein Geheimniß ist
Und der in meinem Herzen Alles liest.
Ich soll in Zukunft Deine Werke hören?
Ist das Dein Ernst? Willst Du mich nicht bethören?
Hab' Dank! Denn hätt' ich dies Versprechen nicht bekommen,
Fürwahr, ich hätt' das schönste Amt nicht angenommen.

Schimazius: Du mußt es nehmen, edler Kavalier,
Denn Dein Talent, ein wahres Hoftalent,
Wir brauchen es . . . Merk auf: die Königin
Will eben einen neuen Kämmerer
Ernennen . . . Glänzend ist die Stellung, glänzend!
Das wäre was für Dich . . . Ich kann Dir helfen,
Denn wisse, daß die Oberhofmeist'rin
Auf mein Geheiß gar Manches thut.
Ich bin ihr Freund — ich werde Dich empfehlen.
Nun geh' und harre mein im Wintergarten,
Du darfst beruhigt sein . . . beruhigt warten . . .
Ich bin Dir gut, da kann Erfolg nicht fehlen,
Vertrau auf mich, Du darfst auf mich fest zählen.
Der Gräfin Gatte selbst ein Ungar war,
Sie liebt die Ungarn, unterstützt sie gern,
Und spricht dann ein Schimazius sogar,
So macht gewiß sie Dich zum Kammerherrn.
Doch geh . . .
(Auf die Mittelthür weisend.)
Die Thür . . . sie führt zum Wintergarten,

Schodrozy: In meiner Brust, da blüht ein Sommergarten,
Des Dankes Blumen sprießen d'rin und duften,
Sie duften Dir, Du edelster Gelehrter!
Ich kann nicht reden, kann nicht lügen, heucheln,
Ich bin kein Komödiant, bin nur ein armer
Bescheidner Mensch . . . ich kann nicht schön thun, schmeicheln.
Nur meine Thränen sagen, was ich fühle.
(Er stürzt laut weinend in die Arme des Schimazius, bei Seite):
Er geht schon auf den Leim, der alte Gimpel.

Schimazius (weinend):
Fürwahr, auch mich bewegt dies Dankgefühl,
Mir wird so weich um's Herz herum.

Schodrozy (weinend): O, sag:
Ist alt die Gräfin oder jung?

Schimazius (sehr traurig): Ach, alt . . .

Schodrozy: Doch wohl erhalten?

Schimazius: Leider schrecklich mager,
Sonst aber eine gute, brave Dame.

Schodrozy: Empfiehl mich ihrer Huld und führe mich
Je eher hin zu ihr. In Deine Hand
Will ich mein Schicksal legen. Sei mein Freund,
Mein Führer, sei mein Leitstern! . . . Meinen Dank

Kann man nicht schildern . . . Doch was meine Zunge —
Verzeih' das matte Bild — nicht malen kann,
Das male Du Dir selbst; Du edler Mann!
Ich bin ein aufrichtiger, braver Junge,
Ich kann wohl nicht mit Worten zierlich spielen,
Ich kann nicht reden — aber ich kann fühlen! . . .

(Als ob er noch reden wollte, doch seine Stimme versagt ihm den Dienst, er öffnet schluchzend die Arme und läßt dieselben wieder fallen.)

Ich möchte nämlich stark vor Dir erscheinen
Und doch, ich schäme mich, und ich muß weinen. (Ab.)

Schimazius: O, welch' Talent und welch' Gefühl! Gewiß
Der junge Mann, er ist ein wahrer Schatz.
Man sieht, daß meine Verse seine Seele
Erfüllen und daß meine Poesie
Ihn ganz beherrscht . . . Doch nun zur That, zur That.

Vierte Scene.

Kostka. Barbely. Schimazius.

Kostka (draußen): Die Gräfin ist so zeitig nie zu sprechen.

Barbely (draußen): Mir aus dem Weg! Du dünner Fliegenjäger!

Schimazius: Was giebt's?

Kostka (draußen): Hier darf man nicht eintreten . . .

Barbely, (den im Wege stehenden Diener bei Seite schiebend, eintretend):
Schön,
Ich will's mir merken . . . diesmal tret ich ein,
Auch ohne erst zu fragen.

Kostka (Zu Schimazius): Sagt doch diesem
Hartköpfigen, was hier bei Hof erlaubt ist.
Ihr seid gelehrt; vielleicht versteht er besser Euch.

Barbely (hebt drohend die Hand, dann sich besänftigend):
Hartköpfig! Gieb nur Acht, daß Deines weichen Kopf's
Gehirn jetzt keinen Schaden nimmt.

Schimazius: Gehirn?
Das ist mein Fall; das findet Ihr bei mir,
Und es ist gern bereit, Euch zu belehren.

Barbely (auf Schimazius weisend):
Was will denn dieser schielende Thürpfosten?

Schimazius: Wie? Schielend? Pfosten? . . . Arm ist die Matapher!

Barbely (schreiend): Ich such' die Wittwe Paul Barbely's, die Oberst-
Hofmeisterin! . . . Bist Du's vielleicht?

Schimazius (mit Würde): O nein!

Kostka: Hier kommt die Gräfin.

Fünfte Scene.

Vorige. Sofie.

Sofie: Wer lärmt denn hier?

Kostka: Verzeiht, Frau Gräfin, aber . . .

Schimazius: So schweig doch.
(Räuspert sich und tritt in die Mitte):
Als Phöbus kam in seinem Flammenwagen. . . .

Barbely: Nicht doch, zu Pferde kam ich, nicht zu Wagen.
(Den erstaunten Schimazius bei Seite schiebend):
Das also wär' die Wittwe Paul Barbely's . . . Ei?
So laßt Euch doch betrachten, liebe Sofie.

Sofie (kalt): Wer seid Ihr Herr? Was wollet Ihr von mir?
Warum betrachtet Ihr so seltsam mich?
Benehmen . . . Blicke . . . Euer ganzes Wesen . . .
Es ist nicht üblich hier bei Hof.

Barbely: Beim Himmel!
Sie kennt mich nicht mehr . . . Freilich ist's kein Wunder.
Ich selbst, ich würde sie kaum mehr erkennen . . .
Die volle, schöne, mädchenhafte Sofie
Ist wirklich — alt geworden.

Sofie: Ah!

Kostka (zu Barbely): So schweigt doch!

Schimazius: Das ist ein Crimen laesae.

Barbely: Sofie! . . . Sofie!
Ich glaube gar, Du willst mich nicht mehr kennen.
So schau mir in die Augen! . . . Kennst Du mich?
Erinnerst Du Dich noch des jungen Mann's,
Der einst mit Dir am Hochzeitstage tanzte? . . .
Nun her das kleine Händchen;
(Ihr die Hand reichend.)
An dem Drucke
Wirst Du mich wohl erkennen.
(Er ergreift ihre Hand und schlägt derb ein.)

Sofie (zusammenschreckend): Seid doch zarter!

Barbely: O, Sofie, ehmals warst Du nicht so schwächlich,
So zimperlich . . . Du hieltest wacker Stand.
Doch ach, wir werden alt und recht gebrechlich . . .
Sieh, Falten zeigt schon Deine kleine Hand.
Ja, Sofie, wir gehören zu den Alten,
Doch uns're Herzen haben keine Falten.
Die Hand wird alt, jedoch das Herz bleibt jung,
Denn jung erhält es die Erinnerung . . .
Doch all' das weißt Du besser . . . Sprich, erkennst Du
Mich endlich? . . . Sag's! . . . Heraus damit! . . . So sag's doch . . .
Eins . . . Zwei!

Sofie: Wie wär's denn möglich? Bist Du's wirklich?

Barbely: Gewiß . . . ich bin's und sonst kein Andrer.

Sofie: Meines
Pauls Bruder . . . Der Bruder meines armen Gatten . . .

Barbely: Derselbe.
(Ihre Rührung bemerkend.)
Nur nicht weinen!

Sofie: Guter Gregor!

Barbely: Jawohl, der Onkel Gregor!

Sofie: Welche Freude!

Barbely: Nun endlich!
(Streicht sich den Schnurrbart bei Seite und küßt Sofie zweimal derb.)

Sofie: Nicht so stürmisch!

Schimazius: Violatio!

Barbely (auf Schimazius weisend):

Was quackt denn dieser Frosch hier immerwährend.

Sofie: Laßt uns allein!

Schimazius: Wir bleiben in der Nähe;

Ein Schrei von Dir genügt und wir erscheinen.

(Schimazius und Kostka ab.)

Sofie: So bist Du's wirklich? Und ich hab Dich nicht
Sogleich erkannt . . . Nun, sei gegrüßt, komm her
Zu mir, nimm Platz an meiner Seite, laß' mich
In Deine Augen sehen, denn sie mahnen
Mich immer wieder an den todten Gatten,
Den guten Paul, den ich so innig liebte!
Ach, diese schmerzliche Erinnerung . . .

(Sie bricht in Thränen aus.)

Barbely: Na . . . na . . . Schon gut . . . Fall' mir nur nicht in Ohnmacht.
Denn wisse, daß bei uns in solchen Fällen
Ein Schaff voll kalten Wassers immer als
Heilmittel dient . . . Das Mittel ist probat.
Weit besser ist's daher, Du fängst nicht an . . .
So wein' doch nicht . . . So lasse doch das Flennen,
Am Ende werd' ich gar noch weich und heule
Mit.

(Reibt sich die Augen.)

Armer Bruder! Ruhe nur in Frieden! . . .
Er ist seit sechs, fast sieben Jahren todt.
Und alte Knochen, wie wir Beide sind,
Die brauchen wahrlich nimmermehr zu greinen.

Sofie (zusammenschreckend):

Was? Alte Knochen? . . . Sprich doch solche Worte,
Die derb und häßlich sind, nicht aus. Glaub' mir,
Dein Bruder hätt' dergleichen nie gesagt . . .
Sei ihm in dieser Hinsicht gleichfalls ähnlich.

Barbely: Jawohl' so ist's . . . Er war ein echter Hofmann
Und er verließ nie Bathory. Er kam
Mit ihm hierher, erobert' sich ein gar
Holdselig Edelfräulein . . . (Bathory
Eroberte den Thron) . . . Das Edelfräulein
Ward meines Bruders Frau . . . Du warst's Sofie!
Ach, damals warst Du jung und schön; kein Wunder,
Daß Paul Dich lind und lau und lieb erfaßte . . .
Ich blieb in Siebenbürgen. Unter Bären,
Wallachen, Türken und Tartaren hab' ich
Die feinen Sitten nicht erlernen können.
Mein Herz — das darfst Du glauben — liebt trotzdem
So innig, minnig wie ein ander Herz.

(Küßt Sofia nochmals derb auf beide Wangen.)

Sofie (ihn zurückweisend):

Ich weiß es wohl, Du bist ein Ehrenmann.
Die rauhe Hülle birgt den edlen Kern.

Auch lieb ich Dich, als Bruder meines Gatten,
Wenngleich ich's durchaus nicht begreifen mag,
Daß liebende Verwandte stets sich küssen.

Barbely: Und doch hört ich 'mal einen Weisen sagen,
Auch alten Ziegen soll das Salz behagen.

Sofie (legt die Hand auf Barbely's Mund):
So schweig doch, übermüthiger Verwandter!
Denn solche Worte sind bei sitt'gen Witwen
Ganz sicher nicht am Platze . . . Sag' mir lieber
Wie's Dir ergangen, wie's daheim den Lieben
Ergeht und glaube mir, daß ich mich herzlich freue,
Dich frisch und froh und fröhlich hier zu sehen.

Barbely: Ich sagt' es immer: Diese Sofie ist
Die beste Frau und wenn sie tausendmal
Ihr Näschen rümpft und recht hochmüthig thut,
Sie hat das Herz trotzdem am rechten Fleck.
Und sieh: Auch diesmal hab' ich im Vertrauen
Auf Deine Güte, auf Dein braves Herz
Den Weg zu Dir gemacht

Sofie: So sprich doch, sprich.
Denn wahrlich, s' ist für mich das höchste Glück,
Dem Bruder meines heißgeliebten Gatten
Zu dienen.

Barbely: Nicht von mir ist hier die Rede.
Du weißt wohl, wir besaßen eine Schwester,
Und diese Schwester hatte eine Tochter,
Es ist dies meine liebe Nichte: Röschen.

Sofie: Das kleine Röschen, das ich aus der Taufe
Gehoben?

Barbely: Ja, dasselbe . . . Seine Mutter
Ist ebenfalls gestorben.

Sofie: (in Thränen ausbrechend):
Ach, die Aermste!

Barbely: Hast Du die Absicht, jedem hingeschiedenen
Verwandten einen Vers noch nachzuweinen,
Dann kommen niemals wir zu Ende!

Sofie: (die Thränen trocknend:
Leider . . .
Doch sag' was ist's mit unsrem kleinen Röschen?

Barbely: Sie ist recht groß geworden mittlerweile;
Ihr Vater, Schloßvogt zu Megyes*), — Du kennst
Ihn doch den braven Valentin Kiraly?
Er war auch Gast bei Deinem Hochzeitsfest —
Nun, er und ich wir haben's ausgemacht,
Daß Röschen jene unfreundliche Veste
Verlasse, wo nur wilde, wüste Krieger
Ihr Wesen treiben . . . Als das Trauerjahr
Vorüber war, da gingen wir daran

*) sprich: Medjes.

Den Vorsatz auszuführen. Doch wozu
Noch viele Worte machen. G'nug daran:
Ich habe Röschen mitgebracht!

Sofie (aufspringend):

Was sagst Du?
Du hast sie mitgebracht! . . . Und das sagst Du
Erst jetzt? . . . Doch ich verzeih's, denn größ're Freude
Hätt' mir auf Erden Niemand machen können.
Doch sag' wo ist sie? Führ mich rasch zu ihr!

Barbely (aufstehend):

Sie ist im Gasthof . . . Willst Du sie empfangen?

Sofie: Das frägst Du noch? Sie wird mein Töchterchen,
Mein Kind sein und ich will zum Edelfräulein,
Zum ersten hier am Hof sie machen. Bringe
Sie bald hierher und glaube mir, kein Wesen,
Selbst ihre Mutter nicht, könnt' besser sorgen
Für sie, denn ich . . .

Barbely: Bei Gott, ich glaub's. Ich sag's
Seit Jahr und Tag, Du bist 'ne brave Frau, . . .
Kreuzbrave Frau!

Sofie: Jetzt sprich mir nicht zu viel
Und bring' es endlich her, das liebe Kind.
(Sie drängt Barbely zart fort.)

Barbely: Ich theilte Dir bislang nicht Alles mit.
So warte doch und wirf mich nicht zur Thür
Hinaus; zum Teufel noch einmal . . .

Sofie: Wer wird
Denn fluchen hier am Hof? Ich hoff',
Du wirst auch ohne Fluch den Rest erzählen . . .

Barbely (zögernd):

Man muß das Mädchen dann und wann zerstreuen.

Sofie: O, ich verstehe: Röschen liebt! . . . Das Kind
Hat Liebesgram?

Barbely: So ist's.

Sofie: Das arme Kind!
So jung . . .

Barbely: Und schon verliebt . . .

Sofie: Und unglücklich
Verliebt! Wer sollt' es glauben? Hoffentlich
Wird sie am Hofe bald ihr Leid vergessen.
Hier giebt es Spiele, Bälle und Festessen.

Barbely: Schön Dank, doch Hunger hat die Kleine nicht.

Sofie: Erzähl' mir, lieber Schwager: was der Grund
Von Röschens Gram?

Barbely: Viel weiß ich selber nicht.
Ich kann nur sagen, was ihr Vater spricht.
So höre denn: Vor Kurzem noch war Röschen
In Kaschau, wo in einem Nonnenkloster

Das Mädchen fromm erzogen werden sollte.
(zornig):
— Ja, wenn der Teufel das auch haben wollte! —

Sofie: So lasse doch den Teufel aus dem Spiel.

Barbely: Doch wenn der Teufel just in's Kloster fiel?
Doch da Du's willst, geschah's ganz ohne Teufel,
Daß Röschen einen schönen, jungen Ritter
So eines Tages kennen lernte . . . Nun,
Das Uebrige, das weißt Du wohl. Denn seit
Die Welt besteht, die Erd' sich dreht, erklingt
Das Lied: „Sie sahen sich und liebten sich."
. . . Der junge Mann hieß Caspar Schodrozy . . .
Nachdem er ein'ge Wochen viel geseufzt
Und Liebesblicke wohl der Hunderttausend
Von rechts und links dem Röschen zugeworfen,
— Der Junge hätt' beinah die Augen aus
Den Höhlen sich gedreht — da eines Tags
Erhielt das Mädchen einen Brief, in dem
Der freundliche Galan ihr schreibt, er sei
Entschlossen in die Welt zu gehn, um dort
Viel Geld und Gut, viel Reichthum und viel Ruhm
Sich zu erwerben . . . Röschen möge warten
Bis einst er heimkehrt . . . reich, berühmt und mächtig
Und um sie freit . . . das Mädchen aber wartet,
Wird bleich und bleicher, dünn und dünner, wartet
Voll Trauer, weint bei Tag und Nacht und wartet . . .
Bis endlich ihr das Herzchen bricht . . . Die Aermste! . . .
Nun bring' ich Röschen Dir; Du sollst sie sehen.
(Ab.)

Sofie: Was ich vermag, fürwahr, es soll geschehen!
Ich will den Himmel nur um Schutz und Hilfe bitten,
Vielleicht verleiht er Trost dem Kind, das viel gelitten.

Sechste Scene.

Sofie. Schimazius.

Schimazius: Der grobe Ungar ist gegangen . . . Gräfin!
Gestattet eine Bitt' Euch vorzutragen.

Sofie: Was ist Dein Wunsch?

Schimazius: Ich hört', daß für's Gefolge
Der Königin ein Kämmerer gesucht wird.

Sofie: So ist's.

Schimazius: Ihr wißt, ich bin ein Menschenkenner
Und unbestechlich.

Sofie: Hoffentlich.

Schimazius: Ich möchte
Für diese Stelle einen jungen Mann Euch
Empfehlen, einen jungen Mann, den Gott
Zum königlichen Kämmerer geschaffen
Hat . . . Dieses sag ich Euch als Menschenkenner,

Gelehrter, der noch nie geirrt. O welch'
Ein Mann! So ritterlich, so fein, so schön,
Gebildet, muthig, kräftig und bescheiden,
Der in der Nacht bei seinen Büchern sitzt,
Dabei ein Mann, der viel Geschmack besitzt
Wär ich nicht — ich, ich möchte ihn beneiden!
Er ist Apoll und Mars zugleich . . .

Sofie: Wie heißt er?

Schimazius: Sein Name: Caspar Schodrozy.

Sofie: (erstaunt): Du sagst?

Schimazius: Nun: Caspar Schodrozy!

Sofie: Und er wär' hier?

Schimazius: Gewiß.

Sofie: Gewiß. Hast Du den Namen wohl
Verstanden? Schodrozy?

Schimazius: Und Caspar.

Sofie (rasch): Führe
Den Jüngling her zu mir, ich will ihn sehen!

Schimazius: Ich dank Euch, Gräfin, daß Ihr meinen Worten
So hohen Werth erkennt . . . Ich gehe . . . fliege! (Ab.)

Siebente Scene.

Sofie.

Sofie (allein):

Welch' sonderbarer Zufall! Nein,
Nicht Zufall kann und darf ich's nennen,
Des Schicksals Fürsorg' ist allein
In diesem Walten zu erkennen.
Fürwahr, ein gütiges Geschick,
Es führt' ihn her zu mir, den Armen,
Hier wird ihm das ersehnte Glück,
Hier wird sein Liebchen er umarmen . . .
Wie gut, daß er zu Hofe kam,
Nun hat wohl Röschens Leid ein Ende,
Verscheucht wird schnell der Liebesgram,
Legt ineinander man hie Hände
Der Liebenden . . . Doch ehe dies
Geschieht — trotzdem der Menschenkenner
Schimazius so viel verhieß,
Ihn pries als Krone aller Männer —
Ist's nöthig, daß ich prüfe ihn,
Den jungen Mann genau ergründe;
Doch wenn ich bieder seinen Sinn
Und ehrlich seine Seele finde,
Dann soll mein Röschen, das so krank,
So herzkrank ist — gar schnell gesunden?
O, guter Himmel habe Dank,
Für diese freudig-schönen Stunden!

Achte Scene.

Sofie, Schimazius, Schodrozy.

Schimazius: Hier ist der Ritter, den ich Euch empfahl.
Sofie: Ich freu' mich, ihn zu sehn.
Schimazius: Die Freude wird
Noch größer sein, wenn Ihr ihn kennen lernet.
Und um Euch die Gelegenheit zu bieten,
Entfern' ich mich. (Ab.)

Neunte Scene.

Sofie, Schodrozy.

Sofie: Ein seltner Fall fürwahr ist's,
Daß Jemand meines Secretärs Gefallen
In solchem Maß erweckt, ihn fast bezaubert.
Schodrozy: Er blickt mich an durch rosenrothe Brillen
Und meine Fehler will er wohl nicht sehen.
Sofie (gütig):
Du bist bescheiden ... Eine edle Tugend
Ist die Bescheidenheit ... doch tritt 'mal näher
Dein Platz ist nicht im Schatten jener Thür.
Komm näher .. näher ... setz Dich her zu mir
Und lasse mich Dein junges Antlitz schauen.
Ich bin Dir gut, d'rum kannst Du mir vertrauen.
Schodrozy (setzt sich an ihre Seite, affektirt große Bescheidenheit):
Habt Dank für diese Gnade, edle Frau,
Ich schließe fromm in mein Gebet Euch ein.
Sofie: Es freut mich sehr, daß Du so gut und fromm,
Denn leider ist der fromme Glaube fremd
Den Rittern dieses Hofs geworden.
Schodrozy: In meiner Brust ist nicht des Glaubens Blume
Verdorrt, denn ganz erfolglos bleibt der Sünder Zweifeln.
In meiner Brust, da wohnt die Frömmigkeit
Und nicht nur heut, sie bleibt hier alle Zeit!
Im Kampf des Lebens und im Kampf der Schlachten,
Hab ich den Glauben mir voll Stolz bewahrt,
Ich lernt' das Treiben dieser Welt verachten;
Doch was der Katechet mir offenbart',
Das ist mein Schatz, den sorgsam ich behüte
In meinem frommen, gläubigen Gemüthe.
(Naiv): ... Ich fang' mit Gott die Arbeit an,
Weil Gott allein nur helfen kann.
Sofie (liebevoll):
Wer ihm vertraut, hat nicht auf Sand gebaut.
Du siehst, der Herr, er lenkte Deinen Schritt
Hierher zu mir ... Ich will Dir wohl ... Dein Nam'
Ist: Caspar Scho ...
Schodrozy: Schodrozy ...

Sofie (heiter):

So ist's recht.

Schodrozy (bei Seite):

Wie seltsam mich die alte Frau beschaut.
(Laut):
Ich bin ein Edelmann . . . ein alt Geschlecht
Sind die Schodrozy's! (bei Seite): fast so alt wie Du . . .
Was will sie nur von mir, sie starrt mich an,
Verschlingt mich fast mit ihren heißen Blicken.
(Laut):
Mein Onkel ist ein Bischof . . . meine Vettern
Sind durchwegs Kapuziner . . . Auch ich wäre
Soweit gewesen ihnen in den Klöstern
Gesellschaft stets zu leisten, doch ich dachte,
Daß in so ernsten Zeiten jeder Jüngling
Weit mehr zur Ehre Gottes wirken kann,
Wenn er dem Klosterleben ganz entsagt
Und für den Glauben kämpfet in der großen Welt.

Sofie: Ein Priester und ein Held! Das ist der Mann,
Der hier am Hof, an seinem Platze ist.
(Sie ergreift Schodrozy's Hand.)

Schodrozy (bei Seite):

O, güt'ger Himmel, sie ergreift mich schon,
Sie preßt und drückt mit Liebe meine Hand.
Am Ende ist sie gar in mich verliebt,
Das wäre mehr, als ich erreichen wollt . . .

Sofie (ihn immerwährend genau betrachtend):

Du sagtest doch vorhin, daß Deine Ahnen
In Kaschau wohnten . . .

Schodrozy: Kaschau? Nein, in Bartfeld.
(Bei Seite):
Und wie sie mich betrachtet . . .

Sofie: Warst Du niemals
In Kaschau?

Schodrozy: Doch, im letzten Jahr verbrachte
Ich dort ganz kurze Zeit

Sofie (bei Seite):

Wie er erröthet,
Fürwahr, ein unverdorben Herz! (laut): Ich höre,
Daß Kaschau eine schöne Stadt sein soll.

Schodrozy: Recht schön und was die Hauptsach' ist, recht fromm,
Ich sah dort viele Kirchen und an Klöstern
Ist ebenfalls kein Mangel.

Sofie: Wie? An Klöstern?
(bei Seite)
Erröthet ist er abermals. Ich sehe,
Er hat sein Liebchen keineswegs vergessen . . .
(laut und herzlich):
Sei muthig, denn Dein heißer Wunsch wird in
Erfüllung gehen . . .

Schobrozy (niederknieend):

O, gnäd'ge, edle Frau!

Sofie: Steh auf!

Schobrozy: Nein, auf den Knieen will ich danken,
Für diese Großmuth und für diese Güte!

Sofie: (ihn emporhebend und dann mit ihm Platz nehmend):
Ein Wort noch: Sage mir, falls unser König
Dir Amt und Würden gnädiglich verleihet,
Wirst Du dann nicht . . . vielleicht an Hochzeit denken?

Schobrozy (verschämt): O, gnäd'ge Gräfin!

Sofie: Sieh, Du bist ein Jüngling,
Und junge Herzen schwärmen stets für Liebe.

Schobrozy (bescheiden): O, Gräfin! (Bei Seite) Himmel, was soll ich nun sagen?
(Er seufzt einige Male auf.)

Sofie: Nur Muth und fürchte nichts; ich werde niemals
Dem jungen Herzen seine Lieb verübeln.

Schobrozy (bei Seite): Kein Zweifel mehr, die Alte ist in mich
Verliebt — das fehlte noch — da danke ich.
(laut und schwärmerisch) Ach, findet unser Herz den Gegenstand,
Der würdig seiner Lieb', dann freilich muß
Es lieben . . .

Sofie: Gut, mein Freund, ich will kein ander
Geständniß Deinen unschuldsvollen Lippen
Entreißen . . .

Schobrozy (aufseufzend): Gnädigste der Gnädigen!

Sofie (bei Seite): Er liebt das Mädchen! (laut): Nun vertraue mir!
Ich will erfüllen Deinen schönsten Wunsch.

Zehnte Scene.

Vorige. Nikolaus.

Nikolaus (zu Schimazins, der ihn nicht einlassen will):
Ach, Unsinn, meine Tante ist für mich
Zu jeder Zeit zu sprechen. (Eintretend.) Was erlaubt
Sich denn Dein Sekretär? Er will mich nicht
Einlassen, sagt, daß Du mit wicht'gen Staats-
Geschäften arg beschäftigt wärst . . . Ist's wahr?
(Küßt der Gräfin die Hand).
Für mich ist doch kein Staatsgeschäft so wichtig,
Daß ich deshalb mein Tantchen missen wollte.

Sofie: Du Böser!

Nikolaus: O, die Bösen werden gut,
Die Sünder rein, die Ungläubigen fromm
Wenn sie in dieses traute Zimmer treten.
(Erblickt Schobrozy, auflachend):
Was seh ich? Caspar hier bei meiner Tante?
Und traut an ihrer Seite? Seltsam wahrlich!
Du also bist das große Staatsgeheimniß?

Sofie (erfreut.) Du kennst den jungen Ritter?

Nikolaus: Will's wohl meinen;
Mein alter Schulfreund ist der liebe Caspar,
Wir gingen einst mit'nander in die Schule,
Das heißt: Wir gingen nicht, doch sollten wir
Wohl gehn . . .

Schodrozy (der Nikolaus fortwährend winkt, zu schweigen):
Ich weiß es noch genau, mein Lieber
Und sehe, daß der Alte Du geblieben.
„Nur immer heiter!" war Dein lust'ger Wahlspruch
Und spöttisch lachend nahmst Du alle frommen
Belehrungen entgegen, die ich Dir
Oft angedeihen ließ.

Nikolaus: Belehrungen?
Fürwahr, ich hab' sie stets befolgt mit Eifer.
Du sagtest: Trinke! und ich trank mit Wonne.

Schodrozy: O, Nikolaus welch' schlechter Scherz! (leise): So schweig doch.

Nikolaus: Ach so . . . Du bist ein Heil'ger wohl geworden?
Ich sagt' es just. der Sünder tritt in dies
Gemach und sieh', er hat schon einen Heil'genschein.

Schodrozy (verwirrt): Ich bin kein Heil'ger; leider weiß ich's selbst
Nur viel zu gut; ich bin ein Sünder, doch
Ich kann bereuen und mit tiefer Reue
Gutmachen, was ich ehemals gesündigt.

Nikolaus: Entschuldige Dich nicht, Dir ist vergeben.
Ich weiß recht gut, daß jedes Pferd vier Füße
Besitzt und dennoch stolpert . . .

Schodrozy (verwirrt): Nun ich habe
Nur zwei und kann daher viel leichter straucheln.

Sofie (steht auf): Vertheidige Dich nimmer, denn deß' bedarf
Es nicht. Wenn Du als Jüngling einst gefehlt
— zumal in der Gesellschaft meines Neffen —
So ist's kein Wunder, sondern nur natürlich . . .
Die Reue, die Du jetzt empfindest, zeigt,
Daß anders Du geworden und die Lieb',
Die reine, fromme Liebe soll nun sorgen,
Daß rein und fromm Du bleibst . . .

Schodrozy: Ihr seid ein Engel!

Nikolaus (bei Seite): Just das hat noch gefehlt . . . Hm, ich verstehe.

Elfte Scene.

Vorige, Kostka.

Kostka: Die Königin befiehlt, daß Ihr erscheinet!

Sofie: Ich komme also gleich; (zu Schodrozy): Bleibt hier, erwartet
Mich. Später muß ich wieder mit Euch sprechen,
Ich werd mit froher Botschaft Euch erfreuen.

(Zu Nikolaus): Verweil' auch Du, ich komme alsbald wieder,
Doch wisse, daß ich keine Lust empfinde,
Die Schulden, die Du immer wieder machst,

Auch immer wieder zu bezahlen. Bleib',
Du sollst heut' eine gute Lehr' erhalten
Und sehen, wie auf Erden man die Tugend
Belohnt . . .

(Seine Wangen streichelnd).

Vielleicht wird Dir die Lehre nützen,
Ich wünschte es — und nun auf Wiedersehen!

(Ab mit Kostka.)

Zwölfte. Scene.

Schodrozy, Nikolaus.

Nikolaus (brüsk): Mir scheint, die Tante ist in Dich verliebt.
Schodrozy: Auch Du hast's also wahrgenommen?
Nikolaus (lachend): Ja!
Auch ich . . fürwahr recht köstlich ist dies „Auch,"
Auch ich, auch Du, auch er . . . bei Gott, erst jetzt
Versteh' ich ganz die seltsame Bekehrung.
Schodrozy: Die höchste Zeit ist's schon, daß Du's verstehst.
Du wirst jetzt hoffentlich vernünftig werden,
Nicht mehr die alten, tollen Lieder singen . . .
Ich will von der Vergangenheit nichts wissen
Und Deine Zunge wird nicht müde, alte
Geschichten zu erzählen . . . Nikolaus!
(ernst): So handelt nimmermehr ein guter Freund,
Wenn er nicht will des Freundes Glück vernichten.
Nikolaus: Verzeihe mir, Du frommer heil'ger Caspar;
Doch nimmer hätte ich mir träumen lassen,
Daß Deine Seel' zu retten ist und nunmehr
Erfahre ich, daß meine alte Tante
Dich rettet . . . Freund, dies Werk ist Dir gelungen!
Du nimmst die Muhme, wirst demnach mein Oheim,
Und zahlest meine Schulden . . . Nun denn Oheim,
Ich will mich Deinem Schutz und Schirm empfehlen. (Ab.)

Dreizehnte Scene.

Schodrozy.

Schodrozy (allein): So ist es wahr und nicht nur Trug und Täuschung,
Nicht nur ein Traum der dummen Eitelkeit?
Doch nein . . . ich war nie eitel, bin's auch nicht . . .
Gewiß, der Mensch, er hatte Recht: sie liebt mich . . .
Ist ganz vernarrt und über beide Ohren
Verliebt in mich . . . Recht wohl bekomm's Frau Tante!
. . . Doch ernst erwägen muß man diese Sache.
Die Frage ist, ob dieser Zwischenfall
Mir Heil bringt oder Unheil . . . Ganz gewiß
Ist wohl, daß königlicher Kämmerer
Ich werde . . . Nun, das wär' ein guter Anfang . . .
Doch dann? Ich fürchte fast, die Protektion

Wird nicht umsonst gewährt. Vielleicht will sie
Daß ich ihr Gatte werde . . . Das wär' nett! . . .
(Geht eine Weile auf und nieder.)
So hätt' ich endlich denn ein gutes Amt,
Doch Röschen scheint für immerdar verloren.
Entweder auf das Amt verzichten oder
Dem Liebchen ein für allemal entsagen.
Ich muß nun wählen zwischen Lieb und Stellung . . .
Und doch, vielleicht wär' möglich Beides
Hübsch miteinander zu vereinigen . . .
Sei klug und weise Caspar; trachte jetzt
Die beiden Fliegen flipp mit einer Klappe
Zu schlagen . . . Wohl, die Tante protegirt mich
Und will ein Amt bei Hofe mir erwerben,
Das ist mir recht. Und hab' ich erst die Stellung,
Dann kann kein Weib der Welt dieselbe rauben.
Ich bringe Röschen her und selbst die Tante
Wird sich beschämt, zerknirscht in Alles fügen . . .
So wird's am besten sein . . . frischauf . . . Und nun
Muß ich die alte Tante warm erhalten,
Muß flott Komödie spielen, höflich thun,
Damit die Liebesgluten nicht erkalten:
Mit Thränen, Seufzern, Liebesblicken muß
Ich diese eitle alte Frau bethören . . .
(Spöttisch:) Und fordre ich voll Feuer einen Kuß,
Ich hoff' die Alte wird mich nicht erhören.
(Lustig): Ach, welch' ein guter Spaß, wenn er gelingt . . .
Doch wenn mein Plan mir nicht gelingen sollte,
Dann muß die Tant' ich freien unbedingt . . .
Und Röschen? . . . Gute Nacht . . . Der Himmel wollte
Es eben nicht . . . Ach, schließlich bin ich mir —
Der Allernächste . . . Nur ein grünes Bübchen,
Das würde opfern seine Stellung hier,
Um treu zu bleiben seinem lieben Liebchen.
Der kluge Mann darf oft sein Herz nicht fragen,
Er muß vernünftig handeln — und entsagen.

Vierzehnte Scene.

Schadrozy. Kostka. Röschen.

Kostka (zu Röschen): Die Gräfin hat beauftragt mich mein Fräulein,
Hierher in dies Gemach Euch gleich zu führen . . .
Die Gräfin kehrt alsbald zurück.

Röschen (zu Kostka): Mein Oheim
Wird hoffentlich recht bald mich hier aufsuchen?

Kostka: Er weilt im Augenblick beim Könige. (Ab.)

Röschen: Ich will hier warten.

Fünfzehnte Scene.

Schodrozy. Röschen.

Schodrozy (der Röschen bemerkt, sich aber zurückgezogen hat, tritt nun näher):
Wie Röschen? Ist sie's wirklich? Welcher Geist
Hat sie hierher geführt? Das fehlte noch,
Sie wär im Stande Alles über'n Haufen
Zu werfen . . . Nein, das soll nicht sein . . . Ich muß sie
Entfernen. (laut): Röschen!

Röschen (aufschreiend): Welch' Wonne, welch' Freude
Du bist's . . . und wirklich Du, mein theurer Caspar!
(Sie eilt mit offenen Armen auf ihn zu, bleibt plötzlich beschämt stehen und lispelt):
Ich grüße Euch mein Herr!

Schodrozy (warm): O, wiederhol'
Doch jene süßen Worte, die mein Glück
Mir künden, unterdrücke nicht die Stimme
Des Herzens. (Plötzlich ganz ruhig) freilich, besser ist's zu schweigen,
Die Wände haben Ohren hier am Hofe.
(Wieder wärmer werdend):
Ich weiß, Du liebst mich. Weshalb denn verbergen,
Was kein Geheimniß mir . . . was Deine Augen
In diesen Augenblicken wieder sagen . . .
(ängstlich) Ich selbst mein Kind, ich liebe Dich recht innig;
Ich bin der Alte noch, so treu und bieder . . .
Doch sag mein Röschen, liebst Du mich denn noch?

Röschen: Du weißt, ich liebe Dich, denn was ich einmal
Gesagt, bedarf der Paraphrase nimmer.
Warum denn ein Geständniß wiederholen,
Das Du in meinen thränenleeren Augen,
In meinem bleichen Antlitz lesen könntest?
O, wüßtest Du, was ich gelitten habe!

Schodrozy (affectirt): Ich habe ebenfalls gelitten, theures Mädchen,
Ich hab' mit Trauer Dich vermißt mein Röschen!
Umsonst befragte ich die dunklen Wolken,
Ob sie von Dir mir keine Botschaft bringen . . .
Ich weinte viel, doch ach, in meinen Leiden,
Da brachte der Gedanke Trost und Licht;
Ich werde wiedersehen Dich mit Freuden,
Denn niemals leist auf Dich ich mehr Verzicht . . .
Für jene Qualen, die fast unerträglich
Erschienen, finde bald ich Preis und Lohn,
Ich liebe Dich mein Kind — so viel als möglich;
Beweist Dir's nicht der Stimme inn'ger Ton?

Röschen (zart): Der Himmel hat belohnt nun unsre Treue,
Wir sehen uns und lieben uns auf Neue.

Schodrozy (ernst): Und doch — o, glaube mir — es hat der Himmel
Nicht uns're Schritte hergeleitet. Leider ist's
Gewiß, daß nur ein böswilliger Dämon,
Ein Feind der wahren, frommen, reinen Liebe
Uns beide hergebracht . . .

Röschen (ängstlich): O, Himmel, wäre
Dies wirklich wahr? O, sag' mir, was Du denkst!
Schobrozy: Ich glaube, daß auf Gottes weiter Welt,
Kein Ort besteht, wo unsrer Liebe mehr
Gefahren drohen könnten, als am Hof,
Als hier am Hof . . .
Röschen (zweifelnd): Und ist dem wirklich so?
Schobrozy (dringend): Entfliehe, eile rasch von hinnen Röschen!
Röschen: Doch sprich, warum?
Schobrozy: O, frage nicht, mein Schätzchen,
Ich kann Dir jetzt nicht Antwort geben. Doch
Wenn Du mich liebst und meine Liebe ehrst,
Dann folgst Du Deines Freundes gutem Rath
Und fliehst, verläßest diesen Sündenhort.
Röschen: Ich kann es nicht; ich darf nicht frei verfügen,
Nicht meine Schritte selbst bestimmen. Wisse,
Mein Vater hat mich hergesendet, und
Ich soll in Zukunft hier verweilen, ein Heim
Bei meiner Pathin finden.
Schobrozy: Deiner Pathin?
Wer ist sie? Und wie heißt sie?
Röschen: S'ist die Oberst-
Hofmeisterin . . .
Schobrozy (bei Seite): Weh' mir.
Röschen: An ihrer Seite
Soll liebevoll ich warten, bis mein Vater
Mich heimruft . . . Wär's nicht möglich, daß die Pathin
Uns hilfreich jetzt beistände?
Schobrozy (erschrocken): Sie uns helfen?
(seine Fassung gewinnend):
Uns helfen? Armes Mädchen! Ach, Du kennst
Die Menschen nicht, besonders aber nicht
Die Frauen. Höre denn (leise): was ich nur leise
Zu flüstern wage . . . (voll Wehmuth): armes, gutes Mädchen!
Röschen: Ich zittere, mein Gott, was werd' ich hören?
Schobrozy: Ja, zittere, denn das ist jetzt am Platze.
Nun merke auf: Von allen Menschen müssen
Wir s i e zumeist auf Erden fürchten. Hüte
Der Liebe süß' Geheimniß nur vor ihr . . .
Röschen: Vor wem?
Schobrozy: Nun vor der Pathin, ja vor ihr
Vor allem.
Röschen: Und warum? Warum vor ihr?
Schobrozy (feierlich): O, Röschen, einzig Liebchen! Blick mir jetzt
In's Aug' und sage, ob Du mir vertraust?
Röschen: (einfach:) Wem dürft' ich denn vertrauen, wenn nicht Dir?
Schobrozy: (feierlich): Wenn Du mit einem Blicke oder Wort,
Hier das Geheimniß unf'rer Liebe lüftest,
So sind wir Beid' für alle Zeit verloren, —

Und werden niemals mehr ein glücklich Paar.
(Ernst): Jetzt schwöre mir, daß Du der Pathin nie
Von unsrer Lieb' erzählen wirst!

Röschen (leise): Ich schwöre!

Schodrozy: Und nun mein Kind mit Gott, und sei vorsichtig. (Gehend.)

Röschen: Du gehst? Verweile doch noch hier ein wenig.

Schodrozy: Das darf nicht sein, denn Niemand soll es ahnen,
Daß wir einander kennen. Sei voll Klugheit
Und Vorsicht, liebes Mädchen, uns're Liebe
Vernichtet leicht ein unbedachtes Wort!
(Legt die Hand auf's Herz.)
Und dann . . . Du weißt es, Theure, sicherlich
Wär' auch mein Glück für alle Zeit dahin!
(Traurig): Und das, o Gott! wär' endlich auch mein Tod!
(Er küßt ihr die Hand, eilt aber rasch zur Thür.)
Ich höre Lärm und fliehe schnell, damit
Man uns nicht sieht . . . Vergiß nie Deinen Schwur! (Mitte ab.)

Sechzehnte Scene.

Röschen. Nikolaus.

Nikolaus (tritt in dem Moment von rechts ein, da Schodrozy Röschens Hand küßt; er kommt näher, sobald Schodrozy nicht mehr auf der Bühne ist):
Fürwahr, Dein Schatz ist just kein großer Held,
Er flieht schon — da er Schritte hört.

Röschen (verwirrt): Mein Herr!

Nikolaus (herankommend): Bei meiner Ehr', ein hübsches Mädchen, das
Ist eine Seltenheit bei uns, wo man
Nur welke Blumen sieht . . . Ich würde gern
An Deine Thür 'mal klopfen, wüßt ich nicht,
Daß Du Dein Herz verschenkt schon einem Andern.

Röschen (mit Würde): Wer giebt Euch Recht in diesem Ton zu sprechen:

Nikolaus: Wer giebt uns Recht, die schönen, rothen Kirschen
Zu pflücken? Nun, ich mein', der Kirschen Güte
Und unser Hunger.

Röschen: Hungerpoesie
Versteh' ich nicht.

Nikolaus: Bin zur Erläuterung
Bereit . . .

Röschen: Schön Dank, mir fehlt der Appetit
Dazu.

Nikolaus: Nicht schlecht und um jetzt beim Vergleich
Zu bleiben, laß mich fragen: Weshalb giebst
An reichgedeckter Tafel e i n e m Gast
Du nur zu essen? Wo der Süßigkeit
So viel vorhanden, würden sicher Zwei
Gesättigt werden können . . . Schodrozy
Hat sich (er greift ihre Hand) an diesem Händchen satt geküßt,
Ich bin bescheiden und begnüge mich
Auch mit dem zweiten Gange.
(Will die Hand küssen, Röschen entreißt ihm dieselbe.)

Röschen: Hoffentlich
Geht nicht der Höfling hier am Hofe durch
Die Küche . . .

Nikolaus: Ach, verzeiht, mir scheint, wir wären
Bereits im Speisesaal. Hör', liebes Mädchen,
Veracht mich nicht, denn der für den Du sorgst
Und dem Du alle Süßigkeiten sparst,
Der speist bereits an einer andern Tafel.

Röschen: (auffahrend): Das ist nicht wahr, das kann nicht sein.

Nikolaus: Und doch
Ist's wahr. Du holdes Wesen dauerst mich.
Ich kann's auch kaum begreifen, weshalb Du
Just diesem Schlingel angehören willst.

Röschen: Wen Du nicht kennst, den schmähe nicht.

Nikolaus: Ich werd'
Doch meinen alten Schodrozy noch kennen?

Röschen: Den Namen kennst Du, wie ich leider höre.

Nikolaus: Nicht nur den Namen, sondern auch den Mann;
Ich hoff', er wird recht bald mein Oheim sein.

Röschen: Was sagst Du?

Nikolaus (lachend): Ja, er wird bald meine Tant'
Zur Gattin nehmen . . . Wünsch ihm Glück dazu!

Röschen: Ist's Narrheit was Du sagst? Ist's nur ein schlechter Scherz?

Nikolaus: Ich scherze nie mit einem lieben Ohm,
Ich liebe ihn fast so wie meine Muhme.

Röschen (ausbrechend): O, quäl' mich nicht, o, sag, daß Du nur scherzest.

Nikolaus: So frag' die Obersthofmeisterin selbst . . .

Röschen: Wie, meine Pathin?

Nikolaus (erstaunt): Deine Pathin? Sag,
Wer bist Du, holdes Mädchen?

Röschen: Röschen Kiraly.

Nikolaus: Du Röschen? Du des alten Kiraly Tochter?
Ich kenne Deinen Namen wohl, wir haben
Recht oft von Dir gesprochen . . . Doch die Tante
Hat nie gesagt, daß Du hierher zu kommen
Gedenkst . . . Verzeihe mir, daß gar so thöricht
Ich sprach . . . Dich unwürdig behandelt habe . . .
Verzeih' (niederknieend): Hier auf den Knieen will ich meine
Verzeihung jetzt erbitten.

Röschen (ihm die Hand reichend): Gern verzeihe
Ich, sehend, daß Dich Deine Worte reuen,
Sei nun begrüßt . . .

Nikolaus (küßt ihr die Hand): Ich bin der Gräfin Neffe,
Vielleicht hast Du von Nikolaus schon sprechen
Gehört daheim bei Deinen Lieben . . . Nun, ich bin's!
Ich hoff', Du zürnest mir nicht mehr.

Röschen: Ich leg
In Deine Rechte meine Hand und das
Genügt . . . Ich hab' verziehen! . . . Nun beweise

Auch Du, daß aufrichtig Du sein kannst, sage
Mir, hast Du eben wahr gesprochen oder
Gescherzt?

Nikolaus: Lassen wir die Todten ruhn.

Röschen: Nur keine Ausflucht! . . . Sag, ob's Wahrheit ist
Daß Schodrozy . . .

Nikolaus: Wenn es nun Wahrheit wäre?

Röschen (den Kopf abwendend): Ich will die Wahrheit wissen.

Nikolaus: Gut . . . ich glaube,
Daß es nicht ritterlich just ist, die Liebes-
Geschichten andrer Leute zu verkünden,
Doch wen'ger ritterlich erschiene wahrlich,
Hier eine Täuschung schamlos fort zu fördern.
Ich klage Keinen an, beschuldige
Auch Niemanden. Ich will erzählen, was
Ich sah und hörte.

Röschen (bittend): Sprich!

Nikolaus: Schimazius
Erzählte mir, daß meine Tante bald
Dem Schodrozy ein hohes Amt bei Hof
Verschaffen wird und noch dazu ein Amt,
Das bisher mir bestimmt gewesen . . . Glaube
Jedoch nur nicht, ich sei ihm deshalb neidisch!
Er möge glücklich sein mit Amt und — Tante . . .
Das zweite Faktum hab' ich selbst beachtet,
Ich habe selbst gesehn, wie Schodrozy
Der Tante hier in aller Form den Hof
Gemacht . . .

Röschen: O, deshalb mußt' ich ihm zuschwören.
Kein Wort zu sagen. O, wie schlecht und niedrig
Ist's doch, für Amt und Stellung seine Liebe,
Ja mehr noch, gar sich selber zu verkaufen.
(Sie weint leise.)

Nikolaus: Du wolltest Wahrheit! . . . Nun, da Du sie hörest,
Zerfließest Du in Thränen . . . Ich beklag' es.

Röschen: Ich bin Dir dankbar, denn Du hast die Augen
Geöffnet mir; doch wund're Dich nur nicht, daß
Ich eines Traumes Ende hier mit Thränen
Beklage.

Nikolaus: Armes Kind! Ich darf da leere
Trostworte nicht anwenden. Laß mich daher
Erklären, daß ich voller Stolz und Freude
Dir immer meine Dienste weihe. Rufe,
Ein Wort genügt, ich werd' an Deiner Seite
Sein und Dich gegen jeden Feind beschützen! (Ab.)

Siebzehnte Scene.

Röschen.

Röschen (allein):

Welch' Lügner, Heuchler, welch' ein Komödiant!
Und diesem schenkt' ich all' mein erstes Lieben.
Ihm sollt' und wollt' ich reichen meine Hand
Vor dem Altar . . . Die Hoffnungen zerstieben
Mich gähnt die Wirklichkeit ernüchternd an.
Wie kindisch war mein Wünschen, Hoffen, Sehnen
Nach dem geliebten Jüngling . . . Ritter . . . (mit Hohn): M a n n!
Und nun veracht' ich ihn — nicht ohne Thränen.
Und doch, wer weiß, vielleicht ist er nicht schlecht?
Es lügen Jene, die ihn schmählich schmähen?
Aus Lug und Trug wird bald sein Herz wie echt,
Wie echtes Gold im Feuer neu erstehen!
Nein . . . Nein . . . er l ü g t . . . er ist ein Komödiant,
Erschüttert ist in mir der feste Glauben,
Gelockert ist der Liebe festes Band,
Der Zweifel will mir meine Liebe rauben . . .
D e r Mann . . . ein Lügner! . . . Kaum, daß ich es fasse,
Weiß nicht, ob ich ihn liebe oder hasse.

(Sinkt weinend auf den Tisch).

Achtzehnte Scene.

Röschen, Barbely, Sofie.

Barbely (mit Sofie beim Eingange stehen bleibend):
Dort sitzt das Mädchen!

Sofie (leise): Aermste, wie sie weint.

Barbely (leise): Wie immer.

Sofie (leise): Arme Kleine! Hoffentlich
Wird Caspar sie rasch lustig machen können.

Barbely (leise): Er wäre wirklich hier?

Sofie (leise): Wie ich Dir sagte,
Doch scheint's, daß sie bisher nicht miteinander
Gesprochen haben.

Barbely (leise): Freilich, denn sonst würde
Sie nicht mehr wimmern, wie ein krankes Kind!

(Geht zu Röschen, hebt ihren Kopf empor).

Wann geht zu Ende, diese Greinerei

Röschen: O, lieber Oheim . . .

Barbely (mit gutmüthiger Barschheit): Schämst Du Dich denn gar nicht
Als großes Mädchen immerfort zu weinen?
So trockne endlich Deine guten Augen
Und blick' um Dich . . . Hier siehst Du Deine Pathin,
Sie steht vor Dir . . . so geh' ihr doch entgegen,
Begrüße sie und küsse ihr die Hände,
Empfiehl Dich ihrer Huld!

Sofie: Komm' an mein Herz!

Röschen (steht regungslos da, betrachtet die Gräfin mit feindlichen Blicken):
Und deßhalb, ach, verließ er mich.

Barbeln: Hörst Du
Denn nicht? Eins . . . Zwei . . . so flieg' doch an den Hals
Der guten Tante!

Röschen (für sich): Sie ist alt, recht alt . . .

Barbeln: Was stehst Du da und starrst die Tante an?
Du fürchtest Dich am Ende gar vor ihr?

Röschen (gereizt): Das fehlte noch, daß diese . . . alte Frau
Ich fürchten sollte. So einfältig bin
Ich nicht. Ein solches Alter kann nur schrecken,
Den, der es trägt und trotzdem jung sein möchte.

Barbeln: Philosophire nicht, geh' hin und grüße
Bescheiden, mache einen Knix und küsse
Der Gräfin hübsch die Hand.
(Führt Röschen zu Sofie, zwingt sie der Gräfin Hand zu küssen.)
Nun, so ist's recht,
Nun, die Umarmung, dann noch einen Kuß
Und schießlich ein'ge Thränen, dann ist die
Bekanntschaft ein für allemal gemacht.

Sofie: O, liebe mich so sehr, wie ich Dich liebe.

Röschen (weinend): Dich lieben?

Barbeln: Laß' zum Teufel nun das Greinen.

Sofie: O, quäl' sie nicht die Arme, denn ihr Leid
Ist wohl das schmerzlichste auf Erden.
(Leise): Ich kenne eine Arzenei, noch heut'
Soll unf're Kranke frisch und fröhlich werden.
(Sie schellt.)

Barbeln: (nimmt Röschen beim Kinn, hebt ihren Kopf wieder in die Höhe.)
Den Kopf nur in die Höhe . . . So . . . und so . . .

Röschen: Ich will ja thun, was Ihr verlangt.

Neunzehnte Scene.

Vorige. Kostka.

Kostka: Frau Gräfin.

Sofie (leise): Den ungarischen Ritter suche auf
Und sende ihn zu mir, und zwar recht bald.
(Kostka ab.)

Barbeln (hebt wieder Röschens Kopf in die Höhe):
Du läßt das Köpfchen wieder fallen. Sagte
Ich vorhin nicht: Den Kopf nur in die Höhe! . .
Und blicke jetzt getrost nach jener Thür,
Vielleicht daß Dir die Augen übergehn.

Röschen: Wie Du befiehlst.
(Blickt nach der Thür.)

Barbeln (leise zu Sofie): Na, die wird jubeln, schreien . . .

Sofie (leise zu Barbeln): Wie freu' ich mich der schönen Augenblicke,
Die bald mir werden sollen. Gute Kinder,
Wie werden sie sich in die Arme stürzen!

Barbely (flüsternd): Und sie wird wimmern, er wird heulen!
Sofie (flüsternd): Und ihren Augen werden Freudenzähren
Entströmen. . . .
Barbely (leise): Wer in Ohnmacht fällt, erhält von
Mir einen Eimer Wasser zur Erfrischung . . .
Sofie: Die Thür wird aufgemacht . . .
Barbely: Nur sacht!
Sofie: Er kommt!
Barbely: Wie schade, daß kein Brunnen in der Näh!

Zwanzigste Scene.

Vorige. Schodrozy.

Schodrozy (bleibt an der Thür stehen):
Frau Gräfin, Ihr befahlt, ich bin gekommen . . .
Sofie (leise zu Barbely): Nun, was bedeutet das mein Freund? Sie stürzen
Einander nicht 'mal in die Arme?
Barbely (leise): Schreien garnicht
S'ist unerhört!
Sofie (leise): Das ist kein Liebespärchen!
Barbely (leise): Er wird kurzsichtig sein.
Sofie (laut): Ich ließ Dich rufen,
Zumal ich Manches Dir zu sagen hätte . .
Doch vorher blick umher in diesem Saal.
Schodrozy (dreht sich nach allen Seiten, bedächtig):
Ich that, wie Du befohlen . . .
Sofie (leise): Er ist kalt
Wie Eis.
Barbely (leise): Und sie vergißt noch ganz das Weinen!
Sofie (leise): Vielleicht ist dieser Mann gar nicht der Rechte.
Barbely (leise): Ob er es ist, das weiß ich nicht bestimmt,
Denn niemals hab' ich ihn gesehn. Ich weiß
Allein, daß Caspar Schodrozy sein Name.
Schodrozy (der an Röschen vorübergeht, leise):
Ganz ausgezeichnet spielst Du Deine Rolle . . .
Nur weiter so . . . wenn möglich, noch mehr Kälte . . .
Barbely (leise): Mir scheint, daß er ein Zeichen ihr gegeben.
Sofie (leise): Fast unbegreiflich; (laut): Ja, ich ließ Dich rufen.
Landsleute, Ungarn sind hier angekommen,
Ich will Euch mit einand' bekannt nur machen.
Doch halt, das junge Mädchen kennst Du sicher
Von Kaschau her.
Schodrozy (für sich): Man hat geschwatzt, die Tante
Ist eifersüchtig . . . Vorsicht ist von nöthen . . .
(laut): Betrachte ich genau das junge Mädchen
So scheint es mir, daß ich die edlen Züge
Gesehen . . . Ob's in Kaschau war, das weiß
Ich nicht, es kann fürwahr auch anderswo
Gewesen sein . . . Die Welt ist rund, ich habe
Gar viel gesehen und d'runter manches Mädchen.

Barbely (zu Röschen): Und Du? Hast Du den Ritter je gesehen?
Röschen (verachtungsvoll): Es mag wohl sein.
Schodrozy (leise zu Röschen): Ganz gut, doch zeige mehr
Verachtung! . . . Kalt . . . recht kalt . . . das wirkt vortrefflich.
Sofie (zu Barbely): Du irrst, . . . ganz anders äußert sich die Liebe
Sie kennt ihn nicht und er will sie nicht kennen,
Das kann man Alles, nur nicht Liebe nennen.
Barbely (leise): Ihr Vater hat es mir gesagt.
Sofie (leise): Du hast
Ihn sicher schlecht verstanden.
Barbely (zornig): Nun, ich hab' genug
Und die Geduld ist jetzt zu Ende . . . Hölle
Und Teufel noch einmal, ich will die Wahrheit
Erfahren. (zu Röschen): Sag' mir Mädchen, frank und frei
Ist dieser Ritter jener Mann, dem Du
Die vielen Thränen nachweinst, den Du liebst?
Schodrozy (für sich): Sie ist im Stand' und sagt als Antwort: Ja!
(Winkt Röschen heimlich zu).
Barbely: Antworte!
Röschen: Weshalb diese Frage?
Barbely: Weshalb?
Weil mir Dein Vater Mancherlei erzählte.
Röschen: Dann bleibt bei ihm und fraget meinen Vater.
Schodrozy (leise): So fort! . . . Der Ton ist gut, nur mehr Verachtung.
(laut): Verzeiht, doch ich versteh' nicht Eure Frage.
Röschen (heftig): Ihr hört es Oheim, unbegreiflich scheint
Die Frage dem, den sie zunächst berührt . . .
Was fragt Ihr noch? Es hat der Ritter selbst
Geantwortet . . . Der edle Ritter! . . Er
Versteht die Frage nicht, . . . (schmerzlich): fürwahr ich selbst
Versteh nichts mehr (weinend): Doch sicherlich genügt's
Wenn diese Fragen jene Frau versteht,
Die seine Liebe jetzt erobert hat.
Schodrozy (leise): So schweig doch Röschen . . . sei vernünftig!
Barbely: Mein
Verstand steht im Begriffe, steh'n zu bleiben:
Sofie (nähert sich Röschen und legt ihre Hand auf des Mädchens Haupt):
Mein Kind!
Röschen (Sofie zurückweisend): O, lassen Sie mich . . . ich will weinen.
Barbely: Du liebst ihn demnach nicht?
Röschen: Ich und ihn lieben?
Ich hasse und verabscheue ihn.
Schodrozy (leise.) Gieb Acht,
Du kränkst mich . . . fast . . .
Röschen: Ich weiß genau, er liebt
Doch eine Andre . . .
Schodrozy (für sich): Das hat man davon.
Jetzt weiß auch sie, daß diese alte Frau
Vernarrt in mich ist . . . Was ist da zu thun?

Barbely: Das Mädchen phantasirt! Sie hat vielleicht
Das Fieber . . . Früher floß aus ihren Augen
Nur Wasser und nun sprüh'n dieselben Feuer.

Sosie (leise zu Barbely): Ich glaube, daß die Beiden ein Geheimniß
Vor uns verbergen . . . Doch ich werd's erforschen.

Schobrozy (für sich): Vor Allem muß ich Röschens argen Zweifel
Zerstreuen . . . Ein Brief genügt . . . Doch wo ihn schreiben?

Sosie (zu Schobrozy): Ich bitt' Dich edler Ritter, lasse uns
Nur einen kurzen Augenblick allein
Mit diesem Mädchen . . .

Schobrozy: Wie Du wünschest.
Ich gehe . . . Doch wo ist die Thür . . .
(Er thut als ob er die Thür suchen würde, kommt Röschen näher, leise):
Sei ruhig,
Ich werde Dir erklären, daß . . .

Röschen (laut und stolz): Sie wünschen?

Schobrozy (verwirrt): Nicht daß ich wüßte . . . suche nur die Thür . . . Ach . . .
Die Thür ist hier . . Pardon . . . Pardon . . . ich geh! (Ab.)

Einundzwanzigste Scene.

Barbely, Röschen, Sosie.

Barbely: Nun sag' mir Einer wer von uns ist jetzt der Narr?
Ich oder dieses Mädchen?

Sosie: Nicht von Narrheit
Ist hier die Rede, sondern nur von Liebe.

Barbely: Ist sozusagen ganz egal . . .

Röschen (wehmüthig lächelnd): So ist es.

Sosie (zu Röschen): Du hast gefangen Dich in eig'ner Schlinge
Dir also wäre Narrheit nur die Liebe?

Röschen: Ja, Liebe Narrheit.

Sosie: Und warum?

Röschen: Weil Lieb'
Uns Gram und Leid bereitet, uns're Kraft
Verzehrt und uns're Lebenslust erschlafft!
Aus Glücklichen nur Unglücksel'ge schafft!

Sosie: Schon wieder hast Du Dich im eig'nen Netze
Gefangen . . . Sieh, Du leidest und die Liebe
Ist Ursach' Deiner Leiden . . . Also, liebst Du.

Röschen: Ich liebe nicht.

Barbely: Ach spielt mir nicht mit Worten
Wie mit 'ner Maus zwei Katzen häufig spielen . .
Ich will dem Röschen auf den Zahn jetzt fühlen,
Sie soll mir beichten, aber nur die Wahrheit.
Es werd' in diesem Wirrwarr endlich Klarheit
(zu Röschen): Nun merke auf und öffne Deine Ohren
Dein Vater sagt, Du hätt'st ihm Treu geschworen;
Du aber sagst, Du hätt'st ihn nie gesehen!
Wer soll denn diesen Widerspruch verstehen?

Er sagt, Du würdest nie von dieser Liebe lassen;
Du wider sagst, Du könntest ihn nur hassen . . .
Du sagst doch nicht, Dein' Vater hätt' gelogen?

Röschen: O, nein.

Barbeln: Dann hättest Du mich nur betrogen.

Röschen: Auch nicht.

Barbeln: Ich soll vielleicht gelogen haben?

Röschen: Der Onkel ebenfalls nicht.

Barbeln: Ebenfalls nicht?
Ja, in des Teufels Namen Jemand muß
Gelogen haben!

Röschen: Nicht doch; kein Einz'ger log.
Die Wahrheit ist: Ich liebte ihn, doch lieb
Ich ihn nicht mehr.

Sofie: Ach! Ach!

Barbeln: Warum denn nicht?

Röschen (schweigt).

Barbeln: Das ist kein Grund.

Röschen: Wie? Sollt ich vielleicht lieben
Denjenigen, der meine Lieb' verschmähte?

Sofie: Wie dieser Ritter . . .

Barbeln: liebt Dich nicht?

Röschen: Nein! Nein!
Und nochmals Nein!

Barbeln: Das weißt Du ganz bestimmt.

Röschen: Bestimmt.

Sofie: Und früher liebte er wohl Dich?

Röschen: So sagte er.

Sofie: Er selbst

Röschen (pikirt): Gewiß er selbst.

Sofie: Und weshalb liebt er heute Dich nicht mehr?

Röschen (höhnisch): Die Pathin frägt?

Barbeln: Du hörst doch, daß sie frägt.

Röschen: Nun denn, weil eine And're ihn bethörte.

Barbeln: Wer?

Sofie: Eine And're?

Barbeln (ungeduldig): Sprich doch endlich, wer?

Röschen (weinend): Ich sag' es nicht.

Sofie: Auch nicht, wenn ich Dich frage?

Röschen: Ihr fragt noch?

Barbeln: Freilich fragt sie; sie will's wissen
Just so wie ich.

Röschen: Und wirklich wollt Ihr's hören?

Sofie: Gewiß.

Barbeln: So wiederhol' nicht alle Fragen,
Gebt Antwort uns!

Röschen: Die Tante will es wirklich?

Barbeln (zornig): Wie oft zum Teufel soll ich's wiederholen?

Röschen (weinend): Ihr wollt's . . . ich wollt es nicht . . . Wenn ich's bekannte
Geschah's auf Euren Wunsch . . . Es ist die Tante!

Sofie (erstaunt): Ich?
Barbely: Mädchen, hast Du den Verstand verloren?
Röschen: Ich weiß, er liebt die Tante; (eigensinnig): ja die Tante!
Sofie: Das kann nicht sein.
Barbely: Der Junge wird doch Augen
Besitzen?
Sofie: Aber Gregor! (Zu Röschen.) Kind Du irrst ... ich weiß es.
Barbely: Er wird doch keine alte Dame lieben,
Die wohl noch älter ist, als seine Mutter. ...
Sofie: So laß' mein Alter endlich aus dem Spiel,
Denn das gehört nicht her. (Zu Röschen.) Doch sag mein Kind,
Was bracht' Dich auf den thörichten Gedanken,
Der ohne Grund, ganz ohne Grund ... o, glaub' mir.
Röschen: Man spricht davon ... man hat es mir gesagt.
(Auf den eintretenden Nikolaus weisend):
Hier kommt auch Einer, der den Vorfall kennt.

Zweiundzwanzigste Scene.

Vorige, Nikolaus.

Barbely: Wie? Nikolaus?
Sofie: Mein Neffe?
Barbely: Wie? Du weißt
Bestimmtes über dieses Liebesmärchen?
Sofie: Es war ein schlechter Scherz des Ungezog'nen.
Nikolaus: Was soll's? ... Sagt, was bedeutet dieses Zürnen?
Sofie (rasch): Ich möcht' ...
Röschen (rasch): O, sag' ...
Barbely (entschieden): Ihr Beide schweigt; ich will
Wie immer kurz und bündig diesen Fall
Erled'gen. Sagt mir: Ist Schodrozy verliebt?
Und wenn er's ist, in wen?
Nikolaus (zu Röschen): Du hast geplaudert?
Sofie (ungeduldig): So sprich doch endlich ...
Nikolaus: Liebe Tante, glauben
Sie nimmermehr, ich hätt' die schuld'ge Ehrfurcht
Vergessen ... fern sei das von mir ... Wenn Sie
In dieser Liebe Trost und Freude finden,
So wünsch' ich Glück — enthalte mich des Urtheils.
Sofie: Welch' schlechter Scherz!
Nikolaus: Ich wiederhol's; ich weiß
Es ganz bestimmt ...
Barbely: Daß er die Tante liebt?
Röschen: Nicht wahr, die Tante?
Nikolaus: Ja, die Tante!
Röschen. Onkel!
So sagt doch jetzt, daß ich nicht wahr gesprochen.
Barbely: Der Junge ist in seinem Oberstübchen
Nicht aufgeräumt.

Sofie (wirft Barbely einen verweisenden Blick zu, dann zu Nikolaus):
Genug des schlechten Scherzes;
Ich hoff', Du wirst den Spaß nicht weiter treiben.
Nikolaus: Ich scherze nicht.
Sofie: Dann liegt wohl vor ein Irrthum
Und diesen aufzuhellen muß man trachten.
Nikolaus: Ein Irrthum? Kaum! Ich weiß zum Beispiel auch
Daß er auf Gegenliebe hofft. . . .
Röschen: Nun, Pathin?
Sofie (verwirrt): Ist's wahr . . . ich also soll . . .
Nikolaus: Ihn lieben . . . weiter
Nichts.
Barbely: Aber . . . liebe Sofie! . . . Freilich sagen
Die Weisen schon, daß altgewordene Katzen
Die größten Sprünge machen.
Sofie (verweisend): Schweige, Gregor!
Röschen: Nun herrscht kein Zweifel mehr.
Sofie (zornig): Es ist ein Irrthum.
Nikolaus: Kein Irrthum. . . .
Sofie (zornig): Schweig!
Barbely: Ei, ei, Frau Sofie.
(Nimmt Sofie um die Hüfte.)
Sofie: Wahrlich
Mir schwindelt schon mein armer, armer Kopf.

Dreiundzwanzigste Scene.

Vorige, Schimazius, Schodrozy.

Schimazius (ein Pergament in der Hand haltend, würdevoll):
Die Angelegenheit ist richtig und ich
Erlaube mir deshalb auch ungerufen
Vor Eurem Antlitz zu erscheinen, Gräfin!
Da dieser Fall auch uns'ren jungen Ritter
Betrifft, so hab' ich ihn gleich mitgebracht.
Schodrozy (sich verneigend): Ich neig' mein Haupt vor Dir, verehrte Frau
Und harre Deiner Worte voll Vertrauen.
(Für sich.) Den Brief besitze ich, jetzt heißt's denselben
In ihre Hand so rasch als möglich schmuggeln.
(Den Brief verbergend, geht er Röschen näher, die zurückweicht.)
Sofie (zu Schimazius): Du bringst?
Schimazius: Ich that, wie Gräfin mir befohlen.
Ich bring' des neuen Kämmerers Diplom;
Mit gold'ner Tinte, prächtigen Buchstaben
Wird hier schon die Ernennung kundgethan . . .
Nur noch der Name fehlt, zumal Ihr wünschtet
Den Namen selbst in das Diplom zu schreiben.
(Legt das Pergament auf den Tisch.)
Schodrozy (leise zu Röschen) Verrath' mich nicht, ich bitte Dich, und warte
Bis meinen Namen sie dort eingezeichnet.
(Er will ihr im Geheimen ein Briefchen zustecken.)

Röschen (laut): Was lispelt Ihr?
Schodrozy (verblüfft): Ich wünscht Euch guten Tag.
(Will ihr wieder das Briefchen zustecken.)
Barbely (leise zu Sophie): Sie flüstern miteinander, kennen sich
Demnach . . . am Ende liebt er nicht mal Dich.
Sofie (leise): Ich werd' die Wahrheit finden, laß mich nur . . .
Barbely: Laß mich . . . Ich will ganz auf Soldatenart den Knoten
Zerschneiden . . . Eins . . . . Zwei . . und wir sehn die Wahrheit.
Sofie: Sei zart.
Barbely: Da kannst Du ohne Sorgen sein,
Zeit meines Lebens war ich zart und fein.
Schimazius (auf das Pergament weisend):
Frau Gräfin, laßt mich nun den Namen wissen.
Barbely: Geduld! Ich habe eine ernste Frage
An diesen jungen Ritter noch zu richten.
Ich will erfahren, ob er auch ein Ritter,
Ein Ritter in des Wortes edelster
Bedeutung . . . Caspar Schodrozy! . . So tritt
Doch näher her zu mir.
Schodrozy (will eben das Briefchen Röschen geben, erschrickt):
Hier bin ich.
Sofie (leise): Gregor,
Sei zart.
Barbely (leise): So zart, wie nur ein Damenhandschuh!
Und mit dem Handschuh will ich ihn anfassen,
Du sollst mit eigenen Augen Wunder sehen.
(laut): Ich bin der Gregor Barbely, wie Du weißt;
Nun denn, so schau mir jetzt in's Aug, und gieb
Mir klipp und klar auf alle Fragen Antwort!
Schodrozy (verneigt sich höflich und will reden.)
Barbely: Jetzt schweig; ich hab' bisher noch nicht gefragt . . . Ich
Besitze eine Nichte . . . sie ist jung;
Und eine Schwägerin — na, die ist alt.
Sofie (leise): Sei zart!
Barbely: Ich nenne keinen einz'gen Namen,
Auch sag' ich nicht, daß diese Frauenzimmer
Anwesend sind. Doch so viel muß ich sagen,
Daß beide Weibsleut' just auf Dich ein Aug'
Geworfen haben . . . hörst Du? . . just auf Dich.
Sofie: Was soll das . . . Aber Gregor?
Röschen: Lieber Onkel?
Barbely: Ich wiederhol's: ich nenne keinen Namen,
Doch frage ich als der Familie Haupt,
Ob Dir die junge, ob die alte dieser Damen
Gefällt? Du denkst vielleicht, es sei erlaubt
Zu lieben mehr noch als zwei schöne Frauen . . .
Mag sein, daß mancher Fant dergleichen glaubt,
Doch mehr als eine Frau sich — anzutrauen
Ist häßlich und . . . verboten überhaupt.

(leise zu Sofia): Was? War das fein? An mir ging wohl ein Höfling
Verloren: (laut): Laßt mich nun die Antwort hören?

Schodrozy (für sich): Was soll ich sagen?

Barbely: Oeffne nur den Mund
Und sage mir vorerst, ob Du verliebt bist?
Eins, Zwei und Drei . . . die Wahrheit will ich wissen!
Ein Ja, ein Nein genügt . . . nur nicht viel Worte.

Schodrozy (affectirt): O, welche Frage, welche kalte Frage!
Sie macht erstarren fast mein glühend Herz;
Von meinen Lippen strömt die bange Klage,
Von meinen Lippen klagt der bange Schmerz.
O, welche kalte Frage, ob ich liebe?
Was ist denn Liebe? Sag's, Du böser Mann!
Weißt Du denn nicht, daß diese süßen Triebe
Man im Geheimen nur bewahren kann?
Denkst Du den Vogel, der im dunklen Schatten
Erbaut sein trautes, holdes Liebesnest,
Zu fragen, ob er liebet seinen Gatten?
Das wäre hart . . . Das gäbe ihm den Rest!
Nein, nein, Du darfst den Vogel nimmer quälen,
Zerstören nicht sein Glück mit rauher Hand,
Denn wisse, böser Mann, die schönen Seelen,
Sie finden sich zu Wasser und zu Land . . .
Doch nimmer werden sie der süßen Triebe
Geheimniß künden laut der ganzen Welt,
Denn das Geheimniß ist's, daß jeder Liebe
Die ewig-junge Süßigkeit erhält . . .

Barbely: Schon gut. Ich weiß, Ihr liebt die Junge.

Schodrozy (entsetzt): Junge?
Ich hab' es nicht gesagt.

Barbely: Dann wohl die Alte?

Röschen (weinend): Gewiß, er liebt die Tante.
(Schodrozy nickt Röschen zu, dann blickt er zu Sofie hin und seufzt.)

Nikolaus (Schodrozy beobachtend): Komödiant!

Schodrozy (bei Seite): Wenn ich ihr nur das Briefchen geben könnte.
(Nähert sich wieder Röschen, dabei aber Sophie verliebt anblickend.)

Barbely (zu Sofie): Ich glaub' beinah, der jugendliche Ritter
Ist ganz vernarrt in Dich . . . Er seufzt fortwährend
Und seine Blicke wollen Dich verschlingen.

Sofie (für sich): Sie Alle sagen's . . . Wär' es wirklich möglich?
Ich könnte heute Liebe noch erwecken
Wie einst? . . Ach, der Gedanke macht mich toll.
(Sie wirft einen Blick in den Spiegel und betrachtet sich.)

Schodrozy (giebt in demselben Moment Röschen den Brief):
Hier ist der Brief, doch lies ihn im Geheimen.

Sofie (in den Spiegel blickend): Was seh' ich . . . Einen Brief hat ihr der Ritter
Gar zugesteckt . . . Es herrscht hier ein Geheimniß!
(Sich umwendend laut): Wie kommt der Brief in Deine Hand, mein Kind?

Schodrozy (bei Seite): Weh' mir, jetzt geht das Donnerwetter los.
Röschen: Den Brief? Soeben gab ihn mir der Ritter . . .
Schodrozy (bei Seite): Sie sagt die Wahrheit, das ist wirklich bitter.
Sofie: So lies den Brief uns Allen vor, ganz laut!
Schodrozy (bei Seite): O weh; verloren wär' dann Amt und Braut.
(Laut): Warum denn lesen? Glauben Sie mir meine
Verehrten, dieser Brief verdient es nimmer
Von Ihnen angehört zu werden . . . Besser
Den Brief zerreißen oder zu verbrennen.
Barbely: Nichts da; (entschieden): wird einfach vorgelesen!
Nun vorwärts Röschen laß uns Alles hören.
Röschen (liest): Mein liebes Röschen! . . . Du mein lieber Schatz,
Im Herzen mein hast Du allein nur Platz . . .,
Ich lieb' Dich heute so wie ehedem.
Wenn mein Benehmen Dir nicht angenehm,
So zürne nicht, es darf nicht anders sein,
Ich muß beachten diesen falschen Schein;
Muß heucheln Liebe dieser eitlen Alten,
Um bald die Kämm'rerstelle zu erhalten;
Denn thät ich nicht so minnig und verliebt,
Glaub' mir, die Alte wär's im Stand und giebt
Das Amt noch einem Andern . . . Sei getrost,
Vertraue mir und sei nicht mehr erbost,
Denn glaub' mir, Röschen, Dich verehre ich,
Ich liebe Dich allein recht inniglich!
Barbely: Recht viel Gefühl und viele schöne Reime.
(Zu Sofie): Vernichtet sind wohl jetzt die schönen Träume?
Sofie (ärgerlich): Was Traum? Ich sagte stets, daß hier ein Irrthum
Vorwalten muß, daß Klarheit werden würde.
Schodrozy: (der eine Weile verblüfft umherblickt, fällt in die Arme des Schimazius):
O, Gott, ich Aemster muß jetzt sterben!
Nikolaus: Nur
Geduld, es stirbt sich nicht so bald und leicht.
Sofie (für sich): O welche Schande! Und die Eitelkeit
Hätt' über mich den Sieg davongetragen
Beinah! . . (Laut): Ich sagt' es immer, 's ist ein Irrthum
Und nun die Wahrheit tritt zu Tage,
(gezwungen): So laßt mich lachen . . . lachet Alle mit . . .
Schimazius: Der arme Schodrozy, hat nichts zu lachen;
Hier liegt der arme Mann an meinem Busen
In tiefer, todtengleicher Ohnmacht!
Barbely: Bringt
Mir nur ein Schaff mit frischem, kaltem Wasser,
Ich will zu neuem Leben ihn sogleich erwecken.
Schodrozy (erwachend): O weh . . . wo bin ich?
Sofie (gütig): Unter Deinen Freunden,
Nun fürchte nichts, verbirg nicht Deine Züge,
Ich zürne nimmer Dir ob Deines Spiels.
Doch wärst von allem Anfang klar und wahr

Gewesen Du, so hättest Du schon längst
Erfahren, daß ich meine Nichte und
Das hohe Amt Dir zugedacht . . . Nun aber
Laß vom Vergang'nen uns hier nicht mehr sprechen,
Das falsche Liebesspiel ist kein Verbrechen;
Vergeben ist die böse Heuchelei!
Das Zeichen der Versöhnung aber sei
Dies Pergament, das die Ernennung bringt.
Komm' Röschen, schreib' den Namen ein, mein Kind.

Röschen: Den Namen?

Sofie: Ja, Du sollst den Namen schreiben,
Denn keine andere Hand vermag mehr Freuden
Dem Ritter zu bereiten, als die Deine.

Röschen: Und wenn ich seinen Namen niederschreibe,
Wird ihm das hohe Amt zu Theil?

Schimazius: Gewiß.

Röschen (rasch): Es sei.

(Schreibt und giebt das Pergament Schimazius.)

Schimazius (liest): Zum königlichen Kämmerer ernennen
Wir; (stockend): seh' ich recht . . . (lesend): ernennen wir hiermit,
(Die Augen reibend): Ist's möglich? Täuschen mich wohl meine Augen?
(Lesend): Ernennen wir hiermit . . . hiermit den Grafen . . .
Graf Nikolaus Leschinski!

Nikolaus: Wie? Wär's möglich?

Schodrozy: Ich sterbe alsogleich.

Sofie: Was soll das Röschen?

Röschen: Das Amt war, wie ich hörte, einem Anderen
Bestimmt und — Nikolaus war dieser Andere.
Ich machte gut, was meine liebe Pathin
Aus Lieb' zu mir, beinahe schlecht gemacht.

Barbely: Ein braves Mädchen!

Schodrozy: Röschen, warum hast
Du mir das angethan? O, Röschen! Du
Verschließt vor mir Dein Herz und giebst mein Amt
So mir nichts, Dir nichts einem Unbekannten.
O, sage, hab' ich das verdient, mein Röschen?
Ich log — weil ich ein Amt erhalten wollte,
Ich log, wenn ich auch just nicht lügen sollte,
Denn dieses Amt, ich mußte es erstreben,
Um zu verschönen Dir Dein künftig Leben.
Doch nun ist's Amt dahin . . . Mit Deinem Schreiben
Verlöschest Du der Hoffnung schönstes Licht.
Doch sei's . . . Mir wird doch Deine Liebe bleiben?
Nicht wahr, Du liebst mich?

Röschen: Nein, ich lieb' Dich nicht.

Schodrozy (für sich): Auch das noch. (Laut): Willst Du denn mein Herze brechen?

Röschen (spöttisch): Nicht meine Absicht . . . (Ernst): Laß uns offen sprechen:
Ich liebte Dich mit meinem ganzen Herzen,
Mit meinem tiefsten innigsten Gefühl;
Doch als ich sah Dein eigennützig Spiel

Und als ich wußt', daß Du vermagst zu scherzen
Mit Dingen, die dem Herzen theuer sind,
Da sah ich klar und war nicht mehr das Kind,
Das leicht mit Lügen und mit Schmeicheleien,
Bethören kann ein falscher, junger Mann . . .
Die schönen Träume, die ich oft ersann
Sind unerfüllt . . . Ich kann es kaum bereuen,
Daß mir von aller Hoffnung nichts geblieben . . .
Nicht achten kann ich Dich . . .und auch nicht lieben.

Schodrozy: O, Röschen!

Röschen (sich abwendend): Ich hab' kein Wort Euch mehr zu sagen.

Schodrozy: Frau Gräfin!

Sofie (sich abwendend): Wer lügt, der muß die Folgen tragen.

Schodrozy (für sich): Ich gebe mich trotzdem noch nicht geschlagen,
Noch ein Versuch . . . Man darf nicht gleich verzagen.
(Sehr ernst): Aus meines Herzens hehrem Heiligthume,
Entrissen Ihr des Lebens schönste Blume . . .
Die Blum' der Freundschaft und die Blum' der Liebe!
Verachtet habt Ihr alle süßen Triebe
Und habt den Abschied mir brutal gegeben.
Das schmerzt mich sehr, ich will nicht länger leben.
Kein langes Leben . . . nein, ein rascher Tod,
Das ist mein Ziel! Und was das Leben bot
Ich leist' darauf Verzicht . . . Ich will nun gehen,
Ich will Euch nimmer, nimmer wieder sehen!
(Auf das Fenster deutend):
Seht dort das Fenster, es ist meine Thür
In eine bess're Welt . . .
(Er eilt zum Fenster und öffnet es weit. Röschen und Sofie schreien laut auf.)
O, glaubet mir
Eh' Euch noch meine Rettung ist gelungen,
Hat mich der tiefe Abgrund schon verschlungen.
(Er steigt langsam auf das Fenster und hält sich am Fensterkreuz fest; die Frauen wollen ihm nacheilen, werden aber von Barbely und Nikolaus zurückgehalten. Schodrozy hinausblickend):
Ihr wißt, daß unter diesem Fenster gähnt,
Ein tiefer finst'rer Abgrund, o, wie sehnt
Sich schon mein Leib, hinunter 'mal zu fliegen
Und in der tiefsten Tiefe dort zu liegen . . .
(Pause): Wohl zwanzig Ellen tief ist dieser Abgrund!

Barbely: Ihr irrt Euch, einundzwanzig . . .

Schodrozy: Lebet wohl!
Ich will hinunter in die tiefste Tiefe und
Mein Grab dort finden . . . lebet . . . lebet wohl!
(Die Frauen wollen abermals zu seiner Rettung eilen, werden aber von Barbely zurückgehalten.)

Barbely: Wir haben Zeit genug.

Schodrozy: (ärgerlich): So lebet wohl!

Barbely: Das hören wir nun schon zum vierten Mal.

Schimazius: Er springt hinab . . .

Nikolaus: Ich wett', daß er's nicht thut.

Schobroszy: (tragisch): So lebet wohl, der Himmel sei mit Euch!
Barbely: Adieu!
Schobroszy (für sich): Oho . . . sie eilen nicht herbei
Um mir zu helfen. . . . Das ist unerhört!
(Er blickt zum Fenster hinaus, zieht aber den Kopf rasch zurück):
Es ist verteufelt hoch; mir wird fast übel.
(Sich an's Fensterkreuz anklammernd, jammervoll):
So lebt denn wohl!
(Röschen beginnt zu kichern, dann lachen Sofie und die Anderen mit.)
Ihr lacht mich gar noch aus?
Und Euch soll ich vielleicht mein Leben opfern?
(Er springt in den Saal.)
Ich wollte sterben — und Ihr lacht darob!
Ist das, Ihr Undankbaren, wohl mein Lohn?
(Stolz in die Mitte tretend):
Nein, nein, ich sterbe nicht! Ich werde leben,
Die Last des Lebens traurig weitertragen,
Und Menschen suchen, die ein wahr Verdienst
Zu schätzen wissen; Menschen, welche nicht
Verwandten Rang und Amt und Geld erwerben
Und arme brave Leute darben lassen . . .
Ich war zu ehrlich, und ich konnt' nicht heucheln,
Ich war zu bieder und ich konnt' nicht schmeicheln.
So geh' ich denn von Euch mit leeren Händen.
(Geht bis zur Thür, dann wendet er sich wieder um.)
(Wehmüthig): Ich war bereit, mein Leben zu beenden,
In's Grab zu steigen . . . O, ich hab' gesühnt!
Weint mir nur Thränen nach . . . Ich hab's verdient.
(Für sich): Man ruft mich nicht zurück. (Laut): Lebt wohl, ich gehe,
Ihr ruft mich noch zurück!
Barbely: Fällt uns nicht ein.
Schobroszy: Mit Gott, Ihr kalten Herzen; ach, ich sehe,
Ihr seid nicht werth, mich zu besitzen! Nein! (Ab.)

Der Vorhang fällt.

(Nach dem Ungarischen bearbeitet von Julian Weiß.)





Illustrirte Bibliographie.

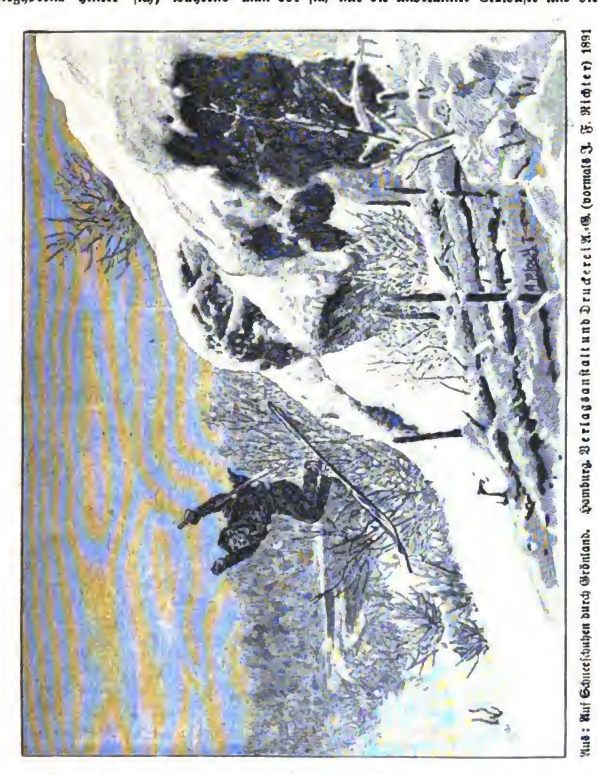
Auf Schneeschuhen durch Grönland. Von Dr. Fridtjof Nansen. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Mit über 140 Original-Abbildungen und Kartenbeilagen. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), 1891.

Aus: Auf Schneeschuhen durch Grönland. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1891.

Wie man sich in heißen Junitagen nach einem frischen Winterwetter sehnt, um die schlaffgewordenen Glieder wenigstens in Gedanken nicht gänzlich erlahmen zu lassen, so erfreut es das Herz, nach der Lectüre einer allzu umfangreichen Literatur über das tropische Afrika endlich wieder einmal ein Werk zur Hand zu bekommen, aus dem uns die kalte Luft der arktischen Regionen entgegenweht. Wißmann, Stanley, Jephson, Casati sind ja gewiß interessante Schilderer; aber was sie und andere Afrika-Reisende in der letzten Zeit boten, ist beinahe zuviel des Guten über dasselbe Thema. Da wird es denn dem gebildeten Publicum ganz besonders angenehm sein, durch das Nansen'sche Buch in eine weitaus anders geartete Gegend versetzt zu werden und Verhältnisse kennen zu lernen, welche, obwohl scheinbar weniger praktischen Zwecken dienend, doch nicht minder die Theilnahme der nach Erkenntniß ringenden Menschheit in Anspruch zu nehmen im Stande sind. Es kommt hinzu,

daß wir es hier mit einem Unternehmen allerersten Ranges zu thun haben, mit der Durchquerung des eisbedeckten Grönland, welche bisher keinem Nordlandforscher gelungen war.

Fing man, wie alle früheren Expeditionen, von der Westküste an, so konnte man sicher sein, nicht durchzudringen; man hatte dann so zu sagen immer die Fleischtöpfe Aegyptens hinter sich, während man vor sich nur die unbekannte Eiswüste und die



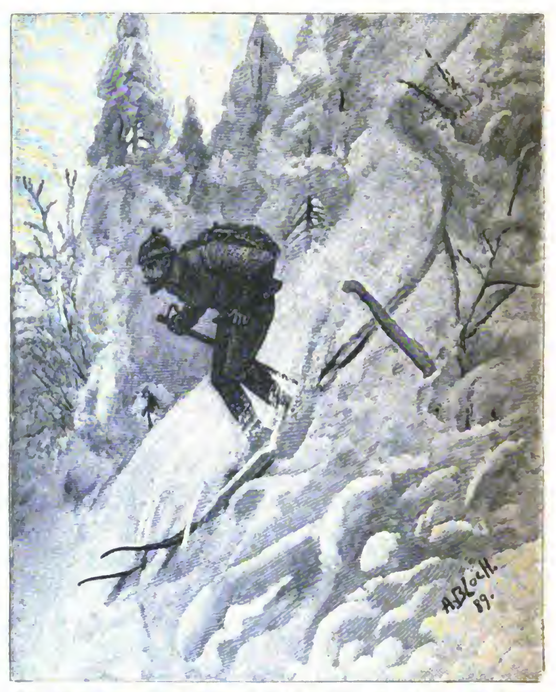
Aus: Auf Schneeschuhen durch Grönland. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) 1891

Ostküste hatte, welche vollends trostlos ist. Und selbst für den Fall, daß man durchdrang, hatte man einen ebenso langen Weg zurückzulegen, um wieder an die heimathliche Westküste zurück zu gelangen.

Der einzig sichere Weg war, durch das Treibeis durchzudringen, an Grönlands öder, eisiger Ostküste zu landen, und sich von hier aus nach der bewohnten Westküste zu begeben. Auf diese Weise brach man alle Brücken hinter sich ab, man hatte nicht nöthig, die Mannschaft vorwärts zu treiben, — die Ostküste würde kaum einen

Einzigen zur Umkehr verlocken, während vor den Reisenden die Westküste lag, die ihnen mit allen Annehmlichkeiten der Civilisation winkte und sie zu sich zog; da war keine Wahl, und die Parole mußte lauten: Der Tod oder Grönlands Westküste!

Diesen Weg schlug nun gerade Nansen ein, und man weiß, wie glänzend er trotz aller Schwierigkeiten und Fährlichkeiten, die sich ihm entgegenstellten, sein Ziel verfolgte und erreichte. Die norwegische Regierung wollte von seinem „abenteuerlichen" Plane nichts wissen, und in den regierungsfreundlichen Blättern hieß es gar, daß man



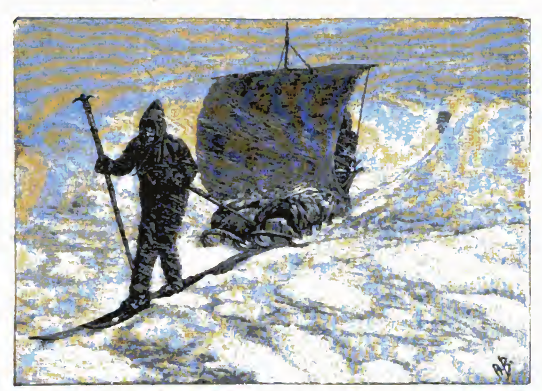
Aus: Auf Schneeschuhen durch Grönland. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) 1891.

keinerlei Grund habe, das norwegische Volk die von Nansen verlangte „große" Summe von 5000 Kronen bezahlen zu lassen, damit ein Privatmann eine Vergnügungsreise nach Grönland unternehmen könne.

Glücklicherweise war eine Unterstützung durch die Regierung keine Nothwendigkeit für den kühnen Mann, denn er erhielt die von ihm beanspruchte Summe von dem edelmüthigen Etatsrath Augustin Gamél, der sich schon durch die Ausrüstung der Dijmphna-Expedition um die arktische Forschung verdient gemacht hatte. Er trat dann im Januar 1888 mit seinem Plan an die Oeffentlichkeit und suchte sich seine fünf

Begleiter aus, in deren Tüchtigkeit er sich nicht täuschen sollte; es waren der frühere Steuermann Sverdrup, der Kapitän Dietrichson, der Forstmann Kristian Trana und die beiden Lappen Samuel Balto und Ole Ravna.

Von dem auf 20 Lieferungen berechneten Werke liegen uns bis jetzt 6 Lieferungen vor. Sie enthalten nach einer allgemeinen Einleitung die genaueste Beschreibung der mit großer Sorgfalt vorgenommenen Ausrüstung, die Darstellung des Schneeschuhlaufs, welche auf der Expedition eine so große Rolle spielen sollte, sowie die Geschichte und Entwickelung des Schneeschuhs. Darauf wird die Reise über Schottland und die



Aus: Auf Schneeschuhen durch Grönland. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) 1891.

Faroer nach Island und das Leben und Treiben auf dem „Jason" geschildert, mit welchem man gegen die Eismassen der Ostküste vordrang; dazwischen ist ein Capitel dem eigenthümlichen Leben, den Wanderungen und dem Fange der in jenen Gegenden besonders charakteristischen Klappmützen, einer sehr großen Seehundart, gewidmet.

Was die Schilderung der zahlreichen Abenteuer und Episoden anlangt, so kann man nur sagen, dieselben sind überall fesselnd und lebendig vor Augen geführt; aber auch die wissenschaftlichen Ergebnisse der Forschungsreise, welche man sehr hoch anschlagen muß, lassen in Bezug auf Verständlichkeit und Knappheit der Form nichts zu wünschen übrig. Die Abbildungen sind sehr deutlich und gut, Karten liegen bisher noch nicht bei. Alles in allem können wir das unterhaltende, frisch geschriebene Buch warm empfehlen. H. J.

Neugriechische Grammatik von Daniel Sanders.

Je größer das Interesse an Neugriechenland wird, je lebhafter auch die durch Verkehrserleichterungen bequemer gewordenen persönlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Griechenland, desto stärker muß das Bedürfniß nach einem wirklich brauchbaren Sprachhandbuch zur Erlernung des Neugriechischen werden. Viel Gutes giebt es auf diesem jungen Gebiet der Sprachwissenschaft noch nicht; ein gutes deutschgriechisches Wörterbuch fehlt z. B. noch immer. Aber auch gute Sprachlehren sind knapp, wenn überhaupt zu finden. Die „Neugriechische Grammatik" von Meister Daniel Sanders, die soeben in zweiter Auflage erscheint (Leipzig, Breitkopf und Härtel) ist jedenfalls die beste, die wir bis zur Stunde besitzen. Sie ist die geschickte Umarbeitung der Grammatik

der Engländer Vincent und Dickson und entspricht den Bedürfnissen deutscher Lernlustiger mit gewissen Einschränkungen vortrefflich. Für die Erlernung nämlich der Bücher- und Zeitungssprache der Neugriechen ist sie ausgezeichnet, kann sie aufs wärmste empfohlen werden. Ihr einziger Mangel ist ihre Behandlung der „Volkssprache". Ganz übersehen wird diese ja nicht, aber Sanders weiß leider nicht aus eigener Erfahrung im Lande, daß das, was er „Volkssprache" nennt, keineswegs bloß die Sprache des niederen Volkes ist, sondern auch die der feinsten Gesellschaft! Kein Mensch in Griechenland spricht die Bücher- und Zeitungssprache in seinem täglichen Verkehr. Jede Grammatik des Neugriechischen, welche diese zweifellose Thatsache mißachtet, muß eine empfindliche Lücke aufweisen. Sanders reiche Umarbeitung des ziemlich dürftigen englischen Originals hat nach Möglichkeit diese Lücke auszufüllen gesucht; aber leider ist auch Sanders aus Mangel persönlicher Landeskunde in den Irrthum verfallen, die Gebildeten in Griechenland sprechen unter sich Schriftgriechisch. Hiervon abgesehen ist seine Grammatik wahrhaft mustergiltig, dazu ungemein praktisch in der Anordnung des Stoffes und nichts weniger als trocken.

Eduard Engel.

Bibliographische Notizen.

Klassischer Bilderschatz, herausgegeben von T. v. Reber und Ad. Bayersdorfer. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vorm. Fr. Bruckmann. III. Jahrgang, Heft 1.

Dieses höchst dankenswerthe Unternehmen ist von einem so glänzenden Erfolge begleitet gewesen, wie es selten einer Publication auf dem Gebiete der Kunst zu Theil werden dürfte — Beweis genug, daß es in der That einem dringenden Bedürfniß Befriedigung gewährt. Das Interesse an den Schöpfungen der bildenden Künste nimmt auch beim deutschen Publicum erfreulich zu und wird um so mehr an Verbreitung und gesunder Kraft gewinnen, je öfter ihm Unternehmungen, wie die vorliegende zu Hülfe kommen. In 24 jährlichen Heften von je 6 Blatt und zum Preise von 50 Pfg. für das Heft werden hier Reproductionen der bedeutendsten Tafelbilder und Fresken aller Schulen und Meister geboten, in trefflicher Auswahl und mit Angabe des Malers, seiner Zeit und des Ortes, für deren Zuverlässigkeit die Namen der beiden Herausgeber jede Garantie bieten. Die photochemische Wiedergabe der Gemälde leistet durchweg Alles, was man bei einem so billigen Preise (noch nicht 9 Pfennig für das Blatt) verlangen kann; oft genug kommt sie an Kraft und Schärfe einer guten Photographie gleich. Jedenfalls bieten diese Blätter, dem Genuß und Belehrung Suchenden ein ganz vortreffliches Hilfsmittel, das wir seinem vollen Werthe nach erst schätzen lernen, wenn wir uns daran erinnern, mit welchen Schwierigkeiten und Kosten sonst die Erlangung einer einigermaßen ausgedehnten Anschauung von den Hauptwerken der Malerei verknüpft war und wie unzulänglich die Wiedergabe durch den Holzschnitt in anderen populären Werken nothgedrungen bleiben muß. Möge der „Bilderschatz" sich immer neue Freunde gewinnen und so allmählich zu einem handlichen und wohlfeilen Corpus der gesammten älteren und neueren Malerei heranwachsen!

M. S.

Aesthetik in gemeinverständlichen Vorträgen von Carl Lemke. Sechste Auflage. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann.

Vor 25 Jahren erschien dieses Buch, das als ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes bezeichnet werden kann, zum ersten Male auf dem Büchermarkt und ist seitdem in der Gunst der gebildeten Laien stetig gewachsen. Mit vollem Recht; denn die klare, einfache und doch stets fesselnde und warme Darstellung des schwierigen Stoffes, die Abwesenheit alles doctrinären Raisonnements und die treffende Wahl der Beispiele verdienen das höchste Lob. Dabei hat es der Verfasser nicht verschmäht, in den neuen Auflagen dem Wandel der Zeiten und ihren Strömungen Rechnung zu tragen, sodaß es gerade in unsern Tagen, die auf dem schwankenden Gebiete der Aehstetik gar wunderliche Erscheinungen an's Licht gefördert hat, als Führer und Wegweiser die besten Dienste leisten kann.

e.

Homers Odyssee in freier Umdichtung für das deutsche Haus von Emil Engelmann. Mit vielen Bildern nach Zeichnungen von Tischbein, Flaxmann, Genelli, Preller, Häberlin, Kepler, Kloß, Hoffmann, Unger, Winkler u. A. Stuttgart, Verlag von Paul Neff.

Der Verfasser dieser Umdichtung des unsterblichen Epos hat mit seiner Bearbeitung des Nibelungenliedes, der Gudrun, der Fritjofsage, des Parzival u. s. w. bewiesen, daß er, ohne den poetischen Kern dieser großen Dichtungen irgendwie zu verletzen, sie der erwachsenen Jugend in durchaus zweckentsprechender Weise zugänglich zu machen versteht. Das gleiche Lob verdient seine Bearbeitung der Odyssee. Mit feinem Tactgefühl, aber ohne Prüderie, ist alles ausgemerzt oder gemildert, was man Bedenken tragen könnte, einem erwachsenen jungen Mädchen vorzuführen. Die Verse sind glatt und gut und die vielen Illustrationen von zum Theil ersten Meistern erheben das Buch zu einem Prachtwerke ersten Ranges. e.

Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. In zehn Bänden. Stuttgart 1890, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Ludwig Anzengruber von Anton Bettelheim. Dresden. Verlag von L. Ehlermann.

Gleichzeitig mit dem letzten Bande der gesammelten Werke Anzengrubers, auf die wir schon früher in dieser Zeitschrift besonders aufmerksam gemacht haben, ist auch von dem Herausgeber A. Bettelheim eine Biographie des Dichters erschienen, welche eine vortreffliche Ergänzung der Gesammtausgabe liefert. Vergegenwärtigt man sich den verhältnißmäßig kurzen Zeitraum, in welchem der Inhalt dieser zehn Bände an die Oeffentlichkeit getreten ist, so muß man staunen über die Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit des Dichters, der nach dem glänzenden Siege des „Pfarrers von Kirchfeld," seines Erstlings, nie wieder einen so nachhaltigen und weitgehenden Erfolg aufzuweisen hatte, vielmehr Jahre lang der Gunst des Publicums bei seinem dramatischen Schaffen entbehrte. Und doch, wie viel reifere, vollere und schönere Früchte hat seine dramatische Muse noch gezeitigt, als jenes Erstlingswerk, wie hat sich der Dichter auch durch entschiedene Mißerfolge auf dem Theater nicht abschrecken lassen, immer wieder zum Drama, dem eigentlichsten Felde seiner Begabung zurückzukehren. Die Aufschlüsse, die in dieser Beziehung die Bettelheim'sche Biographie bietet, sind von hohem Interesse. Auch ersehen wir mit wahrem Erstaunen, daß z. B. ein Meisterwerk wie der „Gewissenswurm", eines der besten Lustspiele der Deutschen innerhalb 14 Tagen niedergeschrieben ist. Bettelheim theilt seine mit liebevollstem Verständniß geschriebene Biographie in drei Haupttheile: „Der Mann" berichtet von den äußeren Lebensschicksalen des Dichters, seiner Herkunft, seinen Eltern und den dornenreichen Lehr- und Wanderjahren bis zum endlichen glänzenden Einschlagen seines ersten großen Volksstückes; von dem wechselnden Erfolge seiner späteren Werke, den rastlosen Mühen des Dichters, sich das tägliche Brot zu verdienen, von seiner Ehe und ihrem Mißgeschick, bis zum frühzeitigen unerwarteten Tode gerade in dem Augenblicke, wo die äußeren Verhältnisse des Dichters anfingen, sich freundlicher zu gestalten. Der zweite Theil: „Sein Werk" bringt eine eingehende Würdigung des gesammten Schaffens Anzengrubers vom ästhetisch-literarischen Standpunkt, der dritte Theil endlich: „Die Weltanschauung", entwickelt die religiösen und Lebensansichten des Dichters, wie sie sich in seinen Hauptwerken und ihren Hauptpersonen kundgeben. Das Bild, welches Bettelheim von der Gesammtpersönlichkeit des Dichters entwirft, ist außerordentlich sympathisch und macht auf den Leser den Eindruck, daß es durchaus getroffen sei. Möge es denn, zusammen mit den unsterblichen Werken Anzengrubers, nie aufhören, in den Herzen der Deutschen lebendig zu sein. — e.

Jüdisches Leben in Wort und Bild von Sacher-Masoch. Mit Original-Illustrationen der ersten jüdischen Pariser Künstler. Mannheim, Druck und Verlag von J. Bensheimer. Lieferung 1 und 2.

Der Text, welchen Sacher-Masoch nach Möglichkeit mit den bekannten Mitteln seiner Darstellung ausgestattet hat, giebt flüchtige Skizzen aus dem jüdischen Familien- und Gemeindeleben in aller Herren Länder. Anspruch auf einen Platz in der deutschen Literatur, wie ihn etwa die Schöpfungen Kompert's, Bernstein's, Franzos' mit Recht einnehmen, dürften diese Erzählungen kaum erheben. Unter den Illustrationen, die theils Vollbilder, theils in den Text eingedruckt sind, findet sich manches Hübsche neben eben so vielem

Dilettantischen und ihre übergroße Zahl scheint uns in keinem rechten Verhältniß zu dem Werthe zu stehen, welchen sie für die Veranschaulichung des geschriebenen Wortes besitzen. M. S.

„Das Käthchen von Heilbronn". Eines der reizvollsten Meisterwerke unserer dramatischen Literatur von Heinrich von Kleist, ist jetzt in einer Prachtausgabe mit reichen geschmackvollen Illustrationen von Alexander Zick erschienen. (Berlin, Verlag von Albert Goldschmidt.)

Die großen ganzseitigen Cartonbilder sind durch Lichtdruck von Martin Rommel & Co. in Stuttgart ganz meisterlich reproducirt. Der vervielfältigenden Kunst sind durch die Erfindungen unserer Tage ganz neue Bahnen erschlossen. Wir haben hier die Wiedergabe des Originals in der vollsten Treue mit allen Feinheiten der Töne; wir haben, wenn der Ausdruck gestattet ist, auf mittelbarem Wege die volle Unmittelbarkeit des künstlerischen Werkes. Die Bilder von Alexander Zick sind ungemein ansprechend und durchaus im Charakter der Dichtung, realistisch keck mit einem Hauche übersinnlicher Romantik. Alle wesentlichen Momente der Dichtung haben den Maler zu Schöpfungen angeregt. In den Text sind noch zahlreiche kleinere Zeichnungen in vortrefflichem Holzschnitt eingestreut. Der Druck von Fischer & Wittig in Leipzig und alles Andere auf die Ausstattung Bezügliche: Papier, Einband u. s. w., ist vorzüglich. In dieser würdigen und vornehmen Gestalt wird das volksthümliche Drama Heinrich von Kleists den Freunden und Bewunderern des großen Dichters, der jetzt schon mit vollem Recht den Klassikern beigesellt wird, sehr willkommen sein. L.

Friedrich Hölderlein. Fritz Reuter. Zwei Biographien von Adolf Wilbrandt. Dresden, Verlag von L. Ehlermann.

Die vorliegenden Biographien bilden den zweiten Band der von Dr. Anton Bettelheim herausgegebenen Sammlung „Führende Geister". Es können kaum größere Gegensätze gedacht werden, als sie in den Werken und in dem Lebenslaufe der beiden Männer hervortreten, die uns hier in einem Büchlein mit sicherer Hand charakterisirt werden. Hölderlein, der Grieche in modernem Gewande, dem Leben der Gegenwart abgewendet, ganz in den Idealen einer vergangenen Welt aufgehend, der vom Ueberschwange seiner Gefühle überwältigt, noch als Jüngling, die volltönende Leier für immer sinken lassen muß; und Fritz Reuter, der von widrigsten Geschicken bis in's reifere Mannesalter verfolgt, sich die Frische und Gesundheit seines Herzens und seiner Phantasie zu erhalten weiß, und nun die literarische Laufbahn beginnt und die köstlichen Schätze seines Humors, wie sie in Deutschland kaum ihresgleichen haben, zu Tage fördert! Beide Biographien sind mit großer Wärme und mit vollständiger Beherrschung des Materials geschrieben, wie sich das bei A. Wilbrandt von selbst versteht. e.

Ein Dichterportrait. Bauernfeld. Mit persönlichen Erinnerungen von Bernhard Stern. Leipzig, August Schulze 1890.

Ein liebenswürdiges, interessantes Büchlein, das uns bei aller Knappheit, mit der es geschrieben ist, ein anschauliches Bild von des jüngstverstorbenen Dichters Leben und Wirken bietet. Dazu werden in charakteristischer Weise des Dichters Beziehungen zu anderen Berühmtheiten, wie Grillparzer, Lenau, Frankl, Schubert, Moritz Schwindt u. s. w. hervorgehoben und mancherlei hübsche Anekdoten aus den persönlichen Erinnerungen des Verfassers erzählt. Ueber die Aufführungen der Stücke des Dichters im Burgtheater erhalten wir genaue statistische Nachrichten, und zahlreiche, zum Theil bisher ungedruckte, pikannte Epigramme Bauernfelds bieten noch eine besondere Würze des sehr gefälligen Büchleins. e.

Unser Rudolf. Eine heitere Familienchronik von Julius Weil. Berlin, Richard Eckstein's Nachfolger (Hammer & Runge).

Diese Aufzeichnungen eines Elternpaares, welches die hervorragendsten Momente aus dem Leben seines Erstgeborenen von dessen ersten Lebensäußerungen an bis zu seiner eigenen Selbständigkeit und Vaterschaft in einer Art Familienchronik festzuhalten beflissen ist, sind voll so viel Humor, Schalkhaftigkeit, Wahrheit und einer sich unter lustiger Maske verbergenden Gemüthstiefe, daß man sie mit wahrem Genuß liest. Namentlich junge, zärtliche Eltern werden hier ihr getreues Spiegelbild wiederfinden und sich lächelnd wiedererkennen; und solche, die es nicht sind, werden bei der Lectüre des Buches gewiß den lebhaften Wunsch empfinden,

es zu werden. Auf diese Weise kann das Büchlein viel Segen stiften, und so sei es auch den Junggesellen, welche auf dem besten Wege sind, sich das Prädicat „unverbesserlich" zu verdienen, angelegentlich empfohlen. Wenn dieses Mittel nicht hilft, dann hilft gewiß überhaupt keines mehr.
O. W.

Aus drei Ländern. Novellistische Sittenbilder von Olga Wohlbrück. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Olga Wohlbrück ist eine hochinteressante, literarische Persönlichkeit. Ihr Familienname hat in der deutschen Theatergeschichte einen alten, guten Klang; ihre Kindheit hat sie in Oesterreich verlebt, ihre Ausbildung in Rußland genossen; dann zog sie nach Frankreich, zu gleicher Zeit versuchend, Gestalten auf der Bühne und durch die Feder künstlerisch zu verkörpern und nachdem sie ihren eigenen Namen, sowohl als Schauspielerin wie als Schriftstellerin zu bestem Ansehen gebracht, kehrte sie als Gattin des vortheilhaft bekannten deutschen Novellisten Maximilian Bern nach Deutschland zurück. Ihre Novelletten, die sie selbst „Sittenbilder" nennt, zeugen von ihrem liebenswürdigen und bedeutenden schriftstellerischen Talent. Olga Wohlbrück besitzt eine Grazie der Darstellung, der wir in solcher Vollendung in der deutschen Novellistik nur selten begegnet; aber sie gebietet gleichzeitig auch über jene tiefe Empfindung, die wir als die Magie echter theoretischer Kraft erachten. So erzählt uns die reichbegabte Frau, was sie in drei Ländern erschaut und errathen hat, und besonders das erste Culturbild aus Nordrußland „Am Jordanfest" und dann „Ungleiche Waffen", und „Ein Wunderkind", — welche beide als sehr ernste Beiträge zur Naturgeschichte des Künstlerdaseins zu schätzen sind, lassen uns mit vielen Erwartungen in die dichterische Zukunft Olga Wohlbrücks schauen.
A. W.

Handlung und Dichtung der Bühnenwerke Richard Wagners nach ihren Grundlagen in Sage und Geschichte, dargestellt von G. P. Berlin, Trowitzsch & Sohn.

Kurzgefaßte Einleitungen zu Wagner's Musikdramen nebst populär gehaltenen Analysen und den hauptsächlichsten Leitmotiven in Notendruck, bescheidenen Ansprüchen genügend. Erschienen sind bisher sechs Bändchen, von denen sich vier mit den Nibelungen und je eins mit den Meistersingern und mit Tristan und Isolde beschäftigen.
eb.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Anzengruber, L., Gesammelte Werke. In zehn Bänden. 9. 10. Band. Stuttgart, J. G. Cotta-sche Buchhandlung.

Bopp, F., Fallende Blätter. Gedichte. Zürich, Verlags-Magazin.

Bormann, E., De Säck'sche Schweiz. Vaterländ'sche Reim- un Farwen-Boësien. Mit Illustr. von E. Schulz u. M. Zoeher. Erster Theil. Leipzig, C. Jacobsen.

Borries, v., Die Invaliditäts- und Alters-Versicherung. Hannover. C. Meyer.

Brandes, G., Die Literatur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen. VI. Band. Das junge Deutschland. Leipzig, Veit & Co.

Centralblatt der deutschen Musikwissenschaft. Herausg. von O. Wille & A. Meissner. I. Band. Heft 5. Leipzig. O. Wille.

Conrad-Ramlo, M., Passionsblumen. Novellenbuch. Mit dem Portrait der Verfasserin. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

David, J. J., Die Wiedergeborenen. Erzählungen Dresden, H. Minden.

Deridé, Th., Das Recht auf Erziehung. Beitrag zur Lösung an socialen Fragen. München, Staegmeyr.

Dittmar, F., Schulstaub und Sonnenschein. Erzählungen a. d. Schülerleben deutscher Vergangenheit. Zeichnungen von M. Ebersberger. Leipzig, O. Spamer.

Drachmann, H., Meerbilder. Dichtungen. Ausgewählt und in's Deutsche übertragen von H. Zschalig. Dresden, H. Minden.

Erhard, E., Ein Fragezeichen. Novelle. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Eschstruth. N. v., Sternschnuppen. 3. Auflage. Berlin, J. H. Schorer.

Fels, R. von, Und doch — abergläubisch. Roman Dresden, E. Pierson's Verlag.

Freund, J., Bühnensterne. Bilder aus der Theaterwelt. Zweite Auflage. Berlin, I. H. Schorer.

Friedrichs, H., Die Sicilianerin. Bühnendichtung in drei Vorgängen. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Froitzheim, Joh., Lenz und Goethe. Mit ungedruckten Briefen von Lenz, Herder, Lavater, Röderer, Luise König. Mit dem Portr. der Frau von Oberkirch. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Funk, Joh., Nachtschatten. Moderne Gedichte. Berlin, R. Siegismund.

Hack, D., Spottdrossel-Klänge. Zürich, Verlags-Magazin.

Hamerling, R., Der König von Sion. Epische Dichtung in zehn Gesängen. Illustr. von Adalbert von Roessler und H. Dietrichs. Lieferung 22—24. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Hase, K. v., Ideale und Irrthümer. Jugenderinnerungen. 4. Abdruck. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

— Erinnerungen an Italien in Briefen an die künftige Geliebte. 2. Abdruck. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Heltmüller, F., Das Medeabild. Drama in einem Aufzug. Dresden, E. Pierson.

Homer's Odyssee in freier Umdichtung für das deutsche Haus von Emil Engelmann. Mit vielen Bildern nach Zeichnungen von Tischbein, Flaxmann, Genelli, Preller, Häberlin, Kepler, Closs, Hoffmann, Unger u. A. Stuttgart, Paul Neff.

Hope, A., Ein Mann von Bedeutung. Autoris. Uebers. a. d. Englischen von F. Mangold. (Engelhorn's Allgem. Romanbibl. VII. Jahrg. Band 8.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Hoya, L. v., Gedichte. Leipzig. Th. Grieben.

Jaeger, G., Die Homöopathie. Urtheil eines Physiologen und Naturforschers. Stuttgart, Selbstverlag.

Das zwanzigste Jahrhundert. Deutschnationale Monatshefte für sociales Leben, Politik, Wissenschaft, Kunst und Literatur. Herausg. von E. Bauer. Berlin, Hans Lüstenöder.

Joachim. Joseph. Die Brüder. Eine Volksgeschichte in zwei Büchern. Erster Band: Peter der Leuenwirth. Zweiter Band: Sylvan der Unchrist. Basel, Benno Schwabe.

Jonas, S., Sagen des Alterthums. Kindern erzählt. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Jordan, Wilhelm. Episteln und Vorträge. Frankfurt a. M. W. Jordans Selbstverlag.

Junkermanns Humoristikum. Eine Sammlung heiterer Vortragsstücke von erprobter Wirksamkeit. Mit Illustr. 4. verb. Aufl. Stuttgart, Levy & Müller.

Kaulbach, F. A. v., Eine Auswahl von 30 der bedeutendsten Werke des Künstlers in Heliogravüre und Phototypie. Gross-Quartformat. München, Verlags-Anstalt für Kunst u. Wissenschaft, vorm. Fr. Bruckmann.

Kell, R., Ein Goethe-Strauss. Jugend-Gedichte nach der Handschrift des Dichters von 1788. Biogr. erläutert. Mit 10 Illustr. und einem farb. Lichtdruck.

Kneisel, B., Die Weltgeschichte ein Zufall? Ein Wort an die Gebildeten des deutschen Volkes. Berlin, Weidmann'sche Buchh.

Kirchhoff, A., Länderkunde von Europa. Mit vielen Abbild. und Karten. Lief. 82—90. Prag, Wien, F. Tempsky, Leipzig, G. Freytag.

Kühne, G., Empfundenes und Gedachtes. Lose Blätter. Herausg. von E. Pierson. Dresden, E. Pierson.

Lang, C. Ein Traum im Atelier. Mit Illustr. von A. R. Grünenwald. München, Th. Ackermann.

Marck, Dr. Hugo, Silhouetten. Novellistische Skizzen. Berlin, H. L. v. Trautvetter.

Matthaei, A. Fürchtet euch nicht! Gedichte. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Meisner, J., Das Preuss. Allgem. Landrecht und der Entwurf des deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs. Vergleichende kritische Bemerkungen. Berlin, O Liebmann.

Morgenstern, G., Geschichten von der Strasse. Berlin, R. Eckstein Nachf.

Möser, A., Meine Beziehungen zu Robert Hamerling und dessen Briefe an mich. Berlin, H. Lüstenöder.

Müller, E., Irrwege des Herzens. Roman. Dresden, E. Pierson.

Nansen, Fr., Auf Schneeschuhen durch Grönland. Autoris. Uebersetzung. Mit 160 Abbildungen und 4 Karten. Lieferung 3—6. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Neckeben, J., Ein Vorblick auf das Jahr 2000 oder ein Tag in einer Strafanstalt des XXI. Jahrhunderts. Ein gefängnisswissenschaftlicher Zukunftstraum. Breslau, W. Koebner.

Nessel, A., Für Wahrheit und Recht. Unpolit. Herzensergüsse eines unverbesserl. Idealisten. Zürich, Verlags-Magazin.

Paret, Fr., Priscillianus. Ein Reformator des 4. Jahrhunderts. Würzburg, A. Stuber.

Perfall, Karl von, Natürliche Liebe. Eine Erzählung. Düsseldorf, Felix Bagel.

Raydt, H., Das Jugendspiel. Vortrag geh. in der gemeinnützigen Gesellschaft zu Leipzig. Hannover. C. Meyer.

Rosegger's, P. K., Ausgewählte Werke. Mit 900 Illustr. Lieferung 95—104. Wien, A. Hartleben.

Ruseler, G., Die Stedinger. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. Varel a. d. J., J. W. Acquistapace.

Rustige, C., Aus Garnison und Manöver. Ernstes und Heiteres. Berlin, R. Eckstein Nachf.

Schilling von Canstatt, H. Freiherr, Durch des Gartens kleine Wunderwelt. Naturfreundliche Streifzüge. Mit 418 Originalzeichn. d. Verf. in ca. 1000 Einzeldarstellungen. Lieferung 1. Frankfurt a. O., Trowitzsch & Sohn.

Sommerfeld, A. v., Das neue Heil. Grundzüge einer natürlichen Weltanschauung. Zürich, Verlags-Magazin.

Sonnenberg, F., Merret von der Düne. Gotha, Fr. A. Perthes.

Spach, L., Heinrich Farel. Ein elsassischer Roman. Deutsch bearb. von H. Ludwig. 2 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Tenler, A., Gesammelte Dichtungen. Herausg. von G. A. Ressel. Mit dem Bildniss des Dichters. Erster Band. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Titanello, Jonathan Schlendrians Höllenreise. Zürich, Verlags-Magazin.

Tolstoj, L. N., Gesammelte Werke. Vom Verfasser genehmigte Ausgabe von R. Löwenfeld. Liefrg. 1. 2. Berlin, R. Wilhelmi.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band XVII. No. 8. 9. Berlin, D. Reimer.

Volz, B., Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert. 5. 6. Abtheilung (Schluss). Leipzig, O. Spamer.

Was lernen unsere Söhne! Was sollen sie lernen! Praktische Vorschläge zu einer neuen Schule mit einem Berufsplane und Stundenplänen von einem Ungenannten. Dresden, H. Minden.

Wechsler, Ernst. Der unsterbliche Mensch. Eine Dichtung in fünf Gesängen. (Frei nach einer Sage über Moses Maimonides.) Zweite Auflage. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Weil, J., Unser Rudolf. Eine heitere Familienchronik. Berlin, R. Eckstein Nachf.

Weiss, F. G. A., Lieder und Fanfaren. Gedichte. Zürich, Verlags-Magazin.

Werner, B. v., Deutsches Kriegsschiffsleben und Seefahrkunst. Mit 60 Abbildungen und 4 Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Wichmann, Fr., Genoveva. Dramat. Gedicht in vier Akten. Leipzig, O. Mutze.

Zeitraketen aus Oesterreich. Zürich, Verlags-Magazin.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. 25. Band. Heft 5. Berlin, D. Reimer.

In Vertretung des Herausgebers verantwortlicher Redacteur: Karl Jaenicke in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.



Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

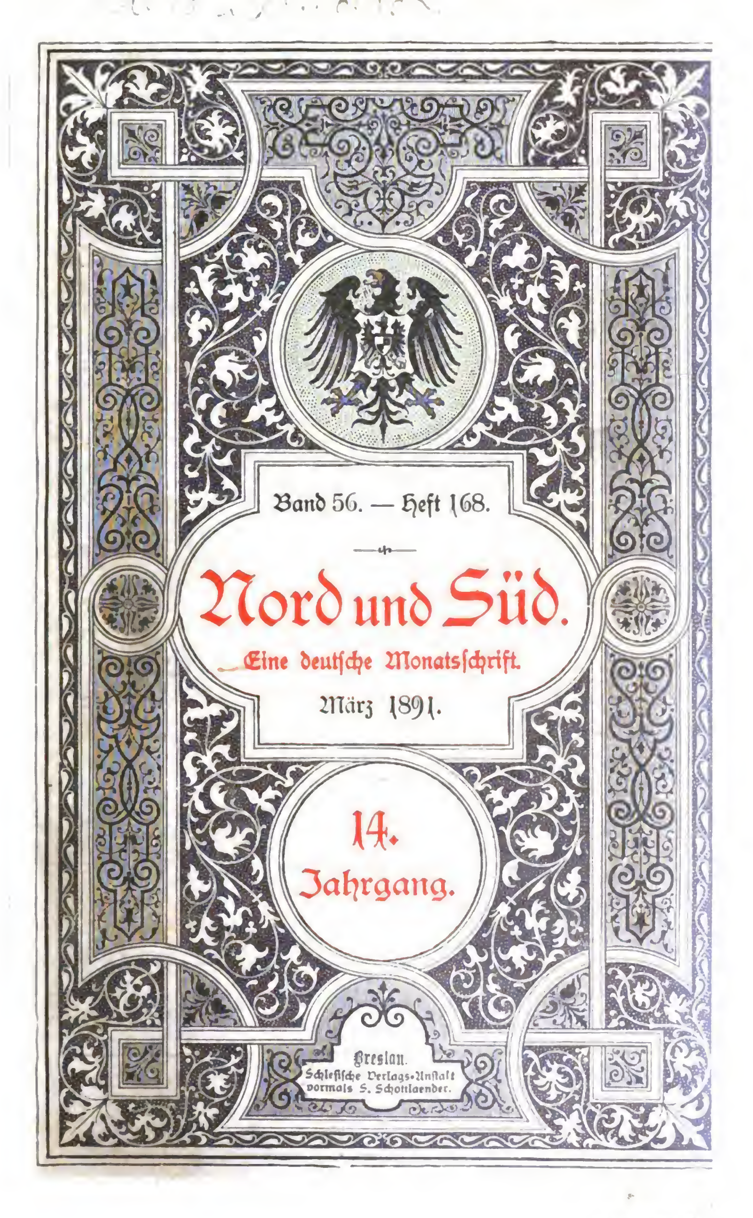
Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.


Band 56. — Heft 168.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
März 1891.
14.
Jahrgang.
Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.



An unsere Abonnenten!

ie bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

können entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band LVI (Januar bis März 1891), wie auch zu den früheren Bänden I—LV stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vorm. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)



Professor Dr. Friedr Nietzsche



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

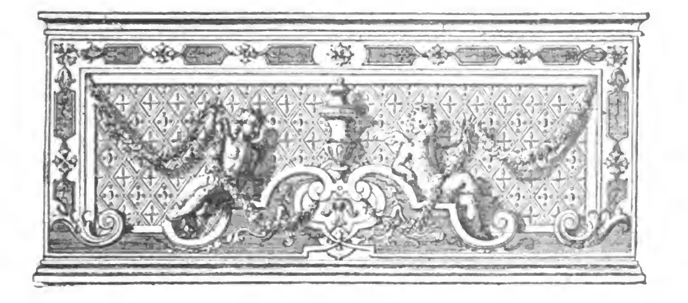
Paul Lindau.

LVI. Band. — März 1891. — Heft 168.

(Mit einem Portrait in Radirung: Friedrich Nietzsche.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.



Die Hochzeit zu Ellersbrunn.

Eine Dorfgeschichte

von

Victor Valentin.

— Breslau. —

I.

„Nun? Sie! Reservist! Sitzen Sie immer noch hier?“ fragte der alte Förster, indem er in die weite, luftige Laube trat, um deren Eingänge sich junge Weinreben leise in der Abenddämmerung schaukelten. „Erst hatten Sie's so eilig: Morgen heidi und fort! Und jetzt sitzen Sie schon den vierten, fünften, sechsten Tag, die ganze Woche hier, und wenn ich morgen Abend herüberkomme, find' ich Sie noch im Klee. Nu, recht soll's mir ja sein, wenn Sie auch, weiß Gott, alle Tage maulfauler werden.“

„Ja, ja, maulfaul, das ist wahr!“ sagte der Gutsverwalter, ein dicker, klobiger Geselle mit einem Stiernacken. „Zuerst waren Sie wie ein Feuerwerk, und jetzt sind Sie wie'n eingerosteter Wetterhahn, knarren blos manchmal. Sie Mausekopp! Ja, was sitzen Sie denn eigentlich noch da? Das möcht' ich auch wissen.“

Der Reservist, ein hübscher brünetter Mensch von fünfundzwanzig Jahren etwa, erröthete ein wenig, fuhr sich mit der Hand durch das glänzende schwarze Haar und sagte mit einem kurzen Lachen: „Nu, man bleibt halt, wo's einen guten Tropfen giebt!“

„'s ist um das Annele,“ meinte ein Anderer, ein dürrer alter Kerl mit einer Art süßlicher Satansphysiognomie, und stieß den Förster mit

„Profit!"

„Profit!"

„Das heißt, mich soll der Geier holen," fuhr der Doctor fort, „wenn unser wackerer neuer Freund, Mitzecher, Mitgenosse, convivius popularum —"

„Schmeißt ihn!"

„Also mich soll der Geier, wenn der wirklich wegen uns alten Krempern hier hängen geblieben ist. Aber — da giebt's so — schwarze Zöpfe — hm? — schwarze Augen — ich meine nicht das Annele, das hat Vergißmeinnichtguckel — nein so was Funkeliges, Schwarzes im Kopfe, gelt? — schlanke Hände, schlanke Taille — also hol' mich der Geier, ich bin kein Nimrod, aber ich weiß auch, wie der Hase läuft!"

„Die Kathrine?" fragte der Verwalter.

„Nah — ahber —" grunzte der Förster in langgezogenen Tönen, die an das Dröhnen von ein paar schnarrenden Orgelpfeifen erinnerten. „Für so dumm halt' ich unsern Friedrich Schulze nicht. Die Kathrine, die den ganzen Kopf voll Hochzeitsgedanken hat! dummes Zeug! — Gestern hat sie die Brautbetten geschüttet, da wollt' ich sie ein bissel uzen — Donnerwetter, Kerls, hat das Mädel eine lose Hand!"

„Aha, Applicationsarbeit von schönen Händen!" lachte der Doctor. „Na ich nahm sie mal um die Taille, Herrgott, eine Gastwirthstochter ist doch keine Prinzessin! Verflixt, hatt' ich eine Gepfefferte!"

„Also wegen der Katharine bleibt Ihr hängen, Mann des Schwertes, Gottesgeißel, Scherge des Tyrannen!"

„Ja, wer sagt denn das?" fragte Friedrich Schulze, den Sprecher scharf ansehend, indem er seinen schwarzen Schnurrbart wüthend bürstete und die dichten schwarzen Augenbrauen zusammenzog.

„Na, Ihr wäret doch nicht der Erste."

„Na — ah?" machte der Förster, „der Erste nicht? wie meinst Du das?"

„Der wegen der Kathrine hier einige Tropfen mehr trinkt, meint' ich. Ein Staatsmädel! Adrett wie 'ne Docke! ein Mädel wie eine Gräfin!"

„Hat auch 'nen Nagel wie 'ne Geborne."

„Nu der Ellersbrunner, der Reichart, tauscht auch mit Keinem, der Protz! Sie weiß schon, wen sie nimmt. Will sehen, wie sie auskommen werden miteinander! Mir wär' halt 'ne geschmeidige — gefällige lieber, und wo'n bissel mehr Fett ist. Aber ein schönes Frauenzimmer ist sie ja! Hab' ich Recht, Reservist?"

„Ah gewiß, ein schönes Mädchen! — Es wird schon dunkel, Ihr Herren, Tage nehmen ab."

„Na ja; Ende August."

„'s ist wahr! Sehe bald nicht mehr die Hand vor Augen. „Mehr Licht, Goethe!" Bin auch 'n Lichtfreund! Förster, klopfe mal!"

Der Förster schlug mit des Doctors Knotenstock fünf, sechsmal auf

den Tisch, daß es krachte wie Kartätschenfeuer, — auch einer von den „Witzen“ der Herren, — „Annele, Licht! Christian! Wilhelm! Ernestine, Licht! Nicht einmal das Kuhmensch hat Ohren!“

„Gleich, die Herren!“ scholl es herüber. Das war die Kathrine selber.

Der Reservist knöpfte seinen Uniformrock zu.

„Aha, nur nicht zu offenherzig den Jungfern gegenüber. Ich freilich bin anders. Ich lasse jede in mein Herz sehn, und das thun sie gern, denn mein Herz ist wie ein Spiegel.“

„Es wird kühl,“ sagte Friedrich Schulze.

„Kühl? Schwerbrett, ich hab' noch nichts gespürt! Sie müssen innerlich sehr viel Hitze haben. Das ist dann der Abstand, die ab-ab-abstinatio, abstractio oder absolentia.“

„Schmeißt ihn!“

Gleich darauf kam die Kathrine mit dem Windlicht. Sie sah keinen von den Männern an, während sie mit einem „Guten Abend“ hereintrat, aber außer dem Fremden sahen die Männer sie an. Sie war in der That ein schönes Mädchen, etwas über Mittelgröße, von herrlichem Ebenmaß der Gestalt und des Kopfes. Ihr Gesicht war etwas bleich, aber die Lippen roth und frisch. Das Haar trug sie in einem Kranze aufgesteckt, die Tracht war ländlich: Rock und Mieder, gepuffte weiße Aermel, der Hals frei und mit einer vielreihigen Kette geschmückt.

„Fräulein Kathrina! Also — in drei Wochen! Los! Wenn Sie mich einladen, schenk' ich Ihnen was Schönes.“ Hierzu machte der Sprecher einen Witz, den das Mädchen nicht verstehen konnte, über den aber die drei Freunde in ein brüllendes Gelächter ausbrachen.

„Wünschen die Herren noch etwas?“ fragte sie, ruhig sich dem Ausgange zukehrend.

„Aber sehr! Wenn ich Sie mit diesem Glase bemühen darf. Also noch eine Johannisberger 1864er Auslese!“ (womit der Förster ständig den frischen Mosel bezeichnete, den der Wirth verzapfte).

„Sie auch, Herr?“

„Danke vielmals, schöne Jungfer, aber die Genien des Hauses locken mich zu ihren Penaten.“

„Verfluchter Unsinn! hast einfach keinen Hausschlüssel. Bestellen Sie ihm nur noch eins, er muß sich etwas illuminiren, denn seine Frau stellt in sicherer Erwartung dieses Zustandes kein Licht auf die Treppe, und so muß er sich bei seinem eigenen Schimmer zurechtfinden.“

„Nein, ich muß noch ein Hochzeitscarmen anfertigen für das Fräulein. Komme als Negermädchen, denken Sie, Kathrinchen. Billig, billig! Laß mich schwarz wichsen, Tüllschürzchen drüber und 'ne Rose in's Haar. Na werden staunen!“

Die Kathrine, welche wartete, bis der Verwalter sein Henkelglas

ausgetrunken, verzog keine Miene, dann ergriff sie die Gläser. Indem sie sich hinauswandte, streifte ihr Blick das fastgeleerte des jungen Fremden, dann ihn selbst; ihre dunklen Blicke trafen sich für einen Augenblick. Dann ging sie hinaus, und da sie hierbei an das Weingehänge anstieß, schaukelten die zitternden Reben auf und ab.

„Und ich sage: Stille Wasser sind tief,“ meinte der Inspector, der ihr nachgesehen. „Es heißt, die Kathrine hat sich noch für keinen erwärmt, und einen rechtschaffen lieben, das sei sie gar nicht im Stande — das wird noch 'mal die beste Frau. Man hat doch nicht Augen im Kopfe wie ein paar Kohlen und kein Feuer in den Adern? Brautbetten schütten? warum wird sie denn nicht Krankenpflegerin oder Nonne? Dummer Unsinn!“

Der Reservist rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her und fragte endlich, wie alt sie eigentlich sei.

„Zweiundzwanzig.“

„Und wie alt der Bräutigam?“

„Vierundvierzig. Oh, die paßte auch für keinen Jungen, da ist sie zu gesetzt. Hat immer so was apartes gehabt. Nicht wie die andern Mädel.“

„Ah, da kommt schon der Christian, der göttliche Sauhirt, Rosselenker, Küfer und Mistfink in einer Person!“

„Rietz Mutter, die Landwehr kommt!“
Hm — m hm, das weiß ich schon!“

des Försters Lieblingslied, das bisweilen mit Grazie in infinitum vorgetragen wurde.

„Prosit!“

„Prosit!“

„Mit dem schäbigen Sommerhalben? Christian, schnell dem Herrn ein frisches!“

„Ich danke,“ sagte der Reservist und hielt sein Glas fest.

„Sie sind der reine Mausekopp heute, Fritz. Da sehn Sie mal, was ich kann,“ sagte der Förster, stellte sich breitbeinig hin, setzte an und gluckste das halbe Literglas in einem Zuge hinunter. „Hm! das kann ein Alter! vierundsechszig, Herr, he? und Sie, vierundzwanzig? Schämen Sie sich was!“

„Wenn ich so alt sein werden wie Sie, Herr, werd' ich's ja wohl auch können,“ sagte Friedrich Schulze.

„Da, nachgekommen!“ schrie der Verwalter und setzte das Glas dröhnend auf den Tisch.

„Rietz, Mutter, die Landwehr! Hol mich der Teufel, aber das bellte wie'n Fuchs. So machen sie's, wenn sie in die Falle gegangen sind. Waldmann! Heda!“

Der Hund stand schon draußen und spitzte die Ohren, er zitterte am ganzen Leibe vor Aufregung.

„Begleite Sie, Förster."

„Schön denn. — Gute Nacht, Freundchen. Und morgen?"

„Bin ich weg. Schönen Dank drum für die Freundschaft und Lebewohl."

„Na, werden sehn!" lachten die Andern ungläubig. „Kleben morgen noch fest."

II.

Friedrich setzte sich wieder nieder, den Stuhl ein wenig näher an den Tisch ziehend, und starrte in die Flamme des leise flackernden Lichtes.

„Schäbiges, versoffenes Pack," murmelte er, nachdem die Andern weit genug entfernt waren. Dann blieb er finster vor sich hinbrütend, manchmal an seiner Unterlippe nagend, manchmal tief aufseufzend. Plötzlich sprang er auf, griff nach seiner Mütze und eilte hinaus. —

Eine Zeit lang blieb es leer und still in der Laube. Das Windlicht verstreute eine unsichere Helligkeit über den Tisch mit seinen leeren Gläsern, den unsauberen Aschenbechern und Zündholzbehältern, über die schweren Eichenschemel, die unordentlich herumstanden, und auf deren einem ein Taschentuch liegen geblieben, und über das grüne Weingehänge, welches das leichte Lattengefüge des Daches und der Wände überwucherte.

Mit einem Male näherten sich schnelle, leichte Schritte, die sich plötzlich verlangsamten und dann wieder beherzter näher kamen. Zögernd betrat die Wirthstochter die Laube. Sie hatte das schwere Haar inzwischen abgesteckt, so daß ihr die langen Zöpfe über den Rücken fielen, und über den Hals ein leichtes Tuch geschlagen. Mit einem raschen Blick übersah sie den Raum, dann trat sie näher. Ihr Athem ging schnell, ihre Augen leuchteten, während sie vorsichtig lauschend den Kopf vorstreckte und nach allen Seiten horchte. Es war nichts als das leise Brüllen einer Kuh zu hören, als ein Schließen der Kellerthür vom Hause her, das ein gutes Stück entfernt lag, und dann und wann ein heiseres Gebell vom Waldsaum herüber. Das Mädchen trat schnell an den Tisch, dorthin, wo der Fremde gesessen — und, nachdem sie nochmals umgeschaut — ergriff sie das Glas, hob es zögernd auf, setzte es an den Mund und — trank. Als sie das Gefäß wieder hinsetzte, war sie ganz roth geworden. Mit einem halb verlegenen Lächeln nahm sie einen Zipfel ihrer Schürze auf und trocknete sich die Lippen. Dann verschränkte sie die Arme hinter dem Kopfe, bog den Hals zurück und starrte mit demselben Lächeln eine Weile vor sich hin. Dabei erblickte sie das Tuch. Sie nahm es auf; es war ein großes sauberes Tuch, ihre Finger zitterten ein wenig, als sie die Zipfel untersuchte, bis sie den Namenszug fand, dann plötzlich drückte sie ihr ganzes Gesicht hinein und stöhnte. Da hörte sie neben sich ein leichtes Knirschen: sie fuhr auf, sah, wie Jemand, über den Tisch gebeugt, das Licht ausblies und fühlte sich gleich darauf von zwei Armen umschlungen.

„Um's Himmelswillen, lassen Sie mich", bat sie leise.

„Ich lasse Dich nicht," sagte eine heisere Stimme. „Wirst Du mich wohl zum frohesten Menschen der Welt machen und dann sagen: geh, laß mich? Weißt Du nicht, daß zwei zu einander gehören, die sich lieben?"

„Aber ich liebe niemand. Um Jesu Willen, so lassen Sie mich doch gehen."

Er lachte kurz und leise. „Und warum gießen sonst reiche Wirthstöchter die Bartneigen der Fremden über ihre stolzen Lippen und stöhnen über anderer Tüchel zum Herzbrechen? ei — Du Stolze, Feine, hab' ich doch nicht allein all' die Tage so schwere Noth getragen! Du mein, mein, mein." Und er küßte sie halb zu Tode, die zitternd in seinen Armen lag.

„Und so eine Liebe, die ist noch gar nicht gewesen, wie unsere, gelt? Und wie das schnell ist gekommen! O mein Jesus, was bist Du für ein süßes Schatzel. — Und da ich's ja doch nun weiß, so sag's doch auch einmal, daß Du mich lieb hast — he? Die ganzen Tage her, nicht wahr? — sag's einmal, weil's doch gar so hübsch klingt. Ja? Weinst wohl gar? o Jemine, laß doch die Dummen flennen und sei gescheidt. Ach Du Herze! Küß mich doch auch einmal."

Da legte sie ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn wieder und wieder, und eine zeitlang sprach keines ein Wort.

„Gelt? und Deinen Bräutigam, den alten Gottfried, den läßt Du laufen und machst mit mir Hochzeit in drei Wochen, denn ich bin auch kein Lump und wir haben ein hübsches Anwesen, eine Brauerei und Wirthschaft, wo ich her bin, — oder in drei Monaten, wenn's nicht anders ist, oder auch auf der Stelle, wenn Du magst. Ach Du Glück."

Er hielt sie jetzt nur noch mit einem Arm umfangen und suchte ihr in's Gesicht zu sehen, auf das ein heller Mondstrahl dämmernd fiel. Ihr Kopf lag an seiner Schulter, ihre weit offenen Augen sahen mit einem unaussprechlichen Ausdruck in die Ferne, ihre Lippen zitterten ein wenig. Er betrachtete sie erstaunt, es lag ein so sonderbares Gemisch in ihrem Ausdruck: seliges Empfinden und zugleich grübelndes Nachdenken.

„Nun, Du Glück," wiederholte er leise seine letzten Worte. „Was denkst du nun eben?"

„Ein gar großes Glück wäre es gewesen," sagte das Mädchen, „wenn wir uns früher getroffen, aber s o — ach es geht ja nicht!"

„Was geht nicht?"

„Daß ich ihm den Abschied geb'. Jetzt wo die Gäste schon geladen, wo schon das Aufgebot gethan und die Aussteuer hinübergeschafft ist."

„Das ist ja aber alles blos Plunder und sind alles blos Nebendinge, Du Allerliebstes," setzte er sein leidenschaftliches rauhes Geflüster fort, „alles der Rede kaum werth gegen unsere Liebe."

„O nein. Das denkst Du so. Da hängt tausenderlei dran. Und

meine Eltern! ach die kennst Du nicht, und —" sie lehnte ihr thränendes Gesicht wieder an seine Brust, beide athmeten tief und schwer.

„Das ist doch Dein Ernst nicht, Käthele? Sieh, es geschieht wohl manchmal, daß sich Zwei finden und haben sich gern, aber da ist was, daß sie nicht zusammenkommen können, und es schmerzt sie wohl, doch es gleicht sich wieder aus, aber so 'ne Lieb' wie unsere, so schnell und so heiß, da ist's nicht wie zum Spielen, und die mußt Du nicht verrathen. — Sieh mal, die hat auch mehr Kraft zum Ueberwinden," setzte er hinzu, da sie zu antworten zögerte.

„Es geht nicht. Es geht wirklich nicht. Das Geklatsch und Gerede und die tausend Umstände und meine Eltern. Und dann — er — er ist doch brav und ich hab' ihn auch gern."

„Nun, wenn Du ihn halt gern hast, da ist's ja was anderes," sagte er bitter und ließ sie los.

So standen sie stumm ein paar Secunden nebeneinander.

„Aber freilich Dich hab' ich noch viel lieber," sagte sie mit einem Male zärtlich, „und wenn wir auch nicht einander sein können für's Leben, so werd' ich Dich doch nie vergessen, und werd' immer an Dich denken, wie wenn man etwas recht Schönes gesehen hat oder auch nur geträumt, und das vergißt man nie."

„Ach Du," rang es sich in tiefem Schmerze von seinen Lippen.

„Ich hab' immer gern heimlich was Gutes für mich gehabt," sagte sie lächelnd, „wenn mir die Mutter was geschenkt, oder sonst wer, und sie denken, ich hab' es lange nicht mehr; und das gerade hat mich gefreut."

„So ist's wohl am besten, ich gehe auf der Stelle," antwortete er, „ich hab's so schon kaum ertragen. Denkst Du, ich halt' das aus, hier herum zu sitzen und Dir fremd zu thun, blos daß wir uns einmal im Flur die Hand drücken? Hätt ich's nur lieber nicht gesehen, wie Du den Wein aus meinem Glas getrunken — in dem Augenblicke ist mir's gewesen, als hätte einer Feuer in mich hinein gegossen. Ach Gott, wieviel lieber hab' ich Dich doch, als Du mich!"

„Kathrine!"

„Da ruft die Mutter. — Ja ich komme!"

„So gute Nacht denn und glückliche Hochzeit." Doch sie hielt ihn fest an der Hand.

Da küßte er sie wieder.

„Ach Du Käthele, Du mein Käthele, ich wollte Dir noch soviel sagen und soll fort. Gelt? lieb wär Dir's doch, wenn Du mich behalten könnt'st?" Dann beugte er sich an ihr Ohr und flüsterte ihr etwas zu.

„Oh — Du!" sagte sie erschrocken.

„Dann will ich morgen früh gehen und Du siehst mich niemals wieder. Blos daß ich doch auch mein heimliches Andenken hab, Käthele."

„Kathrine!“

„Ich komme, ich komme!“

Und schnell, mit den Maßgläsern in den Händen, eilte sie hinweg.

III.

Seit jenem Abende waren fast vier Jahre in's Land gegangen. Es war im Mai. Der Bleicherei- und Mühlenbesitzer Joseph Reichart stand in einem leichten Sommerrock vor seiner Thür, eine helle Schirmmütze auf dem Kopfe, die Beine übereinandergeschlagen, den Rücken an den Pfosten gelehnt, die rechte Hand in der Hosentasche, in der linken eine kurze Pfeife mit silbernem Deckel, aus der er dann und wann einen Zug that. Er schaute nach den Wiesen hinüber, wo in langen Reihen das rohe Leinen ausgespannt war, das die Mädchen aus Gießkannen wässerten, indessen eine heiße Frühjahrssonne sich blendend darüber ergoß. Man konnte weit und breit kein stattlicheres Anwesen sehen als Reicharts, und weit und breit keinen stattlicheren Mann als ihn. Groß, sehnig, eher mager als fett und dabei von riesiger Körperkraft, den kleinen Kopf mit kurzgeschorenen halbergrauten Haaren, intelligente graue Augen, einen gewissen energischen Ausdruck in dem bartlosen, gebräunten Gesicht — so wußte er allezeit zu imponiren. Ein großer Siegelring, eine schwere Goldkette, die Gewohnheit, sich unter andern rar zu machen, dann aber mit selbstgefälliger Wohlredenheit das Wort zu führen, die Würde eines Gemeindevorstehers zu Ellersbrunn thaten das ihre.

Wenn es nun in der ganzen Umgegend keinen wohlhabenderen und stattlicheren Bauern gab — was Reichart doch im Grunde genommen war, obgleich er sich nie anders als Bleicherei- und Mühlenwerksbesitzer nannte — so gab es ebenso wenig einen eingebildeteren. Er hatte mit Kleinem angefangen und es zu Großem gebracht, und das alles schrieb er lediglich seinem überlegenen Verstande, seiner großen Anschlägigkeit zu. Daß seine erste Frau hübsch und reich gewesen, war sein Verdienst, denn er hatte die Klugheit gehabt, sie zu heirathen; daß die Kathrine noch viel hübscher und dazu auch von wohlhabenden Eltern war, war natürlich ebenso sein Verdienst. Auch hatte er zwei prächtige Kinder, auf die er grenzenlos eitel war: aus erster Ehe eine Tochter, die jetzt neunzehn Jahr zählte, ein gewecktes, hübsches Ding, die er in der Stadt feine Arbeiten, Französisch, Klavierspielen und Tanzen lernen ließ, und für die ihm weit und breit keiner gut genug war, — ein reicher Fabrikant oder Großkaufmann, allenfalls ein studierter Herr von besonderem Ansehn wäre ihm am liebsten gewesen, — und dann einen prächtigen Jungen von drei Jahren, den ihm die Kathrine geboren, ein so kerniges, aufgewecktes schwarzäugiges Bürschchen, wie es überhaupt kein zweites auf der Welt gab. Die Leute, die ihm gern zu gefallen redeten, sagten, es sähe ihm sprechend ähnlich, obschon es nicht wahr war, aber er glaubte es gerne und freute sich, wenn man

es sagte. Aus Dem — he! — da sollte was werden! Hatte er Lust zum Geschäftsmann, wie er sich selbst bezeichnete — gut; wollte er einmal höher hinaus — desto besser. Husarenoffizier — das wäre ihm gerade gut genug gewesen für den Prinzen! — Da kam er gerade um die Ecke und trieb mit einem Gertchen die Hühner vor sich her. Die Kathrine zog ihn propper an, immer weiße Strümpfchen und einen schmucken Kittel. Ah! und die Kathrine, da war sie ja selber. J das war 'ne Frau! mit der hatte er doch einen Meistertreffer gethan. Die schöne Reichart nannte man sie nur, und sie war auch noch viel schöner geworden. Und wie klug, wie umsichtig in der Wirthschaft sie war! sogar für's Geschäft hatte sie ihm, der nach seiner Meinung an Klugheit gleich hinter dem Bismarck kam, manchen guten Rath gegeben. Wie blitzsauber sie alles hielt und wie sie die Mägde kuranzte! Auch den Jungen hielt sie eigentlich streng, da verzog er ihn selber weit eher — Herrgott der einzige Junge und so 'n Prachtstück, da war's ihm wohl zu verzeihn!

Kathrine trug jetzt städtische Tracht, doch nicht übertrieben modisch oder aufgeputzt, ein blaugemustertes Sommerkleid und eine große weiße Schürze darüber. Sie war voller geworden und es war ein eigenthümlicher Ausdruck von Sattheit und Stolz in ihrem Gesicht. Sie sah blühend aus, ihre Wangen waren geröthet, auch die Lippen frisch und roth, die Augen blitzend. Leichtfüßig schritt sie hinter dem Kinde her, das jauchzend auf den Vater zurannte und als es ihn erreicht, zärtlich seine Kniee umklammerte. Reichart nahm die Pfeife aus dem Munde, hielt sie sorglich nach hinten, damit der Knabe sich nicht verbrenne, und strich ihm lächelnd über den Kopf.

„Du Schelm, den Hut wieder abgeworfen! wo ist der Hut? da! den hat die Mutter."

Kathrine war ein paar Schritte zurückgeblieben und sah, den Kopf etwas auf die Seite geneigt, lächelnd auf Vater und Kind. Sie hielt das Hütchen des Kindes in Händen und über sich selbst einen Sonnenschirm, den sie jetzt schloß.

„Hier ist es ja schattig, da braucht er ihn nicht. Aber in der Sonne — o ist das heiß!"

Damit kam sie näher. Reichart betrachtete sie mit dem Blick eines eiteln und verliebten Mannes und klopfte ihr dann auf die Wangen.

„Das ist 'ne Sonne zum Bleichen!" sagte er. „So 'nen Mai haben wir lange nicht gehabt! Wollte die Leinwand für Schlegel und Söhne eigentlich nicht mehr annehmen, aber bei dem Wetter, da geht's rasch. Und zweihundert Schock — hm. — Willst Du mit nach der Stadt, Kathrine, zum Pferdemarkt? ich hab mir's überlegt, ich werde ein paar neue Kutschpferde kaufen."

„Aber die Goldfüchse sind doch so stattlich."

„Ach das Leitpferd, das ist 'n Racker. Jch glaub, es hat das Reißen

in den Vorderfüßen. Ich verkaufe sie. Der Tanneroder hat mir ein paar Rappen angeboten, paar schneidige Mittelpferde, vierjährig, prachtvoll eingefahren, der reine Staat."

„Nun, wir können sie ja ansehen," sagte die Frau. „Ich wollte so wie so einmal hinüber, muß etwas neues Porzellan kaufen und Küchentücher."

„Schön. Ja, und das Neueste. Der da verkauft!"

Damit zeigte er mit dem Daumen auf das Nachbargrundstück und blinzelte schlau mit den Augen.

„Nun Schulden hat er ja genug drauf, 's wird ihm nicht viel übrig bleiben. Aber was werden wir dann herkriegen?"

„Hm. Na ja."

„Nimm's doch," sagte Kathrine. „Da könnten wir den neuen Trockenboden dorthin bauen. Drüben würde er uns die Aussicht nach der Chaussee versperren, und bauen müssen wir doch, so wie sich's Geschäft vergrößert."

Reichart klopfte auf den silbernen Pfeifendeckel.

„Das wäre gar nicht übel. Aber ich hab noch 'ne andere Idee. Ich errichte dort eine Bretschneidemühle und übernehme noch einen Holzhandel. Daß Du's nur weißt, es kommt wahrscheinlich 'ne Eisenbahn herüber, 'ne Secundärbahn, da wären wir schön raus — aber — Mund zu!"

„Oh, das kann ich," lachte die Kathrine.

„Ja, das weiß ich. Du bist das einzige Frauenzimmer, das den Mund halten kann. Da seh' eins, wie sie ihn spöttisch aufwirft! Wenn das glückt, Kathrine, da können wir 'mal noch von Silber tafeln. Aber ich müßte natürlich Jemanden zu Hülfe nehmen als Werkführer oder dergleichen. Vierzehntausend will der Wächter haben — nun — zehntausend, mehr nicht! Die vier schind' ich ihm schon noch runter, er steckt zu sehr in der Klemme. — Wo ist denn der Junge?

Er steht hier und spielt mit Steinchen."

„Na, Herr Leutnant," sagte der Vater, „Zulage kriegen, gelt? hast Dich schön zugerichtet, da wird Dich der Papa hauen, Du Schwarzkopf. — Du, wenn ich's erlebe —" sagte er geheimnißvoll zu seiner Frau.

„Nun was denn?"

„Daß er Husar wird — kauf ich ihm den Adelsbrief."

Die Frau lachte laut.

„Warum denn nicht gar? Komm, Walterle, drin ist's kühler."

„Will nicht," sagte das Kind.

„Laß ihn nur bei mir. Aber schicke die Christiane heraus, daß sie aufpaßt."

Sie ging durch den kühlen, mit Steinen gepflasterten Hausflur dem Speisegewölbe zu, um zu Tisch etwas herauszugeben. Ueber ihr Gesicht glitt ein leichter spöttischer Zug, und ganz leise flüsterte ihr Mund: „Ver-

zeih' mir's Gott, aber ein Protz ist er doch." Indessen sie in der Vorrathskammer die Butter aus dem Fasse stach und ein Stück Speck losschnitt, spann sie ihre Kritik noch etwas länger aus. „Verdreht wird er noch einmal werden. Jetzt sind ihm die schönen Goldfüchse schon nicht mehr gut genug. Von Silber speisen, den Adel kaufen! ei so'ne Großhänserei!"

Dann ging sie in ein Zimmer, wo große Schränke und Schübe standen, in denen sie Wäsche, Kleider, Geschirr und dergleichen barg. Sie zog eine hübsche alte Nußbaumkommode auf, wo sie sauber und ordentlich allerlei Schachteln und Kistchen bewahrte, öffnete eine derselben und entnahm ihr einige Goldstücke, die sie zu sich steckte. Zögernd hob sie dann noch ein Kästchen heraus, drin lag nichts als ein weißes leinenes Taschentuch, sauber geplättet, oben mit dem Buchstaben F. S. gezeichnet und dabei ein Monturknopf. Sie beugte ihr heißes Gesicht darüber, athmete mit Behagen den Veilchenduft, den das Holz ausströmte, und schloß alles wieder ein.

Ueber der Kommode hing ein Spiegel; sie sah hinein und lächelte. Dann verschränkte sie die Arme hinter dem Kopf, lehnte das Haupt hinein, wie sie schon früher manchmal gethan, wenn sie allein war, und mit halb geschlossenen Augen, leise geöffneten Lippen betrachtete sie ihr Bild.

„‚Bis in die Ewigkeit werd' ich Dich nicht vergessen,' hatte er gesagt. ‚Tief in mein Herz ist Dein Gesicht gebrannt, Du allerschönstes, allersüßestes Käthele,'" flüsterte sie.

Einmal hatte sie ihr Mann so genannt, da hatte sie sich ausgemacht, daß er nie anders als Kathrine sagen dürfe. O, sie hatte einen trefflichen Mann, wenn er schon ein wenig zu hoch hinaus wollte, aber des Friedrich wollte sie dennoch nimmer vergessen, so wenig als er ihrer.

„Es ist gerade so, als seist Du einmal des Abends durch den Wald gegangen," sagte sie zu ihrem Spiegelbilde, „durch einen großen Wald, da sei Dir ein Stern zu Füßen gefallen, den hebst Du jetzt auf in goldenem Schrein tief, tief, wo ihn Niemand findet." So freute sie sich doppelten Besitzes.

Als sie aus der Kammer trat, sie hinter sich abschließend, war das Lächeln, dieses so ganz besondere Lächeln verschwunden, sie war wieder die stolze, ruhige Kathrine, die alle Leute priesen und bewunderten wegen ihres Reichthums, ihrer Schönheit, ihres Verstandes, ihrer Wohlthaten, wegen ihres guten Mannes und schönen Kindes, ihrer Tugend und Ehrbarkeit, ihrer haushälterischen Klugheit und Pflichttreue.

„Frau," rief ihr eine der Mägde auf der Treppe entgegen. „Sie möchten doch herunterkommen, der Briefträger ist da. Es ist ein Brief vom Fräulein dabei."

Das Fräulein war die Lisbeth, Reicharts Tochter, die bei ihrer Groß-

mutter mütterlicherseits wohl an zehn Meilen weit oder drüber zu Besuche war.

„Der Herr ist in der Eßstube."

Kathrine ging in dieses Zimmer, das wohnlich und einfach eingerichtet war.

„Nun, da soll mich doch gleich! ih Du heiliges Schwerbrett," sagte Reichart, der am Fenster stand, in der Linken einen offenen Brief hielt und sich mit der Rechten hinter den Ohren kraute. „Das ist mir 'ne nette Bescheerung. Nun will ich nur noch sehen, was die Großmutter dazu schreibt. Da lies Dir mal den Brief von der Lisbeth! 'nen Bräutigam hat sie, und da soll ich einfach mir nichts Dir nichts Ja und Amen sagen. Der verliebte Racker! Da wollen wir doch erst mal zusehn. Lies doch das Geschreibsel nochmals vor!" sagte er, den andern Brief in die Brusttasche schiebend, worauf er, die Arme hinter sich unter dem Rock verschränkend, hin und herzugehen anfing, die Schöße im Takt auf- und abwerfend.

Die Frau lehnte sich an den Tisch und las:

Lieber Vater!

„Wenn ich nicht wüßte, daß Du ein so schrecklich guter Vater bist, wie wenige haben, so würde ich mich heut wohl sehr ängstigen, Dir zu schreiben. Wieder komme ich einmal, Dich um etwas zu bitten, nachdem Du doch soviel für mich gethan: Pension und was ich alles gelernt habe, und schöne Kleider und Taschengeld. Ja wenn ich Dich könnte am Kopfe nehmen und küssen und streicheln — gelt, Du würdest mir gleich schenken was ich will? Aber das kann ich nun heut nicht, ich kann es blos auf das Papier schreiben. Dafür kostet es aber auch gar kein Geld, wirklich nicht einen Pfennig, höchstens was später so drum und dran hängt. Also liebster Vater, was Du mir schenken sollst — ist ein bissel Vertrauen — nein recht, recht viel lieber."

„Eine schlaue Kröte," lachte hier der Vater und warf die Schößel noch höher.

„Die versteht einem um den Bart zu gehen! die hat's weg! — Also weiter."

„Nämlich das Vertrauen, daß wenn ich Jemandem gut bin, daß er's dann auch verdient, und wenn ich nun gar — na ja — mein Herz ganz und gar verschenkt hätte, ich es doch nicht machen werde wie einer, der einem Strolch zwanzig Mark giebt, die er gleich wieder vertrinkt, sondern ich werde mir die Leute auch ansehen und wissen, was an ihnen ist, gelt?"

„Eine kluge Kröte! das hat sie von mir! Denn ihre Mutter, Gott hab' sie selig, die konnte die Worte nicht so setzen."

„Und er hat ein Paar so gute, treue schwarze Augen und ist ein so

braver Mensch, nicht gelehrt, weißt Du, aber so klug und fleißig, wie Du selbst. Und so bitte ich Dich, lieber Vater, Du sollst nicht blos kurzab: Nein sagen, sondern überlegst Dir die Sache, wenn er auch nicht vornehm ist, wie Du Dir's immer gedacht hast, aber ich bin ihm doch nun einmal gut und will auch lieber nicht in die Stadt ziehen. Und es ist hier ganz nahe eine hübsche Wirthschaft, die will ihm sein Vater kaufen, nicht gerade groß aber alles hübsch im Stande, und ich hatte mir gedacht, es wäre das Beste, Du kämest mit der Mutter heruntergefahren, da könntet Ihr alles in Augenschein nehmen, und daß Ihr ihn selber auch kennen lerntet. Es würde sich ja vielleicht besser schicken, er käme zu Euch, aber ich dachte, weil es doch um den Gutskauf geht, so könntest Du doch mit zum rechten sehen. Gelt, und daß er mir gut ist, das wirst Du schon glauben, weil Du mich doch auch immer lieb gehabt hast? Und bringe doch auch das Walterle mit, die Großmutter möchte es gerne einmal sehen. Ich grüße und küsse Euch alle herzlich, und — mein Schatz läßt Euch auch grüßen.

Deine Lisbeth."

„Die ist aber ordentlich vernarrt in den Menschen," sagte Frau Kathrine lächelnd. „Da wird es wohl nicht anders werden, als daß Du hinunterfährst und zum rechten siehst. Nun sieh mal, was die Alte schreibt."

„Ja so. Hier ist der Brief. Na mit der Orthographie hapert's halt, aber eine rechtschaffene Frau sonst. Also schreibt sie:

„Lieber Her Sohn,

„Er ist ein kreuzbraver Minsch, er versteht die Wirthschaff und sie haben hibsches Geld. Er ist ein bischen rasch von tempramente, aber das haben halt die Mädel gern. Ich hab schon seine Großmutter gut Gekannt und er ist ein hübscher Mensch und hatz zum Fizefeldwäbel gebracht und er schreibt auch eine schöne handschrift. Also so kommt doch herunter, wie euch die Lisbeth schreipt und möchte es der liebe Gott zum Glücke führden. Ich grüße Euch villmals, Euch, die junge Frau und das Walterle. Deine gutte Mutter."

„Ja — recht ist mir die Sache gerade nicht," sagte der Hausvater. „Kommt mir wie 'n Platzregen in die Heuernte. Hätte halt gern ein bissel was Vornehmes gehabt für das Mädel, Jetzt — was soll die Bildung auf 'nem Bauerngute? Und brav, kreuzbrav — was heißt das? Die zwei verstehn was von kreuzbrav! Wer weiß, was für'n windiger Maulheld er ist, der auf die Aussteuer speculirt und das hübsche Mädel gern mitnimmt. Ich glaub' wirklich Frau, es ist das Allerbeste, ich fahre bald und sehe zum rechten."

„Ja," sagte sie, „denn wenn die Sache schlecht wäre, so ist es besser, die Liese bald fortzunehmen, und ist es etwas Gutes, nun so lohnt es sich auch der Fahrt."

„Ein Sackermentsmädel. Sucht sich da selber 'nen Schatz! Nun glaub's schon, das ist was zum Zugreifen für den Mossiöh. ‚Mein Schwiegervater, der Bleicherei-, Mühlenwerks- und Gutsbesitzer Reichart,' gelt das klingt? Aber den Hals dreh' ich dem Kerl um, wenn er mir nicht paßt und etwa noch Sperenzeln macht. „Bissel rasch von Temperamente" — zum Kuckuck, ich hab' auch Temperament und bin rascher wie mancher Junger! Gelt Kathrinel?"

Er war ganz aufgeregt. Er kriegte seine Frau um die Taille und küßte sie. „Na, da gieb doch auch einen!" Das that sie.

„Und ich fahr' gleich. Da heißt's hinterher sein! Pack mir den Handkoffer, den besten Anzug und ein feines Oberhemd hinein, auch ein paar seidene Taschentücher! Und wenn ich ein paar Tage bleib, so sieh hübsch überall zu, hast ja Augen, denen keine Stecknadel entwischt, und behüt' mir den Goldjungen, das Walterle. Und — weißt Du — wenn des Mossiöhs Vater — hol's der Kuckuck, keine von den verdrehten Weibsbildern schreibt, wie er heißt — das Anwesen noch nicht gekauft hat — und es wäre sonst überhaupt was mit der Heirath — da setz ich mir die Vögel hier in's Nachbarnest. Gelt schlau? Wenn ich das Mädel nicht in die Stadt thue, könnt' ich sie doch wenigstens hierbehalten, ist ohnedem lang genug draußen gewesen. Hm, das ist ein Gedanke! Wäre Dir doch auch recht, Kathrine?"

„Mir? oh — oh ja, was sollt ich dagegen haben?" sagte die junge Frau. „Mach's, wie Du willst, die Hauptsache ist ja, wie Er ist." —

Nach dem Essen ging Reichart zum Nachbarn hinüber und sagte ihm: So und so, er wüßte vielleicht einen Käufer, wollte eben eine Reise machen, da fände sich am Ende was, er solle indessen warten u. s. w. Darnach traf er seine Anordnungen in Haus und Hof, Mühle und Bleiche und übergab Kathrinen Schlüssel und Oberaufsicht. Dann kleidete er sich sauber an, steckte noch einen Brillantring zu den andern an die Finger, nahm Abschied von Weib und Kind und fuhr im Kutschwagen mit den zwei Goldfüchsen nach dem Bahnhof.

Die Sonne schien heiß und glänzend über die Landschaft, stattlich ragte das hochgiebelige, weißgetünchte Wohnhaus zwischen den Wirthschafts- und Mühlengebäuden empor, grüne Pracht lag auf Wiesen und Wäldern; Blauer Himmel, Vogelgesang, Fülle des Reichthums auf blühenden Bäumen und in Kisten und Kasten und unter der Thür ein lachendes, schönes Weib und ein munteres, jauchzendes Kind, die dem Davonfahrenden nachjubelten — Herr Gott, es giebt doch noch frohe, stolze, glückliche Menschen auf Erden!

IV.

So sehr Reichart die ganze Sache aufgeregt hatte, so ruhig ließ sie im Grunde seine Frau, war es ja auch nicht ihr Kind, um das es sich handelte. Sie war der Lisbeth nicht gram — denn das war keiner —

aber sie liebte sie auch nicht mit der Zärtlichkeit einer Mutter. Da das Mädchen 19 Jahre alt, reich und hübsch war, so hatte es sich erwarten lassen, daß sich bei Zeiten Bewerber melden würden. Warum sollte der Liebhaber, den sie gefunden, nicht gut genug für sie sein? Obgleich die Kathrine selber stolz und ein wenig eingebildet war, erschien ihr Reicharts übertriebener Hochmuth lächerlich und unbegreiflich. —

Die Frau hätte blind sein müssen, wenn sie diesen Fehler ihres Mannes übersehen, doch so peinlich er sie oft berührte, und obschon sie die Erinnerung an ihren flüchtigen Liebesrausch in einem verschlossenen Winkel ihres Herzens hegte und nährte, hätte man ihr doch unrecht gethan, wenn man geglaubt, daß sie ihren Mann nicht liebe. Sie liebte ihn mit einer ruhigen, gleichmäßigen, verständigen Freundschaft, ebenso seine guten Seiten als seine Schwächen erkennend; sie schätzte seinen Fleiß, seine geschäftliche Tüchtigkeit, seine Anhänglichkeit an Weib und Kind — denn einen zärtlicheren Vater, als er dem Walterle war, konnte es ja gar nicht geben — und die besonnene Festigkeit, mit der er bei seinem Worte beharrte, das er nie leichtsinnig sondern nach reiflicher Ueberlegung gab.

So kam es, daß ihr immer etwas fehlte, wenn der Herr des Hauses fort war. Sie konnte da zwar befehlen und schalten nach Gutdünken, nahm wohl auch die gewonnene Freiheit wahr, irgend eine Einrichtung zu treffen, wegen deren sie sonst um Erlaubniß hätte fragen oder doch mit ihm berathen müssen, aber dennoch vermißte sie ihn. Ihr fehlte seine laute Stimme im Hause, oder am Tische, wenn sie mit dem Kinde allein saß, wo er sonst wacker zuzulangen und ihre Gerichte zu loben pflegte; er fehlte ihr, wenn die gewohntere Unselbständigkeit sie schwankend und rathlos werden ließ.

Oder war es noch etwas Anderes?

War es, wenn sie allein war, daß dann etwas in ihr erwachte wie mahnender Vorwurf? Des Vaters tägliche Zärtlichkeit gegen das Kind — war die es nicht, die diesen Vorwurf sonst erstickte? Diese Zärtlichkeit, dieses Glück, die eigentlich sein Schimpf waren? denn — das Walterle — sie wußte es ja am besten und sie ganz allein, daß es gar nicht sein Kind war. Daß dieser Mann, der fünfundvierzig Jahr geworden, ehe ihm ein Sohn geschenkt, so närrisch vor Freude über den Prachtjungen war, den er für sein eigen Fleisch und Blut hielt, das hatte sie ja versöhnt, das beruhigte sie, entschuldigte sie vor sich selber ob der ungeheuren Täuschung, das war das Recht, war die Legitimität des Kindes. Wenn Reichart nicht diese unsinnige Freude an dem Knaben gehabt, so wäre ihr dieser vielleicht das verkörperte Schuldgefühl gewesen, daß sie die Ehe vor der Ehe gebrochen — warum sollte sie bereuen, was diesen Mann so glücklich machte? War er aber fort, so dünkte es sie, als sei etwas von dem Segen gewichen, der sonst auf dem schwarzlockigen Haupte des Walterle ruhte. Sie wurde unruhig und launenhaft. Bald stieß sie den

Kleinen von sich oder vermied es doch, mit ihm zu spielen, bald setzte sie sich mit ihm allein und küßte ihn in übergroßer Zärtlichkeit.

Wenn Reichart auswärts war, wie es die Geschäfte bisweilen mit sich brachten, war es das Natürlichste, daß sie an diesem Tage große Wäsche oder Stubenreinigen, Weißen oder Tapezieren oder sonst dergleichen, darum die Hausfrauen nie verlegen sind, vornahm, aber es war doch nie ausschließlich die Rücksicht, solche häusliche Aufstände in seiner Abwesenheit zu bewerkstelligen, was sie dazu veranlaßte, sondern eine innere Unruhe, die sie zu übertäuben dachte. Am Unangenehmsten waren ihr die Nächte. Die Erinnerungen, die sie sonst manchmal weckte, um sich an ihnen zu berauschen, stiegen da ungerufen hell und lebendig vor ihr auf. Dann wälzte sie sich lange schlaflos hin und her, hörte nichts als das leise, ruhige Athmen des Kindes neben sich, und immer war es ihr dann, als ob daraus ein heißes, leidenschaftliches Geflüster dränge, als wenn sich bebende Arme nach ihr ausstreckten: Käthele, mein Käthele.

„Gott, Gott, wenn doch der Joseph erst zurück wäre!" stöhnte sie dann. —

Diesmal blieb Reichart fünf Tage fort. Sie wunderte sich, daß er nichts hören ließ, nicht eine Karte wenigstens schickte. Aber er schrieb nicht gern, am Allerwenigsten bei der Hitze. Wer hatte aber auch schon einen solchen Mai erlebt! kaum zwei Tage, daß es ein wenig geregnet hätte, und täglich noch steigerte sich die Gluth; manchmal ballte sich's wohl zusammen, als sollte sich die Spannung in einem Gewitter entladen, da erhob sich ein Ostwind, der Alles wieder zerstreute, und es war blauer Himmel wie zuvor. Für die Bleicherei war es gut, aber die Landwirthschaft litt bei der Dürre.

Am fünften Tage um Mittag kam eine Depesche. „Alles in schönster Ordnung. Kommen alle Drei mit dem Vieruhrzuge. Fahre ordentlich auf."

Nun, das hätte sie ohnedies gethan, denn sie wußte, daß er es liebte. Gut, mochten sie denn kommen! Sie hieß die Gaststube in Ordnung bringen, befahl einen fetten Napfkuchen zu backen, beorderte ein paar gute Trachten zum Abende, ließ das Walterle sauber herausputzen, zog selber ein frisches Sommerkleid an und schmückte sich mit einer großen goldenen Nadel — weil er das liebte. Zuletzt überlegte sie, ob sie nicht auch das bessere Geschirr zu Tische geben sollte, und entschloß sich, ihrem Mann zu Gefallen auch das zu thun; dazu suchte sie glänzendes feines Tischzeug heraus. So stieg sie emsig die Treppen auf und ab, kramte in Schränken, putzte und säuberte da und dort und konnte sich kaum Genüge thun. Damit wurde es vier, halb fünf. Das Mädchen, das sie mit Walters Wartung betraut, hatte dem Kinde die Haare geölt und ihm eine Art Militärscheitel gemacht. Zum Glück sah es die Frau noch zur rechten Zeit. Er zeigte in dieser Zustutzung eine so unheimliche Aehn-

lichkeit, daß sie dunkelroth wurde. Noch nie war sie ihr aufgefallen, sie hatte sich damit begnügt, daß er ihr glich, nun erschrak sie darüber. Rasch nahm sie ein Tuch und rieb dem Jungen das Oel aus den Haaren, daß die natürlichen Locken zum Vorschein kamen. Das Kind schrie, sie schalt, das Mädchen maulte.

„Sag nicht noch ein Wort! mir das Kind so zuzurichten! Jetzt lauft, ich muß noch einmal in die Gaststube, ob da alles in Ordnung ist."

„Sie kommen, sie kommen!" rief eine andere Magd, ein dickes, rothes Frauenzimmer, „gerade bei Schusters biegen sie um die Ecke!"

„Nun, da hat es ja Zeit, ich gehe noch einmal hinauf."

Wie sie in die Giebelstube trat, wehte der Luftzug die blüthenweißen Vorhänge hin und her, es duftete köstlich nach Lavendel und Thymian und alles sah heiter und einladend aus. Weiß waren Wände und Decke, weiß auch die Diele und das saubere Bett. So hatte sie's gern. Sie trat an das Fenster, von dem man eine herrliche Aussicht genoß über ganz Ellersbrunn und weit hinaus über die Wiesen und Felder bis nach den Bergen. Sie lehnte sich zum Fenster hinaus und sah den Wagen näher kommen; da sie sehr gute Augen hatte, bemerkte sie, daß Lisbeth und der Vater rechts saßen, während der Bräutigam dem Mädchen gegenüber Platz genommen hatte und sie an einer Hand gefaßt hielt. Na sie war doch neugierig, was für ein Mossiöh das sein würde! Jetzt drehte er sich um, gewiß hatte die Braut ihn auf das Haus aufmerksam gemacht, das er im Rücken hatte.

Was war das?

Ueber Kathrinens Lippen drang ein heißer, zischelnder Laut, sie griff nach dem Fensterkreuz und preßte die andere Hand auf's Herz. „Barmherziger Gott!" Blaß wie eine Leiche trat sie zurück und bog sich im nächsten Augenblick wieder hinaus. Schon fuhr der Wagen in den Hof, sie hörte das Knirschen des Sandes, hörte Stimmen; der Bräutigam sah nochmals an dem Hause in die Höhe, als ob er es mustern wollte. Er sah die Kathrine nicht, die hielt sich hinter dem Vorhang geborgen, aber sie hatte ihn nur zu gut erkannt — es war der Friedrich.

„Aber Frau, Frau!" schrie die dicke Magd von der Treppe her, „sie sind ja da! der Herr, das Fräulein und noch einer, ein schmucker junger Herr, kommen Sie doch herunter! — Herr, großer Gott, ja wie sehen Sie denn aus? Ihnen ist wohl schlecht geworden? Jesus, der Schlag hat sie wohl gar gerührt?"

„Bring mir Wasser, schnell! Ich glaub', ich ersticke!"

V.

„Na, wo bleibt denn die Frau?" sagte der Hausherr, der sich die Hände gewaschen und eine frische Leinwandjacke angezogen hatte und jetzt mit einer Art sattem Lächeln breitspurig am Tische saß. „Ich denke, ich finde sie drüben in der Schlafstube — ist sie denn nirgends zu sehn?"

Die dicke Magd setzte die Kaffee- und Sahnkannen auf den Tisch und sagte: „Ach Gott, ach Gott, die Frau war gerade oben, da hat sie's erwischt! ich denke, der Schlag rührt sie, war ganz blauroth im Gesicht. So ein Schwindel und Herzkrampf! Da ängstigt sie sich immerfort auf und ab die Treppen! und dann die Hitze! und die dumme Gans, die Christiane, mit der sie sich so ärgern muß, wegen dem Walterle, dem sie den ganzen Kopf voll Oel —"

„Nanu," sagte Reichart aufstehend, „was ist das? Schwindel und Herzkrampf? Da will ich doch gleich —"

„Lassen Sie sie nur ruhig, Herr, sie hat sich oben hingelegt, neben der Gaststube in der blauen Kammer, Sie sollen sie nur nicht stören oder sich ängstigen, sie wird dann schon 'runter kommen. Fräulein Lisbeth, wollen Sie den Kaffee eingießen oder soll ich —"

„Ach ich werd' doch schnell hinauf, Vater," sagte die Lisbeth aufspringend. Sie war ein schlankes, blondes Mädchen, nicht eben groß aber zierlich und munter und mit ein Paar glänzenden Blauaugen.

„Lassen Sie nur, die Frau hat sich eingeschlossen."

„Na dann setz Dich, Mädel," sagte Reichart verdrießlich und zugleich besorgt. „Eingeschlossen. Unsinn! wenn ihr etwas zustößt, man könnte ja nicht mal hinein."

„Ist der Mutter manchmal so übel?" fragte der Friedrich, im Anblick seiner Stiefelspitzen versunken, und im Tone gleichmüthigster Theilnahme.

„Ach die ist sonst munter wie ein Fisch. Aber da macht sie immer große Waschfeste, wenn ich weg bin, und dazu die Hitze, da kann einem wohl was zustoßen."

Friedrich lachte jetzt seine Braut an, daß man seine blitzenden weißen Zähne sah — die Frau Mutter schien ihn wenig zu interessieren. Reichart aber schob ihm die Schüsseln hin: „Na, nur zugelangt, immer zugelangt, lieber Sohn, den Napfkuchen kann ich empfehlen, meine Frau versteht das aus dem ff. Da ist nicht dran gespart." Und er rieb sich die Hände, klopfte sie dann zusammen und klatschte die Lisbeth auf den Rücken. „Na ja, Mädel, ja, ja!"

Das Mädchen lachte verlegen. Die Situation war ihr noch befremdlich, daß „er" nun mit am alten Familientische saß, wie schon zu ihnen gehörig. „Das wäre aber doch das schönste, wenn ich bei Euch bleiben könnte!" sagte sie, an den Kauf des Nachbargrundstücks denkend, von dem ihr der Vater gesprochen. „Es wird Dir schon hier gefallen, Schatzel, es ist nirgend so schön wie in Ellersbrunn."

„O ja, es gefällt mir recht gut hier," meinte der Bräutigam. „Und da 's meinem Vater gleich ist, ob er mich hier ankauft oder sonst wo, so — könnt' es ja werden — wenn —" Er sagte nicht, in welchem Falle. Reichart hatte schon bemerkt, daß „das Schatzel" manchmal etwas Un-

sicheres in seinem Wesen habe. Na, mit solchen Leuten ließ sich ja auskommen!

„Wir gehn dann hinüber und sehn uns die Geschichte an. Das Haus, wie gesagt, das muß ja gründlich umgebaut werden — ah, das muß mir ein hübsches Ding werden! nobel, schmuck, mit 'ner Veranda! Hinter den Pappeln den Fleck nehm' ich, da soll der neue Trockenboden hinkommen. Das hat meine Frau gleich bemerkt, daß er dort am besten steht, da benimmt er nicht so den Blick!"

Der Friedrich that einen guten Schluck von dem starken Kaffee und lugte hinüber. Er sah fast unverändert aus, höchstens mochte er noch etwas breitschultriger geworden sein. Sonst war er ganz der alte: das bräunliche, scharf geschnittene Gesicht mit den starken Augenbrauen, der schwarze Schnurrbart, die blitzenden Zähne, die manchmal nachlässige und plötzlich wieder stramme Haltung, die etwas langsamen doch geschmeidigen Bewegungen, das kurze, rasche Aufblicken der schwarzen Augen. Reichart sah ihn mit Befriedigung, Lisbeth mit Zärtlichkeit an, während er, halbabgewandt, die Landschaft draußen zu mustern oder auf irgend ein Geräusch zu hören schien.

„Nun Schatzel?"

„Ja ja, es gefällt mir wirklich bei Euch und wird mir immer besser gefallen. Aber am besten — he — gefällst mir halt selber." Damit bog er sich zu ihr und küßte sie herzhaft.

„Ah, siehst Du? das war hübsch gesagt, Liese, gelt? O, das ist ein Schwernöther! der versteht's! Na gieb ihm einen wieder, genir Dich nicht. Ist nicht anders unter Liebesleuten!" Er stützte behaglich beide Ellbogen auf den Tisch und lachte. „Wenn nur erst meine Kathrine dabei wär," sie wird sich doch auch freuen. — Sie ist eine gute, verständige Frau, Sohn."

Ihr lobt sie ja immer aus hellem Halse, da muß sie wohl gut sein, die Frau Mutter."

„Aber nun ausgetrunken! — Fertig? ja?"

„Ah da ist der kleine Bursche wieder, das Schwagerle! das Mädchen trägt ihn gerade am Fenster vorüber. Den muß ich mir noch mal langen, das ist ein gar zu herziger Kerl," sagte der Bräutigam aufstehend. Und etwas Besseres, um des Vaters Herz vollends zu erobern, hätte er gar nicht sagen können. Reichart stand auf, schnalzte sich den Kuchen aus den Zähnen, lachte, nahm den Schwiegersohn unter einen Arm, die Lisbeth unter den andern und ging mit ihnen in den Hof unter die Linden, wo das Kind im Schatten spielte. Da er aber in diesem Augenblicke von einem der Knechte abberufen wurde, wandte er sich zu den Ställen und ließ das Paar allein zu dem Kinde gehen. —

Die Kathrine saß derweil oben am Tische, die Hände vor's Gesicht geschlagen, und rührte sich nicht. Blos ab und zu drang ein schweres

Seufzen oder Stöhnen aus ihrer Brust: manchmal auch nahm sie einen Schluck Wasser oder sie rang die Hände und legte sie wieder vor's Gesicht. Das Herz schlug ihr zum Zerspringen, und wenn sie aufstehen wollte, zitterten ihr die Knie so heftig, daß sie sich wieder setzte. — Sie war so glücklich gewesen, alle waren sie so glücklich, und nun — was würde denn nur eigentlich geschehen? war denn nicht jetzt alles aus? Wenn doch nun wo ein Plätzchen wäre, wohin sie sich hätte verstecken können, um nie mehr zum Vorschein zu kommen! nie mehr! wenn sie doch nie gelebt hätte, wenn sie gleich auf der Stelle todt wäre! warum in aller Welt mußten bei der Hitze Bäche und Teiche halbausgetrocknet sein, daß sie nicht in einen springen konnte. Alles lieber als ihn wiedersehn. Jedoch was half's? es mußte sein. Sobald sie aber gehen wollte, überfiel sie die Angst von Neuem. Was würde er sagen? was für ein Gesicht machen? würden sie nicht alle gleich merken daß sie sich schon früher gekannt, daß irgend etwas vorgefallen?

„Gott, Gott, Gott, um aller Barmherzigkeit willen, laß doch ein Wunder geschehen, schick ein Erdbeben, einen Blitz aus heiterm Himmel!" Doch die Wunder hat der liebe Gott blos früher den biblischen Leuten aufgeführt.

Sie ging an's Fenster und sah hinunter, war's ihr doch, als habe sie Stimmen dort gehört. Sie hätte ersticken mögen: da standen sie Arm in Arm, die Lisbeth in ihrem rosa Sommerkleidchen, frisch und blühend, an ihn geschmiegt, und Beide herzlich lachend. Denn auf dem linken Arme hielt er das Walterle, das ihm in den Haaren wühlte und lustig dazu krähte. Sie sahen dabei aus wie ein glückliches junges Ehepaar mit ihrem Erstgeborenen, um sie duftende Frühlingspracht, leuchtender Sonnenschein. Der Frau aber war es, als sähe sie ein schweres Gewitter heraufziehen — aus Widerspruch, Schuld und Lüge zusammengesetzt, und diesen heitern Frieden bedrohen. Und dann lachte sie plötzlich. Er hatte das Walterle geküßt. Es war auch gar so dumm. —

„Das ist ein herziger Junge," sagte der Friedrich unten, „der hat mir's ordentlich angethan."

„Ja? hast Du das Brüderle gern?"

„Sehr. — Aber wen hab' ich noch lieber, he? wen? Du kleines, närrisches, blondes Ding?"

Ach, wenn noch ein Zweifel gewesen wäre — an der Stimme hätte sie ihn im Finstern erkannt, aus Tausenden heraus; es war ein heißer, zitternder Ton in dieser Stimme, die sie damals vielleicht mehr noch bestrickt als alles Andere. Jetzt sagte er dem Mädchen etwas leise in's Ohr, davon sie roth wurde, und da in diesem Augenblicke das Kind strampelte, um auf die Füße zu kommen, machte auch die Liese sich los und jagte das Kind über den Hof. Der junge Mann blieb stehen und sah ihnen nach

Mochte jetzt geschehen, was wollte! Jetzt war es möglich, daß er sie sah, ohne daß es die Andern beobachten konnten.

„Laß ihn nicht zu den Pferden, Lisbeth!“ rief sie hinunter, zu leise, als daß es das Mädchen hätte verstehen können, laut genug, daß er es hören mußte.

Und er hatte es gehört. Er stutzte, drehte langsam den Kopf nach oben und erblickte sie; einen Augenblick sahen sie sich fest in die Augen, mit feindlichen, trotzigen Blicken fast. Dann glitt über Friedrichs Gesicht ein Ausdruck, halb Hohn, halb Verlegenheit, der Beweis, daß er es wenn nicht bestimmt gewußt, so doch geahnt hatte, wen er hier finden würde. Den Ellersbrunner Reichart gab's freilich auch nur einmal! Kathrine aber legte die Finger auf die Lippen, nickte hinab und trat schnell zurück.

„O Gott, mein Gott,“ jammerte sie.

Die Sache war ja noch viel schrecklicher, als sie ihr bisher erschienen, *viel* schrecklicher. Sie wußte jetzt nicht nur ganz bestimmt, daß er es war — während sie bisher immer noch einen Hoffnungsschimmer gehabt, daß sie sich möchte getäuscht haben — er machte ihr auch ganz denselben Eindruck, als da sie ihn zum ersten Mal in ihres Vaters Garten in der Weinlaube gesehen hatte. Und er, der jetzt eine Andere liebte, würde auf ihrem Gesichte lesen, was sie bewegte, er würde — oh es war eben kaum auszudenken — sie verrathen, schimpfiren vor Mann und Kind! und jetzt auf einmal, da sie empfand, daß ihre äußere Ehre in seinem Willen stand, kam sie sich schlecht und verworfen vor, jetzt auf einmal graute ihr vor ihr selbst, vor ihrem eigenen Kinde, das sie haßte, weil es ein lebendiges Bindeglied zwischen ihnen war.

„Mutterle!“ rief es jetzt an der Thür, indem es schüchtern daran klopfte. „Ist Dir noch nicht besser? Kannst Du nicht kommen?“

Was half's. Einmal mußte es ja sein.

Sie riegelte die Thür auf. Da stand das liebe Mädchen, strahlend vor Jugend und Glück und breitete die Arme nach ihr aus. Sie nahm sie um den Hals, küßte und drückte sie an sich, aber sprechen konnte sie noch nicht.

„Nun, wie ist Dir?“ fragte das Mädchen.

„Besser. Ich werd's versuchen.“

„Du siehst noch schlecht aus.“

„Glaub's wohl.“

„Ich möchte Dir doch gern meinen Schatz zeigen. Er ist gar hübsch,“ sagte sie verschämt der Mutter in's Ohr. „Du wirst Augen machen! Drunten steht er mit dem Vater im Hausflur, sie wollen in's Feld gehen und zum Nachbar.“

Kathrine dachte jetzt nicht an das Project mit dem Nachbargrundstück, langsam, die Lippen fest zusammengepreßt, schritt sie hinab.

„Na endlich! Gott sei Dank," sagte Reichart, ihr entgegenkommend. „Also, es war Dir so übel? na, wieder auf dem Damm?"

Sie nickte und richtete langsam ihre Blicke auf den Bräutigam, der den Hut in der Hand hielt und sie finster ansah.

„Das ist nun unser großer Sohn," sagte Reichart vergnügt, „ein schmucker Mensch, heißt Herr Schulze, Fritzi nennt ihn die Lisbeth."

Die Kathrine, die meinen mochte, daß eine halbe Komödie leichter zu spielen sei, als eine ganze, sagte: „Na, den Herrn? wo hab' ich ihn doch schon gesehen?" Sie lachte dazu, sie war vergnügt, daß es besser ging, als sie gedacht.

„Daß ich nicht wüßte, Weibel."

„In Vaters Wirthschaft vielleicht. So wird's sein! Können wohl 'n fünf Jahr oder so was her sein. Aber vielleicht täusch' ich mich auch, 's sind ihrer so viel, die in einem Gasthaus aus- und eingehen, und da ist's am Ende nur eine Aehnlichkeit," sagte sie mit verlegener Geschwätzigkeit.

„Wohl die Jungfer Kathrine, die damals den Kopf voll Hochzeitsgedanken hatte?" sagte er heiser. „Große Ehre, daß Sie mich wieder erkennen, Frau Mutter. Werden wohl aber erst vier Jahre her sein."

„Alte Bekanntschaft also, haha, desto besser! na und nicht so steif gethan, hübsch Hand geben, Hand geben!"

„War sehr spröde, die Kathrine damals. Na so kurz vor der Hochzeit!" er lachte gezwungen. „Ist der Frau Mutter noch nicht recht wohl? haben so kalte Hände," fragte er spöttisch.

„Oh es geht schon," sagte sie, ihm verwirrt die Hand entziehend.

„Und wo bleibt mein Willkommsgruß, Weibel? hast wohl ganz vergessen, daß wir uns fünf Tage nicht gesehen?"

Er schmatzte sie tüchtig ab.

„Ja, lieber Fritz, kriegst zwar 'ne hübsche junge Frau, aber siehst Du, ich leiste mir das auch noch. Das ist 'ne Schwiegermutter, gelt? Das läßt man sich gefallen, die ist nicht wie Teufels Unterfutter! Hahaha!" Und er schlug beide mit der flachen Hand auf den Rücken, wie er's gerne that. „Na kommst mit ins Feld oder läßt Du uns derweil was kochen? In einer Stunde oder anderthalb kommen wir zurück, da haben wir einen Wolfshunger. Da fahr mal tüchtig auf! laß drüben in der besten Stube decken! Und der Herr Sohn trinkt auch gern 'nen guten Schluck. Und setz 'nen tüchtigen Blumenstrauß auf den Tisch, daß es wie Verlobung aussieht, so was kann man gar nicht genug feiern. Lisi hilf der Mutter!"

Alle sagten sich auf Wiedersehen, der Bräutigam küßte das Mädchen aber nicht, wie sie zu erwarten schien. Als Katharine abermals ihre Hand in seine legte, die er zögernd bot, fühlte sie einen heftigen Druck. Dann gingen die Männer.

Sie wollte das Mädchen fortschicken: sie werde schon ohne sie fertig werden; aber die Lisi bettelte, ihr an die Hand gehen zu dürfen, sie hatte den Wunsch, der Mutter nahe zu sein; ihr Herz war so voll Glück und Seligkeit, sie hätte so gern vom Friedrich geschwatzt, sie erwartete, die Frau würde sie ausfragen, wie die Bekanntschaft gekommen, woher er sei und dergleichen. Aber die war finster und schweigsam, und als ihr einmal das Walterle entgegenrannte und sich an ihre Kleider hing, wurde sie dunkelroth und hieß ihn gehen.

Manchmal dachte sie, es drehe sich alles um sie herum, oder sie träume, oder alles, was sie sähe, das ganze Leben sei nur eine Einbildung von ihr, denn es könne nicht so weitergehen und müsse eben anders werden. Das Herz lag ihr in der Brust wie ein schwerer, heißer Stein, manchmal mußte sie stehen bleiben und Athem schöpfen oder sie biß sich auch in die Hand, daß sich alle Zähne eingruben, nur um ihre Empfindungen mit einem körperlichen Schmerz zu übertäuben. Am schlimmsten aber war es zum Essen, das durch gleiche Behaglichkeit, gleiche Stimmung die Genossen sonst heiter zu nähern pflegt, sie aß fast nichts, und das Dabeisitzen ward ihr zur Qual.

So ging es nicht nur diesen Tag, sondern einen um den andern. Und dabei konnte sie aus ihm nicht klug werden. Oft vermied er es, sie anzusehen, dann wieder begegnete sie Blicken, die sich in sie einzubohren schienen. Nie sah sie, daß er in ihrer Gegenwart dem Mädchen zärtlich that, aber heimlich beobachtete sie wohl, wie er sie mit Küssen fast erstickte. Als sie es das erste Mal sah, warf sie sich hinter einer Hecke in's hohe Gras und schluchzte. Sie haßte die Lisbeth, doch was haßte sie jetzt nicht? sie, die vorher keinem Menschen gram gewesen. Einmal traf sie ihn im Garten allein, sie gingen dicht bei einander vorbei; er lächelte ironisch — sie wußte nicht, daß sie ihn mit einem kläglichen, hülfeflehenden Gesicht ansah — und sagte, für einen Augenblick stehen bleibend: „Habt keine Angst, Frau Kathrine, ich verrathe nichts." Sie knirschte mit den Zähnen vor Scham und Zorn, indem sie weiter rannte, nach dem jungen Gemüse zu sehen.

Er war nicht sehr gesprächig. Wenn Reichart breitspurig dasaß, rennomirte und prahlte, wie ihm alles geglückt sei, wie er's aber auch schlau angefangen, wie bei ihm immer eines das andere fördere, so daß es klappe wie in einem Mühlwerk, was er aber auch für einen Ueberblick habe, wie ihm keine Sache entgehe und ihm alles herrlich gedeihen müsse wie einem jungen Mädel ihr Pelargonienstöckel, wenn sie's fleißig begösse, oder wenn er dem „lieben Herrn Sohn" mit Vorschlägen von allerlei Einrichtungen und Abmachungen für die Zukunft sprach — schien der mit allem einverstanden und nickte immer nur zustimmend, weshalb ihn Reichart für einen höchst einsichtsvollen und verständigen Mann erklärte. Auch die Liese schwatzte gerne ein Langes und Breites: wie sie

die Pfannkuchen büke, welche Apfelbäume die besten Früchte trügen, wie es in der Pension gewesen, wie man in der Stadt den Walzer tanze, und wie oft sich die Menzel-Anna schon verliebt hätte — dann lachte er wohl, zupfte sie am Ohrläppchen aber sagte nicht gar viel dazu. Als sie es ihm aber doch einmal vorwarf, daß er so schweigsam sei, meinte er, das sei nun einmal so seine Art; dabei sah er aber die Frau an und verzog den Mund ein wenig.

Alles wäre der Kathrine noch erträglich erschienen, wenn sie wenigstens die Aussicht gehabt, die jungen Leute weit weg heirathen zu sehen. Ihr ganzes Streben ging deshalb dahin, den Plan mit dem Ankauf des Nachbargrundstückes zu hintertreiben. Sie sann fortwährend Gründen nach, welche die Sache als unvortheilhaft erscheinen lassen konnten, und da sie keine stichhaltigen fand, brachte sie nichts als kleine Aengstlichkeiten zur Geltung. Reichart lachte sie nur aus: die Sache sei so gut wie abgeschlossen, und das gefiele ihm ja mit am besten an dem Schwiegersohn, daß er nicht darauf bestände, die Lisbeth mit fortzunehmen. Das Mädel wäre jetzt ohnedies lange genug auswärts gewesen, er hätte doch nur die zwei Kinder, wenn er sie bis an sein Lebensende behalten könne, da wäre er doch ein Narr, wenn er's anders machte; und wenn sie noch eine Brettschneide einrichteten, so könne der Friedrich das unter sich haben, er sei ein williger und anstelliger Mensch, und da brauche er erst keinen Fremden zu engagiren. Die ganze Sache sei wieder einmal ein Handel nach seinem Herzen, denn Glück, Glück und dreimal Glück habe er nun einmal, und da solle sie hübsch nicht dazwischen reden und Quengeleien machen, und damit basta.

Da wußte sie nicht mehr ein noch aus. Die Kraft ihres Verstandes schien sie verlassen zu haben, sie sann hin und her und fand keinen Ausweg, ersann nichts Tröstliches, von dem aus sie die Sache hätte betrachten können, nichts, wie sie Ruhe finden könnte, und alles war ihr Marter und Qual. Es war, als hätte sich einer gegen die Luft vertheidigen wollen, die er athmete, eine heiße, schwere, tödtliche Luft. Es war alles umsonst.

Endlich beschloß sie, sich an den Gegenstand ihrer Pein selbst zu wenden. Als sie ihn einmal allein bei den Pferden stehen sah, wo er beschäftigt war, die Trense in Ordnung zu bringen, die sich mit dem andern Zaumzeug verwickelt, trat sie neben ihn und sagte: „Warum muß das doch sein, daß ihr hierher heirathet? So macht doch um's Friedens willen lieber, daß ihr fortkommt“ — Reichart hatte nämlich bestimmt, daß die Hochzeit in acht Wochen sein solle, bis zu welchem Termin der Umbau sehr gut fertig sein könnte, — da lachte der Fritz und sagte: „Warum soll ich denn nicht hier bleiben, wo es mir gefällt und alle Leute mir gut sind: die Lisbeth, der Vater, das Walterle und auch die Frau Mutter?“ So ließ er sie stehn.

Dieser Spott stieß ihr fast das Herz ab. Und doch freute sie sich gleichzeitig darüber, denn auf dem Umwege über ihren verletzten Stolz hoffte sie am ersten ihrer wiedererwachten oder eigentlich nie ganz unterdrückten Leidenschaft Herr zu werden. So bohrte sie den Aerger über sein abstoßendes, spöttisches Wesen wie ein Messer in einem Geschwür in ihrem Herzen herum. Vielleicht daß das half.

VI.

Als er fort war, athmete sie etwas auf. Aber es war nur für kurze Zeit. Denn eine der bösen Empfindungen schien immer die andere zu schüren, und heftiger als Alle wurde zuletzt die Reue; die Reue, daß sie damals den Friedrich gehen geheißen, nur um keine Scenen, kein Geklätsch und Aufruhr zu veranlassen. Nicht daß sie ihm zu Willen gewesen, bereute sie — daß sie es nicht ganz und gar gewesen, damals als er sie bat, seinetwegen den Bräutigam fahren zu lassen; mit dieser Weigerung meinte sie hatte sie erst die schwere Sünde begangen, die sich jetzt an ihr rächte; und hatte doch geglaubt, zwar mit ein wenig Freiheit aber doch richtig und verständig zu handeln. Ach, wie so ganz war ihr Herz gewendet und verkehrt! Sie liebte weder mehr Mann noch Kinder, und doch hatte ihr keines etwas zu Leide gethan. Darüber grübelte sie nach. Wie wunderlich war doch das Menschenherz! Von ihr, von ihr ganz allein gingen alle schlimmen Empfindungen aus, und dennoch, ob sie gleich wollte, konnte sie sie nicht unterdrücken. Was sind das doch für Mächte, die über den Menschen Gewalt erlangen, daß er nicht mehr kann, wie er will? So stand sie hart neben jenen furchtbaren Lebensfragen, die tiefdenkende und tiefempfindende Menschen erschüttern, gleichviel ob sie complicirte Bildungswesen oder einfache Naturkinder sind.

Es nützte nichts, daß sie über ihre Kräfte arbeitete, um bei dem kurzen Termin bis zur Hochzeit die Ausstattung fertig zu bekommen, daß sie auf- und abrannte, in die Stadt fuhr, nähte, strickte oder sonst schaffte, was es war. Nicht die erhöhte Thätigkeit, nicht die Erfüllung vergrößerter Pflichten konnten mehr als sie betäuben.

Reichart sah es gar nicht einmal gern, daß sie sich so überanstrengte. „So halte doch mehr Leute oder bestelle das Zeug in den Stadtläden, Du machst Dich ja wieder krank," bat er. Aber da war kein Gehör.

„Siehst Du," sagte er zur Tochter, „das ist eine Stiefmutter! wie die sich sorgt und tummelt für Dich! So 'ne zweite könntest Du Dir mit der Stocklaterne suchen. Besser könnte es Deine eigene Mutter auch nicht mit Dir meinen. Na, die Laune ist halt ein bissel ungleich, aber was da! wenn's vorbei ist, ist sie wieder ruhiger. Bin auch manchmal kratzig."

Die Lisbeth war überglücklich. Die Mutter so besorgt, der Vater so freigebig! Wer hatte es besser als sie? Weiße Seide sollte sie tragen als Braut, wie ein richtiges Stadtfräulein, und Plüschmöbel haben, roth

mit tüchtigen Trobdeln daran, gelbe Gardinen und was des Plunders mehr ist, der junge Bräute entzückt, um dann die Seligkeit der Frauen zu bilden. Reichart schwenkte seine Rockschöße immer häufiger, seine Frau sollte sich ein Atlaskleid machen lassen, aber das wollte sie durchaus nicht, ein braunseidenes, das sie noch hatte, thät's auch; davon wollte er wieder nichts hören, er hatte von einem reichen Wurstmacher erfahren, der seiner Frau rothen Sammet gekauft hatte zur Silberhochzeit, das ließe sich sehen! und die sei 'ne häßliche alte Nachteule gewesen, er habe aber eine schöne Frau, und mit der wolle er Staat machen. Schließlich einigten sie sich über ein hellblaues von leichter Seide.

Inzwischen wurde tüchtig gebaut. Da es schließlich wieder nicht möglich schien, Alles fertig zu bekommen, dachte Reichart schon daran, dem Paare zwei Zimmer im Giebel des eigenen Hauses einzurichten, aber Kathrine wollte davon nichts hören. Es wurden also noch mehr Arbeiter genommen, um die Sache zu fördern, und nun ging es ordentlich mit fieberhafter Hast vorwärts. Reichart lachte das Herz im Leibe, mit Geld und einer tüchtigen Frau ließ sich eben Alles machen. Na Leute wie er und sie — freilich! Die zeigen sich erst am Besten, wo es Schwierigkeiten giebt, wo Andere abschnappen! Ja, das war eine Frau! Er mußte sich manchmal selbst über sie wundern, was sie Alles durchzusetzen wußte.

Unter die Leute kam die Kathrine selten. Es blieb ihr wenig Zeit, aber es war auch, weil sie die Blicke der andern verwirrten, derselben, denen sie sonst hochmüthig und selbstbewußt begegnet, so lange sie geglaubt, der Friedrich wäre für sie so gut wie begraben, und es gäbe nichts, das sie anfechten könne, nichts, das von Vorwurf und Schande spräche.

Merkwürdig, daß sie bei aller inneren Aufregung, aller äußeren Arbeit und der vielen Hitze, die der schwüle Sommer mit sich brachte, ihr frisches blühendes, jugendliches Aussehen behielt. Sie besaß eben die Unverwüstlichkeit der Jugend und einer kräftigen Natur und wußte sich zudem trefflich zu beherrschen. Nur einmal hatte die Lisbeth gesagt: die Mutter sehe bisweilen aus, als wenn sie sich vor etwas fürchte oder entsetze. Da war sie noch mehr auf ihrer Hut.

Aber so wie sie vor den Dienstboten zwar niemals die städtische Tracht ablegte, die sie auf ihres Mannes Wunsch angenommen, wenn sie aber allein war, sich's gern wie ehedem in Rock und Mieder bequem machte, gab sie sich, sobald sie ein einsames Stündchen fand, auch rückhaltlos dem Widerstreit ihrer Gefühle hin; ihr Recht wollen Schmerz und Sorge nun einmal haben, und die sich am besten beherrschen können, wissen auch am besten, welche Stunden ihnen die Einsamkeit bringt.

Uebrigens liebte Reichart es sehr, sie bisweilen in ihrer Mädchentracht, so wie er sie in ihres Vaters Garten zuerst erblickt, zu sehn: mit dem ausgeschnittenen Leibchen, aus dem das blüthenweiße Hemd und die gepufften Aermel heraussahen. Dann lachte er, kniff sie in die Arme und

sagte: „Das ist doch noch ganz die Kathrine von ehedem, die vier Jahre haben Dir nichts angethan. Fehlen Dir blos noch die Maßkrüge in die Hand!" —

So that er auch am Tage vor der Hochzeit, der unter allen Vorbereitungen endlich herangekommen. Da er sie oben in der Vorrathskammer fand, einen Mandelkuchen einrührend, die bloßen Arme mehlbestäubt, die Wangen erhitzt, mit blitzenden Augen — denn sie hatte sich schon tüchtig getummelt heut — war er ein bischen zärtlich geworden, hatte sie geküßt und an den langen schwarzen Zöpfen gezogen, die sie über den Rücken fallen ließ, um sich's leichter zu machen. Dann war er hinuntergestiegen, dem Kutscher zum dritten Male zu befehlen, daß er in zwei Stunden den Bräutigam vom Bahnhof holen und daß er in's Kuckucks Namen mit den Rappen vorsichtig umgehen solle, besonders an der brüchigen Stelle hinter den Kiefern. Jetzt schritt er wohlgefällig durch alle Räume, Scheunen und Ställe, Küche und Gaststuben, denn immer von neuem mußte er alles untersuchen. Das ganze Haus roch nach frischgewaschenem Holze, die Treppen waren mit feinem Sand bestreut, in den Speisegewölben waren Kuchen und Braten, gerupfte Hühner und Tauben, Eingemachtes, Wein und Bier in massenhaften Vorräthen, dazu dicke Guirlanden aufgehäuft, Kränze, Tafeln mit Vivat und Willkommen — das alles sollte erst anderen Tags zu Ehren kommen. In den Stuben blitzte und blühte es nur so von geputztem Messing, reinen Vorhängen und Decken, es war wohl eine Freude, das Haus so wohlbestellt zu sehn. Reichart freute sich und nörgelte doch auch darüber. „Die Räume könnten schon reichlicher und eleganter sein! werden doch auch einmal umbauen müssen. Am besten wär's, die Geschichte brennte einmal ab, dann gäb's einen stattlichen Neubau von unten herauf!" ließ er sich in seinem gottlosen Dünkel gegen die Frau vernehmen.

Nun aber stand es noch, wie es war. Und das war ein Leben, heraus, herein! ein Rennen, ein Rufen, Fragen und Commandieren, als stände eine Schlacht bevor. Boten kamen und gingen, Wagen fuhren vor — es war ein Durcheinander ohne Ende. Die Lisbeth voller Unruhe immer mitten drin, aus dem alten Hause in's neue und wieder zurück. Sie hatte sich zu sputen, denn sie mußte sich noch umkleiden, um den Bräutigam vom Bahnhof abzuholen, und immer gab es noch etwas Neues zu thun. Wie alle Mädchen vor der Hochtzeit sah sie blaß und etwas abgemagert aus, und es lag etwas wie fieberhafte Erwartung in ihrem Wesen.

Sie stand gerade unter der Hausthür und nahm die Glückwünsche einer alten Botenfrau entgegen, die ihr ein Lämmchen aus Butter schenkte, hübsch gelb und mit einem rosa Band um den Hals — da kam ein Wagen in den Hof eingefahren. Das war eine Ueberraschung! Es war der Friedrich, der kam mit einem früheren Zuge, als er geschrieben, und lachte, daß er sie nun überrascht. Seinen Vater brachte er auch mit, einen statt-

lichen Fünfziger, mehr knochig als behäbig. Während die Braut den Schwiegervater begrüßte und hineinbecomplimentirte, lauschte der Friedrich prüfend nach dem Garten hin und ließ dann die Augen über das Haus gleiten. Langsam, zögernd trat er ein, aus der Wohnstube schallten die Stimmen der Braut, des Vaters und des Schwiegervaters; der laute, etwas schnarrende Ton Reicharts war ihm zuwider, er zögerte einen Augenblick und beschloß, sich erst mal das Zimmer im Giebel anzusehen, von dem ihm Lisbeth geschrieben, daß er es vor der Hochzeit bewohnen solle. Er sah aufgeregt und etwas zerfahren aus, in der Stadt würde man gesagt haben: nervös. Mit eiligen Schritten sprang er hinauf. Jetzt rechts oder links? Rechts. Er riß eine Thür auf — da blieb er wie gebannt stehen — kein Laut, kein Gruß kam über seine Lippen — endlich ein einziges, leise geflüstertes Wort: „Das Käthele."

Sie stand mitten in der Stube vor dem fertigen Kuchenteig, streifte sich eben das Mehl von den Händen und sah ihn erstaunt, erröthend an. Und da sie das verzehrende Feuer in seinen Augen sah, seine stumme Betroffenheit, da kam es wie ein Dämon über sie. Sie schlug die Augen nieder, hob sie wieder auf, legte den Kopf ein wenig nach hinten und lächelte, ein recht süßes, verführerisches Lächeln. Nicht daß sie mit Absicht so gehandelt, es war wohl mehr unbewußt, die Freude über sein Verstummen, der Wunsch, ihm die herbe Qual ein wenig zu vergelten, vielleicht nichts als eine Aeußerung der Verlegenheit. Auch er verzog den Mund, aber es war ein recht trübes, beinahe verzweifeltes Lächeln, das er zustande brachte. Da wußte sie, daß er sie noch liebte oder wiederliebte.

Rasch, unvermuthet, wie er gekommen, verschwand er, die Thür leise hinter sich anziehend. Sie aber riegelte sie ab, lehnte sich zitternd an den Pfosten und murmelte: „Jetzt — jetzt gerade — wollt' ich am liebsten sterben."

Dann kleidete sie sich um und ging hinunter. Sie war heiter; freundlich zu den Dienstleuten, lustig mit den Gästen. War sie doch die eine Qual los: daß er, stolz und frei, sie demüthigen wolle, sie mit Haß und Spott verfolgen werde, sie verrathen könne. Ja es war ihr wie eine Erlösung von einem furchtbaren Drucke. Was dann werden würde — das wußte Gott! Im Augenblick hätte sie aufjubeln mögen. Wenn er sie liebte — o so war sie glückselig! Freilich für Minuten vielleicht nur: doch wenn die Pein wieder anginge, so lag sie nicht mehr auf ihr allein — und das war der andere Trost. — —

Später kamen mehrere Gäste, Verwandte von weit her, die sich von der Reise erholen und gründlich für den nächsten Tag stärken mußten, Leute, die mit ansehnlichen Geschenken kamen und ansehnlich bedient sein wollten. Sie ging ihnen heiter entgegen und bewirthete sie stattlich. Schweinebraten gab es und junge Enten, Obst und schweres Bier und

Kuchen; es ging beim Essen gar lustig zu, und man merkte es kaum, daß der Bräutigam ziemlich still war.

Eine Stunde nachher aber suchte Reichart seine Frau in hellem Zorn auf.

Ob er — der Ellersbrunner Bleicher und Mühlenwerksbesitzer — er, Hochzeitsvater und Gemeindevorsteher — durch dessen Bemühungen die Gegend den Segen einer Schmalspurbahn erfahren soll, ob er anderer Leute Narr wäre? Jetzt auf einmal habe der Friedrich aufgemuckt: da der Herr Vater ja ursprünglich das Nachbargrundstück habe selbst übernehmen wollen, so möge er's ihm doch abkaufen und das Geld herauszahlen, das Vater Schulze dafür gegeben. Er habe sichs anders überlegt. Morgen nach der Hochzeit wolle er fort und sich in seiner Heimath ein Gut kaufen oder eine größere Pacht übernehmen; mit der Schneidemühle das gefalle ihm überhaupt nicht, und zwei Herren und zwei Frauen nebeneinander, das tauge nicht. Er möchte frei sein, und eine junge Frau solle es auch sein und nicht zwischen Thür und Angel stehen, daß sie nicht wisse, habe sie dem Mann oder den Eltern zu folgen; da werd' es blos ewige Querelen geben.

„Was meinst Du nun zu der Bescherung, Kathrine?"

„Nun," sagte sie, äußerlich recht ruhig und gehalten, obschon ihr das Herz übermächtig schlug, „nun, wenn ich's denn sagen soll — so gar unrecht hat er nicht. Ich würde sie gehen lassen. Du verlierst ja nichts bei dem Kaufe, und wer weiß, wozu es gut ist."

„Sieh einmal! das ist ja wie eine Verschwörung! Du freilich warst immer dagegen. Und ich dächte, die Lisbeth wäre Dir wahrhaftig nicht im Wege, oder hat sie Dir ein einziges Mal widerstrebt? Oder haben wir gegen Dich gehalten? oder bist Du um sie verkürzt worden? Und wozu ist denn jetzt das Haus aufgebaut worden mit Speisekammern, Waschküche und Veranda? wen zum Teufel soll ich da hineinsetzen? Sommergäste vielleicht! Auf die spuck ich! brauchen hier kein Stadtgeschmeiß, dem man alle Tage schönes Wetter malen soll! — Und ich hab's ihm auch ordentlich gesagt. Fritz, sagt ich und nahm ihn bei den Schultern, der Ellersbrunner Reichart ist mit Verlaub nicht Dein Hansnarr, so wenig als er Dich zu seinem hält. Oder wie wär' das, wenn ich heut käme: Hiergeblieben wird nicht! husch fort mit Euch! Wäre das Manier? Lange genug bist Du ja gefragt worden, da war's immer gut. Und jetzt mit einem Male! Und entweder es wird geheirathet und hier geblieben oder — allein fortgegangen, Pfarrer und Standesamt haben ja noch nichts copulirt, also ist die Lisbeth noch mein. — Verstehst Du, Kathrine? — Wie er also wolle, so oder so?"

„Nun?" Sie konnte es so gleichmüthig fragen, als handle sich's um Kirschen oder Beeren.

„Nun faselte er was zusammen, confuses Zeug, er wolle schon bleiben, von der Liese wolle er nicht lassen, aber er stehe für nichts, möge es denn kommen, wie's geschehen soll. Weiß nicht, was ihm in die Krone gefahren war, ob ihn der Alte, sein Vater, verhetzt hat oder was sonst."

— — — — — —

„Reichart."

„Nun."

„Ich ließe sie gehen. Es ist mir nicht um die Liese, meinetwegen möchte sie gern bleiben, aber man soll keinen wider seinen Willen zwingen," sagte sie. Und wenn er sie jetzt angesehen hätte, würde er bemerkt haben, daß sie sehr blaß war, und daß etwas ungeheuer Gespanntes in ihrem Gesichte lag. Vielleicht hätte er es auch nicht bemerkt. Es sehen nicht alle Leute, was sie sehen.

„Blech, Blech. Zu seinem Glücke kann man einen wohl zwingen, wenn er's selbst nicht begreift," rief er, rannte hinaus und warf die Thür zu.

Die Frau sah ihm nach. Wenn sie ihn jetzt zurückriefe, ihm sagte, wie es um sie und den Friedrich stand — — das Beste wär' es gewesen. Aber nein, das ging nicht, um alles in der Welt nicht.

Man mag wohl einen bei einer Feuersbrunst hoch oben am Fenster stehen sehen und schreien: spring, spring, so bist Du gerettet! aber dem graut's vor dem Sprunge mehr als vor den Flammen, und eben wenn man meint, nun werd' er's wagen, da wendet er sich zurück und springt in den heißen Tod.

Langsam ging sie hinüber zu den Gästen.

VII.

Das war wieder ein Tag, der 25. Juli! „Kaiserwetter! Kaiserwetter!" sagte der Hochzeitsvater wohl an die hundert Mal und rieb sich die Hände. Er trug einen veilchenblauen Rock von feinstem Tuche, dito Hosen, weiße Weste und weiße Atlaskravatte und einen hellen, neuen Strohhut mit gemustertem Bande. Sein Gesicht dazwischen sah aus wie aus Pfefferkuchen geschnitten.

„Ja wenn wir Hochzeit machen, dann thut die Sonne was übriges! Kein Wölkchen am Himmel, Morgenwind! hält sich brillant, brillant!"

Da kamen die Schönberger angefahren.

„Der tausend die Gevatterin! das nenn' ich Staat machen." Aus dem Gefährt plumpste Reichart eine dicke Gutsbesitzerin (d. h. Bäuerin, aber so durfte man beileibe nicht sagen) prustend in die Arme, eine kolossale Fleischmasse in schwarzem Atlas, um den Hals eine klobige Goldkette, auf dem Kopfe rosa Federn, die dort schelmisch bis auf die rothbraune Stirn nickten. „Heiß, heiß, Herr Nachbar."

„Freilich heiß.“

„Heda, Kindelvater,“ sagte der Gatte der Dame, „hast wohl St. Peter einheizen lassen? hahaha!“ Was für prächtige Witze!

„Nur immer hierherein! Ja ja, das ganze Haus voll Gäste! im Kretscham auch, auf meine Rechnung! Zweiundsiebzig mit dem Brautpaar, was? — Frauenzimmer, schnell trag die Tücher hinein! — Heda, kleine Erfrischung! immer bei der Hand, alerte! — Gevatter Brendel, Gutsbesitzer — mein Herr Schwiegersohn.“

„Ei was für'n schmucker Herr. Freut mich, freut mich sehr! Sehr schmuck!“ Der Friedrich trug einen feinen schwarzen Rock — gegen den Frack hatte er sich auf's äußerste gewehrt — ein Myrthensträußchen im Knopfloch, Lackstiefel, das Bärtchen gewichst, er nahm sich stattlich aus. Er lachte fast immer ein bischen, ein etwas sonderbares, hülfloses Lachen. Und doch sah er nicht dumm aus, eher verschlagen.

Wieder kam ein Wagen.

Das waren der Vetter und die Muhme aus Burkertsdorf, die kamen von weit her und waren von der Hitze im geschlossenen, niedrigen Wagen fast gedämpft. Ein Zimmermeister mit himmelblauer Cravatte und im Frack. Die Frau sah man kaum vor einem Bouquet, das in einem Scheffelkorb gerade Platz gehabt hätte.

„Potz tausend, das nenn' ich Blumen, juch, das ist ein Bouquet! Sachte, liebe Karoline, sachte, sachte. Und die Fräulein Nichten (ein paar knallrothe, vierschrötige Dinger) potz das sind mir Brautjungfern! kräftig! kräftig! — August, bespreng doch die Guirlande, Mensch, das Zeug wird a das reine Kuhfutter, immer frisch, immer fix! — Dahinein, dahinein — Kathrine, die Burkertsdorfer!“

Na das war ein Schmatzen und Umarmen.

„Wird immer jünger Deine Frau, immer schöner,“ sagte der Zimmermeister.

„Gelt und ich alter Schneesieber!“

„Was Schneesieber? Paar graue Haare. Dazu alerte wie ein Junker. Auch immer jünger, immer jünger. Uff, ist das eine Hitze!“

„'n Glas Wein? Glas Bier? Die Damen vielleicht 'ne Selter? Selter mit Cognac vom Eise, he? Das stärkt. — Selter mit Cognac, Johanne! rasch, alerte!“

Dann, wie die Ankömmlinge untergebracht waren, rannte er wieder hinaus und ein Stück den Weg hinauf.

„Aha, das denkt, heute habe ich keine Augen im Kopfe! — Werdet ihr wohl nicht die Pferde so schinden, verdammte Kerls! (Es war ein Mühlenfuhrwerk, das trotz des Festtages heute nach der Bahn hinüber mußte.) Habe ich nicht schockmal gesagt, daß, wenn nicht Vorspann da ist ihr das steile Stück hinauf Eure Knochen anstemmen sollt? So hebt doch,

Habt Ihr vielleicht Hochzeit? Schiebt oder der Teufel soll Euch an den Kragen. Pferde ruiniren, gelt ja, ihr Schlingel?"

Dann in die Ställe, auf die Bleiche.

„Was denn, was denn! Soll das gegossen sein? Und die Schmiedersche, ist die gewendet? Denkt nur nicht, daß ich die Augen heute in der Tasche habe. Wenden, wenden! Ich will Euch in Trab bringen.

Juch, was kommt denn da den Berg hinunter? Die Wiesenbrucher? Bin neugierig, womit die sich ruppig machen werden. Halbes Dutzend Theelöffel, gelt? Schlecht und billig. Oder 'ne dünne Tortenschippe. Oder 'n Sophakissen. Haben wir schon fünf. —

Na das nenn' ich aber 'ne Freude! Kaiserwetter, Herr Nachbar. Ja mit mir meint's der liebe Gott halt gut. — Was für ein Kleid die Liese hat? Zum Standesamt heute früh schwarze Seide, Frau Nachbarn, zur Trauung — na da werden Sie ja sehen. Ja, das ist ein Paar!

Heda, August! Die Guirlanden! immer wieder anspritzen!

Ah mein Walterle! Komm Goldjunge, Schwarzkopf. Schöne Schuhe das Kind, so so? Na, gieb Kuß. Wart' nur, wenn Du wirst Hochzeit machen, lassen wir uns auch nicht lumpen! Gelt, das ist ein Prachtkerl?" — —

Indessen ging es unter den Gästen: „Nun was sagen Sie, Frau Gevatterin? Ist das ein Geprahle: weißer Atlas mit Schleppe! Und haben Sie die Betten gesehen? Damast mit handbreiten Spitzen und blaue Seide darunter. Was soll da der Kaiser machen? Ist denn heutzutage kein Unterschied mehr? Ich hatte rothcarrirte, als wir heiratheten, und war vergnügt."

„Ja, bei dem Ellersbrunner hecken halt die Zehnmarkstückel."

„Es muß wohl so sein. Aber wenn auch — so ein Dickethun! und ein Vater war Hofeknecht." —

„Annele, hast Du schon die Geschenke gesehen? Haben Die Silber! und den schönen Teppich mit Rosen und Vergißmeinnicht! und die Uhr — ganz übergoldet! man kriegt gleich Lust, auch zu heirathen."

„Sind die Hubertsöhne schon da? Du, mit dem großen geh ich zu Kirche."

„Nu da wird wohl heute was werden mit Euch zweien."

„Ach, mir ist ganz Angst. Aber ehe wir abfuhren, denk' nur, hab' ich einen vierblättrigen Klee gefunden."

„Viel Glück in voraus. — Wo essen wir nur? Die Stuben sind ja alle voll und nirgends gedeckt."

„Ich weiß auch nicht. Ach Du, ich schwitze so gräßlich." —

„Schönes Erntewetter, Herr Nachbar! Mein Roggen ist schon 'rein, mit dem Weizen fang ich morgen an, drüben hinter den Birken der Winterweizen."

„Prachtweizen."

„Ach was, könnte besser sein! Der Reichartsche — mit dem ist kein Vergleich. Der hat wieder Weizen wie Gold. Potztausend, die Jungfer Braut! Na da pumpert's Herz wohl schon ein bissel? Die halten Sie sich warm, Herr Schulze, ein Goldfisch!"

„Es ist nicht deswegen, Herr Lehnert."

„Gott bewahre. Bei Ihnen fehlt's ja auch nicht, hab ich gehört. Na Jungfer Liese, morgen kommen Sie's erstemal in die Wochen, in die Flitterwochen nämlich, hahaha! Na nichts für ungut, Spaß muß sein. Meine Frau hat heute Nacht von Feuer geträumt, das bedeutet: gute Freundschaft halten. Wo ist denn der Herr Schulze Senior? der da drüben? Oho, auch noch stramm."

* * *

Punkt zwölf Uhr zog man zur Trauung. Die Kirche war nahe, und so ging es in feierlich gemessenem Tempo zu Fuß dahin, der ganze Weg war dicht mit Blättern und Blumen bestreut und rechts und links vom Dorfplebs besetzt. Die ältesten Weiber erinnerten sich nicht, je einen solchen Hochzeitszug gesehen zu haben, und alle stimmten darin überein, daß die Fülle der Vorbedeutungen, die sie dem Schatze ihrer Beobachtungs- und Auslegungskunst entnahmen, dem jungen Paare langes Leben und unerhörtes Glück weissagten. Auch die Kirche war mit Blumengehängen und jungen Birkenreisern reich geschmückt, doch hatte man zuviel Marienkraut verwendet, sodaß ein unangenehm betäubender Duft den Raum erfüllte. Die Orgel spielte: „Wie schön leuchtet der Morgenstern," und der Pastor triefte eine ganze Stunde lang von salbungsvollen Redensarten. Zum Schlusse segnete er das Paar viermal, während er sonst nur drei Segen spendete, und als Braut und Bräutigam sich erhoben, fielen zu dem „Lobet den Herrn" der Orgel noch zwei Tenorposaunen ein, davon die eine einen achtel Ton zu hoch, die andere um ebensoviel zu tief stimmte, was von einer unbeschreiblich festlichen Wirkung war.

Langsam und feierlich bewegte sich der Zug wieder zurück. Diesmal zur Scheune. Das war eine Ueberraschung! Von oben bis unten mit Tannenreisern ausgekleidet, mit Fahnen und Tüchern behängt, der Boden mit Blumen bestreut, glich sie einer herrlichen Festhalle. Tische und Bänke waren einfach gezimmert, aber sauber geglättet und die Tische mit feinem Linnen bedeckt; zahllos schien die Menge der Schüsseln, die hochbeladen hereingebracht und leer wieder hinausgetragen wurden, zahllos auch die der Flaschen voll Wein und Bier, die die Gesellschaft vertilgte. Das war ein Lärm! ein Schwatzen, ein Lachen, ein Schmatzen beim Essen, ein Juxen und Kreischen! Die Brautjungfern leckten die Finger ab und warfen die Knochen hinter sich auf die Tenne, viele von den Männern zogen die Röcke aus und machten sich's hemdsärmlich bequem, manch

derbes Wort flog herüber, hinüber, aber deßhalb war es doch eine feine Hochzeit!

Der Kaffee wurde im Freien eingenommen, hunderte von Kuchenschüsseln wurden dazu aufgetragen; darnach aber, da man denken sollte, es könne sich Keiner mehr rühren, ging's zum Tanz. Erst — Ball Schampäter auf der Wiese, dann, mehr salonmäßig, in den ausgeräumten Zimmern zu ebener Erde. Kein Mensch erinnerte sich, je so etwas gesehen zu haben. Da ging's mit Schleifen, Hopsen, Wetzen und Stampfen, und zwischen die Tanzenden mitten hindurch immer die Mägde mit Bier, Korn und Bowle. Vom Brautvater bis zum kleinsten Küchenmädel herunter, das von früh bis Abend Messer putzte, war Keines, das nicht glühte, schwitzte, prustete, schnaufte, die einen vor Arbeit, die anderen vor Vergnügen.

Der Schönberger Wiesenbauer trat vor die Thür und sah nach allen Seiten. „Ich denke doch, heut muß zur Schwerenoth noch ein Gewitter kommen! Aber nein! Keine Wolke, nicht so groß als ich mir auf die Hand spucke. Wind aus Morgen! Hätt' mir den Buckel vollgelacht, wenn ein rechter Kladderadatsch gekommen wäre, aber der Ellersbrunner — hat halt Glück mit allem, der Protz!" Nachdem er sich draußen ein wenig ergangen, kehrte der Gast wieder hinein.

War das ein Lärm, eine Gluth, ein Cigarrendampf dadrin!

Reichart stand mitten unter den Gästen gerade unter dem Kronleuchter — denn man hatte die Kerzen und Lampen schon angesteckt — und klatschte in die Hände. „Lustig Leute! immer munter! immer getrunken! Wo bleibt denn die Musik? so spielt doch Kerls! holla, Musik! Die Polka spielt noch einmal, das war ein Stückel, das hatte Schmiß.

Mädel putz' Dich, kämm' Dich, wasch' Dich schön,
Wenn Du willst mit mir zum Tanze geh'n.

Los! — Müde? Ja warum nicht gar, heut ist kein Mensch müde. Heda Friedrich, Schwiegersohn, Hochzeiter! Hab ich Dich wohl den ganzen Abend ein einziges Mal mit Deiner Frau Mutter tanzen sehen? was zum Geier, ist das eine Manier? los, los! tanzst ja sonst wie ein Kreisel. Immer hübsch alerte!"

„Ich dachte, es schickt sich nicht," sagte der Bräutigam ausweichend.

„Hahaha, das wäre das Neuste! Komm nur, komm. Das wäre das neueste!"

Der Friedrich hatte sie nicht gesucht und die Kathrine war ihm ausgewichen, wo es ging; bei zweiundsiebzig Gästen konnte man sich schon aus dem Wege gehen. Sie hatte ihm nicht einmal gratulirt. Jetzt brachte ihn der Hauswirth selber ihr zugeführt.

„Na der hat aber 'nen Respect vor der Schwiegermutter, der Fritz! Nur nicht zu zimperlich, sag ich. So. Und nun feste weg!"

Da umschlang er sie, und nun ging's durch den Saal, drei, vier,

fünf Mal, keines sprach ein Wort, und zuletzt waren sie von dem Wirbel, dem reichlich genossenen Wein und der Hitze fast bewußtlos. Nicht einmal in die Augen gesehen hatten sie sich, aber festgehalten hatte er sie, als wollt' er sie zerdrücken.

Als die Kathrine sich ein wenig erholt, ging sie in das Nebenzimmer, da waren einige Gäste, die spielten mit dem Walterle.

„Den können Sie auf die Ausstellung schicken, Mutter Kathrine, ein Speckjunge!"

„Und Kräfte hat er in den kleinen Fäusten! und Courage! Will uns alle todtschlagen."

„Pfui, warst wohl unartig, Bursche?"

„Nicht doch. Haben ihn halt ein bissel geärgert."

„Na und klug ist er — wie ein Alter, der hat's hinter den Ohren."

„Ja das ist ein ausgetragener Junge!"

„Nun eigentlich nicht einmal," lachte die Gevatterin und stieß den Untermüller mit dem Ellbogen in die Seite, „er ist ja vierzehn Tage zu früh gekommen."

„Ja, ja, ja, so was kommt vor! Aber daß mich ein Donnerkeil, wenn ich etwa hätte der Frau Wirthin wollen zu nahe treten!"

Frau Katharine lächelte ein wenig. Da drückte ihr Jemand unversehens die Hand, und da sie sich umwandte, war es der Bräutigam. Dann beugte er sich hinab und hob das Walterle auf seinen Arm. „Juchhei, Brüderle," rief er, „hopp! magst mich gern?" Da legte das Kind die Arme um seinen Hals und das Gesichtchen an seine Wange.

„Oh, die sind schon gut Freund, die Schwägersleute, den haut er nicht."

„Sie sind wohl gar ein Kindernarr, Bräutigam? Na über's Jahr —"

„Machen Sie nur Ihre Sache auch so gut. — Wo ist denn die Frau Wirthin hin?"

„Immer wie ein Kreisel, raus und rein, daß nur keinem was fehlt," sagte die Gevatterin und knöpfte sich die Taille ein bischen auf, denn sie hatte zuviel am Mandelkuchen gethan und an der Bowle am Ende auch.

„Immer aufgespielt! immer getanzt! immer getrunken! alerte, junges Volk, frisch und munter!" hörte man den Brautvater schreien. —

Zitternd war die Kathrine hinausgerannt. Die Treppe hinauf, auch die zweite, da war's finster, da konnte sie keiner sehn. Hinter ihr her scholl Lärm und Musik durcheinander. Auf dem Absatz blieb sie stehen, sie konnte nicht weiter, alles drehte sich um sie her, alles schwankte. Mit geschlossenen Augen lehnte sie im Treppenwinkel, ohne des Seidenstaates, des feinen Spitzenzeuges zu achten. Jetzt, ach Gott, war es raus mit dem Walterle, jetzt, ach was würd' es geben! Sie hörte Schritte, es kam eins die Treppe herauf — — richtig die zweite auch. Wenn man sie entdeckte, gab es ein Fragen und Laufen durch's ganze Haus, daß sie krank geworden. Ach daß sie lieber todt wäre und unter der Erde läge

klaftertief! Sie hält den Athem an, sie rührt sich nicht, vielleicht daß man sie nicht sieht und die Schritte still an ihr vorübergehn. O nein, die halten vor ihr, dicht neben ihr, und da fühlt sie sich auch schon umklammert, fest, daß sie kein Glied rühren kann.

„Weib," flüstert eine heisere Stimme in ihr Ohr, „Weib, weißt Du auch, was Du aus mir gemacht hast? Weißt Du, was Du angestiftet? Hab' ich mich nicht drei Jahre und mehr gemüht, Dich zu vergessen, und bin vor Sehnsucht um Dich fast gestorben? und wollte auch einmal wieder froh werden, mit der Lisi. Und komm hierher und denke, das ist nun alles gut und scherst mich den Teufel was: Warum kann ich nun wieder keine Ruhe haben vor Dir? Das frag' ich Dich, und bist so schön und siehst mich an mit den lodernden Augen — Weib — und ich sag' Dir, wenn ich schlecht werd', Du hast mich auf dem Gewissen — warum hast Du mich damals weggeschickt vor vier Jahren, da Du mir doch gut warst, und hast die Liebe verrathen? Meinst Du noch, daß Spiel ist, was einem andern das Herz abdrückt?"

„Ach sei doch still, um's Himmelswillen, und laß mich heraus, ich möcht ja schreien, wie Du mich drückst."

„Oh sieh doch, ich möcht' auch schreien. Aber eh' ich Dich gehen lasse, wirst Du mir's sagen, oder ich geh' hinunter und vor allen Hochzeitsgästen ruf' ich's aus, daß ich bei Dir war, drei Wochen ehe Du Hochzeit gemacht mit dem alten Narren, dem Prahlhans, den Gott strafen möge — Du wirst mir's sagen, vom Walterle, ob das mein ist oder nicht — — — Kannst Du nicht reden?"

„Ja, er ist Dein."

„Ei — ha, Du liebes Käthele, Du! Die haben wir aber belämmert. Du weißt Du noch, damals? Gelt? — Drück ich Dich nun noch? gelt nein, blos sanft noch?"

„Laß mich doch jetzt los, ganz los."

„O nein doch, ich hab Dir noch viel zu sagen." Und wieder in den alten rauhen Ton zurückfallend, fuhr er fort: „Du mußt nicht etwa denken, daß ich der Lisbeth nicht gut bin, recht von Herzen gut bin ich ihr, aber Dich hab' ich auch lieb, gerade so oder noch mehr, ich weiß es selber nicht. Und das ist 's ja eben, daß ich's nicht länger allein ertragen kann, und daß ich Dir's endlich sagen muß, wie mein Herz ist: gerade wie ein zerrissenes, zerfetztes Stück Fleisch, so wund ist mir's in der Brust; und weil Du an all meinem Unglück schuld bist, sollst Du auch Dein Theil davon haben und sollst nicht hier lachend herumgehen und protzig. Und jetzt höre: alle beide sollt ihr mein sein, Du und die Lisi, das will ich. Oder denkst Du vielleicht, daß ich als Euer aller Narr hier herumstehen werde, und werd' Deinem Hansaffen von Mann den Werkführer machen für seine Bretschneide? und ihn alle Tage meinen Jungen abküssen lassen für seinen? und werd' nichts haben? — da wollen wir doch sehn, wer

den andern zum Narren machen wird.“ Und in dem wahnsinnigen Cynismus des Rausches, des Schmerzes, der Verzweiflung flüsterte er Worte, daß es ihr graute und zugleich heiß durch die Adern rann.

„Bist Du böse, Käthele,“ fragte er darnach plötzlich gar weich und zärtlich. „Ach sei mir nur nicht gram, wenn's mir um Dich an den Verstand geht. Sieh, es ist keine Stunde Tag und Nacht, daß ich nicht an Dich denke, bald in Haß, bald in Liebe, und ist kein Glück außer mit Dir. — Dahin gehört Dein Kopf und Deine Arme hier — um meinen Hals — und könnten so glücklich sein — und sind so elend. Ach! sind doch glücklich, gelt?“ Und küßte sie auf den Mund, ganz sanft, und küßte sie wieder und weinte dazwischen, daß sie seine Thränen an ihrem Halse fühlte, und dann mit einem Male riß er sich los und stieg die Treppe hinab.

Langsam raffte auch Katharine sich auf, sie tappte sich nach einer Kammer, wohin man Alles gestopft, was im Wege gestanden. Grelles Mondlicht ergoß sich dort über ein wüstes Durcheinander von Tonnen, Backkörben, alten Stubendecken, Stiefeln und was man sonst da aufgethürmt, sie setzte sich auf einen Kistendeckel und lehnte den Kopf an einen Dachbalken, der dort schräg aufstieg. Ein dumpfes Stöhnen drang aus ihrer Brust, heißes Verlangen und zugleich Angst und Grauen erfüllten ihre Seele. Da unten lachten und tanzten sie und thaten sich gütlich und neideten ihr ihr Glück, ihr der stolzen, klugen, ehrbaren Katharine, des Weinbauern Kind, des Ellersbrunner Müllers Weib — und was war sie? — eine Verworfene, Elende, in ihres eigenen Schwiegersohnes Gewalt, hingegeben einer verderblichen, verzehrenden Liebe, von der es keine Hülfe gab, der Fluch, die Schande dieses Hauses!

Und sie wollte sie doch nicht, nicht die Liebe, nicht diese Schande, und konnte ihnen trotzdem nicht entfliehen, wußte nicht einmal, was eigentlich das schrecklichste daran war, nur daß sie ihr Tod, ihr Verderben sein würden. Ach, sie wußte nichts, gar nichts.

Wie, wenn sie jetzt, auf der Stelle, zum Fenster hinaussspränge! es war hoch, der Hof gepflastert — ob sie wohl den Muth hätte? — ein herzhafter Sprung und zu Ende wäre alle Pein. Sie eilte an's Fenster und bog sich hinaus. O, damit war's nichts. Die halbe Giebelseite entlang lag da das Kleinholz geschichtet, klafterhoch, bis zum ersten Stockwerk reichend und höher hinauf. Ein heißer, scharf würziger Geruch des harzreichen Holzes schlug ihr entgegen, das, von der Sonne durchglüht, fast zu qualmen schien. Beklemmend legte sich's ihr auf die Brust, und dennoch starrte sie hinab, sog gierig den betäubenden Duft ein und sah zu, wie die Mondstrahlen, hüpfenden Flämmchen gleich, von Scheit zu Scheit sich hinaufschlängelten, höher immer höher, und fühlte, wie sie nach ihrem Herzen leckten und züngelten und zusammenschlugen mit den Flammen dadrinnen, und wie es sie umloderte riesenhoch mit Reinigungs- und Er-

lösungsgluthen — darnach es still und ruhig ward. Und darüber kam ihr ein Gedanke der Rettung, ein grauser zwar aber doch herrlicher, wie es ihr scheinen mochte, denn sie lachte und bog sich zurück aus dem Fenster und ging hinaus.

Unten scholl ihr der alte wüste Lärm entgegen, er dünkte ihr wie höllische Stimmen, aber es graute ihr nicht mehr, und ruhig trat sie in diese Hölle. Man kam ihr entgegen. Wo sie denn gesteckt? ob ihr schlecht geworden? sie sei ja so blaß. Es sei aber auch unvernünftig von den Gästen, so lange zu bleiben, sie habe sich die letzten Tage und all die Wochen vorher ohnedies übermäßig angestrengt. Die jungen Leute wollten auch ein Ende haben, die ziehe man blos unnütz hinaus und die Musikanten könnten die Finger nicht mehr rühren. Sie widersprach, sie bat, Reichart wurde beinahe verdrießlich, schrie um Bier, um Wein, um Musik, sang und klatschte in die Hände, aber Alles drängte zur Abfahrt, und so war denn kein Halten mehr. Indeß ziemlich eine Stunde noch dauerten die Danksagungen, die Abschiedswitze, die Knixe, das „Wohl bekomm's" und „Geruhsame Nacht", denn ehe all die Wagen vorfuhren und vollgestopft wurden, hatte es gute Weile. Ein Durcheinander gab's da in Haus und Hof, wie man bald nicht gesehen. Die Hausfrau rannte hin und her und half den Frauen in die Mäntel und Tücher; das war nichts Auffälliges, daß der Bräutigam auch immer zur Hand war, und es sah's im Dunkeln Niemand, wen er manchmal um den Leib faßte oder wem die Finger drückte. — Draußen aber war's hell, Mond und Sterne schienen so klar, daß Alles wie illuminirt war. Ein bischen Wind hatte sich auch erhoben, kühl nicht gerade, aber erfrischend.

Endlich war die Schaar weg. Das war jetzt ein häßlicher Anblick, die durcheinandergeschobenen Stühle, die herabgebrannten Kerzen, die leeren Gläser mit ihrem widerlichen Neigengeruch, die zerfetzten Guirlanden; dazu auf der Diele Cigarrenstummel und Propfen, Speisereste, beschmutzte Servietten, zertretene Blumen! Mitten unter der Wüstenei lag in einem Sophawinkel das Walterle in seinem weißen, aber jetzt zerdrückten und unsauberen Röckchen, die Locken struwelig durcheinander gewühlt, aber den Kopf reizend auf die dicken Aermchen gepreßt, auf dem Gesichtchen den Ausdruck seligster Reinheit und Lieblichkeit.

Als die Kathrine das Kind sah, blieb sie stehen und starrte es eine Weile an, dann beugte sie sich über ihn, strich ihm die Haare aus der Stirn und küßte ihn heftig; nicht Küsse noch die heißen Tropfen, die auf sein Gesicht fielen, weckten ihn auf, er wischte sich nur mit dem Aermchen darüber hin und schlief weiter.

„Trage das Kind in Deine Kammer und bette ihn dort auf," befahl sie einer der Mägde.

„Drüben im Gesindehause?"

„Ja wer weiß, wann ich heute zur Ruhe komme, und wenn ihm etwa was zustieße, so wär' er allein. Du aber bleib bei ihm."

Das Mädchen nahm den schlafenden Knaben, den seine Mutter in ein warmes Tuch hüllte, auf den Arm und trug ihn hinaus. Die Frau sah ihnen nach. „Ach Gott, daß ihm doch nichts geschieht, Marie!" rief sie ihr nach, „Du wirst bei ihm bleiben? Du wirst —"

„Bei mir ist der Junge wie im Himmel, da können Sie schon ruhig sein," versicherte das Mädchen und wunderte sich über die sonderbare Miene ihrer Herrin. Dann ging sie hinüber, über den Hof weg. Was ging sie die Laune der Frau an. Aber ein zu wunderliches Gesicht hatte sie gemacht, und hatte doch unlängst getanzt wie toll.

Mit diesem unheimlichen Gesicht, die Augen immer nach der Thür gerichtet, stand die Kathrine noch da, als ihr von der anderen Seite Reichart entgegentrat.

„Na? das nenn' ich ein Fest! von dem werden die Leute noch in dreißig Jahren reden: Wie wir zu Ellersbrunn zur Hochzeit waren, juchhei, da ging's hoch her! das war ein Spectakel! — Ja so was können wir! Dreihundert Flaschen Bier allein und drüber! Das nenn' ich gesoffen! Herr Jesus, was machst Du für Augen, Trine, siehst ja erbärmlich aus, so schreckhaft. Laß alles stehen und liegen und geh in's Bett. Unser Pärchen —"

„Nun?"

„Schon in den Federn. — Da wirst Du roth? Daß Dich der und Jener, Du machst mir Spaß, Kathrine. Wahrhaftig, Du machst mir Spaß! — Du! und der Schärami — der Bräutigam! Den hab ich wieder ganz im Sack, hat klein beigegeben, bleibt. Na das war auch eine Idee! Wenn die Junge gekriegt hätte, die hätte man müssen einsperren. Aber klein beigegeben! Oh, ich weiß schon, wie mit den Leuten umzugehen: immer hübsch freundlich, geschmeidig aber — wo nöthig — ein kleiner Drückeberger. Ob er wohl Hintergedanken hat, was meinst Du? nicht? Na werde ihm die Hammelbeine schon gerade ziehen. Gradeziehn, natürlich! Hammelbeine! Hauptspaß! was? Du, ich hab' 'n bissel viel geladen, aber an so einem Tage da gehört sich ein Riß. So ein Tag ist noch gar nicht dagewesen! und das Wetter dazu, Kaiserwetter! Na komm, wir machen es den drüben nach, ich bin schwerbrettsmüde!"

„Ja doch. Gleich, gleich. Ich muß doch erst alles ableuchten; ob die Fenster und Thüren fest zu sind und nichts feuergefährliches, und die Leute alle zu Bett sind."

„Ihr Weiber habt manchmal so was Unstetes. Also ich geh', mir liegt's in den Gliedern. Ja davon werden die Leute noch reden! Prachtvoll, prachtvoll! die Hundsfötter!!"

VIII.

Ein Theil der Gäste mußte über eine kleine Anhöhe fahren, die in Schönberg und weiter hinaus nach Reinersbrunn und Tannerode zu wohnten. Die meisten hatten geschlossene Kutschen, blos der Wilkauer Müllermeister saß mit seiner dicken Ehehälfte im offenen Wägelchen. Die Frau wackelte immer von vorn nach hinten und wieder vornüber, und wenn es nicht manchmal einen Ruck gegeben hätte, wäre sie fest eingeschlafen; ein Wunder, daß sie nicht hinausfiel. Es war eine schöne Fahrt. Mond und Sterne leuchteten voll und klar, nebelhaftes, silberweißes Gewölk schwebte von Mittag her zart am Horizont herauf, geheimnißvoll ragten die dunklen Tannen; die Buchen und Rüstern schüttelten leise rauschend ihre weißbeglänzten Kronen, frischer Heu- und Kleeduft wehte von der Halde herüber, die Luft war kühl und wohlig. Die Tanneroder fuhren zweispännig und waren mit den Reinersbrunnern schnell voraus! Die beiden andern Wagen hielten sich hübsch hintereinander, bergab mit dem Hemmschuh, bergan mit Hü und Hot.

Mit einem Male hielt der Vorwagen. Der Kutscher richtete sich auf und zeigte mit der Peitsche nach hinten.

„Hoh, Johann, hoh," rief er dem andern Rosselenker zu.

„Das ist 'n Nordlicht," sagte Müllermeisters Johann. „Herr, gelt das ist ein Nordlicht?"

„Nordlicht? Schafskopf, Norden ist ja dort. Nordlicht! — — Das ist halt — Feuerschein ist's!"

„Feuerschein? Ach dazu ist's zu blaß."

„Ja ja, 's ist zu blaß."

„Na, ich weiß nicht."

„Herr Jesus, ich seh schon den Rauch, ganz weißen Rauch, 's ist doch Feuer!" rief die Frau.

„Hoh, hoh, Wilhelm! wo brennt's nur?"

„Das muß in der Schmiede sein, die liegt dahin zu. Freilich, die Ellersbrunner Schmiede."

„Nee, das ist Schuberts Scheune! und der ist nicht einmal versichert."

„So ein Leichtsinn. Großer Gott, der dicke schwarze Qualm jetzt!" jammerte die Frau.

„Und der Himmel wird immer röther!" scholl es von drüben. „Da spricht der Schubert immer: wir stehen in Gottes Hand. Nu Gottes Hand ist ja ganz schön, aber die Feuer-Assecuranz ist noch besser."

„Die Flamme, die Flamme!"

„Gevatter," sagte der Müller, der abgestiegen war, „ich hab' mir die Sache überlegt. Das Feuer — das ist — in der Bleiche."

„Ja doch, das wäre!" sagte der andere erschrocken.

„Barmherziger Vater!" schrie die Frau Müllerin.

„Wir müssen umkehren. Wo wir den ganzen Nachmittag geschmaust haben und getrunken, da können wir jetzt nicht einfach davonfahren."

„Ach du himmlischer, himmlischer Vater!"

„Steigen Sie zu meiner Frau, Gevatterin. Ich kehr' mit Ihrem Manne um."

So geschah's.

Bald stieg die leuchtende Feuergarbe vor den Männern auf, der Nachtwind, der sich stärker erhoben, fuhr zischend in die Flammen und fachte sie zu wildem Lodern an. „Ach du mein, das hätte heute einer denken sollen! Um aller Barmherzigkeit willen, ist das ein Ende!" —

Als die Männer in den Hof einfuhren, sahen sie, daß Mühle und Wohnhaus verloren waren; wenn der Wind die Gluth zu den Trockenböden hinüberwehte, waren auch die ihr Raub mit all dem kostbaren Leinen, das dort hing. Das Gesindehaus und drüben das neue Wohngebäude aber schienen ungefährdet, der Wind wehte von daher und trieb die Flamme ostwärts.

Auf dem Hofe herrschte ein planloses Durcheinander, heulend rannten die Leute hin und her mit Kasten, mit Bündeln, mit Vieh, das blökend und zitternd folgte oder auch wohl sich losriß und wie unsinnig in das Feuer lief. Es war kein Löschapparat zur Hand, es war Niemand, der irgend etwas befehligte oder leitete.

„Wo ist die Herrschaft?" fragten die Männer den August, der blöde dastand und kein Glied rührte.

„Der Herr, der ist im Stalle, der Herr, die junge Frau und das Walterle. Laßt brennen, hat er gesagt, laßt brennen. Schade um das Gelump, es ist nicht des Rettens werth."

„Und die Frau Katharine, der junge Herr?"

Der August verzog den Mund zu einem breiten Grinsen.

„Ich, — ich weiß nicht. Ich glaube — dort drin ist der Herr."

In einem abgelegenen Stallgebäude saß der Ellersbrunner vor einem schlechten, wackeligen Tische, in einem Arm das Kind, das mit schreckhaften Augen und mäuschenstill sich an ihn schmiegte, den anderen Arm aufgestützt, den Kopf in die Hand gebogen. Als er die Gastfreunde sah, starrte er sie schweigend an, und auch die fanden kein Wort, als:

„Ach Gott, ach Gott, Reichart."

„Ja ja — ja ja," sagte er da, und sein Gesicht sah gräßlich verzerrt aus.

„Wie ist es denn gekommen?" fragten die Männer.

Da raffte er sich zusammen.

„Oben am Fenster," sagte er, „da stand sie, und ich war schon hinabgesprungen. Hatte mich selbst geheißen hinunterspringen, und hatte mich vorher geweckt — und auf dem Flure brannte es schon — und da sagte

sie: spring doch, so spring ich nach, und sah so gräßlich aus, so — so — ich weiß nicht.

Bin also hinuntergesprungen. Sie aber hatte keinen Muth und stand oben — und wollte sie auffangen — ja — wollte sie auffangen. Ein Stock hoch, ist das viel? Und streck' schon die Arme nach ihr und stemme mich fest, daß ich sie auffange — aber sie steht — und klammert sich an's Fensterkreuz, im Hemd nur und einem Rock — das flattert — und ihre schwarzen Zöpfe — die flattern auch, vom Winde — nein, vom Feuer — weiß nicht — Spring, schrei ich, spring! Und wie ich denke, sie wagt's — da — ach es war zu gräßlich, da lacht sie und schüttelt den Kopf, und sah ihre Zähne blitzen.

Und höre einen schreien — hinter mir — ist der Fritz, hat den Feuerschein gesehn und — sich aufgemacht und sieht sie oben und schreit. Und der hinauf jetzt. Leiter — mit Leiter. Käthele, schreit er immer, Käthele, ich komm! Warum sagte er nicht Mutter? Ich weiß nicht. Mein Käthele! Und sie: O Du mein! Und schlingt die Arme um ihn — und er um sie — fest — als wollt er sie hinuntertragen. Und nun — eine Rauchwolke jetzt, ganz dicht, gelblich, hüllt sie ein, und dazwischen ein Rauschen — ein! — gerade wie von Küssen, aber war das Feuer —

Und da es sich verzogen — — — da ist es leer da oben — und sind auch nicht unten, und hatte der Himmel — keinen Widder gesendet in der Wolke — war ihm das Opfer so angenehm. Weiß nicht warum.

Und schrie: „O Du mein!" —

„Und Deine Tochter?"

„Liegt dort im Winkel auf einem Bündel Betten, und sind ihr die Sinne vergangen. Hat keinen Mann — und ich kein Weib. Aber warum schrie er: mein Käthele? o Du mein? — weiß nicht — Und hab — — kein — Weib!"

Da schlug ihm das Haupt auf den Tisch, und er fing an zu schluchzen. So ein Weinen hatten die Männer noch nicht gehört, dem Schmerzgeheul eines todtwunden Thieres glich's. Sie faßten sich unwillkürlich bei den Händen und weinten auch, wie die Kinder. Dann gingen sie hinaus und sahen, was da zu thun war. —

* * *

Wem's nicht an's Herz ging, der mochte sich die Augen dran weiden, es war ein herrliches Feuer, dergleichen lange Keiner erlebt hatte und davon man wohl noch nach dreißig Jahren redet.





Friedrich Nietzsche,

der Social-Philosoph der Aristokratie.

Von

Georg Adler.

— Freiburg i. Br. —

Die große französische Revolution glaubte, das sociale Problem gelöst zu haben, indem sie die Ideen der Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit, so wie sie damals aufgefaßt wurden, verwirklicht und indirect den Anstoß dazu gegeben hatte, daß überall auf dem Continente mehr oder weniger desgleichen geschah. Man hatte angenommen, daß jetzt, wo jedem Individuum — theoretisch — das gleiche Recht auf Existenz und freie Entwicklung aller seiner Anlagen und Neigungen gewährt worden war, allgemein Zufriedenheit, Glück und Wohlstand sich verbreiten müßten. Indeß zeigte es sich bald, daß das Reich der Gerechtigkeit auf Erden noch nicht angebrochen war. Der Reichthum concentrirte sich immer mehr in den Händen Weniger und wuchs hier in's Ungemessene, während auf der anderen Seite das Heer der besitzlosen Proletarier immer gewaltiger anschwoll. Was mochte es dagegen besagen, daß es wirklich einigen ganz hervorragend Befähigten aus den unteren Ständen glückte, zu Reichthum, Ehre und Macht zu gelangen? Gewiß: man hatte da und dort dem niederen Volke einen Antheil an der Gesetzgebung vergönnt, — aber konnte man wirklich erwarten, daß dasselbe eine genügende Vertretung seiner Interessen durchsetzte, wenn es durch überlange Arbeit ermüdet, durch allzu geringen Lohn vom Kampfe um's Dasein völlig absorbirt und in seiner geistigen Ausbildung verkümmert, nothwendig in Unwissenheit und Stumpfsinn verharrte?

Jetzt mußte eine neue Lehre entstehen, in der die Beschwerden und Ansprüche der leidenden Massen ihren principiellen Ausdruck nach ganz anderer Seite hin fanden. Eine solche Lehre mußte kommen und sie kam im — Socialismus. Dieser wies nach, daß die Kräfte der um Erwerb und Macht concurrirenden Menschen von vornherein wegen der Verschiedenheit des Besitzes und der geistigen und technischen Ausbildung verschieden ausgestattet, daß daher auch ihre Aussichten im Kampfe um's Dasein, Gut und Geltung verschiedenartige, daß die meisten Erfolge in der Gesellschaft dem Zufall, der Schlauheit oder der Schlechtigkeit verdankt, kurzum, daß die bestehenden Verhältnisse von einem Zustande des Rechtes entfernter denn je seien.

Anfangs verlacht, verhöhnt, verfolgt, wuchs die neue Bewegung immer mehr, erst langsam, später lawinenartig, bis sie schließlich unwiderstehlich geworden ist und eine riesengroße Kraft und Stärke gewonnen hat, so daß sie die alte Gesellschaft aus den Angeln zu heben droht. Der Socialismus hat seinen siegreichen Einzug in die Nationalökonomie gehalten wie in die Politik und schließlich in die Cabinete der Fürsten. Keine Wissenschaft hat sich ihm ganz zu entziehen vermocht. Die Jurisprudenz, die Philosophie und die Literatur, — sie alle haben dem Principe des Socialismus mehr oder minder, in dieser oder jener Form ihre Huldigung dargebracht. Alle Talente der jungen Generation haben es vernommen, es auf sich einwirken lassen und verbreiten es mit dem Feuereifer der Begeisterung.

Soweit dem neuen Evangelium Widerstand geleistet worden, ist es auf Grund der alten und veralteten Principien eben jenes Individualismus geschehen, der seit der französischen Revolution sein Imperium angetreten, der soviel versprochen und, als die Probe auf das Exempel gemacht worden war, soviel — nicht gehalten hatte.

Erst ganz neuerdings ist ein genialer und ursprünglicher Geist aufgetreten, um mit neuen Argumenten den Socialismus in seinem Siegeslaufe aufzuhalten: Friedrich Nietzsche, der mit einer originalen Socialphilosophie den gewaltigen Ansturm der Massen zu überwinden trachtete.

Es handelt sich darum festzustellen, ob dieser neueste Versuch zur Reaction als das letzte Todeszucken einer absterbenden Lehre oder aber als das erste Lebenszeichen einer Um- und Abkehr für die Zukunft aufzufassen ist. Diese Untersuchung ist um so interessanter, als Nietzsche nicht bloß als sociales Phänomen alle Beachtung verdient, sondern auch als geistreicher Kopf sonder Gleichen und genialer Schriftsteller der allgemeinen Aufmerksamkeit im höchsten Maße würdig erscheint.

I.

Friedrich Nietzsche wurde am 15. October 1844 in Röcken bei Lützen geboren. Seine Kindheit verbrachte er in Naumburg an der Saale, wo sein Vater Pastor war. Nach Erlangung des Maturitätszeugnisses widmete

er sich auf den Universitäten Bonn und Leipzig dem Studium der klassischen Sprachen, vornehmlich unter der Leitung des berühmten Philologen Ritschl, der von dem jungen Studenten bald eine hohe Meinung gewann. Auf seine Empfehlung wurde Nietzsche, noch bevor er zum Doctor promovirt worden, von der Universität Basel als Professor berufen. 1869 trat er — 25 Jahre alt — sein Lehramt an. Doch schon im folgenden Jahre unterbrach er seine akademische Thätigkeit, um am deutsch-französischen Kriege theilzunehmen. Der deutschen Armee gehörte er als Offizier der reitenden Artillerie an. „Ich verstehe mich — schreibt er gelegentlich in einem Privatbriefe — auf zweierlei Waffen, Säbel und Kanone, und vielleicht noch auf eine dritte . . .“

1876 wird Nietzsche kopfleidend; vergebens sucht er in Italien Heilung; 1879 muß er um seine Entlassung aus dem Lehramt bitten, welche ihm auch von der Stadt Basel mit voller Pension gewährt wird. Von nun an führt er ein Nomadenleben im Süden Europas; wir finden ihn bald im Engadin, bald an der Riviera, bald in Turin. Hier fällt der — inzwischen immer nervöser gewordene — Gelehrte, der zudem noch hereditär mit der Anlage zum Irrsinn belastet war, dem Wahnsinn anheim. Es erfolgt 1889 seine Ueberführung in die Irrenanstalt zu Jena; von dort nach Jahresfrist entlassen, wird er einer Kaltwasserheilanstalt übergeben, wo unter der Obhut seiner Mutter die Heilung seines fiebernden Gehirns versucht wird. Selbst wenn er gesunden sollte, dürfte ihm schwerlich eine Fortsetzung seiner schriftstellerischen Arbeit gestattet werden. Wir befinden uns somit bei Beurtheilung seiner Leistungen einer nach menschlichem Ermessen abgeschlossenen Thätigkeit gegenüber.

Nietzsche war bald von seinem eigentlichen Fache, der klassischen Philologie, abgekommen. Er hat seit seiner ersten größeren Abhandlung (über die Quellen des Diogenes Laërtius) sich immer ausschließlicher der Philosophie, der Sociologie, der Aesthetik und der Musik zugewandt. Diese Epoche von Nietzsches wissenschaftlichem Schaffen zerfällt in zwei Perioden: in der ersten, die etwa bis 1876 währt, steht er im Banne der Philosophie und Weltauffassung Schopenhauers und der künstlerischen und musikästhetischen Anschauungen Richard Wagners. In der zweiten Periode dagegen erscheint Nietzsche von jedem Abhängigkeitsverhältnisse befreit und tritt als vollkommen selbständiger Denker mit einem originellen System auf, das angeblich die Kraft haben soll, die gesammte Cultur zu reformiren, ja die Menschheitsgeschichte in eine neue Epoche überzuleiten.

Diese Werke der zweiten Periode unterscheiden sich, wie der Absicht des Autors nach, so auch schon äußerlich von den früheren Schriften, indem sie nicht mehr systematische Darstellungen enthalten, sondern sämmtlich Aphorismen-Sammlungen sind.

Ueber diese Form wird man sich freilich nicht wundern, sobald man die Entstehung der Werke kennt. Nietzsche, der schon wegen seiner hoch-

gradigen Augenschwäche nicht auf die übliche Art zu arbeiten vermochte, schrieb nämlich fast ausschließlich im Freien: stillstehend während seiner Spaziergänge oder liegend in einer schweizerischen oder italienischen Landschaft. Da hielt er denn auf losen Blättern alle die Gedanken fest, welche ihm durch den Kopf fuhren, über Menschen und Dinge oder was sonst seinen Weg kreuzte; alle Lust und alle Pein seiner hochherzigen Seele legte er in diesen — bald muthwilligen und boshaften, bald ernsthaften und tief durchdachten, bald verwegenen und tollkühnen — Aphorismen nieder. Und hier ist es, wo sich Nietzsche als einen klassischen Virtuosen des Styls zeigt, mit dessen unvergleichlicher Kunst weder die liebenswürdige Grazie eines Heinrich Heine, noch selbst die kraftvolle Muskulatur des Styls eines Schopenhauer in Parallele gestellt werden kann. Wohl mag Nietzsche viele Arbeit der formellen Ausfeilung seiner Aperçus und Sentenzen gewidmet, wohl mag er manch' mühevolle Stunde daran gesetzt haben, für seine Aphorismen das treffende Wort, den malerisch schönen Ausdruck, das glänzende Bild zu erhaschen, dafür aber gelingt es ihm auch, welches Sujet immer er beobachten mag, jedes Flimmern des Lichtes, jeden glitzernden Schein, jeden flüchtigen Schatten sprachlich wiederzugeben. So gewinnen seine Sätze einen die Herzen der Leser geradezu dämonisch berückenden Glanz.

Man darf indessen bei Betrachtung von Nietzsches Persönlichkeit den Hauptaccent durchaus nicht auf seine wunderbare Sprachgewalt, sein virtuoses Formtalent legen: der geniale Autor verräth sich vor allem auch in dem gedankenreichen Inhalte seiner Ausführungen. „Was muß dieser stille, in sich gekehrte Mann Alles beobachtet, wie tief sein Senkblei in das menschliche Herz getaucht haben, um dessen Abgründe so genau zu kennen! Wahrlich, es ist, als hörten wir einen Greis den ganzen Inhalt eines langen, erfahrungsreichen Lebens, in Sprüche der Weisheit gefaßt, vor uns ausbreiten!" (J. Mähly*).

So konnte sich Nietzsches übergroße Kraft an ernste und gewaltige Probleme wagen. Niemand geht mit steifem Schritte auf unbekanntem und von tausend Abgründen unterbrochenem Wege: aber Nietzsche läuft behend und mit verwegenen oder zierlichen Sprüngen auf einem solchen Pfade.

Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß Nietzsche die Gegenstände immer sah, wie sie in Wirklichkeit waren; im Gegentheil, oft genug stellen seine Ansichten nur deren groteske Schattenbilder dar, wie sie von dem verzerrenden Lichte einer nervös überreizten Phantasie geworfen werden: aber immer haben diese Aphorismen den vollen Reiz der Ursprünglichkeit, den Zauber der künstlerischen Composition, das „frische Aroma und die Freiluftstimmung von Morgensonne und jungem Grün". (Ola Hansson.)

*) J. Mähly, „F. Nietzsche" in der „Gegenwart", Nr. 36 v. 7. Sept. 1889.

Der Beginn von Nietzsches specifisch schöpferischer Thätigkeit fällt ins Jahr 1876, also in dasselbe Jahr, in welchem sein Kopfleiden offen eclatirte. Dieser Umstand hat einigen Gegnern Nietzsches Anlaß gegeben, seine originellen Ansichten — pathologisch zu erklären. Indessen ist dieser wenig liebenswürdige Commentar zu den Lehren unseres Denkers, nach dem jetzigen Stande der psychiatrischen Forschung, offenbar ungerecht. Denn Cesare Lombroso hat es in seinem kürzlich erschienenen Werke über den „genialen Menschen" höchst wahrscheinlich gemacht, daß gerade Kopfleiden der verschiedensten Art in gewissen genial veranlagten Naturen der Entwickelung des Genius sogar höchst förderlich sein können, wie überhaupt, dem berühmten italienischen Psychiater zu Folge, die Constatirung von Irrsinn kein Gegenbeweis gegen das Vorhandensein von Genie ist, welch' letzteres nur allzu häufig mit einer größeren oder geringeren Dosis an Wahnideen versetzt in Erscheinung tritt.

Die Eigenart von Nietzsches Denken verräth sich schon in den absonderlichen Titeln der meisten seiner Schriften. Dieselben lauten: „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik oder Griechenthum und Pessimismus"; — „Unzeitgemäße Betrachtungen"; — „Menschliches, Allzumenschliches" (eine selbständige Abtheilung davon: „Der Wanderer und sein Schatten"); — „Also sprach Zarathustra, ein Buch für Alle und Keinen"; — „Morgenröthe, Gedanken über die moralischen Vorurtheile"; — „Die fröhliche Wissenschaft (la gaya scienza), mit Anhang: Lieder des Prinzen Vogelfrei"; — „Jenseits von Gut und Böse"; — „Zur Genealogie der Moral"; — „Der Fall Wagner, ein Musikanten-Problem" und endlich „Götzen-Dämmerung oder: wie man mit dem Hammer philosophirt", sein letztes Werk. — —

Von einem stolzen Selbstbewußtsein zeigte sich Nietzsche schon in seiner Jugend erfüllt. Bereits in einer seiner frühesten Schriften hatte er zu verstehen gegeben, daß er dieselbe „unzeitgemäße" Betrachtungen neue um damit seine Absicht auszudrücken, gegen die Zeit und dadurch auf die Zeit und hoffentlich zu Gunsten einer kommenden Zeit zu wirken. Und an den Anfang seiner „fröhlichen Wissenschaft" hatte er frank und frei die von hoher Werthschätzung seiner selbst zeugende „Einladung" gesetzt:

> „Wagt's mit meiner Kost, ihr Esser!
> Morgen schmeckt sie euch schon besser
> Und schon übermorgen gut*)!"

Je weniger Anerkennung und Beachtung seine Schriften bei seinen Zeitgenossen fanden, desto mehr setzte sich in ihm die Ueberzeugung fest, daß die Gegenwart für seine Ideen noch nicht reif sei, daß aber eine ferne Zukunft seinen Verdiensten volle Gerechtigkeit widerfahren lassen d. h. sich ganz nach Nietzscheanischen Principien organisiren würde. So

*) Nietzsche, „Die fröhliche Wissenschaft", p. 5.

traf ihn das Schicksal genialer Denker, welche ein prometheïsches Selbstbewußtsein in Vereinsamung getrieben hat: seine verwegene Einseitigkeit ging schließlich in beklagenswerthen Größenwahn über.

1887 läßt Nietzsche auf sich drucken: „Was meinen ‚Zarathustra‘ anbetrifft, so lasse ich Niemanden als dessen Kenner gelten, den nicht jedes seiner Worte irgend wann einmal tief verwundet und irgend wann einmal tief entzückt hat*).“ Wahrlich, keine bescheidene Art der Unbescheidenheit!

1888 schreibt Nietzsche: „Meine ‚Genealogie der Moral‘ hat das Glück, nur den höchstgesinnten und strengsten Geistern zugänglich zu sein: dem Reste fehlen die Ohren dafür.“ Und ferner: „Ich habe den Deutschen die tiefsten Bücher gegeben, die sie überhaupt besitzen, — Grund genug, daß die Deutschen kein Wort davon verstehen**).“

Am schlimsten aber treibt es Nietzsche natürlich in seiner letzten Schrift der „Götzen-Dämmerung“ von 1889, wo sein Größenwahn wahre Orgien feiert.

Nach der Constatirung, daß Goethe in der Auffassung des Hellenischen von ihm abweiche, ist er fähig zu schreiben: „Folglich verstand Goethe die Griechen nicht.“ Die Krone aber setzt Allem die folgende Stelle auf: „Man fragt mich öfter, wozu ich eigentlich deutsch schriebe: nirgendwo würde ich schlechter gelesen als im Vaterlande. Aber wer weiß zuletzt, ob ich auch nur wünsche, heute gelesen zu werden? Dinge schaffen, an denen umsonst die Zeit ihre Zähne versucht; der Form nach, der Substanz nach um eine kleine Unsterblichkeit bemüht sein, — ich war noch nie bescheiden genug, weniger von mir zu verlangen. Der Aphorismus, die Sentenz, in denen ich als der Erste unter Deutschen Meister bin, sind die Formen der ‚Ewigkeit‘; mein Ehrgeiz ist, in zehn Sätzen zu sagen, was jeder Andere in einem Buche sagt — was jeder Andere in einem Buche nicht sagt. . . . Ich habe der Menschheit das tiefste Buch gegeben, das sie besitzt, meinen Zarathustra: ich gebe ihr über Kurzem das unabhängigste***). —“

Die Fratze des Größenwahns grinst uns auch aus einem kleinen kritischen Abschnitte desselben Buches entgegen. Dieser Abschnitt ist betitelt: „Meine Unmöglichen“ und ist eine halbe Seite lang. Hier säbelt er in buntem Durcheinander die höchsten Denker und Dichter aller Völker und Zeiten zusammen: Rousseau und Kant, Dante und Schiller, Seneca und Carlyle, Victor Hugo, Zola, die Goncourts und Andere mehr. Ich citire daraus: „Seneca: oder der Toreador der Tugend. — Schiller: oder der Moral-Trompeter von Säkkingen. — Dante: oder die Hyäne,

*) Nietzsche, „Zur Genealogie der Moral“, p. XIII f.
**) Nietzsche, „Der Fall Wagner“, p. 56 und 48.
***) Nietzsche, „Götzen-Dämmerung“, p. 129 und 137.

die in Gräbern dichtet. — Victor Hugo: oder der Pharus am Meere des Unsinns. — Zola: oder die Freude zu stinken*)."

Aber selbst in diesen vergifteten, bereits vom Wahnwitz dirigirten Pfeilen kann sich der Meister, der sie gefertigt, der kunstreiche Finder und Erfinder nicht verleugnen. — —

Diese allgemeine Charakteristik mögen noch einige persönliche Züge aus dem Leben Nietzsches ergänzen, die uns von seinem begeisterten Verehrer, dem Schweden Ola Hansson, aufbewahrt worden sind.

Nietzsche wuchs ganz unter Frauen auf; seine Erziehung wurde durch Frauen geleitet und sein Verkehr fand vornehmlich mit Frauen statt, seiner Mutter, seiner Schwester, näheren und entfernteren weiblichen Verwandten, weiblichen Nachbarn. Hansson hat vermuthlich Recht, wenn er hierin die Wurzel und den Ursprung von Nietzsches Femininismus sucht, der in Vorliebe für äußere Form und Verfeinerung und während seiner Jugendjahre auch in peinlich soignirter Kleidung und entsprechender Wohnungseinrichtung sich äußerte, — woran freilich auch sein Schönheitssinn und sein artistisch wählerischer Geschmack Antheil gehabt haben mögen.

Die Vorliebe für den Umgang mit Frauen blieb ihm auch späterhin noch eigen. So kam es, daß er während seines gewöhnlichen Winteraufenthaltes in Nizza im Hotel ganz besonders mit Frauen verkehrte und in diesem Kreise sein Talent liebenswürdiger Conversation zum Virtuosenthum ausbildete.

Ein anderer Charakterzug Nietzsches ist sein ausgeprägter Individualismus. Ola Hansson theilt uns als Beleg einen sehr charakteristischen Zug aus seinem Leben mit. „Während seines langjährigen Aufenthalts in der einsamen Gebirgsgegend von Sils-Maria, wo er allein mit sich selbst und der Natur als ein moderner Eremit lebte, pflegte er, in Meditation versunken, auf einer grün bewachsenen Landzunge zu liegen, die sich in den See erstreckte. Eines Frühlings kehrte er wieder und fand auf dem geweihten Platz, den bisher nur seine allergeheimsten Gedanken und Gesichte bevölkert, eine Bank, auf der triviale Menschen sitzen konnten. Und der Anblick dieser allzu menschlichen Einrichtung war genug, ihm den so geliebten Aufenthalt unleidlich zu machen. Er setzte nie wieder seinen Fuß dahin." —

II.

Nietzsches Hauptidee betrifft den Ursprung und die Bedeutung der moralischen Urtheile und im Zusammenhange damit die Richtung und das Ziel aller Cultur.

Den Ausgangspunkt seiner Lehre bildet der Satz, daß der eigentliche Grundtrieb des Lebens der „Wille zur Macht" sei. Derselbe besteht in

*) Nietzsche, „Götzen-Dämmerung", p. 69.

der Neigung jedes Menschen, sein Ich, seine Persönlichkeit, seine Absichten (im weitesten Sinne des Wortes) geltend zu machen und zur Herrschaft zu bringen. Die Darwinsche Formel dagegen vom „Kampfe ums Dasein" wird angeblich dem vollen Reichthum der Wirklichkeit nicht gerecht, da sie nur den „Willen zur Selbsterhaltung" kennt und somit eine unzulässige Einschränkung des eigentlichen Lebens-Grundtriebes enthält, der, wie gesagt, auf Machterweiterung hinausgeht und in diesem Willen oft genug die Selbsterhaltung in Frage stellt und opfert*).

Die tyrannisch-rücksichtenlose und unerbittliche Durchsetzung von Machtansprüchen ist es, die aus allen Kundgebungen der Menschennatur wie der gesammten Natur überhaupt herauszulesen ist.

Zielt nun der Eine auf Uebergewicht und Machterweiterung, so heißt das für den Nachbarn: Unterwerfung und Unterordnung. Wenn man also gründlich auf den Grund denkt und sich aller empfindsamen Schwächlichkeit erwehrt, so bemerkt man, daß Leben wesentlich Aneignung, Verletzung, Ueberwältigung des Fremden und Schwächeren, Unterdrückung, Härte, Aufzwängung eigner Formen, Einverleibung und mindestens, mildestens Ausbeutung ist. Die Ausbeutung gehört also nicht etwa blos einer verderbten oder unvollkommenen und primitiven Gesellschaft an: sie gehört in's Wesen des Lebendigen, als organische Grundfunction, sie ist eine Folge des eigentlichen Willens zur Macht, der eben der Wille des Lebens ist.

Das ist natürlich cum grano salis zu verstehen. Es soll nicht heißen, daß jeder Einzelne alle anderen Menschen zu unterdrücken sucht. Dies ginge einfach in Wirklichkeit nicht an. Bei einem solchen Ver-

*) „Man nehme es als symptomatisch, — sagt Nietzsche — wenn einzelne Philosophen, wie z. B. der schwindsüchtige Spinoza, gerade im sogenannten Selbsterhaltungstrieb das Entscheidende sahen, sehen mußten: — es waren eben Menschen in Nothlagen. Daß unsere modernen Naturwissenschaften sich dermaßen mit dem Spinozistischen Dogma verwickelt haben (zuletzt noch und am gröbsten im Darwinismus mit (einer unbegreiflich einseitigen Lehre vom „Kampf ums Dasein" —), das liegt wahrscheinlich an der Herkunft der meisten Naturforscher: sie gehören in dieser Hinsicht zum „Volk", ihre Vorfahren waren arme und geringe Leute, welche die Schwierigkeit, sich durchzubringen, allzusehr aus der Nähe kannten. Um den ganzen englischen Darwinismus herum haucht Etwas wie englische Uebervölkerungs-Stickluft, wie Kleiner-Leute-Geruch von Noth und Enge. Aber man sollte, als Naturforscher, aus seinem menschlichen Winkel herauskommen: und in der Natur herrscht nicht die Nothlage sondern der Ueberfluß, die Verschwendung, sogar bis in's Unsinnige. Der Kampf ums Dasein ist nur eine Ausnahme, eine zeitweilige Restriction des Lebenswillens; der große und kleine Kampf dreht sich allenthalben ums Uebergewicht, um Wachsthum und Ausbreitung um Macht gemäß dem Willen zur Macht, der eben der Wille des Lebens ist."

„Die gesammte Psychologie hat sich bisher nicht in die Tiefe gewagt. Dieselbe heißt es an einer anderen Stelle als Morphologie und Entwickelungslehre des Willens zur Macht zu fassen, wie ich sie fasse — daran hat noch Niemand in seinen Gedanken selbst gestreift: sofern es nämlich erlaubt ist, in dem, was bisher geschrieben wurde, ein Symptom von dem, was bisher verschwiegen wurde, zu erkennen." Nietzsche, „Fröhliche Wissenschaft," p. 273 f. und „Jenseits von Gut und Böse," p. 29 f.)

nichtungskampfe Aller gegen Alle würde ein Bestand der Menschheit auf die Dauer ganz unmöglich sein. Vielmehr schließen sich Menschen, die sich ihren Anlagen, Erlebnissen, Ein-, An- und Absichten nach verwandt fühlen, zu Gemeinschaften — oder, wie man es sonst nennen will — zusammen, und diese Gemeinschaften sind es, welche andere ähnliche Gemeinschaften in ihren Dienst zu pressen suchen.

Auf diese Weise muß eine aristokratische Gesellschaft entstehen, d. h. eine Gesellschaft, welche an eine Verschiedenheit des Ranges und Werthes von Mensch und Mensch glaubt und Sklaverei in irgend einem Sinne nöthig hat. Jetzt erst kann auch eine höhere Cultur geschaffen werden, wo es zwei unterschiedene Kasten der Gesellschaft giebt, die der Arbeitenden und die der zu wahrer Muße Befähigten oder, mit stärkerem Ausdruck: die Kaste der Zwangsarbeit und die Kaste der Freiarbeit. Somit ist die Veredlung der menschlichen Rasse oder — wie sich Nietzsche ausdrückt — die Erhöhung des Typus „Mensch" das Werk einer aristokratischen Gesellschaft, eines auf Unterdrückung und Zwang basirenden Kastenstaates.

„Gesetzt, — sagt Nietzsche — dies ist als Theorie eine Neuerung, — als Realität ist es das Ur-Factum aller Geschichte!"

Freilich darf man sich über die Entstehungsgeschichte einer aristokratischen Gesellschaft keinen humanitären Täuschungen hingeben: die Wahrheit ist hart. Jede höhere Cultur auf Erden hat nämlich bisher folgendermaßen angefangen. Menschen mit einer noch natürlichen Natur, Barbaren in jedem furchtbaren Sinne des Wortes, Raubmenschen, noch im Besitz ungebrochener Willenskräfte und Machtbegierden, warfen sich auf schwächere, gesittetere, friedlichere, vielleicht handeltreibende oder viehzüchtende Rassen oder auf alte, mürbe Culturen, in denen eben die letzte Lebenskraft in glänzenden Feuerwerken von Geist und Verderbniß verflackerte. Die Sieger übernahmen die Herrschaft, während die Besiegten zur dienenden Klasse herabgedrückt wurden; somit war die vornehme Klasse im Anfang immer die Barbaren-Kaste: ihr Uebergewicht lag nicht vorerst in der physischen Kraft, sondern in der seelischen, — es waren die ganzeren Menschen, (was auf jener Stufe auch soviel mit bedeutet als „die ganzeren Bestien").

So wie nun in der Vergangenheit die Erhöhung des Typus „Mensch" das Werk einer aristokratischen Gesellschaft war, — so wird es angeblich auch in Zukunft sein. Ohne das Pathos der Distanz, — meint Nietzsche — wie es aus dem eingefleischten Unterschied der Stände, aus dem beständigen Ausblick und Herabblick der herrschenden Kaste auf Unterthänige und Werkzeuge und aus ihrer ebenso beständigen Uebung im Gehorchen und Befehlen, Nieder- und Fernhalten erwächst, könnte auch jenes andere geheimnißvollere Pathos gar nicht erwachsen, jenes Verlangen nach immer neuer Distanz-Erweiterung innerhalb der Seele selbst, die

Herausbildung immer höherer Zustände, kurz eben die Erhöhung des Typus „Mensch“.

Als das wesentliche Merkmal aber einer, den Culturfortschritt verbürgenden, guten und gesunden Aristokratie findet Nietzsche, daß sie sich als Sinn und Zweck der menschlichen Gesellschaft fühlt, daß sie deshalb mit gutem Gewissen das Opfer einer Unzahl Menschen hinnimmt, welche um ihretwillen zu unvollständigen Menschen, zu Sklaven, zu Werkzeugen herabgedrückt und vermindert werden müssen. Ihr Grundglaube muß eben sein, daß die Gesellschaft nicht um der Gesellschaft willen da sein dürfe, sondern nur als Unterbau und Gerüst, an dem sich eine ausgesuchte Art Wesen — nämlich eben die Aristokratie — zu ihrer höheren Aufgabe und überhaupt zu einem höheren Sein emporzuheben vermag: vergleichbar jenen sonnensüchtigen Kletterpflanzen auf Java, welche mit ihren Armen einen Eichbaum so lange und oft umklammern, bis sie endlich, hoch über ihm, aber auf ihn gestützt, in freiem Lichte ihre Krone entfalten und ihr Glück zur Schau tragen können.

Somit gehört — nach Nietzsche — der Egoismus zum Wesen der vornehmen Seele, d. h. der Egoismus, welcher in ihrem unverrückbaren Glauben besteht, daß einem Wesen, wie der vornehme Mensch eines ist, andere Wesen von Natur unterthan sein müssen und sich ihm zu opfern haben. Die vornehme Seele nimmt diesen Thatbestand ihres Egoismus ohne jedes Fragezeichen hin, auch ohne ein Gefühl von Härte, Zwang, Willkür darin, vielmehr wie Etwas, das im Urgesetz der Dinge begründet sein mag: — suchte sie nach einem Namen dafür, so würde sie sagen, „es ist die Gerechtigkeit selbst.“ Die vornehme Seele gesteht sich zu, daß es mit ihr Gleichberechtigte giebt: unter diesen Gleichen und Gleichberechtigten bewegt sie sich mit der gleichen Sicherheit in Scham und zarter Ehrfurcht, welche sie im Verkehre mit sich selbst hat. Es ist ein Stück ihres Egoismus mehr, diese Feinheit und Selbstbeschränkung im Verkehre mit ihres Gleichen: sie ehrt sich in ihnen und in den Rechten, welche sie an dieselben abgiebt, sie zweifelt nicht, daß der Austausch von Ehren und Rechten als Wesen alles Verkehrs ebenfalls zum naturgemäßen Zustand der Dinge gehört. —

Jede menschliche Gesellschaft ist auf diese Weise durch die Herrschaft einer Rasse über eine andere charakterisirt. Nun ist aber klar, daß eine herrschende Klasse eine ganz andere Lebensnorm und Lebensanschauung haben muß wie eine dienende Klasse. Und so entdeckt Nietzsche bei einer Wanderung durch die vielen, sei es feineren, sei es gröberen Moralen, welche bisher auf Erden geherrscht haben oder noch herrschen, zwei allgemeine Grundtypen: eine Moral der Aristokratie, die von ihm sog. Herrenmoral, und eine Moral der beherrschten Klasse, die von ihm sog. Sklavenmoral. Ich wiederhole, daß Herrenmoral und Sklavenmoral, deren Schilderung ich nunmehr versuchen will, nur ganz allgemeine Grundtypen

sind, die — auch nach Nietzsches Ansicht — in einer höheren Cultur kaum je ganz rein zum Vorschein kommen; vielmehr begegnen wir meist Versuchen der Vermittlung beider Moralen, noch öfter dem Durcheinander derselben.

Die moralischen Werthunterscheidungen — z. B. gut und schlecht u. s. w. — sind also entweder unter einer herrschenden Art entstanden, welche sich ihres Unterschiedes gegen die beherrschte mit Wohlgefühl bewußt war, oder aber die moralischen Werthunterscheidungen sind unter den Beherrschten, den Sklaven und Abhängigen jeden Grades entstanden.

Im ersten Falle, wenn die Herrschenden es sind, welche die ethischen Anschauungen bestimmen, kommt man zu den Begriffen „gut" und „schlecht" in einem ganz eigenartigen Sinne, wie er sich eben nur bei einer Aristokratie finden kann.

Die Aristokraten nämlich in ihrer mächtigen Leiblichkeit, ihrer blühenden, reichen, selbst überschäumenden Gesundheit, — sie, die Krieg, Abenteuer, Jagd, Tanz, Kampfspiele und Alles überhaupt lieben, was starkes, freies frohgemuthes Handeln in sich schließt: sie, die Vornehmen, Mächtigen, Hochgestellten und Hochgesinnten freuen sich ihrer selbst und ihres Daseins und ihres Thuns und bestätigen dasselbe nur in allen ihren Urtheilen; sie ehren Alles, was sie an sich kennen: ihre Moral ist Selbstverherrlichung. So „schaffen" sie — wie Nietzsche sich ausdrückt — „Werthe". Was sie selbst thun, das erklären sie für „gut", das empfinden und setzen sie als ersten Ranges an im Gegensatz zu allem Niedrigen, Niedrig-Gesinnten, Gemeinen und Pöbelhaften.

Im Vordergrunde steht bei allen diesen Urtheilen und Werthschätzungen des wahren Aristokraten im Sinne Nietzsches: das Gefühl der Fülle, der Macht, die überströmen will, das Glück der hohen Spannung, das Bewußtsein eines Reichthums, der schenken und abgeben möchte: auch der vornehme Mensch hilft dem Unglücklichen, aber nicht oder fast nicht aus Mitleid, sondern mehr aus einem Drang, den der Ueberfluß von Macht erzeugt. Der vornehme Mensch ehrt in sich den Mächtigen, auch den, welcher Macht über sich selbst hat, der zu reden und zu schweigen versteht, der mit Lust Strenge und Härte gegen sich übt und Ehrerbietung vor allem Strengen und Harten hat. Ein hartes Herz — heißt es in einer alten skandinavischen Saga — legte Wotan mir in die Brust: so ist es aus der Seele eines stolzen Wikingers heraus mit Recht gedichtet.

In diesem geschilderten Falle, wo die Herren den Begriff „gut" bestimmen, sind es die erhobenen stolzen Zustände der Seele, welche als das Auszeichnende und die Rangordnung Bestimmende empfunden werden. Darum trennt der vornehme Mensch die Wesen von sich ab, an denen das Gegentheil solcher gehobenen stolzen Zustände zum Ausdruck kommt: er verachtet sie, er bezeichnet sie als „schlecht". In dieser Herrenmoral lauten also die Grundbegriffe: „gut" und „schlecht"; gut ist Alles, was der hochgesinnte Vornehme thut; schlecht oder verächtlich ist Alles, was dem vor-

nehmen Geist zuwider ist. Schlecht und verachtet ist der Feige, der Aengstliche, der Kleinliche, der an die enge Nützlichkeit denkende; ebenso der Mißtrauische mit seinem unfreien Blicke, der Sicherniedrigende, die Hundeart von Mensch, welche sich mißhandeln läßt, der bettelnde Schmeichler, vor Allem der Lügner: es ist ein Grundglaube aller Aristokratn, daß das gemeine Volk lügnerisch ist. „Wir Wahrhaftigen", so nannten sich im alten Griechenland die Adeligen.

Somit entsteht alle vornehme Moral und Lebensanschauung aus einer triumphirenden Billigung des eigenen Thuns durch die Aristokratie; die vornehme Wirkungsweise agirt und wächst spontan, sie sucht ihren Gegensatz (schlecht, verächtlich) nur auf, um zu sich selber noch dankbarer, noch frohlockender Ja zu sagen, — der negative Begriff „niedrig", „gemein", „schlecht", ist nur ein nachgeborenes, blasses Contrastbild im Verhältniß zu ihrem positiven, durch und durch mit Leben und Leidenschaft durchtränkten Grundbegriff: „wir Vornehmen, wir Guten, wir Schönen, wir Glücklichen!"

Umgekehrt entsteht die Moral und Lebensanschauung aller beherrschten und abhängigen Classen, die von Nietzsche sogenannte Sklavenmoral, — der zweite jener beiden Moralgrundtypen, die überhaupt vorkommen.

Wenn die Vergewaltigten, Gedrückten, Leidenden und Unfreien moralisiren: was wird das Gleichartige ihrer moralischen Werthschätzungen sein? Wahrscheinlich wird der Haß gegen die Aristokratie und die Sehnsucht nach Erleichterung ihrer Lage zum Ausdruck kommen. Der Blick des Sklaven ist abgünstig für die Tugenden des Mächtigen: der Sklave hat Mißtrauen, berechtigtes Mißtrauen gegen Alles, was dort als „gut" geehrt wird. Denn „gut" im Sinne des Herrn ist ja gerade ihr stolzes barbarisches Thun, ihr Pochen auf Kraft und Macht, d. h. es gilt bei den Herren etwas als „gut", was die Unterdrückten schädigen muß. Dies Alles wird daher in der Sklavenmoral als „böse" bezeichnet. Umgekehrt werden von diesen Sklaven die Eigenschaften hervorgezogen und mit Licht übergossen, welche dazu dienen, Leidenden (wie es eben die Sklaven sind) das Dasein zu erleichtern: hier kommt das Mitleiden, die gefällige hilfbereite Hand, das warme Herz, die Geduld, der Fleiß, die Demuth, die Freundlichkeit zu Ehren, — denn das sind hier die nützlichsten Eigenschaften und beinahe die einzigen Mittel, den Druck des Daseins auszuhalten. Alle diese Eigenschaften werden also, laut Sklavenmoral, als „gut" qualificirt. Für die Letztere lautet mithin der entscheidende Gegensatz in allen Urtheilen: „gut" und „böse", während die Herrenmoral, wie erwähnt, nur den Gegensatz „gut" und „schlecht" kennt — wobei aber festgehalten werden muß, daß der Begriff „gut" beide Male etwas ganz Verschiedenes bedeutet: nach der Sklavenmoral ist der „Gute" der Mitleidig-Helfende, hingegen ist der „Böse" der Furcht-Er-

regende; nach der Herrenmoral aber ist es gerade der „Gute", der Furcht erregt und erregen will. Der Gute im letzteren Sinne erscheint also dem Giftauge des Unterdrückten als der „Böse". Dieser letztere Begriff entstammt recht eigentlich dem Braukessel des ungesättigten Hasses des Sklaven gegen seinen Herrn und Peiniger. Und da Nietzsche es mit dem Letzteren hält und daher gegen die Sklaven auftritt, ist es erklärlich, daß er die Formel „Jenseits von Gut und Böse" d. h. fern von aller Sklavenmoral — eine Formel, die nachgerade anfängt berühmt zu werden — ausgiebt.

Um einige concrete Beispiele für das, was Nietzsche unter den „Herren" versteht, anzuführen, bemerke ich, daß er die Römer als die Vertreter der Herrenmoral par excellence auffaßt, im Uebrigen aber jede selbstbewußte, kriegerische Aristokratie — z. B. homerische Helden, skandinavische Vikinger, germanischen und japanesischen Adel — als vornehmen Stand anerkennt.

Das jüdische Volk dagegen wird von Nietzsche als das geistreichste Sklavenvolk angesehen, und die angeblich von diesem erfundene christliche Moral gilt ihm als die Sclavenmoral κατ' ἐξοχήν.

In dem Kampfe zwischen Herren- und Sklavenmoral, zwischen römisch-aristokratischer und jüdisch-christlich-plebejischer Werthungsweise ist die letztere auf der ganzen Linie Sieger geblieben. Die gesammte europäische Cultur hat ihr bestimmendes Gepräge durch die Schlagworte „gut" und „böse" erhalten, die Schlagworte der Sklavenmoral. Daher die Decadence ganz Europas, daher überall Mangel an Gesundheit, vor Allem an Gesundheit des Willens. Die europäische Cultur scheint ausmünden zu wollen in der Erzeugung einer verzärtelten, mitleidigen, schwächlichen, niedriggesinnten Menschenrasse. Dahin treibt man uns, indem man als oberste Maxime der Gesellschaft „das Wohl der Meisten" gelten läßt!

Und hier setzt Nietzsche mit der Aufgabe ein, die er sich selber gestellt hat: die Aristokratie soll sich von dem entnervenden Principe des „Gut" und „Böse" befreien, sich „jenseits von Gut und Böse" stellen, die ihr einzig anstehende Art zu urtheilen annehmen: „Gut" und „schlecht" oder „verächtlich"; sie soll die Herrschaft ergreifen, die Massen wieder unterjochen und für ihre Zwecke ausbeuten; sie soll, mit einem Worte, die stolzen, menschlichen Instincte hochhalten und weiter entwickeln und dadurch wenigstens sich selber vor Entartung und Decadence retten. Hat aber dieser neue Adel das erreicht, dann wird es ihm auch gelingen, schließlich aus sich einen neuen, höheren, schöneren, mächtigeren Typus „Mensch" herauszubilden: er wird den „Uebermenschen" erzeugen. Und in diesem Sinne giebt Nietzsche im graden Gegensatze zur Zeitströmung und zum geltenden demokratischen und socialistischen Grundsatze vom Wohl der Meisten die Parole vom „Wohl der Wenigsten" aus. —

Woran aber diese Aristokratie erkennen? Welcher Art ist ihr nächstes Verhalten? Nun, alle die, welche sich zur vornehmen Moral des „Gut"

und „Schlecht" bekennen, die von Nietzsche sog. „freien Geister" sollen die Einsamkeit aufsuchen, da vor der Hand für sie das Leben in der alten Gesellschaft mit ihrer jämmerlichen Moral unerträglich ist; hier in der Einsamkeit sollen sie ihre vornehmen Instinkte erhalten und ausbilden, bis sie schließlich, überall auftauchend und zahlreicher werdend, im Stande sind, ihre weltgeschichtliche Mission zu erfüllen.

In einem besonderen Buche, das in einer Art von biblischem Stile geschrieben ist, betitelt „Also sprach Zarathustra," apostrophirt Nietzsche diese freien Geister und bereitet sie für ihr gewaltiges Werk vor. Ich citire daraus, wie er ihnen parabolisch vorhält, daß sie gegen alles Hergebrachte werden hart sein müssen:

„Warum so hart! — sprach zum Diamanten einst die Küchen-Kohle: sind wir denn nicht Nah-Verwandte?" — „Warum so weich? Oh meine Brüder, also frage ich euch: seid ihr denn nicht — meine Brüder? Warum so weich, so weichend und nachgebend? Warum ist so viel Leugnung, Verleugnung in eurem Herzen? so wenig Schicksal in eurem Blick? — Und wollt ihr nicht Schicksale sein und Unerbittliche: wie könntet ihr einst mit mir — siegen? Und wenn eure Härte nicht blitzen und schneiden und zerschneiden will: wie könntet ihr einst mit mir — schaffen? Alle Schaffenden nämlich sind hart. Und Seligkeit muß es euch dünken, eure Hand auf Jahrtausende zu drücken wie auf Wachs, — Seligkeit, auf dem Willen von Jahrtausenden zu schreiben wie auf Erz, härter als Erz, edler als Erz. Ganz hart allein ist das Edelste. Diese neue Tafel, oh meine Brüder, stelle ich über euch: Werdet hart!" — — („Zarathustra," Theil III, p. 90).

Diese freien Geister, die freilich zunächst zur Einsamkeit verdammt sind, werden aber hier ein keineswegs trauriges Leben führen. Die Erkenntniß ihrer herrlichen Aufgaben wird sie vielmehr überaus heiter und glücklich stimmen. Und so ruft ihnen Zarathustra zu:

„Erhebt Eure Herzen, meine Brüder, hoch, höher! Und vergeßt mir auch die Beine nicht! Erhebt auch Eure Beine, Ihr guten Tänzer, und besser noch: Ihr steht auch auf dem Kopf!

„Diese Krone des Lachenden, diese Rosenkranz-Krone: ich selber setzte mir diese Krone auf, ich selber sprach heilig mein Gelächter. Keinen Anderen fand ich heute stark genug dazu.

„Zarathustra der Tänzer, Zarathustra der Leichte, der mit den Flügeln winkt, ein Flugbereiter, allen Vögeln zuwinkend, bereit und fertig, ein Selig-Leichtfertiger: —

„Zarathustra der Wahrsager, Zarathustra der Wahrlacher, kein Ungeduldiger, kein Unbedingter, Einer, der Sprünge und Seitensprünge liebt: ich selber setzte mir diese Krone auf!

„Diese Krone des Lachenden, diese Rosenkranz-Krone: euch, meinen Brüdern, werfe ich diese Krone zu! Das Lachen sprach ich heilig: ihr höheren Menschen, lernt mir — lachen!" („Zarathustra", Theil IV. p. 87.)

Von diesen freien, heiteren, hochgesinnten Geistern wird also die Zukunft der Menschheit abhängen. Und indem Nietzsche es ist, der ihnen ihr Lebensprogramm vorzeichnet, kann er — von seinem Standpunkte aus mit Recht — bemerken, daß er „das Schicksal der Menschen zu tragen habe." —

III.

Wir kennen nunmehr die Lehren Nietzsches. Dieselben leugnen also jegliche Moral im alten Sinne. Dieses Princip ist nicht vollkommen originell. Bereits Karl Marx, der geniale Theoretiker des internationalen Socialismus, hat in seinem „Communistischen Manifest" (1848) die Behauptung aufgestellt, daß alle Moral jeden Zeitalters von der herrschenden Classe desselben ihrem Interesse gemäß bestimmt und zugestutzt würde, und daher die Gültigkeit der Moral bestritten; später haben die Anarchisten, unter der Führung des Russen Netschajew, noch energischer der Moral den Krieg erklärt und überhaupt ihren Anhängern zur Pflicht gemacht, keinerlei Grundsätze der Moral anzuerkennen, da sie nur ein Product der regierenden Kaste sei*).

Aber: während Marx und Netschajew die Abschaffung der bestehenden Moral von unten auf durch die socialistischen Volksmassen predigen, will Nietzsche sie von oben her, durch die Aristokratie, aufheben. Ich möchte daher, von diesem Gesichtspunkte aus, Nietzsche als einen „aristokratischen Anarchisten" charakterisiren.

Man würde aber Nietzsche ganz und gar mißverstehen, wenn man behauptete, daß seine Absicht dahin geht, jegliche Sittlichkeit zu beseitigen. Vielmehr will Nietzsche nur die herrschende Sittlichkeit, welche ihm als „Sklavenmoral" erscheint, durch eine neue aristokratiche Sittlichkeit ersetzen. Die Ausarbeitung dieser Moral ist die philosophisch-sociologische Hauptthat Nietzsches**).

Als Ziel gilt ihm eine aristokratische Cultur. Ohne Zweifel wirkten da antik-classische, vor allem platonische — dann aber auch schopenhauerische Ideale mit. Beide, Platon wie Schopenhauer***), hatten die

*) Vergl. Georg Adler, „Die Grundlagen der Karl Marx'schen Kritik der bestehenden Volkswirthschaft" und desselben Abhandlung „Anarchismus" im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften", Band I.

**) Nur einen Theil dieser aristokratischen Moral hat Nietzsche darstellen können; an der Completirung ist er durch seine Krankheit verhindert worden.

***) Man vergleiche die folgende Bemerkung Schopenhauers: „Will man utopische Pläne, so sage ich: die einzige Lösung des Problems wäre die Despotie der Weisen und Edlen, einer echten Aristokratie, eines echten Adels, erzielt auf dem Wege der Generation, durch Vermählung der edelmüthigsten Männer mit den klügsten und geistreichsten Weibern. Dieser Vorschlag ist mein Utopien und meine Republik des Platon". („Parerga und Paralipomena", Bd II. p. 273.) Nietzsche, der Verfasser einer Schrift „Schopenhauer als Erzieher", hat zugestanden, daß er jede Zeile, die aus der Feder des pessimistischen Philosophen geflossen, genau kenne.

Züchtung besonderer, zum Herrschen bestimmter Kasten vorgeschlagen, um auf diese Weise einen mächtigen Fortschritt der Cultur zu erzielen. Bei Nietzsches Conception der Idee vom Uebermenschen scheinen aber außerdem noch die modern naturwissenschaftlichen, zumal die darwinistischen Gedanken von Einfluß gewesen zu sein. Denn hier war ja nachgewiesen worden, daß im Laufe der Zeiten sich aus ganz niedrigen Organismen nach und nach die höher stehenden Lebewesen und schließlich der Mensch entwickelt habe. Weshalb sollte sich also nicht schließlich aus dem Menschen ein höheres Wesen, der Uebermensch, entwickeln können? Und wie die bisherige Evolution vom Niedrigen zum Höheren nur unter Verkümmerung und Aufopferung einer großen Masse von niedrigeren Existenzen stattgefunden hatte, so schien ihm die Entwickelung für die Menschenrasse eine analoge zu sein. Und die Herrschaft der aristokratischen Moral auf Erden im angedeuteten Sinne war das Mittel, um auf dieselbe Weise wie bisher aus dem Reiche der Menschheit in das neue, höhere Reich der Uebermenschheit zu steuern. —

Zur Kritik von Nietzsches aristokratischer Theorie will ich kurz bemerken, daß sie mit ihrem Principe, nur wenige Menschen auf Kosten aller Andern auszubilden, aller Culturgeschichte schnurstracks zuwiderläuft. Diese hat gerade von Zeitalter zu Zeitalter zu einer immer größeren Verallgemeinerung der Güter der Civilisation geführt; der Kreis Derer, die mitgenießen und an den Errungenschaften der Civilisation participiren durften, hat sich immer mehr erweitert: man denke doch blos an die Zustände der asiatischen Despotien vor Jahrtausenden und lasse den Blick nach einander gleiten: über die antiken Städterepubliken, über die mittelalterlichen Reiche mit ihrem starken und freien Bürgerthume, über die neuere Zeit mit ihrer Bauern-Befreiung — bis zur Gegenwart, der Epoche des allgemeinen Stimmrechts, der Arbeitercoalitionen und des sorgsamen staatlichen Arbeiterschutzes.

Wie nun einmal der Gang der Cultur, der technischen, industriellen und geistigen Entwickelung erfolgt ist, — ist die Realisirung von Nietzsches Princip einfach ein Ding der Unmöglichkeit. Im Gegensatze dazu werden vielmehr die Arbeiter in Zukunft immer mehr Wohlsein, mehr Rechte, mehr Einfluß erlangen. Es versuche nur einmal irgend eine herrschende Classe, mit Nietzsches Lehre Ernst zu machen und sich „jenseits von Gut und Böse“ zu stellen: die unteren Classen werden nicht säumen, die Consequenz zu ziehen, sich ebenfalls außerhalb des Bodens der Moral zu stellen und die sociale Revolution vorzubereiten, welche unter den gegebenen Verhältnissen unfehlbar eine derartige Aristokratie zerschmettern müßte. —

So ist Nietzsches Theorie ein Ideal, das nie verwirklicht werden kann, — und, fügen wir hinzu, glücklicherweise; denn dies Ideal ist nicht einmal ein schönes! Was würde aus der Masse der Menschheit unter dem Regime Nietzscheanischer Principien werden? Eine Masse von

Kulis. — der Autor sagt es uns zum Ueberflusse selber. Nun also, eine ganz jämmerliche, geistlose, elende, kranke, degenerirte, von allen Seuchen schwer heimgesuchte Rasse, die, bei der Ueberfülle der nothwendigen Beziehungen zwischen Mensch und Mensch, bald auch die Aristokratie anstecken und zu Grunde richten müßte.

Wohl mag Nietzsche das Wesen einer stolzen, selbstsüchtigen Aristokratie mit genialer Intuition begriffen und mit Strichen von unvergleichlicher Meisterschaft gezeichnet haben: aber nie wird er uns überzeugen können, daß eine solche Aristokratie und nur sie den Fortschritt der Cultur bewirken könne. Im Gegentheil, es wird das Ziel sein müssen: die Lust zur Unterdrückung des Nächsten und Alles, was mit den roh-selbstischen Trieben der Menschenseele zusammenhängt, in Zukunft abzuschwächen.

Wie gewaltig auch Nietzsches Gestalt über Alles hervorragt, was ihn umgiebt und was ihm Feind ist: so wird selbst seine herkulische Kraft das continuirlich vorwärtsdrängende Rad der Weltgeschichte nicht zum Stillstande zu bringen vermögen, — wenn auch vermuthlich Nietzsches Lehre der Ausgangspunkt einer raffinirten aristokratischen Geistescultur innerhalb eines Theils der Bourgeoisie sein wird.

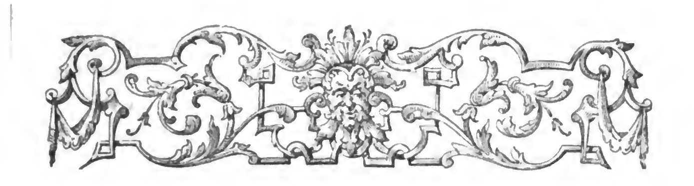
Trotz alledem aber bleibt Nietzsche auch für den Gegner seines principiellen Grundgedankens ein Autor, der schon um seiner Lebensweisheit, seines vornehmen Geschmackes, seiner klassischen Stilistik, seines rücksichtslosen Wahrheitsstrebens willen eines eingehenden, eindringenden Studiums nur allzu würdig erscheint.

Und so können auch wir nur bedauern, daß dieses reiche Leben so schnell verrauscht ist, und daß die Saiten mit so schrillem Mißklange eben in dem Augenblicke haben zerreißen müssen, wo die Zeitgenossen, auf deren Anerkennung der Autor längst nicht mehr gerechnet, sich gerade anschickten, Lorbeerkränze um sein Haupt zu winden.

So leuchtet über den Ruinen seines Geistes, gleich dunklem, wehmüthig stimmendem Abendsonnenglanz der Wiederschein eines schmerzlich ergreifenden Geschicks, und auf unsere Lippen drängt sich die Klage:

„O, welch ein edler Geist ist hier zerstört!"





Die Kriegsbereitschaft Frankreichs und die heutige Bedeutung seines Befestigungssystems an der Ostgrenze.

Von

A. Rogalla von Bieberstein.

— Breslau. —

Die Kriegsbereitschaft Frankreichs und sein Befestigungssystem an der Ostgrenze, an dessen Herstellung dieses Land seit etwa zwei Jahrzehnten in unausgesetztem Bemühen arbeitete, können heute im Wesentlichen als ihrem Abschluß zugeführt und beendet gelten, und nicht unbegründet war die Anerkennung, welche kürzlich die französische Presse nach Beendigung der Reise des Präsidenten Carnot nach dem Süden Frankreichs, diesem Abschluß zollte.

Bald nach dem Kriege von 1870 hatte Frankreich in erster Linie die Stärkung seiner Kriegsbereitschaft, in Bezug auf die Dislocation der Truppen und die Befestigungen an dem Theile seiner Grenze, welcher zwischen Luxemburg und der Schweiz Deutschland berührt und den wir als seine mittlere Ostgrenze bezeichnen können, in Angriff genommen und war, wie französische Journale sich ausdrückten, lange Zeit hindurch von dieser Aufgabe „hypnotisirt“ worden. Erst als sich einige Zeit vor der Schaffung des Dreibundes die Möglichkeit eines Conflictes mit Italien in den Vordergrund stellte, wandte man sich französischer Seits der Organisation der Vertheidigung der Alpengrenze durch vermehrte Truppendislocation und Anlage von Befestigungen an derselben zu, und in allerneuester Zeit hat man die Kriegsbereitschaft der Nordostgrenze Frankreichs besonders

durch das Eingehen der werthlos gewordenen dortigen Festungen und die Concentration der Vertheidigung auf eine geringere Anzahl von um so stärker befestigten Plätzen zu erhöhen gesucht.

Wir beabsichtigen in dem nachfolgenden Ueberblick nur den Stand der Kriegsbereitschaft Frankreichs und die heutige Bedeutung seines Befestigungssystems am mittleren Theil seiner Ostgrenze, d. h. der deutsch-französischen, zur Darlegung zu bringen, da diese dem deutschen Interesse am nächsten liegt und überlassen die Veranlassung zur Schilderung der sich jenem anschließenden Theile der Grenze dem Zeitpunkt, welcher die besondere Aufmerksamkeit auf sie lenkt.

Vier Hauptmomente lassen sich für die Kriegsbereitschaft Frankreichs an seiner Ostgrenze unterscheiden: Die dortige Dislocation der Truppen, die Entwickelung des Eisenbahnnetzes für den strategischen Aufmarsch, die Befestigungsanlagen zum Schutz dieses Aufmarsches und eine Anzahl besonderer Maßregeln, wie die Organisation der „défense mobile", die Vorbereitung von wichtigen Straßen- und Defilee-Sperren rc. welche diese Kriegsbereitschaft zu fördern bestimmt sind.

In der Dislocation der französischen Truppen an der Ostgrenze nimmt nach der neuesten, vor kurzem bei Le Soudier in Paris erschienenen Dislocationskarte das VI. Armeecorps nach wie vor die erste Stelle ein. Dasselbe ist doppelt so stark wie jedes andere französische Armeecorps und besteht nach der Verlegung des 145. Linienregiments von Nogent nach Toul im Herbst v. J. aus 67 Bataillonen, 20 Cavallerie-Regimentern und 38 Batterien mit 168 bespannten Geschützen.

Wir müssen hier den Leser bitten, uns in den Bereich der Garnisonen dieses Armeecorps zu begleiten.

Das VI. Armeecorps mit dem General-Commando unter Divisionsgeneral Jamont in Châlons garnisonirt in den Departements der Ardennen, der Aube, Marne, Meurthe, Mosel, Maas und Vogesen, und besteht aus der 11. und 12. Infanterie-Division; die erstere steht mit der 21. und 22. Brigade und den Regimentern 26, 69 bezw. 37 und 79 ganz in Nancy; die letztere mit der 23. Brigade in Mezières, der 24. Brigade in Châlons, mit dem 91. Regiment in Mezières, dem 32. Regiment in Reims, dem 94. Regiment in Bar le Duc, dem 106. Regiment in Châlons. Zum VI. Corps gehört ferner das 26. Jäger-Bataillon in St. Mihiel; die 6. Cavallerie-Brigade in Commercy mit dem 12. Dragoner-Regiment in Commercy, dem 6. Jäger-Regiment in St. Mihiel und dem 17. Jäger-Regiment in Neufchâteau. Ferner die 6. Artillerie-Brigade in Châlons mit dem 8. Regiment in Toul, Nancy, Châlons, dem 25. in Châlons (2 Batterien Remiremont, 1 Batterie St. Mihiel), das 6. Genie-Bataillon in Verdun und Toul, die 6. Train-Escadron in Châlons.

Es stehen ferner im Bereich des VI. Armeecorps und unterstehen dessen General-Commando die 5. Brigade vom II. Armeecorps mit dem

120. Regiment in Sedan, dem 128. in Givet; das 146. Regiment in Toul, das 147., 148. und 150. Regiment in Verdun, das 149. und 152. in Epinal, ferner die Brigade von St. Mihiel mit dem 154. Regiment in Commercy, das 155. Regiment in Lérouville und das 156. Regiment in Toul.

Außerdem garnisoniren noch 9 Jäger-Bataillone im Bereich des Corps und zwar das I. in Verdun, das II. in Lunéville, das IV. in St. Nicolas du Port, das IX. in Longwy, das X. in St. Dié, das XV. in Remiremont das XVII. in Rambervillers, das XIX. in Troyes, das XXV. in St. Mihiel.

Es liegt auf der Hand, daß diese 9 Jägerbataillone bei Ausbruch eines Krieges eine sehr geeignete Verwendung zur Besetzung der Grenz-defileen der Vogesen, sowie der Côtes de Meuse, d. h. des Höhenzuges finden können, welcher die Maas auf dem rechten Ufer von Toul bis Dun begleitet.

Auch an selbständiger Cavallerie ist, wie dies seiner exponirten Stellung völlig entspricht, das VI. Armeecorps sehr reich dotirt. Denn es gehören zu demselben die ganze 2. und 4. Cavallerie-Division, 2 Brigaden der 3. Cavallerie-Division und das 18. reitende Jäger-Regiment (Epinal) der 6. Cavallerie-Division. Die Garnison der 2. Cavallerie-Division ist Lunéville, woselbst die 6. Cürassier-Brigade und die 1. Dragoner-Brigade mit dem 11. und 12. Cürassier-Regiment und dem 7. und 18. Dragoner-Regiment stehen. Die 3. Brigade der Division, die 4. Husaren-Brigade, steht in Nancy und zwar mit dem 10. Husaren-Regiment an demselben Orte mit dem 5. in Pont-à-Mousson. Die beiden Brigaden der 3. Cavallerie-Division stehen mit 3 Regimentern in Châlons, mit einem in Sampigny.

Die 4. Cavallerie-Division garnisonirt mit der 4. Dragoner-Brigade (22. und 23. Regiment) in Sedan, mit der 5. Cürassier-Brigade, dem 7. und 10. Cürassier-Regiment in St. Ménehould bzw. Vouziers, mit der 3. Jäger-Brigade, dem 8. und 14. Jägerregiment in Verdun.

Auch die besondere Zutheilung von Artillerie zum VI. Armeecorps ist eine sehr beträchtliche. Denn zu demselben gehören außer der bereits angeführten 6. Artillerie-Brigade, 2 Batterien des 6. Regiments in Bruyères, 2 Batterien des 24. Regiments in Verdun, 2 Batterien des 38. Regiments in Toul, außerdem 8 reitende Batterien bei den drei Cavallerie-Divisionen; das 3. Festungs-Artillerie-Bataillon mit 4 Batterien in Verdun, 1 Longwy, 1 in Montmédy. Das 5. Festungs-Artillerie-Bataillon mit 4 Batterien in Verdun, 1 in Fort Gironville, 1 in Fort Camp des Romains. Das 6. Festungsartillerie-Bataillon mit 4 Batterien in Toul, 1 in Frouard, das 8. Festungs-Artillerie-Bataillon mit 5 Batterien im Epinal, 1 in Remiremont und 1 in Manonvillers.

Es gehören ferner zum VI. Armeecorps 8 Infanterie-Regimenter der Territorial-Armee und zwar das 41., 42., 43., 44., 45., 46., 47. und 48. Regiment derselben, außerdem die Dragoner-Escadrons der 8. Region,

sowie die Escadrons der leichten Cavallerie der 8. Region. Ferner das 6. Artillerie-Regiment, das 6. Geniebataillon und die 6. Train-Escadron. Endlich gelangen im Bereiche der 6. Region im Falle einer Mobilmachung zur Aufstellung: 4½ Bataillone, 5 einzelne Compagnien, 3 Sectionen Zollbeamte und 9 Compagnien, 10 Sectionen und Detachements Forstbeamte. Die letzteren Formationen sind ganz besonders dazu bestimmt, bei der „défense mobile“ der Grenze mitzuwirken.

Im Süden des Bezirks des VI. Armeecorps schließt sich der des VII. Armeecorps an, welcher von den Quellgebieten der Marne und der Mosel, die schweizer Grenze begleitend, bis hinab zur Rhône reicht. Trotz dieses Umstandes müssen jedoch die Truppen des VII. Armeecorps zu den in erster Linie an der deutsch-französischen Grenze in Kriegsbereitschaft tretenden gerechnet werden, da jener südlichere Theil der französischen Ostgrenze in Folge der Neutralität der Schweiz und Savoyens im Fall eines Krieges mit Deutschland wenig in Betracht kommt. Auch weist sowohl die Entwickelung des Eisenbahnnetzes in der Region des VII. Armeecorps, wie die Lage des Divisionsstabsquartiers der 13. Division ganz im Norden des Corpsbezirkes, in Chaumont, während der größte Theil ihrer beiden Brigaden ganz im Süden desselben, in Bourg und Belley garnisonirt, auf die sofortige Verwendung des gesammten VII. Armeecorps an der deutschen Grenze hin.

Wir beabsichtigen den Leser nicht durch die Wiedergabe der genauen Dislocation auch dieses Armeecorps zu ermüden, da wir seine Nachsicht bereits hinsichtlich des VI. Corps beanspruchten, sondern bemerken nur summarisch, daß das französische VII. Armeecorps mit dem General-Commando Besançon unter Divisions-General Négrier, aus 29 Bataillonen Infanterie (incl. 2 Jäger-Bataillone), 3 Cavallerie-Regimentern, 24 Feldbatterien, etwa 2 Festungsartillerie-Bataillonen und einer ähnlichen Anzahl von Territorial-Regimentern und aus Zoll- und Forstbeamten gebildeten Truppen der „défense mobile“ wie das VI. Corps besteht.

Die Gesammtstärke der zur unmittelbaren Vertheidigung der deutsch-französischen Ostgrenze bereiten Truppen besteht daher aus 96 Bataillonen, 23 Cavallerie-Regimentern und 52 Batterien mit 342 bespannten Geschützen nebst 7 Festungsartillerie-Bataillonen, deren leichte Mörser- und Haubitz-Batterien ebenfalls Verwendung in den Kämpfen der ersten Vertheidigung der Grenze finden dürften, sowie den zugehörigen Specialwaffen.

Diesen Truppen ist die besondere Aufgabe zugewiesen, im Falle der Mobilmachung die ersten Operationen zum Schutze der Ostgrenze und ihres ausgedehnten Befestigungssystems durchzuführen. Sie werden bei der Lösung dieser Aufgabe durch 16 Regimenter der Territorial-Armee und deren zugehörige Cavallerie und Artillerie, deren Bewaffnung, Offiziercadres und Ausrüstung bereits im Frieden vorhanden sind, sowie durch etwa 10 Bataillone der Zollbeamten und 16 Compagnien und 20 Detache-

ments der Forstbeamten, welche den Hauptbestandtheil der „Défense mobile, bilden, unterstützt. Die Aufgabe der Truppen der „Défense mobile,“ zu welchen auch die Jägerbataillone gehören, besteht in der Besetzung und Vertheidigung der Pässe und Defileen der Vogesen und der Côtes de Meuse, um den Anmarsch des Gegners aufzuhalten und aufzuklären, sowie durch geeignete Straßensperrungen vermittelst rechtzeitig vorbereiteter Sprengungen Zeit für den Aufmarsch der Truppen des VI. und VII. Armeecorps zu gewinnen.

Allein auch die Entwickelung, welche das französische Eisenbahnnetz an der Ostgrenze in den letzten Jahren gewonnen hat, zielt in erster Linie auf die Erhöhung der Kriegsbereitschaft an dieser Grenze hin. Frankreich verfügt zur Zeit etwa über zehn von West nach Ost, und von Süden in den Bereich der französisch-deutschen Ostgrenze führende durchgehende Bahnlinien, von denen 8 durchgehends zweigleisig sind, und der Ausbau des Bahnnetzes auf den Linien Läon—Mézières, Étain—Baroncourt, Soissons—Rethel, Auxerre—Troyes, Neufchâteau—Colombey, im Vaire-Thal, Gerbevillers—Bruyèrds, Montbozon—Lure, Gray—Jussey, Js. s. Tille—Gray, Epinal—Dijon; Champagnole—la-Cluse bezw. Lons de Saunier 2c. zum Theil beendet, nähert sich seiner Vollendung.

Probemobilmachungen wie vor Kurzem diejenige eines Theils der zur Bewachung der Eisenbahnen der Ostgrenze im Kriegsfall bestimmten Formationen der Reserve der Territorial-Armee und vor einiger Zeit diejenige zweier Divisionen der Garnison von Paris nebst kurzem probeweisem Bahntransport waren ferner bestimmt die Leistungen der Eisenbahnen, sowie die Maßregelung zu deren Schutz und die Leistungen der Truppen hinsichtlich der Schnelligkeit ihrer Einschiffung zu prüfen, und neuerdings scheint durch die in Deutschland bis jetzt ziemlich unbemerkt gebliebene Construction von außergewöhnlich starken Locomotiven mit doppelter Fahrgeschwindigkeit und Zugkraft, der Versammlung der französischen Heere im Kriegsfall ein neues wesentliches Moment der Beschleunigung zugeführt werden zu sollen.

Hinsichtlich des französischen Bahnnetzes hat man zur Erhöhung der Vertheidigungsfähigkeit und Kriegsbereitschaft des Landes bei der Anlage und dem Ausbau des Befestigungssystemes der Ostgrenze an dem Grundsatze festgehalten, jede von der deutschen Grenze in's Innere Frankreichs führende Bahnlinie durch oft in doppelter und stellenweise selbst dreifacher Anzahl hinter einander liegende Befestigungen für den Angreifer zu sperren. So wird die Bahnlinie Thionville—Mézières—Läon durch die Festungen Longwy und Montmédy, sowie das Fort Maugi, bei dem als Festung aufgegebenen, werthlosen Sedan gelegen, und das Fort des Ayvelles, bei der ebenfalls eingegangenen Festung Mézières, gesperrt. Die Bahnlinie Metz—Verdun—Paris sperren dagegen das Fort, und der leicht zerstörbare Tunnel von Tavannes, ganz östlich von Verdun, ferner das zu

einer Lagerfestung ersten Ranges erweiterte Verdun selbst. Die Bahn von Saar-Albe-Nancy-Toul-Vitry le Français, wird durch das Fort und die Batterien von Frouard, die Batterien von Malzeville und die Redoute von Amance, ferner die starke Lagerfestung Toul und die allerdings veralteten Befestigungen von Vitry le Français gesperrt. Die Bahn von Avricourt über Lunéville, Neufchateau nach Troyes, wird durch die Forts Manonviller, Pont St. Vincent und Bourlémont beherrscht, die Bahnlinien von Schlettstadt über Epinal nach Langres, und endlich die über Belfort in's Innere Frankreichs führenden Bahnlinien durch die Befestigungen von Belfort und Montbéliard, sowie die starken Gürtelfestungen Besançon, Langres und Dijon.

Allein nicht nur auf die vorhandenen wichtigen Bahnlinien, sondern sogar auf die Verhinderung des voraussichtlich zu unternehmenden Baues von Umgehungsbahnen durch den Angreifer hat das französische Befestigungs-System der Ostgrenze Rücksicht genommen. Dies gilt augenscheinlich für die Anlage des Zwischenwerks von Paroches im Maasthale, gegenüber der Mündung des Ruptbaches in dasselbe, sowie anerkanntermaßen für das Sperrfort Pagny la Blanche Côte, zwei Meilen südlich von Verdun, gegen den Bau einer Umgehungsbahn über Vézelize, Colombey und Neufchâteau. Nach den bei Veranlassung der Reise des Präsidenten Carnot gemachten Angaben der französischen Presse wird das für den Dienst im Kriege zur Verwendung gelangende Material der Ostbahn in permanenter Bereitschaft gehalten, und auf die Kriegsbereitschaft Frankreichs hinsichtlich der Verproviantirung und der Unterkunftsräume seiner Befestigungen der Ostgrenze läßt die Thatsache schließen, daß in Belfort, und zwar in seinen Forts, die gesicherten Unterkunftsräume für deren gesammte Besatzung, sowie für 2000 Stück Vieh in den Casematten, fertig gestellt sind.

Wenn aus den vorstehenden Ausführungen zu entnehmen ist, daß die Entwickelung des französischen Eisenbahnnetzes in erster Linie auf eine Steigerung der Schnelligkeit des strategischen Aufmarsches an der französischen Ostgrenze hinzielte, so machten ungeachtet dessen die besonderen Verhältnisse jener Grenze, die zahlreichen, in ihren Bereich führenden deutschen Bahnlinien und die erprobte Kriegsbereitschaft, Schlagfertigkeit und rasche Mobilmachung des deutschen Heeres, einen besonderen Schutz des strategischen Aufmarsches der französischen Feldarmee erforderlich. Diesen Schutz aber sollte die Neuanlage, Umgestaltung und Erweiterung des französischen Befestigungssystems an der Ostgrenze gewähren.

Dies Befestigungssystem besteht aus einer Anzahl großer Lagerfestungen und einer Kette von Sperrforts, welche die französische Ostgrenze bis auf die beiden Lücken zwischen Montmédy und Verdun, sowie zwischen Toul und Epinal abschließen und welche zwei Hauptzwecke erreichen sollen. Einmal, wie erwähnt, die Sicherung des strategischen Aufmarsches der französischen Feldarmeen an der Ostgrenze gegenüber einer Offensive der

östlichen Nachbarn, und ferner die Erschwerung dieser Offensive durch die Vertheidigung der Befestigungskette und durch die Sperrung sämmtlicher wichtiger Bahnlinien. In zweiter Linie liegt hinter dem Befestigungsgürtel der Ostfront eine Anzahl großer Lagerfestungen, Langres, Rheims, Laôn, welche den Vormarsch des Gegners verzögern und als Stützpunkte für die gegen die Flanken desselben operirenden Heerestheile dienen sollen, wenn die Armee des Gegners nach Durchbrechung der Grenzcordons den Marsch gegen das Innere des Landes fortsetzt. In dritter Linie endlich befindet sich die zu einem verschanzten Kriegslager gewaltigster Ausdehnung und Stärke eingerichtete Hauptstadt Paris.

Das derartig gestaltete Befestigungssystem der französischen Ostgrenze unterstützt die Landesvertheidigung Frankreichs in wirksamster Weise, und die hinter demselben liegenden, zugleich die wichtigsten Eisenbahnlinien sperrenden, Lagerfestungen dienen demselben Zweck.

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß bei einem Kriege Frankreichs mit Deutschland sowohl die Neutralität der Schweiz, wie auch diejenige Belgiens und Hollands deutscherseits respectirt werden wird, so daß der deutsche Angriff auf der nur 35 Meilen langen deutsch-französischen Ostfront erfolgen muß, zu deren Besetzung die Feldarmeen Frankreichs völlig ausreichen.

Allein das ausgedehnte Befestigungssystem der französischen Ostfront hat den gewaltigen Nachtheil im Gefolge, daß seine Besatzungen im Kriegsfall etwa eine halbe Million Streiter erfordern, und daß im Falle eines gleichzeitigen Krieges mit Italien die französische Südostfront etwa die Hälfte dieser Truppenzahl beansprucht, so daß ein sehr beträchtlicher Theil der französischen Streitkräfte, etwa 3/4 Millionen Streiter, durch dieses Festungssystem absorbirt werden würde.

Außerdem hat dessen Anlage und Umbau hunderte von Millionen verschlungen und erfordert seine Unterhaltung unausgesetzt sehr beträchtliche Summen. Die kürzlich aufgetretene Ansicht, daß Frankreich, auch wenn es den Krieg in Feindesland zu führen beabsichtige, die angegebene gewaltige Streitmacht in den Befestigungen zurücklassen müsse, weil diese sonst jedem gewaltsamen Angriffe Preis gegeben seien, und daß daher seine Heere im Großen und Ganzen auf den Angriffskrieg verzichten müßten, vermögen wir nicht zu theilen. Denn in Anbetracht der vier Millionen ausgebildeter Streiter, über welche Frankreich heute verfügt, kann eine Verwendung von einigen 100 000 Mann älterer Jahrgänge derselben zu Besatzungszwecken für die französische Feldarmee nicht wesentlich nachtheilig in Betracht kommen. Eine gleichzeitige Besetzung aber des gesammten französischen Befestigungssystems der Ostgrenze mit annähernd einer Million Vertheidiger erscheint nicht erforderlich, sondern nur diejenige der vom Angriff bedrohten Gebiete dieses Befestigungssystems.

Da man, wie erwähnt, der Respectirung der Neutralität Belgiens und Hollands durch Deutschland französischer Seits sicher sein kann, und

überdies diese beiden Staaten in letzter Zeit nicht unerhebliche Anstrengungen zu Wahrung ihrer Integrität und Selbständigkeit gemacht haben, so erscheint eine Besetzung der französischen Befestigungen an den Grenzen dieser beiden Länder im Falle eines Krieges zwischen Frankreich und Deutschland überflüssig. Bei einem Kriege mit den Mächten des Dreibundes allerdings würde nicht nur eine Besetzung der Befestigungen der deutschfranzösischen Ostgrenze, sondern auch der Grenzen Frankreichs mit der Schweiz und Italien, erforderlich werden.

Gelingt bei einem Kriege mit Deutschland der Aufmarsch der französischen Heere an der Maas und Mosel rasch genug, was zwar nicht wahrscheinlich, aber nicht unmöglich ist, so erscheint eine Offensive Frankreichs, die den eminenten Vortheil im Gefolge haben würde, den Krieg in Feindesland zu führen, keineswegs ausgeschlossen. Für diesen Fall aber bietet die Sperrfort- und Festungslinie eine ausgezeichnete Basis und zugleich eine gute Aufnahmestellung im Falle von Rückschlägen.

Wenn sich jedoch der Aufmarsch der französischen Feldarmeen hinter dem Maas- und Moselabschnitt nicht rechtzeitig vollzieht, so bildet die Sperrfortkette mit ihren Lagerfestungen und den genannten beiden Flußläufen einen außerordentlich starken Terrain-Abschnitt, an welchem der Offensive des Gegners ein Halt geboten wird, und den dieser angreifen und überwinden muß, um alsdann den Uebergang über die Maas oder Mosel angesichts der französischen Feldarmee zu bewerkstelligen, und dieselbe in voraussichtlich stark verschanzten Stellungen auf den jenseitigen Thalhängen dieser Flüsse und angelehnt an die großen Lagerfestungen Verdun, Toul und Epinal, anzugreifen.

Für die deutsche Heeresleitung handelt es sich bei diesem Angriff vor Allem um die rasche Ueberwältigung einer Anzahl der Sperrforts durch eine kurze und wirksame Beschießung derselben, und Raum zur Entwickelung und zum Angriff auf die französische Feldarmee zu gewinnen. Eine derartige Beschießung aber ist neuerdings bekanntlich durch die Einführung der Schießwollgranaten und der 15 cm Batterien in die Ausrüstung der Feldarmee ermöglicht worden, da deren Geschosse bei den angestellten Versuchen derartige Fortsbefestigungen binnen kurzer Zeit in einen Trümmerhaufen verwandelten.

Immerhin aber bleibt für die Artillerie des Angreifers die schwierige Aufgabe bestehen, die Geschütze an die Sperrforts heran und in deren Feuer in Batterie und, gestützt auf richtige Beobachtung und Correctur, zur vollen Wirkung zu bringen. Die Artillerie der Sperrforts aber vermag den Anmarsch des Gegners und seinen Batteriebau unter ein derartiges Feuer zu nehmen, daß der Batteriebau verhindert oder doch sehr verzögert werden kann.

Erstreckt sich der dadurch erzielte Zeitgewinn jedoch auf nur wenige Stunden, so haben die Sperrforts ihren Zweck erreicht, da jede gewonnene

Stunde neue Truppenmassen der französischen Feldarmee mit den eintreffenden Zügen an den Maas- und Moselabschnitt bringt.

Der ungemein erhöhten Geschoßwirkung der heutigen Belagerungs-Artillerie gegenüber, wandte man außerdem bei den Sperrforts-Befestigungen mit Erfolg Kies und Granitbeschüttungen sowie Betonguß an, um ihnen eine größere Widerstandsfähigkeit zu geben. Wenn diese Verstärkungen auch keinen völlig genügenden Erfolg erzielten, so erschwerten sie doch den artilleristischen Angriff, welcher auch heute noch eine Aufgabe bildet, auf deren Lösung seitens des Angreifers in der für sie erforderlichen Schnelligkeit nicht mit völliger Sicherheit zu rechnen ist. Auch vermögen kräftige offensive Vorstöße der sich an der Sperrfortkette sammelnden Truppen des Vertheidigers und der in's Vorterrain derselben entsandten Truppen der „défense mobile“ die Durchführung derselben erheblich zu erschweren.

Bei einer gewissen Anzahl von Sperrforts hat man durch Anlage von Panzerthürmen und einiger gepanzerter Batterien die Vertheidigung zu einer völlig unverwundbaren gemacht und zwar ist dies bei den Forts von Frouard, Pont St. Vincent, Lucey, Villey le Sec, d'Arches, Remiremont und Giromagny geschehen. Sämmtliche Sperrforts und Lagerfestungen der Grenzzone stehen ferner in Geschützfeuerverbindung mit den zunächst gelegenen Befestigungen, sowie in telegraphischer Verbindung unter einander und sind bis auf eine Lücke in den Vogesen, zwischen Fort de Servance und Fort Giromagny, durch eine zweigleisige Eisenbahn mit einander verbunden. Zwischen den Sperrforts sind an zahlreichen wichtigen, das Vorterrain und besonders dessen Hauptstraßen beherrschenden, Punkten Batterien mit gemauerten Unterständen für die Bedienung desgleichen Infanterieemplacements mit gemauerten Schutzräumen hergestellt worden.

Die Geschützausrüstung der Sperrforts variirt zwischen 20—50 und selbst 80 schweren Geschützen, denen eine Anzahl leichterer Caliber zur Unterstützung beigegeben ist.

Es bedarf keiner besonderen Begründung unserer Behauptung, daß ein umsichtiges Verhalten der französischen Grenz-Besatzungs-Truppen und derjenigen der défense mobile, sowie der ersten per Bahn an der Grenze anlangenden Truppen der französischen Feldarmeen den artilleristischen Angriff der Sperrforts ganz erheblich zu erschweren vermag. Wie sehr man aber in Frankreich darauf Bedacht nimmt, möglichst rasch mit den Truppen der Feldarmee an der Sperrfortkette aufzutreten, geht aus der Thatsache hervor, daß die neuformirten Regimenter 145—162 ausschließlich zur Besatzung von Festungen der Ostgrenze bestimmt sind, um sie mit deren Verhältnissen und Umgebung vertraut zu machen, so wie daß unlängst alle Anordnungen getroffen wurden, um die drei Divisionen der Pariser Garnison, die 5., 7. und 10. Division, gegebenen Falls in einem, nur auf 24 Stunden berechneten, Eisenbahntransport an die Ostgrenze zu schaffen. Es wird daher an dieser Grenze im Falle eines

Krieges aller Voraussicht nach zu einem derartigen Anprall feindlicher Heeresmassen gegeneinander kommen, wie ihn an Heftigkeit und an Stärke der dabei zur Verwendung gelangenden Truppen, sowie an Zahl der Feld- und Festungsgeschütze die Kriegsgeschichte noch nicht zu verzeichnen hatte.

In ähnlicher Richtung, wie diejenige der Sperrforts, liegt die Bedeutung der französischen großen Lagerfestungen der Ostgrenze: Verdun, Toul, Epinal und Belfort. Diese Festungen sind im Laufe der letzten beiden Decennien zu ungemein starken Gürtelfestungen erweitert und ausgebaut worden. Sie beherrschen nicht nur die wichtigsten Schienenwege, welche von Deutschland nach Frankreich führen, sondern bilden auch für die Versammlung der französischen Feldarmeen hinter der Maas- und Mosellinie wichtige und starke Stützpunkte, welche den beliebigen Uferwechsel an beiden Flüssen und den in ihnen versammelten Streitkräften die Offensive gegen die Flanken der feindlichen Heerestheile, welche zwischen ihnen vorzudringen versuchen, gestatten. Diese Festungen haben neuerdings eine Erweiterung ihres Fortgürtels erfahren, die sich bei Verdun besonders in östlicher, bei Toul in südwestlicher und bei Belfort hauptsächlich in westlicher und östlicher Richtung erstreckte. Ferner ist das östlich Lunéville gelegene Eisenbahnsperrfort Manonvillers durch vorgeschobene Batterien verstärkt und nördlich von Nancy auf dem Plateau la Haye bei Frouard die Redoute Amance, sowie die Batterie bei Malzeville angelegt worden.

Außerdem hat die bekannte Lücke zwischen Fort Troyon und Fort du Camp Romain gegenüber der Mündung des Rupt in die Mosel das bereits erwähnte Zwischenwerk „les Paroches“ erhalten.

Der derartig geschilderten heutigen Anordnung der französischen Befestigungen an der Ostgrenze gegenüber ist eine deutsche Offensive, trotz des wesentlich verbesserten Artilleriematerials, über welches dieselbe verfügt, ganz außerordentlich erschwert. Eine Anzahl der Sperrforts würde, zwar mit überlegenem Artilleriefeuer des Angreifers concentrisch beschossen, verhältnißmäßig leicht zum Schweigen gebracht und in Trümmer gelegt werden können, allein die Nähe der auf den Bahnlinien Frankreichs am Maas- und Moselabschnitt zur Ausschiffung gelangenden französischen Feldarmeen ist es, welche durch die Unterstützung, welche dieselben der Fortvertheidigung gewähren können, den Angriff auf die Sperrfortkette so schwierig macht. In Folge dieses Umstandes erleichtern auch die beiden großen, fünf und acht Meilen breiten Lücken, in der Sperrfortkette zwischen Toul und Montmédy und zwischen Toul und Epinal den Vormarsch der deutschen Heere nicht in dem Maße, wie man es, da diesen Lücken Befestigungen fehlen, erwarten könnte. Die nördliche derselben bietet überdies der französischen Feldarmee zwei starke Vertheidigungsstellungen, die eine auf den das rechte Maasufer begleitenden Höhen zwischen Verdun und Damvillers, die andere weit stärkere auf dem Plateau des linken Maasufers, nördlich von Verdun, beide mit den einen Rückzug begünstigenden Defileen

der Argonnen im Rücken und dem verschanzten Lager von Verdun als Anlehnung in der rechten Flanke; die südliche Lücke dagegen hat die beiden starken Lagerfestungen Toul und Epinal auf ihren Flanken und führt der Angriffsweg einer Armee durch dieselbe unmittelbar auf die starke Position von Neufchâteau mit dem Fort Bourlémont am Abschnitt des Mouzonflusses. Ein Vorbeigehen des Angreifers an den genannten drei großen Lagerfestungen, aber ohne die hinter und neben ihnen aufmarschirende französische Feldarmee geschlagen zu haben, ist nicht durchführbar, da dieselbe aus den Festungen heraus sofort gegen Rücken und Flanke des Angreifers vorstoßen würde. Ferner erfordern die hier voraussichtlich zur Verwendung gelangenden Heeresmassen des Angreifers einen derartigen Raum zur Entwickelung, daß die Sperrfortkette unbedingt von demselben angegriffen werden muß, um zur Schlacht mit der feindlichen Feldarmee hinter derselben gelangen zu können.

Trotz dieser den Angriff wesentlich erschwerenden Verhältnisse wird jedoch das Bestreben des Angreifers dahin gehen müssen, unter ausgiebigster Verwerthung seines Bahnnetzes und möglichster Beschleunigung seiner Mobilmachung den Gegner, noch während er in der Versammlung begriffen ist, zu überraschen, eine Anzahl der Sperrforts mit überlegener Geschützwirkung anzugreifen, alsdann den Uebergang über die genannten beiden Flußabschnitte zu erzwingen und den Gegner, noch während er seine Concentration und seinen Aufmarsch vollzieht, anzufallen und zu schlagen.

Reüssirt der Angreifer aber in diesen schwierigen Aufgaben, so muß er, um in den Besitz der für den Nachschub seiner Heere erforderlichen Bahnlinien zu gelangen, zur Belagerung mindestens zweier der größten Festungen der französischen Ostgrenze schreiten, da der Bau von Umgebungsbahnen zu viel Zeit in Anspruch nehmen würde. In zweiter Linie stellen sich dann die starken Festungsgruppen von Langres, Rheims, Lâon und La Fére, welche zugleich die wichtigsten Bahnlinien nach Paris sperren, dem Vordringen eines Angreifers entgegen. Paris selbst aber würde in seiner jetzigen Ausdehnung und Verstärkung einem Angriff heute einen weit hartnäckigeren Widerstand entgegenzusetzen vermögen, wie 1870.

Auf das starke französische Festungssystem zielt daher wohl ganz besonders das vor einiger Zeit ausgesprochene Wort des Grafen Moltke, daß ein Krieg Deutschlands mit einer anderen Großmacht heute eine Reihe von Jahre dauern könne.

Betrachten wir nach der vorstehenden allgemeinen Beurtheilung des Befestigungssystems der französischen Ostfront die einzelnen Theile desselben näher, so ergiebt sich die folgende Gliederung derselben: 1) An der Südgrenze Belgiens der bei einem Kriege Deutschlands mit Frankreich, wie die neueste Kriegsgeschichte zeigte, noch in Betracht kommende, wenn auch verhältnißmäßig unwichtige Abschnitt der Befestigungen von Rocroy, Mézières,

Montmédy und Longwy; alsdann die fünf Meilen breite Lücke zwischen Montmédy und Verdun, hierauf der Abschnitt Verdun-Toul mit den dazwischen liegenden Sperrforts, welchem sich die Lücke Toul—Epinal anschließt und endlich der Abschnitt Epinal-Belfort—Fort du Lomont.

Was den nördlichen Abschnitt betrifft, so ist die bedeutendste seiner Festungen, das rings von dominirenden Höhen umgebene Mézières zur Schleifung bestimmt und hat als Ersatz das in südlicher Richtung vorgelagerte Fort Ayvelles als Sperrfort zweier wichtiger, auf Paris führender Eisenbahnlinien erhalten, von denen allerdings nur die eine aus Deutschland, die andere aus Luxemburg nach Frankreich führt, die jedoch Beide, sobald sie in den Besitz des Angreifers gelangt sind, zunächst nur bis zu der Wirkungssphäre der Befestigungen von La Fère, Lâon und Rheims zu benutzen sein würden; bekanntlich wurde Mézières im Jahre 1870 nur aus dem Grunde belagert und genommen, um in den Besitz der südlichen von ihm gesperrten Bahnlinie zu gelangen.

Von den übrigen Befestigungen dieses Abschnittes ist Rocroy auf dem gleichnamigen Plateau gelegen, von ganz untergeordneter Bedeutung und dient nur als Stützpunkt und Deckung für die Magazine in jener Gegend etwa zur Verwendung gelangenden Detachements. Longwy und Montmédy haben dagegen als Eisenbahnsperrpunkte einen größeren Werth. Longwy ist auf einem Plateau, welches das Thal des Chiers dominirt, günstig gelegen, sperrt die von Luxemburg kommende Bahn und beherrscht die wichtigsten hier nach Frankreich führenden Straßen. Seine Befestigungen sind jedoch gegen die Wirkung der neuen Sprenggeschosse der Artillerie zur Zeit noch ungeschützt und seine Nähe an der Grenze verhindert die Ausdehnung seiner Werke, sowie es zu einem tüchtigen Defensiv- und Offensivplatz zu machen. Seine Angriffsfront ist die nordwestliche, dieselbe ist mit Cavalieren und Minengallerien versehen, allein sie wird von Höhen beherrscht, welche sie in der Flanke und im Rücken fassen.

Die Festung Montmédy besteht aus zwei Theilen; dem gut befestigten, auf einem Felsen gelegenen Médy-Haut, welches das Thal des Chiers dominirt und Médy-Bas, dessen Enceinte übrigens neuerdings geschleift worden ist. Der Platz beherrscht die hier liegenden Straßen am Chiers und sperrt die Ardennenbahn, die überdies hier einen leicht zerstörbaren Tunnel passirt. Auch die neue Bahn nach Belgien über Virton wird von Montmédy beherrscht. Die Befestigungen des diesem Abschnitt angehörenden Platzes Sédan sind geschleift worden, an ihrer Stelle aber gelangt zur Sperrung der hier mündenden Bahnlinien des Maas- und Chiers-Thals bei Bazeilles resp. Pont Maugi ein Sperrfort zur Anlage.

Die natürlichen Hindernisse, welche sich dem Vordringen eines östlichen Gegners in dem geschilderten Abschnitt entgegenstellen, sind die verhältnißmäßig leicht zu überbrückenden Flußläufe des Chiers und der Maas, sowie die gute Vertheidigungsstellungen bietenden, das rechte Ufer der

Maas begleitenden Höhen, und ferner auf dem linken Maasufer der ziemlich unwegsame Gebirgszug der nördlichen Ardennen mit seinen Defileen.

Sämmtliche Festungen dieses Abschnittes der französischen Ostfront sind unbedeutend und dienen nur als Bahnsperrpunkte, sowie zur Erschwerung einer den mittleren Maasabschnitt etwa über Stenay umfassenden Diversion. Die französische Grenze bedarf auf dieser Strecke in der That keines besonders starken Schutzes, da die Neutralität Luxemburgs und Belgiens denselben ergiebt, überdies aber der Abschnitt der mittleren Maas angesichts der sich hinter ihm versammelnden französischen Feldarmeen nicht längs der belgischen Grenze mit starken Kräften nördlich umgangen werden kann.

Die sich dem nördlichen Abschnitt der befestigten französischen Ostfront anschließende 5 Meilen breite Lücke zwischen Montmédy und Verdun ist auch neuerdings dem Angriff eines östlichen Gegners offen geblieben. Sie bietet, wie bereits angedeutet, dem Vertheidiger die gute, auf dem rechten Maasufer vorgeschobene Stellung zwischen Verdun Damvillers und Dun auf den Höhen des östlichen Maasthalrandes, sowie die noch stärkere Stellung hinter der Maas, beide mit starker Anlehnung an das verschanzte Lager von Verdun in der rechten Flanke und im Rücken die nur auf verhältnißmäßig wenig Straßen passirbaren Ardennen. Ein hier geführter Angriff eines östlichen Gegners hat daher mit derartigen Schwierigkeiten des Terrains und der Bedrohung aus der Gürtelfestung Verdun zu kämpfen, daß eine besondere Befestigung dieses Abschnitts nicht mit Unrecht französischerseits für entbehrlich gehalten worden ist; und dies um so mehr, da derselbe im Norden nicht nur von Montmédy, sondern auch von der belgischen Grenze abgeschlossen wird.

Wir gelangen zu dem wichtigsten Abschnitt der französischen Ostfront, demjenigen von Verdun bis Toul. Oestlich desselben mündet eine Anzahl besonders wichtiger Eisenbahnlinien, welche die Heeresmassen des deutschen Reiches bei einem Kriege mit Frankreich an die deutsche Westgrenze zu befördern bestimmt sind.

Ueber Toul und Verdun führen ferner die beiden Hauptbahnverbindungswege auf Paris, und hier stellen sich die das Vordringen des östlichen Gegners und seine Aufklärung erschwerenden Abschnitte der östlichen und westlichen Argonnen und der Maas, seinem Anmarsch hinderlich entgegen. Nicht so, wie nördlich von Verdun, bieten hier die östlichen und westlichen Thalhöhen der Maas, die Côtes de Meuse, geeignete Stellungen zu einer großen Vertheidigungsschlacht und man griff daher französischerseits zu dem Mittel, durch eine Kette von Sperrforts den genannten Abschnitt möglichst unpassirbar zu machen.

Doch wir beginnen bei der Schilderung seiner heutigen Beschaffenheit zunächst mit seinem nördlichen Hauptstützpunkt der verschanzten Lagerfestung Verdun.

Die alte Stadtbefestigung von Verdun liegt im Thale der Maas und

besitzt eine starke, bastionirte Enceinte, welche durch Inundationen einen besonderen Schutz erhalten kann. Sie wird jedoch von den umliegenden Thalhöhen dominirt, die daher mit einem Kranze starker Forts besetzt wurden, der neuerdings eine besondere Erweiterung nach Nordosten und Westen erfuhr. Der Durchmesser dieses Fortgürtels beträgt 12 km, und wenn die Werke bei Sivry la Perche vollendet sein werden, von Westen nach Osten 16 km. Der Umstand, daß man bei der 1875 drohenden Kriegsgefahr Verdun raschen Schutz gewähren wollte, führte damals zunächst zum Bau einer beschränkten Anzahl von Werken, welche auf den Höhen, von denen aus 1870 das Bombardement der Stadt stattfand, angelegt wurden. Es waren die Redouten von Belleville, von Saint-Michel und von Belrupt auf dem rechten Maasufer und die von Dugny, Regret und Lachaume auf dem linken Ufer dieses Flusses.

Später wurden die ursprünglichen Projecte wieder aufgenommen und sind dieselben jetzt durchgeführt. Im Osten wurde der Rand der Terrasse der Côtes de Meuse mit mehreren Werken befestigt, welche die östlich vorliegende Ebene von Woëvre beherrschen. Im Westen erhebt sich ein großes Werk mit Annexbatterie bei Sivry la Perche im Centrum der guten Vertheidigungsstellung Esnes — Sivry la Perche — Nixéville.

Die Verdun umgebenden Werke sind sehr zahlreich, viele derselben bestehen jedoch nur aus Infanterie-Posten mit angehängten Batterien.

An gewissen Stellen, besonders im Nordosten, existiren 3 Linien von Werken hintereinander, da man allmählich bis zum äußersten Rande des Plateaus vorgegangen ist. Alle diese Werke sind durch für militärische Zwecke angelegte Communicationen, welche durch die vorhandenen Waldungen führen, verbunden.

Auf dem rechten Maasufer krönen die drei 1875 improvisirten Redouten Belleville (mit seinen Annex-Batterien), Saint-Michel und Belrupt den ersten Höhenzug, der sich über der Stadt erhebt, nämlich die westlichen Kuppen der Côtes de Meuse. Vor ihnen liegt das Fort de Tavannes in starker Position zwischen dem Eisenbahntunnel und der Straße von Etain. Beträchtliche Abholzungen gestatten ihm, die zur Ebene von Woëvre hinabführende Straße und diese Ebene selbst zu bestreichen.

Etwas nördlich davon liegt die Redoute von Souville und ihre beiden Annexbatterien, welche das Thal der Maas und die Woëvre-Ebene unter Feuer nehmen und das ganze Plateau beherrschen. Die Batterien des Tunnel und de l'Hôpital verbinden Fort Tavannes mit der Redoute von Souville.

Am Ostrande der Steilhänge des Plateaus ist neuerdings eine Anzahl von Werken angelegt worden, welche die Woëvre-Ebene unter Feuer nehmen und den Angreifer verhindern sollen, auf dem Plateau Fuß zu fassen und die das Debouchiren der Truppen des Vertheidigers begünstigen sollen. Diese sind das kleine Fort von Vaux, die Batterien de la Laufée, die Batterien

von Bourvaux, die Batterie von Mardi=Gras und das Fort von Moulainville mit seinen beiden Annexbatterien, ferner die Forts Landrecourt mit Anschluß=Batterie und Bois=Bourrus.

Im Norden von Belleville hat man die Idee, die Côte de Froide=Terre zu befestigen, aufgegeben, und das Fort Thiaumont beim Dorfe Fleury angelegt. Im Norden von Belrupt ist das Fort du Rosellier und seine Annexbatterie in der Mitte des Plateaus in weiten Lichtungen angelegt worden, und beherrscht die Straße von Mars la Tour. Im Westen beherrscht das Fort Haudainville das Maasthal und den jenseitigen Thalrand; dasselbe liegt nur 6½ km von Fort Génicourt entfernt.

Auf dem linken Maasufer jedoch existirt nur eine einzige Fortlinie, die der Redouten von 1875, welche neuerdings durch zahlreiche Batterien verstärkt wurden. Denselben ist jedoch das noch in der Vollendung begriffene Fort Sivry la Perche vorgelegen, welches 10 km von der Stadt entfernt ist. Die Anlage dieses Forts macht die Einschließung Verduns sehr schwierig und erweitert den Wirkungsbereich der Festung erheblich.

Die Werke auf dem linken Maasufer sind, von Süden angefangen, die folgenden: Die Redoute von Dugny, welche das Maasthal bestreicht, das Fort Landrecourt, zwei Kilometer westlich; die Redoute du Regret mit zwei Annexbatterien auf der Höhe von Saint Barthélemy; die etwas dahinter liegende Batterie de la Folie, welche die Schlucht von la Séance unter Feuer nimmt. Die Redoute von Lachaume mit ihren beiden Annexbatterien, welche das Séance=Thal und die Straße nach Sivry la Perche beherrschen. Vor derselben liegt der verschanzte Posten des Sartelles an derselben Straße. Nördlich desselben der Posten von Chana, der das Thal von Fromeréville unter Feuer nimmt. Es folgt weiter nördlich der Posten von Choisel, welcher die dortige Höhe und die ihr anliegenden Bachthäler bestreicht.

Das kleine Fort von Courru, das Fort de Marre und der Posten de la Belle=Epine, jede mit zwei Annexbatterien versehen, auf einer Höhe, welche das Becken von Verdun nach Norden begrenzt, gelegen, schließen in dieser Richtung die Befestigungen Verduns ab und beherrschen das Maasthal auf die weitesten Entfernungen. Dazu kommen noch in den Zwischenräumen der genannten Befestigungen die kleinen Werke von Pompelle, Bois du Chapitre, Baleycourt, Germonville, Charny, Eix, Manezel, St. Symphorien, Brugines, Montgrignon und Ollier. Die starke Gürtelfestung Verdun ist in ihrer derartigen heutigen Anordnung ein verschanztes Lager ersten Ranges, welches einer französischen Armee von mehreren Armeecorps, je nach der Verproviantirung des Platzes und in Anbetracht des Umstandes, daß etwa ein Dutzend Dörfer und die ziemlich ausgedehnte Vorstadt du Pavé innerhalb desselben liegen, längeren oder kürzeren Aufenthalt und Schutz zu gewähren vermag. Die Verdun officiell zuertheilte Rolle ist nach dem Ausspruch des französischen Genie=Majors Marga nicht nur diejenigen eines großen Kriegsdepots, sondern eines Manövrirplatzes, für welche letztere

Aufgabe es um so mehr geeignet erscheint, als innerhalb seines Festungsgürtels nicht weniger wie acht feste Uebergänge (darunter eine Eisenbahnbrücke) über die Maas, vorhanden sind. Die heutige Festung Verdun gestattet den in und bei ihr versammelten französischen Heerestheilen sowohl in nördlicher Richtung gegen einen, auf die starke Position von Damvillers und die Ueberschreitung der mittleren Maas vorgehenden Angreifer, in Flanke und Rücken desselben in empfindlichster Weise offensiv zu werden und denselben am Forciren der Trouée von Montmédy-Verdun zu hindern, wie auch in südlicher Richtung gegen einen die Sperrfortkette und den Maasabschnitt zwischen Verdun und Toul angreifenden Gegner in ähnlicher Weise, während derselbe in der Front beschäftigt und festgehalten werden kann, vorzustoßen.

Durch das erst neuerdings erfolgte Vorschieben einer Reihe von Werken in nordöstlicher und östlicher Richtung, an den Rand der die Woëvre-Ebene beherrschenden Côtes de Meuse, ist der Angriff auf die Festung ganz erheblich erschwert worden, und ebenso im Westen durch den Bau des Forts Sivry la Perche, besonders auch die Einschließung des verschanzten Lagers, welches mit dessen Vollendung einen Umfang von über sechs deutschen Meilen erhält.

Wir erwähnten bereits, daß die wichtige Bahnlinie Metz—Verdun—Reims—Paris durch Verdun gesperrt wird, eine Sperrung, die um so nachhaltiger gestaltet werden kann, als dieselbe dort vermittelst eines Tunnels die Côtes de Meuse durchschneidet.

Verdun besitzt eine sich unmittelbar an die Stadtbefestigung anschließende, von derselben nur durch ein Glacis getrennte Citadelle, die jedoch in Anbetracht ihrer tiefen Lage im Maasthal, trotz des Schutzes, den ihr nasse Gräben und Schleusenspiele gewähren, keinen Werth als Abschnitt besitzt. Sind die Forts oder einige Forts genommen, so ist die Stadt und deren Befestigung dem Bombardement des Angreifers Preis gegeben und voraussichtlich sehr bald dessen Beute.

Der Gürtelfestung Verdun schließt sich in südlicher Richtung die Kette der Sperrforts bis nach Toul an. Dieselben liegen sämmtlich, bis auf das Werk les Paroches, auf dem rechten Ufer der Maas und zwar auf dem größtentheils bewaldeten und schwer wegsamen Höhen der Côtes de Meuse. In der Zahl der Sperrforts hat sich neuerdings nichts geändert und neu zu demselben hinzugekommen ist nur das wichtige Werk les Paroches, bestehend in einer starken Batterie zur Bestreichung des Rupt-Thals. Dagegen sind sämmtliche Sperrforts, wie wir bereits Eingangs andeuteten, mit Kies-, Granit- und Betonbekleidung gegen die gewaltige Wirkung der Schießwollgranaten versehen worden und einige derselben erhielten dem Vernehmen nach gepanzerte Geschützstände. Sämmtliche Sperrforts sind vollständig selbständige Werke, haben eine Besatzung von je einem Bataillon und sind wie erwähnt mit ca. 20—50 und selbst 80 Geschützen schweren und einer Anzahl leichter Caliber armirt. Bevor einige dieser Forts in die Hände des Angreifers gelangt sind, ist an einen Uebergang des Angreifers über die Maas nicht

zu denken, da die Forts in Abständen von höchstens 8 km von einander derart angelegt sind, daß stärkere Abtheilungen, ohne dem vernichtenden Feuer ihrer schweren Caliber ausgesetzt zu sein, ihre Zwischenräume nicht passiren können. Ein Brückenschlag über die Maas würde daher angesichts dieses Feuers noch weniger ausführbar sein.

Die Forts sind derart angelegt, daß sie ein weithin schußfreies Vorterrain um sich haben, sowie, daß sie die Hauptanmarschlinien unter Feuer nehmen können und daß größere Abtheilungen, ohne von ihnen beschossen zu werden, die Fortlinie und die Maas nicht zu passiren vermögen. Sieben derselben sind wie erwähnt durch Panzerthürme verstärkt. Von außen betrachtet verlaufen sie meistens ohne jeden erkennbaren Absatz im umgebenden Erdreich. Zwar feuern ihre schweren Caliber über Bank gegen die Anmarschlinien des Feindes und das Etabliren von dessen Batterieen, ist letzteres jedoch bei der voraussichtlichen Ueberlegenheit des artilleristischen Angriffs gelungen, so zieht der Vertheidiger die schweren Geschütze zurück und verläßt sich hinsichtlich der Abwehr des Sturmes auf die Wirksamkeit seiner niederen Grabenbestreichung, und tritt, sollten die Deckungen des Forts bis dahin Stand halten Durchgangsversuchen des Feindes zwischen den Forts, mit dem Feuer seiner leichten in casemattirten Räumen in Reserve gehaltenen Geschützen entgegen. Diese Geschütze vermögen, wenn es sie vorzubringen gelingt, von der Rückseite der Forts aus nicht nur nach seitwärts sondern auch nach rückwärts zur Bestreichung des Maasthals und Unterrains zu wirken. Ein den Forts anhaftender Nachtheil ist jedoch der, daß ihre Construction eine räumlich zu beschränkte ist, und daß sie daher von der Wirkung der neuen Sprenggranaten außerordentlich leiden werden. Gelingt dem Angreifer der unbemerkte und ungestörte Batteriebau einer an Wirkung der der Forts überlegenen Anzahl von Batterien und schießt er sich gut ein, so dürfte die Geschützwirkung eines derartigen Sperrforts allerdings sehr rasch zum Schweigen gebracht werden. Allein diese Aufgabe ist keine so leichte und besonders dann nicht, wenn hinreichend starke Streitkräfte der französischen Feldarmee und der Défense mobile aus den Intervallen der ihnen Schutz bietenden Forts gegen den Batteriebau offensiv vorstoßen. Zeitgewinn bedeutet für die im Aufmarsch begriffenen französischen Heere im vorliegenden Falle Alles und dürfte hier zur Erreichung dieses Zweckes selbst das vollständige Aufopfern von Truppen eintreten.

Die Sperrfortkette zwischen Verdun und Toul läßt sich im Speciellen in zwei Abschnitte theilen; den nördlichen, in welchem die Sperrforts auf dem Westhange der Côtes de Meuse liegen und das Maasthal unmittelbar beherrschen, und den südlichen, in welchem dieselben auf dem Osthange der Côtes de Meuse angelegt sind, jedoch das Thal der Maas höchstens an vereinzelten Stellen zu bestreichen vermögen. Die Sperrforts des nördlichen Abschnitts sind Génicourt, Fort de Troyon und Fort St. Mihiel

oder Camp des Romains, die des südlichen sind Fort de Liouville, Fort Gironville, Fort Jouy sous les Côtes und Fort de Lucey.

Fort Génicourt, 7 km südlich von Fort d'Haudainville bei Verdun gelegen, beherrscht die von den großen Straßen von Conflans und Metz nach Verdun in's Maasthal führenden Straßen. Fort de Troyon, 7 km südlich Fort Génicourt bestreicht die von der Straße Vigneulles-Tresnes nach dem Maasthal führenden Wege. Das auf dem linken Maasufer gelegene, erst neuerdings erbaute Werk „les Paroches" hat wie bemerkt die besondere Aufgabe, die Thalsenkung des Ruptbaches, welche einen gedeckten, für alle Waffengattungen passirbaren und nur in ihrem westlichen Theil durch den indirecten Schuß von den Forts de Troyon und St. Mihiel unter Feuer zu nehmenden Annäherungsweg bildet, zu sperren und zu bestreichen. Hier war in der That bis vor Kurzem eine 13 km breite Lücke in der Kette der Sperrforts vorhanden, welche bei der ersten Anlage derselben keine Beachtung gefunden hatte, und die nunmehr durch das Werk les Paroches geschlossen worden ist. Auf 5 km Abstand südöstlich von les Paroches liegt das große von Batterien umgebene Fort du Camp des Romains oder St. Mihiel. Dasselbe hat eine besonders günstige dominirende Lage und beherrscht die Straßen nach Thiaucourt, Pont à Mousson und Nancy, sowie den großen östlich vorgelegenen Wald von Apremont. Das Fort St. Mihiel ist von sehr beträchtlicher Ausdehnung und von besonderen Batterienanlagen umgeben. In einem Abstande von 7 km liegt südöstlich davon auf dem Osthange der Côtes de Meuse das Fort Liouville, welches mit einer Enveloppe und Anschlußbatterien versehen ist. Dasselbe beherrscht die Annäherungswege von Pont à Mousson und das weithin übersichtliche und ebene östliche Vorterrain der Côtes de Meuse. Es folgt in südöstlicher Richtung auf 7 km Abstand das Fort Gironville, welches die große Straße von Pont à Mousson, die Westlisière des Fôret de la Reine und das Vorterrain bestreicht. $2\frac{1}{2}$ km südöstlich davon liegt das Fort Jouy sous les Côtes, welches die Straße nach Commercy und das Bois de Loue unter Feuer nimmt.

Im weiten Abstande von 11 km schließt sich hier ebenfalls in südöstlicher Richtung das nordwestlichste Fort von Toul, das Fort de Lucey an die Sperrfortkette an, dasselbe beherrscht die Straße von Toul nach Thiaucourt und die von derselben zum Maasthal führenden Wege. Die hier befindliche, 11 km breite, nicht überall von den genannten beiden Forts unter Feuer genommene Lücke erscheint jedoch in Anbetracht der Nähe der großen Lagerfestung Toul unbedenklich.

Es bleibe an dieser Stelle nicht unerwähnt, daß die wichtige, die Festungen Toul und Verdun verbindende, im Maasthal entlang führende Eisenbahn, durch die Kette der Sperrforts vollkommen gesichert wird und daß die zahlreichen, auf dieser Strecke vorhandenen Maasübergänge im

gegebenen Fall leicht zum Abbruch vorbereitet und nach erfolgter Benutzung vom Vertheidiger zerstört werden können.

Wir gelangen nunmehr zur Schilderung der heutigen Befestigungen der die Sperrfortkette an der Mosel abschließenden Festung Toul.

Toul, im Moselthal an der Krümmung gelegen, mit welcher dasselbe das Plateau von Haye, da wo der Rhein-Marne-Kanal das Moselthal verläßt, umschließt, ist von einer einfachen bastionirten Enceinte mit vorliegenden Ravelinen umgeben, und wird ringsum von den Höhen der Côtes de Meuse, des Mont St. Michel, des Plateau de Haye und denen von Domgermain beherrscht. Auch bei Toul wurden, ähnlich wie bei Verdun, gegen das Jahr 1875, indem man die Ausführung eines weit umfassender geplanten Projectes unterbrach, 4 Redonten auf den der Stadt im Süden nahe gelegenen Höhen errichtet, von denen aus im Jahre 1870 die Beschießung der Festung erfolgt war. Es waren dies die Redouten von Dommartin, Chandeney, du Tillon und de la Justice. Zwei dieser Redouten, die von Chandeney und du Tillon wurden später in Forts verwandelt, und ferner die damals bereits im Bau begriffenen Befestigungen des starken Forts auf dem Mont St. Michel vollendet.

Allein die mannigfachen und wichtigen, mit der erweiterten Befestigung von Toul verknüpften Zwecke geboten die Wiederaufnahme des früheren, nach 1870 entworfenen Planes, Toul in ein großes verschanztes Lager ersten Ranges zu verwandeln. Dasselbe soll als besonders wichtiger, von der deutschen Grenze nur 30 km entfernter Manövrirplatz zwischen Mosel und Maas, sowie als Sperrplatz für die Straße von Straßburg nach Paris und die Bahnlinien Nancy—Vitry le Francais—Paris, sowie Nancy—Neufchâteau—Chaumont und Langres dienen. Eine französische Armee, die sich in und bei Toul versammelt, ist in der Lage, einem Angriff gegen die Sperrfortslinie zwischen Toul und Verdun sowohl vor wie nach und während dieses Angriffs und des sich daran schließenden Maasüberganges in die linke Flanke und Rücken zu fallen, und ebenso gegebenen Falles gegen die rechte Flanke und den Rücken eines in der Trouée zwischen Toul und Epinal vordringenden Gegners vorzustoßen. Um jedoch größeren Heeresmassen Aufnahme und Schutz gewähren und seine Aufgabe als großer Manövrirplatz erfüllen zu können, bedurfte Toul eines weiter vorgeschobenen Fortgürtels. Die Arbeiten an demselben wurden im Jahre 1875 wieder aufgenommen und sind heute vollendet. Um das erforderliche schußfreie und übersichtliche Vorterrain zu erhalten, wurden auf den Côtes de Meuse starke Abholzungen vorgenommen und zur besseren Verbindung der einzelnen Werke unter einander um den ganzen Platz gute Kriegscommunicationen angelegt. Im Nordwesten der Festung wurde das weit hinaus geschobene Fort de Lucey mit seinen sechs Annexbatterien zur Verbindung mit der Sperrfortkette errichtet. Dasselbe beherrscht die Straße von Thiaucourt nach Toul und den südlichen Theil des Forêt de la Reine. Das Fort ist

neuerdings durch einen Panzerthurm verstärkt worden. 2 km südöstlich von Lucey schließt sich das Vertheidigungswerk von Bruley nebst 4 Batterien an der Nordostspitze der „Position von Bruley", auf dem südlich Lucey gelegenen Plateau an 3; km von diesem Vertheidigungsposten liegt am Südhange dieses Plateaus das Fort d'Ecrouves, welches den oberen Rand und die Abhänge dieses Plateaus flankirt, sowie das Thal des Ingressin und die Bahn nach Verdun und die östlich gelegene Côte Barine beherrscht. Zwei bei Mortemoselle und Ecrouves gelegene Annexbatterien bestreichen das westlich gelegene Nonnenthal und den Südabhang des Plateaus. Auf der entgegengesetzten Seite des Ingressinthales liegt auf einem die Ebene von Toul weithin dominirenden und die westlich gelegenen Höhen bestreichenden Höhenvorsprung das starke Fort Domgermain, dem das Thal von Passey westlich als Vorgraben dient. Das 5 km südliche Fort Domgermain auf demselben Höhenzuge gelegenen Fort de Blenod beherrscht die Straße von Blenod nach Vaucouleurs, die Ebene südlich von Toul und die Eisenbahn nach Colombey.

Die Vertheidigung Touls gegen Norden erfolgt hauptsächlich von dem starken Fort St. Michel aus, welches die Citadelle von Toul bildet und eine zusammenhängende, vorgeschobene Enceinte (nebst Batterien) von über 1 km Länge besitzt, welche die nördlichen vorliegenden Ebenen und Anhöhen vollständig beherrscht. Das Fort ist heute vollendet und dient jener Enceinte als Reduit. Im Süden von Toul beherrschen das Fort Tillon und die Redoute de la Justice die Ebene und das Mosel- und Ingressinthal.

Auf dem rechten Moselufer bestreicht das Fort von Villey-le-Sec das Plateau von Haye, das Moselthal und den Fôret de Bois l'Evêque. Das Fort ist besonders stark und besitzt einen neuerdings errichteten Panzerthurm, sowie vorgeschobene Batterien und eine Befestigungslinie, welche das in der Nähe liegende gleichnamige Dorf umgiebt. 4 km nordwestlich von Fort Villey-le-Sec liegt am Moselthalrand zur besseren Bestreichung desselben und des Moselthals sowie zur Verbindung mit Fort St. Michel das Fort von Gondreville, welches erst neuerdings vollendet worden ist. Hinter demselben liegt in zweiter Linie die Redoute von Dommartin.

Im Nordosten von Toul hatte man, da Fort St. Michel nur 1½ km von der Stadt entfernt ist, ein gegen die Ferme Libdeau vorgeschobenes Fort projectirt; in neuerer Zeit wurde jedoch dieses Project aufgegeben und man hat eine ganze Reihe weit vorgeschobener Werke bei Bouvron, Francheville, Villey-St. Etienne und im Süden bei Manol und Gye angelegt. Die Anlage dieser Werke erschien im Norden der Stadt um so nothwendiger, als von der Lisière der die Ferme Libdeau umgebenden Gehölze aus der nur 4 km entfernte Stadtkern von Toul mit Leichtigkeit bombardirt zu werden vermochte.

An die Lagerfestung von Toul schließt sich im Südosten das Fort

von Pont St. Vincent mit seinen Annexbatterien, und im Süden das Fort von Pagny la Blanche Côte mit den Annexbatterien Pagny und Uruffe an; das erstere beherrscht die Bahn nach Mirécourt und einen wichtigen Straßenknotenpunkt. Beide erweitern den Wirkungsbereich von Toul in südöstlicher und südlicher Richtung. Das letztere ist speciell gegen den Bau einer Umgehungsbahn Vézelize-Colombey-Gondrecourt angelegt.

Das verschanzte Lager von Toul hat eine Ausdehnung von 13 1/2 km von Norden nach Süden und von 11 km von Osten nach Westen. Zahlreiche Ortschaften begünstigen auch hier die Unterkunft der Truppen. Auch für Toul gilt jedoch, daß größere Heeresmassen nur vorübergehend je nach der Menge des in ihm lagernden Proviants in dem verschanzten Lager Aufnahme finden können. Für die französische Feldarmee bildet es besonders bei Beginn eines Krieges mit Deutschland einen sehr wichtigen Stützpunkt; auch münden in Toul und in seinem geschützten Wirkungsbereich 3 und demnächst 4 wichtige Bahnlinien. Mit dem verschanzten Lager von Epinal ist Toul sowohl direct über Colombey, wie indirect über Neufchateau durch die Bahn verbunden.

Um die Annäherung des Gegners per Bahn auf Toul und nach dem Süden zwischen Toul und Epinal zu erschweren, hat man den Eisenbahnknotenpunkt Frouard mittels eines starken Forts mit kleinem Panzerthurm und der Batterie de l'Epéron neuerdings befestigt und ebenso das Fort Manonvillers östlich von Lunéville gegen die deutsche Grenze als Bahnsperrpunkt vorgeschoben.

Das starke Fort bei Frouard ist neuester Anlage und Construction, es beherrscht die wichtigsten Zugänge zu dem Plateau des Fôret de Haye welches bei den französischen Befestigungsentwürfen für die Gegend von Toul mit Recht eine so große Rolle spielt, da es seinem Besitzer die gedeckte Annäherung, wenn auch nur auf einer Chaussee und den sie begleitenden Waldwegen bis auf 1 1/2 km an den Fortgürtel von Toul bei Villey le Sec gestattet, 2 kleinere Werke, die Redoute Amance und die Batterie Mazevilles sind auf dem rechten Moselufer an die Bahn von Château Salins gegen die Grenze vorgeschoben, so daß die Bahnlinie Frouard-Villers, welche die Haupttransportlinien von Mainz und Straßburg auf Frouard vereinigt, heute 3 mal, die von Metz einmal durch starke Befestigungen gesperrt ist.

In Folge des Vorhandenseins dieser in südlicher und östlicher Richtung sich an die Befestigungen von Toul anschließenden Forts enthält die Trouée zwischen Epinal und Toul nur einen 5 deutsche Meilen breiten Raum der nicht unter Geschützfeuer liegt. Durch diese Lücke würde der Angriff einer deutschen Armee erfolgen können, da die an 5—6 Stellen auf dieser Strecke überbrückte Mosel, wenn wie zu erwarten, diese Uebergänge zerstört sind, verhältnißmäßig leicht zu überbrücken und zu überschreiten ist. Allein die deutschen hier vorgehenden Heereskörper müssen während ihres

Vordringens auf starke Flankenstöße der französischen Armee aus Toul und Epinal gefaßt sein, und haben im weiteren Verlauf desselben die starke Position von Neufchâteau mit dem diesen wichtigen Straßen und Eisenbahnpunkt beherrschenden Fort Bourlémont zu überwinden. Leicht ist ihre Aufgabe keineswegs.

Wir schreiten nun zur Betrachtung des südlichen Befestigungsabschnittes der Ostfront und zwar zu der ihren Anfang bildenden Lagerfestung Epinal und bemerken gleichzeitig, daß das Project der Befestigung von Nancy definitiv aufgegeben worden ist.

Die ausgedehnte Gürtelfestung Epinal liegt mit ihrem Stadtkern tief eingeschnitten im Moselthal rings von dominirenden und bewaldeten, nahe an denselben herantretenden Höhen umgeben, so daß von einer Befestigung desselben durch eine kostspielige, neu anzulegende Enceinte als zwecklos, wenn einige Forts genommen sind, französischerseits Abstand genommen worden ist. Die Festung Epinal beherrscht und sichert die wichtigen Bahnlinien von Neufchâteau, Langres, Vesoul und Belfort. Innerhalb des verschanzten Lagers befinden sich nur 2 vorhandene permanente Moselübergänge, von denen übrigens eine größere Anzahl in Anbetracht der nicht erheblichen Breite der Mosel gebotenen Falls leicht herzustellen ist. Die Annäherung und der Angriff eines Gegners gegen die Forts wird durch die vorhandenen zahlreichen Waldungen, sobald es gelungen ist die Belagerunsbatterien in Position zu bringen, erleichtert. Der Anmarsch des Gegners kann mit Ausnahme der Südfront überall verdeckt erfolgen und der Vertheidiger über die Angriffsstellen im Ungewissen erhalten werden. Der Fortgürtel beginnt im Norden auf dem rechten Moselufer mit Fort Dogneville nebst einer Annexbatterie, auf einer Anhöhe, 2 km von der Mosel entfernt gelegen, an welche im Norden ein ausgedehnter Wald bis auf 1 km Abstand herantritt. Fort Dogneville beherrscht das Moselthal, die Bahn nach Nancy und die voliegenden Höhen und Annäherungswege, 2 km östlich davon liegt das Fort Longchamps mit 2 Annexbatterien. Dasselbe bestreicht die vorliegende Thalsenkung, allein auch hier tritt ein Wald, der von Dognonville bis auf etwa 1 km an die Befestigungen heran. 5 km südlich Fort Longchamps verbinden die beiden großen, neu angelegten Redouten von La Justice das Fort Longchamps und die neu angelegten Batterien Carrières; in der Intervalle liegt die die östlich vorgelegenen Waldungen unter Feuer nehmende Batterie Des Adelphes. $1\frac{1}{2}$ km südlich derselben liegt am Westrande des großen Waldes von Epinal das Fort Razimont und beherrscht die Hauptannäherungslinien auf denselben, jedoch keineswegs alle Zugänge desselben. Das $2\frac{1}{2}$ km entfernte in der Nähe des Südrandes des Waldes von Epinal im Walde selbst gelegene Fort de la Mouche bestreicht das Moselthal und den südöstlichen Theil des genannten Waldes. Das etwa 1 Meile in südöstlicher Richtung auf dem linken Moselthalrande vorgeschobene Fort Arches nimmt ebenfalls das Moselthal und die hier mündenden Eisenbahnen

und Straßen nach Bruyères und Fraise unter Feuer. Etwa 7 km westlich von Fort Arches bestreicht Fort Bambois die Bahn und die Staßen nach Vesoul, Aillevilliers, Lure und Belfort. 3 km westlich davon beherrscht die Batterie des Triches die Zugänge von Süden her. 3 km westlich derselben liegt das Fort du Boulon, welches die Straße von Bains nach Epinal unter Feuer nimmt. In einem Abstande von etwa 3 km schließen sich in nordwestlicher Richtung die 3 Batterien und das Reduit von Thiéba an, welche die Thalsenkung des Ostkanals unter Feuer nehmen. In einer Entfernung von abermals 3 km auf dem nördlichsten Vorsprung der Monts Faucilles gelegen beherrscht das Fort Girancourt nebst 2 neuerbauten Batterien, dieselbe Thalsenkung und die über Mirécourt nach Langres führende Bahn. Dem letzteren Zweck dient besonders auch die 4 km ostnordöstlich liegende Batterie von Sanchey. 4 km nördlich derselben erhebt sich das Fort von Uxegney. Es nimmt dieselbe Bahnlinie und die Thalsenkung des Lavièrebaches unter Feuer. Sowohl an Fort Girancourt, wie an Fort Uxegney treten jedoch ihnen westlich vorgelegene, Waldungen auf 1½ km heran; 1 resp. 2 km östlich von Fort Uxegney liegt das Fort du Bois de l'Abbé und die Batterie de la grande Haye, welche die Straße nach Damèvre, die ihnen nördlich vorliegenden Waldungen und die Bahn nach Nancy unter Feuer nehmen. Beim Dorfe Jeuxey ist ferner neuerdings auf dem linken Ufer des St. Oger-Baches ein Fort errichtete worden, welches die Straße von Rambervillers und die Thalsenkung des St. Oger-Baches beherrscht.

Das verschanzte Lager von Epinal hat einen Umfang von ca. 55 km oder 7½ deutsche Meilen und umschließt außer der 20 000 Einwohner zählenden Stadt Epinal etwa 12 Ortschaften, so daß die Unterkunft von Truppen begünstigt wird. Allein der von dem ausgedehnten Fortgürtel umschlossene Raum ist größtentheils unübersichtlich und von verhältnißmäßig geringer Wegsamkeit, so daß eine rechtzeitige Unterstützung des Kampfes um die Forts an vielen Stellen erschwert ist. Das tief eingeschnittene, gut wegsame Vologne-Thal und der Wald von Epinal, sowie die Straße von Rambervillers gestatten im Osten dem Angreifer eine verhältnißmäßig nahe gedeckte Annäherung, so daß der Angriff auf Epinal als leichter wie derjenige auf die Gürtelfestungen Toul und Verdun gelten muß. Ungeachtet dieser Verhältnisse bildet jedoch Epinal für den Aufmarsch der französischen Streitkräfte, besonders aus dem Süden Frankreichs, einen starken Stützpunkt und gestattet derselbe, einer innerhalb seines Fortbezirks concentrirten französischen Armee den beliebigen Uferwechsel der Mosel und ferner sowohl einen Vorstoß gegen Flanke und Rücken eines in die Trouée von Epinal-Toul vordringenden Heeres, wie gegen die rechte Flanke und den Rücken einer, die sich in südöstlicher Richtung anschließende Sperrforkette angreifenden Armee. Epinal bildet daher ebenfalls einen starken Manöverirplatz und rechnet man französischerseits hinsicht-

lich der Vertheidigung seiner östlich gelegenen, ausgedehnten Waldungen ganz besonders auf die Streitkräfte der „Défense mobile“, welche auf der ganzen Sperrfortlinie überhaupt sofort in Action treten sollen.

An das südöstliche Fort von Epinal, Fort Arches, welches in Folge seiner über eine Meile vom Kern der Festung entfernten Lage auch zu der Sperrfortkette gezählt werden kann, schließt sich diese letztere mit dem Fort Remiremont im Moselthal an. Fort Remiremont liegt in einem Abstande von 10½ km von Fort Arches. Es hat eine das Mosel- und das Moselottethal, sowie die Bahnlinien in beiden Thälern weithin beherrschende Position. Allein die gegenüber liegenden Höhen des Fôret de Fossard dominiren das Fort um etwa 70 m und ihre Waldungen gestatten eine gedeckte Annäherung der Belagerungsbatterien, allerdings auf schwierigen Waldwegen, bis auf 4 km. Gelingt es der Fortvertheidigung nicht, den Batterienbau nachhaltig zu stören und vermag derselbe in hinreichender Ausdehnung zu erfolgen, so dürfte Fort Remiremont sich nicht lange halten können. Aus diesem Grunde ist dasselbe wohl auch neuerdings durch einen Panzerthurm verstärkt worden. Aehnlich liegen übrigens die Verhältnisse bei Fort Arches, wo der Batterienbau auf den gegenüberliegenden dominirenden Höhen des Fôret de Tanières bereits auf 2 km und nähere Entfernung möglich ist und analoge Verhältnisse finden sich mit Ausnahme des Fort de Servance auch bei den übrigen Forts der südöstlichen Sperrfortkette. Der Angriff auf dieselbe ist daher hier in vieler Hinsicht leichter; allein der Anmarsch des Angreifers mit seinem Belagerungsmaterial über die Vogesen und das in Batterie bringen desselben ist dagegen schwieriger und zeitraubender, sowie bedeutender Erschwerung durch die Thätigkeit der Truppen der défense mobile ausgesetzt; dasselbe gilt für das weitere Vordringen desselben, nachdem die Sperrfortkette durchbrochen ist. Dieser Angriff führt überdies weit ab von der directen Operationslinie auf Paris und unmittelbar auf die große Lagerfestung Langres, welche ihm einen neuen Halt zu gebieten vermag. Ferner können von Belfort oder Besançon vorgehende Streitkräfte des Gegners den hier vordringenden Angreifer in die linke Flanke und im Rücken fassen. Die weiteren Befestigungen der dem westlichen Moselthalrande folgenden Sperrfortkette sind das 11½ km von Fort Remiremont entfernte Fort Rupt mit drei Annexbatterien, welches das Moselthal, die Moselbahn und die anliegenden Thäler, sowie die Straße nach Luxeuil beherrscht. 10 km davon entfernt liegt das Fort Château Lambert mit seinen Annexbatterien. Dasselbe bestreicht das Moselthal, die Moselbahn, sowie die Straße von Lure nach Gerardmer und Mühlhausen. 4 km südöstlich davon liegt auf der bewaldeten 1189 m hohen Bergkuppe des Ballon de Servance das gleichnamige Fort nebst Annexbatterien. Dasselbe nimmt die Straße nach Belfort und das Moselthal unter Feuer. Im Abstande von 11 km in südlicher Richtung folgt Fort Giromagny mit den Batterien Tête de

Planches. Dasselbe beherrscht die Straße von Belfort und das mittlere Savoureusethal, steht jedoch mit dem Fort des Ballon de Servance nicht in Geschützfeuerverbindung. Beide letztgenannten Forts liegen im höchsten und unwegsamsten Theil der Vogesen, so daß die Bestreichung der wenigen Annäherungswege, welche Truppengattungen aller Waffen dort passiren können und müssen, zu deren Vertheidigung genügt.

In dem Abschnitt der Sperrforts von Epinal bis Belfort führen nur fünf große fahrbare Straßen in ost westlicher Richtung über die Vogesen, es sind die Straßen im Volognethal, im Moselottethal, über den Col du Ménil, von Thann nach St. Maurice und von Mühlhausen nach Giromagny.

Diese sämmtlichen Straßen werden durch die erwähnten Forts gesperrt. 8 km südlich von Fort Giromagny liegen am Osthange des Boivrethales die nördlichsten Forts von Belfort, Fort d'Arsot und Fort de Roppe, auf welche wir später zurückkommen werden.

Belfort in der Thalsenkung zwischen den Vogesen und dem schweizer Jura gelegen, erhielt nach dem Kriege von 1870/71 neue, weit ausgedehntere Werke und wurde zu einem großen und sehr starken verschanzten Lager umgewandelt. Jedoch auch in seiner heutigen Anordnung ist es, um alle Straßen, welche die Trouée von Belfort durchschneiden, im Falle eines Krieges mit Deutschland zu sperren, im Falle die Neutralität der Schweiz nicht respectirt wird, nach französischer Ansicht erforderlich, das Plateau von Rangiers zwischen Porrentruy und Délémont rasch zu besetzen, um die Straßen, welche über Délémont, Ferrette und Porrentruy in die Franche Comté führen, in die Gewalt zu bekommen. Die neu errichteten Forts beherrschen alle Straßen, welche das schweizer Gebiet nicht berühren, so daß die Vertheidigung Belforts sich dem letzteren gegenüber, die Innehaltung der Neutralität vorausgesetzt, passiv verhalten und alle ihre Kräfte in nördlicher Richtung verwenden kann. Drei Straßengruppen sind es, die gegen Belfort, Montbéliard und Pont de Roide convergiren und welche durch diese Befestigungen beherrscht werden.

Die Befestigungen von Belfort werden französischerseits in zwei Hauptgruppen eingetheilt: und zwar die Werke, welche die Trouée sperren und die „mobile Vertheidigung" unterstützen sollen und die eigentliche Festung Belfort.

Die ersteren sind: 1. Die drei Batterien des Tete de Planches 2 km nördlich des Forts von Giromagny. Diese Batterien wurden hier auf einer dominirenden Bergspitze angelegt, von der aus Fort Giromagny mit überlegener Geschützwirkung angegriffen zu werden vermochte. 2. Fort Giromagny. Dasselbe ist besonders gegen die von den nördlichen Forts von Belfort nicht beherrschte Straße von Petit-Magny nach Giromagny angelegt und hat neuerdings zwei Panzerthürme, sowie eine südöstlich vorlegene Annexbatterie erhalten. 3. Fort Salbert, 8 km südlich Fort Giro-

magny nebst drei Annexbatterien, auf dem Mont Salbert gelegen. Dasselbe beherrscht die Straße von Belfort nach Giromagny, die Bahn von Paris, die Straßen von Eloie und Lure; und dominirt Belfort und die Ebene von Giromagny vollständig. 3½ km südlich von Fort du Salbert liegt das Fort de la Côte, welches die Straße von Châlonvillers und die westlichen Höhen bestreicht. Ihm folgt 5 km südwestlich das Fort du Mont Vaudois. Dasselbe beherrscht Héricourt und verbindet Belfort mit der Lisainelinie. 3½ km südöstlich schließt sich das neu errichtete Fort du Mont Dannin an, welches das Lisainethal unter Feuer nimmt. Dem gleichen Zwecke dient das 6 km südöstlich gelegene Fort de la Chaux, welches zugleich Montbéliard und das Savoureusethal bestreicht. Zu den Befestigungen von Montbéliard gehören ferner noch das Schloß, die beiden Batterien du Parc und die der Citadelle, sowie das 4 km südwestlich gelegene Fort du Mont Bart, welches das Doubsthal, die Bahn nach Besançon und Basel, sowie die Straße nach Villers ferel beherrscht und durch eine Annexbatterie und den Posten de la Roche aux Corbeaux verstärkt ist.

Den Abschluß der Befestigungen der französischen Ostfront bis zur Schweizer Grenze bilden die Batterien von Pont-de-Roide an der Straße von Porrentruy, welche das Doubsthal beherrschen, ferner das 2 km östlich vorgelegene Fort und die Batterie des Roches an derselben Straße. Beide vertheidigen die wichtigen Doubs-Uebergänge bei Pont-de-Roide. Dicht an der Schweizer Grenze endlich liegt 4 km südöstlich von Fort Roches das doppelte Fort des Mont Lomont, welches das Plateau von Blamont unter Feuer nimmt, und die Straße von Basel nach Besançon, sowie alle Straßen nach St. Hippolyte bestreicht. Das Fort wird verstärkt durch eine östlich gelegene Annexbatterie, sowie durch den Posten de la Roche Géla und im Südosten durch die Batterie des Etabous, welche das Doubsthal und die Brücken von Vaufrey unter Feuer nimmt.

Die Befestigungen der Stadt Belfort, welche den Hauptstützpunkt der Vertheidigung der Trouée bildet, sind mehrfachen Projecten unterworfen gewesen. Das letzte derselben ist nunmehr zur Durchführung und Vollendung gelangt. Die Redouten von Bellevue, sowie der Basses- und Hautes-Perches sind durch permanente Forts ersetzt und die in südöstlicher Richtung bedeutend erweiterte Enceinte der Stadtbefestigung reicht heute bis an diese Forts und im Westen bis an das Fort des Barres. Im Westen gehören die zu dem Vertheidigungsgürtel zählenden oben erwähnten Forts du Mont Salbert und de la Côte und, nach dem Werke des französischen Genie-Majors Marga, auch noch das Fort du Mt. Vaudois zu den Vertheidigungswerken der Stadt. Im Osten liegen dicht an derselben auf nur 1½ km Entfernung die Forts la Miotte und la Justice.

Um diesen inneren Fortgürtel wurden zur Unterstützung der activen Vertheidigung der Festung im Jahre 1875 eine Anzahl provisorischer befestigter

Batterien angelegt und zwar auf der Ostfront die Batterien de Pérouse, Haute Taillis, Chevremont, Vezelois, Meroux, Sévénance und Bosmont, sowie die Redoute von Danjoutin. Auf der Westfront die Batterien Bermont, Dorans, Botans, Pitou, d'Urcerey, Côte d'Essert und du Chatelet. Durch den im Jahre 1883 definitiv angenommenen, nunmehr vollendeten, erweiterten Fortgürtel wurden diese Batterienanlagen ziemlich überflüssig, existiren jedoch heute noch. Die Forts der Ostfront aber sind Fort d'Arsot, Fort de Roppe, Fort Denney, Fort Bessoncourt, Fort Vézelois; die der Westfront: Fort du bois d'Oye, Fort du Mont Dannin, Fort du Mont Vaudois, Fort de la Côte (d'Essert) und Fort du Salbert.

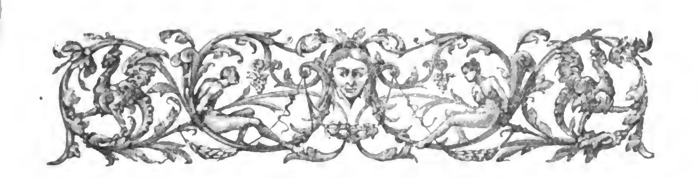
Die Lage und Aufgabe der Forts auf der Westfront haben wir bereits erörtert, und erwähnen wir noch ergänzend, daß das Fort Bois d'Oye 6 km nördlich von Fort de la Chaux gelegen, in Verbindung mit diesem Fort das Savoureuse-Thal und dessen östliche Thalhänge, sowie die Bahn Belfort-Porrentruy beherrscht. 5½ km nordöstlich von Fort du Bois d'Oye liegt das südlichste der Forts der Ostfront: Fort de Vézelois, welches die Zugänge aus dem Bourbeuse-Thal und die Nordwestlisièren der vorliegenden Gehölze und Höhen unter Feuer nimmt, sowie sowohl die Bahn nach Mühlhausen, wie die nach Porrentruy bestreicht. 4½ km nördlich liegt Fort Bessoncourt, welches die vorliegenden Seitenthäler des Madeleine-Baches und letzteres Thal selbst, sowie die vorliegenden Anhöhen und die Straße nach Frais beherrscht. Nur 1½ km davon liegt nordwestlich Fort Denney zur Bestreichung des hier vielfach welligen und von Wasserläufen durchschnittenen Vorterrains, sowie der großen Straßen und der nördlichen Bahnlinie nach Mühlhausen. Fort de Roppe, auf bewaldeter, weithin dominirender Höhe, 3 km von Fort Denney gelegen, beherrscht die östlich und nördlich vorgelegenen, größtentheils bewaldeten Höhen und die Straße über Anjoutey. An Fort Roppe schließen sich 3 Annexbatterien an und das Fort dient einer besonderen Vertheidigungslinie, welche an der Lisière des ihm vorgelegenen Waldes von Arsot eingerichtet worden ist, als Reduit. Das nördlichste der Forts von Epinal, ist Fort Arsot. Dasselbe liegt 8 km südöstlich Fort Giromagny, auf den ausgedehnten, bewaldeten Höhen von Arsot. Es beherrscht das Voivre- und das Savoureuse-Thal, sowie die Bahn nach Gray und Giromagn und diey von Norden auf Belfort führenden Zugänge.

Auch die starke Gürtelfestung Belfort vermag einer französischen Armee von mehreren Corps je nach dem vorhandenen Proviant auf längere oder kürzere Zeit Schutz und Aufnahme zu gewähren. Sie sperrt mit den sich ihr südlich anschließenden Befestigungen die Senkung zwischen dem Südhange der Vogesen und dem schweizer Jura. In ihrer heutigen, erst kürzlich vollendeten Gestaltung erscheint Belfort jedoch besonders zu einem offensiven Manövrir-Platz bestimmt, von welchem aus ein Angriff auf die obere Rheinebene und Süddeutschland erfolgen kann. Man hat französischer-

seits der alten Völkerstraße von Belfort den Charakter als Ausfallspforte Frankreichs wiedergegeben und zugleich den Gürtel der Sperrforts westlich und südlich Belfort bis zur Schweizer Grenze geführt. Allein die offensive Wirkungssphäre Belforts erstreckt sich auch in nördlicher Richtung auf diejenigen Heerestheile eines Angreifers, welche es versuchen sollten, den höchsten Theil der Vogesen zu überschreiten und die Sperrfortkette zwischen Epinal und Belfort anzugreifen und zu durchbrechen. Hier kann bei dem Gebirgscharakter des Landes schon das Eingreifen kleinerer Detachements wichtigen Zeitgewinn und Erfolg bringen. Zu diesem Zwecke ist von der Besatzung in Belfort eine Brigade zur activen Verwendung im Vorterrain bestimmt. Die in Belfort untergebrachte Friedensgarnison von 3000 Mann besteht aus ausgesuchten Truppen. Alle Befestigungen sind, wie überhaupt die gesammten Befestigungen der „frontière militaire“ für einen sofortigen Kampf bereit. Die Casematten der Stadtbefestigung von Belfort können wie erwähnt außer einer gewissen Truppenzahl auch 2000 Stück Vieh aufnehmen.

Resumiren wir zum Schluß die heutige Bedeutung des Befestigungssystems der deutsch-französischen Ostfront, so weist dasselbe allerdings die französischen Armeen, selbst wenn deren strategischer Aufmarsch bewirkt durch etwa 10 an dieser Ostfront mündende Bahnlinien, von denen 8 zweigleisig sind, gleichzeitig mit dem der deutschen Heere erfolgen würde, voraussichtlich auf die Defensive hin. Man wird sich französischerseits die Gelegenheit nicht entgehen lassen wollen, gestützt auf einen so starken Vertheidigungsabschnitt, wie den der Sperrforts und der sie unterstützenden großen Lagerfestungen, dem Gegner in diesem Abschnitt große Defensivschlachten, in verschanzten und vorbereiteten Stellungen zu liefern, um ihm durch dieselben schwere Verluste zu verursachen, und dann selbst zur Offensive überzugehen. Die Sperrfortkette in ihrer heutigen Anordnung wird daher nicht verfehlen, eine starke Anziehungskraft auf die französische Heeresleitung auszuüben, und die französischen Feldarmeen an sich fesseln. Diese Anziehungskraft kann jedoch unter Umständen in verhängnißvoller Weise nachtheilig werden, indem sie die französische Heeresleitung günstige Momente zur Offensive versäumen läßt. Immerhin aber gewähren die Befestigungen der Ostfront den französischen Heeren eine außerordentliche Verstärkung. Gelingt es dem westlichen Gegner durch seine, wie erwähnt, sofort bereite mobile Vertheidigung des Vor- und Zwischenterrains der Sperrforts und dieser selbst den Aufmarsch seiner Heere zu sichern, so werden die deutschen Heere am Maas- und Moselabschnitt Schlachten zu durchkämpfen haben, die voraussichtlich zu den heißesten Kämpfen der Kriegsgeschichte zählen werden.

Allein die Ueberlegenheit ihrer Führung, Truppenausbildung und Disciplin wird ihnen auch in diesen schweren und hoffentlich noch recht lange erspart bleibenden Kämpfen den Sieg sichern.



Mondrondels.

Aus dem „Pierrot Lunaire" von Albert Giraud.

Deutsch von

Otto Erich Hartleben.

— Berlin. —

1.

Einen weißen Fleck des hellen Mondes
Auf dem Rücken seines schwarzen Rockes,
So spaziert Pierrot im lauen Abend,
Aufzusuchen Glück und Abenteuer.

Plötzlich — stört ihn was an seinem Anzug,
Er beschaut sich rings und findet schließlich —
Einen weißen Fleck des hellen Mondes
Auf dem Rücken seines schwarzen Rockes.

Warte, denkt er, das ist so ein Gipsfleck!
Wischt und wischt, doch — bringt ihn nicht herunter.
Und so geht er giftgeschwollen weiter,
Reibt und reibt bis an den frühen Morgen —
Einen weißen Fleck des hellen Mondes.

2.

Auf den Marmorstufen der Estrade,
Flüchtig raschelnd wie mit seidnem Kleide,
Tanzt der Staub in bläulich weißem Schimmer,
Wirbelnd in den Kanten jeder Stiege.

Denn die Mondesgöttin wandelt leise,
Leichten Schrittes die gewohnten Wege,
Auf den Marmorstufen der Estrade
Flüchtig raschelnd wie mit seidnem Kleide.

In den Staub vor seine bleiche Fürstin
Wirft Pierrot sich, im Gebet ersterbend:
Und da liegt der große, weiße Körper,
Aufgerankt und in die Höh gebreitet
Auf den Marmorstufen der Estrade.

3.

Der Violine zarte Seele
Voll schweigend reger Harmonien,
Träumt nun im offenen Gehäuse
Nachzitternder Erschöpfung Träume.

Wer wird aus solcher Ruh sie rühren
Auf's Neu mit schmerzensmächt'gem Arme,
Der Violine zarte Seele,
Voll schweigend reger Harmonien?

Ein feiner zager Strahl des Mondes,
Mit letzter Schmerzen süßer Qual
Ironisch tändelnd, reizt und reget
Leis mit dem silberhellen Bogen
Der Violine zarte Seele.

4.

In der düstren, weihrauchschwülen Kirche —
Wie ein Strahl des Mondes, der sich einstahl
Durch die halbverblaßten Fensterbilder —
Taucht Pierrot aus schweigend dumpfer Dämmrung.

Auf das hohe Chor, vermummt in Schatten,
Schreitet er mit gottestrunknen Augen —
In der düstren, weihrauchschwülen Kirche
Wie ein Strahl des Mondes, der sich einstahl.

Und da flammen plötzlich alle Kerzen,
Lodernd auf. Die Nacht zerreißt vor ihnen.
Und sie bluten auf dem lichten Altar
Wie der Finsterniß zerklaffte Wunden —
In der düstren, weihrauchschwülen Kirche.

5.

Des Mondlichts bleiche Blüthen,
Die weißen Wunderrosen,
Blühn in den Julinächten —
O bräch' ich eine nur!

Den bangen Schmerz zu lindern,
Such ich am dunklen Strome
Des Mondlichts bleiche Blüthen,
Die weißen Wunderrosen. —

Gestillt wär all mein Sehnen,
Dürft' ich so märchenheimlich,
So selig leis entblättern
Auf Deine braunen Haare
Des Mondlichts bleiche Blüthen.

6.

Du nächtig todeskranker Mond
Dort auf des Himmels schwarzem Pfühl,
Dein Blick so fiebernd übergroß
Bannt mich wie fremde Melodie.

An unstillbarem Liebesleid
Stirbst Du, an Sehnsucht, tief erstickt,
Du nächtig todeskranker Mond
Dort auf des Himmels schwarzem Pfühl. —

Den Liebsten, der im Sinnenrausch
Gedankenlos zur Liebnen eilt
Belustigt Deiner Strahlen Spiel —
Dein bleiches qualgebornes Blut,
Du nächtig todeskranker Mond.

7.

Zu grausem Abendmahle
Beim Blendeglanz des Goldes,
Beim Flackerschein der Kerzen
Naht sich Pierrot dem Altar.

Die Hand, die gottgeweihte,
Zerreißt die Priesterkleider —
Zu grausem Abendmahle
Beim Blendeglanz des Goldes.

Mit segnender Geberde
Zeigt er den bangen Seelen
Die triefend rothe Hostie —
Sein Herz in blut'gen Fingern,
Zu grausem Abendmahle.

8.

Heil'ge Kreuze sind die Verse,
Dran die Dichter stumm verbluten,
Blindgeschlagen von der Geier
Flatterndem Gespensterschwarme.

In den Leibern schwelgten Schwerter,
Prunkend in des Blutes Scharlach.
Heil'ge Kreuze sind die Verse,
Dran die Dichter stumm verbluten.

Todt das Haupt nun, steif die Locken,
Fern, verweht der Lärm des Pöbels.
Und auf's Haupt senkt sich die Sonne,
Eine rothe Königskrone . . .
Heil'ge Kreuze sind die Verse!





Gustav Theodor Fechner.

Von

Ch. Achelis.

— Bremen. —

Am 21. November 1887 wurde in Leipzig, der Stätte seines langjährigen Wirkens, ein Mann zur letzten Ruhe geleitet, der in seinem Leben einen höchst bedeutsamen Abschnitt der geistigen Entwickelung des neunzehnten Jahrhunderts darstellt, der letzte Metaphysiker, wie man ihn nicht mit Unrecht genannt hat, Gust. Theod. Fechner. Gerade dadurch hebt sich ja das Genie über die Werkeltagarbeit gewöhnlicher Sterblicher in sonnenklare Höhe empor, daß sich in ihm die verschiedenen, scheinbar widerstreitenden Ideen des ganzen Zeitalters, wie in ihrem Culminationspunkt verdichten und sinnfällige Gestalt annehmen; das gilt, wie wir später sehen werden, in ganz besonderem Maße von unserem Gewährsmann, der selbst gelegentlich dem ungläubigen Zweifel begegnen mußte, wie es denn möglich sei, daß so verschiedene Werke wie z. B. Zendavesta und die Elemente der Psychophysik von ein und demselben Verfasser herrühen könnten. Aber nicht nur in dieser Beziehung bietet die Betrachtung dieser Persönlichkeiten die mannigfachsten, culturhistorisch interessanten Ausblicke, sondern es wird dadurch auch ganz allgemein das Verhältniß zwischen Philosophie und naturwissenschaftlicher Forschung überhaupt bestimmt. Um das zu würdigen, vergegenwärtige man sich kurz die bittere Feindschaft, wie sie bis zur Mitte der fünfziger Jahre zwischen beiden Wissenschaften in unserem Vaterlande ja leider bestand. Die frühere Königin der Wissenschaften war zur armseligen Bettlerin geworden, ausgestoßen aus dem Reiche ihrer so souverain ausgeübten Herrschaft, die

Naturwissenschaft vergalt die vielfach geringschätzige Behandlung, die ihr zu Theil geworden war, mit aufrichtigem Hasse und fügte der nicht unverdienten Kränkung noch häufig den bitteren Hohn eines übermüthigen Siegers hinzu, kein schönes Schauspiel fürwahr und doch psychologisch nur allzu erklärlich. Bei dieser Katastrophe, welche das System des transcendentalen Idealismus ereilte, lag die Gefahr nahe, daß mit der berechtigten Opposition gegen die Mißgriffe und Irrthümer des speculativen Denkens ein voreiliges Anathema gegen jede Erkenntnißtheorie überhaupt gefällt wurde, und diese Klippe ist leider nicht immer vermieden. Die populäre Aufklärung, die schon an und für sich nicht frei ist von einem bedenklichen Fanatismus, schwelgte in dem Vollgefühl des erreichten Erfolges und bezeichnete jeden Philosophen schlechtweg als Charlatan. Nur wenige, kritisch besonnene Männer verloren in diesem allgemeinen Rausch nicht die Haltung und machten darauf aufmerksam, daß jede, auch noch so streng erfahrungsgemäße naturwissenschaftliche Untersuchung letzten Endes nicht gewisse Hypothesen und Principien entbehren könnte, die sie eben nicht in dem eigenen Arsenal zu finden vermochte, sondern allein in dem der so verpönten Gegnerin. Zu ihnen gehört in erster Reihe der mit Fechner vielfach verwandte Landsmann Lotze, der seine Aufgabe sehr anschaulich in die Worte zusammenfaßte, nachzuweisen, wie ausnahmslos universell die Ausdehnung und zugleich wie völlig untergeordnet die Bedeutung der Sendung sei, welche der Mechanismus in dem Bau der Welt zu erfüllen habe. Beide Männer sind anerkannte naturwissenschaftliche Autoritäten, wenn auch nach verschiedenen Richtungen hin, beide fußen auf dem Princip einer durchgehenden, gesetzmäßigen, nach Maß und Zahl berechenbaren Organisation des Kosmos, und doch sind Beide einstimmig in der Ablehnung des grundsätzlichen Hasses, mit dem gerade die exacte Naturwissenschaft den weiteren Ausbau der Philosophie zu begleiten pflegt; Beide folgen in den letzten Entwickelungen ihrer Weltanschauung idealistischen Principien und suchen das Reich des Seiendens in der allumfassenden Macht des göttlichen Bewußtseins abzuschließen, und Beide endlich zeigen dieselbe lebhafte Neigung zu poetischer und ästhetischer Gestaltung und Betrachtung. Doch wir müssen es uns versagen, diese Bezüge im Einzelnen weiter zu verfolgen, schon allein weil dadurch auch die Erörterung der betreffenden Unterschiede unausweichlich würde; wir wenden uns vielmehr unserer besonderen Aufgabe zu, indem wir zunächst mit kurzen Strichen das Bild unseres Forschers zu zeichnen versuchen, um dann (natürlich nur in den Grundzügen) den Aufbau und die Entwickelung seines Systems zu verfolgen. Auch das sei hier vorab bemerkt, daß wir uns in dieser Darstellung wesentlich nur als Historiker fühlen und somit selten aus dem Rahmen eines getreuen Portraits hinaustreten und uns zu einer persönlichen sei es zustimmenden, sei es ablehnenden Stellungnahme veranlaßt finden werden.

Fechner ist geboren am 19. April 1801 in Großsährchen in der Oberlausitz, als Sohn des dortigen Geistlichen. Nachdem er sein Studium in Leipzig absolvirt, habilitirte er sich daselbst 1823 als Privatdocent der Medicin und Naturwissenschaften, insbesondere für Physik und Chemie. Am 3. October 1834 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt, da traf ihn — schon fünf Jahre später — ein schweres Augenleiden, das ihn bis 1843 von der Ausübung seiner Berufspflichten fern hielt. Vielleicht hat dieser Anlaß eine geheime Neigung Fechners noch mehr verstärkt, den Blick von der alltäglichen Wirklichkeit auf die verborgenen seelischen Vorgänge und auf die der strengen Wissenschaft entrückten überirdische Welt zu richten, jedenfalls gab er nach seiner Wiederherstellung die Professur für Physik auf und wandte sich mehr der Naturphilosophie und Anthropologie zu. Doch läßt sich, wie begreiflich, diese Periode nicht genau abstecken; denn mitten in seine exacten Arbeiten (1836) füllt schon seine erste mystische Schrift: Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. Auch andere Theile der philosophischen Wissenschaft wurden allmählich hinzugezogen, so die Ethik und Religionsphilosophie. Daneben nahmen die eigentlich fachwissenschaftlichen Forschungen ihren ungestörten Verlauf, von 1830—39 gab Fechner das pharmaceutische Centralblatt heraus, seit 1851 das Centralblatt für Naturwissenschaft und Anthropologie und später eine Reihe von Repetitorien für Physik, unorganische und organische Chemie. Sein bekanntestes und bahnbrechendes Werk ist die Elemente der Psychophysik, in welchem er auf dem Grunde der naturwissenschaftlichen Betrachtung und Hand in Hand mit einer höheren philosophischen Auffassung einen neuen Aufbau der Atomistik versuchte, den er nachher verschiedentlich weiter verfolgte (zuerst in dem Buch: Ueber die physikalische und philosophische Atomenlehre). Damit ist aber die reiche, vielumfassende Thätigkeit unseres bis in seine letzten Tage ungemein rüstigen Gelehrten noch nicht erschöpft. Zunächst bedarf es des Hinweises auf seine humoristischen Productionen, mit denen er z. B. die haltlosen Schwärmereien der Schelling'schen und Oken'schen Naturphilosophie geißelte (obschon nicht zu verkennen ist, daß er eine Zeitlang ihrem Einflusse sich kaum entziehen konnte); sodann haben wir von seiner Hand eine werthvolle Aesthetik, unter dem bescheidenen Titel: Vorschule der Aesthetik, in welcher mit Erfolg der Versuch gemacht wird, die Gesetze unserer künstlerischen Anschauung aus den einfachsten Elementen unserer psychophysischen Organisation abzuleiten; endlich müssen wir noch auf eine Reihe von kritischen Schriften hinweisen, dazu bestimmt in den brennenden Tagesfragen des Darwinismus und der Descendenztheorie eine zutreffende Lösung an die Hand zu geben. (Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwickelungsgeschichte der Organismen.) In allen diesen Werken offenbart sich der milde, versöhnliche Geist Fechners, der überall bestrebt ist, beim Gegner das Gute zu sehen; deshalb fehlt bei ihm die jetzt leider so häufige Gehässigkeit, unbequeme Ansichten moralisch zu discreditiren,

gänzlich, höchstens stellt sich dafür mitunter ein liebenswürdiger Humor ein, der nie verletzen kann. Was aber ganz besonders eigenartig ist an der Gestalt dieses Denkers, das ist die innige Vereinigung einer streng empirischen Richtung mit einer seltenen religiösen Wärme, die selbst den Gegner wohlthuend berührt; ohne in einen starren theologischen Dogmatismus zu verfallen, sucht er doch die wesentlichsten religiösen Ideen vor der zerstörenden Skepsis sicher zu stellen und namentlich die Persönlichkeit Gottes seinem Glauben zu retten. Man mag über dieses Verfahren denken, wie man will, aber soviel wird jeder Unbefangene zugeben, daß die angestrebte Versöhnung zwischen unseren sittlichen Idealen, welche unser ganzes Handeln bestimmen und den unanfechtbaren Principien unserer Erkenntniß besser, werthvoller ist, als jener klägliche Compromiß, wie er jetzt häufig gang und gäbe ist, auf der einen Seite der Wissenschaft die Ehre zu geben, auf der anderen aber ganz entgegengesetzten Empfindungen und Stimmungen sich zu überlassen, jedenfalls dem Radicalismus Lucrezens vorzuziehen, der sich in unseren Tagen wieder so breit macht, daß die ganze Religion nur einen einzigen, großen Irrthum des menschlichen Geschlechts darstelle. Das ist in kurzen Umrissen die Lebensarbeit eines schlichten deutschen Professors, die schon um ihres Reichthums willen eine eingehende Würdigung verdient; denn in der That begegnen wir in ihr den scheinbar widersprechendsten Strömungen unseres geistigen Lebens, auf der einen Seite den streng experimentellen Untersuchungen über die Grundlagen und Gesetze unseres Daseins (wir brauchen nicht daran zu erinnern, daß Fechner einer der Gründer der Psychophysik war), andererseits animistischen Vorstellungen, die uns fast an die naive Mythologie des Alterthums erinnern, mystischen Anwandlungen, die vielfach über den Rahmen der exacten Beobachtung hinausführen, und bei dem Allen einer Schärfe der Kritik, welche meisterhaft die Blöße des Gegners zu erfassen versteht. Bei dieser Fülle der Probleme kann es nicht überraschen, wenn wir uns, wie schon oben erwähnt, vielfach mit einer knappen Skizze des Stoffes begnügen, nur bestrebt, die charakteristischen Momente dieser eigenartigen Weltanschauung in ein helles Licht zu rücken. Beginnen wir mit dem psychologischen Unterbau des Systems.

Es darf hier als bekannt vorausgesetzt werden, daß die moderne Forschung in der Empfindung und Bewegung die beiden entgegenstehenden Pole gefunden hat, an welche sie jedes Geschehen anknüpft, beide wechselseitig auf sich angewiesen und doch nicht auf einander zurückzuführen. Ueberall wo sich geistiges Leben regt, treten uns diese beiden Factoren mehr oder minder deutlich entgegen, und es liegt kein Grund vor, mit hochmüthiger Gelassenheit die höheren Vertreter des Thierreiches von dem Vorrecht seelischer Thätigkeit auszuschließen. Trotzdem die Thierpsychologie vielfach noch nicht (von einzelnen werthvollen monographischen Arbeiten abgesehen) das Studium fadenscheiniger Analogien und unbegründeter Hypo-

thesen überwunden hat, so dürfte doch der Satz, daß die Empfindung eine durchgängige biologische Erscheinung sei, wohl auf widerspruchslose Annahme rechnen. Diese Thatsache wird nun bekanntlich bedingt durch die Wirksamkeit der Nervenstränge, so daß, je mehr diese Fasern unseren Blicken entschwinden, wir um so rathloser in unserer Werthschätzung werden.

Obschon nun Fechner an und für sich dieses Verhaltniß nicht bestreitet, daß de facto besteht, so ist er doch mit der absoluten Fassung dieses Grundsatzes, daß sich überhaupt keine Empfindung ohne jenes Substanz denken lasse, durchaus nicht einverstanden. Zunächst bezieht er sich auf die Polypen. Ich will nicht in Anschlag bringen, daß in manchen niederen Thieren, insbesondere den Polypen, denen Empfindung und willkürliche Bewegung beizulegen, bisher noch Niemand Anstand genommen, bisher auch noch keine Nervenstränge haben entdeckt werden können. Unstreitig würde man entgegnen, sie werden schon noch einmal entdeckt werden, sie sind nur zu fein, durchsichtig, vereinzelt, als daß es bis jetzt gelungen wäre. Es mag wirklich so sein! Ich habe weder Grund noch Interesse es zu bezweifeln. Dieselbe Ausflucht stände dann auch bei den Pflanzen offen, aber ich bin weit davon entfernt, sie zu gebrauchen, es bedarf ihrer nicht. Die Ansicht, daß bloß mittelst Nerven Empfindung möglich sei, beruht überhaupt nur auf einer willkürlichen Hypothese oder auf dem Fehlschluß: weil Nerven bei Thieren zur Empfindung nöthig sind, sind sie überall dazu nöthig. Was kann man dagegen haben, wenn ich den anderen Schluß entgegensetze: weil die Pflanzen keine Nerven zur Empfindung haben, werden sie etwas Anderes dazu haben. Ein Schluß ist so viel werth als der andere, d. h. keiner taugt für sich etwas; es kommt darauf an, wie man ihn ferner stützen kann. (Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen S. 48). Andererseits verlangt natürlich Niemand das Zugeständniß einer adäquaten Empfindungsfähigkeit für die Pflanzen, wie für die animalischen Wesen; es handelt sich nur darum, ob die Beseelung, die wir sonst als ein unumgängliches Prädicat alles Organischen und Lebendigen gegenüber dem Todten und Unorganischen ansehen, plötzlich mit einem Schlage aufhören kann oder sich nicht vielleicht in unendlich feine Abstufungen allmählich differencirt. Was ließe sich nun positiv aus der nüchternen Beobachtung als Beleg anführen, um diesen anscheinend mythologischen Traum zu einer wissenschaftlich erprobten Wahrheit zu erheben? „Wir sehen das Athmen, Säftelauf, Stoffwechsel, Ernährung in den Thieren nur mit Hülfe von Nerven, den sog. Ganglienнerven von Statten gehen; in den Pflanzen giebt es keine solche Nerven; doch geht Athmen, Säftelauf, Stoffwechsel, Ernährung noch so gut als im Thiere von Statten, ja es besteht, wie man meint, das ganze Leben der Pflanze eben nur darin. Kann aber die Pflanze ohne Nerven athmen und sich ernähren, warum nicht auch empfinden? Man sieht eben hier auf das Deutlichste, ja unwiderleglich, daß in den Pflanzen Vieles in andere Mittel gelegt ist,

was bei den Thieren in Nerven-Wirksamkeit gelegt ist. Den Pflanzen gehen freilich, außer den Gangliennerven auch noch die Gehirn- und Rückenmarks-Nerven (Cerebrospinalnerven) ab, und nur an die Thätigkeit dieser pflegt man die Seelenthätigkeit geknüpft zu halten; aber es geht in den Pflanzen ohne Gangliennerven etwas Sichtbares vor, was bei Thieren nur mit Gangliennerven vor sich geht, warum sollte nicht auch ohne Cerebrospinalnerven etwas Unsichtbares in ihnen vor sich gehen können, was bei Thieren nur mit solchen vor sich geht?" (a. a. O. S. 44). Dieser Gesichtspunkt wird sodann für die Physiologie der Pflanzen näher ausgeführt; in derselben Weise wie die Nerven Träger und Leiter geheimnißvoller immaterieller Wirkungen sind, vollzieht sich dasselbe Spiel bei diesen niedrigsten Vertretern des organischen Lebens. „Wir wissen zunächst gar nicht, wie die Pflanze das macht, mit ihrem verhältnißmäßig einfachen Zellenbaue Stärkemehl, Zucker, Gerbstoff, die verschiedensten Säuren &c. aus unorganischen Stoffen zu erzeugen; jede Pflanze erzeugt etwas Anderes mit einem anderen Bau, ohne daß wir jedoch irgend wie begreifen könnten, wie die andere Anordnung von Zellen, Fasern, Röhren dies bewirken könne: ein sicherer Beweis, daß hier schon noch etwas mehr als blos Fasern, Zellen, Röhren wirksam sind. Daß nun dieses Mehr wirklich wenigstens mit in einem feinen, unwägbaren Agens liege, dafür spricht der Umstand, daß schon bei den gewöhnlichen chemischen Erscheinungen die außerhalb des Organismus von Statten gehen, ein solches mit im Spiele ist; Elektricität wird dabei theils erzeugt, theils wirkt die erzeugte auf den chemischen Proceß zurück und so wird es keine Schwierigkeit haben, vielmehr die größte Aufforderung vorliegen, auch bei den ungewöhnlichen chemischen Erscheinungen in den Pflanzen ein solches vorauszusetzen, das oder dessen Spiel nur ebenso von dem Agens oder Spiel, das die gewöhnlichen chemischen Erscheinungen beherrscht, sich unterscheiden mag, als beiderlei Erscheinungen selbst sich von einander unterscheiden. Ist doch Grund zu glauben, daß auch die Erzeugung des Nervenagens, welcher Natur es immer sein mag, in den Thieren mit den darin vorgehenden chemischen Processen zusammenhängt, sowie darauf zurückzieht, so daß die Structur und Anordnung des Nervensystems nur für die Vertheilung und Verbreitung desselben von Bedeutung erscheint." Da aber diese ganze Erwägung die verhängnißvolle qualitas occulta bedenklich nahe berührt, so zieht unser Gewährsmann es letzten Endes vor, jener kaum genügend gestützten Analogie lieber zu entsagen und seine Anschauung durch eine andere Wendung zu empfehlen. „Statt hierbei Voraussetzungen von Etwas zu Grunde zu legen, wovon wir gar nichts wissen, wäre es jedenfalls am besten, von Erfolgen rückzuschließen, die deutlich vor Augen liegen. Wir sehen doch ganz geordnete Erfolge in den Pflanzen. Die Säfte laufen in bestimmter Richtung, die Blüthe steigt nach gewissen Regeln über der Pflanze auf, die Blätter setzen sich nach gewisser Regel im Umfange an, gewisse Zellenreihen füllen sich ordnungs-

mäßig mit diesen, andere mit jenen Stoffen; man betrachte auf manchem bunten Blüthenblatt die ganz regelmäßigen Zeichnungen, welche beweisen, daß die farbigen Säfte ganz bestimmte Wege nehmen, oder die Farbenprocesse sich in ganz bestimmter Weise specialisiren. Alles das spricht doch jedenfalls für ein geordnetes Spiel von Kräften, mögen diese Kräfte und ihre Träger heißen, wie sie wollen; die Pflanze giebt darin dem Thiere Nichts nach, auch befolgt jede Pflanze eine andere Ordnung als die andere, wie jedes Thier mit anderem Nervensystem, ungeachtet die Pflanze überhaupt keines hat. Also anstatt von Abwesenheit der Nerven auf Mangel an Ordnung der in der Pflanze waltenden Kräfte, wie sie auch heißen mögen, zu schließen, sollte man umgekehrt von dem Dasein der Ordnung anordnende Bedingungen dieser Kräfte schließen, und es sich dann nicht anfechten lassen, daß man diese doch nicht des Näheren kennt. Nur einen Beweis unserer Unwissenheit, nicht ihrer Abwesenheit kann man darin sehen" (a. a. O. S. 47). In dasselbe Gebiet gehören die auffallenden Erscheinungen, welche über die Anpassung der Pflanzen constatirt sind, indem sich dieselben je nach dem Eindruck der Umgebung verschieden an Luft, Licht und Erdreich anbequemt haben. Diese Sensibilität einzelner starken mechanischen und menschlichen Reizen gegenüber ist bisweilen bis zu einem Grade gesteigert, daß man geradezu von einer beschränkten Bewegungsfähigkeit der Pflanzen sprechen kann, vermöge deren sie immer das jeweilig passendste Terrain für sich aufsuchen. So erzählt Fechner unter vielen Beispielen folgenden Fall, daß ein Kartoffelausläufer, welcher blos durch ein kleines Loch in einem Keller etwas Licht erhalten hatte, sich 20 Fuß über dem Fußboden nach dieser Oeffnung hingezogen habe. Eine andere bekannte Erscheinung ist das Verfahren der Dionaea muscipula, die mit ihrem klebrigen Saft die Insekten fängt und absorbirt, ja es fragt sich überhaupt, ob nicht das zweckmäßige Handeln ohne Bewußtsein der Zwecke (so lautet ja die gewöhnliche Erklärung des Instinktes) auch in diesem Sinne für die Pflanzenwelt in Anspruch genommen werden kann. „Wir nennen es Instinct, was jedes Thier lehrt, seine Bewegungen so einzurichten, daß seine rechten Lebensbedingungen ihm zu Gute kommen, wir wissen nicht, in welcher Weise lehrt. Was haben wir anders als alle äußeren Erscheinungen eines Instinctes in jenen Bewegungen der Pflanzen? Ein jedes Thier handelt anders in Folge seiner Instinkte, weil ihm Anderes dient; auch jede Pflanze thuts. Ich bringe einige Beispiele. Alle Pflanzen, die in der Erde wurzeln, treiben ihre Wurzeln gerade abwärts; die Mistel bindet sich nicht an diese Nothwendigkeit. Wozu diente es ihr auch? Sie wurzelt auf anderen Bäumen, und zwar nicht blos auf der Oberseite, sondern eben so gern an den Seitenflächen oder Unterseite der Aestlein, in welchem Falle es ihr sogar nöthig werden kann, die Wurzel aufwärts zu treiben. Und so thut sie es auch, indem sie, wie immer die Oberfläche des Astes gerichtet sein mag, ihr Würzelchen senkrecht dagegen treibt. Ja hängt man ein Mistelkorn an einem Faden in einer Linie Entfernung zur

Seite eines Astes auf, so spürt das Würzelchen sogar aus dieser Ferne, wo der Ast ist und richtet sich dagegen, rechts oder links, je nachdem der Ast steht. Freilich wächst es nun auch senkrecht gegen eine Wand von Stein oder Eisen, in der es eben keine Nahrung findet, und säet man Mistelkörner über die Oberfläche einer eisernen Kugel, streben sie alle mit den Würzelchen nach diesem Centrum, als könnten sie in dieser Richtung finden, was ihnen dient. Ihr Instinct täuscht sie hier. Aber ist das anders, als wenn die Henne Eier von Marmor ausbrüten will und die Wachtel der Vogelpfeife statt dem Ruf des Weibchens folgt? Der Instinkt ist überall daran gebunden, sich durch physische Einwirkungen leiten zu lassen und nach Umständen also auch dadurch täuschen zu lassen. Unstreitig weiß das Mistelwürzelchen den Ast, die Wand aus der Ferne überhaupt nur dadurch zu finden, daß Luft und Feuchtigkeit und Licht und Wärme jetzt von dieser Seite her anders einwirken als von der anderen, daher es bei zu großer Entfernung sie auch nicht mehr findet. Im Allgemeinen und im Durchschnitt der Umstände wird der Instinct doch richtig durch diese Einrichtungen geleitet, weil seine Einrichtung darauf berechnet ist, aber wie überall bei allgemein zweckmäßigen Einrichtungen, kann in einzelnen Fällen, wo die normalen Umstände sich verkehren, auch einmal eine Unzweckmäßigkeit daraus entstehen." (S. 113).

Um diesen Erwägungen ein vorläufigen Abschluß zu geben, so erwähnen wir die schon oben flüchtig berührte Bedeutsamkeit des Lichtes für die Pflanzen, das ganz anders in ihren Lebensmechanismus eingreift wie in den unseren. „Wie viel mehr Bedeutung das Licht für die Pflanzen haben mag, als für uns, ergiebt sich, außer der Richtung, die sie gegen dasselbe annehmen, namentlich daraus, daß es so viel mächtiger in den ganzen Lebensproceß eingreift, als in den unseren. Wir wachsen nicht anders, wir athmen nicht anders im Licht als außer dem Licht. Spurlos und wirkungslos gleitet der Sonnenstrahl über unserer Haut hin, nur das Auge ist für seinen Reiz empfänglich. Aber die Pflanze spürt über ihre ganze Oberfläche hin den Reiz des Lichtes, wie den Mangel dieses Reizes. Er ist es, der sie ergrünen, er ist es, der sie erblühen macht; denn ohne Licht bleibt alles Kraut fahl, will keine Blüthe sich entfalten. Ohne Licht stockt ihre Ausdünstung, das Kraut hört auf Lebensluft von sich zu geben, die Sprossen werden schmal und lang und bleich; statt kräftiger, herber und bitterer Stoffe erzeugen sie nur fade und süßliche. Jeder andere Farbenstrahl hat anderen Einfluß auf den Lebensproceß der Pflanzen." (S. 76) Oder wie Fechner noch lebhafter diesen Vorgang schildert: „Statt ein buntes Bild der Gegenstände auf sich malen zu lassen, wie auf unserer Netzhaut geschieht, malt sie sich selbst bunt im Sonnenstrahl, verleiblicht diesen so zu sagen in sich. Licht wird Pflanze, sie zwingt ihm Farbe ab, es kocht in ihr Nektar und Duft, es gärt und schwillt Alles in ihr, sie entbrennt in ihm zu einem erhöhten Gefühl ihres eigenen durch-

leuchteten Daseins und wird hierin zugleich die Wirkung eines Höchsten über sie inne." Das Gesammtbild endlich der unaufhörlichen Thätigkeit des Pflanzenorganismus spiegelt sich sehr schön in der abschließenden Schilderung wieder: „Ueberblicken wir einmal im Zusammenhange den ganzen Lebenskreis der Pflanze, wie die Säfte in ihr so regsam quellen, wie es sie drängt, Augen und Zweige zu treiben und rastlos an sich selber zu gestalten, wie sie mit der Krone gen Himmel und mit der Wurzel in die Tiefe trachtet, selbstmächtig, ohne daß sie Jemand dorthin zöge oder ihr den Weg dahin wiese, wie sie den Frühling mit jungen Blüthen, den Herbst mit reifen Früchten grüßt, einen langen Winter schläft und dann von Frischem zu schaffen beginnt, im Trockenen die Blätter hängt und in der Frühe sie aufrichtet, sich am Thau erquickt, als Schlingpflanze umherkriecht die Stütze zu suchen, wie die Blume erst in der Knospe still verborgen ruht und dann ein Tag kommt, wo sie sich dem Licht öffnet, wie sie Düfte auszuströmen beginnt und in Wechselverkehr mit Schmetterlingen, Bienen und Käfern tritt, wie das Geschlecht in ihr rege wird, sie Morgens sich aufthut, des Abends oder vor dem Regen sich schließt, dem Lichte sich zuwendet, — und es deucht mich, daß es uns doch schwer fallen sollte, diesen ganzen schwellenden und quellenden, an innerem und äußerem Wechsel so reichen Lebenskreis vergeblich oder leer für die Empfindung zu halten." (S. 60).

Wir fürchten, mit dieser Schilderung, die an die bekannten farbenprächtigen Bilder der griechischen Mythologie streift, Wenige befriedigt, vielmehr manchen Widerspruch erregt zu haben; scheint es doch, als wenn aller streng gesetzlichen Mechanik zuwider die Phantasie nach Willkür schalten und walten könnte. Namentlich, so wird man erregt fragen, wie verträgt sich damit das nüchterne Programm des naturwissenschaftlichen Denkens? Auch Fechner ist, wie leicht begreiflich, dieser Stein des Anstoßes nicht entgangen, so wenig, daß er sogar nicht ansteht, die bekannte Cardinalformel der Physiologie von der Idendität unserer Sinnesanschauungen in Zweifel zu ziehen: „Was wir der Welt um uns abzusehen, abzuhören meinen, es ist Alles nur unser innerer Schein, eine Illusion, die man sich loben kann, wie ich's noch jüngst gelesen, bleibt aber eine Illusion. Licht und Ton in der äußeren, von mechanischen Gesetzen und Kräften beherrschten, zum Bewußtsein noch nicht durchgedrungenen Welt, über die organischen Geschöpfe hinaus sind nur blinde, stumme Wellenzüge, die von mehr oder weniger erschütterten materiellen Punkten aus den Aether und die Luft durchkreuzen und erst wenn sie an einem bestimmten Punkt derselben antreffen, sich durch den spiritistischen Zauber dieses Medium in leuchtende, tönende Schwingungen umsetzen. Ueber Grund, Wesen, nähere Bestimmungen dieses Zaubers streitet man, über die Thatsache ist man einig, und von allen Denk- und Erkenntnißtheorien, in denen die Philosophie sich eben jetzt erschöpfen und leeren will, als wollte sie noch eine Philosophie

gebären, führt keine zu einem Zweifel an der Richtigkeit dieser Thatsache, es sei denn um den Zweifel für unlösbar zu erklären oder die Welt in Stäubchen zu zertrümmern, die nur sich selber, aber nicht die Welt erleuchten." (Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht Leipzig 1874 S. 4). Deshalb giebt sich unser Gewährsmann mit dieser Abwehr auch nicht zufrieden, sondern er sucht seine abweichende Ansicht durch eine weitere Perspective zu stützen, in dem er abgesehen vom menschlichen Bewußtsein ein allgemeines, die ganze Welt durchdringendes annimmt und durch diese substantielle Verknüpfung aller Dinge das geistige Leben über die ganze Natur ausgießt. „Damit das Licht über uns hinaus in aller Welt gesehen, der Schall gehört werde, muß es ein stehendes und hörendes Wesen dazu geben. Und hat man wohl nicht schon sonst von einem Gott gehört, der in der Welt allgegenwärtig und allwissend waltet? Für die Nachtansicht aber ist seine Klarheit, wenn er überhaupt noch für sie ist, über den Dingen; darum ist die Welt unter ihm so finster, stumm und öde. Für die Tagesansicht ist die Welt von seinem Sehen durchleuchtet, von seinem Hören durchtönt; was wir selber von der Welt sehen und hören, ist nur die letzte Abzweigung seines Sehens und Hörens, und über Allem, was er mehr als wir von der Zeit sieht und hört, baut sich in ihm auch Höheres als in uns." (a. a. O. S. 5.). Ueberhaupt aber genügt ihm der gewöhnliche mechanische Standpunkt, wie ihn die detaillirte Untersuchung, namentlich in der beschreibenden Naturwissenschaft nie zu verlassen braucht, für eine zusammenfassende Weltanschauung nicht mehr. „Die streng naturwissenschaftliche Betrachtung und Behandlung der Natur geht nur in einer gewissen Beschränkung auf die zur Natur zu rechnenden Bestimmungen ein, hält nämlich von der äußerlich sinnlichen Erscheinungswelt nur das Zählbare oder infinitesimal Summirbare nach Zeit- und Raummaß Bestimmbare fest, sagen wir kurz das quantitativ Bestimmbare fest, abstrahirt aber von aller qualitativen Bestimmtheit, wie solche, inneren sinnlichen Erscheinungen, als Lichtempfindung, Tonempfindung ꝛc. zukommt. So bleibt für sie nur die Vorstellung räumlicher und zeitlicher Ausdehnung, die Vorstellung eines in diesem Raume gehaltenen, sei es nun ausgedehnten oder in discrete Atome gespaltenen, jedenfalls qualitativ unbestimmt gelassenen oder gleichgültig gelassenen Etwas, was sie Materie nennt, und die Vorstellung von Lagen und Lagenveränderungen der Theile der Materie im Raume übrig. Sie legt der Materie Kräfte bei, die aber für naturwissenschaftlichen Standpunkt und naturwissenschaftliche Verwendung factisch durch nichts Anderes charakterisirbar sind, als dadurch, daß aus gegebenen, quantitativ bestimmbaren, zeitlich räumlichen Verhältnissen der Materie gesetzlich andere folgen, was sie als Wirkung der der Materie innewohnenden Kräfte bezeichnet . . . Nach Abstraction aber von allen Empfindungsqualitäten erkennt die naturwissenschaftliche Betrachtung doch an, daß je nach den verschiedenen Verhältnissen der materiellen Welt zu dem Theile,

den unser Körper davon für sie bildet, und nach dessen eigenen inneren Verhältnissen qualitativ bestimmte Empfindungen verschiedener Art in der Seele entstehen können, die an unseren Körper gebunden sind nach Gesetzen, die sie bis zu gewissen Grenzen in Physik und Physiologie selbst verfolgt, des Weiteren und Genaueren aber der Psychophysik zu verfolgen überläßt. Und umgekehrt schließt sie von solchen Empfindungen in uns auf das Dasein quantitativ bestimmter Verhältnisse in der Außenwelt, von Lichtempfindung in uns auf rasche Aetherschwingungen, von Tonempfindung in uns auf langsamere Luftschwingungen in der Außenwelt, ohne daß an diesen selbst für die naturwissenschaftliche Betrachtung etwas von der Empfindungen haftet. Kurz die naturwissenschaftliche Betrachtung objectivirt blos quantitativ auffaßbare Bestimmungen unserer äußeren Wahrnehmungen als der Natur außer uns zukommend oder zur wesentlichen Charakteristik derselben gehörig und abstrahirt von den qualitativen. Nun ist es doch eine eigene Sache, wenn der Materialist und nicht blos dieser, sondern im Grunde die ganze heutige, von der Nachtansicht inficirte wissenschaftliche Welt der Natur über uns hinaus deshalb keine qualitative Bestimmtheit zukommend hält, weil der Naturforscher von ihr abstrahirt. Er hält es eben nur für seine Aufgabe, sich mit der quantitativen zu beschäftigen, indeß doch diese in untrennbarem Zusammenhange mit der qualitativen in seine Wahrnehmung eintritt. Soll die Welt über uns hinaus, indem sie qualitative Empfindungen in uns hinein erzeugt, selbst qualitativ leer, unbestimmt sein? Oder soll sie Qualitäten haben, die mit den von unserer Seele faßbaren unvergleichbar sind, von denen sich also nicht sprechen läßt, die man einfach dahin stellen muß? Aber das trifft doch factisch nicht für den Theil der Natur zu, der die äußerliche Erscheinung eines lebendigen Körpers giebt, sofern sich daran nach directer innerer Erfahrung die Empfindungsqualitäten des Sehens, Hörens 2c. knüpfen. Hier haben wir einen directen Anknüpfungspunkt in der Erfahrung für die Annahme bestimmter Qualitäten zu den quantitativen Bestimmtheiten der Natur über uns hinaus, den es nur zu verfolgen und auszubeuten gilt. Wir schließen nach Analogie, Inductionen, Causalbetrachtungen von dem, was in uns gesetzlich zusammengehört, auf das, was davon über uns hinaus zusammengehört." (a. a. O. S. 233). Diese Auffassung von einem (freilich vielfach versteckten) geistigen Leben, das die Materie führt, — auch dies bildet übrigens eine charakteristische Aehnlichkeit mit Lotzes Ideen, — kann dann selbstverständlich nicht nur eine psychologische Forderung bleiben, sondern verlangt ihrerseits nach einer tieferen metaphysischen Begründung, mit der Fechner auch nicht zurückhält: „In der That bekenne ich mich in letzter Instanz zu einem objectiven Idealismus, was nicht hindert, vielmehr die Nöthigung bestehen läßt, eine körperliche Außenwelt und eine geistige Innenwelt insofern zu unterscheiden, als die erste durch den gesetzliche Zusammenhang von Wahrnehmungen, die in eine

Mehrheit von Einzelwesen fallen oder fallen können, letztere durch den Zusammenhang geistiger Bestimmungen, die schon in jedes Individuum für sich, resp. den allgemeinen Geist fallen, charakterisirbar ist." (a. a. O. S. 240). Der ganze Proceß der Welt, ja die ärmlichste menschliche Empfindung gipfelt somit in einem Alles umschließenden göttlichen Bewußtsein, als Centralpunkt des Universums.

Diese ganze psychologische Entwicklung würde aber eine empfindliche Lücke aufweisen, wenn wir nicht, sei es auch in gedrängter Kürze, die Leistungen Fechners auf demjenigen Gebiete würdigen sollten, auf dem er vor Allem neidlos als bahnbrechender Forscher anerkannt ist, wir meinen in der Psychophysik. Seine allgemeine Definition dieser Wissenschaft lautet so: „Wir verstehen darunter eine exacte Lehre von den functionellen oder Abhängigkeitsbeziehungen zwischen Körper und Geist, allgemeiner zwischen körperlicher und geistiger, physischer und psychischer Welt (Elemente d. Psych. I, 8). Und in genauerer Ausführung: „Zum Gebiet des Geistigen, Psychischen der Seele rechnen wir überhaupt das, was durch innere Wahrnehmung erfaßlich oder daraus abstrahirbar ist, zu dem des Körperlichen, Leiblichen, Physischen, Materiellen das, was durch unsere Wahrnehmung erfaßlich oder daraus abstrahirbar ist. Alle Erörterungen und Untersuchungen der Psychophysik beziehen sich überhaupt blos auf die Erscheinungsseite der körperlichen und geistigen Welt, auf das, was entweder unmittelbar durch innere oder äußere Wahrnehmung erscheint oder aus dem Erscheinlichen erschließbar oder als Verhältniß, Kategorie, Zusammenhang, Auseinanderfolge, Gesetz des Erscheinlichen faßbar ist, kurz auf das Physische, im Sinne des Physik und Chemie, auf das Psychische im Sinne der Erfahrungsseelenlehre, ohne daß auf das Wesen des Körpers, der Seele hinter der Erscheinungswelt im Sinne der Metaphysik irgendwie zurückgegangen wird." Es ist hier also ausdrücklich Abstand genommen von jeder hypothetischen Erörterung über die Substanz der Seele, sei es im materialistischen, sei es im idealistischen Sinne, sondern dagegen nur die unleugbaren Beziehungen zwischen unserem Bewußtsein und der Außenwelt als Ausgangspunkt festgehalten. „Im Besonderen zerfällt diese Lehre in eine äußere und innere Psychophysik, deren erste von den Beziehungen zwischen den psychischen Phaenomenen und äußeren Anregungsmitteln derselben, sogenannten Reizen, handelt, die andere aber von den Beziehungen der psychischen Phänomene zu den inneren, sogenannten psychophysischen, körperlichen Thätigkeiten, die ihnen unmittelbar unterliegen. Die erste fußt hauptsächlich auf Experimenten, die andere zieht unter Mitzuziehung anatomischer, physiologischer und psychologischer Thatsachen Folgerungen aus der ersten" (In Sachen der Psychophys. S. 3). Selbstverständlich bleibt aber für diese ganze Beweisführung, daß das Dasein der Seele keiner besonderen Begründung mehr bedarf, weder materialistisch der Stoff dafür eingesetzt wird, noch monistisch die ganze Außenwelt sich

in ein bloßes Spiel innerer Vorstellungen verflüchtigt — andernfalls würde von keinem Correlat beider Reihen die Rede sein können. Dagegen bleibt es zunächst (wenn auch nicht für den weiteren Aufbau der Erkenntnißtheorie) gleichgültig, ob man die Seele mit Lotze als einfaches, unausgedehntes Wesen betrachtet, oder mit Fechner ihr einen ausgedehnten Wirkungskreis zuweist, in dem sie in abgestuften Größenverhältnissen ihre Kraft zu entfalten vermag. In dieser Voraussetzung und in der weiteren Annahme, daß eben das Substrat des Psychischen durch die ganze Welt verstreut ist, geknüpft an ein bestimmtes System von Krafteinheiten, schließt die Psychophysik mit folgenden Gedanken: „Auf solche Weise ersparen wir uns den magischen Zauber, die qualitas occulta, welche uns diese oder jene exceptionelle Bewegungsform zur psychischen Leistung befähigen soll, und wird eine allgemeine, nicht blos particulär für Menschen und Thiere gültige Psychophysik möglich werden, in entsprechendem Sinne als wir eine allgemeine, für die ganze Welt gültige Physik und Mechanik haben. Wir werden die Gesetze der Psychophysik am Menschen erforschen und werden sie auf die Welt übertragen können. Bewußtes und Bewußtloses in der Welt wird nur zwei Fälle darstellen, welche zugleich maßgebend für ihr Verhältniß und für ihren Uebergang in einander ist." (Elemente d. Psych. II, 547).

Mit diesem Ausblick sind wir freilich schon in das Gebiet der vielumfochtenen Metaphysik gerathen; trotzdem dieselbe in unseren Tagen in weiten Kreisen, besonders der naturwissenschaftlichen Aufklärung nicht besonders gut angeschrieben ist, werden wir nicht umhin können, zumal aus Gründen historischer Treue, diesen Erwägungen eine kurze Aufmerksamkeit zu schenken: Wird doch der eigentliche Gehalt und die Färbung des Weltbildes gerade durch erkenntnißtheoretische Principien und Voraussetzungen ganz besonders berührt. Um nun gleich den Kernpunkt der ganzen Frage voranzustellen, so würde es sich um eine Beantwortung des Problems handeln, was hat sich die Philosophie unter den letzten materiellen Bestandtheilen des Wirklichen, unter den Atomen, zu denken? Darauf entgegnet unser Gewährsmann folgendermaßen: „Man mag die einfachen Wesen materielle Punkte, Kraftmittelpunkte, punktuelle Intensitäten, substantielle Einheiten, einfache Realen, Monaden nennen, der Name ist gleichgültig. Ihre Natur, Bedeutung, Begriff, Verwendung und Verwerthung aber bestimmt sich dadurch und nur eben dadurch, daß sie als Grenze der Zerlegung des aufzeigbaren und mit aufzeigbaren Eigenschaften begabten objectiv (sinnlich äußerlich) erfaßlichen realen Rauminhaltes auftreten. Nur in solcher Beziehung zum erfahrungsmäßig Gegebenen sind sie zu definiren; hiernach sind sie vorzustellen als Punkte nicht hinter oder außer Zeit und Raum, sondern in Zeit und Raum, nur mit Bedacht, daß, wie klein man diese Punkte vorstellen will, es immer noch nicht reicht; die Mathematik hat an dergleichen schon gewöhnt; für uns

bleiben sie nur eine für die Construction des Gegebenen nothwendige Grenzvorstellung des Gegebenen, die letzten Bausteine des Gegebenen, aus denen es erbaut, weil in sie zerfällt werden kann." (Ueber philos. und physikal. Atomenlehre). Und weiter: „Wenn man die Verhältnisse unserer einfachen Atome den daraus zusammengesetzten Körpern gegenüber betrachtet, so wird man finden, daß ihnen eine Menge Eigenschaften fehlen, die den letzteren zukommen, in dem sie erst mit der Verbindung der Atome entstehen; und sofern sich der Begriff des Körpers doch nur mit Rücksicht auf diese Eigenschaften gebildet hat, hindert nichts zu sagen, daß die Atome unkörperlich seien, und die Körper also aus unkörperlichen Wesen zusammengesetzt seien, was keinen größeren Widerspruch enthält, als wenn man sagt, eine Gesellschaft werde aus Personen gebildet, die nicht selbst eine Gesellschaft sind, ein Baum werde aus Zellen gebildet, denen der Begriff des Baumes noch fern liegt." So faßt unser Autor die Atome als punctuelle Einheiten, die durch ihre Abstände die Erscheinungen gegenseitiger Anziehung und Abstoßung hervorrufen; nur durch diesen ihren discontinuirlichen Charakter verhindern sie ihr sonst unvermeidliches Zusammenfallen. „Mit dem Begriff der absoluten Einfachheit der Atome steht der ihrer absoluten Discontinuität in unmittelbarem Zusammenhange; denn sofern sie ohne Vielheit von Theilen und Seiten sind, können sie auch weder ein Continuum an sich sein, noch nach Theilen oder Seiten mit etwas Anderem, sondern jedes nur ganz mit sich selbst zusammenfallen. Umgekehrt sind sie als absolut discontinuirliche Wesen nothwendig absolut einfach zu denken. Unsere realen Wesen sind also einfach und absolut discontinuirlich in Eins." Welch einen erkenntnißtheoretischen Werth hat aber nun diese atomistisch gegliederte Welt zu beanspruchen? Wie schon oben erwähnt, vermag Fechner den landläufigen Dualismus nicht zu theilen, vielmehr vertritt er einen im Allgemeinen bereits skizzirten Monismus, den er auch psychologisch zu begründen sucht: „Das Materielle, Körperliche, Leibliche und durch ein Verhältniß unmittelbarer Bedingtheit daran geknüpfte Psysische, Geistige sind zwei Erscheinungsweisen desselben Wesens, ersteres die äußere für andere Wesen, letzteres die innere Erscheinungsweise des eigenen Wesens, beide deshalb verschieden, weil überhaupt Ein und Dasselbe verschieden erscheint, je nachdem es von Verschiedenen von verschiedenem Standpunkt aufgefaßt wird. Also erscheint auch der materielle Gehirnproceß verschieden von den daran geknüpften Empfindungen und Gedanken, weil dasselbe Wesen, was beiden gemeinsam unterliegt, als Gehirnproceß äußerlich, als geistiger Proceß innerlich aufgefaßt wird. Und so wird auch für die Tagesansicht nach dieser monistischen Auffassung das gesammte Weltwesen, was uns äußerlich als materielle Natur und materieller Bewegungsproceß erscheint, sich noch in anderer Weise innerlich als geistiges (unseren eigenen Geist einschließendes) Wesen erscheinen können, und wir selbst werden als Theile des allgemeinen

Weltwesens nach körperlicher und geistiger Seite dieser doppelten Erscheinungsweise unterliegen.“ (Tagesansicht, S. 243). Daher erklärt sich auch der Parallelismus beider Momente einfach und natürlich aus der Identität desjenigen Wesens, das gemeinsam, obwohl für die Perspective bedeutsam verschieden, den correspondirenden Reihen zu Grunde liegt. „Der Parallelismus im Körperlichen und Geistigen erinnert an die Leibnitz'sche prästabilirte Harmonie, nur daß er auf sehr anderem Grunde ruht, als diese. Nach uns wie nach Leibnitz, wenn Etwas im Geiste geht, geht Etwas correspondirend im Leibe, ohne daß man sagen kann, Eins habe das andere hervorgerufen. Wenn aber nach Leibnitz Seele und Leib gleichnißweise zwei Uhren sind, die miteinander zusammenpassend doch ganz unabhängig von einander nur vermöge ihrer guten Einrichtung durch Gott nie von einander abirrend gehen, ist es nach uns vielmehr ein und dieselbe Uhr, die sich selbst in ihrem Gange als geistig sich regendes Wesen und einem Gegenüberstehenden als ein Getriebe und Treiben materieller Räder erscheint. Statt prestabilirter Harmonie ist es Identität des Grundwesens, was beide Erscheinungen zusammenpassend macht.“ Mit wiederholtem Nachdruck weist aber unser Philosoph darauf hin, diese Identität der Substanz nicht mit einer Identität der Processe zu verwechseln, als ob diese an sich genommen gleichartig seien und nur dem flüchtigen Blick als verschiedenartige Erscheinungen entgegentreten. Schon der ganze psychologische Standpunkt würde eine solche monistische Auffassung nicht zulassen. Das gilt im weiteren Sinne auch für die verhängnißvolle Frage des Seelensitzes, wo sich Fechner von dem ihm sonst so verwandten Lotze entfernt. Er bezeichnet seine Ansicht im Gegensatz zu der Leibniz'schen Herbart'schen und Lotze'schen, die er monadologisch nennt, als synchologisch und vertheidigt sie so: „Die monadologische Ansicht gestattet principiell der Psychophysik über ihren ersten Angriffspunkt hinaus (den sie in der sogen. äußeren Psychophysik findet) keine weitere Entwicklung (zur inneren Psychophysik), wogegen die synechologische ihr principiell eine mit der Naturwissenschaft im gewissen Sinne parallele, im andern Sinne sie übersteigende, unbeschränkte Entwickelung gestattet. Denn nach der monadologischen Ansicht sind alle geistigen Vorgänge nur innere Vorgänge des Atoms ohne wesentlichen Bezug zu körperlichen Vorgängen, die in einem Atom nicht statt haben können; nur die erregenden körperlichen Anstöße an den Atom von außen und Rückwirkungen nach außen sind psychophysisch faßbar und verfolgbar. Hingegen nach der synechologischen Ansicht sind alle verschiedenartigen geistigen Vorgänge an ebenso verschiedenartige körperliche Vorgänge (als einheitliche innere oder Selbsterscheinungen derselben) gebunden; selbst jede einfache Empfindung an einem zusammengesetzten körperlichen Proceß, der höhere Verhältnisse einschließt, und selbst die höchste, göttliche geistige Thätigkeit entzieht sich diesem Princip nicht, sofern sie mit der allgemeinsten und

höchsten Ordnung der Weltverhältnisse solidarisch zusammenhängt.“ (Ueber physik. und philos. Atomenlehre, S. 255.) Dies ist der letzte ausschlaggebende Punkt, auf den Fechner überall großes Gewicht legt, daß seine synechologische Auffassung sämmtliche Phänomene in der Bewußtseinseinheit Gottes zusammenfaßt, während die entgegenstehende Meinung diese Beziehung entweder dem religiösen Glauben zuweist oder sich in unlösbare Widersprüche verwickle. „Während die synechologische Ansicht sich gar nicht anders abzuschließen vermag als in der Idee eines allgegenwärtigen, allwissenden, persönlichen, d. h. eine Bewußtseinseinheit in sich tragenden, Gottes mit den innerlichsten, unmittelbarsten Bewußtseinsbeziehungen zu seinen Geschöpfen, vermag die monadologische in keiner Weise zu einer Vorstellung Gottes zu gelangen, welche nicht für das religiöse Bedürfniß eine Absurdität oder für das philosophische eine Inconsequenz wäre. Denn entweder ist nach ihr auch Gott ein in einem Punkt seiner Welt sitzendes Atom unter anderen Atomen, dem man aber ganz andere, wunderbar exceptionelle Kräfte zuschreiben muß, welche mit allen Kräften, die man sonst psychischen Atomen zuschreibt, unvergleichbar sind, mittelst deren es von seinem punktförmigen Sitz aus die Welt beherrscht, oder es ist kein Atom, die geistige Einheit wird bei ihm nicht durch einen einfachen Punkt repräsentirt (warum aber dann bei anderen Geistern?) oder der Gedanke Gottes wird in ein Glaubensgebiet verwiesen, welches sich mit unserem Wissensgebiet nicht berührt oder nicht verträgt, und dadurch die Lücke und der Widerspruch zwischen Glauben und Wissen festgehalten, deren Beseitigung wir vielmehr von der Philosophie zu fordern hätten, oder er wird in mystisch-phantastische Unklarheit versenkt.“ Freilich sind wir mit dieser Erörterung von der eigentlichen Metaphysik schon in das mehr oder minder strittige Gebiet der Religionsphilosophie getreten, aber weil gerade diese nicht zum Wenigsten die Eigenart unseres Gewährsmannes veranschaulicht, so möchten wir noch einen Augenblick dabei verweilen. So sehr der nüchterne Begründer der Psychophysik als inductiver Naturforscher einem streng empirischen Aufbau der Erkenntniß huldigte, so sehr er einer verschwommenen Speculation abgeneigt ist, so sehr betont er doch anderseits die Geltung bestimmter Axiome und Forderungen, die sich letzten Endes nicht exact beweisen lassen. „Alles Allgemeinste, Höchste Letzte, Fernste, Feinste, Tiefste ist überhaupt seiner und unserer Natur nach Glaubenssache. Daß die Gravitation durch die ganze Welt reicht und von jeher gereicht hat, ist Glaubenssache; daß überhaupt Gesetze durchs Endliche verfolgt, in's Unbegrenzte von Raum und Zeit wirken, ist Glaubenssache; daß es Atome und Undulationen des Lichtes giebt, ist Glaubenssache; der Anfang und das Ziel der Geschichte sind Glaubenssache, sogar in der Geometrie giebt es Glaubenssachen, in der Zahl der Dimensionen und den Sätzen für die Parallelen. Ja streng genommen, ist alles Glaubenssache, was nicht unmittelbar erfahrbar ist, und was nicht logisch

feststeht. Ein jedes Wissen um das, was ist, setzt sich fort in Glauben und muß sich darein fortsetzen und endlich damit abschließen, damit es einen Zusammenhang, einen Fortschritt und einen Abschluß des Wissens gebe." (Tagesansicht, S. 17.) Vielen wird diese religiöse Färbung methodologischer Fragen wahrscheinlich nicht sehr zusagen; doch darf man im Interesse einer unpartheiischen Beurtheilung nicht vergessen, daß Fechner z. B. für seine Ansicht von der Beseelung der Pflanzen oder von der Möglichkeit einer für sich selbst bestehenden sinnlichen Empfindung nur eine logische Möglichkeit und Widerspruchslosigkeit für sich geltend macht, aber keine strenge Beweisbarkeit beansprucht.

Indem wir aber nach unserer ursprünglichen Absicht von einer detaillirten Kritik überhaupt absehen, müssen wir unsere Aufmerksamkeit auf den dritten wesentlichen Bestandtheil der Fechner'schen Philosophie richten, auf die Ethik.

Die Rigorosität der Kantschen Sittenlehre ist zum großen Theil nur aus der berechtigten Opposition gegen den seichten Eudämonismus zu erklären, wie er Mitte und Ende des vorigen Jahrhunderts in der gebildeten Gesellschaft herrschte; deshalb der unerbittliche Krieg gegen alle Lustempfindungen, ja gegen jede empirische Entwickung überhaupt. Der Rückschlag konnte nicht ausbleiben und in der Sorge, die systematische Begründung der Sittlichkeit nicht etwa mit einzelnen sittlich werthvollen Behandlungen zu verwechseln, verlor man jede Fühlung mit der Wirklichkeit aus den Augen und gefiel sich eben in einem künstlichen, lebensunwahren Schematismus der Begriffe. Fechner, wiederum hier Lotze ähnlich, sucht den Eckstein, wie er sich ausdrückt, den die Bauleute verworfen haben, aufs Neue hervor und zwar die Lust, die er gerade um ihrer empirischen Rücksicht halber vertheidigt." Kant nennt es einen Fehler aller Principe der Lust, daß sie die Moral zu etwas Empirischen machen; denn was Lust und Unlust gebe, könne nur aus Erfahrungen erkannt werden. Ich finde meinerseits einen Vorzug aller Lustprincipe darin, daß sie ihrer Natur nach nicht nur alle Erfahrungen im Leben für die Lehre und folgeweise wieder für das Leben nutzbar zu machen gestatten, sondern daß sie sogar nöthigen, auf die empirische Natur der Menschen und Dinge einzugehen. Wie sollte dann die Lehre vom Handeln, das sich im Empirischen zu bewegen hat, selbst unabhängig vom Empirischen sein? Es schiene mir das wie eine Physik, die von der empirischen Natur des Körpers und der Bewegung abstrahiren oder diese im Kopfe construiren wollte, was man freilich versucht hat, aber mit welchem Erfolge? Wirklich hat auch der Versuch, die Moral als Wissenschaft über dem Empirischen des Lebens schwebend zu erhalten, damit sie sich nicht die Füße darin beschmutze, immer den Erfolg gehabt, daß sich das Empirische des Lebens nun auch nicht um die Wissenschaft der Moral gekümmert hat, beide neben einander hergegangen sind, oder daß man das Empirische noch nachträglich mit schlechter Verknüpfung an das Principielle

hat anhängen müssen. Ein Princip, was brauchbar sein soll für das empirische Leben, kann sich lebendig und lebendigmachend auch nur am Empirischen selbst entfalten; und je nothwendiger es desselben zu seiner eigenen Entfaltung bedarf, desto mehr wird dies ein Beweis sein, daß es dessen Seele ist. (Ueber das höchste Gut S. 41.) Trotz dieser Anlehnung an die unmittelbare Wirklichkeit wird aber nicht jede Lust als solche der anderen gleichwerthig gesetzt, vielmehr sucht Fechner einen feinsinnigen Unterschied dadurch zu gewinnen, daß er nicht das etwaige augenblickliche höchste Behagen, sondern die Möglichkeit einer entsprechenden Lust auch für die Zukunft als entscheidendes Kriterium aufgestellt. „Gewöhnlich, wenn man geistige Lust der sinnlichen gegenüberstellt, hat man stillschweigend eben nur edle oder gute geistige Lust gemeiner oder schlechter sinnlicher gegenüber im Auge; und dann versteht es sich freilich von selbst auch im Sinne unseres Princips, das erstere höher zu schätzen; denn edle oder gute geistige Lust wird eben nur dadurch edel oder gut, daß ihr Lustwerth nicht blos am Augenblick hängt, sondern daß sie auch Quell überwiegender Lust ist oder mit solchem zusammenhängt. Dies gilt von aller Lust am echten Schönen und Wahren, an nützlichen Thätigkeiten, vor Allem von der Lust des guten Gewissens, als wirksamstem Motiv zu fernerem Guthandeln. Aus solchen Arten von Lust oder dem, woran sie geknüpft sind, können sich ganze Folgereihen von Lustwirkungen für die Menschheit entwickeln; und hiergegen kann eine einzelne sinnliche Lust freilich nicht Stich halten, wenn sie Nichts oder nur Lustverderb für die Folge nachläßt. Aber so wie sie ist, hat doch die sinnliche Lust so gut Werth als die geistige, und es wäre sonderbar, wenn man einen Regenten lobte, weil er auch mit für das materielle Wohl seiner Unterthanen sorgte, und doch diesem selbst keinen Werth beilegte." Dieser Gedanke einer genau abzustufenden Bemessung des Werthes, welcher der Lust je nach ihrer Wirksamkeit für die Zukunft zukomme, führt dann von selbst zu einer ganz allgemeinen Gegenüberstellung der beiden conträren Principien, ihrer Entwicklung und ihres anzustrebenden Ausgleiches. Es versteht sich von selbst, daß wir uns hier nicht in das Detail einlassen können; wir greifen nur einige bedeutsame Ausführungen heraus. Zunächst wird betont, daß mit jenem Princip durchaus nicht ein zügelloses Genießen gefordert sei, das selbstverständlich jede tiefe Empfindung und damit auch jedes sittliche Wollen abstumpfen müsse, vielmehr eine objectiv wie subjectiv genommen zureichende Lust, die eben dadurch auch wieder für später als Motiv wirksam bleiben könne. Sodann wird das etwaige Behagen des Bösewichtes an seinen Thaten in seiner Leerheit und sittlichen Bedeutungslosigkeit nachgewiesen, ja ihm überhaupt der Name der echten Lust abgesprochen. „Der Böse hat, sofern er eben böse ist, Lust an dem, was Unlust, der Gute, sofern er gut ist, Lust an dem, was Lust ins Ganze bringt und hierdurch wird auch Beider Trieb zum Handeln bestimmt. Also ist die Lust des Ersten selbst als Unlustquell, die des Letzten als Lustquell für

das Ganze zu betrachten." Endlich aber stellt Fechner in folgendem Satz das allgemeine Principe für seine eudämonistische Weltanschauung auf: „Der Mensch soll, so viel an ihm ist, die größte Lust, das größte Glück in die Welt überhaupt zu bringen suchen, ins Ganze der Zeit und des Raumes zu bringen suchen. Unlust mindern ist aber gleichgeltend vom Mehren der Lust." (a. a. O. S. 10.) Indem damit vor der Hand also der Ursprung des Uebels völlig unangetastet bleibt, handelt es sich gemäß dieser universellen Lustbilance in erster Linie um die Beseitigung, resp. Verminderung des thatsächlich bestehenden Bösen, zu welch hehrer Aufgabe ein Jeder nach Maßgabe seiner Kräfte und Fähigkeiten mitzuarbeiten verpflichtet ist. Ja in diesem Sinne, sagt Fechner, giebt es für jede gerechte Lust einen Ort und eine Zeit, die von keiner anderen mit größerem Vortheil eingenommen werden könnte, und hierdurch erhält die kleinste, sinnliche Lust so gut ihre Stelle als die größte und als die geistigste; ja selbst die Unlust, sofern sie geboten ist, bringt hierdurch mit Einrechnung ihrer Folgen ein größeres Lustresultat in die Welt, als jede Lust an ihrer Stelle. Dieselbe unmittelbare Fühlung mit der concreten Welt sucht unser Gewährsmann hinsichtlich des vielbesprochenen Problems der Entstehung und Bedeutung des Gewissens herzustellen; während für die idealistische Schule das Apriorische als solches das unnachsichtliche Gebot: Du sollst, den eigentlichen Werth ausmachte, sucht er die unverkennbaren Schwächen dieser Beweisführung ans Licht zu ziehen. „Gewöhnlich bezeichnet man das Gewissen nach allen seinen Momenten als etwas schlechthin Angeborenes. Nun ist zuzugeben, daß dem Menschen die Lust in manchem einfachen Guten, woraus vieles Andere fließt, und ein demgemäßer Trieb wirklich angeboren sei. Die Mitlust an der Lust Anderer, die Lust daran, denen Gutes zu thun, die uns Gutes gethan haben, die Lust an der Einstimmung der Vorstellungen, als erste Grundlage der Wahrheitsliebe, und die Unlust an dem Gegentheil der Unterlassen von Allem diesen sind gewiß nicht erst durch Erfahrung und Erziehung erworben und eingepflanzt. Nur wird dies Alles compensirt durch eine ebenso angeborene Sucht, unser Wohl doch dem von Anderen vorzuziehen, die Lust dem Böses zuzufügen, der uns Böses gethan hat, die Lust unserer Phantasie freien Lauf zu lassen und uns durch Unwahrheit vor Strafe zu schützen, die Lust der Mutter ihr Kind zu verziehen und ihr Stiefkind um seinetwillen zurückzusetzen. So giebt es im Angeborenen so viel Böses als Gutes" (a. a. O. S. 51). Deshalb wird der Nachdruck nicht so sehr auf die Thatsache dieses sittlichen Organs als solchen gelegt; sondern auf die Entwicklung und Leitung desselben, sowohl im privaten als öffentlichen Leben, bis aus den ursprünglich schwankenden, ja unberechenbarem Wandel ausgesetzten Entschlüssen die unverbrüchlichen Formen des ethisch gereiften Thuns hervorwachsen, wie sie das Kennzeichen einer innerlich gefestigten Weltanschauung sind. Die Wirksamkeit und Geltung aber des Gewissens wird im allgemeinen Resumé so bestimmt: „Das Gewissen charakterisirt sich

durch ein Vorgefühl sowohl als Nachgefühl von Lust, was sich an gute Handlungen, von Unlust, was sich an böse knüpft, einen demgemäßen Trieb, der, wenn nicht immer überwiegend, doch immer vorhanden ist, einen Tact endlich in Beurtheilung dessen, was gut und böse ist, der in Zusammenhang mit jenen Gefühlen steht. An den unterscheidenden Charakter derselben knüpft sich nämlich die Unterscheidung des Guten und Bösen selbst." Anstatt also in einem unableitbaren Gebot: Du sollst den letzten Erklärungsgrund für die Willigkeit zu finden, mit der wir uns jenem Princip zu fügen pflegen, will Fechner denselben ganz empirisch in der Natur des menschlichen Gemüths, das überwiegend die größeren Lustquellen bevorzuge, und in der allgemeinen Weltordnung begründet wissen; denn wie er treffend bemerkt, mir scheint darin (nämlich in jener Form des Sollens) Nichts zu finden, als die Spur einer Erziehung durch Menschen. Weil die Menschen ihre Forderungen immer in solcher Form an die Menschen richten, wiederholt freilich auch das von Menschen erzogene Gewissen seine Forderungen unter derselben Form.

Für die Eigenart der von uns entwickelten Weltanschauung ist wohl kaum ein Zug bezeichnender, als daß der allen Extremen abholde, mit tiefer Religiosität erfüllte Forscher doch in dem berüchtigten Streit zwischen Determinismus und Indeterminismus nicht umhin konnte, voll und ganz auf die Seite jenes naturwissenschaftlich allein durchführbaren Princips zu treten. Daß die landläufige Auffassung der Willensfreiheit die gröbsten Irrthümer in sich schließt und voreilig moralische Bedenken an die Stelle logischer Kriterien setzt, muß jedem Unbefangenen sofort auffallen; deshalb handelt es sich zunächst um eine Klärung des Gesichtspunktes. Der Indeterminismus argumentirt etwa so: „Eine Entscheidung und demgemäße Handlung hat überhaupt nur insofern sittlichen Werth oder Unwerth, als sie Freiheit voraussetzt und aus Freiheit erfolgt, daher die Thiere, als der Freiheit entbehrend, nicht sündigen können. Die Freiheit fällt überhaupt nur in das geistige und für den Menschen vielleicht nur in das sittliche Gebiet, geht hingegen der Natur, den niederen beseelten Wesen und den niederen Trieben des Menschen selbst ab, die der Mensch deshalb mit höherer Freiheit beherrschen soll. Daß ein gesetzlicher Gang im geistigen wie im materiellen Geschehen überhaupt besteht, wird nicht geleugnet; nur daß da, wo Freiheit ist, in jeder Zeit ein Bruch dieser Gesetzlichkeit bewirkt werden kann. Daher können immer neue, durch nichts vorher zulänglich bedingte Anfänge, Anstöße in den Weltlauf, von welchen ab das Geschehen bis zu abermals neuen Anstößen seinen nothwendigen, gesetzlichen Gang befolgt." (Tagesansicht S. 169.) Weiter wird in diesem Sinne gefolgert, daß durch die deterministische Ansicht die Welt zu einer bloßen Maschine erniedrigt werde und jedes geistige Phänomen sich zu einem mechanischen Naturproceß verschlechtere. Sittlichkeit, Zurechnung, Vergeltung, Schuld und Strafe würden imaginär und gänzlich unbegründete Erscheinungen sein, da ja eben das nur geschehen könne, was

ja auch geschehen müsse. Wie kann aber, fragt unser Autor, ein Wesen sich überhaupt entscheiden, und wie kann die Entscheidung aus einer solchen Freiheit, die das ganze bisherige Wesen Nichts angeht, dasselbe verantwortlich machen? Ja, was steht mir dafür, wenn ich, statt durch indeterministisch freie Entschlüsse, vielmehr durch gute, angeborene Anlagen, Erziehung, Beispiel u. s. w. dahin gekommen bin, daß es mir zur zweiten Natur geworden ist, im Sinne der allgemein göttlichen Weltordnung . . . zu fühlen, zu denken, zu handeln, daß nicht die folgenden freien Entschlüsse mich das Schlechte vor dem Guten vorziehen lassen? Alle Motive, die aus dem bisherigen Dasein erwachten, sollen ja blos als Anregungen dienen, meine Freiheit indeterministisch zu brauchen, worin gar keine Sicherstellung für den Vorzug, ja für die Wahrscheinlichkeit des Vorzuges des einen vor dem andern liegt." Faßt man also die Freiheit in diesem, auch von Kant gebrauchten Sinne, eine Reihe von Erscheinungen, wie er sich ausdrückt, von Neuem anzufangen, so ist sichtlich der psychische Zusammenhang zerrissen und dafür das unberechenbare Moment einer grundlosen Willkür zur Herrschaft erhoben. Noch schärfer hat aber Fechner ähnlich wie schon der alte Spinoza durch eine psychologische Zergliederung des ganzen Herganges das Unzutreffende des liberum arbitrium indifferentiae gekennzeichnet: „Ich kann so, ich kann so wollen und finde weder äußere noch innere Bestimmungsgründe in mir, die mich zu dem einen oder anderen zwingen, kann also auch beliebig zwischen beiden schwanken, ja es widerstrebt mir zu denken, daß ich nur wollen kann, was ich wollen muß. Sehe ich aber näher zu, wie der freieste Entschluß, was ich so nenne, endlich zu Stande kommt, so ist es ein im Bewußtsein endlich zum Uebergewicht kommendes Motiv, was nicht aus der Luft, sondern aus dem früheren Entwickelungsgange her und den gegenwärtigen Mitbestimmungen stammt, das zur Entscheidung führt; das Gefühl aber, sich vorher so oder so entscheiden zu können, ist eben nur das Gefühl, daß von den hierhin und dorthin treibenden Motiven noch keins zum Uebergewicht gekommen ist; endlich siegt ein Motiv und sofern der Streit wie Sieg ins eigene Innre fällt, uns nicht äußerlich aufgezwungen ist, rechnen wir Beides als Sache innerer Freiheit." Wesentlich stützt sich mithin dieser Irrthum auf die psychologische Unkenntniß unserer eigenen Organisation, so daß es uns nicht in jedem einzelnen Fall möglich ist, durch genaue Analyse das entscheidende Motiv für eine That zu finden und wir daher fast unwiderstehlich gezwungen werden, dafür eine aus der Nähe des Unbewußten hervorbrechende Action gänzlich imaginärer Willkür einzuschieben. Daß endlich auch für den indeterministischen Standpunkt der wahre Werth einer sittlichen Handlung nicht in der formalen Freiheit als solcher bestehen kann, folgert unser Denker aus der Erwägung, daß doch sonst das freierwählte Böse denselben Grad ethischer Beurtheilung erhalten müsse, wie die frei vollzogene gute That; es komme letzten Endes

auf die Qualität der Gesinnung an, die sich in dem Streben offenbare. Die Motivirung selbst aber, die jeder Handlung vorauf geht, darf natürlich nicht als äußerer, mechanischer Zwang gefaßt werden, vielmehr als innere Nothwendigkeit, die sich aus dem Complex aller früheren psychischen Ereignisse von selbst ergiebt. Dies ist dasjenige, was im Einklange mit allen empirischen Beobachtungen und den Thatsachen der Psychophysik unter der Autonomie und Selbstbestimmung des Willens vernünftigerweise verstanden werden kann, die Unabhängigkeit also des Wollens von äußeren Versuchen, seine Entfaltung lediglich nach den Normen seines eigenen Wesens und die Constituirung dieser seiner Selbstoffenbarungen als Sittengesetz, das dann durch Erziehung, Gewöhnung und sociale Züchtung, endlich durch bewußte Anerkennung eine mehr oder minder unbestrittene apriorische, allgemeine Geltung erlangt.

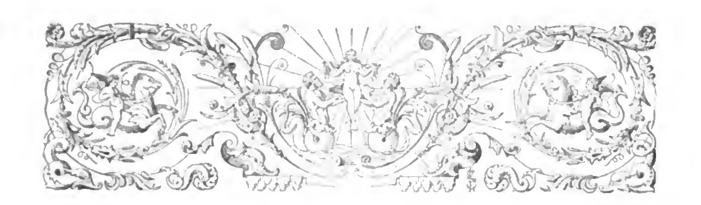
Wir können diese Skizze nicht schließen, ohne ein Princip noch kurz zu erörten, das für die gesammte philosophische Weltanschauung Fechners, wie für seine Ethik insbesondere charakteristisch ist, wir meinen die Teleologie. Und um so mehr fühlen wir uns hierzu veranlaßt, als es ja heutigen Tags gerade dieser Grundsatz ist, auf den die populäre naturwissenschaftliche Aufklärung mit ausgesprochenem Hohn herabzublicken pflegt, als ob sie selbst in den einfachsten biologischen Processen dieses Erklärungsmittel entbehren könnte. Unser Gewährsmann findet mit Recht die jetzt herrschende Verketzerung der teleologischen Auffassung darin begründet, daß man kein mit dem Causalgesetz solidarisches Princip habe entdecken können und gefürchtet, die unnahbare Integrität jenes zu verletzen; um beiden Anforderungen gerecht zu werden, stellt er ein Schema auf, das er das Princip zur Tendenz der Stabilität nennt. Um diesen Ausdruck zunächst innerhalb seiner physikalischen Sphäre zu erklären, so sind alle in regelmäßiger Periode wiederkehrend Lagen- und Bewegungsverhältnisse der Theilchen eines materiellen Systems oder der Schwerpunkte ganzer Massen stabile Verhältnisse, die asymptotisch nach der absoluten Ruse und Bewegung auseinander gehen. Dieses Gesetz bestimmt auf Grund der wirksamen Kräfte (Bewegung, Geschwindigkeit u. s. w.) die Wiederkehr früherer Beziehungen unter den gleichen Bedingungen, wenn auch häufig nur approximativ und diese Periodicität tritt um so sicherer ein, je mehr jene Annäherungsverhältnisse systematisch zusammen passen. Dieser Grundsatz ist auch auf das geistige Gebiet anwendbar, indem die functionellen Erscheinungen der höheren Organismen derselben Höhe einer constanten Ausgleichung zustreben und so den Charakter des Zweckmäßigen gewinnen. „In der That, überlegen wir es näher, so heißen uns die Entwickelungsvorgänge, die Einwirkungen und Außenbedingungen eines Organismus nur eben insofern zweckmäßig, als sie zu einem approximativ stabilen organischen Zustande zu führen und einen solchen innerhalb gewisser Zeitgrenzen, wenn auch mit größeren oder geringeren Abänderungen fortzuerhalten vermögen;

denn das Sterben eines Organismus beruht nach seiner materiellen Seite auf dem Verlust der organischen Stabilität. Hiernach fällt das Princip zur Tendenz der Stabilität mit dem teleologischen Princip, soweit dieses auf die materielle Seite der organischen Welt beziehbar ist, zusammen. Damit aber, daß die Tendenz zum Ziele noch nicht die Erreichung des Zieles bedeutet und das Ziel überhaupt nur in Approximationen erreichbar ist, gewinnen wir auch den Gesichtspunkt dafür, daß die organische Welt trotz des Waltens des teleologischen Princips indeß doch fortgehend noch so vielen Störungen unterliegt, die den Charakter des Unzweckmäßigen tragen." (Ideen zur Schöpfungs- und Entwickelungsgeschichte, S. 90.) Des näheren wird die psychische Verwendung dieses Princips so bestimmt: „Um das vereinbarte Princip der Causalität und Teleologie mit auf die psychische Seite der Existenz zu übertragen, hat man nur anzunehmen, daß die psychische Tendenz zur Stabilität Träger einer psychischen Tendenz zur Herbeiführung und Erhaltung eben der Zustände, worauf die physische geht, sei, dabei aber in Rücksicht zu ziehen, daß die psychische Tendenz theils über, theils unter der Schwelle des Bewußtseins seien und theils instinctiv, theils mit Vorstellung des äußeren Mittels, wodurch sie sich vollzieht und des Zweckes selbst behaftet sein kann." (a. a. O., S. 92.) Dieser letzte Zusatz ist insofern bedeutsam, als dadurch eine annähernd genaue psychologische Bestimmung der dabei wirksamen Factoren ermöglicht wird nach den bekannten psychophysischen Grundsätzen. Indem nämlich jede Lust mit einem ins Bewußtsein fallenden Streben verbunden ist, denselben Zustand zu erhalten, resp. zu verbessern und dementsprechend die Unlust mit einem Streben ihn zu beseitigen und zu vermindern, so lassen sich nach Intensität und Quantität der Reize die Beziehungen der Stabilität und Instabilität zu einander abgrenzen. „Insofern bewußte Antriebe immer mit Lust und Unlust in Beziehung stehen, kann auch Lust und Unlust mit Stabilität und Instabilitätsverhältnissen in psychophysischer Beziehung gedacht werden und es läßt sich hierauf die Hypothese begründen, daß jede die Schwelle des Bewußtseins übersteigende psychophysische Bewegung nach Maßgabe mit Lust behaftet sei, als sie sich der vollen Stabilität über eine gewisse Grenze hinaus nähert, mit Unlust nach Maßgabe, als sie über eine gewisse Grenze davon abweicht, indeß zwischen beiden als quantitative Schwelle der Lust und Unlust zu bezeichnenden Grenze eine gewisse Breite ästhetischer Indifferenz besteht." (a. a. O., S. 94.) Solche psychophysische Zustände, in welchen die qualitative Schwelle der Lust überstiegen wird, heißen harmonische im Gegensatz zu den disharmonischen, welche die Schwelle der Unlust überschritten haben, zwischen beiden fallende indifferente und in diesem Sinne wird aus dem Princip der Tendenz zur Stabilität das der Tendenz zur Harmonie, das die Welt beherrscht." (Tagesansicht, S. 210.) Anstatt also wie bisher meistens beide Standpunkte auf gegenseitige Kosten zu degradiren, würde man durch

jene Vertiefung der Beurtheilung in der Tendenz zur Stabilität für das einfache causale Geschehen zugleich das teleologische, d. h. zugleich die Frage des Weßhalb gelöst haben, indem, wie Fechner bemerkt, psychische und physische Tendenzen nach denselben Zielen gehen. „Je nachdem nun der causale oder teleologische Gesichtspunkt klarer vorliegt oder die Richtung der Betrachtung durch die Absicht derselben bestimmt ist, wird man sich vorzugsweise an den einen oder den anderen halten können.“ (a. a. O., S. 93.) Je mehr eben das Bewußtsein auch in seinen schwächsten Offenbarungen sich als die selbstverständliche Voraussetzung eines jeden Geschehens ergiebt, um so mehr schließt die Zweckmäßigkeit als verständliches Ziel des Thuns diesen Vorgang ab. Und so wurden wir jetzt zu den Sätzen zurückgeführt, welche uns schon die psychologische Erwägung nahe legte, nämlich das Bewußtsein nicht für ein ausschließlich menschliches Phänomen zu halten, sondern für ein die ganze Welt umspannendes. Lassen wie den Autor für sich selbst sprechen: „Ich wüßte nicht, was gegen eine mit Bewußtsein sich vollziehende Einrichtung der gesammten materiellen Welt, darunter der irdischen und organischen, bewiese. Man findet einen Gegengrund darin, daß diese Einrichtung sich mit gesetzlicher Nothwendigkeit vollziehe und mag nicht zweierlei Gründe des Geschehens statt eines haben, bewußte Antriebe und gesetzlich wirkende Kräfte. Nun sind aber gerade die, welche sich am entschiedensten auf diesen Standpunkt stellen, zugleich am festesten überzeugt, daß alle, selbst die höchsten Bewußtseinsprocesse im Menschen, den Willen desselben nicht ausgenommen, an materielle Vorgänge geknüpft sind, welche mit gesetzlicher Nothwendigkeit entstehen und vor sich gehen und die Bewußtseinsprocesse ebenso gesetzlich nothwendig mitführen. Wie können sie also in einer gesetzlichen Nothwendigkeit, mit welcher materielle Processe vor sich gehen, einen Gegengrund darin finden, daß dieselben Träger von Bewußtsein, beziehentlich von bewußten Antrieben, welche eben dahin, wohin die materiellen zielen, sind? Weshalb soll die schöpferische, ordnende, bildende Thätigkeit der Welt überhaupt eine gesetzlose sein, um sie für eine bewußte halten zu können?“ (Ideen, S. 96.)

An den Schluß unserer Darstellung gelangt, mag es uns vergönnt sein, an der Hand einer zusammenfassenden Charakteristik Fechners durch Zeller, unser eigenes, bis dahin absichtlich zurückgedrängtes Urtheil, soweit das überhaupt statthaft ist, zu begründen. Da unsere Aufgabe keine erschöpfende Ausführlichkeit erlaubte (schon um deswillen konnten wir die Aesthetik an dieser Stelle nicht berühren), so wird dementsprechend auch unsere Kritik immer nur die Grundzüge des Systems treffen und jede Prüfung des Details ablehnen. Der bekannte Geschichtschreiber der Philosophie in Deutschland entwirft nun folgendes Bild von der Weltanschauung unseres Denkers: „Fechner führt die ganze Außenwelt nach Berkeleys Vorgang auf einen gesetzmäßigen Zusammenhang von Erscheinungen zurück, und auch die immateriellen Atome oder Kraftcentren, aus denen er

diese hervorgehen läßt, sind gleichfalls nur einfache Erscheinungen. Das Beste, in welchem und für welches diese Erscheinungen existiren, sind die Seelen oder Geister, die (wie bei Leibnitz) in ihrer Gesammtheit eine aufsteigende Stufenreihe bilden. Eben deshalb kann aber auch der Zusammenhang der Erscheinungen, wie Fechner glaubt, nur durch das Bewußtsein vermittelt sein, und so kommt er schließlich auf die Annahme, daß jede Gruppe niedriger Geister in einer höheren und die Gesammtheit derselben in der Gottheit enthalten sei, wobei sich denn natürliche eigenthümliche Folgerungen über die Verhältnisse dieser verschiedenen ineinandergeschachteten Persönlichkeiten nicht vermeiden lassen." (Gesch. d. deutsch. Philos. S. 906). Kennzeichnend ist für die ganze Richtung des Systems jedenfalls, wie schon am Eingang bemerkt, die Verknüpfung rein idealer Elemente mit den Thatsachen der Methode der inductiven Naturwissenschaft; richtig bezeichnet deshalb Zeller diese Aehnlichkeit mit den Ansichten Berkeleys, wenn auch der offenbare grundlegende Unterschied übergangen ist. Während dieser jedes Geschehen in einen immanenten Proceß unseres Geistes auflöst, sucht Fechner gerade über den Rahmen unserer Vorstellung hinaus das Walten eines kosmischen Bewußtseins festzuhalten, so daß er selbst, wie schon früher erwähnt, seine Weltanschauung unstreitig mit Recht als objectiven Idealismus bezeichnet. Gegen diese Begründung der philosophischen Erkenntniß wird man schwerlich etwas Durchschlagendes vorbringen könnenr obwohl Manchen dieselbe nicht zusagen mag; über die Gliederung aber der Psychophysik, ihre Bedeutung für den Gesammtbau der Wissenschaft u. s. w. etwa durch den Hinweis auf einige unbedeutende Irrthümer aburtheilen zu wollen wird Niemand von uns verlangen. Trotz aller nebensächlichen Abweichungen erkämpft sich diese Lehre einen immer weiteren Boden und zwar unter den Gesinnungsgenossen der verschiedensten Parteirichtungen. Dagegen vermögen wir der allgemeinen, man könnte sagen animistischen Ausführung über die Beseelung alles Organischen und der Gestirne nicht so rückhaltlos zuzustimmen, da uns hiermit die Grenzlinie der exacten Wissenschaft überschritten und das Gebiet des subjectiven Fürwahrhaltens betreten zu sein scheint. Ebenso schwankend sind die Formulirungen über das objective Bewußtsein, da auch hier ja nur das Kriterium der Beurtheilung das menschliche Individuum bildet. Endlich vermag sich bei dieser monistischen Fassung die Selbständigkeit der einzelnen Elemente gegenüber der Macht der alle Wesen in sich zusammenfassenden höchsten Substanz zu wenig zu behaupten. Was wir aber ganz besonders sympathisch begrüßen, das ist die Wiederaufnahme des so verpönten teleologischen Princips, weil gerade der fanatische Cultus der mechanischen Auffassung in unserer Zeit jede nüchterne, vorurtheilsfreie Prüfung entgegenstehender Ansichten von vorne herein unmöglich zu machen scheint und in vielen Gebieten der Forschung (man denke nur an die Biologie und Psychologie!) schon zu den bedauerlichsten Mißgriffen geführt hat.



Die Geschichtschreibung der Zukunft.

Von

Hermann Jaenicke.

— Kreuzburg. —

Der alte Gegensatz zwischen Schlosser und Ranke, welcher so lange zu Gunsten des Letzteren verschoben war, muß sich wieder etwas zu Gunsten des Ersteren ändern, wenn das normale geistige Gleichgewicht hergestellt werden soll."

So urtheilt der Verfasser des viel geschmähten, aber doch auch vielfach verkannten Buches „Rembrandt als Erzieher," und er versteht unter jenen beiden Männern mit Recht die Vertreter der sogenannten subjectiven und objectiven Richtung der Geschichtschreibung. Er weiß die großen Vorzüge des Meisters der Geschichtschreibung sehr wohl zu würdigen; er kennt unzweifelhaft die Schärfe und Klarheit der Beobachtung und Darstellung und den weiten Horizont, den Ranke in allen seinen Werken, nicht zum Mindesten in seiner „Weltgeschichte" überblickt und seine Leser überblicken läßt; und doch hat er an ihm mancherlei auszusetzen, wenn auch nicht so viel wie Johannes Scherr, welcher der Ranke'schen Geschichtschreibung jeden ethischen und nationalen Werth abspricht, — welcher sie einem Diplomatensalon vergleicht, wo Schurken und Scheusale, vorausgesetzt, daß sie hoffähig sind, auf dem Fuße völliger Gleichberechtigung mit den Besten und Edelsten verkehren, — welcher schließlich seinen Aerger darüber ausläßt, daß die Bewunderer Ranke's den vollständigen Mangel an sittlichem Gefühl, die erschreckende Gleichgiltigkeit in Betreff der Unterscheidung von Recht und Unrecht, Tugend und Laster, Verdienst und Verbrechen als „historische Objectivität" preisen.

Der Rembrandt-Verfasser geht, wie gesagt, nicht so weit, aber er wirft den Ranke'schen Werken doch etwas Tonloses, Farbloses, ja, etwas zwar nicht sittlich, aber doch geistig Charakterloses vor; er findet weit mehr Zeichnung als Malerei in ihnen und fürchtet, daß sie nie in's Herz des Volkes dringen werden, weil sie nicht aus dem Herzen des Volkes geflossen seien. Er sowohl wie Scherr vermißt also an Ranke das persönliche, subjective Urtheil, das volle Einsetzen der überzeugten Persönlichkeit, die ethische Darstellungsweise eines Schlosser, bei dessen Werken man fühle, daß sie von einem hochsinnigen Charakter getragen und durchdrungen seien, daß ihre Mannhaftigkeit Männer anziehe, wie der Magnet das Eisen. Wollte die Geschichtschreibung von heute in Schlosser's Sinne weiter arbeiten, so würde sie nach der Meinung des Rembrandt-Verfassers wieder einen nationalen Geist gewinnen; so würde wasserklare Objectivität der Darstellung nicht ihr einziges Ideal sein; so würde sie neben Ranke noch andere Götter kennen.

Die Bewunderer Schlossers sind durchaus nicht blind gegen seine Schwächen, sie tadeln seinen herben Ernst, seinen stoischen Rigorismus, seine Ungenauigkeit in der kritischen Forschung, sein eigensinniges Festhalten am Irrthümlichen selbst da, wo er eines Besseren belehrt worden ist, seine nachlässige, in Wiederholungen sich gefallende Darstellungsweise, und doch stellen sie ihn höher, als den gewissenhaften, künstlerisch feinen Ranke.

Was hat man von solchen und ähnlichen Urtheilen zu halten?

Zunächst, meine ich, macht man sich von dem Unterschiede einer „objectiven" und „subjectiven" Geschichtauffassung oft genug noch falsche Vorstellungen. Welcher Historiker nämlich, vorausgesetzt, daß er diesen Namen verdient, kann die von ihm oder Anderen erforschten und festgestellten Thatsachen der Weltgeschichte anders, als durch seinen eigenen Geist, mit seiner eigenen Empfindung, so zu sagen durch seine eigene Brille in sich aufnehmen? Kann er irgend eine Begebenheit anders, als von seinem eigenen, ganz subjectiven Standpunkte aus betrachten? Ich dächte, nein! Und wenn er sich noch so objectiv anstellt, so kommt er doch niemals über seine Persönlichkeit hinaus. Also insofern giebt es nur „subjective" Historiker; kein einziger von dieser vornehmen Zunft kann den Anspruch erheben, er habe die geschichtlichen Ereignisse richtig zusammengestellt, richtig gedeutet und sei zur „reinen Thatsache" gelangt.

Man hat also unter „objectiver" und „subjectiver" Geschichtsauffassung etwas Anderes zu verstehen, als etwa den Gegensatz von „Genauigkeit" und „Willkür" in der Erforschung und Darstellung der geschichtlichen Begebenheiten; sind ja doch alle Historiker — trotz mannigfacher Verschiedenheiten in ihrer Anschauungsweise — in dem Wunsche einig, der geschichtlichen Wahrheit so nahe wie möglich zu kommen. Man versteht vielmehr unter einem „objectiven" Geschichtschreiber denjenigen, welcher sine ira et studio, ohne Tadel und ohne Lob, ohne Haß und

ohne Liebe Menschen und Verhältnisse beurtheilt und sein Augenmerk nur auf den Nachweis richtet, daß die Dinge gerade so und nicht anders geworden sind.

Der „subjective" Geschichtschreiber hat ein höheres Ziel. Ihm liegt daran, Menschen und Begebenheiten nach ihrem sittlichen Werthe abzuschätzen, Licht und Schatten in seiner Darstellung gleichmäßig zu vertheilen und dem Urtheil des Lesers gewissermaßen vorzugreifen. Mißbraucht er hierbei die Thatsachen, indem er sie geflissentlich anders auslegt, als sie ausgelegt werden müssen; oder hält er wider besseres Wissen an alten Irrthümern fest, nur um sein Urtheil nicht umstoßen zu müssen, — und Schlosser ist von diesem Verfahren nicht ganz freizusprechen, — so begeht er eine Geschichtfälschung, die nicht streng genug verurtheilt werden kann. Hält er sich dagegen auf dem Boden der Wahrheit, — soweit dieselbe nach menschlichen Begriffen erforscht werden kann —, so kann man ihm keinen Vorwurf machen, aber er setzt sich doch einer Kritik aus, welche, weil sie allgemein menschliche Verhältnisse betrifft, von Jedermann geübt werden kann und je nach dem herrschenden Zeitgeiste wechselt. So bediente sich Karl von Rotteck († 1840) der Weltgeschichte als Mittel zur Verbreitung politischer Ideen und liberaler Ansichten im Geiste der Aufklärung; sein Werk wurde in Hunderttausenden von Exemplaren abgesetzt und mit Begeisterung gelesen; heutzutage ist es ein überwundener Standpunkt, und wer nimmt das Buch noch zur Hand? Im entgegengesetzten Sinne wirkte z. B. der höchst verdienstvolle Historiker Heinrich Leo, aber er mußte sich alsbald den Vorwurf gefallen lassen, er habe sich bemüht, „den Zeiger der Weltgeschichte zurückzustellen"; denn er ergießt seinen ganzen Zorn über die durch Reformation und Revolution in die Welt gekommene Aufklärung und sieht nur in der göttlichen Fürstenmacht und einer starken Priesterschaft, nicht in der gesetzlichen Freiheit des Volkes das Heil der Welt.

Es giebt nun aber noch eine andere Art von „subjectiven" Geschichtschreibern, welche womöglich noch höher hinauswollen, als die soeben gekennzeichneten. Ihnen genügt weder der Nachweis, daß die irdischen Begebenheiten gerade so und nicht anders geworden sind, noch eine moralische Behandlung der Personen und Ereignisse, sondern sie suchen, von den höchsten metaphysischen und philosophischen Gesichtspunkten ausgehend, den Nachweis zu liefern, daß die geschichtlichen Dinge sich gerade so und nicht anders entwickeln mußten.

Als Begründer dieser speculativen Richtung in der neueren Geschichtschreibung kann man Herder ansehen, der in seinem berühmten Werke: „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" unser Geschlecht als ein göttliches, mit dem Triebe zur Humanität und zu unendlicher Vervollkommnung begabtes Mittelglied zweier Welten hinstellt. An seiner feinsinnigen und erhabenen Denkweise wird keiner zweifeln, aber auch

daran nicht, daß er zur wahren Erkenntniß des geschichtlich Gewordenen überaus wenig beigetragen hat; und doch fehlt es ihm bis in unsere Tage hinein nicht an eifrigen Verehrern und Verfechtern seiner Lehre.

Erst kürzlich hat es Professor Kneisel in Naumburg a. d. S. unternommen, eine ähnliche Weltanschauung aufzubauen, und es sei gestattet, dieselbe auf ihren Werth hin etwas eingehender zu prüfen, um darnach zu ermessen, was wir von der „subjectiven" Geschichtschreibung der Zukunft zu erwarten haben. Der Verfasser selbst bezeichnet seine Schrift: „Die Weltgeschichte ein Zufall?"*) als einen Beitrag zu der christlich-apologetischen Literatur und wendet sich mit ihr an die Gebildeten des deutschen Volkes.

Wir wollen bei der Besprechung alle Nebensächlichkeiten bei Seite setzen, auch die bedenklichsten Stellen des Buches auf sich beruhen lassen und nur erwähnen, daß zu denselben die Auseinandersetzung über die Auferstehung Christi gehört, von welcher der Verfasser (S. 74) behauptet, eine bessere Bezeugung als diese habe kein historisches Factum. Denn gesetzt, daß ein Wunder stattgefunden habe — das ist sein Gedankengang — so würde es durch keine Art von Zeugnissen möglich sein, sie dieser Argumentation (S. 73) gegenüber glaubhaft zu machen. Da nun aber die Unmöglichkeit eines Wunders nicht bewiesen werden könne, so bleibe auch die Stärke der angeführten historischen Zeugnisse unerschüttert. Erkenne man aber die Auferstehung als ein historisches Factum an, so trete man damit in ein göttliches Geheimniß ein, welches ein helles Licht über die ganze Weltgeschichte verbreite.

Nach einer solchen Probe dürfte es manchem überflüssig erscheinen, den weiteren Inhalt des Buches kennen zu lernen; denn wo der Boden ernster Wissenschaftlichkeit so augenfällig verlassen wird, da lohnt es sich vielleicht nicht der Mühe, einen Augenblick denkend zu verweilen. Es hilft aber nichts; wir müssen einmal derartigen Erscheinungen, die immerhin manches Bemerkenswerthe und Anregende enthalten, auf den Grund zu kommen suchen, einmal weil sie auf unser Geistes- und Gemüthsleben stark einzuwirken versuchen, dann aber auch, weil sie für eine ganze Richtung „subjectiver" Geschichtschreibung typisch sind und wir ja gerade möglichste Klarheit über dieselbe erlangen wollen.

Kneisel geht von dem Gedanken aus, daß die Betrachtung der Geschichte als einer ununterbrochenen Kette von irdischen Ursachen und Wirkungen dem menschlichen Geiste keine dauernde Befriedigung gewähre, daß sich immer wieder die alte Faustfrage erhebe und Antwort erheische: „Warum dies Alles?" Bevor er in dieses Räthsel einzudringen sucht, behandelt er eine ganze Reihe von Vorfragen und kommt hierbei zu Ergeb-

*) Die Weltgeschichte ein Zufall? Ein Wort an die Gebildeten des deutschen Volkes. Von Professor Dr. B. Kneisel, Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1891.

nissen, welche vor ihm schon oft aufgestellt und ausgesprochen worden sind, und die man etwa in folgende Sätze fassen kann: 1. Die Naturkräfte arbeiten zwar unbewußt, aber einheitlich und zweckmäßig und setzen daher einen bewußt handelnden Schöpfer voraus; 2. die mit Bewußtsein begabten Geschöpfe handeln nach Freiheit und nicht nach Nothwendigkeit, so daß sie sich von dem Gefühl der Verantwortlichkeit nicht zu befreien vermögen; 3. die Weltgeschichte hat es nur mit dem Menschen zu thun, und dieser unterscheidet sich vom Thiere durch die Fähigkeit, den Verstand auszubilden, durch den Trieb, die Wahrheit kennen zu lernen und zwar ohne Rücksicht, ob ihm diese nützlich sein werde, durch das Streben nach sittlicher Vervollkommnung, durch den Glauben an eine höhere Macht über die sichtbare Natur, durch den Schönheitssinn, aus welchem die Meisterwerke der menschlichen Kunst geflossen sind, endlich durch den Besitz einer articulirten Sprache, alles Dinge, welche ihm zugleich eine höhere über die zeitliche Erscheinung hinausreichende Bestimmung verbürgen.

Bis hierher werden dem Verfasser die meisten denkenden Menschen folgen wollen, obwohl z. B. gerade Lotze in seinem „Mikrokosmus" die scharfe Grenzlinie zwischen der Natur als dem Reiche der Nothwendigkeit und der Geschichte als dem Reiche der Freiheit durchaus verwirft. Denn das Leben des Menschen, wie es noch verläuft, ist nach seiner Ansicht überall da, wo es in Beziehung zu der äußeren Naturordnung tritt, auch völlig den Geboten derselben unterworfen. Die menschlichen Geschlechter entstehen und vergehen nach denselben Gesetzen und in denselben Formen, wie die der Thiere: die äußeren Kräfte der Natur sind nicht zurückhaltender gegen die vornehme Erscheinung des vernünftigen Geistes, als gegen das vernunftlose Geschöpf; ihre zerstörenden Wirkungen fallen über das geschichtlich bedeutsame Dasein mit derselben Gleichgiltigkeit her, mit welcher sie die leblosen Verbindungen der Stoffe auflösen; nirgends endlich verläßt die Natur, dem Geiste zu gefallen, die Bahnen ihrer stetigen Wirksamkeit, um uns mit Wundern eines goldenen Zeitalters zu erfreuen, in welchem Alles geschähe, was unser Bedürfniß und nicht blos das, was unvermeidliche Folge seiner vorangegangenen Ursachen ist.

Immerhin muß zugegeben werden, daß wir in der geistigen Entwickelung des Menschengeschlechts ein ursprüngliches Bedürfniß fühlen, die Reihe der Begebenheiten als eine Geschichte aufzufassen mit steter Fortentwickelung zum Besseren und Vollkommneren, dergestalt, daß wir den Menschen sogar in seinem leiblichen Dasein über die Grenze der Naturnothwendigkeit hinaus in das Gebiet der Freiheit versetzen.

Aus diesem Streben nach Vervollkommnung des Menschengeschlechts nun auf das Vorhandensein eines persönlichen, bewußthandelnden Weltschöpfers und auf die Unsterblichkeit der Seele zu schließen, ist zwar, wissenschaftlich genommen, ungerechtfertigt, wenn auch bei weitem nicht so ungerechtfertigt und unbefriedigend, wie die pantheistischen, deistischen und

materialistischen Anschauungen, aber das eine ist gar nicht mehr zu leugnen, daß unser gesammtes sittliches Leben, und das ist das geschichtliche Leben, auf jenen Begriffen beruht.

Wenn Kneisel dann fortfährt, die Erfahrung lehre, daß wir unter der Einwirkung der „oberen Umgebung“ stehen, daß Gott persönlich in unser Geschick eingreift, daß die Ueberhebung des Menschen nothwendig eine göttliche Strafe nach sich zieht, daß endlich unverschuldete Unglücksfälle als erziehliche Strafen aufzufassen seien, so wird der Kreis derjenigen, welche auf des Verfassers Seite stehen, ganz sicherlich bedeutend kleiner werden. Denn abgesehen davon, daß die Erfahrung in mindestens ebenso vielen Fällen das Gegentheil zu lehren scheint, ist z. B. die Auffassung von der göttlichen Strafe als einer erziehlichen Maßregel geradezu zu mißbilligen. Denn sollte es nach menschlichen Begriffen wirklich ein zu begründender pädagogischer Grundsatz sein, Kinder ohne jede Veranlassung, blos um sie zu erziehen, mit einer Strafe zu belegen? Oder sollte der allweise und allgütige Gott, den wir annehmen, pädagogische Grundsätze befolgen, welche nach unserem sittlichen Gefühl weniger vollkommen sind, als die der Menschen? Erziehlich kann doch nur diejenige Strafe wirken, welche auf ein Vergehen gesetzt wird; in anderen Fällen wird sie das Gemüth des Kindes entweder verhärten und verbittern, oder sie wird mit einer stumpfen Ergebenheit in den starken Willen des Erziehers ertragen werden. Eines ist so schlimm, wie das Andere. Weit einleuchtender und tröstlicher, wenn auch ebenso wenig wissenschaftlich zu begründen, ist dagegen der Gedanke, daß der Mensch in seiner Kurzsichtigkeit den Willen Gottes nicht zu erfassen, zu verstehen und zu verrathen vermag, daß er daher selbst die schlimmsten Schickungen mit vollem Vertrauen auf die ewige Liebe Gottes, der allein weiß, was uns gut ist, hinnehmen muß.

Kneisel gesteht übrigens selbst zu, daß die Schwierigkeiten, den Gang der Begebenheiten zu begreifen, groß seien, und daß unser historisches Wissen auch bei den höchsten Leistungen der Wissenschaft nothwendig Stückwerk bleiben muß. Er will daher nur nachweisen, daß die weltgeschichtliche Entwickelung eine vernünftige ist, und falls dies gelingen sollte, — so sagt er weiter —, muß sich der Schluß von selbst ergeben, daß sie unter einer göttlichen Leitung steht und nicht dem Zufalle unterworfen ist.

Die Spannung, in welche uns der Verfasser hierdurch versetzt, macht aber nur gar zu bald einer argen Enttäuschung Platz; denn die herbeigebrachten Beweise enthalten nicht nur nichts Neues und Ueberraschendes, sondern vermögen auch die tiefe Kluft zwischen Verstand und Glauben in keiner Weise zu überbrücken. Sie stützten sich nämlich auf die Beobachtung, daß, wenn ein Volk abgewirthschaftet hat, ein anderes vollkommeneres an die Stelle tritt, vergleiche z. B. die Aufeinanderfolge der Orientalen, Griechen, Römer und Germanen; und ferner auf die Beobachtung, daß ein Volk in

sittliche Auflösung geräth, wenn ihm die Religion, sei es nun in Folge von Unglauben, sei es in Folge von todtem Formelwesen abhanden kommt.

Der Fehler, welchen Kneisel begeht, liegt sowohl in der Fragestellung überhaupt, als auch in der Beantwortung derselben. Denn die Frage, ob die Weltgeschichte ein Zufall sei, beruht auf der irrthümlichen Annahme, daß es noch denkende Menschen giebt, welche eine zufällige Anhäufung von Thatsachen für Weltgeschichte halten. „Gewiß nennt man den unabsehbaren Verlauf von Thatsachen, in dem wir das Leben der Menschen, der Völker, der Menschheit sich bewegen sehen, Geschichte, wie man ja eine Gesammtheit von Erscheinungen anderer Art unter dem Namen Natur zusammenfaßt. Aber hat denn irgend Jemand gemeint, daß eine Sammlung von getrockneten Pflanzen Botanik, von ausgestopften oder nicht ausgestopften Thierbälgen Zoologie sei?"*)

Die Frage, welche Kneisel aufwirft, erinnert etwa an die im Mittelalter mit allem Eifer behandelte Frage nach dem Dasein Gottes, welches ebenso wenig bewiesen zu werden braucht, wie es bewiesen werden kann.

Soll nun aber der Versuch gemacht werden, den unergründlich tiefen Begriff, den wir mit dem Worte „Weltgeschichte" verbinden, überhaupt zu erörtern, so darf sich dieser Versuch nicht damit begnügen, die ersten besten Erscheinungen herauszugreifen, sondern er muß alle umfassen; und dies zu leisten, ist der einzelne Mensch, und stände er geistig noch so hoch, durchaus nicht im Stande. Man muß hier dem Verfasser denselben Vorwurf machen, welchen Droysen gegen Buckle ausspricht**): „Wenn das die Gesetze sind, in denen das Studium der Geschichte der Menschheit seine wissenschaftliche Höhe erreicht haben soll, so ist der glückliche Finder in der Naivetät, mit der er sich über ihre außerordentliche Seichtigkeit auch nur einen einzigen Augenblick hat täuschen können, wahrhaft beneidenswerth. Gesetze von dieser Sorte könnte man täglich zu Dutzenden und zwar auf demselben Wege der Verallgemeinerung finden, Gesetze, von denen keines an Tiefsinn und Fruchtbarkeit hinter dem bekannten Satze zurückbleiben sollte: Daß der Maßstab für die Civilisation eines Volkes dessen Verbrauch an Seife sei."

Diese Worte fielen uns unwillkürlich bei der Lektüre von Kneisel's Buche ein, an dessen ethischem Ernste wir übrigens aufrichtiges Wohlgefallen empfunden haben; wir wenden uns mit unseren kritischen Bemerkungen auch nicht gegen ihn allein, sondern gegen alle diejenigen, welche der Meinung sind, die Geschichte lasse sich aus dem Zwecke erklären, wie ihn die Theologie lehrt oder das gläubige Gemüth ahnt, oder welche, ein für allemal mit ihren Vorstellungen von den Dingen fertig,

---

*) Vergl. Droysen, Grundriß der Historik, S. 48.
**) Vergl. a. a. O., S. 35.

immer nur wissen und besser wissen, wie der Staat, die Kirche, die gesellschaftliche Ordnung u. s. w. hätten werden und sein müssen.

Jede dieser Betrachtungsweisen für sich beruht auf Einseitigkeit und Unwahrheit und wirkt verderblich, wenn auch jede in ihrer Art sich für noch so berechtigt und förderlich hält. Solche Auffassungen liegen überhaupt weit über den unmittelbaren Bereich des geschichtlichen Studiums hinaus und können nicht anders als in großen und größten Zusammenhängen erörtert werden. Denn der Geschichtschreiber hat eben nur historische Kenntniß von Philosophie, Theologie, Naturgeschichte u. s. w., und kommt er auf diese Dinge, die er garnicht umgehen kann, zu sprechen, so muß er sich bewußt sein, daß er alle Speculation bei Seite zu lassen und nur auf der festen Grundlage des Gewordenen und Erkannten vorzugehen hat.

Es kann hier nicht der Ort sein, im Einzelnen darzulegen, wie eine besonnene Geschichtforschung beschaffen sein muß; nur soviel sei gesagt, daß das Wesen der historischen Methode ist: forschend zu verstehen, daß diesen Weg kein anderer so deutlich gewiesen hat, wie Ranke, und daß voraussichtlich noch Jahrhunderte lang dieser Weg nicht verlassen werden darf; wenn anders die Geschichte in der Reihe der wissenschaftlichen Großmächte ihren Platz behaupten soll.

Dabei kann aber der Wunsch des Rembrandt-Verfassers sich sehr wohl erfüllen, nämlich der Wunsch, daß die Geschichtschreiber der Zukunft den sittlichen Werth der Personen und Handlungen mehr als bisher betonen, daß sie mehr ihren eigenen Charakter in ihren Werken hervortreten lassen, kurz daß sie „subjectiver" in dem oben angegebenen Sinne denken und fühlen; nur darf die Weltgeschichte nicht gemißbraucht werden zu Lehren, welche nur den einen Vorzug haben, „dem Verstande nichts weiter schuldig zu sein."

Andererseits darf man von den gelehrtesten Forschern einer Wissenschaft niemals verlangen wollen, daß sie unmittelbar für die große Masse des Volkes schreiben; denn hierzu gehört nicht blos viel Zeit, welche besser auf neue Studien verwendet wird, sondern auch die natürliche Anlage, sich weiteren Schichten verständlich zu machen, und diese Anlage ist nur selten mit einem starken Forschungstriebe vereint zu finden. Auch Darwin selbst ist nichts weniger als populär geworden; aber wie dessen Anschauungen von der Natur durch z. T. vortreffliche Schriften seiner Anhänger und Schüler schon tief in die bildungsbedürftigen Kreise der europäischen Völker eingedrungen sind, so werden auch Ranke's tiefe Gedankenwelt und unerschöpfliche Schätze von Kenntnissen durch die kleineren Geister der „Kärrner" fortgesetzt für das große Publicum ausgebeutet, so daß sie zwar nicht unmittelbar, aber doch mittelbar langsam und sicher in's Herz des Volkes dringen.



Illustrirte Bibliographie.

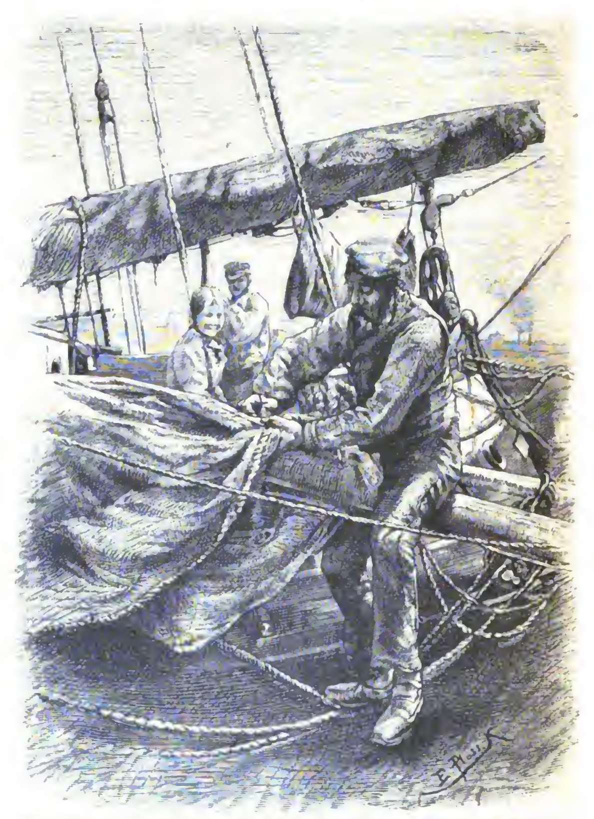
Zur See. Herausgegeben von Viceadmiral z. D. von Henk und Marinemaler C. Riethe. Mit über 400 Original-Illustrationen, zwei Karten und einer farbigen Flaggentafel. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei (vormals J. F. Richter).

Es gereicht uns zu ganz besonderer Freude, den Lesern von „Nord und Süd" in dem vorliegenden Prachtwerke eine literarische Erscheinung vorführen zu können, welche, nach den bisher zur Ausgabe gelangten vier Lieferungen zu schließen, nicht nur durchaus zeitgemäß, sondern auch höchst gediegen und geschmackvoll zu nennen ist. Zeitgemäß insofern, als durch das hohe Interesse, welches unser Kaiser dem gesammten Seewesen entgegenbringt, auch die weiteren, ja man kann sagen die weitesten Kreise den Blick mit Theilnahme und Spannung auf die Marine zu richten gewohnt geworden sind und das erklärliche Bedürfniß empfinden müssen, ihre bisherigen lückenhaften Kenntnisse auf diesem Gebiete nach Möglichkeit zu bereichern.

Als gediegen und geschmackvoll muß man aber das vorliegende Werk deswegen bezeichnen, weil der Text von einem Fach- und Sachkenner ersten Ranges und die Illustrationen von einem der hervorragendsten Maler der Jetztzeit herrühren; beides. Text und Abbildungen sind aufs Trefflichste mit einander in Beziehung gesetzt worden, so daß das Gelesene zum vollsten Verständniß, zur klarsten Anschauung gebracht wird,

Die erste Abtheilung beschäftigt sich mit „Schiff und Werft" und zerfällt wieder in drei Abschnitte, welche einen geschichtlichen und beschreibenden Ueberblick über die Schiffe und Seewaffen des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit geben; die Belehrung geht also von den Sculpturen auf den Wänden althebräischer (um 2500 v. Chr.) und reicht bis zu den mannigfachsten Fahrzeugen unserer Tage, wo uns folgende Gattungen vor Augen geführt werden: 1. die Linienschiffe, welche 60 bis 130 Geschütze auf zwei oder drei übereinander liegenden Batterie- oder Kanonendecks führen (Zwei- oder Dreidecker); 2. die Fregatte, hölzerne oder eiserne Segel- oder Dampfschiffe, welche eine Lage von Geschützen in einer gedeckten Batterie in der Breitseite nebst einer Anzahl Kanonen auf dem Oberdeck führen; 3. Glattdecks-Korvetten (Kreuzerkorvetten), hölzerne oder eiserne Segel- oder Dampferschiffe bezw. Panzerschiffe mit einer Lage von Geschützen auf dem Oberdeck; 4. Kriegsbriggs,

Segelschiffe, welche, wie Korvetten, Geschütze auf dem Oberdeck haben und mit zwei vollgetakelten Masten versehen sind; 5. Kriegsschoner, Segel- oder Dampffahrzeuge mit einer Anzahl Geschütze auf dem Oberdeck und zwei Masten; 6. Kanonenboote



Aus: Zur See. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei (vormals J. F. Richter).

(Kreuzer), kleinere Dampffahrzeuge mit 2 bezw. 3 Geschützen auf dem Oberdeck und in der Takelage dem Kriegsschoner gleich; 7. Mörserboote mit einigen leichteren Geschützen und einem oder zwei Mörsern in der Mitte auf starker Balkenunterlage; 8. Avisos, welche früher in Schnellseglern bestanden, jetzt aus hölzernen oder eisernen

Dampfern mit verhältnißmäßig starken Maschinen hergerichtet werden; sie besitzen eine für den Depeschen- und Kundschafterdienst entsprechend große Geschwindigkeit;



Aus: Zur See. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei (vormals J. F. Richter).

9. Königliche Yachten, schnelle und mit zweckentsprechendem Comfort eingerichtete Dampfschiffe, gewöhnlich Raddampfer, die meist mit zwei Pfahlmasten getakelt und nur mit wenigen Geschützen ausgerüstet sind; die Kaiserlich deutsche Yacht „Hohen-

zollern" kann im Kriegsfalle, wenn erforderlich, als Aviso verwendet werden; 10. Artillerie-Schiffe, speciell für artilleristische Ausbildung von Offizieren, Unteroffizieren und Matrosen eingerichtete Schiffe mit Geschützen verschiedensten Kalibers; endlich 11. Kasernenschiffe (schwimmende Kasernen), heutzutage meist alte ausrangirte Linienschiffe oder Fregatten, auf denen die Takelage entweder ganz oder bis auf die Untermasten entfernt wird. Selbstverständlich findet auch die Entwickelung des Seewesens im Auslande ihre gebührende Berücksichtigung.

Von den vortrefflichen Vollbildern, welche einen viel zu großen Raum einnehmen, als daß sie hier probeweise veranschaulicht werden können, seien namentlich folgende hervorgehoben; Kaiser Wilhelm II. auf der Commandobrücke der „Hohenzollern;" „Lord Warden" im Dock; Schiffsjungen-Schulschiff „Nixe;" S. M. Panzerfregatte



Aus: Zur See. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei, (vormals J. F. Richter).

„König Wilhelm" an der Tête im Geschwader segelnd; der Heimat nahe; Englisches Kasemattschiff „Swiftsure;" Heckansicht und Buganſicht.

Aber auch von den kleineren Abbildungen sind einige noch recht stattlich, z. B. S. 19 eine Kriegsbrigg, Segel setzend, S. 25 S. M. gedeckte Korvette „Bismarck" im Dock und S. 26 das Kaiserlich deutsche Artillerieschiff „Mars; sehr interessant ist ferner die bekannte, in einer Nachbildung auf uns gekommene Schiffssäule, welche dem Consul Duilius als Auszeichnung für seinen Seesieg über die Carthager gewidmet wurde; endlich soll noch auf das wohlgelungene Bildchen von „Helgoland aus der Vogelschau" aufmerksam gemacht werden.

Die in bunten Farben ausgeführte Flaggentafel zeigt die Standarten des Kaisers, der Kaiserin, des Kronprinzen, die Flaggen der Admirale, der Kaiserlichen Kriegsmarine, die Wimpel derselben, die Flagge der Postschiffe u. s. w. herab bis zu den Handelsflaggen. — Alles in Allem, das Buch verspricht höchst bedeutend zu werden. H. J.

Die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen dargestellt von Georg Brandes.

Sechster Band. Das junge Deutschland. Leipzig, Verlag von Veit & Co.

Dieser letzte Band des großartig angelegten Werkes hat lange auf sich warten lassen, aber von ihm gilt das Sprichwort: „was lange währt, wird gut." In Georg Brandes ist der Historiker eben so stark wie der Künstler, das giebt allen seinen Schriften das eigenartige Gepräge, stempelt sie zu Prosawerken ersten Ranges. Er weiß den reichen Stoff, über den er verfügt, mit souverainer Sicherheit so zu ordnen, daß jeder Gegenstand an seiner richtigen Stelle steht, daß uns nicht das geringste von Wichtigkeit entgeht, mit einem Worte, daß wir ein vollkommenes Bild erhalten von dem, was er uns schildern will. Es giebt wenige Bücher wissentschaftlichen Inhalts, die man mit einer solchen Spannung, mit so künstlerischem Genusse liest wie die von Georg Brandes. Mit dem vorliegenden Bande hat das Riesenwerk, welches alles Bedeutende auf literarischem Gebiete in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts umfaßt, seinen Abschluß gefunden. Daß das Werk, bei aller Anerkennung, die ihm zu Theil geworden, auch mancherlei Tadel erfahren, daß insbesondre der Plan des Ganzen gemißbilligt worden ist, darf bei einem so eigenartigen Unternehmen nicht verwundern. Und doch müssen wir dem Verfasser Recht geben, wenn er am Schlusse des Werkes sagt, er wisse, daß er jetzt, neunzehn Jahre, nachdam der Plan gelegt wurde, nicht im Stande sein würde, einen anderen und besseren zu finden. „Man hat mit Recht," sagt er, „aber ohne großen Aufwand von Scharfsinn, erklären können, daß so gruppirt und in dieser Reihenfolge so contrastirt und mit diesen Hervorhebungen oder Abschattierungen die Persönlichkeiten und Werke nur durch eine persönliche Betrachtungsweise, nur indem sie einer persönlichen Behandlung unterworfen werden, hervortreten, und man hat mit weniger Recht, ebenfalls ohne besonderen Aufwand von Erfindung, an Prokrustes erinnert. Hierauf ist die Antwort, daß unpersönlich gesehen die Literatur eines halben Jahrhunderts nur ein Chaos von hunderttausend Werken in einer großen Anzahl von Sprachen ist, und daß der wahre Prokrustes, welcher hier gruppiert, contrastirt, stilisirt, hervorgehoben und zurückgedränkt, ausgestreckt und verkürzt, in volles Licht, ins Halbdunkel oder in den Schatten gestellt hat, kein anderer ist, als die Macht, welche man sonst Kunst zu nennen pflegt."

Der Glanzpunkt des Werkes ist, wie immer bei Brandes, die Charakteristik. Persönlichkeiten wie Börne und Heine sind in keinem uns bekannten Literaturwerke so plastisch herausgearbeitet wie hier; sie waren ja auch die Tonangebenden der Epoche, um die sich alle anderen Geister des jungen Deutschland bewußt oder unbewußt schaarten. Börnes lauterer, idealer, aber von Philisterei nicht freier Charakter wird so beleuchtet, daß wir ihn vollständig verstehen, daß uns sein Haß gegen Goethe natürlich und entschuldbar erscheint. Die Parallelen zwischen Heine und Goethe, Heine und Aristophanes sind mit außerordentlicher Feinheit, mit tiefstem Eindringen in die verschiedenen Individualitäten durchgeführt. Wir hätten gewünscht, daß Heine als Prosaiker noch eine eingehendere Würdigung zu Theil geworden wäre, allein dieser Wunsch entspringt wohl mehr dem Verlangen, Brandes noch ausführlicher über den Gegenstand zu hören, als einem Mangel in der Anlage des Buches. Auf die übrigen geistigen Führer des Zeitalters konnte natürlich nicht der gleiche Raum verwendet werden wie auf Börne und Heine, aber auch sie treten alle leibhaftig vor uns hin. Immermann, Gutzkow, Laube, dann vor Allem die geistreichen Damen Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz u. s. w. bilden eine Gallerie der interessantesten Köpfe. Auch das Capitel über den Hegelianismus ist ein wahres Cabinetsstück der Geschichtschreibekunst. Die politische Dichtung um das Jahr 1848 herum bildet den Schluß des Werkes. Brandes hat nur die Hauptströmungen der Literatur schildern wollen, es ist daher begreiflich, daß mancher Charakterkopf, der außerhalb dieser Strömung stand, kaum genannt oder nur flüchtig erwähnt werden konnte. So Dichter wie Grillparzer, Mörike, Lenau und Andere. Ob in letzterer Beziehung der Verfasser im Verschweigen nicht mitunter zu weit gegangen ist, wagen wir nicht zu entscheiden. Das Buch enthält des Guten, Vortrefflichen so viel, daß es auch dem strengsten Kritiker ein Lob abzwingen wird, es ist zudem formell so vollendet, daß es seinen Werth so bald nicht verlieren kann. e.

Max Kalbeck.

Aus alter und neuer Zeit. Gesammelte Gedichte. Berlin, Verlag von Freund & Jeckel (Carl Freund).

Der vorliegende Band ist, wie der Verfasser in dem launigen Vorwort bemerkt, eine chronologisch geordnete Auswahl seiner sämmtlichen gedruckten und ungedruckten Gedichte; aus vier Bänden hat er einen fünften gemacht, der trotz neuer Zuthaten nicht stärker geworden ist, als jede der früheren Sammlungen. Diese Angabe läßt entnehmen, daß der Verfasser strenge Selbstkritik geübt hat, und läßt von vornherein erwarten, daß wir es mit keinem gewöhnlichen Dutzenddichter zu thun haben; denn Selbstkritik pflegt nicht die Tugend der Dilettanten zu sein, vielmehr das Kennzeichen des Talentes. In der That enthält Kalbecks Buch so viele Proben einer starken lyrischen Begabung, so viel Schönes und Gelungenes, daß wir die Hoffnung aussprechen dürfen, es werde, trotzdem heute der „hohe lyrische Dichter“ meist „taubem Ohr flötet,“ viele Leser und Freunde finden.

Der Grundton der Kalbeckschen Poesien ist der einer wehmüthigen Resignation, einer Melancholie, die wie die Lenaus auch aus den Erscheinungen der Natur Nahrung sucht, ohne doch die selbstquälerische, zum Wahnsinn führende Bitterkeit derselben zu haben. Die Klage um ein verlorenes Glück, um betrogenes Hoffen ist das Hauptthema, das der Lyrik Kalbecks zu Grunde liegt. Sein Gemüth findet seine höchste Befriedigung in der Erinnerung; in der Erinnerung an eine vergangene schöne Zeit, an eine alte Jugendliebe, die in seinem Gedächtniß unverlierbar weiter lebt. Nur in einzelnen Gedichten aus der ersten Periode des Dichters erscheint der Schmerz um verlorene Liebe noch nicht zu sanfter Wehmuth abgeklärt, sondern äußert sich in bitterer Trostlosigkeit, welche in düstern traurigen Bildern und Vorstellungen schwelgt, so in „Wieder Sonntag“, „Abschied“, „Hochzeit“, „Begängniß“ (S. 19 ff.), die unverkennbar unter dem Banne der düster-phantastischen „Traumbilder“ Heines stehen. Aber des Verfassers Seele besitzt zu viel Spannkraft, um in eine zerrüttende Melancholie und in einen unthätigen Pessimismus zu versinken; und so endet die erste dichterische Periode Kalbecks mit dem verheißungsvollen Aufschwunge:

„Die *Arbeit* reift des Lebens beste Frucht,
Sie weiß nichts von des Denkens Qual und Pein,
Nichts von des Glücks Verdruß, der Freude *Flucht*.

Für den Verlust seines Liebesglückes bietet ihm nun die Erinnerung Ersatz, in der dasselbe ein unvergängliches Leben führt, und seine Trösterin ist die Einsamkeit, die er als Medusa apostrophirt:

Nur wer gleich Dir das tiefste Weh erfahren,
Wer elend ist, Versteinerte, wie Du,
Dem wirst Du Deinen Segen offenbaren.

Ihm senkst ins Herz Du Deine Todesruh,
Zu Engelsflügeln weiten sich die Schwingen,
Und decken liebreich den Verlass'nen zu.

Die schmalen Lippen öffnen sich zum Singen
Und mahnen ihn an seines Glückes Zeit;
Da hört er die geliebte Stimme klingen
Und tröstet sich mit Dir, der Einsamkeit.“

Und in dem Gedichte „Ausgleich“ (S. 157) scheint ihm die Einsamkeit mit seiner Muse identisch zu sein, die ihn für das Entbehren irdischer Genüsse vollauf zu entschädigen vermag.

— Unsterblichkeit
Verleiht mein Hauch, und ewige Gedanken
Entblühn dem Bunde, den wir fromm beschließen

Kalbeck liebt es, das Naturbild zum Spiegelbild seiner Stimmung zu machen, und entsprechend dem vorherrschenden elegischen Charakter derselben bevorzugt er, wie Lenau, düstere, melancholische Scenerien. Er besingt die zerfallene Kirche in des Waldes Nacht, ein „vergess'nes Grab“ im Gebirge, den „einsamen See,“ der sein schwarzes Auge traurig aufgethan hat, die „untergehende Sonne,' („Laß mich erwärmen noch in Deinen Gluthen, Eh Du hinabtauchst in das heil'ge Meer“), die er als „Königin der Zeit“ in Versen von mächtigem Schwunge und süßem Wohllaut feiert.

Aber auch für die Reize der romantischen, mondbeglänzten Zaubernacht hat er ein empfängliches Herz und einzelne Lieder dieser Art haben den träumerischen Duft, die Innigkeit Eichendorffscher Lyrik; und die Poesie des Wanderlebens erklingt bei Kalbeck in frischesten, hellsten Tönen. Wanderlieder wie „Ade du Niederland“, „Einkehr“ und andere athmen die volle Ursprünglichkeit und herzige Naivetät des Volksliedes.

Mit welchem Geschick K. den Ton des Volksliedes zu treffen weiß, das zeigen besonders Gedichte wie „Weit hinaus“ „Zum Abend“, „Brautfahrt“, „Im Mondschein“, „Der fröhliche Wittwer“ u. A.

Ist so Kalbecks Muse eine träumerische, welche den Blick weniger auf die Außenwelt richtet, als in das eigene Innere senkt, und welche weniger auf den Pulsschlag der Zeit, als auf die Schläge des eigenen Herzens lauscht, ist Kalbeck also eine rein elegisch-lyrische Natur, so offenbart er doch in einigen wenigen Gedichten, daß ihm auch der energische, fortreißende Ausdruck und dramatische Gestaltungskraft nicht versagt sind. So ist das Gedicht „Die apokalyptischen Reiter“ ein Freskogemälde Dürerschen oder Corneliusschen Stiles; die wüthende Hast, mit welcher die grimmigen Reiter einherstürmen, ist schon durch den Rhythmus trefflich gemalt. Dem Ringen und Streben der Zeit giebt er einen dichterisch schwungvollen Ausdruck in „Der neue Prophet“ („Ich hör ein fernes Brausen — Wie wilder Männer Sang“. Eine schöne poetische Umschreibung des Schopenhauerschen Satzes: Die Welt ist meine Vorstellung, giebt das Gedicht: „Nichts hat Dir die Welt gegeben!“

Daß der weich flötende lyrische Dichter aber auch ein loser Spötter und scharfer Satiriker sein kann, lernen wir aus den unter den Titeln „Grabschriften“ und „Denkzettel“ vereinigten Epigrammen zu unserer Ueberraschung kennen.

Als Probe mögen hier die folgenden Grabschriften, von denen namentlich die zweite recht boshaft ist, stehen:

Einem Beamten.

Wie gerne ließ er sich vertreten,
Der nun in kühler Erde ruht,
Vielleicht, indeß wir für ihn beten,
Liegt drunten nur sein Substitut.

Einer Jungfrau.

Der Jungfrau hier wollt Euer Mitleid schenken:
O Pein!
Die schläft zum ersten Mal, so weit wir denken,
Allein.

Wir haben bei der Charakterisirung des Dichters die Namen anderer Lyriker wie Lenau, Heine, Eichendorff herangezogen; es lag nicht in unserer Absicht, damit unserem Autor Originalität abzusprechen und ihn als einen Nachahmer oder Nachempfinder hinzustellen, wir glaubten aber so am leichtesten das dichterische Wesen eines weniger bekannten Dichters kennzeichnen zu können, indem wir allbekannte Genies, von denen er eine Ader hat, zum Vergleiche anführten; freilich können wir nicht verschweigen, daß einzelne Gedichte doch zu sehr die Abhängigkeit von jenen Mustern auf einzelne Wendungen verrathen, so ist „Letztes Glück“ ganz à la Lenau gehalten, und das Sonett „Abendfeier“ ist aus Eichendorffschen Elementen zusammengesetzt. Wir könnten vielleicht noch frappantere Uebereinstimmungen, als sie diese Beispiele zeigen, bei weiterem Forschen nachweisen. Wenn sich der Dichter entschließen könnte, derartige Producte auszumerzen, so schmerzlich eine solche Selbstamputation auch sein mag, würde seine dichterische Eigenart schärfer hervortreten und der Werth seines Buches würde noch gewinnen. Der Verfasser hat zwar,

wie seine Vorrede besagt, anerkennungswerthe Selbstkritik geübt; aber es würde nichts schaden, wenn er darin noch ein wenig weiter ginge, und eine Zahl von Gedichten, die dieselbe Stimmung und denselben oder doch einen ähnlichen Gedanken behandeln, entfernte; es wäre dann die Gefahr der Monotonie beseitigt, der Genuß des Büchleins ein ungetrübter, und die Würdigung und Anerkennung, auf die der Dichter so hohen Anspruch hat, demselben um so sicherer. Diese kleine Ausstellung, die uns unser kritisches Gewissen abgenöthigt, möge aber keinen Leser abhalten, sich mit einem Dichter bekannt zu machen, der in einer Zeit des abschreckenden Dilettantismus zu denjenigen gehört, welche über eine echte lyrische Begabung verfügen und dem von der Gunst des Publikums vernachlässigten Stiefkinde, der Lyrik, wieder zahlreiche Anhänger zu gewinnen berufen sind.

O. W.

Bibliographische Notizen.

Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie. Beitrag zur Geschichte des deutschen Idealismus von Richard Fester. Stuttgart, G. J. Göschen.

Der Verfasser stellt in diesem auf gründlichen Studien beruhenden, dabei aber sehr lesbar und anziehend geschriebenen Buche das Verhältniß dar, in welchem deutsche Geschichtsphilosophen von Kant, Herder und Schiller bis auf Hegel und Schelling zu der fast durchweg theoretisch construirten, die wirkliche Erfahrung wenig beachtenden Geschichtsauffassung des Genfer Philosophen stehen. ph.

Lessings (sic!) **Plagiate.** Erster Band, erstes Heft, erste Hälfte. Hamburg und Leipzig, P. Albrechts Selbstverlag.

Der Verfasser, Dr. med. et philos. in Hamburg hat eine beneidenswerthe Belesenheit für einen nicht beneidenswerthen Zweck verwendet. Er stellt massenhafte Parallelstellen aus Schriftstellern verschiedener Zeiten und Nationalitäten neben Sätze aus Lessings Werken (zunächst den Jugendgedichten), um zu beweisen, daß Lessing eine bis in's Krankhafte gehende Neigung zur Entlehnung von Gedanken, Worten und selbst Namen gehabt habe, für die Herr Dr. Albrecht den Namen „Plagiomanie“ einführt.

Bei aller seiner Belesenheit scheint der Herr Verfasser ein kleines Werkchen des großen Dichters nicht gekannt oder nicht beachtet zu haben, welches die beste Kritik des in höchst unwürdigem Tone geschriebenen Pamphlets enthält.

Hoffentlich verargen es uns die Leser nicht, wenn wir statt eines trockenen Zahlencitates aus Lessings Werken die auch stilistisch musterhaften Worte vollständig hier abdrucken.

„Die eherne Bildsäule eines vortrefflichen Künstlers schmolz durch die Hitze einer wüthenden Feuersbrunst in einen Klumpen. Dieser Klumpen kam einem anderen Künstler in die Hände, und durch seine Geschicklichkeit verfertigte er eine neue Bildsäule daraus, von der ersteren in dem, was sie vorstellte, unterschieden, an Geschmack und Schönheit aber ihr gleich.

Der Neid sah es und knirschte. Endlich besann er sich auf einen armseligen Trost: „Der gute Mann würde dieses noch ganz erträgliche Stück auch nicht hervorgebracht haben, wenn ihm nicht die Materie der alten Bildsäule dabei zu Statten gekommen wäre.“ Lessings Fabeln, II. Buch, Nr, 1. E.

Zeitgenössische Tondichter. Studien und Skizzen von M. Charles (Max Chop). 2 Bände. Leipzig, Druck und Verlag der Roßberg'schen Buchhandlung.

In den mit großem Selbstbewußtsein geschriebenen Vorreden spricht sich der Verfasser bezüglich des Verhältnisses zwischen Kritiker und Publikum dahin aus, daß „die Urtheilsfindung dem großen Kreise des kunstsinnigen Publikums zufällt und daß der Recensent mit diesem stetige Fühlung halten und als Vertreter der Oeffentlichkeit auch deren Meinung in den ihr angehörenden Blättern, Zeitschriften und Büchern wiedergeben soll.“ Leider ist M. Charles selbst nicht im Stande, dieses Princip in seinen Besprechungen zu wahren. Bei dem übel beleumdeten Neßler'schen „Trompeter von Säkkingen“ gesteht er sein Abweichen von der Regel offen zu und in vielen anderen Fällen (z. B. bei Bruch, Witt, Lachner u. s. w.) deckt sich sein Urtheil, welches bisweilen stark in's Dithyrambische ausartet, keineswegs mit dem des

großen Publikums. Trotz der Nothlage, die sich der Verfasser dadurch, daß er das eigene Urtheil dem der Menge unterordnet, geschaffen hat, sind Charles' Studien nicht uninteressant. Sie bringen viel neues Material an's Licht und sind flüssig und pikant geschrieben. Sehr dankenswerthe Zugaben bilden die mit philologischer Gründlichkeit aufgestellten Verzeichnisse der Werke namhafter Componisten, die in solcher Vollständigkeit kaum anderswo zu finden sind. eb.

Friedrich Chopin als Mensch und Musiker. Von Friedrich Nieck s. Vom Verfasser vermehrt und aus dem Englischen übertragen von Dr. W. Langhans. 2 Bände. Leipzig, Verlag von E. F. C. Leuckart (Constantin Sander).

Die Literatur über Chopin ist noch immer eine sehr dürftige; sie beschränkt sich, streng genommen, auf die Werke von Liszt und Karasowski. Der Erstere ist zu überschwenglich, der Letztere zu trocken und zum Theil auch unzuverlässig. Das Nieck'sche Buch hält die Mitte zwischen beiden. Es ist, wie man beim Erscheinen des Originals in England mit Recht hervorhob, mit wahrhaft „teutonischer Gründlichkeit" geschrieben und ermangelt trotzdem nicht des Schwunges und der Begeisterung. Der Historiker wird davon ebenso befriedigt sein, wie der Aesthetiker und der ausübende Künstler. Besonders ausführlich und anziehend sind die Capitel behandelt, welche das verhängnißvolle Verhältniß Chopins zu George Sand erörtern. Werthvolle künstlerische Beigaben sind drei Bildnisse Chopins, das Portrait seiner langjährigen Freundin und Tyrannin, George Sand und die Facsimiles der F-moll Mazurka (op. 7, Nr. 3) und des C-moll Praeludiums (op. 25, Nr. 20). eb.

Charles Gounod. Mozarts Don Juan. Autorisirte Uebersetzung von Adolf Klages. Leipzig, Verlag von Carl Reißner.

Die vom reinsten Mozartenthusiasmus dictirten Studien des berühmten französischen Componisten enthalten, wenn auch nicht unbedingt Neues, so doch viel Wahres und Treffendes. Sehr beherzigenswerth sind die in einem Anhange niedergelegten allgemeinen Bemerkungen über Tempo, Tact, Nüancirung, Athmen, Aussprache und Orchesterleitung. eb.

„Hans Waldmann." Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse Leipzig, S. Hirzel.

Der wohlverdiente Altmeister unter den deutschen Dramatikern, hat uns abermals ein Trauerspiel „Hans Waldmann" bescheert. Wir freuen uns der ungeschwächten geistigen Kraft des Autors, die auch aus dieser Dichtung uns entgegentritt. In fest gefügtem dramatischem Aufbau, in klarer und dennoch oft bilderreicher und schwungvoller Diction, entwickelt sich die Handlung; in ergreifender Weise vollzieht sich die Schuld und bricht die Katastrophe herein — das Ganze von echt tragischer Wirkung! A. W.

Das Waldhorn. Krokonosch und Ziegenrücken. Zwei Novellen aus Schlesiens Bergen. Von Karl Jaenicke. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt, vorm. S. Schottlaender.

Die zweite der beiden im vorliegenden Buche vereinigten Erzählungen wird den Lesern dieser Zeitschrift noch in angenehmster Erinnerung sein. Diese Wandergeschichte athmet ein so tiefes, freudiges Naturgefühl, eine so aus dem Innern aufquellende Lebenslust, daß der Leser zu lebendigem Mitempfinden und Mitgenießen fortgerissen wird. Ein thatkräftiger, lebensfreudiger Optimismus, der ein offenes Auge und ein fühlendes Herz für die Schönheiten dieser so oft als Jammerthal und unvollkommenste der Welten geschmähte Erde hat, regt hier seine Schwingen und bezwingt unwiderstehlich unser Gemüth. Die Poesie des Wanderns, die herrliche wechselnde Scenerie des Riesengebirges, die mit so viel Treue und tiefer Empfindung wiedergegeben werden, führen zwei junge schöne Menschenpaare zusammen, die ihre Zusammengehörigkeit für's Leben bald erkennen. Eine kleine, tragikomische Verwicklung verzögert die Lösung dieser anscheinend so glatt verlaufenden reizvollen Idylle, indem sich herausstellt, daß es sich bei diesen Herzensgeschichten um eine „Liebe über's Kreuz" handelt. Der Knoten entwirrt sich, indem in der Stunde drohender Gefahr, in welcher die Freunde sich thatkräftig der geliebten Mädchen annehmen, diese ihren Irrthum einsehen und jetzt erst in Wahrheit ihr Herz entdecken und den sie liebenden Männern in die aufnahmebereiten Arme sinken. — Während diese Erzählung in ihrer zwanglosen, lockeren Form die

Ungebundenheit eines freien, fessellosen, genußvollen Wanderns schon äußerlich sehr glücklich zum Ausdruck bringt, ist die erste „Das Waldhorn“ von strenger, sorgfältig gegliederter Composition, von fast dramatischem Aufbau. Die Erregung der Spannung im Leser, die Ausarbeitung der Höhepunkte mit ihren leidenschaftlichen Collisionen, die Entwicklung und Katastrophe — Alles erinnert an ein effectvolles, packendes Bühnenstück. Die wirksam erfundene Handlung hat einen criminalistischen Untergrund, sie dreht sich um ein vor Jahren begangenes Verbrechen, dessen wahre Thäter unentdeckt geblieben sind. Aehnlich wie die Kraniche des Ibykus in Schillers gleichnamigem Gedicht oder die Sonne in Chamissos „die Sonne bringt es an den Tag“ oder wie das Posthorn in einer kleinen Erzählung Auerbachs spielt hier ein Waldhorn bei der Aufhellung der geheimnißvollen That und der Entlastung eines auf schurkische Weise Verdächtigten eine entscheidende Rolle. Mit dieser Handlung ist die Geschichte zweier Liebespaare auf geschickte Weise eng verknüpft, welche mit der Entdeckung der wahren Verbrecher zugleich das Ziel ihrer Sehnsucht erreichen. So zeigt sich der Verfasser in jeder der beiden Erzählungen von einer ganz anderen Seite und überrascht dadurch den Leser in hohem Maße. Wer z. B. zuerst die von lyrischen Elementen erfüllte Wandergeschichte gelesen, wird kaum eine so starke dramatische Ader, wie sie das „Waldhorn“ unzweideutig verräth, in dem Autor vermuthet haben, der übrigens als Lustspieldichter auch einen schönen Bühnenerfolg aufzuweisen hat. Somit seien diese beiden, in ihrem Charakter so verschiedenen, aber jede in ihrer Art gleich trefflichen und fesselnden Novellen dem Publikum bestens empfohlen.

O. W.

W. Garschin. Novellen. Aus dem russischen von Wal. Beleno. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. Preis 2 Mark.

Garschin ist ein entschiedener Künstler, reich an dichterischer Begabung, von hervorragender Fähigkeit der psychologischen Analyse, von Schärfe der Charakteristik. Ihm fehlen die weichen Töne; er ist herb und bizarr und bizarr sind auch seine Stoffe. Man darf die sieben gesammelten von keckem Realismus zeugenden Skizzen nicht Novellen nennen. Die Novelle ist ein abgerundetes Kunstwerk, ein harmonisches Ganzes, ein kreisrunder Ausschnitt des Lebens, der gleichmäßig durchleuchtet sein soll. Wenn man dieses Bild gestattet, möchte ich die Skizzen Garschins Kreis-Segmenten vergleichen, in welchen irgend ein Winkel der Menschenseele grell und scharf beleuchtet wird, in denen ein Gedankengang eine Weile verfolgt, dann aber jäh abgebrochen wird. Die Gedanken sind nicht originell, aber knapp, präcise gefaßt, zu scharfen Thesen und Antithesen zugespitzt, geistvoll und philosophisch verarbeitet.

Nach Art des russischen Skepticismus zieht Garschin seine Menschen — sit venia verbo! moralisch vor uns aus! Unerbittlich zerrt er die geheimsten Triebe hervor, welche den unbewußten Urgrund unseres Handelns bilden; aber er läßt auch den schlummernden edlen Keim gelten und wirken, sobald er ihn zur Entfaltung bringen kann. Seine Motive sind vielfach entlehnt; oft hat er kühn zugegriffen, wie z. B. im ergreifenden Schlußmotiv von „Eine Nacht“, das er aus Fausts zweiten Monologe entlehnt hat. Uebrigens ist diese Nacht nicht, wie der Uebersetzer in in der Vorrede citirt, die letzte Nacht eines Selbstmörders. Alexei Petrowitsch erschießt sich ja nicht, sein besseres Selbst gewinnt Gewalt über ihn und nur ein plötzlicher Tod, welcher angedeutet wird, raubt ihm dem neuen Leben; eine überflüssige und nicht gerade glückliche Wendung der Dinge, durch welche der Effect abgeschwächt wird.

Seine Erzählung ist sprunghaft und fragmentarisch, dabei doch von schlichter Einfachheit; die Darstellung ist keineswegs schwunghaft und in poetischen Farben gesättigt.

„Die Künstler“ enthält eine Zusammenstellung von Bekenntnissen und Selbstgesprächen zweier Maler; hier wird das Wesen der Kunst discutirt, zugleich die sociale Frage in ergreifender Weise in den Vordergrund gezogen. Die Schilderungen in dieser Skizze sind plastisch und meisterhaft; die Schilderung von Rjäbinins Krankheit reicht an die berühmtesten Vorbilder heran. Der Realismus verliert sich hier auch zuweilen in Kleinigkeiten zuweilen aber wirkt er auch geradezu packend.. Dabei ist die Knappheit der Fragmente erstaunlich.

„Eine Fabel“ und „Attalea Princeps“, denen ein politischer Hintergrund innewohnt, sind anschaulich und lebhaft geschrieben, allegorisch gehalten, im Uebrigen aber weniger bedeutend. Die feinen, zarten Striche sind nicht Garschins eigenstes Gebiet, er zeichnet kräftig, scharf umrissen.

Ein erschütterndes Seelengemälde bietet „Eine Begebenheit", welches die Bekenntnisse einer Gefallenen, die Liebe eines ehrlichen Mannes zu derselben und dessen Tod um ihretwillen zum Inhalte hat. Die Seelenschilderung ist auch hier mit Meisterschaft und mit einem gewissen grausigen Humor durchgeführt. Das Sujet, welches nicht zu einer socialen Tragödie zugespitzt ist, mag nicht geschmackvoll gewählt sein, es ist aber möglichst decent behandelt und der Dichter bewegt uns tief.

Die letzte Erzählung „Vier Tage", der dramatisch wirkende Bericht eines verwundeten Kriegers vom Schlachtfelde, ist stark mit dem Geruche einer in Verwesung übergegangenen, von Würmern angefressenen Leiche gewürzt! Die Schilderung mag realistisch vollkommen sein, sie ist aber peinigend und ekelerregend.

Der früh verstorbene Dichter hat in dieser Sammlung vollgültige Beweise eines reichen Könnens, Zeugnisse eines hohen sittlichen Strebens und eines tiefen Geistes abgelegt. Hätte er Zeit zum Ausreifen gehabt, er wäre vielleicht einer der führenden Geister seiner Nation geworden.

ss.

Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts von Helmuth Mielke. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn (Appelhans & Pfenningstorff). 1890.

Der Verfasser beabsichtigt, die Entwickelung des deutschen Romans in unserm Jahrhundert aus seiner Eigenart und aus den Zeitverhältnissen heraus zu erklären. Es laßt sich nicht leugnen, daß er systematisch zu Werke gegangen ist, und daß die Beziehungen, die er zwischen dem culturellen Leben der Nation und ihrer Romanliteratur herausgefunden hat, vielfach einen scharfen Blick und ein richtiges Gefühl verrathen, sodaß er dem künftigen Literarhistoriker manchen brauchbaren Baustein geliefert hat. Aber die Aufgabe, die er sich gestellt, hat er doch nicht zu lösen vermocht. Dies war auch kaum in einem Bande von 347 Octavseiten möglich. Dennoch könnte man bei der in der Vorrede aufgestellten, selbstbewußten Behauptung, daß man kaum einen irgendwie bedeutungsvollen Namen auf dem Gebiete des Romans in dem Buche vermissen werde, eine etwas größere Sorgfalt verlangen. Man braucht auf absolute Vollständigkeit in der Aufzählung der Autoren gar keinen Anspruch zu machen und muß es doch sehr befremdlich finden, daß in dem ganzen Buche z. B. Johannes Scherr gar nicht erwähnt ist, dessen „Michel" doch mit Recht als eins der schönsten und gehaltvollsten Erzeugnisse auf dem Gebiete der deutschen Romandichtung gilt. Da solcher Lücken sich noch mehr finden, so ist dem Autor der Vorwurf nicht zu ersparen, daß er entweder flüchtig gearbeitet oder seiner Aufgabe sich nicht gewachsen gezeigt hat. Das Buch steht daher trotz einiger geistvollen und zutreffenden Abhandlungen — z. B. über den Frauenroman — nicht auf der Höhe eines dauernden Werth besitzenden literarhistorischen Werkes.

F.-G.

Enge Welt. Novellen von Ilse Frapan. Berlin, Gebr. Pätel.

Die bekannte Novellendichterin hat diesmal dem Leben schwäbischer Bauern den Stoff zu den vier in dem Bändchen vereinigten Erzählungen entnommen. Scharfe Beobachtung und lebenswahre Darstellung treten dem theilnehmenden Leser auch hier entgegen.

O.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Aus fremden Zungen. Eine Halbmonatsschrift, Herausg. von J. Kürschner. 1891 Heft I. Stuttgart, Verlags-Anstalt.

Basedow, H. v., Gerechte Menschen. Drama in 3 Acten. Leipzig, G. Körner.

Bechholds Handlexikon der Naturwissenschaften und Medicin. Lieferung 2. Frankfurt a. M., H. Bechhold.

Berlin, O. v., Die preussische Militair-Gerichtsbarkeit. Freiburg i. B., F. E. Fehsenfeld.

Beyschlag, W., Gehören die Jesuiten ins deutsche Reich? Zweite Auflage. Berlin, Walther & Apolant.

Bibliothek der Gesammt-Literatur des In- und Auslandes. No. 469. 470 (Schopenhauer-Aphorismen zur Lebensweisheit). No. 474. (Bellamy, Maud Elliot. Ein Echo von Antectam.) No. 475, 476. (Ibsen, Hedda Gabler.) Halle a. d. S., O. Hendel.

Brehm, A. E., Vom Nordpol zum Aequator. Populäre Vorträge. Mit Illustr. Lieferung 9. 10. Stuttgart, Union Deutsche Verlags-Gesellschaft.

Bötcher. W., Neuester Räthselschatz. Reichhaltigste Räthselsammlung für Jung und Alt. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Casati, G., Zehn Jahre in Aequatoria und die Rückkehr mit Emin Pascha. Nach d. ital. Originalmanuscr. in's Deutsche übers. von K. von Reinhardstöttner. Einzige autoris. deutsche Ausgabe. Mit Abb. und Karten. 2 Bde. Bamberg, E. C. Buchner'sche Buchh.

Claretie, A., Im Staub der Bretter. Roman. Autoris. deutsche Uebers. von Arthur Roehl. Mannheim, J. Bensheimer.

Flürscheim, M., Deutschland in 100 Jahren oder Die Galoschen des Glücks. Ein sociales Märchen. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.

— Der einzige Rettungsweg. Dresden, E. Pierson.

Fort mit den Jesuiten! Ein Weckruf an alle denkenden Deutschen. Freiburg i. B., F. E. Fehsenfeld.

Franke, O., Das Rothe Buch von Weimar. Zum erstenmale herausgeg. und erläutert. Gotha, J. A. Perthes.

Fränkel, H., Gegen Bellamy! Eine Widerlegung des socialpolitischen Romans „Ein Rückblick aus dem Jahre 2000." 3. Aufl. Würzburg, A. Stuber.

Gaedke, W., Conradin von Staufen. Ein deutsches Schauspiel. Berlin, Nitschke & Loechner.

— Absalom. Drama in 3 Aufzügen. Berlin, Nitschke & Loechner.

Galitzin, Fürst, Ohne Liebe. Roman in zwei Bänden. Autoris. Uebers. a. d. Russ. von A. Berger. 2 Bände. (Engelhorn's Allg. Romanbibl. VII. Jahrgang. Band 9. 10), Stuttgart, J. Engelhorn.

Harz, H., Aus dem Tagebuche eines Dreijährig-Freiwilligen. Altona, Gebr. Harz.

Henle, E., Was soll ich declamiren? Eine Auslese der besten älteren und neueren Declamationsstücke ernsten und heiteren Inhalts. Neue Folge. Stuttgart, Levy & Müller.

Himmel und Erde. Illustr. naturwissenschaftl. Monatsschrift. Herausg. von der Gesellschaft Urania. 1891 Februar. Berlin, H. Paetel.

Hofmann, E., Die Raupen der Schmetterlinge Europas. Lieferung 3—6. Stuttgart, C. Hoffmann'sche Verlagshandlung.

Jäger, G., Gleich und Aehnlich. (Ison und Homoion). Nothschrei eines misshandelten Naturgesetzes. Stuttgart, Selbstverlag.

Jedina, L. v., An Asiens Küsten und Fürstenhöfen. Mit Karten und Illustr. Lieferung 16 bis 31. (Schluss). Wien und Olmütz, Ed. Hölzel.

Der heimliche Kaiser oder der Dampfbauer oder der wildgewordene Bliemchen-Kaffee. Unheimliches Geheimniss „Rembrandt des Erziehers" enthüllt von einem begeisterten Zögling. Zweite Aufl. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Kastner, W. A., Wald-Orakel. Ein modernes Idyll in fünf Gesängen. Leipzig, C. Reissner.

Kirchhoff, A., Länderkunde von Europa. Lieferung 91. 92. Wien und Prag, J. Tempsky. Leipzig, G. Freytag.

Korn, G., Katechismus des Kulturmenschen. Berlin, H. Conitzer.

Köster, W. A. H., Eine Ehescheidung. Als Beitrag zum Capitel vom geschriebenen und natürlichen Recht. Freiburg i. B., Fr. E. Fehsenfeld.

Mauthner, F., Bekenntnisse einer Spiritistin (P. v. Schönthan's Mark-Bibl. Band 11.) Berlin, H. Conitzer.

Mercator, B., In eines grossen Königs Armen. Zweite Auflage. Gotha, F. A. Perthes.

Müller, Joh., Immergrün. Ein Gedichtscyclus. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Nansen, Fr., Auf Schneeschuhen durch Grönland. Lfg. 7. 8 Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Neue Bahnen. Monatsschrift für eine zeitgemässe Gestaltung der Jugendbildung. Herausg. von Joh. Meyer. II. Jahrg. Heft 1. Gotha, E. Behrend.

Norris, W. E., Die Erbin. Autoris. Uebers. a. d. Englischen. (Engelhorn's Allgem. Roman-Bibliothek. VII. Jahrg. Band 11.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Petersen, J., Faust und Brand. Hamlet. Zwei Vorträge. Gotha, Fr. A. Perthes.

Pförtner, W., Die Lösung des Welträthsels. Ein Aufruf zum Kampf. Leipzig, C. Reissner.

Prager, Die Vor- und Nachtheile der Naturheilmethode. Leipzig, Rauert & Rocco.

Reorganisation des deutschen Adels. Leipzig, Rauert & Rocco.

Sacher-Masoch, Die Schlange im Paradies. Russ. Sittenroman. 3 Bände. Mannheim, J. Bensheimer.

Sales, P., Goldblondes Haar. Bilder aus dem Pariser Leben. Autoris. Uebers. Mannheim, J. Bensheimer.

Schneider, K., Die Schiedsgerichtsordnung zum Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetze. Hannover, C. Meyer.

Schopenhauer's Werke. Herausg. von M. Brasch. Band 1. 2. Leipzig, G. Fock.

Schubin, O., Heil dir im Siegerkranz. Erzählung. Braunschweig, G. Westermann.

Die Seehäfen des Weltverkehrs. Lieferung 27—39 (Schluss). Wien, Volkswirthschaftl. Verlag von A. Dorn.

Städte-Bilder und Landschaften aus aller Welt. Heft 1. Zürich, J. Laurencic.

Suse, Th., Verse. Berlin, A. Asher & Co.

Tolstoj's L. N., gesammelte Werke. Vom Verf. genehmigte Ausgabe von R. Löwenfeld. Lieferung 3. 4. Berlin, R. Wilhelmi.

— Die Früchte der Bildung. Lustspiel in vier Aufzügen. Vom Verfasser genehmigte deutsche Uebersetzung von R. Löwenfeld. Berlin, R. Wilhelmi.

Traumann, E., Sudermann's „Ehre" — Kunstwerk oder Mache? Eine zeitgemässe Betrachtung. Heidelberg, G. Weiss.

Vegetarier-Kalender für 1891. III. Jahrgang. Verlag des deutschen Vegetarier-Vereins.

Wilbaux, Th. Zuave und Jesuit. Von C. du Coëtlosquet. Autoris. Uebers. von Prinzessin Franziska zu Löwenstein. Wien. Verlag Austria, Drescher & Co.

Wippchens sämmtliche Berichte. Herausg. von J. Stettenheim. Band VII. Mit dem Bilde: „Wippchen der Schütz" gez. von A. Krüger. Berlin, Herm. Paetel.

Wörndl, Fr., Das neue deutsche Reich in Freud und Leid. Ein Erinnerungsblatt für das deutsche Volk. Danzig, C. Hinstorff.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band XVII. No. 10. Berlin, D. Reimer.

Zur See. Mit Illustr. Herausg. von Henk und E. Niethe. Mit Illustr. und Karten. Lieferung 3—6. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

In Vertretung des Herausgebers verantwortlicher Redacteur: Karl Jaenicke in Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.



Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.


Siebenundfünfzigster Band.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
1891
Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Siebenundfünfzigster Band.

Mit den Portraits von:

Ferdinand Lassalle, Hermann Sudermann, Fürstbischof Dr. Kopp



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Inhalt des 57. Bandes.

April. — Mai. — Juni.
1891.

Mit den Portraits von:

Ferdinand Lassalle, radirt von Wilhelm Krauskopf in München; Hermann Sudermann, radirt von Ludwig Kühn in Nürnberg; Fürstbischof Dr. Kopp, radirt von Johann Lindner in München.



Pages 143 - 147 inclusive miss[ing]



April 1891.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Ferdinand Lassalle.
Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte
von

Artistische Union in Berlin. (Momentbilder.)
Hans Lustenöder in Berlin. (Moderner Todtentanz.)
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau. (Philippsons gesammelte Schriften.)



FERD. LASSALLE

Nach einem im Besitze des Herrn Stadtrichter Friedlænder
in Breslau befindlichen Pastell = Bilde.

Schlesische Verlagsanstalt vorm S. Schottlænder in Breslau.

Nord und [illegible]

Eine deutsche [illegible]

Paul L[illegible]

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LVII. Band. — April 1891. — Heft 169.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ferdinand Lassalle.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.



Sonnen-Aufgang.

Novelle

von

J. J. David.

— Wien. —

Die Hufe der Rosse klappten schwerfällig und eintönig auf der harten Straße. Der Kutscher saß stumm auf seinem Bocke. Manchmal schwang er aufschreckend seine Peitsche, aber mehr sich als dem Gespanne zur Aufmunterung und sein „Hü, meine Braune, flink mein Schimmel!“ klang verdrossen und müde durch die große Stille. Eine durchfahrene Sommernacht wollte zur Neige gehen; aber es war immerhin noch so dunkel, daß ich kaum die Umrisse der schlanken Gestalt ausmessen konnte, die mir so nahe mit nickendem Kopfe vor mir saß. Nur die Sterne schienen hell und beirrend; das flache Land aber, durch das unser Wagen rollte, verrann allenthalben schwarz, gleichförmig und in's Endlose.

Allgemach begann ein fahles Grauen. Es überlief den Himmel; seine tiefe Bläue wollte verbleichen, wie das Dämmern von den Rändern der Erde höher und sieghafter und doch sehr langsam empor klomm. Unbestimmt und schattenhaft löſten sich Gehöfte aus dem einen Dunkel: ein Gehölze stand massig und drohend mir zur Linken. Die Sterne flimmerten stärker, wie zaghaft; ein leiser Wind ging und kühlte meine heiße Stirne. Ganz ferne aber war ein heller Punkt, er dehnte sich, wuchs nach allen Richtungen, gewann eine ganz lichte Farbe. Schon konnte man Baum für Baum ausnehmen, nur daß die Schatten noch sehr ernst waren und in's Weite langten. Immer lichter ward's im Osten, das Helle entzündete sich, erglühte tief zum Purpur, leuchtete von Aufgang zu Niedergang. Und gar langsam und

Bursch bist auch: da mußt Du doch Manches erleben und ich höre gern davon. Und dann," ich sah nach der Uhr, „wir kommen zeitlich zur Station. Was sollen wir zwei da die langen Stunden sitzen und uns langweilen? Erzählst Du mir Deine Geschichte: wir trinken eins und rauchen Virginia, und die Zeit ist um, wie nichts. Und bis der Zug kömmt, findest Du vielleicht Jemanden, der ein Stück zurück will. Dir fällt ein gutes Trinkgeld in den Sack — oder nimmst keines? Oder hast einen Schatz dort?" und ich blinzelte ihm vertraulich zu.

Er zwinkerte listig mit den Augen: „Trinkgeld? Warum nicht? Den Postmeister geht es auch nichts an. Aber Schatz hab' ich dort keinen," und deutete mit dem Peitschenstiel nach dem Orte, auf dessen rothen Ziegeldächern die Sonne schon hell und blendend flammte.

Wir fuhren den Flecken durch, der reinlich und wohlhäbig aussah. Die Häuser standen enge und nachbarlich, wohlgehalten und sauber getüncht in einer Gasse neben einander, die in einen weiten Marktplatz mündet. Viele Wirthshäuser bezeugten einen lebhaften Verkehr; ihre losen Schilder knarrten vernehmlich im Morgenwind. Josef trieb die Rosse an, daß sie behender liefen, durch eine lange Doppelreihe von Pappeln gings, die einen unnützen, dünnen und erschrecklich langen Schatten warfen, ehe wir in raschem Trabe vor der Haltestelle der Nordbahn vorfuhren.

Auf dem Bahnhofe war schon einiges Leben wach. Ich gab dem Aufwärter meine Befehle für das Frühstück und trat ins Freie, auf den Bahndamm, der fast unabsehbar vor mir lag; die blanken Schienen liefen glitzernd und leise goldfarb ihm entlang. Arbeiter mit der Dienstmütze verschoben mit gewaltiger Anstrengung schwere Lastwagen; ich sah ihrem geschäftigen Treiben zu und vergaß darüber beinahe des Josef. Da hörte ich seine Stimme: „Ein hartes Brot, gnädiger Herr! Da springt so ein Schlucker zu früh, nur ein Bischen zu früh ein — und todt ist er. Den Brustkasten drückt es ihm ein und aus ist es. Das habe ich selber schon gesehen. Und doch finden sich immer Leute dazu; sind noch stolz, meinen, sie sind Beamte. Merkwürdig, sehr merkwürdig. Oder nicht, gnädiger Herr?"

„Du hast Recht, Josef. Aber jetzt, willst Du mit mir frühstrücken?"

„Wenn der gnädige Herr erlaubt? Die Pferde habe ich versorgt und es sind noch gut zwei Stunden zum Eilzug."

Wir aßen; ich mußte mich der Gelassenheit freuen, mit der sich mein Gast dabei nahm — keinerlei unziemliche Vertraulichkeit, aber auch nichts Unterwürfiges. Auf dem Tische lagen schon Virginier; eine dünne, entsetzlich starke Cigarre, die österreichische Soldatencigarre. Ich bot ihm davon an; er wählte bedächtig eine, zog den Strohhalm aus ihr und steckte ihn — das gilt für fesch — hinter's Ohr; sog mächtig an ihr und blickte dann bedächtig den feinen, blauen Wölkchen nach, die ihr entstiegen. Auch ich kam in Gedanken und klopfte nach übler Gewohnheit mit der Hand auf den Tisch.

Mein Gegenüber schmunzelte vergnüglich: „Ich weiß, was der Herr

denkt. Da, denkt er, hab' ich mir den Kerl herausgefüttert und wart' und wart', und der schlechte Lump thut nicht, als wollt' er. Da hat mich der Brožik betrogen. Aber, gnädiger Herr, das hat der Brožik Josef noch Niemandem gethan; wie gar einem so nobeln Herrn? Aber ich muß doch ein Bischen verschnaufen und nachdenken, und jetzt soll der gnädige Herr die Geschichte hören, warum ich immer beim Sonnenaufgang bete. Heißt das, nur wenn ich wach bin, natürlich. Und es ist eine ganz wahre Geschichte, und wenn der gnädige Herr wieder einmal in die Gegend kommt und in meine Heimat, dann darf er fragen, ob ich ein Lügner bin. Aber zuvor — erlauben Sie?" er wies auf sein geleertes Glas.

Man brachte ein frisches. „Wissen Sie, gnädiger Herr, es spricht sich schlecht, so ganz trocken," sagte er entschuldigend. „Und dann — der Wirth. Natürlich, der will auch leben; da sind Pacht und Steuern. Ein Kutscher und ein Wirth sind immer Freunde, weil sie einander brauchen. Aber das ist keine rechte Freundschaft; sondern so, wie ich es gehabt hab' mit Wojtech Pawelka, wie ich noch zu Hause bin; Keiner will was vom Andern, aber er weiß, möcht' ich was, dann hätt' ich's. Das ist Brüderschaft und das ist Freundschaft; aber nicht so — der bringt mir einen Gast und der schenkt mir dafür meinen Schnaps und ich muß nur das Bier bezahlen. Hab' ich Recht, gnädiger Herr?"

„Gewiß, Josef," antwortete ich überzeugt.

„Nicht wahr, Herr!" rief er und paffte stärker. „Und mit dem Pawelka hängt eben das zusammen, was der gnädige Herr wissen will. Und es ist wirklich nicht ein Wörtlein von Lüge dabei." Er strich sich den flachsfarbenen, hängenden Schnurrbart und begann:

„Der gnädige Herr kennt das Dorf, wo ich her bin. Das habe ich schon bemerkt, und ich glaube, er ist selber aus der Gegend. Also sag' ich nicht, wie es heißt; aber es liegt mitten in der Hanna und ist nicht ein Armer dort. Wie denn auch? Ein Bauer, ein rechter Bauer hat seinen Grund, und da wächst Alles, was er nur braucht oder sich nur wünschen kann. Die Zuckerrübe bezahlt ihm die Steuer; das baare Geld bringt die Gerste, dafür kann er sich kaufen, was er will, oder er spart sich etwas. Und was für Gerste baut man dort! Gelb wie Gold und schwer, und wenn ein Händler hinkommt, so staunt er und giebt dafür, was man nur verlangt.

„Mindestens, wie ich noch zu Hause war, war es so gewesen. Damals hat auch noch Keiner Einfälle gehabt, wie jetzt. Zum Beispiel: wer hat Hopfen gebaut? Niemand und jetzt probiren sie es. Sie sollen auch viel verdienen damit und die armen Leute haben mehr Arbeit, sagen sie. Kann sein. Aber schön ist so ein Hopfengarten nicht; gar niemals gefällt er mir. Da ist nichts als Stangelwerk und das sieht aus der Ferne aus, wie eine große Schule: der Herr Lehrer fragt etwas sehr Leichtes und Alle wissen es und die Arme fahren in die Höh'. So ist das. Und wegen der Arbeit? Es ist auch früher Keinem schlecht gegangen. Ein Häusler hat doch seine

paar Metzen Feld und da kann er anbauen, was er will und ihm wird nichts mißrathen. Denn, Herr, das ist ein Boden bei uns! Tief, fett und schwarz und rein — man möcht' ihn aufs Brot streichen und essen, so fett ist er. Und braucht man einen Kreuzer, so geht man in Tagelohn und hat ihn immer. Wozu also solche Sachen mit Hopfen? Ich weiß das, es geht Keinem schlecht bei uns. Wer aber nicht einmal ein Häusler ist, der ist ein Lump und soll schauen, daß er fort kommt, wo andershin. Einer, der gar nichts hat, der taugt auch nichts.

„Ich also, gnädiger Herr, ich muß das verstehen. Ich bin ein Waisenkind, und meine Mutter — sie lebt noch und ist jetzt bald siebzig Jahre, weil sie spät heirathen konnten, bis doch wenigstens für den Anfang was gespart war — hat nie Noth gelitten, und wenn sie stirbt, oder wenn sie nicht mehr arbeiten will und mich einsetzt in's Häuschen, so komme ich zu ganz hübschem Besitz. Und doch ist mein Vater selig sehr früh gestorben; er hat sich einmal mit einem Sack überhoben und hustete darnach immer. Wir haben doch immer unser Schwein gehabt und satt gegessen und mehr kann der Reichste auch nicht. Nicht einmal der Pawelka, der mein Freund war; und doch ist er der Einzige im Ort, der sein volles Lehen hat, nicht etwa ein halbes oder gar nur ein Viertel, wie sonst die Meisten. Sechszehn Kühe stehen in seinem Stall, schöne, Kuhländerinnen und acht Pferde und wenn er in die Stadt kommt, die rothen Lederhosen schön ausgenäht und den Rock verschnürt, das Hemd darunter weiß, daß es ordentlich blitzt, dann ist kein Kaufmann, der ihn nicht kennt und grüßt, ob er nun seinen großen Laden auf dem Marktplatz hat, oder nur mit seinem Kram herumfährt von Dorf zu Flecken. Er aber sitzt in seiner Britschka mit Federn und dankt nicht einmal Jedem; so thut er's, der Pawelka, denn er ist stolz und Niemandem auf der Welt etwas schuldig.

„Wir sind beide einzige Kinder gewesen, Herr Doctor. So sind wir also Freunde geworden; denn wer Geschwister hat, der hält sich zu denen, wer aber nicht, der sucht sich wen. Wir waren schon in der Schule gut; er ist auch nur um drei Jahre älter, als ich. Seinen Hof hat er sehr zeitlich angetreten, seine Eltern waren nämlich todt und der Tante, die bei ihm war, der hat er nicht recht getraut. Sie war auch etwas taub und hat geschielt, und wenn ich ihm auch hundertemale gesagt habe: „Du Wojtech! sie kann ja nicht dafür," so hat er nur immer geantwortet, er mag sie gar nicht leiden. Nun, und es ist auch nicht angenehm, wenn man immer mit Jemandem schreien muß, so laut als man nur kann, und es ist kein Vergnügen, wenn man glaubt, Niemand sieht Einen, und auf einmal erkennt man, wie wer Alles bespionirt. Ordentlich um die Ecken schauen hat sie können und der Wojtech war immer heiser, weil sie im Hause war. Das war freilich Komödie; so arg ist es nicht mit ihr gewesen. Er hat auch keine Ruh gegeben, bis sie fort ist; am Ende, wen der Herr gerne sieht, den ziehen keine vier Pferde fort, und wen er nicht will, der kann sich nicht erhalten. Sie hat auch nicht

wenig gelärmt darnach im Dorf, die alte Lenka. Was hat's geholfen? Nichts! Seinem Vormund hat sie beide Ohren voll geweint. Aber was kann der gegen den Herrn? Auch nichts.

„Dabei aber will der Pawelka nicht heirathen. Sie können sich denken, was man ihn überlaufen hat mit Bräuten. Ich seh' das Alles, denn ich war damals schon bei ihm auf dem Hofe. Wie das gekommen ist, weiß ich nicht recht. Aber, aus der Schule heraus war ich einmal; zu Hause herum liegen oder ein Handwerk lernen will ich nicht und so habe ich eben drüben mitgeholfen. Geschickt bin ich, stark bin ich auch," er reckte behaglich seine Arme, „kurz, ich hab' ihm schon was genützt. Erst war noch ein Knecht; über ein Jahr hat er keinen mehr nöthig gehabt. Ich war stolz darauf und hab mich besonders um die Pferde angenommen und um den Verkauf in der Stadt. Und da konnte einer noch so schlau sein — mir hat er nichts abgedrückt und wenn der Brožik einen Händler so schief angesehen hat, dann weiß der: jetzt darf er mir noch so viel reden und schwören und schwören — es hilft nicht. Und eben weil ich auf seine Sachen so sehr gepaßt hab, als wären's meine, so ging's; sonst braucht ein Bauer eine Bäuerin, will er nicht ein halber Mensch sein oder ganz zu Grunde gehen. Er im Haus, ich im Stall und auf dem Feld und in der Stadt, so haben wir's gehalten und gut war's. Und wenn ich mehr zu thun und es schwerer hatte, wie er, so war ich stärker und ärmer; und da schadet es nichts, gewöhnt man die strenge Arbeit.

„Es sind freilich Manche im Orte gewesen, die hetzten und stichelten. Neidhämmel waren's, natürlich. Sie bedauerten mich in's Gesicht und nannten mich hernach Alles nur nichts Gutes, weil ich umsonst beim Pawelka diene. Und er war bei ihnen ein geiziger Hund, der sich so einen Knecht eingefangen hat, der ihm nichts kostet. Aber das ist Unsinn. Kann ich mich zahlen lassen von meinem Bruder? Nein! Nun also, und wie Brüder haben wir gelebt. In einer Stube schlafen wir; wird man das mit einem Knecht? Waren wir im Wirthshaus, dann ist sein Tabaksbeutel zwischen uns gestanden und wir haben Beide daraus geraucht; und wenn ihm etwas einfällt, dann stößt er mich an, oder ich ihn und wir lachen und haben uns lieb. Ist das nichts? Gezahlt hat er für mich; wozu also noch Lohn? Das können nur Leute reden, die keine Ehre haben und keinen Ehrgeiz und gar nicht verstehen, was es ist um die Freundschaft mit einem so reichen und so mächtigen Bauern. Die werden auch nie gute Soldaten; ich aber bin's gewesen, neun volle Jahre und als Feldwebel bin ich entlassen worden, gnädiger Herr!" Er saß wirklich stolz vor mir und sah mich selbstbewußt an.

Er hielt inne. Ein dünnes, tactmäßiges Gebimmel erhob sich; ein gelles Glockenzeichen wurde gegeben. Von ferne klang der schrille Pfiff einer Locomotive; ein Zug fuhr mit mächtigem Schnauben in den Bahnhof ein. Für eine kurze Weile war ein fast überlautes Leben um uns und vor uns. Noch ein starkes Läuten, darnach ein Klirren, Pfeifen, Stöhnen, das fern und ferner

verrollte; endlich die alte Oedniß und Stille. Nur manchmal schob sich eine rothe Dienstmütze behende dem Fenster vorüber; der Kellner lungerte müßig an der Thüre und wehte sich vor der stärkeren Sonne mit seiner Serviette Kühlung zu, bis er dann langweilig und lässig an unseren Tisch trat. Ich sah Brožik an; er nickte, nahm aus der Brusttasche seine kurze Stummelpfeife, stopfte sie bedächtig und gewissenhaft, untersuchte sorgfältig das Rohr und begann heftig zu qualmen. Bald saß er wie in einer Rauchwolke und aus dieser heraus berichtete er, fast unsichtbar und flüsternd, nur daß manchmal seine braune Hand nach dem Glase griff. Dann zerriß das Gewölk und ich sah in sein vor den Schatten der Erinnerung etwas melancholisch überflogenes Gesicht, von dem das gutmüthig-schlaue Lächeln doch nicht einen Augenblick wich.

„So haben wir fünf volle Jahre gewirthschaftet, daß man sich's gar nicht besser wünschen kann. Nun aber kommt der Mensch doch in die Jahre, wo man nach den Mädchen schaut. Er hat das immer in der Gewohnheit gehabt, nun, warum nicht? Ein Reicher! Ich war's nicht. Da war aber auf dem Hof ein Mädel, eine weitschichtige Verwandte von ihm. Geschickt, anstellig und fleißig; alle Achtung vor ihr. Noch ganz jung war die Kathinka; aber ernst und eigentlich nicht mürrisch, sondern nur überlegend. Man hat immer gespürt, sie weiß, was man will und was sie will, ob sie nun den Mägden etwas befohlen hat oder ob sie selber redet. Hübsch? Etwas mager, nicht so stark wie die Anderen; auch nicht blond, sondern ganz schwarz, wie die Nacht. Die hat mir wohl in's Auge gestochen; aber ich trau' mich recht an sie, denn ich habe gesehen, wie sie sich die anderen Burschen vom Leibe gehalten hat — und einen Korb? Da sehe ich nicht ein, was man davon hat.

„Sind aber zwei Menschen einmal so beisammen, und Beide gehören nicht so ganz zu denen, mit welchen sie wirthschaften, dann, denke ich, müssen sie zu einander kommen. Ich sehe wohl, der Wojtech möchte sie, aber nicht als Weib, und er traut sich doch nicht recht gegen sie. Darüber staune ich. Und wir sind auch manchmal in's Reden gekommen; nie für lange, weil sie sich dann immer was zu thun macht. Aber ausgewichen ist sie mir auch nicht; im Gegentheil, sie war öfter im Pferdestall, als nöthig. Wenn ich aber meine Pferde putze, dann sing' ich dazu, ich hab's so in der Gewohnheit und meine, die Thiere hören es gerne. Und einmal fang' ich an und ihre Stimme antwortete vom Hofe; ich nehm's wieder auf und das geht so ein Weilchen und ich freu' mich, wie schön sie es kann und wie voll ihre Stimme ist. Dann tritt sie in den Stall; sieht mich, verfärbt sich: ‚Ach, das bist Du,‘ sagte sie aber ganz gleichgiltig. Ueberhaupt hat sie sich in der Gewalt gehabt, ein reines Wunder, gnädiger Herr. ‚Ja, das bin ich‘ und ärger' mich, daß ich nichts Besseres weiß, und sie will gehen. Ich aber: ‚Bleib' noch ein Bischen‘ und fange wieder zu striegeln an. ‚Wozu? Das hab' ich schon gesehen‘ und lacht, daß man närrisch werden kann, so schön, mit ihren weißen Zähnen, klein und spitzig wie Mäusezähne und mit ihren

schmalen Lippen. Ich aber nehm' mir Muth ‚Magst mich, Kathinka?‘ ‚Ja‘ antwortete sie ruhig. ‚Nicht so, wie Du denkst. Nein, magst mich ordentlich?‘ ‚Das weiß ich nicht.‘ Ich nehm' ihre Hand und sie läßt sie mir; und auf einmal will ich sie an mich ziehen. Sie aber stößt mich in die Brust: ‚Das leid ich nicht. Noch nicht‘ nach einer Weile, weil ich ganz verdutzt und traurig dasteh'. Denn eine Kraft hat sie gehabt — ganz merkwürdig, gnädiger Herr!

„Nun, aber mit der Zeit wird sie zutraulicher; freilich, wenn die anderen Burschen mit ihren Mädeln in einer Sommernacht durch das Dorf gegangen sind und sangen, dann hat sie nicht mitgehalten. Auf der Bank vor dem Hofe sitzt sie dann oder mit den Anderen, die noch Niemanden haben, beim Teich, wo sie den Flachs rösten und hört zu, wie die Frösche läuten durch die Nacht. Komm' ich aber heim, dann küßt sie mich heimlich, aber heftig. So auch auf dem Feld, im Schnitt, wenn sie das Essen hinausbringt und uns Niemand sieht. Denn sie hat durchaus nicht wollen, daß es laut wird, wir gehen miteinander. Vor Pawelka schon gar nicht; und wenn ich meinte, eigentlich geht das ihn nichts an, dann sagte sie: „Ich will es aber nicht!“ Aber, es war ein schöner Sommer, gnädiger Herr! Merkwürdig kurz, daß ich keinen so denke, fruchtbar, wie keiner. Und ich war glücklich, denn sie hat sehr zärtlich sein können; aber doch immer so, daß ich erkannte: Vergessen wird sich die nicht und erlauben darf man sich mit der nichts. Und weil ich im Herbst einrücken soll, zu Nummer 3, Erzherzog Karl, so war mir das ganz Recht. Denn, war ich vom Militär frei, so wollte ich durchaus heirathen. Das stand mir so fest, daß ich gar nichts darüber spreche; ich halt's nicht für nöthig, denn wozu sonst das Alles?

„Ob der Wojtech was gemerkt hat? Ich weiß das heute noch nicht. Er war damals überhaupt sehr schlecht aufgelegt und hat von der Kathinka niemals gesprochen. Nur einmal; wir sitzen auf der Ofenbank, haben die Ernte schon hereingehabt und rechnen also und rauchen. Da geht sie gerade über den Hof und ruft einer anderen Magd zu: ‚Du, Madleno!‘ und giebt ihr ihre Befehle, ruhig, als dürfe sie's und sonst Niemand. Wojtech aber sieht zu ihr hinüber, ist ganz bleich und sagt mit zitternder Stimme: ‚Die! was die glaubt! Commandirt mir auf dem Grund, als wär' er schon ihr Eigenthum. Will sonst nicht! bekömmt ihn aber nicht‘ und flucht und speit das Mundstück der Pfeife von sich, das er zerbissen hatte in seiner Wuth, daß noch Jemand auf dem Hofe was redet, als er. Denn auf etwas Anderes hat sein Zorn doch nicht gestellt sein können, und er war sehr herrschsüchtig, der Wojtech!

„Darnach muß ich einrücken. Mein Freund war so gut, daß es ganz erstaunlich war; in seinem Wagen führt er mich in die Stadt und zur Kaserne. Wir haben viel getrunken beim Abschied, Wein, Bier und Schnaps und haben geweint alle Beide. Ich hab' aber viel an die Kathinka denken müssen, hätt' ihr gerne was sagen lassen, und trau' mich doch nicht. Denn noch vor

Tag hat sie mich gefunden und war lieb und nicht so streng wie sonst, sondern so daß ich mir denken muß: Wenn die will — man müßte seinen Bruder für sie erschlagen. Nie war sie vorher noch so gewesen; nie; man kann sich sie gar nicht vorstellen, durchaus nicht. Und als ich sie fragte: Wirst auf mich warten? da schwört sie bei allen Heiligen, sie wirds, und es kann kommen, wer da will, sie wird's.

„Gut, ich diene meine drei Jahre und es ist mir gut gegangen. Ich war gerne Soldat; es ist überhaupt gar kein schlechtes Leben dabei, wenn man sich nicht zu ungeschickt anstellt oder nicht bösen Willen hat. Die Zeit ist hingegangen, wie nichts. Wir sind in Olmütz gelegen, einige Wochen gar in Brünn. Gnädiger Herr, dort ist's schön! Ein Tag war mir dort besser, als ein Jahr zu Hause. Man sieht etwas, wenn man nur über die Gasse geht. Ich habe keinen Urlaub genommen, wozu? Geschrieben hab' ich auch nicht; ich kann's gut, gnädiger Herr, sonst wär' ich nicht Feldwebel. Aber — wozu und wem? Meiner Mutter? Die kann nicht lesen. Der Kathinka? Bekommt die einen Brief, so nimmt ihn der Postmeister und riecht dazu und schnüffelt, bis er herausbekommen hat, von wem er ist, und es giebt Gerede. Das mag sie nicht und sie hat Recht.

„So gehen meine drei Jahre herum, wie im Flug. Ich werde frei; wir sind ganz in der Nähe gewesen und ich marschire zu Fuß heim. Es war ein häßlicher Tag; die Straße tief, daß man nur schwer weiter kömmt. Im Dorf ist Niemand zu sehen, und ich will gleich zum Wojtech. Aber ich schäm' mich vor mir selber, klopf' an an's Häuschen, wo meine Mutter wohnt. Die kocht gerade am offenen Heerd; den Löffel läßt sie fallen, weint, lacht. Ich aber: ‚Mütterchen, dann wird's schlecht mit dem Nachtmahl' und sie fängt sich zu schelten an und richtet Alles auf's Beste. Darnach muß ich erzählen; wie ich fertig bin, frag' ich nach dem und jenem, und zuletzt, so nebenbei, auch nach dem Wojtech. ‚Der,' sagt die Mutter, ‚der ist verheirathet. Rath', mit wem?' ‚Nun, mit recht einer Reichen, natürlich. Lacht die Mutter: ‚Ja, Herr Feldwebel, wie man sich irrt! Die Kathinka hat er genommen.' Ich spring' auf: ‚Was? Das ist nicht wahr!' und bin so, daß die alte Frau zurückfährt: ‚Josef, mein Sohn, thu' mir nichts!' Ich bezwing' mich: ‚Und seit wann?' ‚Laß' mich rechnen; ja, Maria Lichtmeß sind's drei Jahre." ‚So lang?' und um mich dreht sich's. Ich will fort; die Mutter aber läßt mich nicht, schluchzt, ich sei krank und schwört und bittet, bis ich bleibe.

„Aber, gnädiger Herr, es war eine böse Nacht. Da geht Einer ganz im Dunkeln; er fürchtet sich aber nicht, denn er kennt jeden Tritt und giebt auch gar nicht Acht auf den Weg, weil er an Besseres denkt. Er weiß: dort muß ein Brücklein sein, sieht die Weiden, die dort stehen, marschirt weiter — und stürzt in's Wasser. Der Steg ist fort und er muß ertrinken und schwimmt er sonst noch so gut. Er ist ohne Besinnung und verloren, bevor er sie wieder gewinnt. Ganz so war mir; ich komme müde heim,

glaube — jetzt hast Du Alles, was Du Dir gewünscht hast in Jahren — nichts hab' ich und ich fühle, wie mir das Wasser höher steigt. Ich wälze mich im Bett, will fluchen — aber auf wen? Auf Wojtech? Der hat ja nicht gewußt, was er mir wegnimmt. Die Kathinka? Ja, wer bin ich und wer der Andere? Alles ist fort und verloren — das Mädel, der Freund, und ich steh' da, wie der dumme Narr, über den man lacht . . .

„Das war an einem Samstag. Am Sonntag geh' ich in die Kirche. Da war sie auch und so schön und nobel, daß ich mich kaum trau, sie anzusehen. Sie hat nicht den Rock getragen mit vielen Falten, daß es bei jedem Schritt rauscht und knittert, wie ihn die Weiber bei uns haben; sondern ein Bischen städtisch war sie angezogen und keine Gräfin kann feiner sein. Pawelka kommt auf mich zu und grüßt mich ganz wie früher; ich muß ihm antworten und die Gurgel ist mir voll und ich würge nur so an etwas; er giebt mir die Hand und ich möcht' ihm eins vor die Brust geben. Auch sie thut's; die Schamlose! Andere beglückwünschen mich, und ich bin im Rudel drin, in der Kirche; kann nicht frei werden, und ich möchte am liebsten allein sein. Und unterm Gottesdienst muß ich immer zur Kathinka hinüberschauen und merke erst, wie gern ich sie habe. Gewiß, ich habe beim Militär Manche gehabt; nun ja, ich war ein hübscher Bursch. Aber was ist Liebe beim Militär? Aufbesserung der Menage. Das aber, spür' ich erst jetzt, das war ganz etwas Anderes.

„Und dabei — nicht einmal ausweichen kann man sich in so einem Nest. Man hört von einander, man trifft sich und ich werde immer zorniger und weiß nicht, wem ich's abzahlen soll. Man hat mir Unrecht gethan; ich aber kann's Niemandem zurückgeben und ich muß sogar schweigen darüber. Ohne dies, ein Ausgedienter paßt nicht gleich in's Dorf. Ein Feldwebel schon gar nicht; der befiehlt und das kann kein Knecht, wie ich es geworden wäre, stehe ich wieder ein. Im Winter nimmt man auch gewiß Keinen auf, was soll der Bauer mit ihm, wenn es keine Arbeit giebt? Was aber mit der Zeit anfangen? Manchmal geht man in die Stadt, zum Wochenmarkt; aber da muß ich denken, wie das früher einmal war, und das macht mir ein böses Herz. So lieg' ich denn den ganzen Tag auf der Ofenbank, rauche Pfeifen, esse, und frage nicht, woher die Mutter das Geld nimmt für Alles. Sie aber traut sich nicht, mir ein Wort zu sagen, und wie ihr einmal die Mitwohnerin zuredet, sie soll mich doch zur Arbeit bringen, seufzt sie nur: ‚Soll er glauben, er ist mir zu viel? Ich habe ja nur ihn. Da schind' ich mich halt noch mehr.' Und mich rührt das gar nicht, sondern ich nehm' einen Besenstiel, reich' ihn in die Küche und rufe der Alten hinaus: ‚So, gehört hast Du's jetzt. Und wenn Du nicht gehen willst — da hast Dein Reitpferd, alte Hexe!' So schlecht war ich damals; und wie sie zetert, da hab' ich gelacht, gnädiger Herr!

„Am Abend aber reck' ich mich immer eine halbe Stunde und gehe fort. Wo unsere Gemeinde rührt an eine Andere, wo früher, ehe man sie

vertheilt hat, die beiden Hutweiden zusammengestoßen sind, dort steht ein Wirthshaus und das heißt auf der Grenze. Dorthin bin ich gegangen und habe getrunken, bis man mich fortgeschickt hat. Am Sonntag war Tanzmusik; da hat der blinde Franz die Zieh-Harmonika gespielt. Die hör' ich gar gerne, und wenn sie so näselt, dann denk' ich an den Herrn Katecheten, wie der uns immer ganz durch die Nase ermahnt hat, wir sollen gottesfürchtig und tugendhaft sein und uns geliebte Kinder in Christo geheißen; und dann, wenn sie schnarrt, fallen mir alte Weiber ohne Zähne ein und ich muß lachen. Also, dazu haben wir getanzt und ich war toller, als Alle; ist gerauft worden, so war Keiner so wild, wie ich. Und allein fortgegangen bin ich auch nur selten, es hat sich immer Eine gefunden, die ich begleiten darf. Ein Vieh lebt nicht dümmer in den Tag hinein, gnädiger Herr, sündigt nicht mehr, ohne es zu wissen oder sich zu schämen. Was schämen! Ordentlich stolz war ich und dachte mir: ‚Der zeigst Du, was sie Dir gethan hat. So ein braver Bursche warst Du und jetzt!‘ Und in der vielen, langen Zeit, wenn ich herum gehe und der Kopf thut mir weh — da hab' ich erst Gedanken gehabt — der Teufel hat sie nicht schlechter!

„Also, der Winter ist herum, ich weiß nicht, wie? Man fängt zu ackern an, und ich rühre keinen Finger. Meine Mutter seufzt und arbeitet sich das Leben vom Leib herunter, ich schau zu, geh' in keine Kirche, wie ein Heide. Da stellt mich einmal der Herr Pfarrer — der so durch die Nase spricht — ich muß ihm versprechen, ich komme nächsten Sonntag in die Messe. Da predigt er — jedes Wort hat auf mich gepaßt und auf das, was mir ist. Die Leute zischeln; ich spüre, man zeigt auf mich. In mir kocht's, und, wie der Gottesdienst vorüber ist, da thu ich erst recht hochmüthig. Ich gehe auf die Mädeln zu, die beisammen stehen: rechte Antwort hat Keine, nicht einmal die, die sich sonst von mir begleiten läßt. Aber da war die schwarze Theresa; mit der will Keiner vor den Leuten was zu thun haben, weil sie sehr schlecht ist. Ich hänge mich mit ihr ein; sie lacht mit dem ganzen Gesicht und so spazieren wir auf dem Kirchenplatz. Hinter uns wispern sie; und auf einmal höre ich in meinem Rücken eine tiefe Stimme, die ich nur zu gut kenne: ‚Pavelka, weit hat er's gebracht, Dein Freund! Von der Mutter läßt er sich füttern und mit der da geht er am helllichten Tag!‘

„Ich dreh' mich um; da sind der Wojtech und die Kathinka. ‚Thereskо,‘ sag' ich, ‚bist besser, als die, welche über Dich schimpfen‘, und laß' doch ihren Arm los. Der Wojtech aber kommt auf mich zu, und redet auf mich ein, ich soll wieder bei ihm eintreten. ‚Nein,‘ sag' ich. ‚Brüderchen,‘ meint er, ‚was hast Du nur gegen mich? Ich werde Dich halten, wie Du es Dir verlangen kannst, und will Dich gut zahlen.‘

„Ich brauch kein Geld.“ Da mischt sich die Kathinka ein: ‚Natürlich. Wozu? Und wenn seine Mutter das betteln muß, was er braucht, der Fresser, was geht das ihn an?‘ Da werd' ich wild: ‚Du,‘ ruf' ich und schüttel' ihr die Faust vor'm Gesicht, ‚Du schweig' mir nur, Du Schlechte!

Pfui!' Und spei' aus vor ihr. Der Wojtech will auf mich los: ,Meinem Weib thust Du das?' ,Ja, weil sie's verdient.' Er hebt den Arm. Da kreischt hinter mir meine Mutter, man trennt uns und wir drohen uns nur vom Weiten und mit rothen Gesichtern.

„Den Nachmittag geh' ich auf den Hof vom Pawelka los. Gut angezogen, damit ich wem gleich sehe und fest entschlossen, mit ihm zu rechnen. Er ist nicht zu Hause oder läßt sich nicht sehen. So streich' ich durch den tiefen Hohlweg mit den starken Karrengeleisen, der an der Seite ist, und fühle, wie mein Haß immer stärker wird. Da kömmt etwas auf mich zu: eine Frau. Mein Herz schlägt, meine Augen schwimmen: es ist die Kathinka. Vor mir bleibt sie stehen — wir sind ganz versteckt vor den Leuten durch eine alte Linde — und schaut mich mit ihren schwarzen Augen an. ,Ich hab' Dich gesehen, und bin gekommen, Dich etwas zu fragen. Du hast mich schlecht geheißen: Warum?'

„Ich stampf mit dem Fuß: ,Weil Du's bist.'

„,Sag's noch einmal', und sieht mich schärfer an.

„,Weil Du's bist. Zu schlecht für den Teufel,' und ich werde roth im Zorn.

„Sie athmet. Blitzschnell hebt sie die Hand und eh' ich etwas ahne, schlägt sie mich ins Gesicht. Ich taumel' vorwärts, brüll' auf, hol' aus, ehe ich aber noch die Faust hoch habe, springt sie mir an den Hals. Wie eine Katze. Küßt mich dorthin, wo sie mich hin geschlagen hat, und ich höre, wie sie mir ganz, ganz leise und so heiß, daß mir das Blut siedet, in's Ohr flüstert: „Du Narr! verdient der nicht Schläge, der auf einem Hof nicht dienen will, wo ihn die Bäuerin gern hat? Heut' Nacht, vor 12 Uhr, im Garten', und läßt mich los, fährt zurück, noch eh' ich wieder bei mir bin. Verschwindet im Hof; behend wie eine Natter . . .

„Ich steh' allein da, greife mir nach dem Kopf, ob ich wach bin. Also, ich bin's wirklich, nicht einmal getrunken hab' ich den ganzen Tag. Das war damals nicht so oft, daß ich's nicht wissen konnte. Und doch taumel' ich, mir flirrt Alles und blendet mich, und erst nach einem Weilchen erkenn' ich, wo ich mich finde. Ich seh mich um; Niemand in der Nähe. Alles still. In Pawelkas Hof ist es ganz öd' und einsam; nur die Spatzen kreischen und eine ganz schwarze Katze liegt faul in der Sonne, dehnt sich, schleicht darnach hübsch und zierlich weg und mir fällt dabei etwas ein, aber so dunkel, daß ich gar nicht sagen könnte, was es war. Ich schau' nach der Sonne und kann nicht bestimmen, welche Zeit es ist; erst, wie ich an die Kette gerathe, fällt mir ein, daß ich mir doch für mein erspart Geld eine Uhr gekauft habe. Es ist fünfe darauf gewesen; aber noch ehe sie wieder im Sack ist, hab' ich's schon wieder vergessen. Noch bald sieben Stunden, sag' ich für mich. Was mit denen anfangen? Unter Menschen? Ich tauge heute gar nicht dafür. Und so mach' ich mich denn in unsere Hütten, leg'

mich auf die Ofenbank und versuche, nichts zu denken, und es will mir doch gar nicht gerathen.

„Bald darauf wirds dunkel. Meine Mutter bringt das Nachtessen und wie sie dann beim Saubermachen rumort, thut's mir im Kopf weh. Sie legt sich schlafen, kniet zuvor vor dem Bild der schwarzen Mutter Gottes nieder und betet. Ich bleibe wach auf meiner Ofenbank und passe vor mich hin. Die alte Uhr mit dem Zifferblatt von Porzellan — es sind zwei Liebesleute darauf gemalt, und er giebt ihr einen Rosenstrauß, größer als sein Kopf — tickt so furchtbar laut, daß ich sie stellen will. Aber, fällt mir ein, dann wird's ja gar nie zwölf Uhr. Das ist dumm, dümmer als dumm, aber ich kann den Einfall durchaus nicht loswerden. Der Nachtwächter hebt sein Getute an; hat der Kerl eine Gewalt in der Lunge, sag' ich mir, man möcht' ihn umbringen, so viel lärmt er. Und dabei ist es erst neun Uhr.

„Bald darauf wird es lichter. Der Mond geht auf, da fällt ein schwaches Helles in die Stube; gerade auf den Kopf meiner Mutter und auf die rothgestreiften Polster, in denen der ganz versunken ist, daß man das kleine Gesicht mit der kleinen Nase kaum sieht. Sie seufzt davor und ich erschrecke — wenn sie jetzt aufwacht? Geht Dich nichts an, will ich mir einreden, bist alt genug und stehst selber für das, was Du anstellst. Aber, wenn drüben wer Anderer nicht schlafen kann, wann er soll? Was dann? Mir wird heiß in der Stube mit den zugemachten Fenstern, so warm die Nacht ist, und ich trau' mich wieder nicht, in's Freie zu gehen. Sie hat sich geplagt für Dich, das alte Weib, sag' ich mir; Du sollst ihr ihre Ruh lassen, so lang Du kannst und ärger' mich über mich selber, daß ich überhaupt hier bin und nicht nach der Grenze. Aber da hätt' ich zu weit gehabt bis zum Hof vom Wojtech. Und jetzt erinner' ich mich daran, wie gut wir gewesen sind, so lange Jahre, ehe uns die dazwischen gekommen ist, die nie hätte herkommen sollen. Ich muß seufzen, und wie zur Antwort stöhnt meine Mutter. Hast Ursache, flüster' ich für mich; denn wie kann's jetzt werden? Läßt sich's der Wojtech gefallen? Gewiß nicht. Kann's verschwiegen bleiben? Schon gar nicht. Was dann? Aber davor hüt' ich mich noch, darüber zu speculiren.

„Es wird so zehn. Noch zwei Stunden, sag' ich mir, will mich freuen und kann's nicht. Warum? Es ist doch nicht der erste Gang, den ich so gehe. Aber sonst war ich fröhlich und heute kann ich es nicht werden. Ist doch Eins wie das Andere. Nein, muß ich mir antworten, das waren Mädchen und ein Mädchen gehört dem, dem sie sich giebt. Sie betrügt Niemanden, weil sie sich Niemandem zugeschworen hat. Ein Weib aber doch, und ich sag' mir das Gebot her, wie ich's in der Christenlehre gelernt hab' und kann's gar nicht loskriegen. Dummheit, mein' ich dann, daß man das noch einmal verbietet. Steht denn das nicht auch schon in ‚Du sollst nicht stehlen? Ein Sack Erdäpfel oder ein Weib, ist das nicht im Grund dasselbe? Nur viel mehr liegt an dem, wie am Anderen. Und wenn's meine

Mutter meinem Vater gethan hätte? Ich müßte sie hassen, weil ich nicht wissen möchte, wem ich denn eigentlich gehöre.

„Sie schläft jetzt auch gerade die Nacht so sehr unruhig. Gerade ächzt sie wieder ‚Jesus, Maria und Josef!‘ Sie könnt' es nicht trauriger thun, wenn ich todt wäre und man bringt mich ihr getragen. Und jetzt: ich bin gegangen und der Wojtech trifft uns. Oder er trifft uns nicht: es wird aber laut nach einer Zeit. Was geschieht? Entweder er erschlägt mich und hat Recht. Oder ich erschlag' ihn und ich bin auch der Stärkere. Darnach bin ich aber so todt, wie er es nur sein kann, und die alte Frau vor mir, die auf mich hofft, wenn ihr die Hände nicht mehr mitthun wollen, hat gar Niemanden mehr auf der Welt. Sie aber, die Schlechte, die das Alles angestiftet hat, lebt in aller Ehre und ist die reiche Bäuerin. Steht sie dafür? Nein gewiß nicht und mir wird so weich zu Muth dabei, daß ich mir sehr leid thue. Ich will mein Vaterunser hersagen, damit ich nicht mehr grübeln muß und das Stückel Zeit fort geht. Aber ich bring' es nicht zu Ende — da steht's auch: Herr führe uns nicht in Versuchung. Und schon wie ich die Hände falte, wird mir's klarer und leichter: ich gehe nicht.

„Es wird nie ganz dunkel. Draußen bläst es eilf Uhr; mich reißt's wieder. Ich zwing' mich und doch steh' ich auf und tappe mich zur Thür. Da richtet sich die Mutter auf und schaut sich erschreckt um, aufgewacht vom Geräusch, leichtschläfrig und ängstlich, wie sie ist. ‚Bist Du's, Josef?‘ ‚Ich bin's.‘ ‚Mir hat geträumt, so schrecklich, wie noch nie‘ und sinkt zurück. Die Augen aber sind noch immer offen, weit offen und halten mich. Ich setz' mich nieder und stopfe mir beide Ohren zu, damit ich nicht höre, wie die Uhr tickt, schnell und immer schneller. Und jetzt — da bläst er zwölf Uhr! Ich möcht' am liebsten aufschreien — es ist zu spät, ich kann nicht mehr hin und ich bin erlöst! Und dann wieder — vielleicht erläufst Du es noch: sie wartet. Sei kein Narr, Brožik. Man möcht' weinen und sich selber prügeln und weiß gar nicht, was man will. Aber, besser ein Narr als schlecht. Der Herrgott selber hat es nicht wollen. Aber, gnädiger Herr, es war eine lange Nacht.“

Er holte tief Athem und klopfte bedächtig seine Pfeife aus. Ich sah nach der Uhr. „Ich bin gleich fertig, gnädiger Herr. Also: ich weiß, im Dorf kann ich nicht mehr bleiben. Sie wird mich verfolgen, weil sie mich fürchten muß und der Pawelka wird meiner Mutter anthun, was er nur kann. Ich muß fort, und das macht mich traurig, fort, und bin kaum hier. Aber wohin? Was anfangen? Das weiß ich noch nicht. Aber mir wird schon was einfallen, stark, gesund wie ich bin. Gemartert haben mich diese Sorgen freilich noch genug und ich konnte nicht in Ruhe kommen, wenn ich mir vorstelle, für wie lang ich vielleicht weg soll. Was sein muß aber, da hilft nichts dagegen. Und wie meine Mutter aufsteht, noch zeitlicher als sonst, weil sie waschen will, sag' ich ihr's. Sie weint und lamentirt; aber

endlich, es ist doch das Beste und ich geb' nicht nach. Meine Sachen soll sie mir in die Stadt nachschicken, ich aber mach' mich fort in aller Frühe.

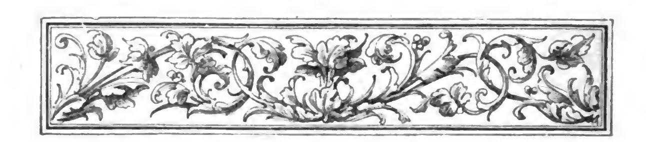
„Es war noch recht finster. Ich muß am Haus vom Pawelka vorüber und da kommt mir das Lied in den Sinn und ich sing' es. Sie kennen es gewiß, gnädiger Herr, das:

> Meine Hütt' verfallen ist,
> Drein liegt Sonnenschimmer;
> Die mir lieb von Allen ist,
> Sagt, sie will mich nimmer!

„Es paßt mir zwar nicht ganz, taugt mir aber gerade. Darnach komme ich auf die Straße. Sehr viele Sterne stehen am Himmel und geben ihr Licht und wie es heller wird und heller, da schleicht sich einer nach dem Anderen. Wie Schulbuben, welche lärmen, wo sie es nicht dürfen und der Herr Lehrer kommt. Und dann wird's roth, erst ganz schwach, wie ein Mädel das sich schämt und weiß noch nicht recht warum — und jetzt schlagt's ihr in's Gesicht — jetzt weiß sie's. Mir aber wird ganz frei; ich hebe die Hände zur Brust und habe recht fromm gebetet. Mein Vaterunser — nichts stört mich. Darnach aber schnipp' ich mit den Fingern und schau' rückwärts, froh, gnädiger Herr, ganz froh und glücklich, und bin's geblieben. Sechs Jahre darnach noch beim Militär, dann beim Postmeister. Ich habe keine traurige Stunde gehabt, Herr! Ich habe, was ich brauche, erspar' mir etwas. Will ich heirathen, so kann ich's, und ich werd' es, und muß mich nicht fürchten, Noth zu leiden und auch sonst nichts! Und seit dem Tag hab' ich das im Brauch, wonach der Herr gefragt hat, ich will es weiter so halten!"

Er trank aus. Um uns war es lebendig geworden. Draußen rief der Thürhüter mit hallender Stimme die Stationen aus, nach denen der Zug sollte. Es drängte sich um uns; ich trat hinaus. Die Schienen glitzerten ganz blendend. Josef folgte mir mit meinem Gepäck. Mit gewaltigem Aechzen kam der Eilzug. Ich stieg ein: „Mit Gott, gnädiger Herr!" rief er mir nach. Ich hielt ihm die Hand hin: „Mit Gott, Josef !" Er schlug ein und die Locomotive zog an. Ich sah nach ihm zurück; er stand zwischen den Geleisen, hielt die Hand beschirmend vor die Augen und winkte mit dem Hut. Er verschwand mir; rascher und immer rascher gings. Dorf um Dorf verflog und auf reifende Saaten flammte eine jähe und mächtige Sonne nieder. Ich aber mußte unabläßig jener anderen Sonne gedenken, die einmal, vor Jahren aufgegangen war in einer zerrütteten und von arger Wirrniß heimgesuchten Seele, die einem von peinigenden Beklemmungen heimgesuchten Herzen Frieden heraufgeführt und ein Glück — nur bescheiden, aber rein von Vorwurf und von Reue . . .





Ferdinand Lasalles Tagebuch.

Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen

von

Paul Lindau.



Die Aufzeichnungen, die wir im Nachstehenden veröffentlichen, dürfen in mehr als einer Beziehung das Interesse der weiteren Kreise unserer Leser in Anspruch nehmen. Es sind die Tagebuchblätter eines ungewöhnlich begabten jungen Menschen auf der Schwelle, die vom Alter des Knaben zu dem des Jünglings hinüberführt. Der Hauptwerth dieser Aufzeichnungen beruht in der vollsten Aufrichtigkeit. Dieser Halb-Knabe, Halb-Jüngling ist Ferdinand Lassalle — Lassal, wie er sich damals noch schrieb, die französische Schreibweise seines Namens nahm er erst nach seinem Pariser Aufenthalte im Jahre 1846 an.

Das Tagebuch beginnt mit dem 1. Januar 1840 und endet im Frühjahr 1841.. Ferdinand Lassalle, geboren am 11. April 1825, hatte also zur Zeit, als er die ersten Seiten füllte, das fünfzehnte Lebensjahr noch nicht erreicht, und schrieb als kaum Sechszehnjähriger die letzten Seiten. Aber dieser Zeitraum ist einer der wichtigsten für seine Entwicklung.

Lassalle ist auf dem Magdalenen-Gymnasium zu Breslau Secundaner. Alle möglichen Widerwärtigkeiten machen ihm den Aufenthalt im elterlichen Hause und in seiner Vaterstadt unleidlich, und er selbst bestimmt seinen Vater dazu, ihn auf die Handelsschule nach Leipzig zu schicken. Dorthin begiebt er sich im Mai 1840. Während seines etwa ein Jahr dauernden Aufenthaltes in Leipzig als Handelsschüler wird ihm klar, daß er als Kaufmann unglücklich werden würde. Und er erkennt mit unheimlicher Deutlichkeit

seine Zukunft in der agitatorischen Thätigkeit des Wissenschafters. Er weiß seinen Vater dazu zu bewegen, ihm zu gestatten, die unterbrochenen Gymnasialstudien wieder aufzunehmen, um sich der Wissenschaft zu widmen. Das Tagebuch behandelt also das letzte Vierteljahr seiner regelmäßigen Gymnasialstudien in Breslau und die Episode der Handelsschule in Leipzig.

Wäre der junge Mensch, der fast regelmäßig am Abend alles Bemerkenswerthe seines Daseins verzeichnet hat, auch ein weniger bedeutender Mann als Ferdinand Lassalle, so würden diese schriftlichen Selbstgeständnisse, diese unbelauschten Herzensergüsse, doch von nicht geringem psychologischen Werthe sein. Man sieht in der That, wie sich hier ein Charakter bildet, wie die Keime reifen, wie der unsicher umhertastende Knabe allmählich zum entschlossenen Jüngling mit dem Verstande und der Willenskraft eines fast reifen Mannes wird. Es ist das Werden eines Menschen, das uns hier in naivster und glaubwürdigster Weise veranschaulicht wird. Und dieser Mensch ist Ferdinand Lassalle!

Schon hier im Zustande des Werdens und in der Unfertigkeit heben sich in schärfsten Umrißlinien alle jene Eigenthümlichkeiten des Charakters und des Temperamentes ab, die später die bezeichnenden Eigenthümlichkeiten des reifen Mannes sein sollten. Immer schärfer und kantiger tritt die Eigenart dieses seltsamen Menschenkindes hervor. Und mit einer Klarheit, die, wenn man an das Alter des Schreibers denkt, geradezu unheimlich wirkt, sieht dieser knabenhafte Jüngling seine ganze Zukunft vor sich. Ja, es geht durch diese Tagebuchblätter schon ein dumpfes Ahnen des verhängnißvollen Endes. In dieser Beziehung sind die in Leipzig geschriebenen Blätter aus der zweiten Hälfte des Jahres 1840 und Anfang 1841 in höchstem Grade beachtenswerth.

Die während der Secundanerzeit in Breslau gemachten Aufzeichnungen des kaum fünfzehnjährigen Knaben befassen sich noch nicht oder wenigstens nicht bewußt mit den kommenden Tagen. Hier lernen wir das Kind im Hause der Eltern und den Schüler des Gymnasiums kennen. Aber wie Lassalle in seiner Reife das Geheimniß besessen hat, durch alle seine Handlungen die Theilnahme auch der Widerstrebenden zu erzwingen, so fesseln uns immer wieder und wieder all' die kleinen Geschichten, die Lassalle von sich und seiner nächsten Umgebung zu erzählen hat. Und aus diesen Berichten entsteht mit handgreiflicher Anschaulichkeit das Bild dieses frühreifen, heißblütigen, mit allerhand Liebenswürdigkeiten und recht bedenklichen Unarten ausgestatteten Jungen. Wir sehen nicht nur ihn, wir sehen auch seine ganze Familie leibhaftig vor Augen. Wir lernen seinen Umgang genau kennen. Und wir haben das bestimmte Gefühl: so muß es, genau so, in den wohlhabenden Breslauer Kaufmannsfamilien zu jener Zeit ausgesehen haben. In unseren Tagen des geschmacklosen und wüsten Antisemitenthums ist es fast bedenklich, bei der objectiven Schilderung einer Persönlichkeit das Confessionelle hervorzuheben. In diesem Falle aber würde

es ein Verstoß gegen die Objectivität sein, darüber vorsichtig hinwegzugleiten. Nur aus der Mitte des provinziellen Judenthums heraus, so, wie es Lassalle schildert, und so, wie es unbewußt zu Dutzenden von Malen zum Durchbruch kommt, ist dieser Ferdinand Lassalle vollkommen zu begreifen. Lassalle selbst bezeichnet sich wiederholt als einen echten vollblütigen Juden — nicht als einen von der nachgiebigen demüthigen Sorte, der sich schinden und placken läßt, er gehört zu den kampfeslustigen, zu den thatkräftigen und revolutionären Juden —, der die Schmach, die seinem Volke angethan wird, tief empfindet, und der wie der Maccabäer Einer in der Tiefe seines Herzens den Wunsch trägt, mit dem Schwerte in der Hand gegen seine Verfolger aufzustehen. Er würde „selbst das Schaffot nicht scheuen, könnte er die Juden wieder zu einem geachteten Volke machen.“ (Siehe 2. Februar.)

In dem Verhältniß zu seinen Eltern, mit denen er in vielen Punkten durchaus nicht einverstanden ist, über die es sogar an starken Worten nicht fehlt, zeigt sich doch immer wieder der eigenthümlich schöne Zug der tiefsten pietätvollen Verehrung und des unbedingten Gehorsams. Im elterlichen Hause leuchtet nicht immer die Sonne des Friedens. Lassalles Vater, Heymann Lassal, ist ein kleiner Haustyrann, ungeduldig und nervös. Ferdinand deutet das an vielen Stellen in unverkennbarer Weise an. Aber er fügt regelmäßig sogleich, als ob er das Bedürfniß fühle, sich wegen seiner Pietätlosigkeit zu rechtfertigen und das unwillkürlich ausgesagte Herbe zu beschwichtigen, die sicherlich durchaus redlich gemeinten Betheuerungen seiner unbegrenzten Liebe und Dankbarkeit für den guten, sorgenden und nachsichtigen Vater hinzu. Es giebt viel Streit in der Familie. Die Schwester Friederike befindet sich in einem Zustande chronischer Gereiztheit, und der ist eigentlich erklärlich. Sie ist mit einem gewissen T. so gut wie verlobt gewesen. Die zärtlichsten Briefe sind zwischen den jungen Leuten gewechselt worden. Das Verhältniß hat sich gelöst, und der frühere Bräutigam T. benimmt sich in unzartester Weise. Er zeigt die Briefe Friederikens in der Stadt herum und bereitet seiner früheren Braut und deren Familie, vor Allem dem Vater, den schwersten Kummer. Inzwischen hat sich Friederike mit einem Vetter, Ferdinand Friedländer, der sich später Friedland nennt, verlobt. Dieser ist nach Paris gegangen, und die Abwesenheit des Bräutigams benutzen die übrigen Mitglieder der Lassal'schen Familie, die dieser Partie nicht grün gesinnt sind, dazu, um Friederiken gegen denselben einzunehmen. Eine Weile wird sie auch schwankend, und neue Verheirathungscombinationen erscheinen auf dem Platz. Aber schließlich bleibt Friederike doch standhaft und erwartet die Rückkehr ihres Bräutigams aus Paris. Dieser von der Familie schweigsam und laut gemißbilligte Brautstand macht das Haus des alten Lassal zu einem wenig gemüthlichen. Die Geschwister, Ferdinand und Friederike, vertragen sich schlecht. Zwischen den Eltern kommt es oft

zum Streit. Der Alte, der ein recht vermögender, aber nicht gerade reicher Mann ist, ist in allen seinen Rechnungen außerordentlich genau und ärgert sich namentlich darüber, wenn sein Sohn für Kleidung zuviel ausgiebt. Wegen einer solchen Toilettenfrage entspinnt sich zwischen Vater und Sohn einmal ein sehr heftiger Streit. Der alte Heymann prügelt seinen Jungen gehörig durch, und dieser fühlt sich in seinem Stolze so gekränkt, daß er beschließt, seinem Leben ein Ende zu machen. Er wird von seinem Vater daran verhindert, und dieser scheint nun wirkliche Reue wegen seiner übertriebenen Heftigkeit zu empfinden und überschüttet Ferdinand mit Beweisen der väterlichen Liebe und Zärtlichkeit.

Die Sprache im Hause Lassalles hat durchaus den Charakter seiner Herkunft, so daß zahlreiche Wörter und Wendungen in seiner Darstellung mit unterlaufen, zu deren Verständniß man den Rath eines der hebräischen Sprache Kundigen einholen muß.

Es ist übrigens bemerkenswerth, wie die Altklugheit in dem jungen Burschen, man möchte sagen: geflissentlich großgezogen wird. Und er zeigt sehr deutlich die bei halbwachsenen jungen Leuten übrigens keineswegs seltene Neigung, mit Vorliebe den Verkehr mit Aelteren und Reiferen aufzusuchen, wenn er auch mit seinen Mitschülern und Altersgenossen nebenbei immer in regstem Verkehr bleibt. Aber zu den Aelteren, namentlich zu denen, die ihn für voll nehmen, wie Dr. Shiff und Borchert, fühlt er sich vor Allem hingezogen. Der erste consultirt den noch nicht Fünfzehnjährigen in einer galanten Liebesgeschichte, und Ferdinand giebt dem jungen Doctor gute Rathschläge, wie man sich Frauen gegenüber zu benehmen habe, deren Gunst man erwerben wolle. Mit Borchert behandelt er die ernsthaften Fragen des Berufs und dergleichen. Aber vor Allem wird ihm von den Seinigen in der Familie eine Stellung eingeräumt und eine Bedeutung beigelegt, die bei der Jugend Ferdinands sehr seltsam erscheint, um so seltsamer, als dasselbe Kind, dessen Stimme im Familienrathe eine große Beachtung findet, nebenher wieder wie ein dummer, ungezogener Junge behandelt wird. In der Angelegenheit aber, die die Familie zu jener Zeit am tiefsten bewegt, in der Frage, ob Friederike ihren Vetter Ferdinand Friedländer heirathen soll oder nicht, wird die Stimme des jungen Bruders nicht nur gehört, sie findet auch die ernsthafteste Beachtung. Mit befremdlicher Nüchternheit und Geschäftlichkeit erörtert der junge Ferdinand mit den Seinigen für den Fall der Auflösung der Verlobung Friederikens mit ihrem Vetter die Eventualität einer anderen Verbindung. Er kennt ganz genau die Vermögensverhältnisse des neuen Heirathscandidaten, und er folgert aus den ihm bekannten Thatsachen die Forderungen, die Jener wohl aufstellen würde. Er berechnet sodann, was der Vater seiner Schwester geben werde, warnt die Mutter vor übertriebenen Opfern und schätzt die äußeren Vorzüge und die Bildung seiner Schwester auf zehntausend Thaler. (6. Februar.) Kurzum, er zeigt in dieser Sache, die mit voll=

kommener Poesielosigkeit behandelt wird, die Gewandtheit eines handwerksmäßigen Heirathsvermittlers.

Die Bedeutung, die dem Jungen in den wichtigsten Fragen von den Seinen beigelegt wird, die Art und Weise, wie die in den Jahren Vorgerückteren mit ihm verkehren, sind dazu angethan, die Eitelkeit dieses ungewöhnlich veranlagten und aufgeweckten Halbjünglings zu schüren. Diese Eitelkeit ist in dem jungen Ferdinand in der That schon in hohem Grade entwickelt. Sie wird mit der Zeit geradezu maßlos. Mit Wohlgefallen notirt er, wie eine schöne junge Frau zu seiner Schwester sagt: „Ihr Bruder ist geistreich, und dies sehr," und wie diese darauf antwortet: „Wer zweifelt daran?" (2. Januar.) „Ich hatte noch nicht geglänzt," schreibt er nach einer Gesellschaft. Von einem jungen Menschen, mit dem er in einer Gesellschaft zusammentrifft, sagt er: „Der Esel! Als wenn er, noch dreimal so groß als er ist, zu mir heraufblicken könnte!" (23. Januar.) Ebenso verzeichnet er mit Freuden die Aeußerungen eines etwas Aelteren, der zu ihm sagt: „Sie sind ein witziger Kerl, weit gescheidter, als Ihre Jahre vermuthen lassen. Wenn Sie fünf Jahre werden älter, da wird es die Welt nicht mit Ihnen aushalten." (15. Februar.) Er wundert sich darüber, daß einige seiner Mitschüler, „die mir doch, wie ich selbst sagen muß, an Talent, Auffassungsgabe, Genie, Beurtheilungskraft, Verstand, Geist nachstehen — und dies so weit!" — gute Zeugnisse bekommen, während die seinigen recht unbefriedigend ausfallen. (21. Februar.) Und er vergleicht sich inmitten seiner Schüler mit dem feingebildeten Römer, der, unter wilde Völkerschaften verbannt, wehmüthig darüber klagt, daß er als Barbar gelte, weil er von ihnen nicht verstanden werde. Von dem Commis seines Vaters sagt er: „Ich bin ihm unendlich überlegen außer an Corpus, an Bildung, Tournüre, Geist, Verstand, Geld, Ansehen. (1. März.) Solche Aeußerungen eines für einen so jungen Menschen doch seltenen Selbstbewußtseins kehren noch häufig wieder, und es wäre wirklich nicht nöthig gewesen, den von seiner körperlichen und geistigen Ueberlegenheit mehr als nöthig durchdrungenen Jungen noch durch übel angebrachte Complimente in seinem Selbstgefühl zu stärken. Aber nicht nur schöne junge Damen sagten ihm in's Gesicht, daß er ein ganz merkwürdig kluger und geistvoller junger Mann sei, auch verständige Männer geizten mit ihrem Lobe nicht. Am 24. März hatte er eine Unterredung mit Borchert, der ihm in's Gesicht sagt, er sei kein gewöhnlicher Knabe: „ich sei genial, und es würde ihm um so mehr schmerzen, wenn mein Geist eine falsche Richtung nehme." Lassalle fügt hinzu: „Nun ist dieser Borchert ein Mensch, dem ich mehr glauben kann, als jedem Andern, weil er nicht schmeichelt. Zudem ist er ein Mann, der im höchsten Grade den sens commun besitzt. Dr. Shiff hat mir dasselbe versichert. Ich werde anfangen es zu glauben." Diese Schlußworte sind in ihrer gewollten Naivetät nicht ganz aufrichtig. Er war längst von seiner Bedeutung tief durchdrungen.

Wie schon aus einigen Worten in den vorher angeführten Aeußerungen Lassales ersichtlich ist, bildet sich der junge Mann nicht nur auf sein Genie und auf die Vorzüge seines Geistes sehr viel ein, er ist auch im Aeußerlichen eitel. Er klagt oft über die Beschaffenheit seines Anzugs. Er verzeichnet mit Wohlgefallen seine Triumphe auf einem Maskenscherze, zu dem er als Amor erscheint, und er freut sich darüber, daß er einen andern Amor durch die Anmuth seiner Erscheinung schlägt.

Aus dieser Eitelkeit erklären sich viele andere Unarten: sein vorlautes Wesen in der Gesellschaft Aelterer, seine Lust am Krakehlen, seine Auffässigkeit gegen die Lehrer. In jeder größeren Gesellschaft kommt es zwischen dem jungen Ferdinand und irgend einem andern, weniger schlagfertigen und unbeholfenen Gaste zu einem kleinen Skandal, und die Sache verläuft immer so, daß Ferdinand maßlos ausfallend wird, den Andern blamirt und zu einem demüthigen Friedensschlusse zwingt. Auch mit einem Fremden den er im Circus trifft, bändelt er an, mit einem Herrn mit einer Reitpeitsche in der Hand, „der ich gern zu einer näheren Bekanntschaft mit seinen Ohren verholfen hätte.“ (5. April.) Und vorlaut war er auch in der Schule. So schrieb er auf eine seiner natürlich schlechten Censuren: „Wahrheit und Dichtung.“ (28. Februar.) Und er scheint sich noch darüber zu wundern, daß er deswegen vom Lehrer einen Rüffel bekommt.

Er ist überhaupt ein miserabler Schüler. Er besitzt eigentlich alle Eigenschaften, die einen schlechten Schüler ausmachen. Sein Betragen läßt nahezu Alles zu wünschen übrig. Er betrachtet die Lehrer als seine geschworenen Feinde und beklagt sich beständig darüber, wie ungerecht er behandelt wird. Wir sprechen immer nur von seiner Breslauer Gymnasialzeit. Wir werden sehen, daß sich das Spiel auf der Handelsschule in Leipzig noch fortsetzt und verschärft. Daß die Lehrer ihm nicht wohlgesinnt sind, ist durchaus erklärlich. Es kann ihnen nicht entgehen, daß ihr Schüler ungewöhnliche Verstandesgaben besitzt, eine leichte Auffassungsgabe, ein ausgezeichnetes Gedächtniß, eine für seine Jahre höchst beachtenswerthe Schärfe des Urtheils. Dem entsprechend sollten auch die Leistungen sein. Diese lassen aber sehr viel zu wünschen übrig. Denn der junge Ferdinand ist namenlos faul. In dem ganzen Tagebuch, in dem er alles Mögliche mit vollkommenster Genauigkeit verzeichnet, findet sich auch nicht eine einzige Andeutung über eine Schularbeit, die er zu Hause gemacht hat. Was er treibt, wenn die Klasse geschlossen ist, werden wir später sehen. Für die Schule arbeitet er jedenfalls nicht. Seine Exercitien erledigt er in der Zeit, die uns beschäftigt, immer in der Klasse selbst, und zwar gewöhnlich in der Stunde, bevor die schriftlichen Arbeiten abgegeben werden müssen. Er findet es ganz selbstverständlich, daß er die Exercitien nicht selber macht, sondern abschreibt, und er ist empört über die Ungefälligkeit eines Mitschülers, der ihm das Heft verweigert. Mit einer drasti-

schen Anschaulichkeit, die in Jedermann eine freundliche Erinnerung an überstandene Schülerleiden auf den Bänken des Gymnasiums wachrufen wird, schildert er seine Leiden und seine Angst, als der erwartete Succurs ausbleibt. (24. Februar.) Während der Stunde selbst ist er zerstreut, weiß gar nicht, wovon die Rede ist, und als er aufgerufen wird, nimmt er seinem Nachbar ganz ruhig das Buch weg und liest aus diesem ab. Er macht sich auch nicht das geringste Gewissen daraus, wenn es ihm gerade paßt, zu schwänzen. An einem Sonntag hat er sich amüsirt. Dienstag und Mittwoch ist die Schule geschlossen. Da schreibt er am Montag: „Heut will ich nicht erst hingehen. Ich bekam Leibschmerzen." fügt er mit trockener Komik hinzu. (2. März.) Ein andermal geht er zu spät von Hause weg, und um nicht zu spät zu kommen, schwänzt er lieber ganz, sucht einen guten Freund auf, vespert mit diesem, und die jungen Leute spielen Karten. (16. März). Am 19. März schreibt er: „Ich hatte mir schon längst einmal vorgenommen, zu schwänzen, und that es heut." Da sucht er seinen Freund im Geschäft auf und frühstückt mit ihm. Als er zu einer Hochzeit eingeladen ist, schreibt er sich selbst einen Entschuldigungszettel mit der gefälschten Unterschrift seines Vaters, verläßt die Schule schon um zehn Uhr, geht zum Conditor und von da zum Friseur. (23. Januar.)

Und dieser ungezogene Bengel wundert sich darüber, daß er schlechte Zeugnisse bekommt. „Conduiten" wurden diese Zeugnisse auf dem Breslauer Gymnasium genannt. Und da diese nicht nach dem Wunsche des Secundaners ausfielen, und er unangenehme Auftritte mit seinem heftigen und leicht erregbaren Vater fürchtet, so macht er kurzen Proceß. Er fälscht die Unterschriften seiner Eltern. Zunächst unterschreibt er den Namen seiner Mutter. Und er macht einen recht übelangebrachten Witz, indem er sagt, seine Mutter habe ja Procura. Schließlich fällt dem Lehrer auf, daß seit einer geraumen Zeit niemals der Vater unterschreibt, und er verlangt, daß das nächste Zeugniß unbedingt vom Vater unterschrieben werden solle, sonst werde er mit ihm sprechen. Nun bekommt Ferdinand allerdings einige Angst. Aber mit der ihm eigenthümlichen Freude am Deduciren und Spintisiren macht er sich klar, daß er eigentlich sehr wohl berechtigt sei, auch die Unterschrift seines Vaters in diesem Falle zu fälschen. Denn sein Vater nahm die Geschichte viel zu tragisch. Er würde sich viel mehr über ein schlechtes Zeugniß ärgern, als es die Sache verdiene. Und so macht er sich denn schließlich kein Gewissen daraus, auch den gefälschten Namen seines Vaters unter die Censur zu setzen. Es geht ihm durchaus nicht nahe. Er witzelt darüber sogar in recht unverantwortlicher Weise. „Am andern Tage brachte ich meine Censur vom Vater unterschriebne, nämlich von mir, der ich nach Bedürfniß Vater, Mutter und Sohn bin." (28. Februar.) Diese Fälschungen verübt er seit geraumer Zeit mit bedauerlicher Regelmäßigkeit. Schließlich kommt die Geschichte heraus, und sie ist der eigentliche Grund, daß Ferdinand, der sich auf dem Gymnasium

zu Breslau nicht mehr halten kann, den Entschluß faßt, Kaufmann zu werden.

Die Angabe der früheren Biographen Lassalles, daß Ferdinand von seinem Vater zum Kaufmannsstande bestimmt sei, und daß er widerstrebend sich dazu habe gewissermaßen zwingen lassen, wird durch die nachstehenden Aufzeichnungen vollkommen widerlegt. Im Gegentheil, der alte Lassal würde es offenbar lieber sehen, wenn sein Sohn studirte. Aber Ferdinand selbst drängt seinen Vater dazu, ihn aus Breslau fortzunehmen. Er selbst will Kaufmann werden.

In diesem Abschnitt seines Lebens deutet in der That außer einem angeborenen Talente noch nichts darauf hin, daß Ferdinand Lassalle jemals in der Wissenschaft eine Rolle spielen werde. Der Wissensdrang und die Freude an der Arbeit erwachen erst viel später in ihm. Für's Erste erledigt er nothdürftig und unlustig seine Klassenpensa und fast immer in der Schule selbst. Sobald er die Schule verlassen hat, hat er keine andere Sorge, als die langweiligen Lehrstunden zu vergessen. Er geht spaziren, besucht seine Freunde, kneipt in allen möglichen Conditoreien Breslaus herum und spielt wie eine alte Spielratte täglich stundenlang entweder Billard oder Kartenspiele, besonders Onze-et-demi, Ecarté, Sechsundsechzig und mitunter auch Vierfuß. Auerßdem lernt er noch Whist in der Zeit. Auch im Schach versucht er sich. Im Billard hat er es schon zu einer bemerkenswerthen Vollkommenheit gebracht. Er gewinnt beinahe immer. In den nachstehenden Aufzeichnungen haben wir die meisten Angaben des jungen Ferdinand Lassalle über sein Spielconto gestrichen, sie bieten kein Interesse; wir haben nur diejenigen stehen lassen, die uns charakteristisch erscheinen.

Er ist der richtige Bummelfritze. Man sehe nur, was er an einem einzigen Tage leistet. (18. Januar.) Er spielt zunächst sechs Partien Billard mit einem Freunde, von da geht er zum Conditor, von da in eine andere Wirthschaft, wo zwei Boules gespielt werden, darauf spielt er wiederum drei Partien, dann spielt er noch mit einem Andern wenigstens drei Partien, dann geht er nach Hause, spielt mit der Mutter Ecarté und schließlich mit einem Hausfreund noch Onze-et-demi. Und so ähnlich verlaufen alle Sonntage. Aber auch an Wochentagen spielt er sehr oft und, nach dem Quantum der Partien zu urtheilen, sehr lange. Wenn er viel verliert, gelobt er jedesmal Besserung, aber die guten Vorsätze halten nicht lange an.

Für einen Secundaner ist sein Budget ziemlich reich bemessen; seine Ausgaben an Karten- und Billardgeld, an Consum in den verschiedenen öffentlichen Wirthschaften, namentlich in den Conditoreien, und an Spielverlust sind nicht geringe, und er ist sehr oft in Geldverlegenheit. Er sucht seine Finanzen dann wohl auch auf andere Weise aufzubessern. In jenen kleinen Tauschgeschäften, die allerorten unter den Schülern gang und

gäbe sind, bewährt er eine merkwürdige Schlauheit und eine kaufmännische Klugheit, die ihn auch zu jener Carriere, für die er sich zunächst bestimmt hat, besonders zu qualificiren scheint. Er tauscht alles Mögliche, Bücher, Uhren u. s. w., und immer mit Gewinn. Er schachert auch mit seiner Mutter. Er kauft von einem Freunde ein Federmesser für siebeneinhalb Silbergroschen und bietet es seiner Mutter für zehn Silbergroschen an. (29. Februar.) Am Sonntag den 15. März schreibt er freudig auf, daß es ihm gelungen ist, sein Federmesser an Mama zu verkaufen, für zehn Silbergroschen, „zwei gute Groschen Profit."

Ganz scrupulös geht er übrigens in seinen finanziellen Operationen nicht immer zu Werke. Er leiht ein Buch, das er sehr lange behält, und der Besitzer beansprucht dafür vier Groschen. Er hat das Buch an einen gewissen Bamberger weitergeliehen, und diesem Bamberger „preßt" er wirklich die vier Groschen ab, wie er selbst schreibt. „Kern aber," (der Besitzer) fügt er hinzu, „wird einen Stupp in die Zähne bekommen statt vier Groschen." (9. Januar.) Von seinem Vater läßt er sich fünf Silbergroschen für den Pedell geben, giebt diesem aber blos zweieinhalb. (14. Januar.) Der Leihbibliothekar fordert für einen andern lange behaltenen Band wieder Strafgeld. Ferdinand erklärt, daß er durchaus nicht gesonnen sei, dies Strafgeld zu bezahlen. „Auf jeden Fall" bemerkt er dann, „preßte ich Bamberger wieder vier gute Groschen ab." (16. Januar.)

Der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären, wirkt auch hier verhängnißvoll weiter. Die Fälschung der Unterschrift unter den Zeugnissen nöthigt Lassalle, die Wahrheit den Lehrern wie den Eltern gegenüber beständig zu entstellen. Und so geräth er denn in das gewohnheitsmäßige Lügen hinein. Er schreibt also seinem Vetter nach Paris, daß es um die Verlobung mit Friederiken gut stehe, obwohl er von dem Gegentheil überzeugt ist. (10. Januar.)

Die Zusammenstellung der Jugendsünden, die sich Ferdinand als Secundaner zu Schulden kommen läßt, wirkt in unserer Schilderung vielleicht zu stark. Es sind allerdings böse Dummejungenstreiche, die Ferdinand Lassalle verübt. Aber daneben spricht aus den Seiten dieses Tagebuches auch sehr Vieles, das uns durchaus angenehm und freundlich berührt, und daß uns dafür bürgt, daß es sich in der That nur um leichtsinnige Streiche eines ungezogenen Schlingels handelt, nicht aber um wirkliche Gemeinheiten. Seine Herzensfreundschaft mit Isidor Gerstenberg ist rührend, echt und wahr, seine starke Liebe für seine Verwandten, besonders für seinen Vater, lauter wie Gold. Er selbst charakterisirt sich wohl am richtigsten, wenn er schreibt: „Ich weiß nicht, wie es kommt, ich spiele alle Sonnabend Billard, was mir mein Vater doch so streng verboten, unterschreibe mir meine Conduiten, was doch ebenfalls Unrecht ist, und liebe meinen Vater doch bis zur Ekstase, wie ein Kind nur lieben kann. Ich würde freudig mein

Leben hingeben, wenn ich ihm nützen könnte, und doch . . . Aber das kommt von meinem Leichtsinn. Im Grunde des Herzens bin ich gut." (14. Januar.)

Ja, er ist gut, aber er ist eben leichtsinnig und vor allen Dingen unglaublich leidenschaftlich. Er hat Recht, wenn er am ersten Tage seiner täglichen Aufzeichnungen von seinem sanguinischen Temperamente spricht. Die Leidenschaft treibt ihn dazu, dem Gedanken des Selbstmordes näher zu treten. Als sein Vater ihn geprügelt hat, will er sich ins Wasser stürzen. (29. Januar.) Und als die Fälschung der Unterschriften herauskommt, schließt er sich in sein Zimmer ein und grübelt wieder über die große Frage des Seins oder Nichtseins (13. April), und nur die Liebe für seine Eltern bestimmt ihn dazu, den Selbstmordgedanken aufzugeben. Gewiß ist viel Pathos der Unreife und jugendliche Uebertreibung dabei, aber als eitel Flunkerei darf es nicht betrachtet werden. Das Tagebuch ist von Anfang bis zu Ende vollkommen ehrlich und aufrichtig, es darf nicht daran gezweifelt werden, daß der leidenschaftliche junge Mensch nach der demüthigenden Strafe und in der Verzweiflung über seine Unthaten als Schüler dem Gedanken, sich das Leben zu nehmen, wirklich nahe getreten ist.

Es ist auch etwas durchaus Ungewöhnliches, daß ein Knabe in dem Alter so leidenschaftlich, so glühend haßt, wie Ferdinand Lassalle. Und mit dem Gefühl des Hasses empfindet er sogleich auch den herrischen Drang der Wiedervergeltung. Auge um Auge, Zahn um Zahn! Und er leistet fürchterliche Eide, daß er nicht ruhen, nicht rasten werde, bis er sich gerächt habe. In einem Zank mit der Schwester wirft er sich auf die Kniee und schreit mit einem solchen Aufwande von Kraft, daß seine Stimme heiser wird: „Gott, Gott, gieb, daß ich nie diese Stunde vergesse! Schlange mit Deinen Krokodilsthränen, diese Stunde sollst Du bereuen! Bei Gott! ich schwöre es! Und lebt' ich fünfzig, und lebt' ich hundert Jahre, ich will sie auf dem Todtenbette nicht vergessen! Aber Du sollst es auch nicht!" (11. Januar.) Dem Manne, der die Ehre seiner Schwester zu beflecken sucht, ruft er nach: „Fluch auf ihn! Und währte es noch zwanzig Jahre, ich werde zu strafen und die beleidigte Ehre meines geliebten Vaters zu rächen wissen!" (12. Januar.) Als er verzeichnet, daß er in der Schule von einem Lehrer schlecht behandelt sei, schreibt er: „Geduld, Geduld, die Zeit wird kommen!" Von einem Mitschüler, der ihn schadenfroh ansieht, schreibt er: „Dieser Blick hat auch in mir Haß gegen ihn entzündet, Haß, der, bei meinem Wort, lange währen soll, bis er sich gekühlt hat. Ich hasse außer ihm nur noch einen Menschen, und das ist T. (der frühere Bräutigam seiner Schwester). Aber bei Gott! dieser Haß wird ewig dauern! Tod ihm! Elend! Vernichtung werde ich bis zu meinem letzten Augenblicke ihm wünschen und, bei Gott! es nicht beim bloßen Wünschen bewenden lassen! Selbst Hand an's Werk gelegt!" Ja, er steigert diese Verwünschungen noch. Mit der alttestamen=

tarischen Wuth einer Deborah erhebt er sich und flucht: „Den schrecklichsten Fluch über mich selbst, wenn ich ruhe, bis ich gerächt, fürchterlich gerächt habe an diesem Hund meine Schwester, meinen Vater! Wenn ich je daran vergesse, will ich verflucht sein, hier und dort. Wenn ich ihm die Leiden nicht zehnfach zurückerstatte, die er meinem Vater, meiner Schwester zugefügt, möge ich verdammt sein! Gott, du hörst es." (8. März.)

Und mit dieser Wiedervergeltung spaßt er durchaus nicht. Er empfindet eine innige Schadenfreude, wenn es seinen Feinden schlecht ergeht. Man glaubt mitunter den Psalmisten zu hören, der die Vernichtung seiner Feinde inbrünstig erfleht. Er jauchzt auf, als er einen Menschen krank geärgert hat. (1. März.)

Als ich diese leidenschaftlichen Stellen las, mußte ich lebhaft desselben Lassalle gedenken, wie ich ihn später, 1864, in Iserlohn auf der Rednerbühne vor den Tausenden der Arbeiter mit erhobener Rechten, mit flammenden Augen dastehen sah und mit fürchterlich donnernder Stimme ausrufen hörte: „Das haben die Bourgeois der Fortschrittspartei für Euch Arbeiter gethan! Schwört mir, schwört, daß Ihr es ihnen gedenken wollt!" Der Mann aus dem Jahre 1864 und der Mann aus dem Jahre 1840, sie sind in Wahrheit ein und dasselbe Wesen.

Sehen wir uns nun die Umgebung des jungen Ferdinand Lassalle zu Anfang des Jahres 1840 etwas näher an. Ich bin in diesen Angaben über die Breslauer Verhältnisse, Persönlichkeiten und Localitäten, die zum vollen Verständnisse der nachstehenden Blätter unerläßlich sind, und auf die der Leser öfter zurückzugreifen genöthigt sein wird, da ich die Lassalle'schen Aufzeichnungen nicht mit einem Ballast von Fußnoten beschweren möchte, von einem Breslauer Jugendfreund Ferdinand Lassalles in dankenswerthester Weise unterstützt worden.

Lassalles Vater wohnte in dem ihm gehörigen Eckhause der Schloßstraße und des Roßmarktes, an dessen Hinterfront die jetzt zugeschüttete Ohle vorbeifloß. In diesem aus den zwanziger Jahren stammenden Gebäude hatte Lassalles Vater, der ein beträchtliches Engrosgeschäft in Seiden- und Textilwaaren betrieb, einen offenen Laden, in Breslau wie auch in einigen anderen Städten „Gewölbe" genannt, und in diesem Hause wohnte auch die Familie. Der alte Heymann Lassal war eine stattliche, vornehme Erscheinung, groß und kräftig gebaut, mit klugem und angenehmem Gesicht. Er lebte in guten Verhältnissen und erfreute sich eines vortrefflichen Rufes. Er war heftig, bisweilen sogar jähzornig, im Grunde aber ein braver und seinen Sohn zärtlich liebender Vater. Mit der Mutter, die immer klagte, war das Leben nicht ganz bequem, dazu kam noch, daß Frau Lassal schwerhörig war. Vor Allem war es die Gewohnheit des alten Lassal, jeden Nachmittag in die kaufmännische Ressource zu gehen — es war dies eine gesellige Vereinigung, ähnlich dem Berliner Brüderverein —, die oft zu häuslichen Scenen führte.

Friederike, das älteste Kind, war ein schönes, frisches, lebhaftes Mädchen, Ferdinand ein gleichfalls sehr hübscher Bursch, für sein Alter eher groß als klein, von guter Haltung, der Kopf auffallend rund, mit üppigen, dunkelblonden, krausen Haaren, hoher Stirn, gerader Nase und großen, klugen, blauen Augen. Außer den beiden Kindern lebte im Lassal'schen Hause noch eine Waise, Emilie, die halb Familienmitglied, halb Dienstbote gewesen zu sein scheint. Außerdem erfahren wir gelegentlich, daß in dem Hausstande noch eine Schleußerin — bei uns nennt man es Hausmädchen — und eine Köchin beschäftigt sind. Unten im Gewölbe werden die Geschäfte außer vom Vater von dem Commis Orgler besorgt. Als Hausärzte lernen wir die Doctoren Guttentag und Paetzold, einen tüchtigen Chirurgen, kennen.

Die nächsten Anverwandten sind die Familien Friedländer. Der eine Onkel Friedländer und seine Tochter Dorchen verkehren viel im Hause. Sein Sohn, von Lassalle gewöhnlich als „Vetter Ferdinand" bezeichnet, hatte sich mit Friederiken verlobt. Dieser Ferdinand Friedländer, der sich später Chevalier Friedland nannte, war ein sehr begabter und unternehmender junger Mann. Er hatte mit dem Herzog Descazes eine Reise nach Persien gemacht, Ausgang der dreißiger Jahre. Ohne eine regelrechte polytechnische Bildung genossen zu haben, leistete er doch als Ingenieur sehr Beachtenswerthes. Er war es auch, der die Gasbeleuchtung für Breslau einführte und organisirte. Später zog er nach Prag. Seine Klugheit und sein Geschick wurden überall anerkannt. Er galt auch als ein sehr liebenswürdiger Mensch, und sein Charakter wurde von Niemand bemängelt, aber er stand, man weiß nicht recht, weshalb, im Rufe, ein wenig Abenteurer zu sein. Wir werden sehen, daß Ferdinand, als er seiner Schwester die Verlobung mit dem Vetter ausreden will, das auch gegen diese äußert. Später ändert der junge Ferdinand Lassalle sein Urtheil über den Vetter. Im zweiten Abschnitte werden wir sehen, daß Ferdinand seinen Widerstand vollkommen aufgegeben hat und dem liebenswürdigen, klugen und welterfahrenen Vetter aus Paris das günstigste Zeugniß ausstellt.

Von den Verwandten Lassalles wird endlich noch Tante Burgheim genannt, eine ehrwürdige Matrone.

Die jüdische Gemeinde Breslaus war zu jener Zeit in zwei Lager gespalten. An der Spitze des einen stand der streng orthodoxe, die rituellen Formen mit Starrheit aufrecht erhaltende Oberrabbiner Tictin. Diesem gegenüber wurde von den Freisinnigen der sehr kluge, unterrichtete und des Wortes in hohem Grade mächtige Rabbiner Dr. Geiger angestellt, der zu den intimsten Freunden des Lassal'schen Hauses gehörte. Die Eltern besuchen an jedem Sabbath den Tempel, in dem Dr. Geiger predigt, und auch der junge Ferdinand begleitet die Eltern oft dahin. Die Geiger'schen Predigten machen auf den jungen Mann einen tiefen Eindruck.

Zu den Hausfreunden gehören noch die Mitglieder der Familie

Skutsch, Liebich (Weinhändler), Zadig, Wollheim, von denen Mathilde und Siegfried Wollheim namentlich aufgeführt werden (wohl Geschwister des in Berlin vor einigen Jahren verstorbenen bedeutenden Kohlenhändlers Cäsar Wollheim). Ferner verkehren in dem Hause ein Dr. Shiff, der zur Zeit als Gast in Breslau weilt, und Borchert, ein sehr begabter Mann, der später politisch Carriere macht und auch Abgeordneter wird. Dieser ist es, der eigentlich Lassalles zukünftige Bedeutung zuerst in vollster Klarheit erkennt und die Unvorsichtigkeit begeht, mit dem ganz jungen Menschen darüber offen zu sprechen. Wir machen dort auch die Bekanntschaft mit Brainersdorf, der als witziger galanter Gesellschafter sich in den Kreisen, in denen die Familie Lassal verkehrt, einer großen Beliebtheit erfreut. Ein Freund des Hauses, Barschall, stirbt. (31. Januar.) Ueber zwei Hochzeiten, die Dr. Langendorf'sche (23. Januar) — Dr. Langendorf stammte aus einer angesehenen Kaufmannsfamilie — und die Landsberger'sche (1. März) wird ausführlich berichtet. Landsberger, einer der drei Socien der Firma S. L. Landsberger, gehörte zu den vornehmsten Kaufleuten Breslaus. Die Firma, deren beide andere Inhaber die Herren Commerzienrath Friedlaender und Ullmann — Schwager von Ferdinand Friedlaender — waren, besaß außer einem beträchtlichen Wollgeschäft erheblichen Grund- und Grubenbesitz in Oberschlesien. Sie steht noch heut in hohem Ansehen. Bei diesen und anderen geselligen Gelegenheiten werden noch sehr viele Familien genannt, über die an dieser Stelle nichts Besonderes zu sagen ist.

Lassalle hatte zunächst das reformirte Gymnasium besucht. Die Gründe, die ihn veranlaßt haben, dasselbe zu verlassen, sind uns nicht bekannt. Sie lassen sich ohne Mühe errathen. Lassalle wird auf dem reformirten Gymnasium ein eben so schlechter Schüler gewesen sein, wie im Magdalenen-Gymnasium, und sich dort eben so wenig wohlgefühlt haben wie hier. Zur Zeit unseres Tagebuches, Januar 1840, war er Secundaner des Magdalenen-Gymnasiums. Die Lehrer dieser Anstalt, die er nennt, und die ohne Ausnahme von dem Schüler wenig freundliche Censuren bekommen, sind der Director Dr. Schönborn, Dr. Tschirner, der wohl sein Ordinarius gewesen sein wird, Rudiger, der französische Lehrer, Hiller und Köcher. Unter den Mitschülern Lassalles finden wir die Namen Köhler, Sohn des Organisten an der Elisabethkirche, der als Gymnasiast ein ganz ungewöhnliches Zeichentalent verrieth, Meitzen, Professor an der Berliner Universität und Geh. Regierungsrath, Hahn, den früheren Leiter unseres ministeriellen Preßbureaus, Herausgeber der „Provinzialcorrespondenz“ und der Bismarck'schen Reden — dieser Hahn ist im echten Schülersinne Lassalles gehaßtester „Feind“ —, Haber, einen Verwandten von Siegmund Haber, dem bekannten Humoristen, Verfasser des Lustspiels „Ein Stündchen auf dem Comptoir“ und Redacteur des „Ulk“, und Andere.

Lassalles beste Freunde sind die beiden Gerstenberg, die Söhne eines

Lotteriecollecteurs. Der ältere, Samuel, war ein ruhiger, tüchtiger Kaufmann, der aus seinem bescheideneren Wirkungskreise nie herausgetreten ist.

Am nächsten Lassalles Herzen steht aber der jüngere Gerstenberg, Isidor, der damals etwa siebzehn Jahr alt war, und für den er die wärmsten Gefühle aufrichtiger Freundschaft empfindet. Dieser Isidor Gerstenberg, der mit großen Verstandesgaben und edlen Charaktereigenschaften ausgestattet war, machte dann auch später eine glänzende Carriere. Von Breslau aus begab er sich nach kurzem Aufenthalt bei seinem Onkel Louis Gerstenberg in Hamburg nach England, blieb einige Zeit in Manchester, und ließ sich dann in London dauernd nieder. Dort erwarb er sich durch seine Tüchtigkeit und seinen Ideenreichthum eine der ausgezeichnetsten kaufmännischen Stellungen. Nachdem er durch den längeren Aufenthalt die Zulassung zum Stockexchange erlangt hatte, gewann er sehr bald das Vertrauen der größten Londoner Geschäftsleute. Er war der Erste, der die Idee anregte und durchführte, zu gemeinsamem Schutz der Inhaber fremder Werthpapiere, die durch die Unzuverlässigkeit der fremden Regierungen stark gefährdet waren, eine Vereinigung aller Betheiligten zu bilden, um mit vereinten Kräften die Rechte der in ihren Interessen bedrohten Besitzer solcher zweifelhaften Werthpapiere, die Inhaber von Obligationen fremder Staatsschulden, zu schützen. Auf seine Veranlassung und unter seiner regsten Thätigkeit entstand die Gesellschaft der Bondsholders. Diese Coalition sollte mit allen zu Gebote stehenden Mitteln, durch die Presse, durch Intervention der diplomatischen Vertreter, durch Delegirte, die von der Gesellschaft eventuell an Ort und Stelle zu senden wären, die Schuld der säumigen Zahler eintreiben oder dafür eventuell andere Werthobjecte Ueberlassung von Ländereien und dergleichen, durchsetzen, mit einem Worte: das europäische Kapital nach Kräften schützen. Die Idee fand großen Anklang und leistet noch bis zu diesem Augenblick der kaufmännischen Welt die erheblichsten Dienste. Isidor Gerstenberg erhielt den Ehrenposten eines Kanzlers dieser Bondsholders-Gesellschaft. Er selbst gewann bei diesem Unternehmen ein beträchtliches Vermögen. Ebenso waren andere großartige kaufmännische Unternehmungen, an deren Spitze er stand, für ihn in hohem Grade gewinnbringend. Er war es unter Anderm, der die erste telegraphische Verbindung zwischen England und dem Continent, das Kabel zwischen Dover und Calais, herstellte. Das Vermögen, das er sich durch seine großartige kaufmännische Veranlagung und seinen Unternehmungssinn erworben hatte, wurde auf etwa eine Million Pfund Sterling geschätzt. Einem Freunde erzählte er einst lächelnd, daß er in Ecuador Ländereien im Umfange von 2700 Quadratmeilen besitze, die er für eine schlechte Schuld übernommen hatte. Isidor Gerstenberg besaß auf allen Gebieten ein umfassendes Wissen. Er war Autodidakt im besten Sinne des Wortes. Er verkehrte in London mit der ausgewähltesten Gesellschaft. Auch Lothar Bucher, der damals als Correspondent

der „National-Zeitung" in London lebte, gehörte zu Gerstenbergs intimem Verkehr. Wahrscheinlich hat Gerstenberg die Bekanntschaft Buchers mit Lassalle vermittelt. Wir wissen, wie sich diese beiden bedeutenden Männer später näherten, und besitzen in dem meisterhaftesten Pamphlet der neueren Zeit „Julian Schmidt, der Literarhistoriker" ein dauerndes Zeugniß dieser geistigen Eintracht. Auch Ferdinand Freiligrath war ein intimer Freund Isidor Gerstenbergs. Von Allen, die ihn näher kennen, wird Isidor Gerstenberg als ein großartiger kaufmännischer Kopf, als ein ideenreicher solider, mit der Macht des Kapitals ausgestatteter Großkaufmann bezeichnet, als ein Unternehmer im größten Stil, kühn und dabei doch ruhig, muthig und besonnen.

Isidor Gerstenberg hatte ein tragisches Ende. Bei einem seiner bedeutenden Unternehmen hatte er erhebliche Verluste erlitten. Er war emsig beschäftigt, diese Schäden möglichst zu verringern und zu erhalten, was zu erhalten war. Da brach in einer seiner Fabriken eine Explosion aus, die ihn zwar selbst nicht beschädigte, aber die Ausdünstungen, die er einathmete, machten ihn zeitweilig leidend. Sein Kopf war benommen, seine Athmungswerkzeuge hatten gelitten. Um Genesung von seinem Leiden zu suchen, wollte er sich — es war im Jahre 1876 — nach einem Kurort begeben. Bei der nächtlichen Ueberfahrt von Dover nach Calais fühlte er sich in der Cajüte nicht wohl, ging auf Deck und spazierte dort auf und ab. Dabei hatte er das Unglück, in den durch einen unverzeihlichen Leichtsinn oben nicht geschlossenen und nicht beleuchteten Maschinenraum zu stürzen, wo er von den eisernen Armen gepackt und zerquetscht wurde. Freilich wollte die Gesellschaft, um den Vorwurf des frevelhaften Leichtsinns von sich abzuwälzen, die Behauptung aufstellen, Gerstenberg sei nicht bei Sinnen gewesen. Aber die Aussage der glaubwürdigen Zeugen lassen das Gegentheil mit Bestimmtheit annehmen, und festgestellt ist, daß der Maschinenraum finster und daß die Oeffnung nicht vergittert war. Isidor Gerstenberg hinterließ bei seinem Tode ein Vermögen, das freilich nicht ganz so bedeutend war, wie man geglaubt hatte, aber das immerhin noch ein sehr beträchtliches genannt werden darf, etwa zehn Millionen Mark. Auch nach den Aufzeichnungen des jungen Ferdinand Lassalle erscheint der damals noch blutjunge Isidor Gerstenberg als ein durch und durch sympathischer und liebenswürdiger Mensch.

Mit ihm und anderen Freunden besucht Lassalle regelmäßig und natürlich verbotener Weise wohl so ziemlich alle Conditoreien und Kneipen Breslaus des Jahres 1840. Da lernen wir kennen „das Häsel", die Wirthschaften und Conditoreien von Hesse, Kastner, Manatschal, Orlandi, Klosse. Da wird auch mehrfach das Etablissement von Kroll genannt, das der junge Ferdinand mit seinen Eltern und den Freunden seiner Familie besucht, ein großartiges Glashaus mit Vergnügungsgarten. Auch von der

Restauration, in der der Rheinländer Hüther die damals noch sehr seltenen Austern nach Breslau brachte, ist die Rede.

Der mehrfach genannte Kern ist Buchhändler und in einer Leihbibliothek angestellt.

Für Diejenigen, die Breslau nicht kennen, ist noch zu bemerken, daß das einigemal erwähnte Kleinburg, das jetzt eine zum Stadtbezirk gehörige Vorstadt ist, damals noch von der Stadt durch eine drei Viertelstunden lange Chaussee getrennt war. Klettendorf liegt eine Viertelmeile hinter Kleinburg.

Der erste Abschnitt des Tagebuchs, 1. Januar bis Mitte April, den wir „Schüler-Leid und -Lust in Breslau" überschrieben haben, ist zwar der weniger bedeutende, aber er hat immerhin für die Kenntniß des Lebens und Wesens Ferdinand Lassalles eine nicht zu unterschätzende Wichtigkeit. Er zeigt uns, wie dem Breslauer Secundaner durch allerhand dumme Streiche das fernere Verbleiben auf dem Gymnasium unerträglich wird, und welche besonderen Thatsachen ihn dazu veranlassen, seinen Vater drrngend zu bitten, ihn von der Lateinschule wegzunehmen und ihn Kaufmann werden zu lassen. Für die Kenntniß der äußeren Lebensumstände des jungen Lassalle und seines Charakters sind diese Blätter in hohem Grade bezeichnend. Ihren vollen Werth erlangen sie indessen erst im Zusammenhang mit dem zweiten Abschnitt, in dem die Frage, wie sich die Zukunft gestalten werde, die im ersten Abschnitte sich nur schüchtern regt und nur unbewußt zum Ausdruck gelangt, mit Klarheit und Entschiedenheit an den jungen Mann herantritt und energisch beantwortet wird. Allen diesen Seiten, den in Breslau, wie den in Leipzig geschriebenen, ist Eines gemeinsam: die vollkommene, mitunter die Brutalität streifende Aufrichtigkeit. Diese schonungslose Ehrlichkeit dünkt uns die vornehmste Eigenschaft dieser Aufzeichnungen zu sein. Um ihretwillen sehen wir dem jungendlichen Strick, der sein Programm, sich selbst gegenüber wahr zu sein, mit eiserner Consequenz durchführt, so Manches nach, was unter heuchlerischer Beschönigung unverzeihlich sein würde.

In diesen Selbstbekenntnissen eines ungewöhnlich gescheidten Jungen zeigt sich der Zwiespalt während seines Werdeprocesses im reizvollsten Lichte. Auf der einen Seite haben wir es mit einem richtigen Kinde zu thun, mit kindlichen Unarten, kindlichem Uebermuth und kindlichem Schmerz. Auf der andern Seite glauben wir beinahe schon einem Manne gegenüberzustehen, der unheimlich fertig ist, von dem sich Erwachsene Rath erbitten, der in den wichtigsten Familienfragen seine Stimme erhebt, der im zweiten Abschnitt nach allerlei seelischen Schwankungen schließlich zielbewußt das Programm seiner Zukunft aufstellt, der als noch nicht Sechzehnjähriger durch den dunklen Drang, der ihn ganz beherrscht, mit Gewalt schon nach jener Richtung hingetrieben wird, die er später mit klarer Erkenntniß einschlägt, der sich als Kämpfer, Redner, Agitator fühlt und ohne besondere Mühe, wie es scheint, seinen vertrauenden Vater dazu bestimmt, ihm zu

gestatten, sich auf diese Thätigkeit, die er als seine Lebensaufgabe betrachtet, wissenschaftlich vorzubereiten. Ob es nun gerade der rechte Weg ist, das soll hier nicht entschieden werden. Die durchdringende Schärfe des Verstandes, die vollkommene Rücksichtslosigkeit, der leidenschaftliche Haß gegen alle diejenigen, die ihm entgegenstehen, der feste Entschluß, da, wo Ueberredung nichts hilft, zur Gewalt zu greifen, — all' diese Eigenthümlichkeiten finden schon in diesen intimen Aufzeichnungen des knabenhaften Jünglings einen erstaunlich charakteristischen Ausdruck.

Am wohlthuendsten berührt im Gegensatz zu diesen Härten und Schärfen das innige und herzliche Verhältniß, das ihn an seine Verwandten knüpft. Mit seiner Schwester Friederike steht er zwar zunächst im elterlichen Hause nicht auf gutem Fuß, aber die Beziehungen bessern sich mit der Zeit immer mehr, und sobald von außen her seiner Schwester Unannehmlichkeiten drohen, tritt er mit der leidenschaftlichen brüderlichen Liebe unbedingt für sie ein. Er ist keineswegs blind für die Schwächen seiner Eltern, aber immer und überall kommt das kindliche Gefühl der Unterordnung, auch da, wo sein Verstand mit den Anordnungen seiner Eltern nicht einverstanden ist, — eine tiefe und wahre Pietät und eine zärtliche echte Kindesliebe zum Durchbruch. Besonders im zweiten Abschnitt, da er fern von den Seinen weilt, wird ihm bewußt, wie er mit allen Fasern seines Seins mit den Seinigen unlösbar verbunden ist. Und wenn er seines herzensguten Vaters gedenkt, findet er nicht genug Worte überschwänglicher Dankbarkeit.

In dem ersten Abschnitt, mit dem wir uns zunächst zu beschäftigen haben, wird der junge Secundaner von den selbstverschuldeten Schulsorgen und von dem innigsten Verlangen, möglichst bald aus der unleidlichen Situation herauszukommen, fast ausschließlich beherrscht. Er hat keine Zeit und keine Lust, sich währenddem um seine Zukunft zu kümmern. Während seiner Breslauer Secundanerzeit sinnt er über nichts Anderes, als wie er den Obliegenheiten der Schule sich möglichst entziehen könne, und wenn er nicht mit seinen Eltern an gesellschaftlichen Zerstreuungen betheiligt wird, sucht er die Gesellschaft seiner Freunde auf, um mit ihnen zu bummeln, Karten und Billard zu spielen.

Es erübrigt uns noch ein Wort über die Art und Weise, wie wir die Aufzeichnungen des jungen Lassalle für die Oeffentlichkeit benutzt haben. Selbstverständlich haben wir nicht den geringsten Zusatz zum Texte gemacht, dagegen haben wir vieles Gleichgültige, namentlich die genauen Angaben über sein Gewinn- und Verlustconto im Spiel, gestrichen, an zwei oder drei Stellen unzulässige Derbheiten im Ausdruck durch sinnentsprechende Umschreibungen gemildert, und die Namen einiger Personen, über die Lassalle sich mit ungewöhnlicher Härte ausspricht, beseitigt, beziehentlich durch einen Buchstaben bezeichnet. Daß das Tagebuch Lassalles vollkommen authentisch, daß es von der ersten bis zur letzten Seite von seiner eigenen Hand geschrieben ist, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel.

Unter dem Vorbehalt, dem zweiten Abschnitt: „Der Handelsschüler in Leipzig" noch eine besondere Einführung voranzuschicken, beginnen wir nunmehr mit der Veröffentlichung des ersten Abschnitts.

P. L.

Schüler-Leid und -Lust in Breslau.

Januar bis Mitte April 1840.

Vorliegende Blätter sind bestimmt, alle meine Handlungen, meine Fehler, meine guten Thaten aufzunehmen. Ich will mit der größten Gewissenhaftigkeit und Aufrichtigkeit in ihnen nicht nur das aufzeichnen, was ich that, sondern auch die Motive dieser Handlungen angeben. Für jeden Menschen ist es sehr wünschenswerth, seinen eigenen Charakter kennen zu lernen. Und wie man in einem Roman aus den Handlungen und Gesprächen der verschiedenen Personen auch ihren Charakter kennen lernen kann, so kann auch wohl Jeder, der sein Tagebuch aufmerksam und ohne daß ihn die Eigenliebe verblendet — wenn er anders sich mit Gerechtigkeit und streng geschildert hat — durchliest, hieraus sich selbst kennen lernen. Und wenn ich eine ungerechte That verübt habe, werde ich dann nicht erröthen, wenn ich sie hier aufzeichne? Und werde ich nicht noch mehr erröthen, wenn ich sie später überlese? Dieses doppelten moralischen Zweckes willen, wie auch wohl deswegen, weil es Vergnügen gewährt, wenn man nach Jahren liest und sich in's Gedächtniß zurückruft, was man vor Jahren genossen oder erlitten hat, habe ich es unternommen, ein Tagebuch zu schreiben.

1. Januar 1840. Ferdinand Lassal.

Motto: Wahrheit? Wie? Nach Wahrheit
Streb' ich ja allein!
(Schiller.)

Mittwoch, 1. Januar 1840.

Nach einer halb durchjubelten Nacht stand ich um acht Uhr Morgens fidel wie immer auf. Ich zog mich an und ging zu Isidor Gerstenberg in das Gewölbe. Dieser, dem ich meine Geldnoth klagte — ich hatte Sylvester all' mein Geld bis auf fünf Silbergroschen verspielt —, bot mir an, mir zu borgen. Allein ich schlug dies aus. Darauf ging ich zu Manatschal frühstücken, verzehrte drei Silbergroschen und las das „Journal des Débats." Vorher war ich mit Hein zu Hesse gegangen, um Billard zu spielen, konnte dies aber nicht, da es während der Kirche nicht erlaubt ist. Von Manatschal ging ich nach Hause und von da zu Samuel Gerstenberg in sein Logis. Er war soeben aufgestanden, kleidete sich an und ging

mit mir ins „Häsel“ Billard spielen. Wir spielten Beide sehr schlecht, und die Partien dauerten lange. Einige anwesende ausgezeichnete Spieler wurden hierüber ungeduldig und bespöttelten unser Spiel, so daß ich mich genirte und blos zwei Partien spielte, die ich beide gewann. Darauf sah ich dem Spielen der Anderen zu. Der Eine besonders spielte wirklich ausgezeichnet. Er schien mir ein solcher zu sein, dessen Gewerbe Billardspielen ist. Er parirte meist auf einzelne Bälle und spielte fast immer um Geld. Er war ein Christ und eben nicht aus den oberen Ständen. Er bot Samueln eine Partie um vier gute Groschen an, wobei er ihm vierzig vorgeben wollte. Ich sagte nun Samueln, ich wolle für ihn auf sein Risico spielen. Samuel wollte mich dazu permoviren, zwei gute Groschen dazu zu geben, aber umsonst. Ich blieb fest. Endlich vereinigten wir uns dahin, daß ich mit jenem Spieler um zwei gute Groschen spielen wollte, wozu Samuel die Hälfte gab. Die erste Partie verlor ich, die zweite, dritte und vierte gewann ich. Nun wollte ich aufhören, trotz allem Schreien und Lärmen meines Gegners. Ich hatte ungern die erste Partie gespielt — denn es war gegen meine Grundsätze — und wollte nun nicht weiter. Denn wenn ich auch noch gern Billard spiele, so ist es mir doch nicht mehr Leidenschaft. Mein Gegner aber, der vier Groschen verloren hatte, verlangte durchaus, ich sollte um diese vier Groschen mit ihm spielen. Ich weigerte mich, gab aber nach, als auch Samuel mir zuredete, machte aber vorher aus, daß ich nun die letzte Partie spielte. Ich gewann, theilte meine acht gute Groschen mit Samuel und ging, meinen sich ungemein ärgernden Gegner verlachend, davon, verabredete noch, daß ich um zwei Uhr in Gerstenbergs Wohnung kommen sollte. Darauf borgte ich mir von Isidor acht gute Groschen, um den Nachmittag Geld zu haben, und ging nach Hause. Es war zwölfeinhalb Uhr. Auf der Treppe begegnete ich dem Rabbiner Geiger. Oben war Skutsch mit der Tochter. Mein Vater fragte mich, warum ich zu spät käme, und ich verfügte mich in meine Stube. Hier sah ich einen Jaromir*) und dieses Buch liegen. Leicht errieth ich, daß Beides für mich wäre. Ich hatte gegen meinen Vater den Wunsch geäußert, einen Shlips zu bekommen, und mein Vater hatte mir einen Jaromir gekauft, da er glaubte, daß ich mir einen solchen wünschte. Ich nahm mir aber vor, meinen Vater nicht auf diesen Irrthum aufmerksam zu machen. Sein Zweck war doch, mich zu erfreuen durch die Realisirung meines Wunsches, und ich bin viel zu zartfühlend, als daß ich hätte sagen können: „Mein Vater, Du irrst Dich, ein solches Tuch erfreut mich nicht.“ Ich ähnele hierin nicht meiner Mutter. Ueberhaupt war ich gerührt von der Güte meines Vaters, um so mehr, als ich eben vom

*) Jaromir wurde ein breiter shawlartiger Kopfschutz genannt, der Ohren und Hals bedeckte. In dieser Vermummung erschien der Darsteller des Räuber Jaromir in Grillparzers „Ahnfrau“, und von diesem erhielt das Cachenez seinen Namen.

Billardspielen kam, das er mir doch verboten hatte. Aber warum spiele ich denn Billard?

Ich habe den Fehler, den Befehlen, die mir mein Vater giebt, nicht blindlings zu gehorchen, was wohl besser wäre, sondern erst über sie nachzudenken und mich zu befragen: warum befiehlt mir mein Vater dies? So bin ich also zu dem Resultat gekommen: mein Vater hat wohl nichts dagegen, wenn ich in einer müßigen Stunde eine Partie spiele, aber er verbot es mir gänzlich, damit es mir nicht — was bei meinem sanguinischen Temperamente zu vermuthen war — zur Leidenschaft wurde. Früher übertrat ich das Verbot, weil mir das Spiel Leidenschaft war. Jetzt ist es mir aber nicht mehr Leidenschaft und kann es nie mehr werden, da außer der Liebe nie eine und dieselbe Leidenschaft zweimal das Herz eines Menschen zerreißt. Folglich kann ich spielen, ohne den Sinn des väterlichen Gebotes zu übertreten; denn ich halte viel auf jenen Ausspruch:

Der Buchstabe tödtet,
Der Geist macht lebendig.

Wenn ich also bei jenem Verbote den Buchstaben übertrete, so übertrete ich doch nicht den Geist, den eigentlichen Sinn, das, was mein Vater bezwecken wollte. Ob ich hieran Unrecht thue oder nicht, weiß ich nicht. Doch genug hiervon.

Beim Mittagessen erzählte ich dem Vater, daß ich das „Journal des Débats“ gelesen hatte. Er fragte mich: „Wo?“ und als ich antwortete: „Bei Manatschal“, so sagte er mir: es schicke sich noch nicht für mich, zum Conditor zu gehen. Nach dem Essen schickte mich mein Vater mit fünfzig Thalern zum Dr. Guttentag. Dieser war äußerst freundlich und unterhielt sich lange mit mir.

Abends ging ich mit Isidor und einer ganzen Suite zu Hesse, wo wir zwei Boules spielten, von denen ich eine gewann. Später spielten wir noch Onze-et-demi bei Gerstenbergs. Ich gewann.

Donnerstag, 2. Januar.

Vormittag fiel nichts Bedeutendes vor. Nachmittags hatte die Mutter Herrn und Fräulein Skutsch, Madame N. und Cousine Dorchen aufgefordert, zu Kroll zu kommen. Später sollte man bei uns soupiren. Die Gäste versammelten sich um zwei. Auch Dr. Shiff kam. Ich zog mich an und ging in das Versammlungszimmer. „Dr. Shiff“, sagte ich leise zu ihm, „wie gefällt Ihnen Madame N?“ „Ausgezeichnet! O, wenn ich bei der ankommen könnte . . .“ „Nichts leichter als das“, erwiderte ich. „Ich will Ihnen, was durchaus nöthig ist, die näheren Details mittheilen, dann probiren Sie frischweg.

Komm den Weibern sanft entgegen,
Du gewinnst sie, auf mein Wort!
Doch wer kühn ist und verwegen,
Kommt gewiß noch besser fort."*)

so recitirte ich fast laut und fuhr dann leiser fort: „Ich glaube, diese Festung wird am besten mit Sturm genommen.

„Du bist ein Engel!" rief der Doctor, schleppte mich zu Madame N. und fing nun dort an, sich liebenswürdig zu machen.

Man fuhr zu Kroll. Gegen sechs Uhr kam man zurück und ging in die Vorderstube, wo der Tisch gedeckt stand. Auf allgemeines Verlangen ging Dr. Shiff zum Klavier. Bis dahin hatte ich noch gar nicht geglänzt, mir auch noch nichts mit Madame N. zu thun gemacht, weil ich sehr große Zahnschmerzen hatte. Als man aber zum Souper ging, Madame N. sich auf's Sopha setzte, Shiff seinen Stuhl hart an's Sopha rückte, so setzte ich mich zur andern Seite der N. auf's Kanapee, indem ich selbst aufforderte, diese Ungebühr zu bemerken. Nun nahmen wir — Shiff und ich — die N. in's Kreuzfeuer. Der Doctor ist geistreich, also gegen diese Seite konnte sie nichts ausrichten. Ich sprach auch an diesem Abend gut. Shiff hörte mir, wenn ich redete, minutenlang zu und sagte dann: „Ferdinand, Du bist gar nicht bitter." Er sagte dies aber so langsam und ernst, daß er es wirklich zu glauben schien.

Madame N. brach nun in eine Wuth von Complimenten gegen mich aus. Später drehte sich Shiff gegen meine Schwester und sagte zu ihr: „Ihr Bruder ist geistreich, und dies sehr." „Wer zweifelt daran?" erwiderte sie prätentiös.

Plötzlich sagte Shiff zur N.: „Madame, ich hätte Sie als Braut sehen mögen!" „Ich bin so glücklich gewesen, Doctor!" rief ich begeistert aus. „Und nie werde ich den Augenblick vergessen, als Madame zur Trauung schritt. Denken Sie sich dies seelenvolle Auge halb geöffnet, halb zu Boden geschlagen, mit den Thränen ringend, die es zu verdunkeln drohten, ein Myrtenkranz im bräutlichen Haar, ein rauschendes weißes Atlasgewand um diese reizenden Glieder . . ."

---

*) Lassalle citirt fast immer ungenau — eine Unart, die er auch im reiferen Alter nicht abgelegt hat. Die Worte eines „Erfahrenen" aus dem Musen-Almanach lauten:

„Geh' den Weibern zart entgegen,
Du gewinnst sie, auf mein Wort.
Und wer rasch ist und verwegen,
Kommt vielleicht noch besser fort."

Die eigentliche Pointe hat Lassalle weggelassen. Sie lautet:

„Doch wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt."

„Genug, mein Sohn, Du wirst zu poetisch," rief mein Vater halb scherzend, halb mißfällig. Madame drückte mir fast zu zärtlich die Hand, und der Gedanke stieg in mir auf: Wäre ich doch schon zwanzig Jahre alt! „Ich gäb' ich weiß nicht was darum, wenn ich die Gunst dieses Weibes erringen könnte!" rief der Doctor, vom Tische aufspringend, mir zu. „Ha!" lächelte ich. „Wäre ich nur etwas älter! . . ." „Aber rathe mir, mein Engel!" rief er.

„Hören Sie. Sie begleiten die R. nach Hause und fragen auf dem Wege um Erlaubniß, ob Sie morgen sie besuchen dürfen. Sie wird es Ihnen nicht abschlagen. Dann gehen Sie morgen zu ihr. Ihr Mann verreist, ihr Schwager ist im Geschäft — wahrscheinlich ist sie allein. Und dann muthig voran! Ich wette: Monsier, vous serez à plaindre . . ."

Abends, als Madame R. heimeilen wollte, hatte sich M. Lachs ihr durch meine Schwester zum Begleiter anbieten lassen und war natürlich angenommen. Shiff ging auf meinen Rath dennoch mit. Ich will gleich den weiteren Verlauf des Unternehmens hier mittheilen. Shiff wollte sie wegen Lachs' Anwesenheit nicht um Erlaubniß, sie zu besuchen, bitten, besuchte sie aber dennoch am andern Tage. Unglücklicher Weise war die Schwägerin da. Bei uns erzählte man, daß die R. sich sehr über die Zudringlichkeit des Shiff gewundert habe. Da ich es aus zwei Quellen gehört habe, halte ich es für wahr. Doch erkläre ich es mir so: die R. wird etwas freundlich gegen Shiff gewesen sein, darüber wird die Schwägerin sie nachher in Lachs' Gegenwart aufgezogen haben, und sie mag, um sich zu rechtfertigen, auf Shiff raisonnirt haben. Shiff erzählte mir auch, daß sie gegen ihn sehr freundlich war. Er ließ sich melden, ob er genehm wäre, und sie kam selbst bis auf den Flur und nöthigte ihn zum Wiederkommen. Als Shiff aber ihre Aeußerungen von mir hörte, beschloß er, darüber beleidigt, sie nicht zu besuchen. Wäre das nicht, so wäre Monsieur R. wohl schon zu beklagen.

Freitag, 3. Januar.

Die Nacht hatte ich in wüthendem Zahnschmerz durchrast. Morgens ließ ich mir den Zahn ziehen. Ein heftiges Fieber rüttelte mich. Ich mußte mich zu Bett legen. Dr. Guttentag verordnete mir Medizin.

Sonnabend, 4. Januar.

Ich konnte meiner Krankheit wegen nicht die Rede des Dr. Geiger anhören. Ueberhaupt fiel die ganzen Tage meiner Krankheit nichts Bedeutendes vor, als daß ich erkannte, daß meine guten, guten Eltern mich lieben, immerfort Ecarté spielte und mir meine Mutter einen Ducaten zum Verbrauch schenkte.

Sonntag, 5. Januar.

Mein Freund Isidor besucht mich. Er ist mir wahrlich der liebste von meinen Bekannten. Während die Anderen alle blos sogenannte gute Freunde sind, ist er mein Freund. Ich äußerte dies auch gegen meinen Vater. „Sieh," sagte ich zu ihm, „ob Einer sich um mich bekümmert? Wirklich, Isidor liebt mich und ich ihn."

Montag, 6. Januar.

Ich schickte in die Schule, meine Abwesenheit zu entschuldigen, und übersandte das Schulgeld.

Mittwoch, 8. Januar.

Daß doch meine Mutter, die sonst so gut ist, die Untugend nicht ablegt, zu keifen und zu zanken. Sie macht damit meinen geliebten Vater und sich selbst unglücklich. Wegen eines Stückchen Bandes kann sie sich zanken. O lieber Gott, gieb doch, daß endlich Ruhe bei uns einkehre, Ruhe und Frieden!

Es kam Brief von Ferdinand.*)

Donnerstag, 9. Januar.

Ich stand aus dem Bett auf. Bamberger kam mich zu besuchen. Isidor hat mir gesagt, daß Kern noch vier Groschen fordere, weil ich St. Roche**) so lange behalte, und B. hat den ersten Band gelesen. Auf jeden Fall preßte ich B. die vier Groschen ab. Kern wird aber wahrscheinlich einen Stupp in die Zähne bekommmen, statt vier Groschen.

Nachmittag spielte ich mit Onkel Friedländer zwei Partien Schach und gewann vier gute Groschen. Auch gut. Während mein Körper schwach ist, wird meine Börse gestärkt. Aber ich fürchte, daß mit dem Zunehmen meines Körpers meine Börse abnehmen wird.

Abends sprach ich mit Vater von Dr. S., der noch immer in Breslau ist, und dies, wie mein Vater glaubt, weil er die Rechnung seines Wirthes nicht bezahlen kann. „Mein Sohn," sagte der Vater bei dieser Gelegenheit, „ein Mann, der wie S. in der Nacht noch Hüther zwingt, zu öffnen, damit er Austern essen kann, an dem ist nichts." Ich schwieg, dachte aber: O mein Vater,

Austern essen ist so übel nicht.

Mein Vater nennt dies Leben ein lüderliches. Nun hätte ich aber Behagen an einem solchen lüderlichen Leben.

---

*) Der nachmalige Gatte der Schwester Ferdinand Lassalles.

**) „St. Roche", ein damals viel gelesener Roman von Henriette von Paalzow.

Freitag, 10. Januar.

Zufällig erzählte meine Mutter früh, daß sie einmal das große Loos in der kleinen Lotterie gewonnen und es vorher geahnt habe. Ich sagte nun, daß ich mit Isidor in die Lotterie setzen wolle, und daß es mich ahne, ich würde gewinnen. Und wirklich bin ich so thöricht, dies fast mit Bestimmtheit zu glauben.

Ich schrieb einige Grüße an Ferdinand von seinem „lieben Schwager," wie ich mich ausdrückte, und benachrichtigte ihn von dem Steigen seiner Actien, obwohl ich eher das Gegentheil davon glaube.

Nachmittags wollte Friederiecke zur Tante Friedländer gehen. Da sie aber erst am vorigen Abend gegen den Willen der Mutter dort gewesen war, so wollte es diese und auch der Vater nicht erlauben. Darüber verdrießlich legte sie sich ins Bett. Bald darauf kam S. und erzählte mir, daß er von Riekchen beleidigt worden sei, da sie Mittwochs, eben als sie zu Kroll fuhren, auf seinen Gruß nicht gedankt und seine Anrede nicht erwidert habe. Ferner sagte er mir, daß er mit einem Recensenten Otto Weidemann, der ihn verleumdet, sich auf Pistolen geschlagen habe, daß aber Keiner verwundet sei. Darauf schickte er zu Riekchen: „sie möchte aufstehen und hineinkommen." Und siehe da . . . sie that es. Der Abend verging, ohne daß etwas vorfiel. Er sollte einem schrecklichen Morgen Platz machen.

Sonnabend, 11. Januar.

Meine Feder schaudert zurück, da sie die Scenen dieses Morgens beschreiben soll. Aber ich habe mir Wahrheit gelobt.

Schon beim Kaffeetrinken, als meine Mutter wiederholt darauf aufmerksam machte, daß Riekchen S.'s wegen so schnell aufgestanden sei, rief mein Vater unwillig: „Schon genug, schon genug!"

Man räumte auf. Plötzlich erhob sich in der Hinterstube ein Lärm. Emilie hatte wieder den Schrank, in welchem die silbernen Leuchter, einige Weben Leinwand u. s. w. liegen, offen stehen lassen. Meine Mutter kam in die Stube und wurde von gerechtem Unwillen ergriffen. Sie rief Emilien: „Schon wieder läßt Du den Schrank auf!" und gab ihr, worin sie vielleicht zu weit ging, eine Ohrfeige. Emilie weinte und plärrte und suchte sich zu entschuldigen. Auf den Lärm eilte meine Schwester hinein.

„Ach!" jammerte das dumme und, wie ich seit jenem Tage bestimmt weiß, falsche Thier, „die Madame ohrfeigt mich so."

Meiner Schwester kam dies gelegen. Noch kochte die Wuth in ihr, daß sie nicht Tags vorher zu Friedländers gehen konnte. Sie überhäufte die Mutter mit Vorwürfen. Der Lärm vervielfachte sich. Ich stürzte hinein, riß meine Schwester weg und zog sie in die andere Stube. Hier,

in Gegenwart meines Vaters sprach sie: „Ach, Du bist unbarmherzig. Emilie will fort, sie will durchaus fort."

„Nun," entgegnete ich, „meine Mutter befiehlt ja, sie soll noch heute fort."

„Dummer Junge!" rief mein Vater. „Hat man sie denn auf der Straße gefunden? Man muß mit dem Vormund sprechen." Meine Schwester eilte wieder herein. „Du bleibst hier!" herrschte mir mein Vater zu.

Drinnen benahm sich, wie ich später hörte, meine Schwester sehr schlecht.

„Du willst eine Waise schlagen?" rief sie wiederholt. „Du?"

Mein Vater kam auch dazu, wurde sehr hitzig, ja er ging so weit, daß er meine Mutter bei der Hand faßte. „Ich lasse in meinem Hause keine Waise schlagen!" donnerte er und ging wüthend heraus.

Er ging mit meiner Schwester zu Geigers Predigt. Meine Mutter blieb weinend bei mir, dem Weinenden zurück. Ich war erbittert gegen meine Schwester, ja sogar gegen meinen Vater, denn er war offenbar zu weit gegangen. Ich tröstete meine Mutter.

„Ach!" jammerte meine Mutter, „Vaters Benehmen kränkt mich nicht einmal so, als das meines eigenen Kindes!" Nun war ich in meinem Zorn gegen meine Schwester so unzart, meiner Mutter Vorwürfe zu machen, daß sie in der Sache mit T.*) so sehr Partei für Riekchen genommen und Vater und mich so viele Monden durch, durch Bitten, Zanken und Vorwürfe, unglücklich gemacht habe. Ich redete ihr darauf gut zu und gab ihr auch Verhaltungsmaßregeln: sie möchte doch sieben gerade sein lassen und besonders in Vaters Gegenwart weder Riekchen, noch Emilie, noch die Köchin ausmachen. Ach! wenn doch die Mutter dies thäte, wie viel Unannehmlichkeiten würden erspart werden.

Der Vater kam nach Hause. Er war aber schon beruhigt. Darauf kam Riekchen, und Vater ging ins Gewölbe. Nun fing Mutter an und wollte mit Riekchen den Tanz beginnen; jedoch bewog ich sie, ruhig zu sein, da ich fürchtete, der Vater würde bald heraufkommen, und es würde eine neue Scene sein, wenn er Mutter im Streit mit Riekchen begriffen fände. Blos durch diese Worte machte ich meinem erbittertem Gefühle Luft: „Das glaube mir, ein Kind, welches es so weit bringt, daß zwischen den Eltern von Scheidung die Rede ist, dem kann es nicht gut gehen."

Sie suchte sich zu vertheidigen, sprach aber dabei sehr übel, oder hart vielmehr, von der Mutter. „Geh, geh!" sagte ich, indem ich sie beim Arm ergriff und — doch von Drücken war die entfernteste Idee nicht — der

*) Der noch vielgenannte T. scheint sich um Ferdinands Schwester beworben zu haben. Aus der Verlobung wurde nichts. T. benahm sich gegen die Famlie Lassalles überaus unzart. Ferdinand haßte diesen T. fanatisch.

Thür zuwandte. Nun war sie gegen mich erbittert, da sie sich von der Richtigkeit meiner Vorwürfe getroffen fühlte. Schnell also ergriff sie diesen Vorwand und, ihre Verstellungskunst zu Hilfe nehmend, begann sie ein heftiges Geschrei, preßte Thränen aus den Augen und rief: „Wie, Du wagst es, mich, Deine Schwester, schlagen zu wollen?“ Bei diesen Worten drang sie auf mich ein und schlug nach mir. Ich wollte den Schlag erwidern, aber meine Mutter verhinderte mich daran. Meine Schwester jedoch lief in die Vorstube, warf sich auf einen Stuhl und schrie und weinte, als hätte ich sie massacrirt. Da erfaßte mich namenlose Wuth. Ich sah, worauf Alles berechnet war. Der Vater mußte, da es Essenszeit war, bald heraufkommen. Er hätte, wenn er sie so gefunden, bald auf die Mutter gedacht, und es wäre eine zweite Scene geworden, in deren Nachspiel ich wohl eine bedeutende Rolle hätte spielen können. Ich sah schon meinen geliebten Vater bleich und verstört ohne Mittagessen zur Stube hinausschreiten, meine geliebte, seit einiger Zeit so unterdrückte Mutter weinend. In einem Augenblick überdachte ich das Alles. Rasend stürzte ich in die Stube, wo meine Schwester war. Bang eilte meine Mutter mir nach. Schäumend vor Wuth warf ich mich auf die Kniee, rang wie wahnsinnig meine Hände und schrie mit einem solchen Aufwand von Kraft, daß meine Stimme sogleich heiser wurde: „Gott, Gott, gieb, daß ich gedenke, gieb, daß ich nie . . . nie dieser Stunde vergesse . . . . Ha, Schlange mit Deinen Krokodilsthränen . . . das, diese Stunde sollst Du bereuen . . . Bei Gott, bei Gott, bei Gott, ich schwöre es! Und lebt' ich fünfzig, und lebt' ich hundert Jahre . . . . ich will sie auf dem Todtenbette nicht vergessen! Aber Du sollst es auch nicht . . .“

Nach diesem Ausbruch der höchsten Wuth war ich ganz erschöpft. Meine Mutter hielt mich fortwährend, und meine Schwester hatte aufgehört zu weinen und stand wirklich erschrocken da. Nur mit Mühe ließ ich mich besänftigen. Aber wie Frieden nur durch Krieg erlangt wird, so war auch nur mein übergroßer Zorn das Mittel gewesen, Ruhe zu schaffen. Meine Schwester, diese sonst so stolze Natur, war eingeschüchtert. Sie begab sich nach der Hinterstube.

Der Dr. S. kam und bald darauf der Vater. Wir dinirten. Es war Alles ganz ruhig wie gewöhnlich, nur daß Vater mit Muttern nicht sprach. S. verließ uns.

Isidor machte mir einen Besuch. Während ich mit ihm Schach spielte, hörte ich meine Schwester zum Vater leise sagen: „Man erzählt sich schreckliche Neuigkeiten in der Stadt . . .“ Hierauf flüsterte sie leise etwas, was ich nicht verstand, worauf mein Vater antwortete: „Das kann mich nicht im Geringsten, ganz und gar nicht befremden.“

Das Haus Benoni Herrmann u. Comp. ist bankerott.

Abends sprachen wir Alle von dieser Begebenheit.

Der Vater pries — und mit Recht — das Glück, daß er sich in

keine Verbindung eingelassen habe. Denn dann hätte Marcuse bis nach der Hochzeit den Fall aufgehalten, und dann, dann wäre die ganze Last auf meinem Vater gelegen. Er hätte, seinen ehrlichen Namen zu retten, für seinen Schwiegersohn gezahlt und gezahlt und wäre — entsetzlicher Gedanke! — mit bankerott geworden. Ich behaupte, daß T. meine Schwester gar nicht wirklich geliebt habe, sondern daß er und Marcuse durch eine Verbindung mit meinem Vater letzteren plündern wollten. Daß dieser teuflische Plan nicht in Erfüllung gegangen, dafür Dank Gott und meines Vaters Beharrlichkeit.

Sonntag, 12. Januar.

Onkel Friedländer besuchte uns, und siehe da, er wußte schon von jenem Ereigniß. Wiederum sprachen wir von der Schlechtigkeit jenes Menschen, der, nachdem er ein schwaches Mädchen berückt, uns ins Unglück stürzen wollte. (T.) Mein Vater sagt, er grollt ihm nicht. Ist es aber so, wie ich glaube, daß jene Liebelei blos eine politische Speculation war, daß er sich nicht damit begnügte, ein Mädchen zur Schlechtigkeit gegen ihre Eltern gebracht, eine ehrenwerthe Familie im Innersten ihrer Seele gekränkt, ihre Ruhe, ihren Frieden vernichtet zu haben, daß er sogar ihren äußern Wohlstand vernichten wollte, und daß all' diesem sogar — was ihn zwar auch nicht entschuldigen kann — nicht einmal Leidenschaft zu Grunde liegt, daß Alles blos teuflische Berechnung ist, und es ist wahr, daß er nun prahlerisch die Ehre dieses Mädchen befleckt, dann Fluch auf ihn, dann werde ich, und währte es noch zwanzig Jahre, zu strafen und die beleidigte Ehre meines geliebten Vaters zu rächen wissen.

Onkel Friedländer holte uns Kuchen von Manatschal. Was thut man nicht, eine Schwiegertochter zu gewinnen! . . .

Nachmittag wollte meine Mutter nach Kleinburg fahren. Ich sollte die Broche hinaufbringen. Vater weigerte sich zwar anfangs aber er gab sie mir nebst dem Armband auf mein Bitten doch heraus. Die Ohrringe behielt er für sich.*)

Ich meinerseits wollte den Nachmittag unter meinen Bekannten verleben. Als ich also meiner Mutter Adieu sagte, so war sie überrascht und ärgerlich, daß ich nicht mit ihr fahren wollte. Ich beharrte darauf, zu gehen. „Nun, so sage es wenigstens dem Vater, damit er sich nicht wundert," rief sie mir zu.

Ich ging ins Gewölbe. Alles ging gut. Ich hatte meinem Vater Adieu gesagt und schon den Griff der Thür in der Hand, als er plötzlich rief: „Wohin?" „Zu meinen Freunden." „Du fährst mit uns."

Ich weigerte mich und drang in meinen Vater, mich gehen zu lassen.

*) Der Alte hatte die der Mutter nach dem ehelichen Zwist abgenommenen Schmucksachen nach dem im Erdgeschoß gelegenen Kaufladen (Gewölbe) gebracht.

„Mein Sohn," sagte er, mich küssend, „bleibe bei mir. Du bist ja blos noch so kurze Zeit im väterlichen Hause . . . Bist Du mir denn gar nicht gut? Bist Du lieber bei Gerstenberg als bei mir?" Ich stand unentschlossen da. „Bleibe bei mir, mein Sohn," fuhr mein Vater zärtlich fort. „Was soll ich bei Liebichs anfangen? Mit der Mutter kann ich mich nicht unterhalten, weil sie nicht gut hört. Riekchen ist ein einfältiges Mädchen. Mit Dir kann ich wenigstens plaudern."

Dies bestimmte mich. Hätte mir mein Vater streng befohlen, würde ich nicht so leicht gehorcht haben. Aber ich bin überhaupt durch Güte leicht zu lenken, und mein Vater ist so gütig, so zärtlich, wie es gewiß wenige Väter sind. Manchmal, wenn er mich anblickt, liegt ein solcher Ausdruck reiner väterlicher Liebe darin, daß der Gedanke in mir aufsteigt: er hätte einen folgsameren Sohn verdient.

Bevor ich aber fuhr, ging ich zu Isidor, um ihm zu sagen, ich ginge spazieren, er solle mich bis fünfeinhalb Uhr in seiner Wohnung erwarten, ich käme dann auf jeden Fall.

Wir gingen zu Liebichs, nachdem wir auf der Chaussee gefahren. Ich amüsirte mich ziemlich. Als wir aber nach Hause kamen, verbot mir mein Vater, noch auszugehen. Ich tobte, aber es half nichts. Emilien schickte ich zu Isidor, mich wegen meines Nichtkommens zu entschuldigen. Abends spielte ich mit Mutter Ecarté und Piquet.

Dienstag, 14. Januar.

In der Schule fiel nichts Bedeutendes vor. Als ich den Vater zum Essen heraufholte, zankte ich mit Labandt, der wirklich unverschämt ist. Er spielte immer auf etwas an. Ich glaube, Bloch wird ihm das erzählt haben, was T. erdichtet und mir meine Schwester erzählt hat. Nach dem Essen frug mich mein Vater plötzlich: „Sage mir einmal, Ferdinand, wie ist denn das mit der Conduite? Die Geschichte kommt mir nicht richtig vor. Ich habe schon seit einem halben Jahre keine gesehen."

Mir war hierbei nicht wohl, doch versetzte ich unbefangen und ohne unruhig zu scheinen: „Du weißt ja, wieso Du die vorletzte und letzte Conduite nicht bekamst."

„Nein, ich glaube das nicht! . . . . Die Conduiten werden doch nicht ununterschrieben von den Lehrern angenommen. Weißt Du auch, daß ich an den Rector schreiben werde?"

Gott! . . . Wenn mein Vater an den Rector schriebe . . . dann . . . brr . . . brr . . .

Ich ließ mir fünf Silbergroschen für den Pedell geben, gab diesem jedoch blos zweieinhalb Silbergroschen. Ich weiß nicht, wie es kommt, ich spiele alle Sonnabende Billard, was mir mein Vater doch so streng verboten, unterschreibe mir meine Conduiten, was doch ebenfalls unrecht ist, und liebe meinen Vater doch bis zur Ekstase, wie ein Kind nur lieben

kann. Ich würde freudig mein Leben hingeben, wenn ich ihm nützen könnte, und doch . . . Aber das kommt von meinem Leichtsinn . . . Im Grunde des Herzens bin ich gut . . .

Meine Schwester las dem Vater einen Polterabendscherz vor, den angeblich Monsieur Moritz Urbach zum Polterabend von Mathilde Schweitzer gemacht haben soll. Es war dies eine Novelle, betitelt: „Der Friedländer und die Schweitzerin". Obwohl nun besagte Novelle ganz und gar nicht gut ist, so herrscht eine Sprache in ihr, die, bei meinem Barte, Moritz Urbach im Leben nicht verstehen wird, geschweige denn selbst führen könnte. Er hat sogar meiner Schwester einige von seinen Balladen vorgelesen ! ! ! Der Spaß ist köstlich. Ein solcher Mensch omnis humanitatis expers will Balladen machen.

Aber nächstens will ich „ein Wort mit diesem Geist zu reden haben", und dann wollen wir sehen, wie sich dieser „Balladendichter" herauswinden wird. Ich las die Fortsetzung des Geistersehers von X. Y. Z.

Mittwoch, 15. Januar.

Nachmittag holte ich mir mein Lotterieloos. Es war die Nummer 79886. Wenn ich Katholik wäre, so ließe ich mir von einem Pfarrer das Loos segnen und mit Weihwasser besprengen. So aber muß mein Segen hinreichen.

Mit Samuel spielte ich Abends bei Hesse Billard.

Ich ging nach Hause. Es schlug sieben, acht, neun Uhr. Die Mutter kam noch nicht. Um neuneinhalb Uhr kam der Vater. Wir waren Beide ängstlich wegen dieses so auffallend langen Wegbleibens und beschlossen endlich zu Kroll zu gehen. Auf dem Wege unterhielten wir uns von T. und jenem Verhältnisse, von dem, was ich für oder wider gethan, wobei ich aber die strengste Wahrheit beobachtete. Die Mutter war nicht dort. Wir eilten zurück, kehrten aber zuvor bei Manatschal ein.

Als wir zu Hause angelangt waren, fanden wir die Mutter anwesend. Sie hatte sich von Dr. S. überreden lassen, zu „Guido und Ginevra"*) zu gehen. S. hatte, wie er sagte, einen Mann zu uns geschickt, der uns benachrichtigen sollte, daß Mutter im Theater wäre. S. selbst verschwand, sobald Mutter in der Loge war, ohne sie mit Zettel oder Gesangbuch**) zu versorgen. Als er nach einer Stunde erschien, so entschuldigte er sich, er wäre krank gewesen. Während seiner Abwesenheit war Thomas der Cavalier der Damen, und diese hielten sich noch ferner an ihn, S. über die Schulter sehend.

*) „Guido und Ginevra" oder „Die Pest in Florenz", große Oper in fünf Acten von Scribe, Musik von Halévy. Wurde in Paris im Jahre 1837 oder 1838 zum ersten Mal aufgeführt, war also damals in Breslau ganz neu. Die Oper ist früher in Deutschland öfter gegeben worden, aber seit einer Reihe von Jahren vom Repertoire verschwunden.

**) Textbuch.

Donnerstag, 16. Januar.

Heute hatte ich wieder einmal in der Schule nicht wenig zu erdulden. Dr. Tschirner gab Odyssee-Stunde. Er fragte einen mir nahe sitzenden Schüler nach einer der wichtigsten grammatikalischen Regeln. Ich wußte sie, er nicht. Tschirner fragte weiter, weiter. Fast Alle wußten sie nicht. Ich brannte vor Freude. Ich sah die Frage bis an mich gekommen, da beantwortete sie der vor mir Sitzende. Aergerlich blickte ich aus dem Buch. In diesem Augenblick fragte mich Dr. T. Natürlich konnte ich nicht antworten, und nun begann mich T. auf eine Weise auszumachen, die wirklich schrecklich war. Das Blut schoß mir in die Wangen. Ja, ich weinte, ich weinte. Wegen einer solchen Kleinigkeit so gekränkt, ausgemacht, angefahren zu werden! Geduld, Geduld, die Zeit wird kommen!

Nachmittag holte ich mir von Bamberger den zweiten Theil und brachte ihn zu Kern. Ich sprach nur den Diener, der mir sagte, ich werde Strafgeld zahlen müssen, was ich jedoch ganz und gar nicht zu thun gesonnen bin. Auf jeden Fall preßte ich Bamberger wieder vier gute Groschen ab.

Nachmittag wußte ich um drei nicht, was ich thun sollte, und ging daher zu Castner Billard spielen.

Mein Vater war wieder sehr zärtlich. Er küßte mich und sagte immer „Ach, wenn Du gut sein wirst!"

Und ich, ich spiele Wochentags Billard! Nein, ich gelobe, nie Wochentags Billard zu spielen und auch Sonnabend und Sonntags es auf alle Weise zu vermeiden.

Freitags, 17. Januar.

Es fiel Vormittag nichts Bedeutendes vor. Nachmittag schrieb ich in der französischen Stunde nicht mit und kam unglücklicher Weise im Vorlesen dran. Schnell und gewandt nahm ich meinem Nachbar das Heft weg, aber dieses Trampelthier benahm sich bei der besten Absicht so ungeschickt, daß es Rudiger merken mußte.

Abends fing der Vater plötzlich an: „Ferdinand, es wird Dir schlecht gehen, wenn Du mich betrügst. Die Sache mit der Conduite ist auf keinen Fall richtig." Ich blieb ruhig, aber wie ich zitterte, wird mir Jeder glauben. Die ganze Nacht war ich darüber in Sorge.

Sonnabend, 18. Januar.

Um 12 Uhr kam der Vater nach Hause und sagte: „Weißt Du, mein Sohn, ich glaube jetzt selbst, daß es wahr ist, daß Du, wie Du sagst, diesmal keine Censur erhalten hast. Ich habe soeben gehört, daß unser Oberrabbiner Tiktin den Dr. Schönborn verklagt hat, er zwinge die Schüler mosaischen Glaubens, Sonnabends zu schreiben."

Das Gefühl, das sich jetzt meiner bemächtigte, läßt sich nicht beschreiben. Aufrichtig dankte ich Gott für diesen Zufall, nahm aber wahr, daß ich diesen Augenblick benutzen müsse. Dies that ich denn auch und wie ich glaube, mit Erfolg.

Nachmittag besuchte ich Isidor, spielte mit ihm bei Castner sechs Partien, von denen ich drei verlor. Hierauf gingen wir zu Orlandi und von da zu Hesse, wo wir Jacobsohn, Schlesinger und Guttentag trafen. Wir spielten zwei Boules. Die erste gewann ich, in der zweiten hatte ich es blos mit einem Gegner noch zu thun. Ich verlor zwar, doch zog ich meinen Einsatz. Jetzt spielte ich mit Isidor drei Partien, worauf er zur Tanzstunde ging. Ich blieb noch und spielte mit Schlesinger um einen Silbergroschen und verlor dabei drei Silbergroschen. Als ich wegging, hatte ich sechs Silbergroschen an den Marqueur, drei Silbergroschen an S. zu zahlen. Bei Castner hatte ich 1½, bei Orlandi drei Silbergroschen bezahlt, dagegen 1½ in Boule gewonnen. Summa summarum zwölf Silbergroschen ausgegeben. Viel Holz.

Als ich nach Hause kam, spielte ich mit Mutter Ecarté und gewann sieben Silbergroschen.

Mit Dr. Schiff spielte ich Onze-et-demi. Zuerst gewann ich viel, verlor es aber wieder. Wir spielten Point einen Silbergroschen. Eben wollten wir aufhören und ich mein Geld, das sich nicht vermehrt noch vermindert hatte, einstecken, als S. mir fünf Silbergroschen wegnahm mit den Worten: „Für Ecarté, bezahle Deine Schuld."

Vater schien nicht sehr zufrieden, daß ich so hoch spielte.

Sonntag, 19. Januar.

Mittags war wieder Krieg, und Mutter war der schuldige Theil. Sie weinte und zankte unaufhörlich. Man sprach davon, daß T. nach Rußland gegangen sei. Meine Mutter sagte: „Nun, es werden wohl noch manche große Leute hier bankerott werden." Sie sagte dies aber mit Bezug.

„Uns meinst Du doch nicht?" fragte ich.

„Nun, wer weiß!" entgegnete meine Mutter.

Natürlich gerieth mein Vater in Zorn. Ich machte meiner Mutter Vorwürfe, sie wurde böse auf mich und wollte die achtzehn Silbergroschen mir nicht bezahlen. Ich bat darum nicht, sondern zog gleichgültig meinen Rock aus und stellte mich an den Ofen.

„Warum gehst Du nicht aus?" fragte meine Mutter. Ich antwortete, daß ich keinen Pfennig Geld hätte und also nicht ausgehen könne. Dadurch endlich bewogen, brachte mir Mutter das Geld von selbst. Nun ging ich in Isidors Gewölbe, fand aber dies schon geschlossen. Von da begab ich mich zu Manatschal und fand Isidor darauf in seiner Wohnung. Wir gingen ins Theater, wo „Lumpaci vagabundus" aufge-

führt wurde. Es war schrecklich voll. Man quetschte mich fast zu Butterteig. Als es zu Ende war, ging ich mit Isidor zu Klosse, wo wir Billard spielten. Ich habe heute Folgendes ausgegeben: Zwei Silbergroschen bei Manatschal, zehn Silbergroschen für Entrée ins Theater, drei Silbergroschen verzehrte ich bei Klosse und von elf Partien Billard verlor und bezahlte ich sechs Partien, also auch sechs Silbergroschen. Nun sind aber zwei und zehn und drei und sechs Silbergroschen einundzwanzig Silbergroschen. An einem Tage einundzwanzig Silbergroschen, das ist viel, sehr viel. Das ist sogar lüderlich.

Montag, 20. Januar.

Als ich Mittag nach Hause kam, rief mir meine Mutter entgegen: „Ach, höre nur, wie ungebildet sich Dr. S. gestern aufgeführt hat. Eben als ich in Soirée fahren wollte, kommt S., und indem er fortwährend ausruft: ‚Heute habe ich keine Lust, in Soirée zu kommen, bin auch nicht angekleidet!‘ so bittet er mich doch endlich, ihm zu erlauben, mitzufahren. Er wollte blos in die Billardstube gehen. Als nun die Zeit zum Abendessen kam, so sagte ich zum Vater: ‚Bestelle nicht zu viel Essen, denn ich bin krank und kann nichts essen,‘ so höre ich vom Vater, daß Dr. S. schon zu ihm gekommen ist und zu ihm gesagt hat: ‚Mr. Lassal, sorgen Sie nur für mich für einen Platz beim Essen.‘ Denke Dir nun diese Unartigkeit!“ Ich fand natürlich dabei nichts, aber Mutter war sehr erbittert.

Nachmittag war Mutter bei Tante Burgheim. Dr. S. besuchte uns. Als nun die Mutter nach Hause kam und hörte, S. wäre da, wollte sie nicht hineinkommen, setzte sich in die Hinterstube und raisonnirte auf S. verschiedenes Zeug. Ich nahm mich seiner sehr an. Mutter war sogar sehr aufgebracht gegen mich und es gelang mir nur mit Mühe, sie zu besänftigen. S. schrieb einen Brief an sie, aber sie las ihn nicht einmal.

Dienstag, 21. Januar.

Abends war S. wieder bei uns. Mutter war ausgegangen und als sie nach Hause kam, erfuhr sie diesmal nicht S.'s Gegenwart und trat in das Zimmer, wo wir waren. Nun wollte sich S. vertheidigen und fragte deshalb Mutter, weshalb sie zürne, und wessen man ihn beschuldige. Die Mutter wich aber aus, behauptete immer, man hätte ihn nicht verleumdet. Endlich führte ich einige Anklagepunkte an. Darüber wurde Mutter wüthend und holte den Vater, der sich stellen mußte, als wenn er auf mich böse wäre. Und nur mit Mühe gelang es mir, Mutter zu beruhigen.

Mittwoch, 22. Januar.

Es ging mir heute in der Schule gut. Tschirner scheint mich seit einiger Zeit nicht so zu verfolgen.

Einen desto größeren Fehler habe ich mir Nachmittag zu Schulden kommen lassen. Ich habe nämlich gegen mein mir selbst gegebenes Versprechen heut mit Samuel Billard gespielt. Ich war wirklich schwach genug, es zu brechen.

Donnerstag, 23. Januar.

Weil ich um ein Uhr zur Hochzeit des Dr. Langendorf gehen sollte, schrieb ich mir invito patre einen Zettel, ich möchte um zehn nach Hause kommen, und ging damit zum Tschirner, der mich an den Rector wies. Ich erlangte auch Erlaubniß und schob sogleich fort zu Orlandi und von da zu Dominik, mich frisiren zu lassen.

Wir fuhren zur Hochzeit. Zuerst mein Vater und meine Mutter, dann Riekchen und ich.

Wir traten in das Local. Ich ließ meine Schwester in den Saal treten und ging in die Nebenstube. Lange verschob ich den peinlichen Moment, der Braut, dieser Fee, die Hand zu küssen. Aber er mußte kommen. Ich trat in den Saal. Trompeten und Pauken wirbelten. Auch gut! Wenigstens übertönten sie die Unzahl Seufzer, die mit ochsenmäßigem Gebrüll mir der Schmerz auspreßte. Meine Beine bekamen den Krampf und wollten retrograde gehen, und die Umstehenden mußten denken, ich wollte mich im Eiertanz produciren. Die Wahrheit aber war: ich dachte, es würde ein anderer Gast kommen, dann wäre ich ausgewichen. Der hätte seine Gratulation angebracht, und ich wäre glücklich davongekommen. Aber es sollte nicht sein. Das unerbittliche Schicksal wollte nicht. Ich sprach mir selbst Muth ein, gab mir eine Menge gute Lehren auf den Weg mit, trat in den Kreis, faßte ihre Hand — — —

„Da plötzlich nun umdüstert sich mein Sinn,
Weg war Besonnenheit, Bewußtsein hin.
Noch heute weiß ich nicht, ob ich und was ich sprach,
An Worten mir es wohl bei solchem Leid gebrach."

Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich in dem Kreis der jungen Leute und war äußerst froh. Ich fand einen gewissen L., den ich noch aus der Tanzstunde kenne. Es ist dies ein recht gemüthlicher, dummer, jüdischer Ladencommis, begabt mit Ladendienerwitzen, arrogant, von gutem Herzen, mit einem Wort ein böser Narr. Weil ich ihm nun diese meine Ansicht mehreremal demonstrirte, so ist er mir feind, und glaubt mich zu ärgern, wenn er mich „Lassalchen" oder „kleiner Lassal" nennt. Der Esel! Als wenn er, noch dreimal so groß als er ist, zu mir hinaufblicken könnte!

Man tanzte. Ich tanzte viel, bekam gute Tänzerinnen und amüsirte mich. Nun wollte ich mit der einen Milch, die mit L. tanzte, eine Gastrolle geben. Ich ging hin und bat die Dame um eine Gastrolle. Schon gab sie mir die Hand, als L. sagte: „Nein, meine Dame tanzt nicht." Natürlich war das Fräulein gezwungen, zurückzutreten. „L'che,"

sagte ich zu diesem etwas laut, „ich werde Dir eine Regel geben: Antworte nicht eher, als Du gefragt wirst. Ich hätte Dich auch gefragt, die Reihe wäre an Dich gekommen. Bei mir schadet es nicht, denn ich bin Dein Freund. (Ha, welche Ironie!!!) Ein Anderer giebt Dir eine Lection. Ich weiß, daß man Dir so etwas nicht übelnehmen kann. Es entspringt nicht aus bösem Willen, sondern aus Mangel an savoir vivre. Und wenn Dir auch ein Stockfremder das ansehen kann, so kannst Du doch Unannehmlichkeiten haben."

„Ich weiß schon selbst, wie ich mich benehmen soll," antwortete L. und tanzte rasch davon, um einer weiteren Strafpredigt zu entgehen. Eine Viertelstunde später sehe ich L. bei den Milchs stehen und ihnen den Hof machen. „L. geberdet sich wie die Maus in den sechs Wochen," sage ich zu dem jüngsten Bloch, den ich am Arme hatte. „Gehe hin und sage ihm das." Richtig geht Bloch hin und sagt es ihm vor den Damen, die in ein fürchterliches Gelächter ausbrechen. L. erblaßt und stammelt: „Du bist ein Narr." Nun ward es mir leicht, Bloch so auf L. zu hetzen, das ihm das Leben sauer wurde und er sich es wohl zehnmal verwünschte.

Ich sehe L. bei Samosch sitzen. Ruhig nehme ich mein Notizbuch heraus und fange an zu zeichnen. „Was machst Du da?" fragt mich Bloch. „Ich will diesen Ausdruck von Erbärmlichkeit und Misere auf L.'s Mienen abzeichnen," antwortete ich lachend. „Nun, gelingt es Dir?" „Bis jetzt noch nicht." „Zeichne doch einen Eselskopf hin, bist Du gleich fertig." Schallendes Gelächter von allen Seiten. L. stürzt wüthend weg. Ich werfe mich lachend neben Samosch und rudele auf L., daß kein gutes Haar an ihm blieb.

Wir setzen uns zur Tafel. Ich mit Bertha Munsterberg komme neben L. zu sitzen. Dieser setzt sich und klemmt mit dem Stuhl das Kleid meiner Dame ein. „Ach," bittet diese, „mein Herr, erheben Sie sich, Sie zerreißen mein Kleid."

„L.," fange ich an, „ich werde Dir eine Lehre geben: Wenn Du Dich setzest, so erfordert die Höflichkeit, so nimm Dich in Acht, das Kleid einer Dame zu zerreißen." L. springt weinend vom Stuhl und schickt seinen Cousin zu mir mit der Bitte, die Feindseligkeiten einzustellen.

Die ältere Milch gefällt mir.

Sonnabend, 25. Januar.

Nachmittags besuchte ich Isidor und traf ihn zu Hause. Doch quälte er mich auf eine horrible Weise mit Vorlesung von Briefen, an seinen Onkel Louis Gerstenberg in Hamburg geschrieben, den ich doch gar nicht kenne. Mit Neumann und Jaretzky, die bei ihm waren, ging ich mit ihm zu Hesse. Abends kam Jacobsohn auch hin. Ich freue mich immer, wenn ich den dort sehe, weil ich mir dann immer sage: „Das ist ein fleißiger Kerl, und doch spielt er alle Tage Billard." Ich ging zeitig

nach Hause. Mutter und Vater waren nicht da. Ich setzte mich hin und las, als Papa kam, sich freute, mich schon zu treffen, und mich mit zu Ullmann, wo Mutter war, nahm, und wo er mir drei Silbergroschen, die er von Herrn Ullmann gewann, schenkte.

Montag, 27. Januar.

Abends ging ich zu Urbachs hinauf. Dort erfuhr ich, daß Dr. Schiff, der doch gegen uns gesagt hatte, daß er fortführe und Abschied genommen hatte, noch hier wäre und bei Sauls sein Quartier aufgeschlagen habe, wo er sehr zur Last falle. Da ich sah, daß der junge Urbach, Madame P. und Fräulein R. etwas raisoniren wollten, so verdarb ich ihnen den Spaß. Ich vertheidigte den Dr. S. nicht, ich ließ ihn gar nicht in Anklagezustand versetzen. Ich erklärte mich so für seine Partei, sprach so für ihn, nicht mit Wärme, als ob ich ihn vertheidigen wollte, sondern so, als wenn es sich ganz von selbst verstünde, und als wenn Urbachs mit mir einverstanden wären, daß sie schweigen müßten.

Nun wollte ich den „Balladendichter" in die Enge treiben. Ich ließ mir den „Berengar" vorlesen. Zufällig fand ich „Romanze" drüber.

„Das nenne ich doch keine Romanze."

„Nein," sagte er, „ich wollte den Stoff zu einer Novelle ausdehnen, und dann sollte dies Gedicht drin vorkommen."

„Dann wäre es doch keine Romanze gewesen?" fragte ich. „Was nennen Sie denn eine Romanze?" fuhr ich fort.

Und Herr Urbach gab mir die merkwürdige Erklärung: „Romanze ist, wenn ich meine Gefühle ausdrücke."

„Ganz und gar nicht! Meines Bedünkens drückt die Lyrik die Gefühle aus. Sie halten also die Schiller'schen Gedichte für Romanzen?"

„Nein," sagte er, „,Bürgschaft', ,Glocke' sind Balladen."

„Aber mein Gott! die ,Glocke' ist doch ein didaktisches Gedicht!"

Kurz er vertiefte sich immer mehr. Uebrigens glaube ich keineswegs, daß dies Gedicht, das ziemlich gut ist, das seinige wäre. Auch sein sogenanntes Drama: „Wahnsinn aus Verbrechen," das ein Gemisch tollen Unsinns ist, ist sein Geistesproduct nicht, obgleich man diesen Namen nicht so entweihen soll.

Dienstag, 28. Januar.

Nachmittags kam ich dran im Cicero-Aufsagen. Darauf hatte ich mich schon längst gefreut. Aber Tschirner hatte es sich einmal vorgenommen, mich anzuschnauzen. Sagte ich einmal „sed" für „at", so schüttelte er den Kopf, und als ich vollends „nam" für „enim" sagte, wobei ich mich jedoch sogleich corrigirte, sagte er: „Geht schlecht." Ich sprach unwillig weiter. Sachen, die er bei Anderen gar nicht rügte, wurden

mir zum Verbrechen angerechnet, und ich verbesserte mich sogleich immer. Jetzt kam ich an die Stelle: „et liberos tuos, nepotes Q. Fadii“ 2c. „Cigii Fadii“ verbesserte Tschirner. „Quinti“, wiederholte ich — denn dies war das Richtige — mit Nachdruck und stark betonend. Er biß die Lippen zusammen, ein Zeichen seiner Wuth, und bald hierauf ließ er mich aufhören mit den Worten: „Schlecht, sehr schlecht!“ Da faßte mich unbändige Wuth. Ich weinte, denn eine solche Ungerechtigkeit war mir bald nicht gekommen, wie mir alle Umgebenden eingestanden. In diesem Augenblick hätte ich Tschirners Blut trinken können.

Mittwoch, 29. Januar.

Mittag kaufte mir Mutter eine Mütze. Auch gut!

Nachmittag wollte ich meine Inerpressibles wechseln. Es waren keine Knöpfe daran. Darüber entstand Lärm. Kein Mensch hatte Zeit, mir welche anzunähen. Vater befahl mir, die Pantalons wieder aus- und meine alten anzuziehen. „Ich leide nicht, daß Du so eitel bist,“ sagte er. „Ach,“ entgegnete ich unmuthig, „es sind ja beides Plundern.“ Hierüber wurde er sehr zornig und prügelte auf mich los, indem er mir zugleich das Weinen verbot. Jedes Wort, das ich sagte, brachte ihn zu neuer Wuth.

„Ich lasse mich nicht so prügeln,“ brüllte ich in Thränen zerfließend. Dies machte ihn nun vollends wüthend. Er fiel über mich her und prügelte mich schrecklich. Dies brachte mich vom Weinen plötzlich ab. Ich trocknete meine Thränen und blickte höhnisch drein, aber so blaß sah ich aus, daß ich vor mir selbst erschrak. Was auch mein Vater sagte, ich antwortete blos durch ein trotzig höhnisches Lächeln, das meinen Vater reizte mich in's Gesicht zu schlagen. Doch hielt er an sich.

Ruhig zog ich mich an, sagte daß ich zu Hiller müsse, und ging mit dem Vorsatz hinunter, mich in die Ohle zu werfen.

Als ich an das Geländer trat, blieb ich stehen. Ich überlegte, wie ich es machen sollte.

„Du gehst die Stufen hinunter,“ sagte ich zu mir selbst. „Bist du auf der letzten, so steckst Du einen Fuß ins Wasser, darauf hebst du den andern in die Höhe; natürlich stürzest Du vornüber und bist frei.“

Hier dachte ich an meine Mutter, auch wohl an meinen Vater. Doch schritt ich entschlossen nach der Treppe zu, denn meine Aufregung war zu groß.

Da plötzlich hörte ich rufen: „Ferdinand!“ Ich drehte mich um. Mein Vater stand hinter mir, bleicher noch als ich selbst.

„Was machst Du hier?“

„Ich sehe mir das Floß an.“

„Du brauchst nicht in die Stunde zu gehen, geh' in's Comptoir.“

Ich folgte, setzte mich aufs Sopha, und in einer halben Stunde fand

ich, daß ich sehr Unrecht gethan habe, einen solchen Vorsatz gefaßt und meinem Vater solche Furcht verursacht zu haben. Denn daß er meinen Plan merkte, zeigte mir seine Blässe, sein Verbot, in die Stunde zu gehen — er wollte mir vermuthlich Zeit geben, mich zu beruhigen — und auch der Umstand, daß er dreimal später hinaufkam, sich zu erkundigen, ob ich da wäre. Gott! überlegte ich mir nachher, wenn ich mir das Leben genommen hätte, wie unglücklich hätte ich nicht meine Eltern gemacht! Hu! mich schaudert. Tom friert.

Doch wollte ich durchaus heute etwas Unrechtes thun. Darum ging ich zu Samuel, ihn auffordern, mit mir Billard spielen zu gehen. Doch dieser wollte nicht, denn er hat mit seinem Vater um 2⅓ Thaler gewettet, bis den 1. März nicht Billard zu spielen. Doch versprach er mir, zu mir zu kommen. Kern brachte ich den dritten Theil von St. Roche, und er forderte nicht einmal Entschädigungsgeld. Abends kam Samuel zu mir. Wir spielten Onze-et-demi mit abwechselndem Glück. Zuletzt war ich ihm einen Thaler neun Silbergroschen schuldig. Ich setzte den Thaler. Samuel, der sich immer ärgerte, wenn ich verlor, und der nichts sehnlicher wünschte, als daß ich die zwei Thaler wieder zurückgewinnen sollte, gewann. Da nahm ich die ganze Summe von zwei Thalern neun Silbergroschen und gewann. Wir waren quitt. Samuel hatte aber die vier Silbergroschen zurückgewonnen, die er vorher verloren. Als er daran dachte, verklärte sich sein Antlitz in himmlischer Freude, das doch vorhin, als er zwei Thaler gewann, trübe gewesen. Ich hatte fortwährend versichert, daß ich die zwei Thaler bezahlen würde. Aber ich kenne Samuel zu genau, um nicht zu wissen, daß er sie nicht nehmen würde. Doch war es ihm zuwider, da er mich nicht gleichsam demüthigen wollte, und dieser Ausgang war ihm der erwünschteste.

Donnerstag, 30. Januar.

Barschall ist sehr krank.

Mittags sprach ich mit Riekchen von Heirathen und suchte ihr Ferdinand aus dem Kopf zu reden. Denn bei Gott! diese Partie ist, wie ich immer mehr einsehe, äußerst schlecht, und wird sich Riekchen, wenn sie ihn nimmt, drei Jahre nach der Ehe sehr unglücklich fühlen. Auch gelang es mir, sie für Dr. Fr. zu stimmen. Hiermit ging ich zu Mutter — Riekchen war dabei — und sagte ihr, Schwester wolle Fr. nehmen. Wir sprachen noch viel darüber.

NB. Ich habe mit Köhler verabredet, ihm meine Uhr zu geben, für seine und einen Thaler. Er willigte ein. Doch erbat ich mir seine Uhr aus, um zum Uhrmacher erst gehen zu können. „Wenn mich die Reparatur" — seine Uhr geht nicht — „mehr als einen Thaler kostet, wird aus unserm Handel nichts," sagte ich. Der Uhrmacher forderte zehn Silbergroschen, und ich ließ sie ihm dort.

Freitag, 31. Januar.

Barschall ist todt.

Köhlern brachte ich den Bescheid, ich könne den Tausch nicht eingehen, da mich die Reparatur zuviel koste. So versprach er mir denn — und ich kenne Köhler, auf sein Wort kann ich bauen — Sonntag einen Thaler, den 1. März zwölf gute Groschen zu geben.

Nach Hause gekommen, sprachen wir wieder von Ferdinand. Friederike vertheidigte ihn heute viel wärmer. Ich habe einen Fehler begangen, daß ich so entschieden gegen ihn auftrat. Es liegt in Friederikens Charakter, durch offenbaren Widerspruch in ihrer Meinung bestärkt zu werden. Ich werde umsatteln, mich wieder auf ihre und seine Seite schlagen, ihr Recht geben, ihr nicht widersprechen und sie doch unvermerkt von ihm abziehen.

Sonnabend, 1. Februar.

Vater wollte, ich solle um zehn Uhr nach Hause kommen, um die Predigt Geigers hören zu können. Ich aber verschob es auf über acht Tage, weil wir da Privatlectüre haben.

Köhler brachte mir den Thaler. Er ist ganz glücklich über seinen Kauf und schilt mich einen Narren. Da aber Tschirner raisonirte, da blos einige Wenige das Schulgeld nicht mithatten, so packte ich den einen Thaler vier Groschen ein, aber ohne mir quittiren zu lassen.

Nach Hause gekommen, hörte ich, daß die Predigt ganz außerordentlich gewesen sein soll. Es that mir ungemein leid, ihn nicht gehört zu haben, und ich habe beschlossen, bei keiner Predigt zu fehlen.

Nachmittag ging ich zu Isidor. Von meinem Ducaten habe ich blos noch zehn Silbergroschen. Es ist schrecklich. Den 12. Januar ging ich das erste Mal aus. Damals hatte ich in Summa 5 Thaler 18 Silbergroschen. Rechne ich 16 Groschen für die Odyssee, 5 Silbergroschen für Kramer, 10 für Isidor (bezahlte Schuld) ab, so habe ich vom 12. bis 31. Januar 4 Thaler 13 Silbergroschen ausgegeben. Die 10 Silbergroschen, die mir noch blieben, gab ich heute richtig aus.

Um achteinhalb war ich zu Hause, zankte mich mit Riekchen, spielte mit Mutter Ecarté, ließ mir vom Vater die Hälfte seiner Schuld, id est 6 gute Groschen bezahlen und legte mich schlafen.

Sonntag, 2. Februar.

Heute soll Barschall begraben werden. Um achteinhalb ging ich mit Mutter hin zu der unglücklichen Wittwe. Sie saß still weinend auf dem Sopha. Sehr rührte mich der Anblick Wilhelms, der, die Größe seines Verlustes halb ahnend, sich das Kadisch lernte. Wir gingen in die andere

Stube. Hier war die Leiche des so früh gestorbenen Mannes. Die Condolirenden sprachen in einzelnen Gruppen von diesem traurigen Todesfall. Da führte der Lehrer Wilhelm an die Seite seines Vaters. „Hier siehst Du," sagte er leise zu dem weinenden Knaben, „Deinen Vater. Du siehst ihn hier nicht wieder. Versprich mir an dieser Stelle, Deiner Mutter, die nun auch Dein Vater ist, immer ein guter Sohn zu sein und in Allem Folge zu leisten." Und der kleine Wilhelm schlug treuherzig in die ihm dargereichte Hand. Mir gingen die Augen über. Ich wendete mich ab.

Man hob die Leiche in den Koffer*), verschloß ihn und schickte sich an, sie hinunter zu tragen. Da stürzte die bejammernswerthe Frau laut schreiend aus ihrem Zimmer. „Mein Mann! mein guter, guter Mann!" schrie sie mit einem solchen Ausdruck des Schmerzes, daß Alle, die zugegen waren, zu weinen anfingen. Nur mit Mühe konnte man sie abhalten, der Leiche zu folgen. Sie fiel laut schreiend in die Arme der Frauen, und noch unten hörte man ihr krampfhaftes Geschrei.

Unterwegs unterhielt ich mich mit Bloch. Er wollte sich ein Air geben und nannte sich einen Atheisten. Als er aber sah, daß ich ganz anderer Meinung war, so sattelte er auch um. Wir sprachen viel von Seelenwanderung, von Geiger und dem Judenthum, und er wunderte sich, daß ich mich so des jüdischen Glaubens annehme. Der Esel! Als wenn man nicht treife**) essen und doch ein guter Jude sein könnte.

Ich sagte ihm dies, und in der That, ich glaube, ich bin einer der besten Juden, die es giebt, ohne auf das Ceremonialgesetz zu achten. Ich könnte wie jener Jude in Bulwers „Leila" mein Leben wagen, die Juden aus ihrer jetzigen drückenden Lage zu reißen. Ich würde selbst das Schaffot nicht scheuen, könnte ich sie wieder zu einem geachteten Volke machen. O, wenn ich meinen kindischen Träumen nachhänge, so ist es immer meine Lieblingsidee, an der Spitze der Juden, mit den Waffen in der Hand, sie selbständig zu machen.

Wir waren auf dem Kirchhof angelangt. Hu, wie schrecklich sieht Barschall aus! Ich eilte tief erschüttert von seinem Anblick auf das Grab

---

*) Die Juden wurden damals nicht im Sarge begraben, sie wurden vielmehr, wie oben berichtet wird, im Trauerhause in einen Koffer gelegt und von da in schwarzem vollkommen bedecktem Leichenwagen nach dem Begräbnißplatze überführt. Alsdann wurden sie nach der rituellen Reinigung zwischen losen Brettern in die Erde gesenkt und begraben. Der Kadisch, auch Kadosch, Kidusch geschrieben, bildet das Schlußgebet der gottesdienstlichen Handlung der Israeliten. Man kennt die Heine'schen Verse:

„Keine Messe wird man singen,
Keinen Kadosch wird man sagen.
Nichts gesagt und nichts gesungen
Wird an meinen Sterbetagen."

**) „Treife", das nach jüdischem Ritus Unreine, im Gegensatz zu „koscher", dem rituell Reinen.

meiner Schwester, wo ich meinen Vater weinend traf, meiner Schwester, die so frühe, frühe hingewelkt! Sic fata volunt.

Es war vorbei, und ich, seit langer Zeit wirklich traurig, machte mich auf den Rückweg. Erst zu Hause gelang es mir, die düsteren Gedanken wegzuscherzen.

Nachmittag las ich meinem Vater den „Geisterseher" vor. Darauf wollte ich weggehen, aber mein Vater wollte es nicht erlauben.

„Du warst gestern auch zu lange weg," sagte er. „Wohin willst Du jetzt gehen?"

„Spazieren," antwortete ich.

„Nun, ich will mit Dir gehen, mein lieber Sohn. Willst Du zu Liebich oder nach Kleinburg, oder willst Du Dir den Wallfisch ansehen?"

Ich war hiervon gerührt, zumal da ich einsah, daß mein Vater nicht Unrecht habe. Er hätte nur früher darauf beharren sollen. Doch bestand ich auf meinen Bitten. Vater erlaubte mir aber nicht länger als bis fünf wegzubleiben. Nun wär ich nicht weggegangen, wenn nicht gerade Bauer gekommen wäre, mit dem ich nun zu Hesse ging. Ich verlor unter sechs Partien eine. Darauf spielte ich mit Littauer sechs Partien. Er gab mir dreißig vor. Drei gewann, drei verlor ich.

Nun ging ich nach Hause, wo ich Dorchen Friedländer traf, die mich sehr ennuyirte. Erstens hinderte sie mich, mit Mutter Ecarté zu spielen, dann, da ich verdrießlich war, zankte sie sich fast fortwährend mit mir. Erst spät, um neuneinhalb, spielte ich mit Mutter Ecarté. Sie verlor zwei Silbergroschen. Vater spielte nun mit mir und verlor vier Silbergroschen.

Montag, 3. Februar.

Ich habe mit Hahn Sonnabend meinen Zumpt gegen seinen älteren eingetauscht, indem er mir versprach, seine Cicero-Uebersetzung von heut bis Sonnabend zu borgen. Ich empfing den Zumpt, doch die Uebersetzung hatte er vergessen.

Ich schluckte seit einigen Tagen so oft und so ungemein stark, oft stundenlang mit geringer Unterbrechung, daß mein Vater mich deswegen zu Guttentag schickte, der mir etwas verschrieb. Um drei Uhr ging ich zu Samuel, der in mich drang, ihm zu versprechen, nicht vor 1. März Billard zu spielen, welches Versprechen er Friedländer, Hirsch und sich selbst abgenommen hat. Ich leistete es aber nicht.

Als ich von Samuel wegging, fiel ich dicht an meinem Hause so schrecklich nieder, daß ich gleich aus Nase und Mund zu bluten anfing. Ein Mann hob mich auf und brachte mich, der ich kaum gehen konnte, zum Vater in's Gewölbe. Wie dieser sich erschrak, geht über alle Beschreibung. Da er hörte, daß Mutter weggegangen sei, brachte er mich hinauf, machte mir Umschläge mit kaltem Wasser. Meine ganze Nase und mein Mund waren schrecklich geschwollen, überall Haut losgerissen, was

mir viel Schmerzen machte. Mein Vater fragte mich beständig, wo ich Schmerzen habe, ja, er weinte beinahe, der gute Vater.

Er verbot mir, zu Hiller zu gehen. Ich ging aber, weil ich vorige Stunde gefehlt hatte. Doch that es mir nachher leid, da mir Hiller sagte, wenn ein Lüftchen zu der Geschwulst käme, so bliebe diese lebenslänglich. Dieser Gedanke verursachte mir doch einiges Unbehagen. Isidor traf ich, der sich wirklich über mein Aussehen entsetzte und sehr viel Theilnahme zeigte.

Als ich nach Hause kam, war die Mutter da, die noch von nichts wußte und sich daher nicht wenig erschrak, als ich ihr mein Abenteuer erzählte. Abends ließ Vater mir Paetzold holen, der mir Umschläge mit Essig verordnete. Ich habe große, große Furcht, daß mir die Nase bleiben wird, so enflée, besonders ist es meine Schwester, die dies bestätigt. Na, und wenn dies geschehen sollte, mein Gesichtchen wäre dann zwar hin, aber ich glaube, ich würde mich am Ende nicht sehr darüber betrüben. Aber dies weiß ich positiv, daß ich alle Damengesellschaft fliehen würde; denn beim Anblick einer jeden würde der Gedanke in mir aufsteigen: wieviel Triumphe hättest Du nicht feiern können, wenn nicht der verdammte Fall gewesen sein würde. Ich würde mich blos auf den Kreis männlicher Gesellschaft beschränken, leichtsinnig wie ich bin, würde ich mich wegsetzen über meine Nase. Aber eine gewisse Brutalität würde sich meiner bemächtigen, wie es Jedem ergeht, der sich nicht in Damengesellschaft bewegt.

Dienstag, 4. Februar.

Früh Morgens schickte mich der Vater zu Dr. Guttentag, ob ich ausgehen dürfte. Doch er sowohl als Paetzold, der drüben war, verboten es mir auf's Strengste. Ich weiß nicht, ob ich mich darüber freuen oder ärgern soll. Bis Sonnabend haben wir Privatlectüre, die ich jetzt zu Hause nicht machen kann, weil ich den zweiten Theil Homers verloren habe, ferner Cicero- und Xenophon-Hefte Sonnabend abzugeben. Heute sollte ich von Köhler Xenophon-, von Hahn Cicero-Uebersetzung bekommen, und nun fehle ich. Wenn ich nun auch Sonnabend fehle, um zur Predigt zu gehen, so wird Tschirner doch Montag mich übersetzen lassen und mir meine Hefte abfordern. Deswegen schrieb ich an Köhler einen rührenden Brief, in welchem ich ihn bat, mir um zwölf seine Xenophon- und Hahns Cicero-Uebersetzung zu bringen. Ferner sagte ich ihm, er möchte sich an Günsburg in Obertertia wenden, der würde ihm einen Homer für mich aushändigen. Günsburg hatte mir ihn schon voriges Mal geborgt. Und siehe da, der kleine Schuft kam gar nicht.

Nachmittag las ich Carl Julius Webers Demokrit. Wirklich ein treffliches Buch. Dann spielte ich mit Mutter Ecarté und gewann fünf Silbergroschen. Dr. Guttentag versicherte mich, daß die Dickigkeit meiner Nase spurlos verschwinden werde und verbot mir, auszugehen.

Abends ließ mich mein guter zärtlicher Vater nicht hinaufgehen in die Kälte schlafen, sondern ich mußte mich mit ihm in sein Bett legen.

Mittwoch, 5. Februar.

Gestern war, wie ich vergessen zu erzählen, Brief von Ferdinand an Riekchen angekommen, den sie mir gar nicht und der Mutter erst später zeigte; und wiewohl ich ihn später fand und lesen konnte, so that ich es doch nicht, weil ich mir den Inhalt so zu sagen aus dem Finger schnitzen konnte. „Ich nehme mir Ferdinand doch," sagte Riekchen zum Vater, der ihr den Brief brachte, als sie ihn gelesen hatte, und dies in einem tälschenden, probirenden Tone.

„Närrcheleben," lachte der Vater, Du glaubst, wenn er Dir zärtliche Briefe schreibt, mußt Du ihn heirathen? Papier ist geduldig, und in Paris lernt man Complimente machen." Ich stieß Mutter an, und diese ließ sich nun in ein weitläufiges Gespräch ein, worin sie erwähnte, daß auch ich der ich doch früher so ungemein für diese Verbindung gewesen sei, jetzt dagegen sei.

„Du meinst auch, daß es nichts ist, Ferdinandleben?" fragte mich mein Vater nähertretend.

„Warum sprichst Du gar nicht einmal so mit dem Vater?" sagte meine Mutter zugleich.

„Weil es mir nicht ziemt, daß ich meinem Vater darüber spreche. Wenn mein Vater mit mir einmal darüber wird sprechen wollen, so werde ich ihm dann auch meine Meinung an den Tag legen."

Mein Vater schwieg und empfahl sich bald darauf.

Mutter und Riekchen sprachen nun viel mit mir hiervon. „Ich möchte Ferdinand schon nehmen," sagte Riekchen zu mir, „aber wenn Du mir solche Angst machst, daß ich dann wie eine Secretairsfrau und so leben müßte . . ."

„Noch ärger, noch ärger! liebe Schwester," setzte ich in zutraulichem Tone hinzu, „glaube mir, Du bist grenzenlos unglücklich, wenn Du diese Partie eingehst. Du hast keinen Begriff davon."

Riekchen wurde nachdenkend, traurig.

Mutter trat jetzt auch mit größerer Zuversicht auf, weil sie gesehen, daß Vater auch nicht so dafür wäre, wie sie es immer glaubte und Riekchen es ihr glauben machen wollte, trotzdem daß ich sie zu überzeugen suchte, daß man sich in Vater täusche. Dies gestern.

Heute kam nun Onkel Friedländer, der erfahren wollte, was Ferdinand an R. geschrieben hätte. Zugleich bat er Riekchen, eine Antwort fertig zu machen.

Abends wurde viel hierüber disputirt. Mutter rieth, gar nicht zu schreiben, denn wenn Riekchen wieder einen Brief im gewöhnlichen Liebesstil

schriebe, so müßte Ferdinand denken, daß noch Alles seinen alten Gang ginge. Ich that ihr aber dar, wie Ferdinand, wenn er keinen Brief erhalte, allen anderen Ursachen Schuld geben konnte und, wenn er ganz ahnte, doch keine Gewißheit hatte.

„Was ist also zu thun, fragte Mutter.

„Ein Brief muß geschrieben werden, aber der Inhalt desselben eben der sein, daß Riekchen seine Frau nicht werden könne."

Meine Mutter gab mir Recht.

„Was soll ich aber mit Onkel Friedländer machen?" sagte Riekchen. „Wenn er morgen kommt, so erzähle ich ihm Alles, was Ihr sagt und der Vater, und daß nichts daraus wird."

(Melodie: „Alle, Alle, Rachel ist kein' Kalle, Nossen ist kein Chossen" ꝛc. ꝛc.*)

„Thue das," meinte Mutter, „erst aber sage es dem Vater, so wirst Du doch seine Antwort hören."

Ich schüttelte mit dem Kopf.

„Was meinst Du?" sagte Mutter.

„Ich meine, daß Vater der Rieke gar keine Antwort geben wird, doch dann mag sie es Abellino immerhin erzählen."

Meine Prophezeiung ging in Erfüllung. Vater antwortete gar nichts auf Riekchens Vorstellungen. Doch als Onkel Friedländer andern Tags kam und fragte, ob sie schon geschrieben habe, gab sie keine bestimmte Antwort, sondern entschuldigte sich mit Mangel an Zeit.

„Ferdinand läßt Dich in seinem Brief grüßen," begann Riekchen zu mir. „Er weiß nicht, wie Du Dich geändert hast. Du mußt doch einen Grund haben. Nenne ihn mir."

Ich weiß wahrlich selbst nicht, wieso ich mich so geändert, der ich sonst an einer einmal gefaßten Meinung so festhänge und doch gewiß nicht wankelmüthig bin. Aeußere Eindrücke sind es nicht. Kein Mensch hat mich gegen ihn einnehmen wollen. Und ich bin auch nicht einer von denen, die ihre Ueberzeugung aufgeben, durch die Autorität Anderer bewogen. Es ist ein gewisses je ne sais quoi.

Mir ist das Herz verwandelt und gewendet,
Es flieht vor diesem Ferdinand zurück.

Doch wirklich, wenn ich nur im mindesten glaubte, daß an der Partie was wäre, so würde ich nicht dagegen sein. Aber ich habe die festeste Ueberzeugung, daß Riekchen unglücklich werden würde, weil die Abhängigkeit, in der sie sich befinden würde, gar zu lästig, der Mangel gar zu drückend wäre. Dazu kommt, daß ich Riekchen kenne. Ich habe aber auch die festeste Ueberzeugung, daß aus dieser Partie nichts wird.

---

*) Die Sache ist aus, Rahel ist keine Braut und Nathan kein Bräutigam mehr.

Donnerstag, 6. Februar.

Gleich früh kamen wir wieder auf unser altes abgedroschenes Thema zurück in Betreff Riekchens und Ferdinands. (Melodie: Eduard und Kunigunde.) Riekchen meinte unter Anderm: „Und wenn ich auch Ferdinand nicht nehme, den ersten Besten werde ich nicht nehmen. Es ist gar keine Partie da."

Flugs entgegnet' ich drauf der also sprechenden Schwester:

„So nimm doch den L. aus Inowrazlaw."

Ich weiß nicht, ob ich seiner hier schon Erwähnung gethan habe, wenn nicht, zur Sache: Es ist dies ein Verwandter von Madame Paierl, ein junger Mann, spricht vier Sprachen, von sehr reicher Familie, hat selbst 30—40,000 Thaler und kann sich mit diesem nervus rerum ansiedeln wo er will, verlangt eine Frau mit 15,000 Thalern — denn da die Frau die Hälfte des Mannes ist nach der heiligen Bibel, so soll sie auch die Hälfte seines Vermögens haben —, doch ist sie hübsch und gebildet, 10,000. Madame Paierl will nun ihn mit dem Vater zu Frankfurt Bekanntschaft machen und dann herkommen lassen.

„L.", entgegnete die Mutter, „wird wenigstens 8000 Thaler wollen, und Vater giebt die nicht."

„Nicht?"

„Nein, er thut sich schon, wenn er 6000 Thaler giebt. 5000 Thaler giebt er wenigstens, bei 6000 Thaler strengt er sich an. Wenn er sie aber mit 8000 will, will ich meine Diamanten herausgeben und sie verkaufen. Da werde ich auch 2000 Thaler bekommen."

Nun, frage ich, giebt es noch so eine Mutter? Nein! nein! nein! Ich aber wurde zornig in gerechtem Unwillen und erinnerte Mutter an jenen Vers über Frankfurts Thoren.*)

Vater kam spät Abends nach Hause.

Mutter und Riekchen hatten sich Nachmittag sehr gezankt und Riekchen hatte sich schon um fünf ins Bett gelegt. Dies klagte nun Mutter an Vater.

„Ach!" seufzte dieser, „es ist ein trauriges Geschick, jeden Tag richten zu müssen zwischen Frau und Tochter, Mutter und Kind. Mein Sohn," sagte er, indem er mir die Hand gab und mit mir auf und ab ging, „mein Sohn, ohne Frömmler zu sein — das, weißt Du, bin ich nicht —, glaube mir, es ist das Beste, sich auf Gott verlassen, wie unsere heilige Schrift sagt: ‚Uebergieb dem Herrn Deine Wünsche, und er wird

*) Lassalle meint den Spruch, der neben einer an manchem Stadtthor Norddeutschlands aufgehängten Keule angebracht ist:

Wer seinen Kindern giebt das Brot
Und leidet nachmals selber Noth,
Den soll man schlagen mit der Keule todt.

für Dich sorgen.'*) Siehe, ich habe traurige, traurige Jahre verlebt und danke noch Gott, daß er mir die Energie verlieh, nicht nachzugeben. Aber Du weißt nicht, wie unglücklich ich mich fühle. Da Riekchen so beharrlich war bei ihrer unglücklichen Neigung, so war an keine baldige Auflösung zu denken. Hier in Breslau wußten es Alle, und kein anständiger junger Mann hätte ein Mädchen genommen, das einen Andern liebte und liebt. Ich konnte mich auf gar keine Idee einer auswärtigen Verbindung einlassen, weil Jeder, der in solcher Absicht hierhergekommen wäre, auch jenes unglückliche Verhältniß erfahren hätte. An eine Partie, so lange jene Liebe anhielt, war also nicht zu denken. Und doch hatte ich früher geglaubt, durch Riekchens Eigenschaften, durch meine Stellung, meine Verhältnisse anständig zu sorgen. Ich wußte gar keinen Ausweg. Da verließ ich mich auf Gott. Ich hatte das feste Vertrauen, daß er Alles zum Guten lenken wird. Er hat mir auch die Idee eingegeben, immer gegen die Verbindung zu sein. Denn glaube mir, alle menschliche Klugheit reicht nicht aus." So sprach mein würdiger Vater.

Sonnabend, 8. Februar.

Ich hatte trotz der Bitten meiner Mutter beschlossen, heute zur Predigt zu gehen. Während wir uns anzogen, kam Braun aus Glatz, der Mutter sehr animirte, kommenden Sommer nach Gräfenberg zu gehen.

Wir traten in das Gotteshaus. Eben hatte Geiger die Kanzel betreten, und nach einem kurzen Gebet für sich sprach er mit salbungsvollem Ton die Worte seines Textes: „Herr, so wir einen Bau unternehmen, und Du segnest ihn nicht, was sollte es da für ein Bau werden!" 2c. und setzte nun auseinander, daß dies wohl von jedem Bau gemeint sei, der in die äußere Erscheinung tritt, wie auch von jedem Bau, den wir in unserm Innern unternehmen. „In eurem Innern sollt ihr dem Herrn Tempel bauen." Darauf kam er auf die Worte der Schrift: „Das ist ein Tisch des Herrn." „So ihr redlich euch euer Brod erworben, so könnt ihr sagen: das ist ein Tisch des Herrn. So aber an euren Speisen das Blut derer klebt, die ihr unterdrücket, in euren Getränken die Thränen der Wittwen und Waisen sind, die sich mit Recht über euch beklagen, wie wollet ihr dann hintreten vor den Herrn und ihm danken für das, das er euch gegeben, wenn ihr es seinen Geschöpfen entrissen habt!"

Ich sah mich bei diesen Worten nach einigen Bekannten um.

Er berührte darauf den Satz, daß die Gelehrten und Weisen nicht mit ihrem Wissen prunken sollten. Sie sollten, wie es in der Schrift heißt, einen Deckel darüber schieben. „Aber doch sollt ihr, lieben Freunde, euer Wissen äußerlich erkennen lassen, durch eure Thaten. Aus euren

*) „Befiehl dem Herrn Deine Wege und hoffe auf ihn; er wird es wohl machen." Psalm 37, 5.

Thaten soll man urtheilen können und die Pracht eures Wissens erkennen." Unter Anderm warnte er vor Lebensüberdruß. „Oft scheint Manchen ein Höheres in diesem Leben nicht da zu sein, sie sehen Jenen sterben in Armuth und Jenen leben in Uebermuth und sprechen: ‚Ach, es ist nichts Höheres im Leben'. Aber, lieben Freunde, wenn die Sonne nicht strahlt, so ist es nicht, weil sie ihren Glanz verloren hat, sondern blos weil Wolken über der Erde ihre Strahlen auf einen Augenblick nicht durchdringen lassen."

Kurz, Geiger machte, obwohl diese seine Predigt lange nicht seine vorige erreicht, wie man sagt, einen großen Eindruck auf mich.

Nachmittag ging ich zu Isidor, der mich sehr über meine Nase bedauerte. Wir gingen zu Hesse, wo ich heute merkwürdiges Pech hatte und sieben Silbergroschen ausgab. Isidor ging in die Tanzstunde, ich zu Manatschal, von da nach Hause. Wir spielten Piquet, und Mutter konnte heute kein einziges Spiel gewinnen.

Montag, 10. Februar.

Als ich aus der Schule wieder nach Hause kam, war wieder — zur Abwechselung — großer Zank zwischen Riekchen und Mutter gewesen, und Beide weinten schrecklich. Als nun Vater Mittags essen kam und die Mutter wieder sehr zu weinen anfing, wurde er, wie natürlich, sehr böse und verdrießlich und aß keinen Bissen. Ich redete so viel wie möglich Riekchen und Mutter gut zu, gab Beiden Recht und Beiden Unrecht, so daß sie sich etwas näherten. Als Abends Vater nach Hause kam, so wollte er Anfangs nicht essen. Doch vermochte ich ihn endlich dazu.

Dienstag, 11. Februar.

Vater brachte mir heute den Plan von dem Leipziger und Hamburger Institute. Ich las ihm beide vor, doch entschied er sich noch nicht für eines. Das in Hamburg scheint mir weit praktischer zu sein, als in Leipzig, wo es mehr schulenmäßig ist. Auch zieht es mich schon deshalb nach Hamburg, weil die Stadt größer und schöner ist, und auch in Beziehung auf das häusliche Leben man dort lange nicht so gefesselt und bewacht ist, wie es aus dem Leipziger Regulativ hervorgeht. Wenn ich aber nach Hamburg komme, so geschieht dies erst im Juni, da der Vater dann erst Zeit hat.

Mittwoch, 12. Februar.

Ich ging heute zum Schneider Wolf und fragte ihn, ob er einen Amor habe. Er bejahte dies, sagte mir den Preis (zwei Thaler) und bestellte mich auf Donnerstag Mittag. Als ich nun nach Hause kam und Riekchen es der Mutter erzählte, so wollte diese ihr Versprechen, mir einen Thaler dazu zu geben, zurücknehmen. Sie hatte mir Tags vorher einen Thaler

versprochen zu einem Geschenk für die Braut oder einer Maske. Es kam zu einem kleinen Gezänk, und ich sagte, was ich auch halten werde, daß ich ohne zu schenken, und ohne Maske nicht gehen würde.

Donnerstag, 13. Februar.

In der Schule machte ich mein Gedicht für den Polterabend. Nach Hause zurückgekehrt, erwirkte ich die Erlaubniß durch vieles Bitten, als Amor gehen zu können. Vater gab mir Erlaubniß zu gehen, aber kein Geld dazu. Mutter schenkte mir einen Thaler. Abends machte ich ein Gedicht für Riekchen als Fortuna.

Freitag, 14. Februar.

Nachmittags um vier Uhr ließ ich mir meine Maske holen und fand, daß sie mir schön stand.

Sonnabend, 15. Februar.

Ich ging zu Geigers Predigt. Nachmittag zog ich mir meine Maske an. Wir warteten sehr lange auf Klingenbergs. Sie kamen nicht, und wir mußten endlich ohne sie fahren. Auf dem Polterabend selbst amüsirte ich mich sehr gut. Besonders meine Maske als Amor gab mir Stoff zu vielen Beziehungen. Brainersdorfs Bruder (Spanerl) war ebenfalls als Amor da. Die Leute wollten mir versichern, daß ich schön aussähe, sowohl Herren als Damen. Besonders mit Emma Prager amüsirte ich mich sehr gut, die ich mit dem Moritz Levy sehr aufzog. Dieser, Graefenhagen, besonders Spanerl, behaupteten, Amor hätte eine Gevoure Eisen. Besonders mein Streit mit Spanerl amüsirte mich sehr, dem ich mich freundschaftlich anschloß und sogar duzte. „Hören Sie, Lassal, Sie sind ein verdammt malitiöses Luder, aber ein witziger, excellenter Kerl und weit gescheidter, als Ihre Jahre es vermuthen lassen. Wenn Se fünf Jahre werden älter, da wird es die Welt nicht mit Ihnen aushalten.“ Was mein Urtheil über Spanerl betrifft, so ist er erstens ein witziger, geistreicher Kerl, spricht gut französisch, und hat noch alte gediegene Bildung, da er schon Abiturient war.

Sonntag, 19. Februar.

Wir fuhren zur Hochzeit. Häniger, olim Bacchus, Beda, gestern Apollo, und ich, amüsirten uns auf eigene Faust, während der etwas langweiligen Epoche vor der Predigt. Geiger hielt darauf eine sehr rührende Rede. Hierauf tranken wir Kaffee und aßen, wobei ich mich über den Heißhunger Hänigers und Bedas, Spanerls und Schlochows sehr amüsirte. Darauf liefen wir in den Galerien herum, bis es zum Essen ging. Nun that sich die neunte Compagnie, bestehend aus sechs jungen Leuten, unter Spanerl zusammen, die keine Damen engagirten. Ich trat ihr bei. Nun wollten Spanerl und Wentzel und ein Dritter

inconnu mich durchaus besoffen machen, aber ich dachte an Krappitz und hütete mich. Wentzel erklärte mich ein über das andere Mal für uncommentmäßig, und ich wurde verdammt, mich immer auf volle Gläser herauszupauken. Ich that es immer, aber trank dabei eben soviel Gläser Wasser, erging mich in der Nebenstube und hütete mich, wie in Krappitz, süßen und sauren Wein zu mischen. Spanerl selbst sagte mir dann, er wundere sich, daß ich nicht betrunken geworden bin.

Um vier Uhr kamen wir nach Hause.

Montag, 17. Februar.

Vor acht Uhr brachte mir Gerstenberg noch meine deutsche Arbeit. Ich hatte ihm nämlich Sonnabend erzählt, daß ich eine sehr lange deutsche Arbeit über Sonntag zu machen hätte, dies doch aber schlechterdings nicht angehe. Er hatte sich sogleich erboten, sie mir zu machen. Da dies aber nicht geht, weil die Arbeit die Philippi'sche Rede betrifft, so hatte ich ihm nach Verabredung Sonntag mein Unreines gegeben, und nun brachte sie mir der gute Junge ins Reine geschrieben.

In der Schule schlief ich den ganzen Tag.

Uebrigens habe ich gefunden, daß mich die Hochzeit auch viel Geld gekostet. Vorigen Sonntag hatte ich einen Thaler achtzehn Silbergroschen: einen Thaler von Köhler, achtzehn Silbergroschen von Mama. Jetzt habe ich nur noch zehn Silbergroschen in der Börse, von denen ich siebeneinhalb meiner Schwester schuldig bin, und die ich, weil es nichts Halbes und nichts Ganzes ist, so schnell als möglich ausgeben will, um dann ganz auf dem Trockenen zu sitzen. Male parta, male delabuntur.

Mittwoch, 19. Februar.

Mit meinem Gelde bin ich fertig, und den Dalles habe ich nun.

Vater fragte mich, ob es wahr wäre, daß ich in einer Gesellschaft gesagt haben soll: „Mein Vater wird nicht seine einzige Tochter einem Pariser mit leeren Taschen geben." Wer mir diese schändliche Lüge erdichtet, weiß ich nicht. Vater aber hat sie vom Onkel Friedländer.

Donnerstag, 20. Februar.

Ich stellte meinem Vater heute vor, daß mich die Hochzeit einen Thaler vier gute Groschen gekostet hätte, und bat ihn, mir doch etwas dazu zu geben. Es war umsonst. Ich bat um zehn Silbergroschen für den Uhrmacher, aber Vater meinte, dies käme mir zu mit meinem Taschengelde zu bestreiten. Nun bat ich um die vierzehn Silbergroschen Taschengeld, die ich zu fordern habe. Aber Vater gab sie mir nicht, wurde zornig, schrie mich sehr an und befahl mir, das Maul zu halten, obgleich ich vorstellte, daß ich keinen Pfennig Geld hätte. Da war mein Entschluß gefaßt. Ich nahm meinen Voß und meinen August und ging damit zum Antiquar, der reichte mir sechszehn Silbergroschen dar.

Freitag, 21. Februar.

In der Schule erfuhr ich, da die Conduiten schon circuliren, daß mir Tschirner geschrieben hatte: der Alte. Und das kränkte mich sehr. Ich hatte mich seit voriger Censur etwas mehr angestrengt und bedeutend mehr geleistet. Es ist, wie ich ohne Parteilichkeit für mich sagen kann, eine Ungerechtigkeit. Ich machte Betrachtungen. Ich dachte nach, wie es käme, daß so ein Hennige, Preiser, die mir doch, wie ich selbst sagen muß, an Talent, Auffassungsgabe, Genie, Beurtheilungskraft, Verstand, Geist nachstehen — und dies so weit! — gute Conduiten bekommen, während ich keine ziemliche erlangen kann. Ich dachte nach, wie es kommt, daß ein Wollheim, der zwar viel Genie hat, aber so faul ist wie ich, auf der ersten Bank sitzt und ich auf der vierten. Köhler sagte in der Stunde zu mir: „Weißt Du, Lassal, ich habe so oft über uns Beide nachgedacht, und Du kannst es mir wirklich glauben, wir Beide passen auf kein Gymnasium.“ Und en verité, ich kann keinen anderen Schluß ziehen als den:

Hic sum barbarus, quia non intelligor illis.*)

Sonnabend, 22. Februar.

Nachmittag ging ich zu Dominik, mich frisiren zu lassen, da wir zum Thee bei S. Levys invitirt waren. Als ich nach Hause kam, waren die Eltern schon angezogen, und Vater kam mir entgegen mit einer Ohrfeige, da er über mein langes Ausbleiben pikirt und Mutter ängstlich war. Doch war ich noch froh, daß Vater nicht ahnte, wo ich gewesen war. Bei Levys amüsirte ich mich sehr gut. Besonders die Tableaux und die Gedichte von Emanuel waren herrlich. Ich aß und trank nach Möglichkeit viel, aber seit der Geschichte mit Krappitz hüte ich mich wohl, über mein Maß hinauszugehen.

Montag, 24. Februar.

Es ging mir heute recht komisch in der Schule, und es kann wohl sein, daß ich recht viel Erfahrungen in zwei Stunden gemacht habe. Ich ging nämlich in die Schule, wie gewöhnlich, ohne mein griechisches und lateinisches Exercitium zu haben, wie ich sie denn seit einem halben Jahre immer erst in den Stunden Köchers und Rüdigers mache. Ich kann wirklich deutlich an mir sehen, was Ungerechtigkeit nicht bewirken kann! Als ich nach Secunda kam, war ich wirklich fleißig und strengte mich an. Als nun Probe geschrieben wurde, so versicherten mir alle Parteilosen der Klasse, daß ich Erster oder Zweiter der Neuen werden würde; sogar meine Feinde sagten, daß ich um vier bis fünf heraufkommen würde. Zu jener

*) Barbarus hic ego sum etc. Ovid. Tristia lib. V. X. 35.

Zeit erinnerte ich mich, in der größten Verwunderung über meines Nachbars Faulheit gewesen zu sein, als ich ihn einmal seine Exercitien in der Stunde, die der lateinischen vorherging, machen sah. In der Schule fremde Arbeiten zu machen, das war nichts Ungewöhnliches, aber so — wie soll ich sagen? — so sich auf sein gutes Glück zu verlassen, daß man die Arbeiten, die man in einer Stunde abgeben muß, eine Stunde vorher anfertigt! Kurz darauf setzte Tschirner mich eine Bank hinunter. Daß es die totalste Ungerechtigkeit war, sagte die ganze Klasse, und was mehr, mein Bewußtsein. Und seit jener Zeit bin ich in Faulheit verfallen, damit ich doch das Heruntersetzen nicht unverdient erleiden möchte, und diese Faulheit ist wirklich nicht gar zu gering.

Doch zur Sache. Ich kam wie gewöhnlich ohne Exercitien in die Schule und wollte sie wieder wie gewöhnlich von Henkel borgen. Aber mit dem Griechischen war er noch nicht ganz fertig, und das Lateinische gab er eben Hahn. Es ist dieser Hahn ein Mensch, der alle Anlage hat, ein wahrhafter Bösewicht zu werden. Neidisch, findet seine schwarze Seele in nichts mehr Vergnügen, als in der Misere Anderer. Dabei hat er einen scharfen, durchdringenden Verstand, viel Ausdauer, Witz und Feigheit. Alle seine Handlungen werden von dem schrecklichsten Eigennutz geleitet, der sich denken läßt. Mich haßt er, wie ich es wohl weiß, aber dieser Haß, sonst so deutlich ausgesprochen, tritt jedesmal in den Hintergrund, sobald es seinen Vortheil gilt, sobald er mir etwas verkaufen oder von mir etwas kaufen will, Geschäfte, deren ich viel mit ihm gemacht habe, denn ich gehe gern mit ihm um — das heißt, blos in der Schule —, um meinen Blick zu üben in der Menschenkenntniß.

Dieser Hahn nun bemühte sich eben, als Henkel mir das griechische Exercitium reichen wollte, es mir vor der Nase wegzuschnappen, und es gelang ihm. Und merkwürdig, ich konnte heut kein Exercitium bekommen. Köhler hatte seine an Sturm geborgt. Langen und Kock arbeiteten. Ich wurde wirklich etwas ängstlich. Es wird immer später und ich habe noch kein Exercitium. Da drehe ich mich um und auf mir ruht schadenfroh, teuflisch lächelnd, Hahns tückisches Auge. Dieser Blick zeigte mir die gräßlichste Schadenfreude, die ihn belebte; aber dieser Blick hat auch in mir Haß gegen ihn entzündet, Haß, der, bei meinem Wort, lange währen soll, bis er sich gekühlt hat. Ich hasse außer ihm nur noch einen Menschen, und das ist T. Aber, bei Gott! ich glaube, dieser Haß — und gegen letzteren besonders — wird ewig dauern!!! Mein Vater sagt, er gönnt ihm nichts Böses. Ha, über die gutmüthigen Weibsnaturen, Tod ihm! Elend! Vernichtung werde ich bis zu meinem letzten Augenblicke ihm wünschen und, bei Gott! es nicht beim bloßen Wünschen bewenden lassen. „Selbst Hand ans Werk gelegt“ und „Von der Stirne heiß“ 2c.

Es schlägt neun, und ich habe noch kein Exercitium. Da wende ich mich an Meitzen, der erst kürzlich zu uns vom reformirten Gymnasium gekommen, und der mein bester Freund war, so lange ich jenes Gymnasium besuchte. An ihn wandte ich mich in meiner höchsten Noth. Schon glaubte ich auch hier eine abschlägige Antwort davonzutragen, aber nein, er sagte es mir zu, doch wollte er es sich blos noch durchsehen. Ich wartete eine Viertelstunde. Er war noch nicht fertig. Eine halbe Stunde verging, da bekam ich die Antwort: er habe es sich zum Grundsatz gemacht, seine Exercitien nicht zu verborgen, und wolle daher keine Ausnahme machen, so leid es ihm auch thäte. Ich lachte laut über den guten Freund. Da endlich erhielt ich ein Exercitium. „Nach so vielen Leiden" 2c. Aber der heutige Vormittag hat tiefen Eindruck auf mich gemacht.

Freitag, 28. Februar.

Heute kam der Rector mit den Conduiten. Meine war, wie ich voraussehen konnte, ziemlich schlecht. Da rief der Rector meinen Namen. Ich stand auf, und als er mir die schlechten Zeugnisse vorlas, erwiderte ich: ich wüßte nicht, wie ich das verdient hätte.

„Ja, ja, Lassal," entgegnete Schönborn, „man läßt Ihren Verdiensten nur keine Gerechtigkeit widerfahren. Doch — und hierbei langte er mir die Conduite zu — sagen Sie, warum sehe ich nicht die Unterschrift Ihres Vaters und immer die Ihrer Mutter?"

„Weil mein Vater öfters abwesend ist," erwiderte ich. Und in dem Buche blätternd, fügte ich hinzu: „Doch ist auch seine Unterschrift da."

„Lassen Sie doch einmal sehen, wo das ist."

Ich langte das Buch hinüber.

„Ein einziges Mal hat Ihr Vater unterschrieben und das war voriges Jahr. Ist Ihr Vater schon ein Jahr abwesend, oder blos immer, wenn Sie die Censuren bekommen?"

„Nein," erwiderte ich und ich glaubte fest, der Rector würde zu meinem Vater schicken und ihn bitten lassen, selbst zu unterschreiben. „Wenn Vater auch da ist, so läßt er doch manchmal die Censur von Mutter unterschreiben."

„Das will ich Ihnen erklären!" schrie Schönborn. „Weil Sie die Censur nie dem Vater und nur der Mutter zeigen!" Der Mann wußte nicht, daß ich es in der Virtuosität so weit gebracht habe, sie Niemand zu zeigen. „Aber das verbitte ich mir! Die Unterschrift Ihrer Mutter gilt gar nichts."

„Hoho!" dachte ich, „meine Mutter hat Procura."

Jetzt gab er mir das Buch wieder. Eine Centnerlast fiel von meiner Brust, als ich das kleine Büchlein noch in der Hand hatte. Doch war mir das Ganze sehr unangenehm, und ich will auch gleich sagen, warum. Bis

jetzt hatte ich immer den Namen meiner Mutter unterschrieben, und es hielt mich eine gewisse Ehrfurcht davon ab, das gewichtige „Heymann Lassal" hinzuschreiben. Diesmal mußte ich aber diese Scheu ablegen, und so brachte ich andern Tags meine Censur vom Vater unterschrieben, nämlich von mir, der ich nach Bedürfniß Vater, Mutter und Sohn bin.

Wirklich, wenn mein Vater über das Conduitenwesen die richtige Ansicht hätte, ich würde ihm die Conduiten zeigen, und wenn mich die härteste Strafe erwartete. Aber mein Vater würde sich wirklich zu sehr ärgern, es würde ihn auf Wochen angreifen, er würde sich Wunder was für Gedanken über meine Untauglichkeit machen und nie recht glauben, wenn ich ihm zuriefe:

„Laß Dich nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Irrthum rasender Thoren."

Sonnabend, 29. Februar.

Von Tschirner erhielt ich eine Nase, weil ich auf den Titel meiner Censur geschrieben: „Wahrheit und Dichtung."

Spielte bei Hesse. Kaufte Pinsk für siebeneinhalb Silbergroschen Federmesser ab und wollte es meiner Mutter für zehn Silbergroschen verkaufen. Sie versprach mir, fünf dazu zu geben. Spielte Piquet.

Sonntag, 1. März.

Heute sollte Vater abreisen. Als ich aufstand, fand ich sowohl ihn, als Mutter sehr verdrießlich gegen Jedermann. Es fand auch ein kleines Zankduett statt. Und als Vater abreiste, gab ihm Mutter, als er sie zärtlich umarmen wollte, keinen Abschiedskuß. Wir machten uns darauf fertig zur Landsbergischen Hochzeit. Nun hatte ich keine Handschuhe, keine Manschetten, kurz, ich wollte gar nicht fahren, ließ mich aber dazu bewegen.

Man tanzte. Julchen Sklower, die ich zum Galopp engagirt hatte, fand ich nicht und nahm mir eine andere Dame. Aber plötzlich steht sie leibhaftig vor mir. Ich stelle sie mit einer Gastrolle zufrieden, worüber Orgler als chapeau d'honneur (chapeau ordinaire) brummte.

Nach dem Tanz packt mich Orgler an und erzählt mir: „Gastrollen leide ich nicht zu geben, durchaus nicht. Du weißt, ich bin nicht fein." Ha, dachte ich, das weiß Gott!

Der Tanz beginnt. Ich war nicht engagirt, gehe zu Orgler, thue ihm dies kund und mache daher Ansprüche auf eine Gastrolle. Aber er meint, ich müsse durchaus mit den übriggebliebenen, id est nicht tanzen könnenden Damen tanzen. Aber ich gehe auf die jüngere H. zu, die mir sehr gut gefiel:

„Der Juno gleich an Wuchs,
Der Venus Reiz
Im holden Angesicht.",

Ich wagte es und tanzte frisch drauf. Aber o impudentiae praedicandam nec ferendam!!! Orgler läßt die Musik aufhören. Ich führe meine Dame zum Platz. Tiefe Stille. Ich trete vor und rufe: „Herr Orgler, ich werde eine Gastrolle geben, und obwohl chapeau d'honneur, haben Sie nicht das Recht, es mir zu verbieten. Wir sind nicht auf bal paré, auch nicht bei Knappe, sondern auf einer Hochzeit."

Gleich ungeheurer Tumult. Leute, die auf mich und ihn zulaufen, um uns zu begütigen. Endlich gelingt dies meiner Schwester. Aber eine Rache behielt ich mir vor. Ich warf mit Anzüglichkeiten herum. Bei den wenigen Studenten nannte ich ihn homo expers humanitatis et communis vitae ignarus, bei den Damen, die gebildet, sprach ich vom savoir vivre, Anderen sagte ich, er müsse dies wahrscheinlich bei Kasperke gesehen haben.

Orgler, der dies Alles hörte — ich richtete es danach ein — wurde wüthend und schickte mir seinen Chapeau d'honneur-Hut. Ich nahm ihn, warf ihn hoch in die Höhe und sagte, daß ein Hut, der von Orgler getragen werde, nicht würdig sei, von mir getragen zu werden. Da wüthete Orgler, sprang mir nach — zum Glück war Niemand dabei, denn es geschah im Nebenzimmer — und rief: „Hier will ich Dich nicht ohrfeigen, hier nicht." Ich lachte laut und ging in den Saal. Doch dachte ich darüber nach, was nicht vier Jahre machen. Wäre ich neunzehn Jahre, so hätte sich Orgler dies nicht gegen den Sohn seines Principals unterstanden, er hätte auch die Musik nicht aufhören lassen. Und bin ich nicht so schon ihm unendlich überlegen, außer an Corpus, Bildung, Tournüre, Geist, Verstand, Geld, Ansehen! Besitze ich von alle dem wenig, so besitzt er doch noch unendlich weniger. Und wäre mein Vater hier, so wäre Orglern das Drohen mit Ohrfeigen schlecht bekommen. Doch ärgerte ich Orgler so, daß er krank wurde, sich Thee mußte kochen lassen. Doch blieb er. Bei Tisch kam er zu mir, mir zuzutrinken. Nach Tische wurden auf allgemeines Verlangen Gastrollen gegeben.

Montag, 2. März.

Da Dienstag und Mittwoch keine Schule war, wie ich wußte, so wollte ich heute erst nicht gehen und bekam Leibschmerzen.

Mittwoch, 4. März.

Heute ärgerte ich meine gute Mutter sehr durch meine Hitze, was ich wirklich ernstlich bereue. Sie ist eine so gute Mutter, und doch vergesse ich mich so oft.

Sonnabend, 7. März.

Die Predigt des Dr. Geiger war ausgezeichnet. Nachmittag ging ich zu Hesse: Hört! hört! Ich gab dreiundzwanzig Silbergroschen aus. Nein, ich schwöre hiermit bei Allem, was heilig, bei meiner Eltern Leben, vor dem ersten April kein Queue anzurühren.

Sonntag, 8. März.

Wir arbeiteten die ganze Zeit daran, die Briefe zu erhalten, die Riekchen an T. geschrieben. Denn dieser schlechte Kerl geht nun darauf aus, den Ruf Riekchens zu zerstören. Und nun zeigt er allen seinen Bekannten und jedem Fremden sogar ihre Briefe, die wirklich so geschrieben sind, daß man Schlimmes von ihr denken könnte. Wir laboriren nun darüber, sie zu erhalten. Ich meinte, durch Bestechung der Dienstboten T.'s, und Johann wurde ins Interesse gezogen. Doch sehe ich noch kein Resultat. Lachs soll zu T. gehen, die Briefe zu lesen wünschen und den einen — denn einer ist es hauptsächlich — zerreißen.

Beda und Rolf sollen zu T. gehen, vorgeben, eine Wette gemacht zu haben, daß das und das nicht in den Briefen stände, und ihm die Briefe entreißen. Riekchen hat ihm ein Taschenbuch, Nadelbüchse &c., Andenken, da er sie eigennützig schimpfte, durch Gustel zurückgeschickt. Er leugnet, das Nadelbüchsel empfangen zu haben. Ich wiederhole nur: Fluch, den schrecklichsten Fluch über mich selbst, wenn ich ruhe, bis ich gerächt, fürchterlich gerächt habe an diesem Hund meine Schwester, meinen Vater! Wenn ich je daran vergesse, will ich verflucht sein, hier und dort. Wenn ich ihm die Leiden nicht zehnfach zurückerstatte, die er meinem Vater, meiner Schwester zugefügt, möge ich verdammt sein! Gott, du hörst es.

Heut Nachmittag trat der Versucher zu mir in der Gestalt Friedländers und forderte mich auf, mit ihm Billard zu spielen. Aber ich verneinte.

Montag, 9., Dienstag, 10., Mittwoch, 11., Donnerstag, 12. März.

Mein Verhältniß in Betreff der Schule wird immer unerträglicher. Immer mehr sucht mich Tschirner zu kränken und lächerlich vor der ganzen Klasse zu machen, und das Bittere, das ein jeder solcher Vorfall bei mir zurückläßt, bestärkt mich in meinem Unfleiß. Ich fühle es wirklich, wenn ich Ostern — was Gott verhüte — nicht nach Leipzig komme, so werde ich mich in sehr, sehr mißlicher Lage befinden.

Sonnabend, 14. März.

Mein Vater kam heute. Wie es scheint, so ist es noch sehr zweifelhaft, ob ich Ostern nach Leipzig komme. Dieser Gedanke versetzte mich in

eine so trübe misanthrophische Stimmung, daß ich nicht zu Gerstenberg ging, versprochenermaßen, sondern zu Hause blieb. Aber Isidor besuchte mich, und ich ging mit ihm zu Hesse, wo ich jedoch kein Queue berührte.

Sonntag, 15. März.

Freitag war es mir gelungen, mein Federmesser an Mama zu verkaufen, für zehn Silbergroschen. (Zwei gute Groschen Profit.) Ich ging zu Manatschal, Perini, gab fünfeinhalb Silbergroschen aus und ließ für meine Schwester einen Pfannkuchen holen.

Montag, 16. März.

Als ich Nachmittag in die Schule ging, schlug es halb drei Uhr. Ich wollte mich daher nicht wieder von Tschirner herunterputzen lassen, sondern ging zu Samuel. Wir vesperten Wurst mit Schnaps, und ich bezahlte es. Darauf kam ein gewisser Fränkel und wollte Karten holen, um Onze=et=demi zu spielen. Ich willigte ein. Als er ging, erzählte mir Samuel, er habe neulich zehn Silbergroschen an ihn verloren, er habe verdammtes Glück, und ich würde wahrscheinlich verlieren, warnte mich daher, zu spielen. Ich merkte gleich, daß Fränkel alle Karten kenne, doch half es ihm nicht, er verlor acht Silbergroschen und wurde blaß wie der Tod. Ich quetsche mich, wobei besonders Samuel mir behülflich war, unter dem Vorwande, in die Stunde zu müssen.

Dienstag, 17. März.

Heute brachte ich Vater auf's Gespräch über Leipzig und erfuhr, daß Vater in Frankfurt einen Brief erhalten habe, daß er mich bei einem Lehrer in der Anstalt nicht unterbringen könne, da diese ihre Zahl nicht überschreiten könnten, daß er aber keinen Bekannten habe, dem er mich anvertrauen wolle. Auch thäte es ihm leid, daß ich noch drei volle Jahre in der Anstalt bleiben und dann noch ein Jahr als Lehrling gehen müßte. Er wolle mich daher Ostern aus der Schule nehmen, ein Jahr privatisiren lassen und dann in ein Handlungshaus gehen. Auch gut.

Nachmittag ging ich en passant zu Gerstenberg. Fränkel war da. Aber obwohl wir zu herabgesetzten Preisen spielten, verlor er, trotzdem er alle Karten kannte, siebeneinhalb Silbergroschen. Allein er gab vor, kein Geld bei sich zu haben, und versprach mir, andern Tags zu bezahlen. Samuel schnitt bedenkliche Gesichter.

Mittwoch, 18. März.

Nachmittag vor zwei ging ich zu Gerstenberg. Dieser erzählte mir, Fränkel habe Vormittag zu ihm gesagt, er werde auf keine Weise Spielschulden mir bezahlen. Nun rieth Samuel mir, da er doch von ihm elf Silbergroschen erhalten und ihn mit Karten, die er kenne, betrogen habe.

Ich beschloß auch zugleich, meine Maßregeln zu treffen, ging in sein Gewölbe, traf aber nur seinen Herrn, der mich ein Langes und Breites nach meinem Namen und Anliegen fragte. Ich nannte ihm ersteren — augenblicklich verbreitete ich Respect über seine Züge —, letzteres verschwieg ich, zog mich zurück und lauerte im Hinterhalt auf meine Beute. Fränkel kam. Ich sprang hervor wie ein Tiger auf seine Beute.

„Herr Fränkel," sagte ich, „wenn Sie nicht wollen, daß ich Ihnen bei Ihrem Herrn und bei Urbachs (seinem Onkel) einen Skandal machen soll, so geben Sie die sechs gute Groschen. Ich begegne Ihnen so, weil ich von Gerstenberg erfahren habe, wie Sie sich benehmen."

Er erbleicht, stammelt, er werde bezahlen, habe kein Geld jetzt, werde es zu Gerstenberg bringen. Ich entferne mich. Es schlägt vier Uhr. Ich eile auf Flügeln der Habsucht zu Fränkel. Er ist allein und fängt jene abgedroschenen Redensarten an: „Er hätte mir bezahlt, wenn ich ihn nicht so behandelt hätte. Er habe mit Gerstenberg nur gespaßt. So aber bezahle er nicht."

Da breche ich los: „Hören Sie, ich werde Sie lehren, was es heißt, um Geld spielen und nicht bezahlen. Bezahlen Sie nicht, so wird Ihr Onkel oder Ihr Herr bezahlen. Ueberdies werde ich dem auch sagen, wie Sie, als er auf der Messe war, sein Gewölbe allein ließen und Onze-et-demi spielen gingen. Auch mit falschen Karten zu spielen, werde ich in Anrechnung bringen." Kurz, ich schüchterte ihn so ein, daß er mir bezahlte und alle Wuth zu Samuel ausließ, der herüberkam, und den er Esel, Ochse schimpfte.

Donnerstag, 19. März.

Heute ist Purim. Ich habe mir schon längst einmal vorgenommen, zu schwänzen, und that es heut. Ich ging um acht zu Samuel ins Gewölbe. Wir machten dummes Zeug, ließen uns Frühstück bringen, Isidor holen u. s. w. Aus Langweile schrieb ich Samuel ins Hauptbuch und lernte wirklich mehr, als ich den Tag in der Schule gelernt hätte. Ich begriff den Cours der Louisd'or-Strazze und Hauptbuchführen, Brutto, Ne, Taratto, Decort, Credit, Debet, An und Per ganz ziemlich. Samuel sagte mir, daß ich sehr schnell begriffe.

Sonnabend, 21. März.

Vormittags Abiturientenexamen. Abends thé dansant bei uns und Souper für Dorchen Friedländer und Bräutigam. Ich amüsirte mich heut gar nicht und glaube, daß nur die Masken daran schuld waren. Es kamen hundertfünfzig auf einmal. Quel trouble! Alle, die zu uns kamen, amüsirten sich herrlich, nur ich nicht.

Montag, 23. März.

Es war soviel zu essen übrig geblieben von unserer grande fête, daß wir heute eine petite fête gaben, auf der ich mich besser amüsirte, als Sonnabend. Reichenbach kam. Man tanzte, lachte, trank und aß.

Dienstag, 24. März.

Heut waren wir wieder zu Zadigs gebeten. Aber ich hätte mich oben nicht amüsirt, wenn nicht der junge Borchert dagewesen wäre. Dieser hat mir schon Donnerstag Abend für meine Eitelkeit Stoff gegeben. Er sagte mir nämlich, er nehme viel Antheil an mir, ich sei genial, und es würde ihn um so mehr schmerzen, wenn mein Geist eine falsche Richtung nehme. Er sagte mir ferner, ich hätte schon längst seine Aufmerksamkeit erregt, da ich kein gewöhnlicher Knabe wäre. Nun ist dieser Borchert ein Mensch, dem ich mehr glauben kann, als jedem Andern, weil er nicht schmeichelt. Zudem ist er ein Mann, der im höchsten Grade den sens commun besitzt. Dr. Shiff hat mir dasselbe versichert, was B. Ich werde anfangen, es zu glauben.

Mittwoch, 25. März.

Heut kam ich um siebeneinhalb erst hinunter, da ich es verschlafen hatte. Vater, der schon verdrießlich darüber war, daß ich so viele Tage geschwärmt, der sich unten eben, von Mutter gereizt, mit Emilien und Riekchen gezankt hatte, zankte sich mit mir, prügelte mich sogar und Emilien und Riekchen, zerbrach einige Tassen u. s. w.

Aerger über diese Behandlung, Erkältung rc. bewirkten, daß ich Nachmittag krank wurde. Sogleich aber wurde er wieder der liebende Vater, ängstlich, besorgt. Ich mußte mich ins Bett legen und fieberte stark.

Donnerstag, 26., Freitag, 27., Sonnabend, 28., Sonntag, 29.

blieb ich im Bett.

Mein Vater aber betrug sich diese Zeit so liebreich, geduldig, sanft wie es gar nicht zu beschreiben und nicht zu denken ist. Er war einige Zeit hitzig und ist jetzt um so sanfter. Dagegen hält nun meine Mutter die Waage. Denn die Mutter, so gut sie auch ist, hat eine beständige Neigung zu zanken, und es giebt kein Mittel dagegen, ihr diese Lust zu benehmen. Blos dann, wenn der Vater so acht Tage lang seiner Hitze sich überläßt, wird sie eingeschüchtert. Aber wie der Zorn beim Vater schwindet, wächst die Zanksucht der Mutter. Und das macht manchmal meinen Vater recht unglücklich. So ist z. B. alle Tage Zank darüber, daß der Vater zu spät von der Ressource kommt. Das ist doch aber des Vaters einziges Vergnügen, die paar Stunden von vier bis achteinhalb.

Vater hat mir einen nagelneuen Zweithaler, Mutter einen Thaler geschenkt.

Montag, 30. März.

Guttentag erlaubte mir heute aufzustehen, aber ich blieb liegen. Er und Paetzold untersuchten meine Nase und stritten, ob in der Nase das septum oder ononium verletzt sei.

Der junge Urbach lehrte mich Whist. Auch 'ne schöne Gegend! Ein Lieblingsspiel von Dr. Shiff. Wir spielten en deux.

Meine Schwester soll heirathen. Viele junge Leute werden ihr vorgeschlagen. Davon ein andermal.

Dienstag, 31. März.

Heute ging ich aus dem Bett und las Wielands „Musarion", die „Grazien" und den „Verklagten Amor". Dieser alte wollüstige Wieland dieser Schäker, dieser verliebte, der eine Busenrundung über Alles schätzt! Die Leute sagen immer, man solle die schlechten Romane hassen und nur Klassiker lesen. Und nun lese Einer den gediegenen Wieland, ob er nicht schlüpfriger ist, als der ärgste Roman von Paul de Kock.

Abends ging die Mutter mit Riekchen ins Theater, ich zu Urbachs, wo ich Whist spielte. Aber Mutter kam bald nach Hause, da das Stück „Czaar und Zimmermann" in „Norma" umgeändert war.

Widebein ist gehängt worden. Es war dieser junge Mann einige Jahre bei Löbbecke. Er galt für einen der schönsten, gebildetsten, elegantesten jungen Männer in Breslau und ist der einzige Sohn sehr reicher Eltern. Er hatte schon bei Löbbecke Kassendefecte gemacht und sein Vater 6000 Thaler für ihn bezahlt. Darauf war der junge Mann nach London gegangen, hatte hier Wechsel verfälscht und war gehängt worden, trotz aller Anstrengungen seiner ihn abgöttisch liebenden Eltern, die die größten Summen aufboten, ihn zu retten. Schauderndes Beispiel, wahrhaft schaudererregend! Dieser Roué, dieser Elegant, gehängt! Und diese Schande, Schmach für seine ihn so liebenden Eltern.

Mittwoch, 1. April.

Heute sollte ich das erste Mal ausgehen und zwar zu Krolls; doch ennuyirte ich mich beinahe daselbst. Auf Abends waren wir zu Zadigs zum Abschiedsschmaus und thé dansant geladen. Mathilde Wollheim war auch da und sah heute Abend recht hübsch und verführerisch aus. Mit Borchert sprach ich mich wieder über Vieles und Wichtiges aus.

Donnerstag, 2. April.

Auch heute ging ich noch nicht in die Schule. Nachmittag besuchte mich Borchert. Ich spielte mit ihm drei Partien Schach und gewann zwei. Darauf begleitete ich ihn. Er erzählte mir von seinem ältern Bruder, wie der mit sich selbst zerworfen sei. Er war nämlich schon in

Prima gewesen, als er zum Kaufmannsstande übertrat. Nun sah er Leute, die aus Quarta abgegangen waren, die jetzt über ihm standen, Diener waren, während er Bursche war, und die jünger waren, als er. Er, der Homer und Cicero, Sophokles und Euripides gelesen, bekam keinen oder spärlichen Gehalt, da doch sein jüngerer Bruder, der aus Quarta abgegangen, sich in seinem Geschäfte anständig ernährte. Er sah dies, weinte blutige Thränen, wenn er einem bei weitem jüngern und noch dazu unwissenden Menschen nachgesetzt wurde, und nichts nützte ihm Homer und Demosthenes mit den sieben Weisen Griechenlands, ja auch Virgils:

„Durate et vos met rebus servate secundis“

konnte ihn nicht trösten. Da ergriff ihn Hohn, der furchtbarste Hohn; die Thränen versiegten, er weinte nicht mehr, wenn er zurückgesetzt, tief im Innersten verletzt wurde, sondern seine Lippen zogen sich zusammen zum convulsivisch krampfhaften Lächeln, sein Herz erstarrte zu Eis. Die Wärme, die jugendliche, verließ ihn, Hohn und Härte traten an ihre Stelle. Eine Eisrinde legte sich um seine Brust, das Gefühl erstarb allmählich.

Ich hörte schweigend zu. Er malte mir, ohne es zu wollen, mein eigenes Schicksal. O, ich fühle es, wenn ich nicht bald abgehe, um so jung als möglich die Burschenjahre zu überstehen, wenn ich neunzehn, zwanzig Jahre alt, mit dem Geist der Griechen und Römer, mit ihren Schriften und ihrer Ideenwelt, mit den Helden der Ilias und den Dichtern Hellas' vertraut, Bursche sein sollte und einer meines Alters oder jüngerer Diener, der blos den einzigen Vorzug vor mir hat, nichts zu wissen und zu fühlen — —

Freitag, 3. April.

Heut ging ich in die Schule.

Sonnabend, 4. April.

Als ich aus der Schule kam, setzte ich mich hin und las Kaufmann und Dichter“.*) Vater tritt ins Zimmer. „Schon wieder liest Du Romane. Nichts und nichts als den ganzen Tag Romane lesen.“

Ich frage, was ich denn machen soll, ob ich nicht suchen soll, mit der Literatur und den Belletristikern vertraut zu werden.

„Faules Zeug! Ich verbiete Dir das.“

Ich gehe ruhig ins andere Zimmer und hole mir Shakespeare, komme wieder und lese.

„Was hast Du da?“ fragt mein Vater.

„Shakespeare,“ erwidere ich. „Das ist doch kein Roman.“

„Ach!“ schreit mein Vater, „Du hast genug Dichter gelesen! Nimm Dir eine schriftliche Arbeit oder einen lateinischen oder griechischen Dichter.“

---

*) „Dichter und Kaufmann,“ eine Jugendarbeit von Berthold Auerbach, erschien 1839. Behandelt das Leben des Epigrammdichters Moses Ephraim Kuh.

„Homer und Shakespeare," erwidere ich, „sind zwar von ganz verschiedenem Genre, aber gleich groß, Shakespeare so genial wie Homer."

„Das ist ein großer Unterschied," sagt der Vater, „das ist griechisch, und das ist deutsch."

Also nicht um die Sache selbst ist es zu thun nach Vaters Ansicht, man liest nicht Homer, um sich Geist und Herz zu veredeln, die Schönheiten, seinen Dichtergeist zu bewundern, nicht daß er auf unsere moralischen Principien einwirke, sondern nur, um Griechisch zu lernen!!

Sonntag, 5. April.

Heute früh besuchte ich den jungen Borchert und fand ihn wie seinen Bruder im tiefsten Negligée. Wir spielten Schach.

Nachmittags fuhr ich mit Lachs, Orgler und Krämer nach Kleinburg. Da trafen wir einen gewissen Hahn und Fürstenthal, die wir nach Klettendorf mitnahmen. Seit dem 1. April darf ich Billard spielen, drum spielte ich eine Boule mit. Wir waren lustig, und ich amüsirte mich sehr gut. Als ich vor meinem Hause abstieg, traf ich Isidor und Friedländer, die zu den spanischen Reitern gehen wollten, mich abgeholt und von meiner Mutter die Erlaubniß erhalten hatten, daß ich, wenn ich käme, mitginge. Ich ging hinauf. Mutter war nicht mehr zu Hause. Es war schon spät, wir mußten uns eilen, in den Circus zu kommen, fanden auf dem zweiten Platz keinen Platz und waren also genöthigt, auf den ersten zu gehen, wo wir den Vortheil hatten, mit Sand überschüttet und von den Pferdeköpfen gestoßen zu werden. Ich hatte einen Disput mit einem Mann in hellem Rock, mit einer Reitpeitsche in der Hand, der ich gern zu einer näheren Bekanntschaft mit seinen Ohren verholfen hätte.

Als wir nach Hause kamen, war meine Mutter noch nicht da. Vater war, wie ich wußte, zu einem großen Abendessen. Ich ging also noch einmal mit Isidor und Friedländer zu Hesse, um Billard zu spielen. Als ich nach Hause kam, war es schon elfeinviertel, und nur mit Mühe und einem Aufwand von viel Tactik gelang es mir, den Sturm abzuwenden.

Meine Schwester ist seit einigen Tagen sehr bitter gegen mich. Sie spricht immer von meiner Verderbtheit gegen mich, und als ich sie zwang, deutlich mit der Sprache herauszurücken, so sagte sie mir, daß ich schwänze und Billard spiele, mit solcher Sicherheit, daß es meiner ganzen Geistesgegenwart und

„Damit ich's kurz mit unsrer Sprache
Kraft und Kürze sage"

meiner Unverschämtheit bedurfte, um es ihr auszustreiten. Die Person, von der sie es weiß, wollte sie mir nicht nennen, und ich glaube, sie hat es in meinem Tagebuch gelesen, zu dem ich den Schlüssel in letzter Zeit oft habe liegen lassen.

Montag, 6. April.

Heute war die letzte Schule, und ich weiß wirklich nicht, woran ich bin, ob ich bleibe in Breslau und privatisire, oder nach Magdeburg oder ins Pfefferland komme oder sonst wohin: Ich las Molières Sganarelle und dachte an die Regel:

„Le bruit est pour le fat, la plainte est pour le sot.
L'honnête homme trompé se retire et ne dit mot.“*)

Dienstag, 7. April.

Mittag kam der Vater verstört nach Hause und verlangte mein Tagebuch zu sehen. Schrecken ergriff mich. Ich brachte es und schloß es auf. Vater sah nach, ob ich jeden Tag eingeschrieben hätte, und als er zum letzten Sonntag kam, so las er diesen Tag. Was soll ich sagen? Vater hatte gehört, daß ich Billardspielen war Sonntag Abends, und wollte auch sehen, ob ich es eingetragen hätte. Die Scene, die folgte, war schrecklich. Der Vater wurde immer blaß und roth und stieß Seufzer aus, von denen mir ein jeder centnerschwer auf die Brust fiel. Nachmittag ging ich es Isidor erzählen, der mich bedauerte. Als ich Abends nach Hause kam und Vater etwas weniger verdrießlich war, glaubte ich es überstanden zu haben. Ach, das Beste sollte noch kommen.

Montag, 8. April.

Und es kam. Heute früh fragte mich mein Vater nach der Conduite. Ich glaube, hätte man mir in diesem Augenblick alle Adern geschlagen, es wäre kein Blutstropfen geflossen. Vater fragte, ob ich, da die Ferien angegangen, noch keine Censur erhalten hätte. Ich verneinte.

„Wann bekommst Du die Conduite von Ostern?“

„Ich weiß nicht.“

Gut, ich schreibe an den Rector. Der Mann wird mir Antwort geben. Ich wette, daß Du mich dabei belügst. Aber ich werde es heraus bekommen.“

Die Qualen, die ich hierbei ausstand, lassen sich nur fühlen. Eine solche Angst folterte mich, daß ich nicht wußte, wohin ich sollte. Aber wie seltsamer Contrast sich in dem menschlichen Herzen beut! Ich, der ich ein Verbrechen begangen, meiner Eltern Hand nachgeahmt hatte und immer nothgedrungen in der Lüge gegen meinen Vater fortfuhr, ich betete an=

---

*) Man könnte glauben, Lassalle habe diese bekannten Verse in dem Molière'schen Lustspiel „Sganarelle ou le cocu imaginaire“ gefunden, in das sie sinnlich allerdings ganz gut hineinpassen würden. Das ist aber nicht der Fall. Sie stehen in der vergessenen Komödie: „La Coquette corrigée“ von Lanoue und lauten — Lassalle citirt seiner Gewohnheit gemäß nicht ganz richtig — im genauen Wortlaut so:

‚Le bruit est pour le fat, la plainte pour le sot,
L'honnête homme trompé s'éloigne et ne dit mot.“

dächtiger als je zu Gott, er möchte mir helfen, daß dies nicht herauskäme, es sollte dieser erste Betrug auch der letzte sein in meinem Leben. Und ich fühlte mich beruhigt, als ich gebetet hatte, als wenn ich im Ernste hätte glauben können, Gott erhöre auch dann unsere Bitten, wenn sie die Verheimlichung eines Betruges bezwecken. Aber ich fühlte mich über diesen Punkt beruhigt.

Zur größeren Vorsicht beschloß ich, jetzt nicht in mein Taaebuch zu schreiben. Ich hätte meinem Grundsatz gemäß hier meine Angst in Betreff dieses Punktes ausgesprochen, und ich hatte Furcht, daß es zum Denuncianten dienen könnte, wie es mir noch von gestern im Andenken war. Ich führte auch diesen Vorsatz aus und füllte diese Lücke erst später aus.

Donnerstag, 9. April.

Heute war unser Examen. Es steht fest, ich komme nach Magdeburg in die Handelsanstalt, wozu Reisner besonders mir verholfen hat. Vater hat sich schon an den Inspector der Anstalt gewendet und Brief erhalten.

Freitag, 10. April.

Ich bin jetzt wirklich mehr beruhigt über die Conduite.

Sonnabend, 11. April.

Heute ist mein und meiner Schwester Geburtstag. Ich habe mir aber kein Gedicht gemacht. Als ich hinunterkam, schenkte mir meine Mutter zwei Ducaten und zwei Paar Handschuhe, mein Vater Tuch zu Rock, Inexpressibles und Weste, söhnte sich auch mit mir aus in Betreff des Billardspielens, zeigte aber auch, daß er noch Zweifel über die Conduite hege. Auch nahm er die zwei Ducaten, um sie mir aufzuheben. Meine Schwester bekam viele Geschenke. Der junge Urbach schenkte mir Shakespeares Gedichte, gleich meinen Werken eingebunden, und Isidor ein Stammbuch.

Nachmittag ging ich mit dem jungen Urbach spazieren. Auf dem Ringe begegnete ich Haber, dem ich erzählte, daß ich Sonntag über acht Tage nach Magdeburg reise. Er sagte mir nun, daß er morgen abreisen wolle, um drei Wochen bei seinen Eltern zuzubringen, dann nach Berlin gehen, ein Jahr dort studiren, sein Doctorexamen machen und dann, ohne seine Eltern zu besuchen, sich direct ins tiefe Rußland wenden werde.

„Lieber Ferdinand," sagte er, „es ist möglich, daß wir uns nie mehr wiedersehen, sehr wahrscheinlich, daß ich nie mehr aus Rußland zurückkomme. Ich werde mich zwar auch ohnedies an Sie erinnern, aber lieber wäre es mir, wenn Sie mir etwas in mein Stammbuch schrieben."

Ich ging mit ihm. Er war sehr traurig, deutete immer darauf hin, daß er mich nie mehr wiedersehen werde. Ich schrieb in sein Stammbuch. Als wir uns trennten, weinten wir Beide.

Abends erfuhr ich, daß Haber von der Universität Umtriebe wegen abgefaßt sei.

Sonntag, 12. April.

Mutter gab mir Geld, ins Theater zu gehen. Doch kam ich vom Spazierengehen zu spät nach Hause und ärgerte mich sehr darüber. Doch half es mir nichts.

Montag, 13. April.

Heute Mittag war mein Vater Vater sehr verdrießlich, weil ich einen neuen Rock verlangte. Endlich sagte er: „Glaubst Du denn, ich komme Deinen Schlichen nicht auf die Spur? Da," hierbei zeigte er mir einen versiegelten an Schönborn adressirten Brief. „Heut Nachmittag werde ich es herausbekommen. Wie? Ich werde Deine Conduite sehen, und ich wette fünf gegen eins, Du belügst mich. Aber dann wehe Dir!"

Ich hätte in die Erde sinken mögen und bedurfte aller Fassung, nicht durch meine Verlegenheit Alles verlieren zu machen. Als der Vater ins Gewölbe ging, schloß ich mich in meine Stube ein, mit dem Vorsatz, mich meiner Angst zu überlassen. Doch bald sah ich ein, Thränen nützten mir nichts, ich müßte handeln. Ich wollte zu Tschirner, mir meine Conduite zu holen und mein Abgangszeugniß zu fordern, um wenigstens von dieser Seite sicher zu sein. Aber ich konnte seine Wohnung nicht ausfindig machen. Jetzt war ich wirklich in Verzweiflung. Jeden Augenblick konnte Alles entdeckt werden. Ich war dem Selbstmord näher als je.

„Ruhig schläft sich's in dem engen Haus.
Mit der Menschen Freude stirbt hier auch der Kummer,
Athmen auch der Menschen Qualen aus."

Aber ich that es doch nicht, und darin, daß ich es nicht that, liegt der unwiderlegbarste Beweis, daß ich nicht Egoist bin. Denn was mich betrifft, so wünschte ich mir nicht nur jetzt, in der gräßlichsten Angst, von Verzweiflung gefoltert, sondern wenn ich auf dem Gipfel der Freude bin, auf einem Balle oder wo es nun ist, würde ich vor dem Tod, wenn er vor mich träte, nicht erschrecken, sondern verlangend die Hände nach ihm ausstrecken. Liebe zum Leben also war es nicht, das mich von diesem Schritt abhielt, sondern der Gedanke: was würden Vater und Mutter sagen, wie namenlos unglücklich würde ich sie nicht machen!! Meinen Vater würde die Schande verzehren, Vater eines Selbstmörders zu sein. Meine Mutter würde vor Gram und Kummer sterben. Ich häte mich zwar glücklich gemacht, aber meine Liebsten auf Erden, Vater und Mutter, namenlos unglücklich! Nein, solch Egoist wollte ich nicht sein. Und indem ich dem Wasser den Rücken zuwandte, fielen mir Trostgedanken ein. Ich dachte an Mahlmanns:

„Was ist's, das unsterbliche Geister entzückt,
Wenn sie niederblicken zur Welt?
Ein Herz, das das Unglück nicht niederdrückt,
Ein Muth, der im Unglück fest hält."

Ich sagte mir, daß ich in zwei Jahren die Geschichte vergessen haben werde und daran, wenn ich mich ihrer erinnere, mit Lächeln denken werde.

„Auch Leiden, sind einst sie vergangen,
Laben die Seele, wie Regen die Au."

Und ich beschloß, Virgils

„Durate et vos met rebus servato secundis"

zu befolgen.

Als ich nach Hause kam, ließ mich mein Vater holen und sagte mir, ich solle ihm gestehen oder mit zum Rector kommen. Noch einmal lächelte mir das Glück. Ich gestand ein, daß ich mir die Michaeli-Conduite unterschrieben hätte, weil Rudiger Betrug hineingeschrieben, aber die Weihnacht-Conduite hätte ich nicht erhalten, wie der Fall war, verschwieg aber, daß wir statt ihrer einen Zettel bekommen. Vater aber mußte mehr wissen oder ahnen. Er ging mit mir zum Rector. Ich taumelte mehr hin, als ich ging. In wenig Minuten wußte er Alles. Er weinte. Was ich dabei empfand, läßt sich nicht beschreiben. Ich verwünschte tausendmal jenen ersten Tag, an dem ich aus Furcht, dem Vater die Conduite zu zeigen, sie selbst unterschrieben hatte.

Gott, ich kenne so viele Väter, die ihre Söhne die Conduite selbst unterschreiben lassen, ohne sie nachzusehen. Siegfried Wollheim kommt zu seinem Vater.

„Vater, ich habe eine Conduite bekommen."

„So? Wo ist sie?"

„Hier. Unterschreib sie, aber lies sie nicht, sie ist zu schlecht." Dabei hält er die Hand übers Blatt und läßt seinem Vater blos Raum, sich zu unterschreiben, was er auch geduldig thut.

Als Isidor noch auf die Schule ging, hörte ich oft seinen Vater zu ihm sagen: „Seit einem Monat habe ich noch keine Conduite gesehen! Du unterschreibst diese wohl alle selbst? Ich kann mir denken, wie gut sie sind." Ich kenne wiederum viele Väter, die ihre Söhne tüchtig geprügelt und gestraft und in ihrer Abwesenheit nicht mehr daran gedacht hätten. Aber ich kenne keinen, der sich die Sache so zu Herzen nähme, wie mein Vater. Um so mehr Unrecht von mir, einen solchen Vater zu kränken.

Am andern Tage mußte ich die Conduiten von Tschirner holen und sie dem Vater geben.

Ich übergehe einen großen Zeitraum, dessen Ergebnisse ich nur summarisch mittheilen will. Die Traurigkeit meines Vaters dauerte noch eine Woche. Dann söhnten wir uns aus. Ich versprach, nie wieder etwas derart zu begehen, und meine Abreise wurde festgesetzt.

(Der zweite Theil folgt.)



Aristoteles' Schrift „Vom Staat der Athener."

Von

G. Kaibel.

— Straßburg. —

Seit Jahrhunderten ist der Alterthumswissenschaft nicht ein so frischer, befruchtender Strom des Lebens zugeführt worden, wie durch die Papyrusrolle, die neuerdings englisches Glück einem ägyptischen Grabe entrissen und englisches Geschick der wissenschaftlichen Welt in sauberer Buchform als Gabe gereicht hat. Man darf von der neuen Aristotelischen Schrift, die so unerwartet an's Tageslicht zurückgekehrt ist, nicht reden, ohne dem hingebenden Fleiß und der vor keiner Schwierigkeit zurückschreckenden Ausdauer der englischen Herausgeber den gebührenden Zoll aufrichtiger Anerkennung und Dankbarkeit zu zahlen. Eine getreue Nachbildung des Originals soll der Textausgabe, die vor zwei Wochen erschienen ist, demnächst erst folgen, aber die geringe Probe, die jüngst die „Illustrated News" von dem Aussehen des Papyrus und seiner Schrift brachten, war schon völlig ausreichend, uns einen Begriff davon zu geben, welch' schwierige Arbeit Herr Kenyon, unterstützt von den Herren Warner, Thompson und Scott, so muthig unternommen und so trefflich durchgeführt hat.*)

Von der gewaltigen wissenschaftlichen Thätigkeit des Aristoteles können wir aus den erhaltenen Schriften, so unverächtlich sie an Zahl, Umfang und

*) Am 6. März d. J. ist durch Herrn Thompsons Güte das erste Facsimile nach Straßburg gekommen. Alle Vorstellungen, die man sich von der Schwierigkeit der Handschrift machen konnte, wurden durch die Wirklichkeit übertroffen. Die Leistung der englischen Herausgeber ist geradezu eine staunenerregende.

Inhalt sind, doch nur eine schwache Vorstellung gewinnen. Die ihm vorausliegende Zeit hatte reichliche Anregung zu mannigfacher Denkarbeit gegeben, aber die vielfach rein subjective Art der Forschung, lückenhaftes Wissen, unzureichend ausgebildete Denkfähigkeit bedrohte jene Anregungen mit dem Schicksal Anregungen bleiben und als solche absterben zu müssen. Aristoteles hat die wirren Fäden aufzunehmen verstanden und sie zu einem streng wissenschaftlichen Gewebe zusammenzufügen gewußt. Wie er ein gutes Stück älterer Geistesarbeit vom Untergang gerettet hat, so ist seine eigene Arbeit fast auf allen Gebieten die Grundlage für die Forschung der späteren Zeit geworden und zum Theil bis auf den heutigen Tag geblieben. Im alten Sinne des Wortes ist Aristoteles ein Philosoph, ein wissenschaftlicher Forscher; unsere heutige Ausdrucksweise läßt uns mit diesem einen Worte nicht auskommen, wenn wir sein Wesen in Namen fassen wollen. Wir kennen philosophische und naturwissenschaftliche, historische, staatswissenschaftliche, antiquarische, literarhistorische Schriften von ihm. Wir glaubten und wußten längst, daß bei ihm die Universalität der Arbeit der Tiefe und Gründlichkeit nicht nachtheilig geworden ist: er erkannte alle die einzelnen Zweige als zu dem einen Baum der Wissenschaft gehörig und hatte es nicht nöthig, durch Vernachlässigung eines Zweiges den ganzen Baum in die Gefahr des Verdorrens zu bringen. Viele Zweige hat er zuerst gepflegt und ihnen köstliche Früchte abgewonnen: literargeschichtliche Forschung hat es vor ihm kaum gegeben, und wie einschneidend hier seine Arbeit war, das erkennen wir daraus, daß alle spätere gleichartige Arbeit auf die eine oder andere Weise mit der des Aristoteles zusammenhängt, wenn auch oft nur die Form und Methode, nicht der Geist zugleich sich auf die Nachfolger vererbt hat.

Die neugefundene Schrift „Vom Staat der Athener" erweitert nicht nur unsere historischen Kenntnisse in ungeahntem Maaße, sie zeigt uns auch den Verfasser in einem neuen Lichte. Wir kannten den großen Mann als Denker und Forscher, als Schriftsteller kannten wir ihn nicht. Keine einzige der erhaltenen Schriften war für die Oeffentlichkeit bestimmt, es sind Lehr- und Schulschriften, aus seiner reichen Lehrthätigkeit in Athen hervorgegangen und für Lehrzwecke bestimmt. So sehr auch überall die Schärfe der Darlegung und Beweisführung fesselt, so sehr die umfassende Beherrschung der Thatsachen unsere Bewunderung erregt, in der Kürze und Schmucklosigkeit erkannten wir doch nichts von der „schmeichelnden Anmuth" und von dem „goldenen Strom der Rede", den Cicero so oft an den Aristotelischen Schriften rühmt. Diese Vorzüge waren auf andere Werke beschränkt, von denen wir unglücklicherweise keines besitzen; es waren meistens Dialoge, zum Theil denen des Plato nachgebildet und Alle für ein größeres gebildetes Publikum, nicht für seine ernst forschenden Schüler im Lykeion bestimmt. Nur wenige zufällig erhaltene Reste dieser vom Verfasser selbst herausgegebenen Schriften konnten uns belehren, daß das rühmende Urtheil bei Cicero ein wohlbegründetes war. Das Buch „Vom Staate der Athener" gehört nun ohne allen Zweifel zu

dieser Klasse sorgfältig ausgearbeiteter und für die Lesewelt bestimmter Schriften. Auch wenn die von kundiger Seite vorgetragene Beobachtung nicht zuträfe, daß der Schriftsteller den Hiatus sorgfältig vermeidet, also die einzelnen Worte im Satze so ordnet, daß niemals ein mit einem Vocal schließendes vor einem andern mit einem Vocal beginnenden steht, und dies dem empfindlichen Ohr der damaligen Griechen unerläßlich dünkende Streben so durchführt, daß kein Leser den Druck der Zwangsjacke empfindet — selbst wenn diese Beobachtung so unrichtig wäre, wie sie in der That richtig ist, so kann doch die vornehme Klarheit der Darstellung und der bestrickende Zauber der Erzählung allein schon Jeden empfinden lassen, durch welche Kluft dies Büchlein z. B. von den stofflich nächstverwandten Büchern der Politik getrennt ist. Freilich Redefülle und Redefülle sind zwei verschiedene Dinge. Wer den tosenden Strom Demosthenischer Perioden erwartet oder gar durch zierliches Beiwerk mehr in die Länge als in die Tiefe angewachsene Sätze, wie Isokrates sie liebt, der wird sich getäuscht finden. Die Begriffe werden nicht durch eine Anzahl fast gleichwerthiger Worte, die zusammen erst ein ganzes bilden, umschrieben, sondern jeder Gedanke findet seinen kürzesten und treffendsten Ausdruck. Jedes Wort ist zweifellos wohl gewählt und schwer durch ein anderes zu ersetzen. Die Sätze stehen miteinander in engster und klarster Verbindung, die weniger durch sprachliche Mittel als durch den Zwang des Gedankenganges hergestellt wird. Nur das Wichtige und streng zur Sache Gehörende wird berührt, jeder Zusatz, der auf den ersten Blick nebensächlich erscheinen mag, erweist sich bei näherer Ueberlegung als bedeutsam. Wo systematische und historische Darstellung ineinander gehen, da werden gelegentlich Digressionen, vorwärts oder zurückgreifende Bemerkungen nöthig; auch sie sondern sich klar und bestimmt als Parenthesen ab. Es ist ein meisterhaft geschriebenes Buch: es macht auf den Leser den Eindruck, als ob es nicht anders hätte geschrieben werden können. Die angewendeten Kunstmittel sind so zurückgedrängt, daß man an ihrem Vorhandensein zweifelt. Das Buch wirkt, wie ein wahres Kunstwerk wirken muß und Aristoteles zeigt sich uns hier zum ersten Mal als Künstler.

Einen doppelten Inhalt hat die Schrift „Vom Staate der Athener“. Sie giebt zunächst eine Geschichte der mannigfachen Wandlungen, die die athenische Verfassung durchgemacht hat, alsdann eine außerordentlich detaillirte Beschreibung derjenigen Zustände, die sich von der letzten Wandlung an bis auf Aristoteles' Zeit gehalten haben. Dieser letztere Theil insbesondere ist im späteren Alterthum vielfach benutzt und ausgeschrieben worden; alle uns erhaltenen Handbücher und Lexica, die zum besseren Verständniß der attischen Schriftsteller dienen sollten, schöpften ihre erklärenden Notizen aus der Schrift des Aristoteles; was man von attischer Verfassung, Verwaltung, Beamtenwesen u. dgl. wußte, wußte man aus dieser Quelle. So besaßen wir schon lange eine große Menge einzelner Notizen aus dem neuaufgefundenen Buch; aber eben weil es nur Notizen waren, aus dem Zusammenhange herausge-

rissen und oft nur halbrichtig wiedergegeben, so ließ man sich zu dem Glauben verleiten, die Schrift des Aristoteles sei nur eine mäßig geordnete Materialsammlung gewesen, ein Glaube, der nun freilich gründlich widerlegt ist. Aber Aristoteles hat nicht nur vom Staate der Athener geschrieben: nicht weniger als 158 Staaten und Gemeinden, große und kleine hat er, wenn auch vielleicht nicht ebenso ausführlich, so doch sicher in ähnlicher Weise behandelt. Wir haben Bruchstücke z. B. aus den Büchern über Naxos und Massalia (Marseille), die an kunstvoller Erzählung wie an Ausführlichkeit dem „Staate der Athener" in keiner Weise nachstehen. Es muß ein großartiges Werk gewesen sein, dessen Verlust wir ewig zu beklagen haben werden, und man wagt es kaum, sich vorzustellen, daß auch nur einige dieser 158 Bücher ähnlich ausgearbeitet waren wie das eine, welches wir jetzt besitzen.

Es war ein Irrthum, allerdings ein leicht entschuldbarer, zu glauben, daß das große Sammelwerk der „Verfassungsgeschichten" nur eine Vorarbeit zu einem anderen Werke gewesen sei, zu der Politik. Die historische Darstellung war Selbstzweck und konnte selbständig neben der theoretischen Staatslehre bestehen. Dieses große Werk ist so, wie es uns erhalten ist, nicht für die Veröffentlichung bestimmt gewesen: mag nun Aristoteles an der Vollendung durch den Tod verhindert worden sein, mag es nur als eine Sammlung von Aufzeichnungen für den mündlichen Lehrvortrag geplant sein, immerhin sollte nach des Verfassers eigenen Gedanken nicht die historische Darstellung in den Grundriß der Staatslehre aufgehen und durch ihn überflüssig werden. Das Buch „Vom Staat der Athener" gehört in die letzten Lebensjahre des Aristoteles: es muß nach dem Jahre 329 v. Chr. vollendet sein, da er dieses Jahr in unzweideutiger Weise erwähnt. Im Jahre 322, ein Jahr nach seinem großen Schüler König Alexander, erlag Aristoteles einer langwierigen Krankheit.

Vom Staate der Athener hatte nicht Aristoteles zuerst geschrieben, aber so wie er es gethan, hatte es niemand vor ihm gethan. Politische Parteikämpfe waren von jeher in den unzähligen größeren und kleineren Freistaaten der Griechen an der Tagesordnung. Es handelte sich nicht um Constitutionalismus oder Absolutismus, da es eben Stadtstaaten waren, wie man sie treffend genannt hat, deren Grundverfassung überall ziemlich ähnlich war und nur für recht einfache Parteiverhältnisse Raum boten. Es handelte sich um das Uebergewicht der aristokratischen oder der demokratischen Partei, ohne daß wenn die erstere das Ruder führte, der demokratische Charakter der Verfassung völlig beseitigt wurde, und ohne daß, wenn die Demokraten regierten, das aristokratische Element der Bevorzugung einzelner Stände oder Vermögensklassen zu wirken aufhörte. Eine Presse stand den Parteiführern nicht zur Seite; ihre Persönlichkeit wirkte in einem weit engeren Verkehr, als es heute der Fall sein kann, unmittelbar, und nicht selten haben weniger das Verhältniß von Stärke und Schwäche als der Einfluß der Führer den Sieg entschieden. Vorübergehend kam es dann vor, daß der siegreiche Führer, von seiner eignen Macht geblendet, die Parteiinteressen aufgab, um selbst den Tyrannen zu

spielen; selten hat eine solche Usurpation über mehrere Geschlechter hinaus die Macht behalten. Die Gewalt des lebendigen Wortes hat bei den Griechen zu allen Zeiten eine übergroße Bedeutung gehabt, und ein guter Redner war oft schon als solcher ein einflußreicher Parteiführer. Bei gesteigerter Cultur trat für die Gebildeten zu dem gesprochenen Wort das geschriebene, und in Athen wenigstens gab es kein Bürgerkind, das nicht lesen und schreiben gelernt hatte. Das politische Pamphlet, in sorgsamem Nachdenken und nicht im Moment der Leidenschaft wie die Rede geboren, mußte auf nüchterne Leute einen nachhaltigeren Eindruck machen. Hier konnte und mußte geprüft werden. Die Geschichtschreibung, die von den Parteikämpfen zu erzählen hatte, durfte der theoretischen Erörterung der Frage, ob die aristokratische oder die demokratische Verfassung die vorzüglichere sei, nicht aus dem Wege gehen. Vom rein theoretischen Standpunkte, vom Standpunkte des Philosophen aus hatte das Problem noch ein ganz besonderes Interesse: der Philosoph fragte, welche Staatsform ist an sich die beste, welcher Staat kann den Menschen gut und damit glücklich machen. So fehlte es auf keiner Seite an literarischer Behandlung der Verfassungsfrage, und es war vom fünften Jahrhundert an natürlich, daß sich diese Behandlung thatsächlich so zuspitzte, daß der Vertreter des demokratischen Princips auf Athen, der Gegner aber auf Sparta exemplificirte. Die wildgewordene Demokratie in Athen erregte in den Herzen der gemäßigteren Leute nicht nur Widerwillen und Sehnsucht nach einer dem lakedämonischen Staate nachgebildeten Verfassung, sie suchten auch Schutz gegen die eigenen Mitbürger bei dem Erbfeinde und verschmähten seine Einmischung nicht. Vom Athener Kritias gab es in Prosa und Versen Lobreden auf spartanische Staatseinrichtungen, der Athener Xenophon, der freilich frühzeitig seinem Vaterlande entfremdet war, schrieb eine mehr wortreiche als verständige Vertheidigung der sogenannten Lykurgischen Verfassung, der es an Gegnern natürlich auch nicht fehlte. Selbst in dem spartanischen Militärstaate, wo sonst literarische Thätigkeit ziemlich unbekannt geblieben war, rief dieser Streit um die beste Verfassung eine kleine Literatur in's Leben. König Pausanias schrieb im Exil eine Schmähschrift gegen die Gesetze des Lykurg, die ihn in die Verbannung getrieben. Lysander, der selbst wohl das Schwert, aber nicht die Feder zu führen verstand, dang einen schriftkundigen Mann, Kleon von Halikarnaß, und ließ durch ihn ein Pamphlet gegen die Lykurgische Verfassung aufsetzen, in der besonders neue Vorschläge für die Besetzung der Königswürde in Sparta gemacht wurden. Herauszugeben hat er die Schrift entweder nicht gewagt oder nicht Zeit gefunden: sie fand sich in seinem Nachlaß. Bei weitem das Wichtigste und zugleich das Aelteste, was diese Literatur hervorgebracht hat, ist die uns erhaltene Schrift „Vom Staat der Athener", im Jahre 424 von einem oligarchisch gesinnten Athener verfaßt. So sehr die Meinungen über Zweck und Bedeutung dieses merkwürdigen Büchleins auseinandergehen, so fest bin ich überzeugt, daß die wenigen Recht haben, die dem Verfasser keine praktische Tendenz irgendwelcher Art, sondern nur eine rein wissenschaft-

liche zuschreiben. Er ist der demokratischen Verfassung Athens herzlich abgeneigt, aber er beweist überzeugend, daß dieser Staatsorganismus für die zu erreichenden Zwecke und Ziele der einzig richtige ist. Und eben diese rein wissenschaftliche Absicht ist es, die die neue Schrift des Aristoteles mit dem hundert Jahre früher geschriebenen Büchlein gemein hat. Es ist offenbar keine Tendenzschrift, die zur Zeit des Aristoteles überdies kaum einen Sinn gehabt haben würde, sondern eine wissenschaftliche Darstellung der mannigfachen Verfassungswandlungen, aus denen sich das Gegenwärtige entwickelt hat. Es ist ein Stück politischer Geschichtschreibung. Freilich eine unparteiische Geschichtschreibung kann man von Aristoteles so wenig wie von irgend einem urtheilsfähigen Historiker erwarten. Er macht aus seiner Sympathie für die gemäßigten Staatsmänner, selbst für den Tyrannen Peisistratos, und aus seiner Abneigung gegen die demagogischen Volksverführer kein Hehl. Es ist wahrscheinlich, daß er selbst dem Perikles nicht gerecht wird, für seine glänzende Regierungsthätigkeit zu wenig Anerkennung hat, und andererseits den Nikias und Theramenes überschätzt, aber aus diesem durch die Menschlichkeit des denkenden Schriftstellers bedingten Colorit ergiebt sich noch lange nicht eine tendenziöse Absicht oder gar historische Untreue. Er steht der Zeit des Perikles ferner als Thukydides, der fast hundert Jahre älter ist. Die bestechende Persönlichkeit des klugen, beredten, kunstliebenden Mannes hat er nicht gesehen, wie Thukydides; so kann er Perikles nur nach dem Erfolg seiner politischen Thätigkeit, d. h. rein historisch beurtheilen, und die Geschichte Athens zeigt ihm in der Thätigkeit des Perikles einen vorbereitenden Uebergang zur Demagogenwirthschaft, die er nicht schärfer als Thukydides selbst verurtheilt. Die Abneigung gegen die Volkssouveränität floß bei Aristoteles aus anderer Quelle als bei Thukydides, dem Athener. Er, der Sohn des Nikomachos, welcher Leibarzt des Makedonenkönigs gewesen war, gebürtig aus Stagira, ein Hellene zwar, aber kein Athener, später Lehrer und Freund des großen Alexander, war als Fremder in Athen an den politischen Parteistreitigkeiten ganz unbetheiligt. Sein politisches Urtheil ist ein wissenschaftliches, aus Erfahrung und Ueberlegung hervorgegangen. Die beste Verfassung ist die, in welcher der Beste oder die Besten die Macht haben, die Monarchie also oder die Aristokratie. Daß die Demokratie für das Gedeihen der schlechten Elemente den geeignetsten Boden bietet, das hat ihm die vergleichende Geschichte der griechischen Staatsverfassungen unwiderleglich gelehrt. Die Demokratie ist ihm eine abschüssige Ebene, von der das Volk „halb mit Bedacht, halb unwillkürlich", wie er sagt, nothwendig zur Pöbelherrschaft gelangt. In der Demokratie gilt jeder zu jedem Amte befähigt. Die Feldherren, so klagt er, werden nicht aus der Zahl kriegskundiger Leute, sondern aus den angesehenen Familien gewählt, die Truppen sind nicht felddienstkundige Mannschaften, sondern friedliche Bürger, die von ihren gleich unerfahrenen Führern massenhaft in den sicheren Tod geführt werden. Den Mangel an tüchtigen Bürgern leitet er aus dieser Ursache ab.

Die Quellen für die ältere Geschichte Athens fließen uns spärlich genug. Es ist alles bis auf karge Reste verloren und für diesen Verlust entschädigt uns die neue Aristotelische Schrift nur zum Theil. Es ist keine Geschicht-erzählung, sondern eine Verfassungsgeschichte, die uns das Glück bescheert hat. Aber trotzdem ist des Neuen und Unerwarteten unendlich viel. Es ist hier natürlich nicht der Ort, auf alles das hinzuweisen, was wir hier zum ersten Mal überhaupt erfahren oder zum ersten Mal richtig lernen, nur das Wichtigste mag hervorgehoben werden. Gleich zu Anfang überrascht uns die zweifellos auf die Verfassungsurkunde selbst gegründete Darstellung, daß Drakon, den wir nur als Urheber der außerordentlich strengen Blutgesetze kannten, den Athenern eine volle Verfassung gegeben hat, daß schon zu seiner Zeit die Bürgerschaft in vier Vermögensklassen getheilt war, daß die beiden ständigen Factoren des Raths und der Gemeindeversammlung schon damals bestanden, daß der hohe Rath des Areopag schon damals zum Gesetzeswächter mit weitgehender Vollmacht gesetzt war. Ein volles Bild des öffentlichen Lebens zu Drakons Zeit erhalten wir nicht, offenbar weil Aristoteles selbst nicht mehr davon wußte. Es wäre ihm gewiß nicht schwer gefallen, hier wie an anderen Stellen das Bild auszumalen, aber eben die Selbstbeschränkung, die ihm die Dürftigkeit der Quellen auferlegte, nehmen wir als willkommenen Beweis dafür, daß Aristoteles nicht mehr sagen wollte, als streng wissenschaftliche Forschung ihm zu sagen gestattete. Einen wunden Punkt hat Drakon unberührt gelassen, die Lage der unter der Großgrundbesitzerwirthschaft verarmten Bauern. Sie bearbeiten für die Grundherren um einen geringen Lohn das Land. Ein Sechstel des Ertrages fiel ihnen selbst zu, fünf Sechstel lieferten sie an den Herrn ab, und blieben sie mit der Ablieferung im Rückstande, so waren sie mit ihren Söhnen als Schuldsklaven dem Herrn verfallen und konnten sogar außer Landes in die Sklaverei verkauft werden. Dieses Elend hat erst die Solonische Gesetzgebung geheilt. Abschaffung der Schuldsklaverei, allgemeiner Schuldenerlaß und eine volksfreundliche Verfassung — das ist es, was Solon, von den feindlichen Parteien gemeinsam zum Vertrauensmann berufen, seinem Vaterlande gegeben hat. Die Schilderung dieser Gesetzgebung, sowie ihres Urhebers, hat Aristoteles mit besonderer Liebe ausgearbeitet. Außer den Gesetzen selbst konnte er hier eine Quelle benützen, aus der die fleckenlos reine, uneigennützige, politisch-kluge Persönlichkeit des Solon auch der Nachwelt noch menschlich nahe trat: Das sind Solons Gedichte. Wäre Solon zwei Jahrhunderte später geboren, hätte er politische Brochüren geschrieben, aber um das Jahr 600 v. Chr. gab es in Athen keine Prosaliteratur. Wer als Wortführer im politischen Streit auf die Parteien wirken wollte, bediente sich der poetischen Form, nicht der alten epischen Form der Ilias und Odyssee, die der erzählenden Dichtung vorbehalten blieb, sondern vorzugsweise der Elegie, die mit ihrem bewegten Wechsel von Hexameter und Pentameter gleich geeignet war, die Empfindungen des Herzens wie die Gedanken des Geistes zum klaren und

wirkungsvollen Ausdruck zu bringen. Daneben hat Solon in Jamben und Trochäen zum Volke gesprochen. Man braucht nicht zu fürchten, in diesen politischen Gedichten versificirte Prosa zu finden. In schöner, kraft- und schwungvoller Sprache weiß Solon seine Gedanken auszusprechen: als bescheidene Probe mögen hier ein paar Verse stehen, die uns im Wesentlichen erst jetzt bekannt geworden sind. Der Dichter spricht von den durch seine Gesetzgebung enttäuschten Parteien. Manche hatten thörichter Weise eine gleichmässige Auftheilung des Landbesitzes von ihm gehofft; die schildert und fertigt er also ab:

> Manche kamen beutelüstern zu mir, gieriger Hoffnung voll,
> Dachten alle, reiche Schätze würf' ich ihnen in den Schooß,
> Glaubten, meine milde Rede bärge räuberischen Sinn —
> Eitel Wind war was sie hofften, und nun trag' ich ihren Zorn,
> Ihre bitterbösen Blicke sagen „du bist unser Feind".
> Unrecht war's. Was ich versprochen, hab' mit Gott ich ausgeführt.
> Nicht an thöricht weite Ziele, nicht an Herrschaft und Gewalt
> Hab ich selbst mein Herz gehänget, und zu gleichen Theilen nicht
> Darf der Edle, der Gemeine pflügen unser fettes Land.

Solon hat in seinen Gedichten treulich von dem, was er gethan, Rechenschaft gegeben, hat geschildert, wie er den einen zu weit, den anderen nicht weit genug gegangen sei und wie er schließlich, mit beiden Parteien zerfallen, beschlossen habe, das Land zu verlassen. Aristoteles nimmt ihn mit auffallender Ausführlichkeit gegen den Vorwurf der Habsucht und unehrlicher Selbstbereicherung in Schutz, ein deutliches Zeichen, daß wie alle Wohlthäter des atheniſchen Volks so auch Solon damals der undankbaren Verleumdung zum Opfer gefallen war.

Das Verfassungswerk des Solon wird nicht nur seinen Einzelheiten nach detaillirt geschildert. Aristoteles weist nach, wie es sich anschließt an das was vorher Drakon geschaffen, und wie es sich doch so wesentlich hiervon unterscheidet. Drei Dinge sind es, sagt er, die die Solonische Verfassung zu einer Segnung für das athenische Volk machten: die Aufhebung der Schuldsklaverei, das Recht des Einzelnen für jeden Anderen vor Gericht klagbar zu werden, und endlich das Recht von einer Magistratsentscheidung an das Gemeindegericht zu appelliren — in der That drei Dinge, deren Nichtvorhandensein man sich nur vorzustellen braucht, um ihre Bedeutung zu ermessen.

Als Solon nach einer zehnjährigen Abwesenheit nach Athen zurückkehrt, findet er seine Stadt sehr verändert wieder. Wiederum hat Parteihader das Volk gespalten, und an der Spitze einer zahlreichen Masse von catilinarischen Existenzen steht Peisistratos. Solons Warnungen verklingen ungehört und Peisistratos wird Tyrann von Athen. Er hält sich, trotzdem er zweimal seinen Gegnern auf längere Zeit weichen und das Land verlassen muß, über dreißig Jahre hindurch. Aristoteles hat in dem Buche über die

Politik die Tyrannis für die verfehlteste der verfehlten Verfassungen erklärt, weil sie kein anderes Gesetz als die persönliche Willkür kennt. Dabei ist es natürlich leicht denkbar, daß der einzelne Tyrann in lobenswerthester Weise für das Wachsthum seines Staates und für das Wohl seiner Unterthanen sorgte. Peisistratos ist ein solcher Herrscher gewesen, persönlich mild und nachsichtig, weder hochmüthig noch habgierig, durch eine Partei emporgekommen, aber bei allen Parteien beliebt, vor den unruhigen Elementen der Bevölkerung stets auf der Hut, aber mit dem Princip nicht durch Waffengewalt sie einzuschüchtern, sondern durch nutzbringende Beschäftigung ihnen die Zeit und Lust zur Empörung zu benehmen. Seine Regierung war durchaus eine segensreiche Zeit, und Aristoteles fügt mit Beflissenheit den Grund hinzu, der diese Mustertyrannis, diese Ausnahme von der Regel erklären soll: Peisistratos regierte nach den bestehenden Gesetzen und sein Regiment war eher das eines verfassungsmäßigen Monarchen als das eines Despoten. Zur Erlangung der Herrschaft war ihm jedes Mittel recht, Gewalt, List und frommer Betrug, aber die Herrschaft selbst führte er in tadelloser Weise, also daß man sprüchwörtlich seine Zeit das goldene Zeitalter nannte, dies freilich mehr im Vergleich zu der gewaltthätigen Willkürherrschaft der Söhne des Peisistratos, die dann schließlich zum Sturze der Tyrannis führte. Der greise Tyrann hatte von zwei Frauen im ganzen vier Söhne hinterlassen Hippias und Hipparch, Kinder einer athenischen Mutter, Jophon und Thessalos, von der Argiverin Timonassa dem Vater geboren. Aus persönlicher Veranlassung hatten zwei junge Athener, Harmodios und Aristogeiton, einen Anschlag gegen die Tyrannenherrschaft gemacht: sie ermordeten den Hipparch. Diese That wurde in der Zeit der folgenden Demokratie durch die Volkslegende über Gebühr zu einer politischen Heldenthat aufgebauscht: in Kunst und Poesie wurden die Mörder als Befreier des Volkes von der Knechtschaft gefeiert, ihre Nachkommen wurden auf Staatskosten zur täglichen Mahlzeit des Raths im Prytaneion zugezogen. In Wahrheit aber hatten sie gar nicht den Tyrannen, sondern nur seinen Bruder getödtet: Hippias war der älteste Sohn und hatte als solcher die Herrschaft vom Vater geerbt, er blieb auch nach dem Tode seines Bruders am Ruder, nur daß seine strenge Hand nach der Frevelthat noch schwerer auf dem Lande lastete als zuvor. Der unhistorischen Volksauffassung war Thukydides in seiner Geschichte des peloponnesischen Krieges mit großem Nachdruck entgegengetreten. Ausführlich erzählte er die ganzen Vorgänge, und wir hatten allen Grund, diese seine Darstellung für wohlbegründet und zutreffend zu halten. Die Hauptsache, daß nicht Hipparch, sondern Hippias seines Vaters Nachfolger war, bleibt auch durchaus bestehen: Herodot hat sie ebenfalls hervorgehoben und Aristoteles weicht davon nicht ab. Aber die Einzelheiten der Ermordung, ihrer Veranlassung sowie ihrer Ausführung, erzählt Aristoteles nochmals mit einer der Unwichtigkeit der Dinge kaum entsprechenden Genauigkeit, und zwar wesentlich anders als Thukydides. Nirgendwo sonst hat er so heftige Einsprache gethan,

wie hier gegen Thukydides: „es ist nicht wahr was erzählt wird." Dieser Widerspruch ist für uns wichtiger als die Richtigstellung der ziemlich gleichgiltigen Thatsachen. Er beweist, daß der Bericht des Thukydides damals unbedingten Glauben gefunden hatte, und er beweist, daß Thukidides nicht alle Quellen, die er benützen konnte, benützt hat, wenigstens nicht so, wie er es sollte. Hier kämpft, wenn auch nur um ein geringes Object, wissenschaftliche Forschung gegen Autoritätsglauben.

In den Parteikämpfen, die durch die Herrschaft der Peisistratiden nur zurückgedrängt und nicht beigelegt, jetzt von neuem entbrannten, gewann Kleisthenes, aus dem vornehmen Geschlecht der Alkmeoniden, die Gunst und das Vertrauen des Volkes, indem er ihm eine demokratische Verfassung versprach. Der Sieg wurde ihm um so leichter, als die Gegenpartei unter Isagoras sich auf ausländische Hilfe, auf die Hilfe der Lakedaimonier stützte, von denen das Volk nichts wissen wollte. Die Grundlage der Kleisthenischen Verfassung bildete eine neue Gemeindeordnung. Es hatten bisher vier Adelsphylen bestanden, deren Mitglieder allein zur Bekleidung öffentlicher Aemter berechtigt waren, und zwar waren nach der Höhe ihres Einkommens die einen zu den höheren, die anderen nur zu den unwichtigeren Aemtern zugelassen. Kleisthenes schaffte diese aristokratischen und timokratischen Vorrechte ab. Die ganze freie Bürgerschaft wurde in zehn Kreise (Phylen) getheilt und alle hatten an der Staatsleitung den gleichen Antheil. Die Kreise waren nicht örtlich zusammenhängend, ihre Bestandtheile waren vielmehr über das ganze Land vertheilt. Das ist ohne Zweifel mit Rücksicht auf die Thatsache geschehen, daß früher die Bevölkerung nach ihren örtlichen Interessen in drei Parteien auseinandergetreten war, in Bergbewohner, Küstenbewohner und Bewohner des flachen Landes, und daß es Peisistratos eben mit Hilfe der Bergbewohner besonders gelungen war seine Herrschaft zu gründen. Jetzt waren, wie Aristoteles ausdrücklich bemerkt, in jedem einzelnen der zehn Kreise alle Ortsinteressen vertreten, die der Städter sowohl wie der Küsten- und Flachlandsbewohner. Zu einer Zeit, wo der Hauptbesitz in Grund und Boden bestand, das bewegliche Vermögen kaum in Betracht kam, mußten diese Gesichtspunkte von großer Bedeutung sein. Um aber aller Präpotenz vornehmer Parteiführer vorzubeugen oder sie im Entstehen zu ersticken, brachte Kleisthenes das Gesetz des Ostrakismos durch, nach welchem jeder, der im Verdachte stand sein persönliches Ansehen zum Sturz der Verfassung auszubeuten, durch ein Scherbengericht zeitweilig verbannt werden konnte. Die Anwendung dieses Volksgerichtes traf zunächst nur die Freunde der Peisistratiden, um derentwillen das Gesetz überhaupt geschaffen wurde, später fielen ihm eine große Reihe anderer ehrgeiziger Streber zum Opfer. Aristoteles konnte mit vollem Rechte die Verfassung des Kleisthenes eine viel demokratischere als die des Solon nennen. Sie hat fast ein ganzes Jahrhundert in ihren wesentlichen Zügen fortbestanden. Nur zwei Stöße, ein Stoß und ein Gegenstoß haben sie in dieser Zeit erschüttert. Wenn die Thatsachen an sich

auch schon früher bekannt waren, ihre politische Werthschätzung hat uns erst jetzt Aristoteles' Darstellung gelehrt.

Beim Anrücken der Perserflotte im Jahre 480 ergriff die Feldherrn tiefste Muthlosigkeit, sie traten von der Heeresleitung zurück und überließen es jedem einzelnen Gut und Leben in Sicherheit zu bringen, wie er es vermochte. Da griff der Rath auf dem Areopag ein: er brachte reiche Mittel auf, so daß er jedem Bürger acht Drachmen zahlen konnte, und bewog die Truppen an Bord zu gehen. Das war so verfassungswidrig wie Bismarcks Anleihe bei der Köln-Mindener Eisenbahn; aber beides rechtfertigte der Erfolg. Der Sieg bei Salamis rettete Athen und ganz Griechenland, und das dankbare athenische Volk billigte nicht nur das patriotische Verfahren des Areopags, sondern überließ dem ehrwürdigen Rath mit freiwilligem Verzicht die Staatsregierung. Diese Zeit, in der Themistokles und Aristeides, der letztere als Führer im Kriege, der andere als politischer Rathgeber, besonders thätig waren, war für Athen nach Aristoteles' Urtheil eine besonders glückliche. Der ionische Bund, aus welchem die Lakedaimonier austreten mußten, brachte Athen die Seeherrschaft, der Bundestribut brachte eine bisher ungekannte Menge baaren Geldes nach Athen. Handel und Gewerbe verdrängten die bisher alleinige Quelle des Wohlstandes, den Ackerbau. Aristeides bewog die Bevölkerung mehr und mehr vom Lande in die Stadt zu ziehen. Athen wurde jetzt eine blühende, lebensvolle, bald auch eine schöne Stadt. Das alles hatte sich aus dem Staatsstreich des Areopagitenrathes entwickelt. Aber der Gegenstoß blieb nicht aus. Themistokles war Mitglied des Rathes, aber er hatte Grund von eben dieser Behörde ein strenges Urtheil wegen Landesverrath zu befürchten. Da verband er sich mit Ephialtes, einem beim Volke in Gunst stehenden Manne, dem die verfassungswidrige Machtstellung des Areopags mißfiel. Ihren vereinigten Bemühungen gelang es bei Rath und Bürgerschaft ihren Plan durchzusetzen: der Areopag wurde in seine früheren Schranken zurückverwiesen, er mußte die Regierung abgeben und sich mit der verfassungsmäßigen Oberaufsicht über die Gesetze begnügen.

Aristoteles beklagt diesen Umschwung der Verhältnisse. Er läßt den Perikles, von dem er merkwürdig wenig zu sagen weiß, als Demokratenführer noch gelten, obwohl schon er das Volk durch Geldspenden zu gewinnen versucht habe und obwohl gerade damals die Unsitte, das Urtheil der Richter mit Geld zu bestechen, aufgekommen sei. Als aber Perikles gestorben war, da folgte eine Reihe unfähiger, selbstsüchtiger Volksführer, Kleon der Gerber an der Spitze. Eine so ausartende Demagogie, der man die Schuld an dem entsetzlichen Kriegsunglück in Sicilien zuschrieb, hat zur oligarchischen Umwälzung vom Jahre 412 geführt. Ueber dieses kurzlebige Aristokratenregiment, das schon nach vier Monaten seine ungezügelte Willkür büßen und einer gemäßigten Demokratie weichen mußte, so wie über die Schreckensherrschaft der Dreißig, die die Spartaner in dem eroberten Athen einsetzen, über die Befreiung Athens durch Thrasybul, über die Aussöhnung der Parteien und

die Wiederherstellung der Demokratie, über alles dieses besaßen wir schon früher ausführliche, zeitgenössische Berichte bei Thukydides, Xenophon und Lysias. Es kann daher nicht anders sein, als daß Aristoteles uns nur wenig ganz Neues gelehrt hat. Aber das reichliche Urkundenmaterial hat er sorgfältiger ausgenützt als seine Vorgänger, von denen Thukydides gerade diesen Theil seines Geschichtwerkes nicht völlig hat ausarbeiten können, während Lysias als Redner die Vorgänge all zu sehr vom Advocatenstandpunkt aus beleuchtet und Xenophon überhaupt nicht der Mann ist zusammenhängend und gewissenhaft Geschichte zu schreiben. Was Aristoteles also Neues und abweichendes bringt, wird unbedingt auf Beachtung Anspruch machen können.

Ein eigentliche Verfassungsumwälzung hat Athen seit dem Ende des peloponnesischen Krieges nicht wieder durchgemacht. In der Verwaltung haben sich noch mancherlei Aenderungen vollzogen, über die wir gern Genaueres erführen als Aristoteles im zweiten Theile seiner Schrift, der leider nicht vollständig erhalten ist, gesagt zu haben scheint. Dieser enthält eine umfassende Schilderung des Regierungs- und Verwaltungsapparats. Ein näheres Eingehen auf diesen Abschnitt erscheint an diesem Orte nicht angezeigt.

Wüßten wir von Aristoteles als Historiker auch nicht mehr als was uns diese Schrift erkennen läßt, wir müßten ihn für einen Geschichtforscher ersten Ranges erklären. Wie in Stein gegraben steht seine gedrängte und dabei so anschauliche und inhaltreiche Darstellung vor unseren Augen, und doch spüren wir, wie jedes Einzelne das Resultat harter Arbeit und scharfen Denkens ist, wie die wortkargen Urkunden aus alter Zeit durch kluge Ausdeutung an Verständniß gewinnen, wie die Thatsachen nach vorwärts und rückwärts mit einander verknüpft werden und wie besonnene Combination den Zusammenhang in Dinge bringt, die uns einen festen Zusammenhang kaum zu haben schienen und doch gehabt haben müssen. Das Recht und die Pflicht der Wissenschaft ist es, dieses große und schöne Stück Arbeit auf seine Haltbarkeit zu prüfen. Manches wird bestritten, ergänzt, modificirt werden, es wird lange dauern, bis die vielen wissenschaftlichen Fragen, die sich an die Schrift anschließen, erledigt sein werden. Die Quellenfrage allein schon ist von Bedeutung. Aristoteles ist gewiß eine große Autorität, aber für gewisse Dinge reicht dieser Schutz nicht aus. Wo weder Urkunden sprechen noch zeitgenössische Geschichtschreibung Zeugniß ablegt, da kann Aristoteles nicht viel mehr wissen als andere. Eine Quelle muß ihm allerdings geflossen sein, von der nur schwache Tropfen zu uns herübergeflossen sind: daß ist die attische Chronik oder das sind die attischen Chroniken. Aber wenn man hierunter selbst Aufzeichnungen versteht, die den Ereignissen gleichzeitig waren, so konnte diese Chronik doch nur ein mageres Gerippe geben, welches jedem literarischen Bearbeiter Gelegenheit genug zur Ausfüllung bot. In der That wichen diese Bearbeiter, deren es mehrere in der Zeit vor Aristoteles gegeben hat, in nicht wenigen Dingen von einander ab, und nicht nur an einer Stelle widerspricht Aristoteles der Chroniküberlieferung. Zur Erforschung der attischen Chronik

giebt die neugefundene Schrift neue Anregung und werthvolles Material. Noch eine Thatsache mag hier berührt werden. Aristoteles Buch war wie oben schon bemerkt worden ist, eine Hauptquelle für spätere Schriftsteller gewesen, die über attische Geschichte und Staatseinrichtungen handelten. Aber nur selten darf man annehmen, daß jene Spätlinge den Aristoteles selbst gelesen und benützt haben. Die eigenen Sätze des großen Forschers treten bei ihnen fast überall mit fremdartigen, theils nützlichen, theils überaus abgeschmackten Zusätzen verquickt auf; es hat, wenn nicht mehrere, so doch gewiß eine Bearbeitung des Aristotelischen Buches gegeben, die das Original verdrängte. Wir lernen, allerdings zu spät, daraus daß wir in der Werthschätzung der späteren Citate aus Aristoteles hätten vorsichtiger sein sollen.

Ueberhaupt wird manche kühne Hypothese, manch hartnäckig festgehaltenes Vorurtheil vor dem neuen Zeugen zerfallen. Aber solche Enttäuschungen werden keinem, dem es Ernst ist um die Wissenschaft, schmerzlich sein. Zunächst aber werden alle anderen Empfindungen vor der einen zurücktreten, vor der Freude, daß uns ein solcher Fund beschieden war. Es heißt, daß unter den Schätzen des Brittischen Museum noch andere Ueberraschungen unser harren: wie viel es auch sein mag, nicht leicht wird eine zweite Papyrusrolle uns so Vieles und so Großes bringen, wie des Aristoteles Buch „Vom Staat der Athener.“





Matilde Serao.

Von

Helen Zimmern.

— Florenz. —

Von den vielen Frauen, welche sich in Italien seit einigen Jahren der Feder widmeten, hat sich nur eine einzige wirklich ausgezeichnet. „La petite Sand Italienne“, dies ist der schmeichelhafte Titel, welcher Matilde Serao von einem französischen Kritiker beigelegt wurde; und obwohl zwischen diesen beiden Schriftstellerinnen bedeutende Unterschiede bestehen, so läßt sich andererseits eine Analogie in vielen Punkten bei ihnen nachweisen; Beide verfügen über glühende Inspirationen und eine ergreifende Schilderungsweise, Beide beschreiben das Leben der sie unmittelbar umgebenden Welt, und Beide besitzen echt künstlerisches Temperament in außergewöhnlich hohem Grade. Ihre hervorragende Stelle unter den zeitgenössischen Schriftstellerinnen Italiens verdient Matilde Serao wegen ihrer Originalität, ihrer kühnen Sicherheit, ihrer vortrefflichen Beobachtungsgabe bei Anmuth und Feinheit in der Schilderung. Sodann hat sie sich, obwohl sie unleugbar bei den Franzosen in die Schule gegangen ist und den modernen Realismus studirt hat, die nationale Eigenart zu bewahren gewußt, so daß es unmöglich sein würde, sich den Schauplatz ihrer Erzählungen irgendwo anders zu denken, als in dem leidenschaftlichen, phantasievollen, sinnlich schönen Süditalien.

Matilde Serao ist die beste Repräsentantin der neuen literarischen Richtung, welche in Neapel ihren Ursprung hat — einer Richtung, der man nicht mit Unrecht den Vorwurf macht, daß sie allzu einseitig danach strebe, das Leben von der sinnlichen Seite und unter dem Einfluß der augenblick-

lichen Erregung darzustellen. Als Weib neigt Matilde Serao natürlich zu dieser Auffassungsweise; daneben aber ist ihr eine männliche Schreibweise, die Kraft, welche unbeirrt das in's Auge gefaßte Ziel festhält, in einem selten hohen Grade eigen, und hierdurch gewinnen ihre Werke einen eigenartig reizvollen Charakter. Sie ist durchaus Südländerin. Ihre Mutter war eine Griechin und stammte von den Fürsten Scanavy, aus deren Geschlecht Trapezunt einst seine Kaiser erhielt; sie selbst ist in Patras geboren, also ist das Italienische für sie eine erworbene Sprache. Von ihrer Mutter hat sie Alles gelernt, was sie weiß; denn sie war träge beim Unterricht und zog Lektüre einem fleißigen Studium vor. Ihr Vater, ein neapolitanischer Verbannter, kehrte erst 1860 nach seiner Vaterstadt zurück, als Matilde zwölf Jahre alt war. Schon sehr früh begann sie zu schreiben, und sie zählte nur siebzehn Jahre, als ihre erste Erzählung veröffentlicht wurde, „Opale," eine rückhaltslose, spontane Offenbarung ihres frischen, kraftvollen Talentes. Die Arbeit erregte einiges Aufsehen und De Zerbi, der damalige Redacteur des neapolitanischen „Piccolo" forderte die junge Dame auf, für sein Journal zu schreiben. Die Fruchtbarkeit ihres Talentes, die Lebhaftigkeit und Gewandtheit, welche sie befähigt, sich jeder Art schrifstellerischer Thätigkeit zu widmen, — bald waren es Novelletten, bald impressionistische Skizzen wechselnder, flüchtiger Eindrücke; bald Kritiken von Büchern und Kunstwerken, Berichte über Ballfeste oder Opern; ja, selbst Fastenpredigten, mit Schwung und Geist verfaßt — diese außerordentliche Vielseitigkeit ließ die Welt befürchten, daß die geniale Frau, auf täglichen Verdienst angewiesen und von Gläubigern bedrängt, ihre Gaben an ephemere Arbeit vergeuden würde. Glücklicherweise sollte sich diese Befürchtung nicht bestätigen, und in den Jahren 1881 und 1883 gab Matilde Serao zwei lange Romane heraus, welche Schöpfungen ihren Ruhm begründeten und ihr denselben auf die Dauer sichern werden. Auch diejenigen ihrer kürzeren Erzählungen und Skizzen, welche sie der Vergessenheit zu entziehen wünschte, hat sie in Buchform zusammengefaßt. Eine dieser Sammlungen „Dal Vero", zumeist von dem Leben der höheren Gesellschaftsklassen Roms und Neapels handelnd, zeichnet sich durch große Frische und feinste Durchführung der Motive und Charaktere aus. Hier hat die Verfasserin für ihre Fähigkeit dramatischer Darstellung und kühnen, scharfen Urtheils freien Spielraum gefunden. In „Le Leggende Napoletane," welches Buch sie selbst „Fantasieen und Träume" nennt, kommt ihr empfängliches Naturell zur vollen Geltung. Ein Denkmal, ein Haus, ein Name, ein Wappen — diese Dinge genügen, sie zu inspiriren, und ihre Erzählungen, in denen Dichtung und Wahrheit verwebt sind, bekunden eine poetische Kraft, welche Matilde Seraos Talent vor den Gefahren der naturalistischen Richtung bewahrte. Diese Skizzen, welche durchweg ein spontanes Empfinden bezeugen, sind in einem etwas gesuchten Stil geschrieben; doch entspringt dies mehr einer außergewöhnlichen Feinfühligkeit, als dem bewußten Haschen nach ungewöhnlichen Ausdrücken. Matilde Serao giebt zu, daß sich in ihrer Kunst

ein durchaus weibliches Gemüth offenbare — was wir besonders in „Piccole Anime“ bestätigt finden. Es ist ein Buch, das nur von Kindern handelt, aber für Erwachsene geschrieben ist, und worin die Verfasserin jeden Kindertypus schildert, den sie kennen gelernt hat — das Seelenleben der Kleinen, ihr frühreifes Zartgefühl, ihr rasches Empfinden, ihre instinktiven Sympathieen und Antipathieen, ihre Freuden und Leiden — ein Buch von so mannigfaltigem Reiz, wie die Kinder und das Kindesleben selber.

Matilde Serao ist vor Allem eine Meisterin der Kleinmalerei in holländischer Manier, hält sie sich auch in der Behandlung ihres Stoffes streng an die Lehren des französischen Realismus. Sie gestattet sich kein Pathos, keine gefühlvolle Sprache, obwohl starkes und warmes Empfinden ihr durchaus eigen ist. Auch ist sie consequent objectiv, und trotzdem ihre beiden Romane hie und da Längen aufweisen, so vermeidet sie doch jede episodenhafte Abschweifung und erzählt den Hergang einfach, genau und direct.

Das Pathos, wenn solches vorhanden ist, muß der Leser hinzuthun, es beruht einzig auf der ergreifenden Wirkung der Handlung. Die Verfasserin malt das Leben, wie es ist; doch nicht nur das äußere Kleinbürgerthum oder die öde Aristokratenexistenz, nicht blos die charakteristischen Zustände der italienischen Gesellschaft an und für sich, sondern die Zustände und Vorgänge in der menschlichen Seele, wie sich dieselben im wahren Lichte darstellen und oft durch rein zufällige Einwirkungen erzeugt werden. Sie ist absolut vorurtheilsfrei und behandelt jegliche Frage von einem völlig unparteiischen Standpunkt, aber nie vertheidigt sie eine unmoralische Denkweise. Sie zeigt im Gegentheil deutlich, in welche Widersprüche und Fehler der Mensch verfällt, wenn er von dem geraden Wege der Tugend abirrt. Daher sind ihre Erzählungen besser, als manche Predigt, und viel besser, als die moralischen Geschichten, in denen der Leser den ihn als Mentor mit erhobenem Finger begleitenden Autor stets neben sich spürt. Matilde Serao ist eine durchaus moderne Romandichterin, sie übersieht Nichts und widmet allen Phasen des Seelenlebens ein gleich sorgfältiges Studium, so daß Jeder irgendwelche, seinen eigenen Erlebnissen analoge Verhältnisse in ihren Zeilen berührt finden kann.

Mit mikroskopischer Genauigkeit beobachtet und erforscht sie das Wesen der Menschheit selbst in den kleinsten Zügen und die Kunst, mit der sie die innersten Fasern des lebendigen, zuckenden Menschenherzens bloslegt, gelangt zur vollen Geltung in „Cuore Infermo“, ihrem ersten Roman. Das Grundgewebe der Erzählung ist einfach. Es ist die Geschichte eines Ehepaares, des Herzogs Marcello di Sangiorgio und seiner Gattin Beatrice, oder richtiger ausgedrückt, die Geschichte der Letzteren, denn sein Leben ist nur, was sie daraus macht. Sie gehören Beide zur Aristokratie von Neapel, einer Gesellschaft, deren Corruption, Frivolität und Haltlosigkeit mit Meisterschaft gezeichnet sind. Gleich meisterhaft sind die einzelnen Scenen geschildert, z. B. eine Première im Theater San Carlo; eine Hochzeit in der vornehmen

Welt. Das Paar hat eine Convenienzheirath geschlossen, der junge Ehemann wird aber von einer heißen Liebe für seine Gattin ergriffen, und dies bewirkt bei ihr eine vorsichtige Zurückhaltung. Sie bleibt kalt und fremd und setzt seiner leidenschaftlichen Liebe eine so völlige Gleichgültigkeit entgegen, daß sie ihn dazu treibt, Zerstreuung außer dem Hause zu suchen, obwohl er keinen Augenblick in seiner Liebe zu ihr wankend wird. Sie ist uns ein Räthsel und daher auch nicht gerade sympathisch, bis wir Aufschluß über ihr Benehmen durch einen Brief an ihren Vater erhalten, der sich Marcellos wegen bei ihr als Vermittler verwendet hat. Ihre Mutter ist an einem Herzleiden gestorben; sie weiß dies und aus Furcht, der gleichen Krankheit zum Opfer zu fallen, ist sie entschlossen, Alles zu vermeiden, was dieselbe bei ihr zum Ausbruch bringen könnte.

„Mein Vater," schreibt sie, „ich möchte gar nicht das Herz meiner Mutter haben. Ich wünsche, lange zu leben. Das Leben, welches ich führe, gefällt mir. Ich schaudere, wenn ich an den Tod, an das Dunkel und die Kälte des Grabes denke. Ich wiederhole Dir, ich wünsche zu leben. Diese scheinbare Herzenskälte, welche Jeder für Gleichgültigkeit hält, ist nur äußerlich, eine Hülle, deren ich zu meinem Schutze bedarf; und dieselbe ist mir so nothwendig, daß sie schließlich zu meinem Charakter wurde. Um so besser. Nenne es Egoismus. Ich wende Nichts dagegen ein. Durch keinen Schritt, keine Bewegung will ich meine Schutzwehr aufgeben. Für Selbstaufopferung, Entsagung habe ich kein Verständniß. Du selbst hast es gesagt — ich habe nicht das Herz meiner Mutter. Wenn doch nur zwischen den Gefühlen des Herzens und seinen physischen Functionen kein Zusammenhang bestände! Habe ich den Keim des Leidens in mir, so will ich nicht zu seiner Entwickelung beitragen. Ich will nicht lieben, ich will mir keine Beunruhigung, keine Besorgniß und Eifersucht verschaffen. Mein Herz soll nicht von derlei Qualen bedrückt werden. Hat ein böses Geschick es gefügt, daß ich Marcello Sangiorgo heirathete, einen Mann, der mich liebt, so will ich dieses böse Geschick bekämpfen. Wenn er außer dem Hause Trost sucht, so kann ich mich nicht darüber beklagen. Und Dich bitte ich, keine weiteren Fragen an mich zu stellen, mich ferner nicht zu zwingen, das zu wiederholen, was ich Dir gesagt, denn es erregt mich. Ich thue Alles, was in meiner Kraft liegt, Ruhe um mich zu schaffen, zerstöre sie mir nicht. Damit ich am Leben bleibe, laß mich in Frieden."

In diesem Briefe schildert Beatrice sich, wie sie zu sein glaubt — nämlich kalt, gleichgültig, hochmüthig. In Wahrheit aber kämpft sie einen harten Kampf mit ihrer Natur, wenngleich es einige Zeit währt, bis sie selbst dies erkennt. Sie ist nicht im Stande gewesen, wirklich gefühllos für Marcellos edlen, liebevollen, liebenswürdigen Charakter zu bleiben. Ganz allmählich steigert sich die in ihr erweckte Zuneigung, bis sie endlich in den Abgrund versinkt, dem sie sich so ängstlich fern gehalten; sie liebt und leidet, wird unruhig, besorgt und eifersüchtig.

Die Genesis dieser Liebe, die so langsam erglommen, ist auf das Sorgfältigste durchgeführt und äußerst fein analysirt. „Beatrice liebte tief und wahr, sie liebte, wie ihre Mutter geliebt haben mochte. Sie hatte deren Gluth, Kraft und Innigkeit in der Liebe geerbt; sie war im Geiste die Tochter von Luisa Revertera. Sie war aber auch physisch ihr gleich. Sie hatte den Fehler am Herzen von ihr geerbt, der eine im höchsten Grade unregelmäßige Thätigkeit desselben bewirkte. So kämpften das physische und das psychische Herz einen unaufhörlichen Kampf, in welchem eines das andere tödten mußte.

Es beginnen sich Symptome von Beatrices Krankheit zu zeigen. Sie leidet schweigend und einsam, denn sie will ihre Angst Niemand entdecken. Auch Seelenpein erduldet sie durch ihre Entfremdung von Marcello, welche zunimmt, während sich die Liebe für ihn bei ihr steigert. Er ist jetzt selten daheim, und sie weiß, wo er Sympathie zu finden trachtet. Eifersucht, Liebe und Stolz ringen mit einander in ihrer Brust. Sie fühlt, daß der erste Schritt von ihr, die ihn zurückstieß, gethan werden muß. Doch kann sie sich nicht hierzu entschließen. Endlich aber, da sie glaubt, daß er im Begriff sei, sie zu verlassen, siegt die Liebe über alle Hindernisse, und zum ersten Mal öffnet sie die Thür der Scheidewand zwischen ihren Zimmern und den seinen und tritt in sein Arbeitszimmer. Die Scene ist von rührender, schöner Wirkung. Die stolze, anmuthige, leidende Frau hat ihr Brautkleid angelegt, denn heute soll ein neuer Hochzeitstag für sie sein. „Ich bin es," sagt sie zu dem erstaunten, doch beglückten Marcello, als sie vor ihm im Thürrahmen steht; „ich, Deine Beatrice, Dein Weib. Ich trage mein weißes Kleid; ich liebe Dich." Nun folgen einige Monate der Glückseligkeit, während welcher Zeit Beatrices Krankheit Fortschritte macht, bis sie daran stirbt.

Durch ihr Glück ist der Verlauf ihres Leidens beschleunigt worden.

„Fantasia" ist ebenfalls eine Studie von solchem halb ärztlichen Charakter. Lucia, welche als eigentliche Heldin des Buches bezeichnet werden dürfte und uns die Gelegenheit bietet, interessante Studien der Nervosität zu machen, gehört zu dem Typus der Heldinnen von Dumas fils — sie ist eines jener überspannten, hysterischen, sentimentalen, dabei kalten, herzlosen und egoistischen Geschöpfe, welche — zur Schmach unserer Zeit — eine specielle Ausgeburt unserer modernen Civilisation sind. Lucia ist auch nahe verwandt mit „Madame Bovary", mit der sie sowohl die religiöse Extase, wie die moralischen Schwächen gemein hat. Wie Madame Bovary ist sie eine Meisterin in der Pose und läßt sich zuweilen durch ihre eigenen Phantasieen täuschen — kurz, wir lernen eine Persönlichkeit in ihr kennen, an deren völliger Verantwortlichkeit für ihre Handlungen wir einige Zweifel hegen möchten. Das Vorspiel der Handlung findet in einer neapolitanischen Klosterschule statt, wo die jungen Mädchen aus der Elite der Stadt erzogen werden, darunter die beiden Heldinnen des Romans, Lucia und deren Freundin Caterina Spaccapietra, und hier lernen wir schon die Charaktere

Beider im Entwickelungs-Stadium kennen. Caterina, eine gute, sanfte, ruhige Seele, zieht still ihres Weges, unberührt von den seelischen Qualen, unter welchen ihre Schulgefährtin so heftig zu leiden scheint. Nichtsdestoweniger oder vielmehr aus diesem Grunde ist sie ihrer Schulfreundin mit einer fast abgöttischen Liebe zugethan. Wenn Lucia sich in unverständlichen Schwärmereien ergeht, so nimmt Caterina dies für lautere Weisheit, deren tiefen Sinn sie nur nicht zu ergründen vermag, denn Caterina hat keine Phantasie; dies ist der Grundton ihres Charakters, und weil ihr diese Eigenschaft fehlt, imponirt ihr dieselbe desto mehr an der Kameradin, die in der That eine zügellose Phantasie besitzt. Ein Selbstmordversuch, den die an „Weltschmerz“ leidende Lucia unternimmt, wird durch Caterinas schlichten Heroismus vereitelt. In der durch dieses Ereigniß hervorgerufenen Aufregung theilt Lucia einen Rosenkranz aus Lapislazuli-Kugeln zwischen sich und die Freundin und erzwingt von derselben das feierliche Gelübde, bis in den Tod einander treue Freundschaft zu bewahren und, falls nöthig, für einander das eigene Glück und selbst das Leben opfern zu wollen. Dieses Gelübde wird für das Geschick der beiden Mädchen bestimmend, obgleich nicht Die, von welcher es vorgeschlagen wurde, die Schwere desselben fühlt. Sie verlassen die Schule, und demnächst finden wir Caterina als Gattin eines robusten, einfachen, ehrenhaften Mannes, Andrea Lieti, an dessen Seite sie ein ruhiges Leben führt, in das uns die Verfasserin einen entzückenden Einblick gewährt. Die Gatten sind nicht leidenschaftlich verliebt, aber glücklich und zufrieden; und das Einzige, was Caterina in ihrem Glücke stört, ist der Umstand, daß Andrea ihre Freundin nicht leiden kann, deren Extravaganzen er beständig in's Lächerliche zu ziehen liebt. In ihrer Herzenseinfalt bemüht sich Caterina, die Beiden, welche ihr die Liebsten auf der Welt sind, einander näher zu bringen, und sie ersinnt einen Vorwand, dieselben eines Abends allein zu lassen. Lucia, eine Erzkokette, nimmt diese Gelegenheit wahr, den herkulischen Mann, dessen Gesundheit gerade für sie etwas Anziehendes hat, zu bestricken. Wie er, trotzdem er anfänglich von ihrem Wesen abgestoßen wird, allmählich dem Zauber ihrer ungesunden Verführungskünste erliegt; wie sie ihn anlockt, ohne jemals den halb mystischen Ton religiöser Schwärmerei fallen zu lassen; wie sie Caterina zu täuschen versteht, die ganz in ihren häuslichen Sorgen aufgeht und nur bestrebt ist, Allen in ihrer Umgebung das Leben behaglich zu gestalten; wie sie ihren eigenen Gatten betrügt — dies ist der Hauptinhalt des Buches. Lucia verheirathet sich sehr bald nach jenem Abend des Alleinseins mit Andrea. Sie heirathet einen schwindsüchtigen Vetter, nachdem sie eine Zeit lang mit einem ihrer Lehrer aus der Schule, der sie wahnsinnig liebt, ein kokettes Spiel getrieben hat. Charakteristisch ist die Art, wie sie Caterina von ihrer bevorstehenden Heirath unterrichtet.

„Ich habe eine Nonne werden wollen; mein Vater hat es mir nicht gestattet. Dann betete ich eines Tages zum Herrn, und wie es Paulus auf

dem Wege nach Damaskus geschah, so umleuchtete mich plötzlich ein Licht vom Himmel. Und ich hörte des Herrn Stimme, die zu mir sprach: ‚Es giebt ganz in Deiner Nähe ein Opfer für Dich zu vollbringen. Dein Vetter Alberto liebt Dich; er ist schwindsüchtig, schon halb seinem Leiden erlegen; heirathe ihn, und Du wirst ihm eine barmherzige Schwester sein.'"

Diese Mission hatte für Lucia, wie sie sagt, einen solchen Reiz, daß sie sich dem göttlichen Befehle fügt, denn ist sie nicht eine Dienerin des Herrn? Und da Alberto sie liebt, wird wenigstens er glücklich sein. Der Charakter des Vetters, dieses armen, schwachen Menschen, der sich mit Verzweiflung an das Leben klammert, ist vorzüglich gezeichnet. Gleich den meisten Kranken hat er nur für sich und die Symptome seines Leidens Interesse; und schon von Natur ein Egoist, hegt er für Niemand Theilnahme, außer für seine Frau, die er für einen Theil seiner selbst ansieht. Während sich das Paar zum Besuch im Lieti'schen Hause aufhält, wo Caterina in opferwilligster Weise für Albertos Wohlbefinden und Lucias Behagen sorgt, kommt es zur Katastrophe, denn zu Albertos und Caterinas tiefstem Kummer und Entsetzen, welche Gefühle indessen bei den zwei Menschen zu sehr verschiedenem Ausdruck gelangen, verlassen Lucia und Andrea zusammen heimlich das Haus. In einem Billet an Caterina bittet Lucia dieselbe um Erbarmen, nennt sie sich ein unglückseliges Geschöpf, das nur der Stimme ihres Fatums gehorcht hat. Für die im Glauben an die Wesen, welche sie auf Erden am meisten liebte, so grausam und urplötzlich getäuschte Caterina ist das Leben mit einem Schlage jedes Inhalts bar, zwecklos und öde geworden. Der erste Gedanke, den diese biedere, schlichte Seele zu fassen vermag, gilt der Frage, was sie nun zu thun habe? Auf Albertos Bitte, zu ihm zu kommen, sucht sie ihn auf und kann nur noch die letzten Pflichten der Menschenfreundlichkeit an einem Sterbenden erfüllen. Als Alberto todt ist, kommt ihr das Gelübde aus ihrer Mädchenzeit in den Sinn. „Eine sei für das Wohl der Anderen selbst zu sterben bereit," so lautete die Formel. Und scheinbar mit kaltem Blute, in Wirklichkeit jedoch betäubt und gebrochen, ordnet Caterina, die sorgliche, gewissenhafte Hausfrau, ihre Angelegenheiten, schließt sich mit einem Kohlenbecken in ihrem Zimmer ein, und hier wird sie am nächsten Tage als Leiche gefunden, in den starren Fingern die zerrissene Schnur blauer Perlen, den Rosenkranz, der das Verhängniß ihres schuldlosen Daseins geworden. Treu ist sie bis in den Tod geblieben, denn Alles, was sie in ihrem einfachen Sinn bei dem über sie hereingebrochenen Unheil zu erwägen vermochte, war die für Lucias Glück nothwendige Bedingung, daß Andrea frei werden, und sie, Caterina, daher den Schritt in das Land des Schweigens thun müsse. Und hiermit schließt der Roman — die Verfasserin ist zu verständig, weitere Ausführungen folgen zu lassen. Wir fühlen aber, daß eine um solchen Preis erkaufte Freiheit zu nichts Gutem führen kann. Die Erzählung, deren Hergang wir hier in den knappesten Umrissen wiedergegeben haben, ist bis in die feinsten Einzelheiten mit einer bewundernswerthen Kunst ge-

arbeitet. Die Charaktere sind sämmtlich harmonisch durchgeführt, selbst der Andreas, denn es ist vollkommen begreiflich, daß ein Mann, dessen physische Natur stärker ist, als seine geistige, gerade von den zarten physischen Reizen seiner Besiegerin gefesselt wird. Was Lucia betrifft, so verliert sie keinen Augenblick den phantastischen oder mystischen Zug ihres Wesens. Als sie z. B., im Begriff, zu fliehen, ihre Diamanten mitnimmt, vergißt sie auch nicht eine kleine byzantinische Madonna, zu der sie zu beten pflegt, und deren Besitz sie einen geheimen Zauber zuschreibt. Das ganze Buch ist äußerst sorgfältig geschrieben und zeugt von feinem psychologischen Verständniß, wie poetischer Empfindung, und die Naturtreue der Darstellung ist überall vollkommen, selbst da, wo die Verfasserin schildert, wie die Phantasie ihre Macht auf die Sinne ausübt.

Nach dem Erscheinen dieser beiden Werke trat ein Pause ein, denn Matilde Serao wurde ganz von ihrer journalistischen Thätigkeit in Anspruch genommen. Sie hatte sogar die Leitung einer Tageszeitung, des „Corriere di Napoli," einer der besten Zeitungen Süditaliens, übernommen, und man fürchtete, daß sie der Welt als Romanschriftstellerin verloren sei. Doch diese Befürchtung erwies sich als unbegründet. Matilde Seraos außerordentliche Rührigkeit und Gewandtheit als Journalistin hat vielmehr dazu gedient, ihren Gesichtskreis zu erweitern, ihr Verständniß zu vertiefen und die wunderbare Kraft noch zu vermehren, mit der sie das zeitgenössische Leben im Süden zu schildern weiß. An ihr rühmt Enrico Nencioni, der feine italienische Literatur-Kritiker, vor allen anderen Novellisten Italiens „eine tiefe und umfassende Erkenntniß der menschlichen Natur . . . Es giebt in der That wenig Schriftsteller, die ein gleiches Gefühl, wie sie, für die Bewegung der Massen besitzen, für das Lebensdrama des Volkes — eine so vollkommene und scharfe Beobachtungsgabe für die Eindrücke der Umgebung und Oertlichkeit, in welcher Hinsicht sie uns z. B. in „Riccardo Joanna" an die kraftvolle Feder Balzacs erinnert." Auch an Dickens gemahnt sie uns durch ihre eigenartige Fähigkeit, die humoristischen und rührenden Seiten des vornehmthuenden neapolitanischen Mittelstandes zu erfassen. So ist unter Anderem die Tanzgesellschaft bei der Wittwe eines kleinen Beamten (Enrichetta, die Tochter soll durchaus unter die Haube kommen) ganz vorzüglich geschildert. Wir sehen das kahle Zimmer mit den Reihen geborgter Stühle (deren einer zusammenbricht, weßhalb während des Tanzes ein anderer besorgt werden muß); die Kerzen in den Klavierleuchtern, welche bis auf den Stumpf herabbrennen — zum Entsetzen der Festgeberinnen, die keine zum Ersatz im Hause haben; die bunten Toiletten, die Fröhlichkeit, aber auch die kleinlichen Eifersüchteleien der Geladenen; und wir thun einen Blick in die Unsauberkeit hinter den Coulissen, das unordentlich, dürftig möblirte Schlafzimmer, wo Enrichetta eine ihrer Freundinnen aus einem schadhaften Tassenkopf trinken läßt und als einziges Requisit für den Cotillon ein Stück von einem zerbrochenen Spiegel holt. Diese Szene ist einem Cyklus von Erzählungen entnommen, genannt, „Il Romanzo della

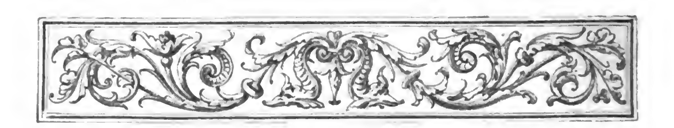
Fanciulla," worin das Mädchenleben in seinen verschiedenen Phasen und Beziehungen geschildert wird. Es ist dies ein Thema, welches Matilde Serao mit Vorliebe behandelt. Von der innigen Sympathie, mit welcher sie sich dieser Aufgabe widmet, zeugen „Telegrafi dello Stata, ein Bild des Lebens der Telegraphistinnen; „Scuola Normale Femminile" (vom Geschick der für das Lehrerinnenfach gebildeten Mädchen handelnd) und „Par Inonaca."

„In „La Conquista di Roma" macht sich ein Nachlassen der Kraft bemerkbar; es wirkt im Ganzen ermüdend und steht nicht auf gleicher Höhe mit den früheren längeren Werken der Verfasserin. In „All' Erta Sentinella," zeigt sie sich indessen wieder von der besten Seite ihres Könnens, sowohl in der ersten Novelle, wie den übrigen das neapolitanische Leben schildernden Erzählungen, die in dem Buche zusammengefaßt sind. Manche Scenen in der ersten Geschichte, die vom Gefängnißleben auf der Insel Nisida handelt, sind würdig, den Leistungen Dostojewskys an die Seite gestellt zu werden.

Auch sind dem Publikum für die nächste Zeit noch zwei Romane der gewandten Erzählerin — „Addio Amore" und „Il Paese di Cuccagna" — in Aussicht gestellt. In letzterer Erzählung wird das Lottowesen, dieser Fluch der unteren italienischen Volksschichten, in lebhafter, humoristischer Weise zur Anschauung gebracht.*)

*) Von Matilde Serao erschien kürzlich im Verlage der Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau in deutscher Übersetzung von A. Friedmann ein Band Novellen unter dem Titel „Blüthe der Leidenschaft.





Die Freunde.

Eine Seegeschichte.

Von

Heinrich Kruse.

— Bückeburg. —

I.

Die lustige Wittwe.

Wittwe ten Brookhus war ein lebenslustiges Weibchen,
Wohnhaft in einem der Siele des Nordseestrandes von Friesland,
Und ihr seliger Mann war ein Bäcker gewesen, ein reicher
Bäcker, doch thut es nicht noth ausdrücklich das noch zu erwähnen.
Gras ist grün und Bäcker sind reich, das versteht sich von selbst ja.
Sie war knapp vom mürrischen Alten gehalten. Sobald ihm
Abzuschurren beliebte, begann sie ein fröhliches Leben.
Sie gab auf das Gewerb' und hatte genug an den Zinsen.
Rentnerin nannte sie sich und dünkte sich grade nicht wenig.
Leben und leben lassen! so sagte sie. Gastlichen Sinnes,
Kam sie, je voller es saß am Kaffeetische des Sonntags,
Desto zufried'ner herein mit der braunen, riesigen Kanne.
Kein Napfkuchen war dichter gespickt mit Rosinen als ihrer.
Ja, sie nährte sich gut, und es schlug ihr zu, denn sie ging auf
Wie ein Teig und glänzte durch Fülle und Rundung der Glieder.
Aber sie blieb dabei doch immer beweglich und munter,
Ja, tanzlustig sogar und kugelte sie durch die Reihen,
Mußte man lächeln beinahe ob der unverwüstlichen Wittwe.
Wozu nützet der Uebermuth? so lautet ein Sprichwort,
Kurz und dick läßt auch recht gut, so konnte sie sagen.
Lesen und Schreiben war all' ihr Wissen, doch ließ sie die Tochter
Edda besser erzieh'n und Musik und Sprachen erlernen.
Doch beim Lernen sogar war jeglicher Zwang ihr zuwider.
Als nun Edda getreten in's heirathsfähige Alter,

War sie die Schönste am Ort, und die Mutter war nicht die letzte,
Das zu bemerken mit heimlichen Stolz. Sie sagte zur Tochter:
„Eddachen, nun ist gekommen die Zeit, wo, wenn wir auf Mönchgut
Wohnten, ein Unterröckchen wir hängten heraus an dem Hause,
Das da besagt: Allhier ist wohnhaft ein mannbares Mädchen.
Ja, bald werden die Herrn sich nach Dir ablaufen die Hacken,
Denn ein Mädchen wie Du, das ist so leicht nicht zu finden.
Wähle Dir, wer Dir gefällt, wenn er brav ist; wähl' auch nicht lange.
Jung gefreit, hat Niemand gereut. Und hüt' Dich besonders
Alte Jungfer zu werden und Affen zur Hölle zu führen."
Edda sagte dann wohl an die Mutter sich schmeichlerisch schmiegend:
„Wenn ich nun lieber bei Dir, mein Mütterchen, bliebe?" „‚Ach Unsinn!
Dazu sind doch die Mädchen nicht da, bei der Mutter zu bleiben.'"
Trotz der Ermahnungen dauert' es länger, als sich es die Mutter
Hatte gedacht und gewünscht mit der auszurichtenden Hochzeit.
Freilich, es mangelte nicht an Bewerbern, wie sie voraussah,
Doch blieb spröde die Tochter, besonders wenn Jemand so dreist war
Ihr Anträge zu machen, bevor er sich ihrer versichert.
Solch' ein selbstgefälliger Mensch sah arg sich enttäuscht bald,
Denn sie wies ihn zurück. Zartfühlend und gütigen Herzens,
Suchte sie lieber es noch zu verhindern durch kluges Betragen,
Daß es zum Ausspruch kam und zum wohlgeflochtenen Korbe,
Denn, was könnte den männlichen Stolz wohl tiefer verwunden? —
Edda war nicht so kühl und wählerisch, wie man es glaubte;
Sondern sie wußte schon lange, wer ihr am besten gefiele.
Remmer Janssen war es, ein junger und tüchtiger Seemann,
Der als Knabe schon kam in das Haus. Die verstorbene Mutter
Remmers war mit der Wittwe befreundet gewesen. Sie nahm sich
Etwas des Sohnes auch an, seitdem er die Eltern verloren.
„Ist er der Mutter nicht ganz aus den Augen geschnitten?" so sprach sie.
„Hat der Junge nicht stets ein bescheidenes freundliches Wesen?
Hält er sich sauber und nett nicht immer in Kleidung und Wäsche?"
Kurz er stand bei der Wittwe in Gunst und verdiente die Gunst auch.
Stets in der Schule gelobt war der fleißige sittige Knabe.
Rühmlich hatt' er die Prüfung für Schiffer bestanden und fahr nun
Schon auf dem größesten Schiff und auf weitesten Fahrten als Steu'rmann.
Zwar ein wenig hatt' er geerbt und legte auch jährlich
Etwas zurück vom Lohn, doch in seiner bescheidenen Weise
Hielt er sich nicht für berechtigt auf Edda den Blick zu erheben.
Kehrt' er im Herbst zurück aus fernen Gewässern, so bracht' er
Stets was Seltenes mit und schenkte das Stück an die Tante,
Denn so ließ sie, die Wittwe, von Remmer Janssen sich nennen.
Ob er kannte den Spruch wohl, der also lautet: Der Mutter
Schenk' ich, die Tochter denk' ich! Er hätte der heimlich verehrten
Edda so gern ein Geschenkchen gemacht, doch wagt' er das noch nicht.
Wie mit den Beiden es stand, das merkte die Wittwe schon lange,
Und sie gönnte ihm gern auch abzuschießen den Vogel.
Aber es währt' ihr zu lang und ihr thatkräftiges Wesen
Konnte das Drucksen nicht leiden. So pflegte sie öfter zu sagen.
Also wandte sie sich ganz plötzlich an Remmer und fragte:

„Sprich, wie gefällt Dir denn Edda? Du wirst ja roth bis zur Stirne
Und antwortest mir Nichts, nicht einmal Höflichkeitshalber:
‚O, recht gut.‘ Als gestern ich Eddachen also befragte
Sprich, wie gefällt Dir Remmer? erröthete sie bis zum Nacken
Und antwortete nichts, nicht einmal Höflichkeitshalber:
‚O, recht gut‘ Ihr stimmt merkwürdig zusammen, ihr Beide.
Kinder, ich glaube, Ihr habt Euch etwas zu sagen.“ So nahm sie
Ihn bei der Hand und schob ihn hinein in die Stube, wo Edda
Hinter dem Goldlackbusch am Fenster wie Purpur erglühte.
Denn sie hatt' es gehört, durch die halbaufstehende Thüre.
Und nicht lange, so kamen erregt und mit freudigen Blicken
Remmer und Edda herbei, um den Segen der Mutter zu bitten.
Aber es konnte die muntere Wittwe ein Späßchen nicht lassen.
„So, so,“ sprach sie gedehnt, „Ihr wollt Euch verloben? Das wäre
Ja recht nett, wenn nicht sich ein Hinderniß stellte entgegen.“
Ei, wie erschrak da das liebende Paar! Sie waren auf Alles
Eher gefaßt als dies. Kopfschüttelnd sagte die Mutter:
„Nein, Frau Steurmann klingt mir zu schlecht. Unmöglich, das geht nicht
Frau Captainin! so muß mein Eddachen heißen. Da mußt Du,
Remmer, noch fahren zur See, bis daß ein Schiff Du bekommen,
Und das kann denn wohl manch Jährlein noch dauern. Was meinst Du?“
Und sie weidete sich an den langen Gesichtern. „Indessen,“
Fuhr sie fort, „das Hinderniß läßt vielleicht sich noch heben.
Eddachen wurde ja nicht auf der Straße gefunden. Ich geb' ihr
So und so viel mit.“ (Sie nannte ein artiges Sümmchen.)
„Remmer, wird das genügen, ein Schiff Dir zu kaufen?“ „Ja freilich!“
Rief er mit frohem Erstaunen. „Dann steigst Du ja zum Captain auf;
Und Dein Ehegemahl heißt Frau Captainin.“ Sie lachten
Alle Drei und umarmten sich dann in frohem Entzücken.
Anderen Tags kam Remmer und sprach so: „Wenn es Dir recht ist
Mütterchen, bau' ich mir lieber ein Schiff als daß ich es kaufe;
Denn ich habe schon lange darüber gedacht und gesonnen,
Wie man geschwinder zugleich und lenksamer bauet ein Seeschiff.“
„Davon versteh' ich so viel, wie Du vom Stricken und Häkeln,“
Sagte die Wittwe zu ihm. „Geh, Remmer und baue das Schiff Dir.“
Und so ging er denn ab zur unteren Weser und fand dort
Einen vernünftigen Baas, der ihm schon lange bekannt war,
Und einging auf seine Gedanken und fest ihm versprach auch,
Bis zum Frühjahr solle die Galeasse gebaut sein.
Kiel und Rippen und Planken, er wählte sich sämmtliches Holzwerk
Selbst aus, Segel und Tau und Anker mit Kette und Alles.
„Wollt' ein Andrer soviel mitsprechen, ich würde,“ so sagte
Lächelnd der Baas, „mich bedanken, ein Schiffsbaumeister zu heißen.“
Und so bewacht er den Bau der Galeasse bis Weihnacht,
Doch dann zog ihn die Sehnsucht heim zum Bräutchen im Siele.
Und dort fand er auch Fracht sofort für das kommende Frühjahr,
Rapssaat überzufahren nach Holland oder nach England,
Denn wer konnte die Preise im Frühling schon wissen im voraus?
So blieb nur noch übrig die Mannschaft zu heuren. Als Steurmann
Dacht' er an Onno, den Freund, mit dem er zur Schule gegangen.

II.

Onno.

Onno Marquard war ein kluger erfahrener Seemann,
Der sich hinaufgedient vom Jungen zum vollen Matrosen.
Aber er hatte nicht Glück, das im menschlichen Leben nach Cäsar
Immer am meisten vermag, wie für Feldherrn auch für Matrosen.
Neulich war sein Schiff ihm untergegangen bei Skagen,
Dort, wo der Strand mit den Trümmern gescheiterter Schiffe bedeckt ist.
Wurde gerettet er auch in dem Boot mit der übrigen Mannschaft,
War doch die Seemannskiste mit Kleidungsstücken und Wäsche,
Auch mit einigem Gelde verloren gegangen. In Mißmuth
Kam nun Onno zurück zu der heimischen Insel in Friesland.
Allzuviel war es nicht, was der Seemann sich auf die hohe
Kante gelegt, denn er war ein leichtes und fröhliches Weltkind.
„Lustig gelebt und selig gestorben," so pflegt' er zu sagen,
„Heißet dem Teufel die Rechnung verdorben. Was nützt uns das Leben,
Wenn wir nicht es genießen? Es hat von der Welt ja ein Jeder
Gerade so viel und nicht mehr, als er sich mit den Zähnen herausreißt."
Ja, so dachte der Mensch. Wie er handelte, werden wir sehen.
Onno suchte nach Heuer umsonst in benachbarten Häfen,
Und so kam er noch übler gelaunt von der Suche nach Hause.
Ohne Beschäftigung saß er an jeglichem Abend im Wirthshaus,
Spann ein Seemannsgarn nach dem andern, während ein Doornkaat
Glitt nach dem andern herab in die immer durstige Kehle.
Bitter beklagt' er das stets ihn verfolgende schmähliche Unglück.
Und das Hundeleben an Bord. Er verschwor sich, er gehe
Niemals wieder zur See. „Wie wär' es denn," fragte ihn Ulrich.
Sein Kamerad und Nachbarskind, „wenn wir beide zusammen
Eine Schaluppe uns kauften, die bei Frau Fock zum Verkauf steht.
Und auf Gewinn und Verlust miteinander betrieben den Fischfang?"
„Aber ich hab' kein Geld," sprach Onno. Und Ulrich: „Ich auch nicht,
Aber das schadet ja nicht. Das bleiben wir schuldig." „Vortrefflich!
Zwei, drei Jahre, so haben wir abbezahlt die Schaluppe."
„Topp, und uns werden gar bald die Netze zerreißen, wie weiland
Beim Fischfang es geschah im galiläischen Meere."
Also betrieben denn Onno und Ulrich zusammen den Fischfang.
Aber da hatte schon wieder 'ne Eule gesessen für Onno,
Denn die Schaluppe war morsch und schlecht im Stande und langsam;
Spät und spärlich kam in diesem Jahre der Schellfisch.
Auch der Herbst war stürmisch, der Seegang manchmal so heftig,
Daß sie nicht wagten hinaus mit der alten Schaluppe zu fahren.
Hundert Mark die Person, das kam aus dem sämmtlichen Herbstfang.
Dabei soll ein Fischer bestehn! Drum murrte schon Onno
Aerger denn je, als plötzlich ein Schimmer des Glücks sich ihm zeigte.
Remmer Janssen, sein Spielkamerad, erschien auf der Insel.
Und er begegnete gleich dem alten Freund, den er suchte.
„Remmer Janssen! Wo kommst Du denn her?" so fragte ihn Marquard.
„Willst Du das Altarbild in unserer Kirche Dir anseh'n,
Das mit Hülfe der Fremden, die hier im Sommer sich baden

Unser Pastor uns gestiftet?" „Nein," sagte der Freund aus dem Siele,
„Ich bin hergekommen, um Dich zu heuren." „Was sagst Du?
Hast Du, Remmer, ein Schiff?" „Das hab' ich, es steht auf der Helling
Du sollst Steurmann werden." „Ei Remmer, wer gab Dir das Geld denn?"
„Nun, ich habe mit besserm Glück," sprach Jener, „gefahren,
Und mir ein wenig gespart, allein, es würde nicht reichen,
Aber ich habe mich kürzlich verlobt." „Mit wem und wie heißt sie?"
„Edda heißt sie. Du kennst doch die Wittwe des Bäckers im Siele?"
„Freilich, ich kenne die Mutter und auch die einzige Tochter,
Und ich sehe das heitere Kind mit den goldenen Zöpfen
Noch vor mir mit der Mappe im Arme, sie ging in die Schule."
„Nun, aus Kindern werden ja Leute und Edda ist jetzt wohl
Zwanzig Jahr und darüber und mein holdseliges Bräutchen."
„Gottverdamm' mich, Du bist ein Glückskind, Remmer, und hast auch
Glück für mich selbst noch dazu," rief Onno mit frohem Erstaunen.
„Denn ich muß es gestehen, ich habe die Netze zu flicken
Und an die Angel zu stecken den Wurm von Herzen schon längst satt."
Remmer und Onno vereinigten bald sich über die Heuer,
Onno sollte sofort nach Elsfleth gehen, beschloß man
Und baldmöglichst das Schiff zum Siele bringen im Frühjahr.
Remmer Janssen ließ auf der Insel nicht länger sich halten.
Und so schieden die Freunde mit einem vertraulichen Handschlag.
Onno fuhr nach der Weser und Remmer zurück nach dem Siele,
Wo man sich rüstete schon mit Macht zur fröhlichen Hochzeit.

III.

Im Siele.

Leinwand war schon lange gehäuft, um die einzige Tochter
Auszusteuern, es schien für Kinder und Enkel genügend,
Aber es fehlte noch stets ein Stück, und in jeglicher Stube
Wurde genäht und geschneidert, desgleichen gekocht und gebraten.
Aber die Wittwe ten Brookhus schwamm wie die Ent' auf dem Teiche
Fröhlich herum in der Schaar der geschäftigen dienstbaren Geister.
Das war etwas für sie! Am meisten das Backen der Kuchen,
Das kein Ende nahm, da in ihr sich die Bäckerin regte.
Remmer und Edda gefiel es dagegen am besten, als Hochzeit
War und der Hochzeitslärm vorübergerauscht und sie ruhig
Als ein glückliches Paar in der neuen Häuslichkeit lebten.
Früh wie das Eis aufging, kam Onno gefahren von Elsfleth,
Wo vom Stapel gelaufen die Galeasse, zum Siele.
Klein, doch schlank und zierlich gebaut und beflaggt und bewimpelt,
Schmuck wie ein Bräutchen; so lag nun das neue Schiff an dem Bollwerk,
Remmers schweigsamer Mund floß über vom Lobe des Fahrzeugs,
Das auf der Reise bereits sich als trefflicher Segler bewiesen.
Er umarmte den Freund und zog mit ihm nach dem Hause
Wo schon harrten die Frauen, willkommen als Gast ihn zu heißen.
Aber die Abfahrt ging so rasch wie gehofft nicht von Statten.
Pünktlichkeit ist nicht gerade die Tugend des biederen Landmanns.
Langsam traf und verspätet der Raps allmählig im Siel ein,
Und so vergingen noch Wochen, bis daß Oelkuchen und Rapssaat

Auch Stückgüter und sonstige Fracht im Schiffe verstaut war.
Nicht ungern sah Edda den Gatten noch etwas verweilen.
Remmer hatte sein Frauchen gebeten, sie möge recht freundlich
Gegen den Steurmann sein, doch es wäre nicht nöthig gewesen,
Denn ein Freund und Schulkamerad des geliebtesten Gatten
War ihr empfohlen von selbst. Ihr biederer Remmer verschwieg nicht,
Daß sein Freund ihm verstimmt und etwas verwildert erscheine,
Doch das erkläre sich leicht aus dem Unglück, das ihn verfolge,
Da er nun Steurmann werde und bessere Löhnung erhalte,
Sei er schon besseren Muthes. Er sei ein vorzüglicher Seemann.
Vielerfahren, geschickt und festen entschlossenen Muthes.
Als nun Onno trat von Remmer geführt in das Haus ein,
Streckte sie freundlich die Hand ihm entgegen und hieß ihn willkommen.
„Remmer und ich sind eins, drum sind wir alte Bekannte,"
Sagte sie scherzend und gab damit den Ton des Verkehrs an.
Onno sollt' in dem Haus bis zur Abfahrt wohnen, die Reise
Zögerte aber sich hin von einem Tage zum andern.
Schön war das Wetter und schön war der Tag, noch schöner der Abend,
Den man im häuslichen Kreis zubrachte; denn Edda belebt' ihn
Durch Musik und Gesang und Onno durch heitre Gespräche.
Unerschöpflich erzählte der Vielerfahr'ne von Reisen
Und von Abenteuern zu Lande erlebt und zu Wasser.
Bald von Palmen und Negern und Tigerjagden und Schlangen.
„Als ich in Madras war," so erzählte er einmal, „besorgt' ich,
Weil ich fließend das Englische sprach, die Geschäfte des Schiffes.
Und im Zollhaus machten den freundlichen Wirth die Beamten,
Die bei Sherry und Port in heiterm Gespräch sich ergötzten,
Während die Diener uns Luft zufächelten. Einer der Herren,
Der ein Geschichtchen erzählte, das lautes Gelächter erregte,
Schwieg mit einmal still, ganz todtenbleich im Gesichte,
Und sah starr auf das eigene Knie, worüber die bunte
Brillenschlange den Kopf mit den funkelnden Augen emporhob.
Mehrfach hatte sie sich um die Wade des Briten gewickelt.
Denkt Euch den Schrecken! sie ist die giftigste Schlange des Landes."
‚Rührt Euch nicht, sonst seid Ihr des Todes,' so rief ich dem Herrn zu
Und ich eilte hinaus und füllt' ein Schälchen mit Milch an,
Und das setzt' ich nahe der Schlang' auf den Boden. Sie sah es
Und sie wurde gelockt von der Milch und dem süßen Geruche.
Langsam ringelte bald sie sich ab von den Beinen des Briten,
Schlüpfte zur Schale mit Milch und trank. So ward er gerettet
Wie durch ein Wunder vom Tod, und die Diener erlegten die Schlange.
Während ich holte die Milch, da hatte der Mann mit der Schlange
Regungslos dasitzend, gefaßt in Erwartung des Todes,
Wie sein Erbe zu theilen mit leisester Stimme verkündigt."
Dann sprach Onno vom Walfischfang in den nordischen Meeren,
Wie ein riesiger Wal sein Boot umschlug mit dem Schwanze,
Daß er mühsam dem Tode entging, dem die Andern erlagen.
Aber behaglicher war, was er sprach von den Inseln der Südsee,
Wo unschuldig die Menschen noch sind und nackend wie Eva
Einst im Paradiese, die hübschesten Mädchen herumgehn.

Edda kräuste die Lippen dazu; dann wandte er klüglich
Anderswohin das Gespräch und erzählte von Constantinopel,
Und den verschleierten Schönen des Sultans, denn auf dem ganzen
Erdball schien er bekannt und bewandert, der rüstige Seemann.
„Ist denn Alles auch wahr?“ frug Edda Remmer. „Das Meiste,“
Sagte mit Lächeln ihr Gatte, „er schneidet nicht auf mit dem großen
Messer und schmückt ein wenig er aus, so ist das verzeihlich.
Seine Geschichten erzählt er ja oft und es setzt sich allmälig
Hier und dort etwas an, wie der Schneeball wächset im Rollen.
Aber Du mußt es gesteh'n, im Erzählen ist Onno ein Meister!“
„Ja, Dein Freund ist ein Mann von Geist und seltenen Gaben.
Ob er auch gut sein mag?“ „Wie, zweifelst Du daran?“ „Beinahe.“
„Edda, warum?“ „Ich kann es Dir nicht mit Gründen belegen,
Aber er blickt manchmal so schlau und begehrlich.“ Doch Remmer
Nahm mit Wärme des Freundes sich an. „Ich habe ihn immer
Treu und verläßlich gefunden, er ist mir ein lieber Genosse.“
So ward Edda beruhigt und lauschte geschmiegt an dem Gatten
Voll Theilnahme auf Onnos Geschichten mit leuchtenden Augen.
Edda war schön, und die Schönheit ist wie die Sonne des Frühlings,
Welche den niedrigsten Strauch mit Blüthen und Blättern bekleidet.
Auch im Innern von Onno begann es Knospen zu treiben.
Und sein sehnlichster Wunsch war der reizenden Frau zu gefallen.
Onno kannte wohl sonst nur gemeine Begierden, doch Edda
War von höherer Art als die Weiber, womit er verkehrte,
Daß er zusammen sich nahm und sich schicklich betrug. Ja er wagte
Nicht einmal zu lange sie anzusehen, obgleich er
Gerne den Blick niemals von der schönen Erscheinung gewendet.
Edda schien mit Bewundrung an seinem Munde zu hängen.
Und ihm klopfte das Herz bei den leuchtenden Blicken der Schönen.
Ihre Bewunderung aber bezog sich auf seine Erzählung,
Nicht auf seine Person, die Eddas feinem Gefühle
Schon ja verdächtig geworden, doch Onno deutet' es anders.
Selber die Freundlichkeit, die sie ihm zeigte im Umgang,
Ward mißdeutet von ihm. Sie galt nur dem Freunde des Gatten,
Onno legte sie aus, wie ihm es die Eitelkeit vorlog.
Eins nur war, das ihn manchmal befremdete. Wenn er so dasaß
Sehnsuchtsvoll und hoffend und harrend der Himmelserscheinung,
Denn das war sie für ihn; ließ Edda sich garnicht erblicken.
Und sie schien das Gesellschaftsgemach absichtlich zu meiden.
Aber es klärte sich auf beim Abschiednehmen. Sie reicht' ihm
Eine gehäkelte Börse von blauer Seide, die heimlich
Sie für ihn fertig gemacht, er sollte vorher es nicht merken.
„Nimm' es zu heiterer Stunden Erinnerung, nimm es zum Danke,“
Sprach sie, „daß Du versprochen mir hast mein Glück zu beschützen.
Ich kann nicht mitfahren zur See, drum ist es mir tröstlich,
Onno, daß ein Freund und Jugendgenosse wie Du bist.
Treu zur Seite ihm steht, aus Noth und Gefahr ihn zu retten.“
Onno legte die Hand auf's Herz und gab ihr zur Antwort:
„Edda, verlaß Dich auf mich, ich bringe Dir Remmer so blühend,
Wie er nun vor Dir steht und wohlbehalten nach Hause.“

So sprach Onno und dacht' es vielleicht auch, als er es sagte,
Denn nicht plötzlich kommen die bösen Gedanken zum Durchbruch,
Sondern wie dreimal und viermal der Wolf umkreiset die Hürde,
Eh' er begierig nach Blut einbricht und erwürget die Schafe,
Also verschaffen nur langsam die schlimmen Gedanken sich Eingang.
Freilich, es sollte die Freundschaft schon ihn von bösen Begierden
Abzuhalten genügen, doch gleich wie der Mond von der Sonne
Also pflegt vor der Liebe die Freundschaft auch zu erbleichen.
Sturm und Regen und Hagel verzögerte dann noch die Abfahrt,
Bis sich der Himmel geklärt. Da sang man: „Die Anker gelichtet!"
Darauf gingen sie Alle zum Hafen hinunter. Die Frauen
Hatten versprochen, sie wollten nicht weinen, doch konnte sich Edda
Kaum losreißen von ihrem geliebtesten Gatten, sie zog ihn
Immer von Neuem an's Herz, bis weggenommen das Laufbrett.
Langsam fuhr mit schwachem doch günstigem Winde und vollen
Segeln das zierliche Schiff auf der Nordsee glitzernde Fläche.
Mütterchen ging nach Haus, Gott überlassend das Andere.
Edda stieg auf den Deich, wo sie lange den Segelnden nachsah.
Als noch kaum zu erkennen das Schiff am Rande des Meeres,
Blieb sie doch stehn; da Remmer vielleicht nach ihr sah mit dem Fernrohr
Und sie schwenkte noch einmal das Tuch; dann schlug sie es vor sich
Ueber die Augen, woraus wie ein Bergquell stürzten die Thränen.

IV.

Seereisen.

Aber das Schiff fuhr hin mit dem Schönfahrtssegel. Ein kleiner
Unfall hatte sich zwar noch ereignet am Tag vor der Abfahrt.
Ein halbwüchsiger Bursche, der zum Schiffsjungen bestimmt war,
Sehr anstellig und klug, ward plötzlich vom Fieber befallen.
Kläglich war es zu seh'n, wie der sonst rothbäckige Junge
Blaß zu Bette nun lag, mit den Zähnen klappte und weinte,
Nicht aus Schmerz, nur weil er die Fahrt mitmachen nicht konnte.
Hat sechs Wochen auch noch am tückischen Fieber gelegen.
Nur drei Mann am Bord, das war eine schwache Besatzung,
Aber es waren doch drei sehr starke und kundige Männer,
Remmer und Onno und Peter, ein langer Matrose; von Elsfleth
War er herübergekommen, ein guter und williger Seemann.
Wußt' er auch sonst nicht viel, so verstand er doch seine Geschäfte.
Und so dachten die Drei: wir behelfen uns ohne den Jungen.
Fröhlich ging auch die Fahrt bei heiterstem Wetter von statten.
Ruhig zog ihr Schiffchen die Bahn und richtig wie Argo,
Jenes gepriesene Schiff, das nach eigenem Willen sich lenkte.
Glücklich und rasch ward London erreicht. Sie löschten die Ladung
Und dann fuhren sie leer nur mit Ballast über nach Husum,
Um dort lebendes Vieh zu holen, die prächtigsten Rinder.
Schön war der Sommer; es schliefen die furchtbaren Stürme der Nordsee.
Dreimal und viermal machten mit Glück sie den nämlichen Seeweg
Hin nach Husum und wieder zurück nach den Häfen von England.
Und dann brachten zuletzt sie Malz nach Bergen in Norweg.
Fracht auch konnten sie dort nach der Ostsee haben mit Hering,

Aber es war schon spät, sie mochten soweit nicht versegeln
Und am Ende noch gar einfrieren. Sie hatten so glücklich
Und so lohnend gefahren das Jahr, daß die Fracht sie verschmähten,
Und sie hißten die Segel zur fröhlichen Fahrt nach der Heimat.

V.

Ein Blitz aus der Hölle.

Nacht war's, Onno stand am Ruder und drehte es lässig,
Aber er dachte dabei wohl kaum an das Schiff und die Richtung,
War er doch tief in Gedanken versunken und immer dieselben.
Liebt Dich Edda? so fragte er sich. Er hatte die Frage
Freilich schon lange entschieden bei sich und zu eigenen Gunsten
Ueberragte den Freund er nicht an Leib und an Seele?
Und was hätte wohl Remmer für sich in die Wage zu legen?
Remmer ist jünger, doch nur um ein paar Jahre. Was macht das?
Onno ist noch nicht so alt, um nicht um die Jüngste zu freien.
Neulich bemerkt' er, er hatte darauf bisher nicht geachtet,
Daß auf dem Scheitel von Remmer das Haar schon dünner geworden,
Während das seine noch strotzte von Fülle der goldenen Locken,
Und er mit Simson sich könnte an Muth und Stärke vergleichen.
Und wie voll aus der Brust klang männlich und schön ihm die Stimme,
Welche er mehr noch schätzte, seitdem sie Edda bezaubert.
Jetzt war Edda gebunden und treu — das wußt' er, dem Gatten
Aber wenn frei sie ward und hätte von Neuem zu wählen,
Wem dann reichte sie lieber die Hand? So, dachte sich Onno,
So ist's Remmer allein, der ihn glücklich zu werden verhindert.
Ist dies Hinderniß aber für unüberwindlich zu halten?
Kann ihn Krankheit nicht hinraffen in blühender Jugend?
Wie, wenn Remmer zum Mastkorb stieg' und er fiele herunter
Auf das Verdeck und sich bräche den Hals? Wie, wenn er beim Baden
Würde befallen vom Krampf wie neulich? Er wäre ertrunken,
Wenn nicht auf sein Geschrei ihm Peter zu Hülfe gekommen.
Und manch' anderer Zufall bringt ja Verderben dem Menschen.
Könnte man nöthigenfalls nicht selbst nachhelfen dem Zufall?
Käm' im Wasser er um, wer könnte da wissen, ob Remmer
Fiel von selbst hinab, ob hinein er gestoßen von Andern?
Du sollst nicht nach dem Weibe des Nächsten begehren! So lautet
Gottes Gebot. Doch hatte sich Onno dagegen so lange
Weiter und weiter verfehlt, bis er kam zur Grenze des Frevels.
Ja, wenn Remmer nicht wäre, so dachte er immer von Neuem,
Denn dann hätt' er die Frau und das Schiff und das Haus und das Erbe.
Onno war ein verkommener Mensch; doch wollte man glauben
Habsucht hätt' ihn geleitet beim Handeln, so thäte man Unrecht.
Was ihn bezwang, war Liebe, die Menschen und Götter beherrschet
Und zum Verbrechen uns treibt und zum Wahnsinn, rasende Liebe.
Onno fuhr empor aus den Träumen. Er pflegte die Börse,
Die er als Liebespfand ansah, zum Gebrauche zu heilig,
Stets an der Brust zu tragen. Nun zog er das zarte Gewebe
Heimlich hervor und bedeckte es still mit feurigen Küssen.
Und dann barg er von Neuem den Schatz in der Nähe des Herzens.

Onno hatte schon lang in denselben Gedanken versunken
Langsam am Helme gedreht, und der Wagen, das himmlische Sternbild,
Hatte die Deichsel bereits nach unten gekehrt. Den Matrosen,
Wache zu halten bestimmt, sah vorne er sitzen am Gangspill,
Wie er saß auf den Ringen des Taus und nickte und nickte.
Manchmal sank ihm der Kopf vornüber; er raffte sich auf dann,
Doch sank wieder in Schlaf. So war es denn Onno allein jetzt
Der wach war auf dem Schiffe. Er band mit dem Stricke den Helm fest,
Und dann schlich er sich leis auf den Zehen herab zur Cajüte.
In die Cajüte? Warum? Was hatt' er da unten zu schaffen?
Nun, er wollte vielleicht nachsehn, ob Remmern der Schlag traf,
Oder ein Unfall sonst. Er trat hinein zur Cajüte.
Siehe, da stand auf dem Tisch ein schwaches und zitterndes Nachtlicht,
Neben dem Lämplein lag ein blankes geöffnetes Messer,
Neulich in London gekauft, mit elfenbeinerner Schaale,
Dessen sich Remmer des Abends bedient zum Scheeren des Bartes.
War es nicht seltsam fast, wie der Stahl aufblitzte und gleißte!
Ich bin fertig bereits, so schien er zu sagen. Was säumst Du!
Remmer schlief in der Coje, den Kopf nach hinten gesunken,
Aber der Hals stand vor, entblößt, umspielt von dem Lichte.
Onno schaute sich um, da fuhr's wie ein Blitz aus der Hölle
Plötzlich ihm durch das Gehirn, und er griff zum blinkenden Stahle,
Welcher wie Macbeths Dolch ihn zog zum schlafenden Duncan.
Wie er mit furchtbarem Hiebe das scharfgeschliffene Messer
Stieß in die Kehle herunter des arglos schlafenden Freundes,
Daß durchschnitten der Hals bis nach unten ward, bis zum Wirbel,
Wie das Alles geschehn, das vermochte er selbst nicht zu sagen.
Eh' es gedacht, war schon es vollführt. Zu schreien vermochte
Remmer nicht mehr, er röchelte noch ein wenig, doch leise
Und schon war er auf immer geschieden vom blühenden Leben.
Onno öffnet ein Fenster im Heck und zerret die Leiche
Bis zur Oeffnung und stößt sie hinaus in die rauschende Tiefe
Aber es war viel Blut aus der Wunde geflossen, das Laken
Triefte von Blut. Er nahm es und schleudert' es weit in das Wasser.
Nunmehr galt es auch jegliche Spur von Blut zu vertilgen,
Darum wusch die Cajüte er auf mit Wasser und Seife,
Säuberte sie mit dem Schwamm und rieb sie ab mit dem Wischtuch
Darauf ergriff er das ganze Geräth, das zum Reinigen diente,
Und warf Alles hinaus in die dunkle verschwiegene Tiefe.
So, nun ist es geschehn, kein Zeugniß der That mehr vorhanden.
Und dann stieg er hinauf zum Verdeck um nach Peter zu sehen.
Der saß immer noch da auf dem Tauwerk nickend und nickend.
Klar war's, daß er verschlafen die That und er wußte von garnichts
Doch nun weckte ihn Onno mit lautem Lärmen und Schreien.
„Peter, was sagst Du dazu? Hast Du es gesehen? Wie schrecklich!"
Peter rieb sich den Schlaf aus den Augen und fragte: „Was giebt es?
Steurmann, was ist geschehen?" „O Peter, ein schreckliches Unglück,
Hast Du wohl es bemerkt, daß schon seit mehreren Tagen
Unser Captain ganz stumm und melancholisch geworden?"
„Nein," sprach Peter, „das fiel mir nicht auf, denn unser Captain ist

Ja schweigsamer Natur und ein Mann von wenigen Worten."
„Seit vorgestern gefiel mir Remmer gar nicht, er hatte
Etwas Stieres im Blick und der Irrsinn kam nun zum Ausbruch."
„Wie, wahnsinnig?" — „Jawohl, denn höre nur, was sich begeben
Während ich steh' an dem Helm und steuere, schleicht der Captain sich
Aus der Cajüte hervor starrblickend. Zur Reling geschlichen
Schaut er darüber hinaus, als suche er etwas im Meere.
Eh' ich zu rufen vermag: Halt, Remmer, was machst Du? was soll das?
Hat er sich über die Reling geschwungen und springt in das Wasser."
„Unser Captain ist in's Wasser gefallen?" „Er ist nicht gefallen,
Sondern er sprang hinunter, befallen vom plötzlichen Wahnsinn."
„Unser frommer Captain Selbstmörder geworden. Entsetzlich!"
„Ja, da hast Du wohl Recht, es ist ein erschreckliches Unglück
Plötzlich von Sinnen zu kommen; doch ist nichts häufiger, Peter,
Weder Du noch ich, noch sonst wer ist davor sicher."
Aber was ist zu thun?" sprach Peter. „Wir müssen ihn retten.
Freilich, es ist sehr schwer, selbst wenn bei helllichtem Tage
Fiel ein Mann über Bord, aus dem Wasser den Menschen zu retten.
Doch für Remmer, er ist mein theuerster Freund auf der Erde,
Müssen wir thun was möglich und was unmöglich ist, Peter."
„Nun, so müssen wir rasch beidreh'n und zurück zu der Stelle."
Onno ging sehr gern darauf ein, denn er wußte am besten,
Daß sie schon weit entfernt von dem Ort, wo er Remmer in's Meer warf.
Also nickte er denn und sprach beipflichtend zu Peter:
„Freilich! Ich rief Dich ja an um mir beim Wenden zu helfen."
Und sie wandten das Schiff und fuhren zurück auf dem Wege,
Welchen sie eben gemacht. Nicht lange, so sagte der Steurmann:
„Hier, hier ist er in's Wasser gesprungen, da drüben auf Borkum
Deckten sich grade die Bake und hinter ihr stehend der Leuchtthurm."
Also ließen das Boot sie herab in's Wasser und riefen:
„Remmer! Remmer!" Umsonst, es schwiegen die Nacht und die Tiefe.
Und sie suchten und suchten, am eifrigsten immer der Mörder.
Und als Peter bemerkte: „Es ist noch zu dunkel zum Suchen,"
Eilt' er zurück zu dem ankernden Schiff und hatte ein Tönnchen
Theer mitgebracht und steckt' es in Brand und ließ es so schwimmen.
Und sie suchten von Neu'm bei dem weithinleuchtenden Scheine.
„Stehen wir ab," sprach Peter zuletzt, „es ist Alles vergebens,
Gott schenk' unserm Captaine die ewige Seligkeit!" „Amen!"
Fügte noch Onno hinzu, als käm' es ihm tief aus der Seele.
Und so fuhren sie wieder an Bord und huben das Anker,
Mit dem fest sie gelegt ihr Fahrzeug, während sie suchten,
Und dann setzten die Reise sie fort in der früheren Richtung
Zwei Mann nur an Bord, doch das Wetter war ruhig und heiter.

VI.

Peters Ende.

Als am anderen Morgen gebückt mit dem Kaffeegeschirre
Peter betrat die Cajüte, so schnüffelt' er etwas und sagte:
„Riecht es nicht hier?" und schnüffelte nochmals. „Riechen? Wonach denn?"

Gab ihm Onno zurück. Zwar sprach er mit scheinbarem Gleichmuth,
Aber ihm klopfte das Herz. „Wonach, das kann ich nicht sagen.
Aber mich dünket, es riecht wie ein Schlächterladen." Die Angst wuchs
Onno noch bei dem Wort; gern hätte er etwas erwidert,
Aber er wußte nicht was und fürchtete sich zu verrathen.
„Trink' mal!" sagt' er zu Peter und gab ihm ein Gläschen mit Cognac.
Peter nickte und trank, da roch es denn freilich nach Cognac.
Heiter strahlte die Sonne herab. In dem kleinen Gemache
Glänzte der Wiederschein der glitzernden Wogen da draußen.
Peter sah noch scharf nach einer erleuchteten Ecke,
Eh' er sich wieder entfernte. Was mag in der Ecke zu sehn sein?
Onno warf nun den Blick in den nämlichen Winkel. Entsetzlich!
Offen und blank liegt dort ein Häuflein geronnenen Blutes.
Unbegreiflich! Wie war beim Reinigen das ihm entgangen?
Peter hatte das Blut am Boden gesehen. Er konnte
Nicht mehr zweifeln daran, sein guter Captain war ermordet.
Onno hatt' in dem Kopf nur Raum noch für Einen Gedanken:
Rette Dich! Fort mit Peter! Er wird Dich als Mörder verklagen.
Und so stürzt er ihm nach auf das Deck, wo der lange Matrose
Neben dem Bugspriet steht, von der Sonne bescheinen sich lassend,
Da es schon kalt und herbstlich geworden. Er wandte den Rücken
Onno zu, der ohne Verzug auf den arglosen Menschen
Wie ein Wüthender stürzt. Er packt ihn mit riesigen Kräften
Und dann schleudert er ihn mit furchtbarem Stoß auf die Wellen.
Hoch auf spritzet die See und Peter versinkt in die Tiefe.
Tauchte dann wieder empor, schrie Hilfe und jammerte kläglich,
Krampfhaft hält er sich fest an dem segelnden Schiff mit der Rechten.
Und fleht laut um Erbarmen. Doch Onno geht zu dem Boote
Und holt einen der Riemen hervor, die Peter noch neulich
Weiß und grün sorgfältig gestrichen. Er hebet den Riemen
Hoch in die Luft empor und schmettert ihn nieder auf Peter,
Auf die geklammerte Hand, womit sein Leben er rettet.
Jeglicher Finger war vom wuchtigen Schlage zerbrochen
Lautlos sinkt er sofort mit der blutenden Hand in den Abgrund.
Mein Verbrechen war nur, so klagte der römische Dichter,
Daß ich Augen besaß. So konnt' auch Peter wohl sagen.
Als er verschwunden ihn sah, sprach Onno „Nun bin ich gerettet!"
Ja, kein irdischer Zeuge der That war übrig geblieben,
Die nur Gottes Auge, die leuchtende Sonne gesehn hat.
Freilich, das jüngste Gericht! Allein, wer weiß, ob es wahr ist?
Onno hatte die Kirchen schon längst nur von außen gesehen.
„Ei was." hatte er oft im fröhlichen Kreise gerufen,
„Unsere Pfaffen, Ihr Kerls, sie wissen nicht mehr als wir alle!"
Onno athmete auf. Noch einmal reinigt' er gründlich
Seine Cajüt' und besprengte sie mit wohlriechendem Wasser.
Nahe schon war er dem Siele. doch bog er noch nicht in die Einfahrt
Ein, die mit Büschen besteckt anzeiget dem Schiffer die Straße,
Denn erst sollte die Sonne herabgehn, ehe er lande,
Dreister wohl mochte er hoffen sein Lügengewebe im Dunkeln
Vorzutragen, drum kreuzt' er noch hin und her in den Watten.

VII
Empfang im Siel.

Schon war das letzte Roth an dem Abendhimmel verglommen,
Als er langsam fuhr in das stille Gewässer des Hafens.
Aber das Schiff war längst schon erkannt von den Leuten im Siele.
„Remmer Janssen ist da," so sprach ein Nachbar zum andern,
Und so standen geschaart schon viele Bekannte am Bollwerk.
„Remmer Janssen, willkommen! Du hast ja glücklich gefahren,
Remmer, wo bist Du? Wo steckt der Captän, der Matrose, der Junge?
Steurmann, seid Ihr allein an Bord? Was bedeutet das Alles?"
„Ach, ein Unglück ist uns begegnet, ein schreckliches Unglück!"
Onno erzählte die Lüge, die gleich nach der That er sich aussann,
Jetzt mit größerm Bedacht und fast glaubwürdig zu hören.
Und er beklagte gerührt den Verlust des vertrautesten Freundes,
Und er wischte dabei mit dem Tuch sich die trockenen Augen.
Niemand wagte dagegen auch laute Zweifel zu äußern,
Aber das Schweigen der Menge bewies, daß Zweifel sich regten.
„Und wo ist denn Peter, der lange Matrose, geblieben?"
„O wie ist es so wahr, daß ein Unglück selten allein kommt.
Peter fiel über Bord. Ich weiß nicht, wie es geschehn ist.
Denn ich beschäftigte mich, die Papiere von Remmer zu ordnen
Aber er rief mich, ich sprang auf Deck und warf ihm ein Seil zu,
Das er auch glücklich erhaschte. Ich zog ihn langsam zum Bord an.
Höchst vorsichtig, so wie man größere Fisch' an der Angel
Hebt aus dem Wasser an's Land und glaubte schon Peter gerettet.
Da riß leider der Strick an einer beschädigten Stelle.
Ich sah Peter ertrinken vor meinen sichtlichen Augen,
Denn er konnte nicht schwimmen," „Er konnte nicht schwimmen," so fielen
Zwei, drei Stimmen bekräftigend bei, was Onno zu gut kam.
„Das war ein ehrlicher williger Mensch und ein tüchtiger Seemann,
Daß um die Welt zu fahren ich bessern Gefährten nicht wünschte."
„Aber wo ist denn der Junge geblieben?" So fragte ihn Jemand.
„Der kam gar nicht mit. Wir behalfen uns ohne den Jungen,
Denn er erkrankte vorher." „Am Wechselfieber," bezeugten
Mehrere Stimmen zugleich. Am Schlusse beklagte sich Onno
Ueber sein trauriges Loos, sein stets ihn verfolgendes Unglück.
„Als nun mein theuerster Freund auf Erden so schrecklich geendet,
Und mein guter Matrose, so treu wie Gold, mir entrissen,
Blieb ich allein auf unserem Schiff zurück als Besatzung.
Freunde, versetzt Euch einmal in meine verzweifelte Lage!
Wenn ein Gedanke von Sturm aufkam, so war ich verloren.
Denn ich konnte nicht steuren zugleich und die Segel bedienen,
Gaffel nicht reffen noch Topp, wenn es noch so nöthig gewesen.
Kentern mußte das Schiff, und ich ward Speise der Fische.
Aber der gütige Gott, er, der dem geschorenen Lamme
Mildere Luft zuschickt, gab mir auch ruhiges Wetter.
Und so bin ich mit Müh' und Noth entronnen dem Tode.
Aber das Jammergeschick den vertrautetsten Freund zu verlieren!
Und mir steht nun bevor der schwere Gang zu den Seinen.

Heute vermag ich nicht mehr die Unglücksbotschaft zu melden,
Denn ich bin zu erschöpft und wie werd' ich den Jammer ertragen?
Darum bereitet sie vor." Es war von Onno nicht unschlau,
Daß er die Todtenglocke nicht selbst zu läuten sich vornahm.
Als er am andern Morgen das Haus betrat, wo der Frohsinn
Hatte geherrscht bisher — jetzt war es die Stätte des Jammers —
War schon über das Siel und weiter die Kunde geflogen,
Remmers Schiff sei ohne ihn selbst nach Hause gekommen,
Und auf dem Todtenschiff nur der Steuermann übrig geblieben.
Er trat ein, als gebrochener Mann, kaum mächtig der Rede,
Doch bald floß ihm vom Munde die wohlbekannte Erzählung,
Die er zum dritten Mal nun noch vollkommener vortrug.
Aber es ließ ihn Edda damit zu Ende nicht kommen.
„Das sind Lügen!" so rief sie ihm zornig entgegen. „Ich hab' erst
Vor drei Tagen von Remmer den glücklichsten Brief noch erhalten,
Heiter und froh, und er wußte sich nie zu verstellen und heucheln.
Dir, Dir hab' ich ihn anvertraut, Du solltest ihn schützen,
Und nun kommst Du und hast — ich weiß nicht, was Du gethan hast.
Aber wer lügt, dem trau' ich Alles, das Schlimmste sogar zu."
Und sie wies ihm die Thür, er wagte nicht, nicht zu gehorchen.
Und war viel zu bestürzt, auch nur ein Wort zu erwidern,
Schweigend gab er den schweren von Geld vollstrotzenden Beutel,
Welchen er mitgebracht, auf dem Flur in die Hände der Wittwe.
„Nehmt, es ist Euer, das Geld, das Remmer im Jahre verdient hat
Wenn er am Leben geblieben, so hätt' er mir eine Belohnung
Für die geleisteten Dienste gegeben. Er sprach schon darüber,
Doch nach solchem Empfang nähm' ich von Euch nicht 'nen Stüver."
Staunend wog mit den Händen die Wittwe die Schwere des Beutels
Und sie staunte noch mehr, als die Summe sie las in der Rechnung.
Das war mehr, weit mehr als die Frauen zu Hause erwartet.
„Ja, Du bist ein ehrlicher Mensch," so sprach sie zu Onno,
„Nimm Dir die wilden Worte von Edda nicht so zu Gemüthe,
Siehe, es sprachen aus ihr nur der Schmerz und die erste Verzweiflung,
Onnochen, sei nur ruhig, es wird wohl Alles noch gut gehn!"
Rief von der Schwelle ihm nach, leichtlebig wie immer, die Wittwe.
Wie ganz anders war der Empfang als Onno sich dachte!
Als er davon ging, war zur Hälfte das Feuer verloschen,
Das so lange gebrannt in ihm für die reizende Edda,
Nichts entzündet die Liebe so sehr in dem Herzen der Menschen,
Als wenn wieder geliebt wir uns wissen oder doch glauben,
Aber begehrungswürdig erschien ihm Edda noch immer.
Und nicht durften vergebens die schrecklichen Thaten geschehn sein.
Edda konnte die gegen ihn ausgestoßenen Worte
Durch kein Zeugniß beweisen, ward auch von der eigenen Mutter
Ja der Verdacht nicht getheilt. Wie sollte denn Onno verzagen?
Wenn ihm die Wittwe von Remmer die Hand reicht an dem Altare,
Würde ja jeder Verdacht für jetzt und für immer beseitigt.
Also wagt' er's und kehrte zurück in das Haus zu der Wittwe.
Edda empfing ihn ruhiger jetzt und ließ ihn auch reden.
Und er verstand so schön zu reden. Er wolle nicht klagen,

Daß sie von heftigem Zorn entbrannt sei gegen den Menschen,
Der nicht zu halten vermochte sein heilig gegeb'nes Versprechen.
Und dem nicht es geglückt aus dem Wasser den Gatten zu retten;
Aber sie würde wohl selbst zugeben bei kälterem Blute,
Daß sie mit schwarzem Verdacht im ersten Schmerz ihn befleckte.
Und im mildesten Ton und mit untadlichen Worten
Floß wie der Thau von Hermon aus Onno's Munde die Rede,
Zauberer giebt's, die giftige Schlangen beschwören; sie tanzen
Nach der Musik und sind harmlos für Menschen geworden.
Also glaubte auch Onno bezähmt und besänftigt den Argwohn,
Der so bedrohlich im Busen von Edda sich gegen ihn regte,
Und so wagt er zuletzt noch hinzuzufügen die Worte:
„Edda, Du bist noch jung und vor Dir liegt noch das Leben
Und Dir ist wohl Trost und voller Ersatz noch beschieden."
Das kam aber zu früh, o, viel zu frühe für Edda,
Und sie wußte sogleich und erkannte mit weiblichem Scharfsinn,
Wen als Trost und Ersatz für den Gatten ihr Onno bestimmte,
Und sie schnellte empor und rief in tiefster Entrüstung:
„Onno, Du bist nicht werth, daß Du vor Remmer Dich bückest
Um ihm, dem herrlichen Manne, die Riemen der Schuhe zu lösen.
Onno, mir grauet vor Dir! Geh'! Geh' und komme nicht wieder!"
Damit war er entlassen. Er war ein Sünder und Mörder.
Aber, wenn man bedenkt, wie es jetzt im innersten Herzen
Onno's aussehn mußte, dem jegliche Hoffnung auf Erden
Und im Himmel verschwunden und der mit umnachteter Seele
Sorglos noch und heiter zu scheinen genöthiget wurde,
Um den Verdacht zu zerstreuen, von dem er umgeben sich wußte,
Regt sich in uns für den schrecklichen Menschen doch etwas wie Mitleid.

VIII.

Die Sühne.

Wenn er im Wirthshaus saß, umgeben von Freunden — so nannt' er
Jeden, der mit ihm trank, und er ließ freigebig darauf gehn,
Hing ihm Alles am Mund. Er bezauberte alle Cumpane
Durch die Beredtsamkeit. Ob Jemand ein Cicero werde,
Oder ein Catilina, wer weiß, was darüber entscheidet?
Einst als er lautes Gelächter erregte durch seine Erzählung,
Trat ein Fremder herein. Er bestellte sich etwas und sagte:
„Wißt Ihr es schon!" „Was denn?" so riefen sie alle zusammen.
„Peter, der als Matrose gedient auf dem Schiffe von Remmer
Janssen, wurde gefunden. Er trieb beim Siel auf den Strand an.
Und sein Leichnam zeigte die Spuren von einer Gewaltthat."
Onno sträubte sich jegliches Haar bei der Meldung des Fremden.
Stehen die Todten denn auf, noch eh' es zum jüngsten Gericht bläst?
Onno ward weiß wie der Kalk an der Wand, so bestürzt und verworren,
Daß ihm die Sprache verging und als er sich wieder ermannte:
Sprach er mit heiserer Stimm', als steckte ihm was in der Kehle:
„Peter — Ich hab' es Euch wohl schon erzählet. Er hatte ein Unglück
Daß er zerquetschte die Hand, als er rutschte vom Maste herunter.
Nein, er spaltete Holz und beschädigte sich mit dem Beile."

„Doch die beschädigte Hand war die rechte,“ so sagte der Fremde,
„Und man führt mit der rechten die Axt. Man kann mit dem Beile
Nur sich die linke verletzen.“ Verlegen entgegnete Onno:
„Nun, so wird er wohl doch vom Maste herunter gerutscht sein,
Aber es ist schon spät. Ich gehe nach Hause.“ Er dachte
Rasch aus dem Staub sich zu machen. Doch Niemand zweifelte länger,
Daß er, Onno, es war, der den armen Matrosen ermordet.
Also ließen sie nicht ihn entwischen. Er wurde noch trotzig,
Als sie den Weg ihm vertraten und fragte: „Was wollt Ihr?“ Sie sagten:
„Komm' nur mit, Du hast den Matrosen ermordet.“ Sie brachten
Ihn, so sehr er sich sträubte, zum Bürgermeister des Ortes,
Der nach kurzem Verhör abführen ihn ließ in's Gefängniß.
Peter wurde erkannt von der eigenen weinenden Mutter
Und auch Onno wurde geführt zu der Leiche. Er sagte:
„Das ist Peter, jawohl, ich erkenne ihn schon an dem gelben
Dichten und gleich geschorenen Haar, das dem guten Gesellen
Ueber die niedrige Stirn so hing, als wär' es ein Strohdach.“
Also sprechend betheuert er laut ein erheucheltes Mitleid.
„Ich that Alles, um Dich zu retten, mein Peter, das weißt Du,
Und nun wollen die Herrn noch gar zum Mörder mich machen!“
Aber so leidig er sprach, er fand nicht Glauben im Volke,
Und sie erzählten, als Onno heran zu der Leiche getreten,
Wär' als Zeichen das Blut aus dem Munde von Peter geflossen.
Und nicht lange, so kam auch ein amtliches Schreiben aus Keitum,
Worin der Vogt von Sylt ankündigte, daß auf der Insel
Angetrieben ein Mann von dreißig Jahren, ermordet,
Denn sein Hals war tief bis herab zum Wirbel durchschnitten,
Nur mit dem Hemde bekleidet. Das Zeichen der Wäsche war R. J.
Und auf dem Friedhof für die Ertrunkenen wurde der Fremdling
Unter Gesang und Predigt und viel Theilnahme des Volkes,
Welches herbeigeströmt, zur Erde bestattet. Da waren
Auch zwei Badegäste von Husum unter der Menge
Und sie baten, den Sarg vorher noch öffnen zu lassen;
Denn sie glaubten den Todten zu kennen. Als nun der Küster
Hebt von der Todtenlade den Deckel, so rufen die Herren
Beide zugleich: „Das ist der Captain Herr Janssen vom Siele,
Denn wir haben ihn oft auf dem Markte in Husum gesehen.“
Jetzt half Leugnen nicht mehr, und Onno bekannte nun Alles,
Daß er Remmer ermordet und Peter ins Wasser geworfen.
Scharfer Verstand war das beste an Onno. Er kam zu der Einsicht,
Daß ein jedes Verbrechen, wenn noch so schlau es ersonnen,
Noch so entschlossen zu Ende geführt, auch Thorheit zugleich sei,
Oder ein Wahnsinn fast, und starb als reuiger Sünder.
Wodurch wurde der Sünder bekehrt? Durch geistlichen Zuspruch?
Möglich. Doch ist ein Prediger noch, der mächtiger seine
Stimme als alle erhebt. Der Tod ist's, der König der Schrecken.
Ja, und die Reue war echt, denn sie dauerte fort, als der König
Auf sein Gnadengesuch abschlägig beschieden. Er sagte:
„Unser Monarch hat Recht, denn der schwarze Verrath an dem Freunde
Ist noch zu milde bestraft durch den Tod von den Händen des Henkers.

Martern ließ ich mich gern und mit glühenden Zangen mich zwicken,
Könnt' ich dadurch erleichtern die Schuld, die jetzt auf mir lastet.
Und wenn Gott mich allein nach seiner Gerechtigkeit richtet,
Bin ich verloren. Ich hoffe, wenn auch mit Zittern auf Gnade.
Ich bin kein katholischer Mann und habe nicht Heil'ge,
Welche für mich bei Gott fürbitten. Doch Remmer, das weiß ich,
Er, er wird mir verzeih'n und mir Gottes Vergebung erflehen.
Ja, das thut mein Remmer. Er war der beste der Menschen."
Und ihm strömten dabei aus den Augen die heißesten Thränen.
Aber sie konnten den Todten nicht wieder zum Leben erwecken.
Möge so Jeder verderben, der Thaten wie diese verübt hat!

IX.

Edda.

Aber was ist aus Edda geworden? So hör' ich Euch fragen.
Darauf könnte ich so antworten wie Schiller, als Viele
Fragten: was ist aus Thekla, dem herrlichen Mädchen, geworden?
Nur so lange sie lieben sind uns anziehend die Mädchen,
Wie wir nach Nachtigallen nur fragen, so lange sie singen.
Edda soll uns indeß nicht bei Nacht und Nebel verreisen,
Und da ich hörte von ihrem Geschick, so bericht' ich darüber.
Edda ging zwei Jahre um ihren geliebtesten Remmer
Tief in Trauer gehüllt, noch tiefere Trauer im Herzen.
Remmers mit eigener Hand sorgfältig gezeichnetes Schiff hing
Wie ein Heiligthum an der Wand und schmückte die Wohnung.
Immer noch schien es in glücklicher Fahrt, mit schwellenden Segeln,
Edda hatte, so schien es, sie fallen gelassen auf ewig.
Schmolz im Märze der Schnee und fand sie im Grase das erste
Veilchen versteckt, so ward sie gerührt und sie dachte an Remmer,
Als er Geschenke noch nicht ihr anzubieten sich traute,
Bracht' er ein Sträußchen gesammelt der frühesten Veilchen und reichte
Ihr mit Erröthen es dar und Verlegenheit. Aber sie dankte
Ihm für die Gabe so freundlich mit offenen herzlichen Blicken,
Dunkelblau, wie das Veilchen, so war auch das Auge von Remmer
Und ihr war es, als säh' er sie an, da das Veilchen sie pflückte.
Und dann weinte sie leise, doch trocknete rasch sie die Thränen,
Wenn annahte die Mutter, der schon es der Trauer zu viel ward:
„Willst Du Dich denn einkleiden als Nonne schon oder Beguine?
Dazu bist Du zu jung, doch Jeder nach seinem Belieben.
Ich will länger nicht mehr wie der Uhu sitzen im Astloch,
Sondern des Lebens mich freuen, so lange mir noch es gegönnt ist."
Und sie verkehrte wie sonst mit den alten Bekannten des Hauses,
Fehlte auch nicht beim Schützenfest und nicht bei dem Eislauf.
Als zwei Jahre nun um, was that sie, die lustige Wittwe?
Abends sucht sie zusammen die Trauerkleider von Edda,
Schließt sie im Koffer weg und legt ihr modische Kleider
Hin vor das Bett. Was sollte am Morgen nun Edda beginnen?
Und sie fühlte die Pflicht, sich den Wünschen der Mutter zu fügen.
Als sie wieder sich zeigte in buntem und heiterem Kleide,

Da glich Edda dem Schmetterling, der soeben aus schwarzer
Puppe hervorgekrochen sich wiegt in den Lüften des Frühlings.
Und bald ward sie auch selbst von Schmetterlingen umgaukelt.
Aber wie sehr sich auch mühte der flatternde Schwarm der Verehrer,
Sie blieb spröde und kalt für alte und junge Bewerber.
Am Zureden der Mutter jedoch hat nicht es gelegen,
Manchmal musterte sie die jungen Männer der Gegend,
Welche sie würdig hielt, durch Edda's Hand zu beglücken,
Und sie wußte an Jedem gar manches zu rühmen. Doch Edda
Lächelte nur und sagte: „Ich glaube Dir, Mütterchen, gerne,
Was Du Liebes und Gutes erzählst von den Herren und zweifle
Nicht im Geringsten daran, sie sind vortreffliche Leute,
Aber ich mache mir nichts aus ihnen." Das war denn ein kurzer.
Doch ein triftiger Grund und nicht leicht ihn zu bestreiten.
Mütterchen schüttelt' ein wenig den Kopf und schwieg auch ein Weilchen,
Doch dann fuhr sie fort mit verdoppeltem Eifer und sagte:
„Aber das kannst Du doch nicht von Focko Ukena sagen,
Daß Du den Herrn nicht magst, denn Du kennst ihn, Kind, ja noch garnicht
Hast ihn kaum noch gesehn und ein paar Worte gewechselt."
Focko Ukena war der Sohn und der einzige Erbe
Eines beträchtlichen Hofes, der nah an dem Siel in der Marsch lag.
Und war erst vor Kurzem von Reisen zu Hause gekommen
Anzutreten das Gut, und er stach in die Augen der Wittwe.
„Focko ist, wie man sagt, Ostfrieslands tüchtigster Landwirth,
Hat er doch eifrig studirt in Eldena oder was weiß ich,
Und ist dann auf Reisen gegangen. Er brachte aus England
Ayreshire-Kühe sich mit. Das ist die vortrefflichste Rasse,
Schwarz und weiß gefleckt, und man freut sich schon an dem Anblick.
Einen geräumigen Stall hat Focko gebaut für die Rinder,
Und so sauber und blank, man könnte küssen den Boden.
Und dort kirnet man nicht mit der Hand; im Kreise herumgeht
Immer ein Pferd und hält im Gange die Buttermaschine.
Rastlos ist er bemüht sein Gut in die Höhe zu bringen.
Und erst seine Person! So stattlich, so höflich, so vornehm!
Aber ich will ihn nicht loben, das hilft ja, Edda, bei Dir nicht,
Denn Du gleichst mit Erlaubniß den Ferkelchen, will man am Schwanz sie
Rückwärts ziehen, so streben sie quikend, sich sträubend mit Leibes-
Kräften nach vorn und laufen davon in der anderen Richtung."
Ihr entgegnete drauf die verständige Edda und sprach so:
„Mutter, Du sagtest, Du wolltest nicht Focko Ukena loben
Und hast doch, wie mir deucht, ihn mit vollen Backen gepriesen."
„Nun, er verdient auch das Lob, das alle Leute ihm spenden,
Und ich will Dir was sagen — Nun, Eddachen, spitze die Ohren!
Focko hat, Liebste, auf Dich ein Auge geworfen. Er sagte:
„Sie ist die schönste und auch die gebildetste Dame des Ortes."
„Das hat Focko gesagt? Sobald nur Jemand zu meinen
Gunsten ein Wörtlein sagt, so bildest Du, Mutter, Dir gleich ein,
Daß er den Rock sich bürste und Glanzhandschuhe sich kaufe,
Um als Freiersmann bei uns in die Thüre zu treten.
Und wer weiß, ob es wahr ist. Man sagt im Orte so Manches."

Eifrig erwiderte ihr, mit der Hand abwehrend die Mutter:
„Aber ich hab' es ja, Kind, aus der zuverlässigsten Quelle;
Denn mir hat es die Kaufmannsfrau am Markte berichtet,
Und der hat es ihr Bäschen erzählt. Du kennst ja die Folke,
Andergeschwister Kind; sie erfuhr es in der Aptheke,
Als sie dort vorsprach, um sich Räucherpulver zu kaufen
Oder ob Magenmorsellen es war? Der Provisor erzählt' es
Und der hat es gehört von der jungen Tochter des Hauses,
Und der ward es vertraut von Focko's eigener Schwester.
Also siehst Du, es kommt aus der lautersten, sichersten Quelle.
Kind, ich weiß, was ich weiß. Auch hat ja Focko versucht schon
Anzubändeln mit uns. Wir möchten die Ehre ihm schenken
Ihn zu besuchen, so sprach er, um Haus und Hof zu besehen.
Aber wir werden uns nicht wegwerfen, Edda, was meinst Du?
Erst muß Focko bei uns aufwarten. So will es sich schicken."
Kaum war gesprochen das Wort, so trat ein Knecht in die Stube.
Focko Ukena's Knecht mit der Kiep' auf dem Arme und sagte:
„Eine Empfehlung vom Herrn, er erlaube sich etwas zu schicken."
Und was zog er hervor aus der Kiepe? Den riesigsten Hummer,
Sechs Pfund schwer, und die Scheeren mit Moos und Muscheln bewachsen.
Zappelnd zeigt er ihn auf, vor den Scheeren sich hütend. Von Farbe
Dunkelbraun, obgleich ein französischer Dichter den Hummer
Cardinal der Meere benannt, denn er hatte das Seethier
Wohl nur gesotten gesehen, wo hochroth Hummer und Krebs sind.
Während die Frauen das mächtige Thier, das kräftig die Glieder
Regte, mit Staunen besahn, doch ohne zu nahe zu kommen,
Klopft es und tritt Herr Focko herein, von der Wittwe bewillkommt,
Welche die Hand entgegen ihm streckt und ihn also begrüßet:
„Ei! Schön Dank, doch wie kommt Ihr dazu, mir den Hummer zu schenken?"
„Habt Ihr vergessen, geehrteste Frau," so entgegnete Focko,
„Was Ihr neulich gesagt? Ihr äßt nichts lieber als Hummer,
Welchen Ihr kennen gelernt bei Eurem Besuche in Hamburg.
Leider leben die Hummer ja nur an Felsengestaden,
Und wir müssen ihn hier, an der sandigen Küste, entbehren.
Doch er ist gestern gerathen den Fischern von Baltrum ins Schleppnetz,
Jener gewaltige Kerl. So verschmäht nicht die kleine Verehrung"
„Ei, wie aufmerksam und gefällig!" so sagte die Wittwe,
„Wüßt' ich nur gegengefällig zu sein." Ihr entgegnete Focko:
„O, nichts leichter als das: beehrt uns mit Eurem Besuche."
Nun, man konnte doch nicht unhöflich sein, und so erschienen
Mutter und Tochter denn bald im benachbarten Hof auf dem Marschland.
Freundlich empfingen den lieben Besuch die Geschwister von Focko,
Während er selbst auf dem Felde die Saemaschine probirte,
Aber sie sandten nach ihm und mit freudegerötheten Wangen
Kam er eilig herbei, willkommen heißend die Frauen.
Und sobald sie ein wenig erquickt nach der Mühe des Weges,
Galt es das Haus und den Hof und die Landwirthschaft zu besehen.
Mehr wird nicht in der sächsischen Schweiz bewundert der Kuhstall,
Als hier Focko's Bau, wo achtzehn prächtige Kühe,
Sechs Ayreshire darunter, des reichlichen Futters sich freuten.

Dann ward der butternde Rappe beschaut und die räumige Kammer,
Wo man die schäumende Milch ausschüttet in gläserne Satten,
Dicht aneinander gereiht, und es geht ein fließendes Wasser
Mitten hindurch und erhält stets kühl und luftig das Milchhaus.
Pferde und Schafe besah man sodann und sämmtlichen Viehstand,
Bis zu den Hühnern und Tauben herab und dem kollernden Truthahn,
Der schrammt über das Pflaster des Hofs mit gespreiztem Gefieder.
Dann ward Haken und Pflug und die Ackergeräthschaft besichtigt,
Unermüdlich ist Edda in Fragen und ruht nicht, bis daß sie
Jegliches Werkzeug kennt und weiß wozu es gebraucht wird,
Focko lachte das Herz im Leib bei dem innigen Antheil,
Welchen die Holdeste nahm an jedem Geschäfte des Landmanns.
„Ist sie nicht“ rief er begeistert nachher, „die geborene Landfrau!“
Auch am heitersten Tag geht unter die Sonne. Den ersten
Stern sah blinken man schon am Himmel. Ihn schauen mit Freuden,
Wenn sie lange gefastet, die Juden, sie dürfen dann wieder
Speise genießen und Trank. Ungern nur erblickte ihn Focko,
Denn nun ließen zurück nicht länger die Frauen sich halten,
Die vom Nachhausegehen schon zweimal hatten gesprochen.
Focko und beide Schwestern begleiteten sie bis zur Feldmark.
Und nachdem sie versprechen gemußt bald wiederzukommen,
Schritten in stillen Gedanken nun Mutter und Tochter der Stadt zu.
„Nun,“ so unterbrach am Ende das Schweigen die Mutter,
„Edda, was sagst Du zu Focko? Ist das nicht ein Mann, wie er sein soll?“
Edda erwiderte drauf: „Man kann nichts gegen ihn sagen.“
Das war nicht für die Mutter genug. „Warum denn so mundfaul?
Fertige mich doch so kurz nicht ab. Was hat denn für einen
Eindruck Focko auf Dich gemacht?“ „Nun,“ sprach sie, „den besten.
Und ich muß es gestehn, ich habe noch Keinen gefunden,
Welcher so große Aehnlichkeit hat mit Remmer wie Focko.“
Damit wußte die Mutter genug und fragte nicht weiter.
Und es erfüllte sich Alles, wie sie es im Geiste voraussah.
Hochzeit wurde mit Pracht und Herrlichkeit wieder gefeiert,
Wozu Berge von Kuchen die lustige Wittwe gebacken.
Fröhlich wurde wie früher das freundliche Haus in dem Ziele
Und bald war es belebt vom Geschreie der blühenden Enkel.
Zürnet Ihr Edda, daß sie nicht all ihr Leben vertrauert?
Auch Jeanne d'Arc, die Heldin von Orleans, Retterin Frankreichs,
Endete nicht so romantisch, wie uns bisher es erzählt ward.
Denn nicht ward sie als Hexe verbrannt in Rouen auf dem Markte,
Und nicht wurde die Asche noch warm in die Seine geworfen,
Und sie starb auch nicht von Siegesfahnen umwallet
Unter dem rosigen Himmel mit schillerndem Regenbogen,
Wie wir oft es gesehen auf sämmtlichen Bühnen von Deutschland,
Sondern sie reichte die Hand, wie die Kirchenregister beweisen,
Einem begüterten Herrn aus der Nachbarschaft ihres Geburtsorts.
Gönnet auch Edda, daß sie, die schuldlos Schweres gelitten,
Glücklich noch gleich Jeanne d'Arc die Bestimmung des Weibes erreicht hat.



Kaulbachs Hunnenschlacht und seine Beziehungen zum Grafen Raczynski.*)

Von

Hans Müller.

— Berlin. —

Die Volkspoesie, erschüttert von den ungeheuren Kämpfen der Römerherrschaft gegen die Barbaren während der Völkerwanderung, erfand, um die Wuth dieser Kämpfe und Riesenschlachten zu bezeichnen, folgende Sage: Attila lieferte den Römern vor den Thoren Roms eine Schlacht, worin endlich nach langen Kämpfen Alles erlag, Freund und Feind. Als aber am Abend eines Schlachttages die Körper der letzten Helden gefallen waren, erhoben sich ihre Geister wieder über ihnen, und kämpften noch drei Tage und drei Nächte mit derselben Wuth wie im Leben. Man denke sich Rom nach Sonnenuntergang — Himmel und Ansicht der damals noch so prächtigen Stadt blutroth — den Contrast römischer und barbarischer Körper, Physiognomien und Costüme — der Erschlagenen — die Aehnlichkeit der Geistergestalten mit ihnen, die Todtenruhe der Ersten, die kriegerische Wuth der Letzten u. s. w. — ich glaube, hierin liegt der Stoff zu einem Bilde von ungemeiner Wirkung und Großartigkeit. Jedoch glaube ich, daß die große Schlacht nur angedeutet, oder nur eine Hauptgruppe zum Gegenstande der Darstellung genommen werden müßte."

So lautet ein Briefchen, das Kaulbach eines Tages, in der ersten Zeit seiner Ehe, von dem Oberbauintendanten des Königs Ludwig I., Leo von Klenze, dem vielseitigen, kenntnißreichen Förderer seiner Kunst, erhielt und

*) Nach bisher unbenutzten Quellen.

zeitlebens aufbewahrt hat. Im rastlosen Drange, großes und größtes zu schaffen, suchte er seit Langem nach Stoffen außergewöhnlichster Art und hatte häufig im Kreise seiner hochgebildeten Gönner und Freunde rund gefragt, um irgend einen fruchtbaren Gedanken zu erhalten. Hier schien endlich etwas ganz Besonderes gefunden zu sein, das sofort seine Phantasie vollständig erfüllte. Schnell wurden die Quellen nachgeschlagen für die übrigens bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten wiederkehrende sagenhafte Vorstellung, nach welcher blutige Schlachten und Kämpfe durch den Tod der gefallenen Helden nicht beendet sind, sondern auch weiterhin in den Lüften fortgesetzt werden. Klenze war durch Chateaubriand auf den Stoff aufmerksam geworden. Die wichtigste und ausführlichste darauf bezügliche Schriftstelle aber fand sich bei dem auch von ihm bezeichneten neuplatonischen Schriftsteller Damascius, der in einem Werke über mancherlei erstaunenswerthe Dinge, welches uns nur durch einen Auszug des Patriarchen Photius erhalten ist, in dem Leben des Isidorus von Gaza Folgendes erzählt (Photii Bibliotheca, ex recens. Imman. Bekker, Berolini 1824, pag. 339 b.): „In einer Schlacht, welche die Römer unter der Regierung Valentinians III. vor den Thoren von Rom gegen die Hunnen und ihren Anführer Attila lieferten, wurde auf beiden Seiten ein so gewaltiges Blutbad angerichtet, daß außer den Heerführern selbst und wenigen ihrer Trabanten keiner der Kämpfenden beider Parteien übrig blieb. Und" — fügt er hinzu — „was das Wunderbarste ist, es heißt: da die Streiter gefallen waren und nun die Leiber von einander abließen, da setzten die Seelen den Kampf noch drei ganze Tage und Nächte fort, und fochten mit gleicher Wuth wie im Leben. Man sah und hörte die Schattenbilder auf einander losstürzen und mit den Waffen zusammentreffen."

Der Patriarch Photius hat damit freilich eine Thatsache in die Geschichte einschmuggeln wollen, die sich niemals ereignet hat, da niemals ein Kampf Attilas vor den Thoren Roms stattfand. Nur von einer Sage kann die Rede sein, welche bestimmte geschichtliche Thaten in ihrer Weise umbildete und welche hier allerdings in echter Volksthümlichkeit das Hauptergebniß der Völkerwanderung versinnlicht, ähnlich wie ja auch die Sagen von den Niebelungen und Dietrich von Bern manche Bestandtheile der wirklichen Geschichte enthalten. Es handelt sich offenbar um die gewaltige Hunnenschlacht unter Attila gegen die Westgothen unter Theodorich, welche am 20. September 451 unserer Zeitrechnung auf den katalaunischen Gefilden bei Châlons sur Marne geschlagen wurde und welche nicht nur das Schicksal Roms, sondern dasjenige der gesammten europäischen Cultur entschieden hat. Dieses wichtige historische Ereigniß wurde nicht ohne tiefere Beziehung im Laufe der Zeit durch sagenhafte Erzählung vor die Thore Roms verlegt, und die innere poetische Wahrheit des Kampfes der Abgeschiedenen fand dort erst recht eine welthistorische Bedeutung.

Daß eine solche zusammenfassende und weitausschauende Vermischung

von Sage und Geschichte der Eigenart Kaulbachs besonders zusagte, ist wohl begreiflich. Von Tag zu Tag fühlte er sich immer mehr von dem Stoffe angeregt und versenkte sich ganz in die Ausführung, ohne jegliche Bestellung, ohne jede Aussicht einstweilen, für das vollendete Bild einen Käufer oder einen würdigen Platz zu finden. Es war eine jener Schöpfungen, die aus ureigenster Schaffenslust entstehen mußte, unter Ausschluß aller Nebenabsicht und Beeinflussung, aus reiner Freude an dem Kunstwerk, mit vollem Herzen gearbeitet und zunächst nur für die eigene künstlerische Befriedigung vollendet. Das hat Kaulbach selbst später in freudiger Erinnerung erzählt. Als er sich mit dem Gedanken des Bildes trug, ging er eines Tages zu Cornelius, auf dessen Autorität er damals noch Alles gab, und theilte ihm seine Idee, wie er die Geisterschlacht malen wolle, mit. Cornelius aber erklärte sich auf das Entschiedenste dagegen, hielt ihm ernstlich vor, er habe erst kürzlich das „Narrenhaus“ und den „Verbrecher aus verlorener Ehre“ gezeichnet, Gegenstände, die ganz und gar nicht für die bildende Kunst geeignet seien, ein solcher Einfall sei auch der jener Geisterschlacht. Das war wenig tröstlich, wenig aneifernd. Der junge Künstler kam verstimmt über das eindringliche Abrathen des Meisters nach Hause, erholte sich aber sofort an sich selber und beschloß, die Hunnenschlacht doch zu malen, aber nun für Niemanden anders als für den — Kaulbach, obwohl es ihm keineswegs allzu gut ging und obwohl er in seinem jungen Hausstand darauf angewiesen war, vor Allem darauf zu sehen, daß klingende Erfolge eingeheimst wurden. Und rüstig ging er an die Arbeit. Die Flitterwochen der Ehe, die schönste Zeit seines Lebens, förderten seine rein künstlerische Empfindung und Gestaltung, abgeschlossen von dem lärmenden äußern Verkehr mit der Welt. Ohne jede Störung schritt die Zeichnung in meisterhafter Ausführung fort, frisch und fröhlich vollendete er sein Werk nur für sich, um sich Genüge zu thun — nur dem Kaulbach, wie er selbst versichert hat.

Unbeirrt von allem Dreinreden ist so die erste und phantasievollste seiner Darstellungen der hauptsächlichsten weltgeschichtlichen Zeitabschnitte entstanden, freilich noch ohne jeden Gedanken an eine spätere Fortsetzung dieser ihm eigenthümlichen Kunstgattung. Sie wurde auch noch bei weitem mehr von der Phantasie getragen als von dem Verstande, und nichts scheint hier schon mit bewußter Absichtlichkeit ausgeklügelt. Erst spätere Einwirkungen haben ihn zum Geschichtsphilosophen gemacht und von dem naiven Kunstschaffen entfernt. Erst das Uebermaß der Bildung seines Zeitalters hat ihn veranlaßt, seinen Werken eine allzu reichliche Ausstattung an Gelehrsamkeit zu geben. Diese Frage, die freilich erst bei des Künstlers späterem Schaffen vor Allem brennend wurde, kann hier nur flüchtig gestreift werden.

Was Kaulbach bei der Composition seiner Geschichtsbilder, von der Hunnenschlacht ab aufwärts oder abwärts, je nachdem man will, unbewußt empfand und fühlte, hat sein Freund Schüller ihm einmal (Schüllers Aufzeichnungen gemäß) auf einem abendlichen Spaziergange in Berlin (30. Sep-

tember 1854) auseinandergesetzt, als die Rede darauf kam, wie einseitig ein so bedeutender Mensch und Künstler wie Cornelius, die große Idee Kaulbachs in der Hunnenschlacht aufgefaßt habe und wie häufig man überhaupt von vielen Seiten schiefe Ansichten über seine Richtung und Werke hören müsse. Schüller fand es lächerlich, daß man in solchen Werken und namentlich in der Hunnenschlacht etwas dem Historischen Gegenüberstehendes finden wollte. Er liest darin die wahre Geschichte. Ihm wird diese Geisterschlacht zu einem allgemeinen Symbol der Geschichte an sich. Was wissen wir denn viel mehr von ihr, als das, was in den Wolken vorgeht? fragt er. Verhält sich unser Wissen von der Vergangenheit gegen die Realität der Dinge, wie sie wirklich waren, wohl viel anders als eine Spiegelung durch ein gestaubtes Glas? Ist diese Spiegelung nicht die subjective Auffassung des Einzelnen, ja ganzer Zeitalter und Nationen, von alledem, was geschehen und gewesen? L'histoire est une fable convenue, sagte Voltaire, und er hat in gewisser Hinsicht Recht. Gehen die Perserkriege und Schlachten von Marathon und Salamis nicht auch für uns so in den Lüften unserer Phantasie vor sich? und alles Große, was geschehen ist? Wissen wir mehr von dem eigentlich Realen wie die Dinge an sich waren, als die Hunnenschlacht der Geister von der blutigen Schlacht, die am Tage die Lebenden schlugen, uns darstellt? — In diesem Sinne ist Kaulbachs Werk für Schüller das große Symbol der Geschichte an sich. Es ist das Abstractum eines verflossenen undeutlich gewordenen Concreten. Was da geschieht, wiederholt sich allüberall! Der Kampf der Cultur mit der Barbarei, des Lichtes mit der Nacht, des einen Princips der Weltform mit dem anderen, des Lebens mit dem Tode. Das ist historisch, wahrhaft historisch, wahrer, gewisser als irgend eine Handlung, von der wir doch nicht wissen, ob sie sich so oder so zugetragen hat. Ja, man könnte sagen, daß die künstlerische Auffassung eines Factums, seine Darstellung der nackten Wahrheit, wie sie an sich gewesen ist, ebenso gegenüber steht, wie die Geisterschlacht der wirklichen, daß sie eben auch nur eine Spiegelung im Subjecte des Künstlers und Beschauers ist.

Soweit Schüller, und mit Rücksicht auf Kaulbachs erstes gewaltiges Schlachtenbild hat er gewiß nicht Unrecht.

Unter der lebhaftesten Betheiligung der allernächsten Freunde ist zunächst der kleine Carton der Hunnenschlacht im Januar 1834 vollendet worden. Es war dies eine Zeichnung von der peinlichsten Ausführung mit etwa zwölf Zoll großen Figuren, wie denn die meisten Kaulbach'schen kleineren Cartons auf das Sorgfältigste wie für den Stecher gezeichnet sind, und man kann wohl sagen, daß dieser Schatz des Kaulbach-Museums in München unter Kaulbachs Werken ziemlich an oberster Stelle steht. Klenze, der den ersten Anlaß gegeben hatte, interessirte sich begreiflicherweise besonders für die Arbeit, wenn auch Kaulbach von seinen Vorschlägen einigermaßen abwich. Er hat sogar den architektonischen Theil des Bildes selbst für den Maler entworfen und, nachdem die Zeichnung fertig war, ein Gemälde in derselben Größe bestellt. Die

beiden liebsten Hausfreundinnen des Kaulbach'schen Ehepaars, Frau Maler Heinzmann und Frau Staatsrath Hermann sagten dem jungen Meister in freudiger Bewunderung als treffliche Prophetinnen eine große Zukunft voraus und wußten sich kaum genug zu thun in freundschaftlichen Lobpreisungen. Frau Hermann wurde auch auf dem Bilde verewigt, denn die ergreifende Frauengestalt in der untersten Gruppe rechts vom Beschauer, welche voll verzückter Begeisterung in die Geisterschlacht hinaufblickt, hat Kaulbach ihr in einem Augenblicke nachgebildet, als sie sich in somnambülem Zustande befand. Aufrichtig und wahrhaft war auch das rückhaltlose Lob der näherstehenden Maler und Künstler, denen Kaulbach seine Schöpfung zeigte, und er freute sich umsomehr darüber, da diese nicht nur aus persönlicher Neigung, sondern aus wirklichem Verständniß zu urtheilen verstanden. Freund Louis Asher erklärte sofort, das Werk sei eines der wenigen Erzeugnisse der neueren Kunst, die auf die Nachwelt kommen würden. Morgenstern, Vollmer, Neureuther waren nicht weniger voll Begeisterung und Entzücken. Thaeter, der ein Jahr später das Blatt zu stechen bekam, schrieb schon während Kaulbachs Arbeit an Rietschel: „Von Kaulbach sah ich außerordentlich schöne Zeichnungen! Die eine, das Stück einer Schlacht, fiel mir auf wegen der ungeheuren Composition, der lebendigen Darstellung, der wunderschönen, meisterhaften Zeichnung. Alles, Alles ist nobel und edel daran."

Und in der That, handelte es sich hier um keine blinde, voreilige Bewunderung. Jeder, der den kleinen Carton zu sehen bekam, wurde gewahr, daß da ein Kunstwerk ersten Ranges heranreifte, welches kühnlich neben den besten Werken der Zeichenkunst bestehen konnte. Das Urtheil über die Hunnenschlacht, gleichviel, ob es sich um die erste Ausführung oder die späteren Bearbeitungen handelt, ist sich denn auch in allen Kreisen ziemlich allgemein treu geblieben.

Sehr deutlich spricht der vielseitige Inhalt des Bildes zu dem Beschauer.

Im nächtlichen Halbdunkel liegt — den Hintergrund des Bildes ausfüllend — die ewige Stadt Rom, ein gewaltiges Meer von Burgen und Bauten, überragt von dem riesigen Grabmal des Kaisers Hadrian, der moles Hadriani, woraus später die Engelsburg wurde. Dazwischen erheben sich die Tempel des Capitols. Die Stadt ist allenthalben noch mit trotzigen Ringmauern umgeben, woran sich in kühnen Bogen das Aquaeduct nach den Bergen hin anschließt. Im Vordergrunde dehnt sich das weite Schlachtfeld aus, auf welchem Römer und Hunnen miteinander um die Weltherrschaft gerungen haben, nahe vor den Thoren der Riesenstadt, die seit jeher das Ziel unzähliger Barbaren gewesen ist, wohin sich Jahrhunderte lang die beutegierigen Blicke eroberungslustiger Volksstämme hingewendet haben, als wollte man den Römern ihre eigene Herrschsucht vergelten. Der Kampf auf der Erde ist beendet. Der Tod hat seine grausige Ernte gehalten. Kriegerische Greise und Jünglinge, Weiber und Kinder, Pferde und Waffen bedecken die blutige Wahlstatt, Freund und Feind neben einander, doch in

der Anordnung, daß zur Linken mehr die Römer und zur Rechten die Hunnen gruppirt sind. Alles ist erschlagen. Zwei ganze Völker haben sich gegenseitig aufgerieben. Eine Schaar römischer Jungfrauen und Matronen schwebt links in aufgelöstem Schmerz einher, eine Fülle wunderbarer Schönheit und Bewegung, der Gegensatz des Lebens zu dem starren Tode. Sie stellen durch ihre Klage auf ergreifende Weise den allgemeinen großen Jammer über den Untergang der beiden Völker dar, und erinnern gewissermaaßen an das Klagelied zum Schlusse der Nibelungen. Aber nicht thatloses Weinen allein ist ihr Theil. Heldenmüthig und leidenschaftlich rütteln sie die gefallenen Krieger auf aus dem Todesschlafe, um sie zu neuem Streiten anzuspornen, indem sie hinauf in die Lüfte zeigen, wo der Kampf der Geister auf das heftigste weitergeführt wird. Selbst im Tode soll Haß und Rache nicht Ruhe finden. Auch bei den Hunnen sehen wir machtvolle Weiber, welche den erneuerten Kampf der Männer unterstützen und schüren. Es sind die kühnen Frauen, welche den Siegeszug der Barbaren begleitet, sie zur Tapferkeit angetrieben oder selbst walkürenhaft zu Schild und Schwert gegriffen haben. Eine junge Frau, das Kind an der Brust, ist auf dem Schlachtfelde geblieben und noch ganz vom Banne des Todes befangen. Eine andere herrliche weibliche Gestalt hat den Oberkörper behutsam erhoben und starrt mit geistesabwesendem Gesichtsausdruck in die Lüfte, gleichsam im Starrschlafe die wundersamen Dinge erschauend, die dort oben vor sich gehen. Daneben ermannt sich schon ein riesenhafter Recke mit wallendem Haar und Barte, im Halbschlafe das Schwert aus der Scheide reißend, und ein anderer wickelt sich aus seinem Mante gleisterhaft wie aus einem Leichentuche heraus. Langsam erwachen ringsum auf beiden Seiten die Krieger aus dem schweren Schlafe. Gewohnheitsgemäß greifen sie an das tapfere Schwert und ziehen in die Lüfte zu neuem Kampf und Streit empor. Halb träumend, schlaftrunken und mit bleiernen Augenlidern schweben sie nach oben, anfangs noch nicht ganz der irdischen Schwere entkleidet. Aber je mehr sie hinauf kommen, um so leichter fliegen sie, um so fesselloser schließen sie sich den Streitern des Geisterreichs an, um so wilder und wahnsinniger nehmen sie an der grimmigen Raserei des überweltlichen Kampfes theil. Meisterhaft ist der Uebergang vom finstersten Todesschlummer bis zum erregtesten Schlachtgetümmel in einzelnen Abstufungen versinnlicht. Auf der Seite der Römer sehen wir die Helden herankommen, sieggewohnt selbst im Traume und in geschlossener Schlachtreihe. Das sind wirklich antike Gestalten, edel, stolz, selbstbewußt, ruhig dem Feind ins Auge blickend, vertrauend auf einheitliche Zucht, eingedenk der überlieferten Siegesgewißheit, klug und bedächtig sich aneinanderfügend unter einen höheren Willen. Da ist Einer wie der Andere, nur Wenige heben sich besonders hervor. Ein Jüngling zieht einen älteren Mann empor, an dessen Schild, der rückwärts hängt, wiederum weitere Schlafende sich anklammern. In weitem Mantel gehüllt, die Lanze auf der rechten Schulter, schreitet ein Anderer siegesgewiß wie der Unsterblichen Einer durch die Lüfte einher. Es steckt etwas Göttliches, Klassisches in allen diesen Gestalten. Auf der Seite der Hunnen dagegen ist mehr Wild-

heit, Zerfahrenheit und Einzelheit vertreten. Da löst sich eine wüste Kriegergestalt aus dem Gewirre der Leichen los, mit geschlossenen Augen und offenem Munde, gleichsam noch schnarchend, die schlaffen Glieder aufrichtend, bewußtlos aber unwillkürlich sich dem Geisterzuge anschließend. Ein Anderer kaum von der Erde erstanden sucht die verschlafenen Augen mit der Hand zu schirmen, um seinen schönen Siegestraum weiter zu träumen. Ein eisgrauer Barde singt und spielt seine Kampflieder eintönig und gespensterhaft fort. Ein reckenhafter Barbare trägt die schwerlastende Fahne. Einige kommen mit Pfeilen und Speeren und grausigen Stoßwaffen herbei, andere wieder reiten auf den Schultern der Genossen heran, unzertrennlich auch noch im Tode von dem Sattel, getreu nach der Väter Sitte. Alle, Freund und Feind, werden sie so getrieben von einer geheimen geistigen Gewalt, Alle sind wirkliche Geister, die ihr seltsames, eigenartiges Wesen in den Wolken weitertreiben, die aber durchaus nichts Unwahrscheinliches, nichts Unnatürliches haben, sondern vollständig erklärlich sind, weil sie uns naturgemäß erscheinen. In diesen Schatten und Schemen ist nichts Mystisches oder Uebernatürlichromantisches. Diese nächtlichen Gebilde aus der Geisterwelt sind einfach packend, verständlich und klar und entsprechen ganz unserer Vorstellung und Erinnerung. Inhalt und Charakteristik sind von einer gleich großen künstlerischen Vollendung. Es erhellt schon aus dem Gesagten, wie unvergleichlich der Unterschied der gegeneinandergestellten Völker versinnlicht wird. Auf der einen Seite die Vertreter sorglich gepflegter Cultur, auf der anderen das ungezügelte Naturvolk. In wohlgeordneter, edler und gemessener Haltung schweben die Römer heran, wenn auch in schwächerer Kraft, ernst und bewußt auf ihre Bildung und Schulung vertrauend, einsichtsvoll den Befehlen des Führers gehorchend, auch im Geisterreiche Willenskraft und Gemeinsinn bethätigend, die den Tod überdauern und beinahe den Schein des Lebens verleihen. Wie wilde, mordgierige und blutdürstige Raubvögel aber erscheinen ihnen gegenüber die verworrenen, sich überstürzenden Schaaren der Hunnen, wuthentbrannt, Schrecken und Schaudern verbreitend, kreischend und tobend im wüsten Gewühle, und dennoch sieht man auch ihnen Allen sofort an, daß sie, so kriegerisch und kraftvoll, so lebhaft und erregt sie erscheinen, dennoch keine lebenden Wesen mehr sind. Man erkennt in ihnen den ewigen Schlaf, das dumpfe Träumen, die irre Verstörtheit. Die aufstrebenden Schaaren vereinigen sich von beiden Seiten nach der Mitte hin hoch in den Lüften zum Kampfe, und hier wird der Blick des Beschauers mit einem wirklich genialen Kunstgriff auf die beiden Heerführer gerichtet. An der Spitze der Römer schwebt der Imperator — man hat ihn als Aëtius Honorius oder Theodorich gedeutet — in gebieterischer Haltung und Gestaltung heran, gewohnt an Herrschen und Siegen, mit lang wallendem Barte, das blanke Schwert in kampferprobter Hand, den edlen klaren Blick fest auf den Gegner gerichtet, in würdiger, hoheitvoller Größe. Ihm gegenüber rast Attila in wilder Aufregung und Bewegung, zornig und kampfgierig die Geißel schwingend,

die ihm den Namen Gottesgeißel gegeben, im Gürtel das gefürchtete heilige Schwert, und rückwärts gewandt mit funkelnden Augen die Geister zur Schlacht herbeischreiend, jeder Zoll ein Barbar, ein Tyrann, ein Despot, der rücksichtslos seinen Willen durchzusetzen gewohnt ist. Und damit die beiden Gestalten der Führer desto deutlicher und imposanter hervortreten, läßt der Künstler sie nicht einzeln für sich erscheinen, sondern von anderen Geistern getragen. Dadurch wird außerdem nicht allein eine besondere malerische Schönheit bewirkt, sondern auch Gelegenheit zu tiefsinniger historischer Charakteristik gefunden. Der römische Feldherr wird unter der Achsel von zwei jugendlichen blonden Gestalten gestützt, die er zugleich mit dem Schilde beschirmt; diese beiden kraftstrotzenden Germanensöhne geben ein sprechendes Bild, wie die sinkende greisenhafte Größe des Römerthums sich auf die frische Kraft der Deutschen anlehnen muß. Attila aber ist von seinen Hunnen bezeichnend genug, nach alt hergebrachter Sitte, auf den Schild erhoben worden, auf dem er wie auf festem Boden weitausschreitet zum Kampfe. Ein gespenstischer Schein umgiebt seine Gestalt, die in der Geschichte ja wie ein schreckliches Gottesgericht gegen die übercultivirten Völker angesehen wurde. Doch dieser Schein muß erblassen vor einem helleren, strahlenderen Lichte, welches hinter dem Römerfeldherrn aufgeht, ohne Prätension, ohne Aufdringlichkeit, aber sicher, sieghaft und überzeugend in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung, ein Ausblick in die fernste Zukunft. Da wird von einem Jüngling das inhaltschwere Panier des heiligen Kreuzes, das Symbol des Christenthums, herbeigetragen. Tief empfunden ist die Art, wie er das strahlenspendende Gotteszeichen trägt. Er fühlt die Schwere, die Verantwortung, die Bedeutung. Zwei Andere helfen ihm von unten stützen, den Kopf niedergebeugt, um nicht geblendet zu werden, und auch der Jüngling selbst läßt einen weiten Mantel über das Haupt einherwallen, dadurch ehrfurchtsvoll verhüllt gegen das himmlische Licht, während er verklärt und vertrauensvollin der edelsten, weihevollsten Stimmung einherschwebt.

Zwischen, unter und über den beiden Heerführern tobt der wildeste Kampf, und der Künstler schürt denselben wirklich mit unerschöpflicher Phantasie. In dichtem Durcheinander und Handgemenge morden sich die Männer unter heiserem Geschrei, in thierischer Rohheit und Raserei, ein wüster, unentwirrbarer Kneuel, ein verschlungenes Gemengel und Gemetzel, in dem die Feinde sich gegenseitig in die Schwerter stürzen und sterben. Ebenso meisterhaft wie zur Linken und Rechten des Bildes das leichte Emporschweben dargestellt ist, erscheint hier das Fallen, Sinken und Hinunterpoltern der neuerdings erschlagenen Krieger, in allen möglichen Verkürzungen, aber naturwahr, ohne Zwang und Uebertreibung. Mitten in dem Gewirr erhebt ein junger Krieger, den der Vater sorglich in seinem Mantel schützen will, die Hände betend zum heiligen Kreuze, von dessen Licht er Segen und Rettung erhofft. Die göttlichen Strahlen des Christenthums brechen sich über den Trümmern der alten Welt Bahn in das Gemüth der germanischen Natursöhne, welche durch die Vorsehung bestimmt sind, sich an der Lehre Christi

zu halten, sie zu pflegen und zu verbreiten. Unten auf der Erde aber im Hintergrunde erheben sich gleichfalls Geister vom Schlachtfelde, Greise, Weiber und Kinder, die entsetzt vor dem Kampfe fliehen und den Thoren der Stadt zueilen. Nur eine wohlgebaute Jünglingsgestalt, aller Gewandung entkleidet, wendet sich von der flüchtigen Menge ab und schwebt gleichfalls, von Muth und Kampflust beseelt, zu den luftigen Streitern empor.

Das ist in großen Zügen das Hauptsächlichste, was uns Kaulbach in dieser Meisterschöpfung zu erzählen und zu schildern weiß. Ohne große historische Vorkenntnisse und Erläuterungen verstehen wir leichtlich, was er sagt, und mit unwillkürlichem Zwang versenken wir uns immer tiefer in die reiche, inhaltvolle Composition, indem wir neben den Hauptmomenten immer neue, immer eigenartige, immer geistvolle Nebendinge gewahren, die uns fesseln und festhalten.

Der kleine Carton zeigte übrigens sofort, daß es sich hier nicht wie bei dem Narrenhaus und dem Verbrecher aus verlorener Ehre um eine Zeichnung handelte, die als solche ihren Abschluß gefunden hätte und nun durch Reproductionen in gleicher Größe bekannt gegeben werden könnte. Stoff, Composition, Inhalt und Anlage forderten energisch eine Ausführung im großen Stile des Historienbildes, eine monumentale, wahrhaft würdige Uebertragung in einer dauernden Wandmalerei. Der Gedanke an eine solche mochte dem Künstler von vornherein vorgeschwebt haben, trotzdem daß er nur für sich zu schaffen sich vornahm, und als die Zeichnung vollendet auf der Staffelei stand, da war denn auch die erste Frage, wo sich der uneigennützige Besteller und die geeignete Stelle der Ausführung finden würde.

Kaulbach machte, nach seiner eigenen Mittheilung, in erster Linie dem König Ludwig das Angebot, ihm die Hunnenschlacht unentgeltlich im großen Maßstabe al Fresco auszuführen und verlangte nur einen passenden Raum und die Aufstellung eines Gerüstes. Aber der König kam zu keinem Entschlusse, und der Künstler sah sich in seinen Hoffnungen bitter getäuscht. Als das Anerbieten abgeschlagen wurde, schwankte er sogar, wie er später erzählte, in dieser traurigen Lage lange hin und her, ob es nicht besser wäre, den Pinsel gänzlich mit dem Grabstichel zu vertauschen und in Zukunft seine Compositionen selbst in Kupfer zu stechen, um so mehr, da er selbst in seinen Arbeiten keinen bestimmt ausgesprochenen Farbensinn fand, wohl aber Freude an guter Form und Reichthum an Ideen, und da er auch in München keine Möglichkeit sah, sich in dieser Beziehung zu vervollkommnen, weil die dortigen Historienmaler durchaus keine Vorstellung von Farbe, Betonung und Haltung eines Bildes besaßen und Meister sowohl wie Gesellen nur in Formen und nicht in Farben dachten. Schmerzliche Zweifel nagten wie so oft an seiner Seele.

Dann wurde der Carton in dem erst kurz zuvor begründeten Kunstverein zu München ausgestellt. Es sei nebenbei hinzugefügt, daß 1834 gleichzeitig mit der „Geisterschlacht", wie das Bild allgemein genannt wurde, auch von seinem Bruder Karl Kaulbach eine Statuette des Directors Cornelius

— stark der Rauch'schen Goethestatue nachgeahmt — ausgestellt war, welche der Bildhauer für zwei Kronthaler verkaufte.

Ein Sturm der Begeisterung brach los, als das eigenartige Werk des jungen Malers in weiteren Kreisen bekannt wurde. Die Phantasie und Kühnheit des Vorwurfs, die Meisterschaft der Arbeit nahm Künstler und Laien in gleicher Weise gefangen. Kaulbach war mit einem Schlage ein berühmter Mann geworden. Das Stuttgarter Kunstblatt (1. Februar 1834) erklärte sofort in einem Berichte aus München: „So viel auch neuerer Zeit Talente aufgewachsen und so sehr uns die Kraft des Genius erquickt — die Hoffnung auf eine wirkliche Weiterbildung in der Kunst unserer Tage geht uns zuerst vor dieser Zeichnung hell auf. Möge kein feindliches Geschick diese Hoffnung, die hier fast allgemein ausgesprochen wird, zu Schanden werden lassen. Ueberraschend ist alles, was sich unseren Blicken darstellt, reiche, kühne Phantasie, Leichtigkeit der Production, Adel der Formen, Gestalten und Bewegungen, Charakteristik, Gedanke, Alles von Innen herausgeschaffen, nichts hineingetragen, wirkliche, lebendige Künstlerschaft." Und im October desselben Jahres brachte dasselbe Kunstblatt einen eingehenden Aufsatz von G. H. v. S. über die volle Bedeutung der neuen Kunstschöpfung, und auch hier wurde das denkbar höchste Lob gespendet. Man fand, daß der Künstler seinen Gegenstand mit ganzer Gewalt des Geistes erfaßt habe, daß er bei allem Drange der Phantasie sein ganzer Herr gewesen sei, in klarster Begeisterung, ohne sich nur einen Augenblick über die Schranken führen zu lassen. Alle stimmten darin überein, daß er in Jeglichem, was zur Zeichnung gehört, unübertrefflich sei. Er bediente sich der Form mit Freiheit und sei in ihren schwierigsten Ansichten und Bewegungen in einem Grade Meister, daß ihm schwerlich darin der höchste Rang streitig gemacht werden dürfte. Sein plastischer Sinn für Schönheit, eine klare Charakterisirung, seine zweckmäßige Anordnung ohne Wiederholung, die Berücksichtigung alles Nothwendigen für das Ganze fand die ausgesuchteste Anerkennung.

Nach solchen Urtheilen sollte denn auch endlich der gütige Besteller nicht mehr auf sich warten lassen. Der Künstler hat selbst häufig von diesem für ihn so wichtigen Ereigniß erzählt und damit einen Einblick in jene Zeit und seine persönlichen Verhältnisse gestattet. Zu Hause ging es mitunter knapp genug zu, und er dachte oft mit der treuen Gefährtin über die mißliche Lage nach. So wurde das Werk nicht selten zum Schmerzenskind. Man mußte sich gestehen, daß die Arbeit ohne Auftrag bei aller Freude und Liebe am Schaffen dennoch unter mannigfachen Sorgen und aussichtslosem Kummer entstanden war, und manches Mal sahen Beide nicht ohne Bangen in die nächste Zukunft. An einem Sonntagnachmittag im Sommer des folgenden Jahres 1835 saßen sie beisammen in ihrer bescheidenen Wohnung der Lerchenstraße (jetzt Schwanthalerstraße) und hatten gerade ihr dürftiges Mittagsmahl verzehrt, in dem es oft am Nöthigsten fehlte, da hörten sie plötzlich eine Equipage am Hause vorfahren. Das war dazumal in München noch ein Ereigniß. Die Fenster der umliegenden Häuser öffneten sich, und neugierige Köpfe

sahen hinaus. Kaulbach berichtete den Vorfall gern seinen Kindern, obwohl nach den Erinnerungen des Betheiligten die Sache anders vor sich ging, und fuhr dabei fort: „Die Mutter mußte natürlich auch hinausschauen, doch als wir hörten, wie ein Herr, der aus dem Wagen gestiegen war, frug: ‚Wohnt hier der Maler Kaulbach?‘ da ging ich doch auch hin, um den sonderbaren Kauz zu sehen, der sich nach mir erkundigte. Nachdem der Fremde mehrfach von den Leuten falsch gewiesen worden war, hörten wir ihn endlich die enge Treppe heraufstolpern. Bald kam eine Karte ‚Graf Raczynski, Berlin‘. Der Name war damals viel genannt, auch in München. Der reiche Kunstliebhaber hatte also von mir gehört und kam, sah und — kaufte, und unser Glück war gemacht.“

Athanasius Graf Raczynski (1788—1874), der warmherzige preußische Diplomat, Kunstfreund und Kunstschriftsteller war eine jener seltenen Erscheinungen, die alles wirklich Schöne und Hohe lieben und loben, während die meisten Kunstliebhaber nur das zu schätzen pflegen, was sie als Eigenthum besitzen oder selbst gemacht haben. Er hatte den Carton der Hunnenschlacht gesehen, wohl auch viel darüber gehört und gelesen und in der ihm eigenen Begeisterungsfähigkeit ein außerordentliches Interesse für den Künstler gewonnen. Voll Bewunderung sprach er sich nun über die Skizze aus und fragte sofort, ohne viel Umschweife, ob Kaulbach es übernehmen wolle, dieses Bild groß in Oel für ihn auszuführen. Das war eine große, unerwartete Ueberraschung. Des Künstlers heißester Wunsch sollte in Erfüllung gehen. Voller Freude willigte Kaulbach ein und beklagte nur, daß er zur Vollendung eines so großen Werkes keinen Raum finden werde. „Dafür lassen Sie mich nur sorgen,“ sagte Raczynski, „in einigen Tagen bringe ich Bescheid.“ Und wirklich in kürzester Zeit erhielt Kaulbach auf des Grafen Betreiben von König Ludwig das Atelier am Lehel, eine große Remise, wo schon ein Bildhauer, Namens Leeb, beschäftigt war, zur ferneren Wirksamkeit eingeräumt und hatte damit die Gelegenheit, sofort an die Ausführung des Auftrages zu gehen.

Dieses bald vielberühmte Kaulbach'sche Atelier am „Lehel“ oder wie die Münchener sagen am „Lechel“ im Nordosten der Stadt in der St. Anna Vorstadt gelegen, gehörte zum Besitz der königlichen Civilliste und wurde dem Künstler leihweise überlassen. Es war ein hoher, feuchter Parterre-Raum inmitten eines großen Geländes, ganz in der Nähe des englischen Gartens. Leeb erhielt durch Klenze sofort den Auftrag, seinen Arbeitern den Durchgang zu verbieten, das Lokal möglichst ruhig und staublos zu halten und überhaupt ganz allein mit Kaulbach dort zu arbeiten, damit der Maler keinerlei Störung erlitt. Kaulbach richtete sich denn auch alsbald häuslich ein und hat dieses Atelier lange Jahre hindurch mit seinen Schülern Asher, Teichmann, Fritz Kaulbach und anderen benutzt, bis er im Jahre 1849 Akademiedirector wurde und seinen großen Atelierraum in der Akademie bezog. Ein Atelierdiener wohnte unten im Lehel, den Kaulbach scherzweise den Hofgärtner Karl nannte. Dem Garten wurde nämlich besondere Aufmerksamkeit geschenkt und neben den ausgesuchtesten Pflanzungen allmählich eine vollkommene Menagerie dort

eingerichtet, die dem Künstler und Thierfreund eine große Freude bereitete. Kaulbach hat an den dort von ihm gezogenen Thieren, insbesondere Füchsen, Pfauen, Tauben, Hühnern, die Studien zum Reinecke Fuchs gemacht. Das eigenartige Lokal wurde von einheimischen wie fremden Künstlern viel besucht und bald eine Sehenswürdigkeit Münchens ebenso wie sein späteres Atelier in der Akademie. Hin und wieder gab es auch heitere Feste und italienische Nächte in dem Garten, besonders wenn fremde Künstler, wie einmal sein alter Lehrer Mosler aus Düsseldorf, zu feiern waren. Auch König Ludwig I. war oft halbe Tage mit Lola Montez, die der Künstler malte, im Atelier am Lehel.

Daß Kaulbach das gemeinschaftliche Arbeiten mit Leeb unter einem Dache häufig als Störung ansah und ansehen konnte, trotz der Verordnungen Klenzes, ist begreiflich. Sein Streben ging also darauf hinaus, alleiniger Herr und Meister in dem Hause zu sein. Im December 1837 wendete er sich mit dem Hinweis darauf, daß durch die ihm gnädigst verliehene Hofmalerstelle viele und talentvolle junge Maler seinen Unterricht wünschten und in seiner Werkstätte unter seiner Leitung zu arbeiten begehrten und er selbst Kraft und Eifer habe, Schüler zu bilden, an den König um ein geeignetes Lokal, da es ihm an Platz mangelte, er schlug daher unmaßgeblich das ganze Gebäude zur Ueberlassung vor, von dem er bereits jetzt einen Saal inne habe. Etwas später bot sich der Künstler sogar an, dem Bildhauer Leeb auf seine eigenen Kosten ein anderes Lokal zu miethen, wenn er das ganze benützen könne. Dieser Vorschlag wurde angenommen, als aber der Maler nachmals auch um Nachlaß der Entschädigung bat, verfügte der König, daß es bei derselben zu bleiben habe. Doch erhielt Kaulbach am 6. Juli 1841 durch Cabinetsordnung des Königs die Eröffnung, daß er vom 1. Oktober laufenden Jahres, so lange der König nicht anders verfüge, für das ihm angewiesene Arbeitslokal an den Bildhauer Leeb nunmehr die Hälfte des demselben bezahlten jährlichen Betrags von 175 Gulden, also künftighin nur 87 Gulden 30 Kreuzer bezahlen dürfe, wobei sich der König ausdrücklich ausbehielt, alle auf das Lokal sich beziehende Verfügungen jederzeit wieder zurück zu rufen.

Um zu Raczynski zurückzukehren, so muß auf das Bestimmteste betont werden, daß dessen Gönnerschaft für den Künstler von der allerfolgenreichsten Bedeutung werden sollte, und daß der Graf von dem dankbaren Kaulbach'schen Hause auch alle Zeit geradezu als der Begründer des Kaulbach'schen Glückes angesehen worden ist, da er nicht allein durch eigene große Bestellungen und Bilderankäufe für seine Privatgalerie die Verhältnisse des Malers erheblich aufbesserte, die mannigfachsten Anregungen gab und lebenslange Freundschaft bewies, sondern auch voll wahrer Kunstbegeisterung und wärmster Verehrung die Hauptlebensarbeit Kaulbachs, die Ausführung der großen Gemälde im Treppenhause des neuen Museums zu Berlin, vermitteln half. In der That hat selten ein Künstler einen hochherzigeren und treueren Protector gefunden, und ein näheres Eingehen auf dieses schöne Verhältniß ist gleichzeitig ein Ehrendenkmal für den vortrefflichen Kunstfreund, das der Biograph des Malers als eine Pflicht anzu-

sehen hat. Kaulbach war andauernd von herzlichster Achtung und Erkenntlichkeit für den freimüthigen Gönner erfüllt und hat ihm niemals seine erste Förderung vergessen. Noch in späteren Jahren schrieb er: „Sie, hoher Herr, waren ja der Erste, welcher mein ernstes Streben und Ringen in der Kunst erkannten. Mit Ihrem scharfen Blick durchschauten Sie, wozu in der Kunst ich befähigt bin. Durch Ihre großartige Bestellung wurde ich in den Stand gesetzt, in der Kunst eine Laufbahn zu betreten, wonach ich mich seit Jahren sehnte."

Sehr schnell entwickelte sich zwischen Raczynski und Kaulbach ein wirklich freundschaftliches Verhältniß, aus Neigung, Dankbarkeit und Verständniß zusammengesetzt. Der Graf blieb monatelang in München und schrieb denjenigen Theil seines bekannten kunstgeschichtlichen Werkes, der über München handelt, in Kaulbachs Wohnung.

Raczynski war auch, wie er erzählt, gegenwärtig, als Cornelius nach seiner Rückkehr aus Italien, im Jahre 1835, zum ersten Male bei Kaulbach den fertigen Carton der Hunnenschlacht sah. Der Meister betrachtete schweigend das Gemälde, erkannte den Werth desselben, bevor er noch den Gedanken gefaßt hatte, welcher in diesem Werke herrscht — wie der Graf erzählt — bemächtigte sich alsbald der Bedeutung des Gegenstandes und sagte dann: „Nun begreife ich," aber er hatte die ganze Darstellung und den Ausdruck der einzelnen Gestalten schön gefunden, bevor er nach dem Gegenstande gefragt hatte. Offenbar hat ihn also doch die Ausführung des Stoffes, den er einstmals so dringlich abgerathen hatte, im höchsten Grade gefesselt.

Um dieselbe Zeit zeichnete Kaulbach auch das Porträt Raczynskis, ganze Figur in sitzender Haltung, den Arm auf die Stuhllehne gestützt, die Rechte nach links ausgestreckt, und schenkte die Zeichnung dem Grafen, der das ihm theuere Geschenk hoch hielt und seiner Sammlung einverleibte. Das treffliche Stück ist, wie alle Kaulbach'schen Arbeiten für den Grafen mitsammt der Raczynski'schen Galerie in der Berliner National-Galerie untergebracht.

Nachdem der Auftrag auf die Hunnenschlacht gegeben war, in einem Riesenumfange von 17½ Fuß Höhe und 22 Fuß Breite, bestellte sich der Künstler die große Leinwand in Dresden. Der gewaltige Malzwillich mußte besonders gewoben werden, kostete auch die stattliche Summe von hundert Reichsthalern und gelangte nur mit umständlicher Spedition nach München. Später ließ der Künstler auch die Leinwand für die Zerstörung Jerusalems noch von Dresden kommen, bis er mit dem dortigen Lieferanten in Differenzen gerieth.

Am 24. August 1835 um 4 Uhr hat dann Kaulbach, wie Raczynski in seinem Katalog gewissenhaft registrirt, die große Zeichnung der Hunnenschlacht auf der Leinwand begonnen.

Ein ziemlich geschäftsmäßiger Briefaustausch betreffs der Bedingungen hatte vorher stattgefunden, wie denn Raczynski peinlich auf Regel und Ordnung hielt. Nachdem Klenze „großmüthig" sein Prioritätsrecht abgetreten hatte, weil er des Grafen Bestellung für die Kunst und den Künstler angemessener erachtete, schrieb Raczynski:

„München, den 20. Juni 1835.

„An den Historienmaler Herrn Kaulbach.

„Sie haben die Ausführung der Hunnenschlacht in einem großen Oelbilde in Zeit von höchstens drei Jahren für mich übernommen, wofür ich Ihnen 4500 Reichsthaler Preuß. courant zahlen werde. Die Länge des Bildes wird nach meiner genauen Angabe zwischen 21 und 22 Berliner Fuß in der Länge messen.

„Sie haben mir versprochen, bis zur Vollendung dieses Bildes keine anderen Arbeiten zu übernehmen.

„Sobald Sie das Bild zu malen anfangen werden, werde ich Ihnen 500 Reichsthaler und von 6 zu 6 Monaten ein gleiches Quantum zahlen, es sei denn, daß Sie verhindert wären, verhältnißmäßig zu diesen Zahlungen und zu dem festgesetzten Termin von drei Jahren mit der Arbeit fortzufahren. Sollte durch unvorhergesehene Hindernisse, Zufälle oder durch Ihren Willen die Arbeit in drei Jahren nicht vollendet sein, so stände es frei, das Bild in dem Zustande zu übernehmen, in welchem es alsdann befindlich wäre, ohne daß ich mehr zu zahlen hätte, als was bis dahin an Vorschuß entrichtet worden wäre.

„Sollte inzwischen mein oder Ihr Tod eintreffen, so müßten die Verbindlichkeiten von den Erben, in sofern sie ausführbar sind, erfüllt werden, nämlich, daß die Meinigen das Bild übernehmen und die oben bedingten Zahlungen leisten müßten, und die Ihrigen das Bild in demjenigen Zustand übergeben müßten, in welchem es alsdann sich befinden möchte, ohne mehr zu fordern, indem für das vollendete Bild 4500 rth. stipulirt sind, für das unvollendete so viel nur, als an Vorschuß gezahlt worden.

„Ich bitte mir schreiben zu wollen, ob Sie mit mir einverstanden sind, und mir eine Abschrift dieses meines Schreibens zuzustellen.

Hochachtungsvoll ganz der Ihrige
A. Graf Raczynski."

Kaulbach ging auf den Vertrag ein, erfüllte ihn aber nicht in allen Theilen, so daß schließlich der Besitzer kein ausgeführtes Oelgemälde, sondern nur die bekannte braunschattirte Untermalung erhalten hat.

Nach Berlin zurückgekehrt machte Graf Raczynski auch hier nach allen Seiten hin Propaganda für den plötzlich berühmt gewordenen Künstler und legte, wo er nur konnte, seine Bewunderung für dessen Talent an den Tag. Die vornehme und gebildete Gesellschaft erfuhr vom Grafen zuerst über das aufgehende Gestirn. Er sorgte, daß bei dem Kunsthändler Kuhr ein Exemplar des Narrenhauses auf mehrere Wochen ausgehängt wurde, welches viel Aufsehen machte, immer eine Menge Menschen zum Anschauen anzog und auch einige Male verkauft wurde. Nicht aber allein mit Wort und That, sondern auch mit der Feder trat der Graf für die Bedeutung seines neuen Freundes ein, und es ist keine Frage, daß er auch hierdurch dem Künstler außer-

ordentlich genutzt hat. Er schrieb in seine, gerade in Vorbereitung befindliche Kunstgeschichte eine besonders günstige Charakteristik Kaulbachs und nahm neben Anderm eine Gruppe aus dem Narrenhause auf. Dieses bereits mehrfach genannte Buch von Raczynski über die neuere deutsche Kunst (Histoire de l'art moderne en Allemagne, t. I—III, Paris, Jules Renouard, 1836 bis 1841. Gleichzeitige deutsche Ausgabe von Friedr. Heinr. von der Hagen, 3 Bände, Berlin. Auf Kosten des Verfassers) erregte begreiflicherweise die größte Aufmerksamkeit der zeitgenössischen Künstler. Als ein thatkräftiger Förderer der bildenden Kunst hatte der Graf, begünstigt durch seine guten Verhältnisse, nicht allein die meisten besseren deutschen Künstler durch Aufträge ausgezeichnet, sondern auch einen regen Verkehr mit ihnen begonnen und immer größere Künstlerkreise zu persönlichem Umgange an sich gezogen. Natürlich strömten ihm immer neue Schaaren zu, um seine Bekanntschaft zu machen, um mit Aufträgen bedacht und — auch in seinem Buche nicht vergessen zu werden. Allen kam der liebenswürdige Kunstenthusiast mit der größten Gutmüthigkeit entgegen, und so geschah es von selbst, daß seine Kunstgeschichte neben vielem Hervorragenden auch manches kleine Licht allzusehr berücksichtigt hat und vielfach einen mehr persönlichen, gönnerhaften als kritischen Ton einschlägt. Aber darüber wird der Werth des Buches keineswegs bestritten werden. Außer seinem wahrhaft großen Herzen und einem allzeit freudigen Opfermuth für Kunst und Künstler besaß Raczynski jedenfalls eine entschiedene künstlerische Naturbegabung, umfangreiche Bildung und Uebung, Geschmack, Findigkeit und klaren gesunden Menschenverstand, und sein Urtheil traf durchgängig das Richtige, wenn auch zuweilen mit einiger Ueberschwänglichkeit. Sein Einfluß als Rathgeber und Lobpreiser der classischen Kunst ist auf viele damalige Künstler sehr bedeutend gewesen. Sein Verdienst für die neuere Kunstforschung ist unleugbar. Man darf nicht außer Augen lassen, daß sein kunsthistorisches Werk für damalige Verhältnisse einzig in seiner Art war, daß Vorarbeiten so gut wie ganz fehlten und daß in der Berücksichtigung seiner persönlichen Beziehungen zu den einzelnen Künstlern auch wiederum viele zuverlässige Wahrheit und Genauigkeit für die Zukunft enthalten war, und so ist denn das Buch bei allen Mängeln und Schwächen ein wichtiges und unentbehrliches Hülfsmittel der neueren Kunstgeschichte geworden. Während der erste Band nach allgemeinen Vorbetrachtungen und einem kurzen Abriß über die Geschichte der Malerei sich mit Düsseldorf und dem Rheinlande befaßt — nebst einem Anhang, Ausflug nach Paris — und der dritte Band in buntem Wechsel die Kunstverhältnisse in Berlin, Dresden, Hamburg, Mecklenburg, Weimar, Halberstadt und Göttingen bespricht, auch in einem Anhange über Ausflüge nach Holland, Belgien, England, Schweiz, Polen, Rußland, Schweden, Dänemark und Nord-Amerika berichtet, ferner eine treffliche Abhandlung Rumohrs über den Einfluß der Literatur auf die neueren Kunstbestrebungen der Deutschen enthält, währenddem ist der zweite Band vor Allem der Kunst gewidmet, die in München, Stuttgart, Nürnberg, Augsburg, Karls-

ruhe, Prag und Wien ihre Blüthe feiert und bringt einen Anhang: Ausflug nach Italien von Ernst Förster. Die Münchener Künstler sind mit besonderer Liebe behandelt, die größten wie die kleinsten, und es ist feststehend, daß der Graf in München selbst viele Hülfe und Beeinflußung während der Arbeit erhielt, sowohl für den Text wie namentlich für die Illustrationen und den beigefügten Atlas. Cornelius und Kaulbach nahmen Beide großen Antheil an der Ausführung des Werkes. Es ist wohl anzunehmen, daß ihnen der Text des Ganzen zur Begutachtung und etwaigen Verbesserung vorgelegt wurde. Cornelius ließ wenigstens im November 1835 durch Kaulbach den Grafen bitten, in seiner Biographie die Stelle zu streichen, wo erwähnt würde, daß der alte Director Langer den jungen Cornelius zum Goldschmied hätte machen wollen; er meinte, die Langer seien schon genug gezüchtigt worden, es sei nicht nöthig, ihnen solche alten Fehler wieder von Neuem vorzuhalten!

Kaulbach besorgte die Vermittlung der Kupferstiche und Holzschnitte, ertheilte mancherlei gute Rathschläge und war in jeder Weise für Raczynski bemüht. Von seiner Hand rühren auch die Zeichnungen zu dem Titelblatte des zweiten Bandes her, — von J. C. Loedel mit geringfügigen Abänderungen gestochen, — die in der gräflich Raczynski'schen Sammlung aufbewahrt werden. Es sind dies im Original vier Blätter, eine Allegorie, ein ornamentirter Figurenfries und die Porträts von Cornelius und Schadow, Thorwaldsen und Schinkel.

Die beiden ersten Entwürfe schickte Kaulbach am 12. November 1835 dem Grafen aus München zu, und damit begann ein ziemlich reger Briefwechsel, bei welchem der Künstler mit wenigen Ausnahmen seiner Frau in die Feder dictirte. Er gab selbst Erläuterungen zu den Skizzen: 1. zu einem Friese der vorstellt, wie die Harmonie, die aus dem sonnigsten Tag hervorgegangen ist, von den Ungeheuern der Nacht, die wieder von Genien gebändigt werden, angefochten wird. 2. Die Poesie oder auch Venus Urania, kurz die Beförderung alles Hohen und Schönen in Kunst und Wissenschaft, die die Malerei und Bildhauerei umschlingt. Humoristisch schreibt er dazu: „Im Vorgefühl meines künftigen Ruhmes habe ich unwillkürlich mein Bildniß hingemacht (an welchem eben die Muse beschäftigt ist, um ihm größere Vollendung zu geben). Bei diesem Gedanken bekam mein Gesicht einen behaglich, freudestrahlend verklärten Ausdruck, welcher auf dies Bildniß überging, aber diese meine Apotheose wird Ihnen, Herr Graf, etwas zu voreilig bedünken. Im Vorgefühl dieses Tadels habe ich noch einen Felsblock beigelegt, aus dessen harter Schale ein anderer süßer Kern, ein anderes Früchtchen herausgemeißelt werden kann. Die Gruppe läßt aber auch noch andere Auslegungen zu, z. B. die Bildhauerei wendet ihren Kopf fragend zur mittleren Figur hin, ob sie dem grinsenden Kobold mit dem Hammer den gottlosen Mund zusiegeln soll, oder ihm auch eins auf die hochmüthige Nase geben u. s. w. Stoßen Sie sich nicht, Herr Graf, an die ungeheuren Fleischportionen in den Skizzen, ich würde rathen, es in der Ausführung beizubehalten, es wirkt besser aus der Entfernung gesehen." Diese anmuthige Allegorie, in welcher die Muse, von einer Sternenglorie umstrahlt, mit

ausgebreiteten Schwingen, die in dem Werke vorzugsweise berücksichtigten Künste in ihren Schutz nimmt, zeigt links die Malerei mit Stab und Pinsel hingelagert, von einem Genius als Farbenreiber begleitet, und links die Bildhauerkunst mit Meißel und Hammer, an einer schrägstehenden Hermenbüste thätig, von einem Genius gestützt. Neben dem kleinen Farbenreiber stehen die Verse:

> Fruchtlos vergeudest Du Fleiß und deckest die Leinwand mit Farben.
> Handwerk bleibt jegliche Kunst, verweigert die Muse den Bund.

Ueber dem Bildhauerputten heißt es:

> Meißelst du künstlich auch Glieder, geschmückt mit den edelsten Formen,
> Deine Gebilde sind Stein, wenn sie nicht der Genius belebt.

Die „göttliche Birchpfeifer" lieferte, wie Kaulbach dem Grafen sarkastisch schrieb, die Verse mit den uncorrecten Pentametern auf den zwei Täfelchen und fügte noch hinzu:

> Ein Schelm nur thut mehr als er kann, drum nimm diese dürftigen Verse:
> Sieh der Wille war gut, aber die Feder zu schwach!

Die Skizze hat auch für ein von Michael Echter ausgeführtes Wandgemälde im Treppenhause des ehemaligen gräflich Raczynski'schen Palais gedient.

Die vier großen Meister für das Titelblatt entwarf Kaulbach mit ziemlich freier Charakteristik. Cornelius im Mantel steht mit ernstem, strengem Blick neben Wilhelm Schadow, der mit Rollen und Pinsel in der Rocktasche vermittelst der Finger eindringliche Erklärungen zu geben sucht, während der Mantel von der rechten Schulter hinunterfällt — eine nicht mißzuverstehende Hindeutung auf den Unterschied der beiden Männer. Auf einem zweiten Blatte sieht man Schinkel im einfachen Arbeitsrock, die Hände übereinanderkreuzend mit Stift und Buch, den linken Fuß auf einen Stein gestellt, und hinter ihm nach links Thorwaldsen, die Linke an die Brust gelegt und die Rechte auf die Statuette des Jason aufgestemmt. Kaulbach fand selbst, daß die Zeichnungen nicht genug im Stil gehalten, zu genreartig aufgefaßt seien, „aber die Ursache dieser mißlungenen Apotheosirung sei, glaube er, die, daß er zwei von den Herren zu gut und die zwei anderen fast gar nicht kenne." Verbesserungen seien leicht zu machen.

Mit der Fortführung der Hunnenschlacht ging es inzwischen nur langsam voran, obwohl er eine Farbenskizze begann — die nach langen Jahren 1890 in das Stuttgarter Museum gelangt ist, — und auch die beste Absicht hatte, das große Bild in eifrige Behandlung zu nehmen. Cornelius wollte ihm nach Schluß der damaligen Ausstellung den großen Saal der Akademie dafür einräumen, einmal weil das für Kaulbach bestimmte Atelier noch an Raummangel litt, dann aber auch, weil der Künstler sich in dem ungesunden Gebäude anhaltend krank fühlte und immer von der Gicht geplagt wurde. Der Senat der Akademie aber verweigerte die Erlaubniß dazu, und der Künstler wartete vergeblich mehrere Monate auf den Bescheid.

Man war damals an der Münchener Akademie sehr schlecht auf Kaulbach zu sprechen. Ein Aufsatz in der „Zeitung für die elegante Welt" hatte

in dieser Zeit in manchen Kreisen große Verstimmung hervorgerufen. Es war darin mit vieler Bitterkeit auf die bevorzugte Stellung der älteren Münchener Künstler hingewiesen, die ihre Professorenämter als Sinecuren verwalteten und alle Aufträge an sich rissen, während die jungen, aufstrebenden Talente das Nachsehen hätten. Die Professoren seien allerdings Künstler, die vor einem Jahrzehnt unter die großen ihres Geschlechtes gezählt und deshalb vom König zu einflußreichen Stellungen berufen wären. Seit dieser Zeit sei aber ein junger Nachwuchs üppig emporgeschossen, der auch die Gelegenheit zur Manifestirung des Talentes wahrgenommen habe, anfangs zur Freude und Ehre der Professoren, dann aber zur Bestürzung der ganzen Akademie, da sie dieselben ganz und gar zu überwachsen drohten — und in diesem Tone ging es fort mit einer Reihe derber und deutlicher Wahrheiten. Obwohl nun dieser Artikel thatsächlich von den Brüdern Rohmer verfaßt war, — ebenso wie die voraufgegangenen und folgenden Briefe aus München, die scharf und treffend die dortigen Zustände beschreiben, sowohl die bürgerlichen, wie wissenschaftlichen und künstlerischen, — so wurde dennoch, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, an eine Betheiligung Kaulbachs geglaubt, der längere Zeit ein großes Interesse namentlich für den hochbegabten, leider später zu Grunde gegangenen, älteren Rohmer gehabt hat. Und gegen Kaulbach ergoß sich eine Zeit lang der ganze Zorn der Angegriffenen. Es soll sogar ein obrigkeitlicher Ausweisungsbefehl gegen den Künstler beschlossen gewesen sein, als der König immer begeistertere Urtheile über die Hunnenschlacht hörte und zur Einsicht gelangte, daß er selbst den größten Schaden litte, wenn ein solcher, vielversprechender Meister voreilig des Landes verwiesen würde. Aber die Verstimmung der Herren Professoren, namentlich von Seiten Schnorrs und Schlotthauers, war nicht so schnell verraucht. Mit dem ersteren besonders hatten auch sonst allerhand Reibereien stattgefunden. Cornelius wünschte endlich, wie Kaulbach dem Grafen schrieb, daß er sich zuerst mit Schnorr und seiner Vetterschaft versöhnen möchte, und Kaulbach fand das in der Ordnung. Er hätte es auch ohne diese Aufforderung gethan, und schrieb einen höflichen Brief, die vergangenen Händel zu vergessen. Trotzdem aber fand der Senat, daß für ein so großes Bild kein Platz sei, verweigerte endgültig das bequeme Lokal, und Kaulbach mußte trotz der ungünstigen Jahreszeit bei dem Bildhauer Leeb bleiben. Er ließ nun dort mehrere Statuen entfernen, strich die Wände mit einer dunklen Farbe an und freute sich schließlich, „nicht zwischen den Philistern auf der Akademie zu sitzen." Des Morgens früh mit Tagesanbruch ging er mit Freund Thäter, der unter seiner Aufsicht die Hunnenschlacht stach, hinaus und tauschte mit keinem König, wie er schrieb. „Ich bin in meinem Leben noch nicht so glücklich gewesen wie jetzt an meinem Bilde, ein Seelenfriede zieht in mich ein, wie ich es nie empfunden habe. Denn was ich mache, wird gut, unser Herr Gott hat mir die Kraft dazu gegeben. Und Ihnen bester Herr Graf, habe ich alles dies zu danken, tausendfachen Dank für diese mir ruhmbringende Arbeit." Mit Thäters

Schöpfung war Kaulbach außerordentlich zufrieden. Er berichtete dem Grafen, der Stich würde sehr schön, er zeichne die Conturen mit einer bewunderungswürdigen Genauigkeit, jeder der es sähe, freue sich über die Arbeit. Die klare Ausführung und Einfachheit bei der großen Vollendung jeder Figur sei vortrefflich. Sein eigenes Wirken beschreibt er sehr anschaulich. Die Leinwand stellte ihn sehr zufrieden, sie war sehr körnig grundirt, von vortrefflich festem Gewebe. Bruder Carl pauste die Conturen durch. Er selbst begann die unteren Figuren mit kräftigem Braun zu untertuschen. Dabei erscheinen ihm die unteren Gruppen fast zu kolossal, obwohl sie nur lebensgroß sind. Von dem schwertziehenden Hunnen hofft er, daß er dem Grafen besser gefallen würde. Freund Thäter sitzt ihm den ganzen Tag zur Seite und radirt. Zur Erläuterung des Beisammenseins schickt Kaulbach eine Skizze nach Berlin, die beiderseitigen Porträts, in Mäntel gehüllt mit ungeheuren Filzschuhen, wie sie eben ihr Frühstück verzehren, Karrikaturen, die den Grafen sehr belustigten. Kleuze kommt häufig zu Besuch und äußert große Freude über das fortschreitende Werk. Cornelius und seine Professoren aber haben nichts von Bedeutung gesagt. Endlich kamen sie und boten den Frieden an, da die Akademie doch mit dem Künstler keine dauernden Zwistigkeiten haben wollte, und Schnorr war höflich und liebenswürdig. So wurde Friede und Versöhnung geschlossen, wenn auch nicht für die Dauer. Es wurde ein neues Atelier zugesagt, und im Oktober 1836 ward endlich das Leebsche Atelier auf Befehl des Königs ganz zum Atelier Kaulbachs eingerichtet.

Alle diese Dinge interessirten den Grafen auf das Lebhafteste. Die Mißhelligkeiten mit den Akademikern ereiferten ihn sehr. Ironisch fragte er einmal: „Wie steht es mit Ihrer Liebe für die Akademie und die Professoren? Lassen Sie dieses Gefühl nicht in eine Abgötterei ausarten. Ihre Demuth ist dessen fähig. Sie wissen, wie es denen gegangen ist, welche ein goldenes . . . ich weiß nicht was . . . angebetet haben, von Schlangen wurden sie angefallen und gebissen." Er war empört über die Art, wie man in München gegen Kaulbach verfahre und will es gar nicht zulassen, daß Cornelius, Schlotthauer und die Akademie seinen Aufschwung hemmen möchten. Ein solches „niederträchtiges Verfahren von Vorstehern der Kunst gegen das Gedeihen derselben" halte er für unmöglich und setze er nicht einen Augenblick voraus. Ihn wundere es nur, daß man der Hunnenschlacht nicht genug Wichtigkeit beilege, und daß man nicht alles Erdenkliche daran setze, um die Schwierigkeiten, welche sich bei der Einräumung eines Lokals für ihn in den Weg legten, auf alle mögliche Weise zu beseitigen. Er lud ihn deshalb ein, im Sommer oder schon im Spätfrühjahr 1836 nach Berlin zu kommen. Daß Kaulbach auch dort Widersacher finden würde, könne er ihm zwar nicht verhehlen, aber so viel sei doch gewiß, daß er die Hunnen in seiner Bildergalerie ungestört werde vollenden können. „Wissen Sie wohl, daß ich jeden Tag von Ihnen spreche — schreibt der neue Freund — zuweilen von Ihnen träume und beinah immer recht freundlich an Sie denke?" Selbst der Kaulbach'schen

Küche erinnert er sich mit Freuden. „Solche Hühner wie bei Ihnen gegessen werden, giebt es hier gar nicht. Mein ästhetisches Maul läuft mir über, wenn ich daran denke. Nicht wahr, wenn ich nach München zurückkehre, dann nehmen Sie mich in Kost? Ich thue Gleiches, wenn Sie mich und Ihre übermüthigen Hunnen hier besuchen werden, was in Qualität abgehen wird, soll in Quantität ersetzt werden." Ueber die Maßen erfreuen ihn die Zeichnungen für sein Buch. Er schreibt darüber: „Mein hochbewunderter und herzlich geliebter Herr Kaulbach. Ich kann es mit Worten nicht beschreiben, in welches Entzücken mich Ihre Zeichnungen versetzt haben. Ich lachte, ich schrie, ich war außer mir vor Freude. Um Gottes willen, leben Sie recht lange. Ihre Zukunft ist glorreich für Deutschland. Sie werden Großes leisten, und ich werde es mir immer zur Ehre und zum Ruhm anrechnen, daß ich Ihnen einen Auftrag gegeben, der Ihr schönes Talent in ein würdiges Licht stellen wird . . . Es freut mich, daß Sie mit der Akademie Frieden geschlossen haben. Möge er doch von Dauer sein! Sie werden gewiß das Ihrige dazu beitragen, der Friede ist zum Glück nöthig." An Thäter schreibt er einmal aus Berlin den 2. Juni 1836 über die Hunnenschlacht: „Bei der Beschauung dieser ungeheuren Schöpfung wird mir schwindlig, denn es gehört wahrlich eine nicht gewöhnliche geistige Kraft und Ausbildung dazu, um in dieser Arbeit Kaulbach zu folgen und ihn zu fassen. Beinahe möchte ich mich in Hinsicht des Bildes derselben Besorgniß hingeben, eine weit längere Zeit auf die Ausführung desselben verwendet zu sehen, als die, welche festgesetzt wurde. So viel ist gewiß, daß wenn es fertig wird, und Kaulbach an der Malerei nicht scheitert, der Ruhm für Kaulbach, für seinen Meister, für König Ludwig, für München, für Deutschland, für das gegenwärtige Jahrhundert beispiellos sein wird. Möge der Himmel ihm beistehen!"

Bei alledem aber ließ der begeisterte Kunstmäcen seinen eigentlichen Auftrag nicht außer Acht, als ob er im Geheimen ahnte, daß das Werk nicht so fortschritte, wie er es wünschte. Unablässig steht ihm das bestellte Bild vor Augen, dessen Vollendung er kaum zu erwarten vermag. Er bittet um Nachricht, ob Kaulbach mit der Farbenskizze zufrieden sei und ob er mit dem großen Bilde den Anfang schon gemacht habe. Am liebsten möchte er recht bald nach München hinüberfliegen und den Künstler nur ein Stündchen an dem Bilde malen sehen können, aber das sei wohl noch zu früh und von den todten Hunnen sei wohl noch keiner auferstanden. Endlich sieht er im Juni 1836 die Hunnen mit so viel Freude und Bewunderung wieder, als wenn er sie noch gar nicht gekannt hätte. Seine anhaltende Beschäftigung mit dem Gegenstande geht so weit, daß er die für Kaulbach bestimmten Briefe in der Folge nicht mehr wie üblich an den Kupferstecher Thäter adressirt, sondern mit der einfachen Aufschrift versieht „Bei den Hunnen zu erfragen." Er wünscht dann selbst zur Vollendung des Uebertuschens des Gemäldes auf kurze Zeit nach München zu kommen und ist ängstlich besorgt, daß keine andere Arbeit die kostbare Zeit den Hunnen entziehen möchte.

Auch wissenschaftlichen Rath läßt er dem jungen Meister zugehen. So schreibt er den 5. Juni 1836: „In Beziehung auf die Gesichtszüge des Attila dürfte Ihnen vielleicht folgende Notiz nicht uninteressant sein. Jornandes in seinem Werke über die Gothen XXXV sagt von ihm:

Der Kopf größer wie gewöhnlich	capite grandiori
Kleine Augen	minutis oculis
wenige Haare im Barte.	rarus barba
mit weißen Haaren untermischt	canis aspersus
Affen-Nase oder Stumpfnase	simo naso
Braun im Gesichte oder von der Sonne verbrannt .	teter colore
Auf seinem Gesichte Abkunft gemalt.	originis suae signa referens.

Betreffend seiner Abkunft ist es nicht unwichtig zu wissen, was die Gothen in ihrem steten Haß gegen die Hunnen erzählen, nämlich: daß sie von den Alraunen oder Hexen der Gothen abstammen, die wegen ihrer bösartigen Zaubereien, auf der Wanderung der Gothen nach dem schwarzen Meere, von diesen in die Wüste vertrieben wurden, sich dort mit den Geistern der Wüste begatteten und die Hunnen in ihrer scheußlichen Mißgestalt ausbrüteten." Dauernd wacht auch Raczynski darüber, daß sich Kaulbach eine gute Gesundheit bewahrt. Als er erfährt, daß sich der Künstler zu sehr anstrengt und seine Gesundheit darunter leide, fordert er ihn dringend auf, sich zwei Tage in der Woche der frischen Luft oder, wenn schlechtes Wetter sei, einer fröhlichen Gesellschaft zu weihen. Ein Amerikaner, der Kaulbach gesehen und von seiner Arbeit ganz enthusiasmirt sei, habe ihm deswegen geschrieben und auch Andere hätten ihn schon darauf aufmerksam gemacht. „Behüte Sie Gott vor Kränkung und Leiden," ist fast der stete Ausklang seiner Briefe. Auch auf den October 1836 stellt er seinen Besuch in Aussicht und bittet den Maler, ihm dann ein warmes Quartier zu miethen, Schlafzimmer nebst Salon, Bedientenstube und kleiner Küche, Matratzen, verwahrte Fenster und Thüren, einiges Küchengeschirr auf fünf bis sechs Wochen. Späterhin wiederruft er diese Bestellung und will sich mit einem Zimmer im Gasthof begnügen, da er doch nicht lange in München verweilen könne, vermuthlich weil die Cholera daselbst, wenn auch leise, aufgetreten war. Er freut sich sehr auf das Wiedersehen, das sich allerdings verzögert. „Was helfen mir Ihre fetten Hühner" — bemerkt er — „Sie haben gewiß keine guten Kartoffeln, und wenn Sie keine Kartoffeln haben, so kann ich doch bei Ihnen nicht essen; ich will Ihnen ein paar mitbringen. Mein theuerster Herr Kaulbach, der Anfang dieses Briefes zeigt Ihnen, daß ich übermüthig geworden und wissen Sie, warum ich es geworden? weil mich Ihr freundlicher Brief sehr erstaunt und weil ich den Tag nahen sehe, wo ich Sie und unsere Hunnen sammt dem guten Thäter, der sie alle sticht, umarmen werde!"

(Schluß folgt.)

„Jungfräulich ist die Natur, primitiv die Menschen! Jahrhunderte alte Bäume, eine dichte verwachsene Vegetation, reichliche, wilde Gewässer, ein rauher Boden, Nachstellung wilder Thiere, ein gleichartiger Wechsel der Naturerscheinungen — kurz, der Mensch verliert sich in dem Chaos des Reichthums der Erzeugnisse, wird nur von seinem Instinkte belebt, ist in ewigem Kampfe mit Allem und Allen — und vornehmlich gegen seines Gleichen. So ist der schwarze Bewohner Centralafrikas.

Er ist Jäger und Soldat, unbesorgt um Morgen, der Arbeit des Bodens abgeneigt, mit beschränkten Wünschen und wenig Bedürfnissen. Sein Dasein geht in Kämpfen und gegenseitiger Vernichtung auf. Die Kriege führen neue Gräuel des Hasses unter den Stämmen herbei, und dieser, schon durch Ueberlieferung überkommen, wird immer wilder und unversöhnlicher. Das Gefühl der Liebe für die Kinder während der Jahre der Kindheit und die Achtung der Erwachsenen für die Eltern und die alten Leute ist fast allgemein. Die geistige Entwickelung ist eine rasche und scharf markirte, aber sie läßt rasch nach und beschränkt sich auf den engsten Kreis. Die Leute haben eine ungezügelte Phantasie, eine Lebhaftigkeit, die an Wahnwitz streift. Singen zur Mandoline, tanzen, sich betrinken sind tägliche Beschäftigungen. Tanzend feiert man die Geburten; auch die Todesfälle beklagt man unter Tänzen.

Jede Neuigkeit regt auf; die Neugierde für alles Unbekannte ist lebhaft, aufreibend. Die Bewunderung für das Schöne ist tiefgefühlt und wird enthusiastisch an den Tag gelegt. Ein Schwarzer, der einen Vogel halbtodt von einem Flintenschusse getroffen herabfallen sah, wollte in das Rohr der Waffe schauen; es war ihm der Verdacht gekommen, daß das ein Lager von Vögeln sei und er wollte das Räthsel lösen. Anfänglich gedankenvoll und stutzig geworden, machte er seiner Spannung in lärmender Heiterkeit Luft. Die Eigenschaft des Spiegels, das Bild wiederzugeben, macht sie staunen, zwingt sie zum Nachdenken und quält sie. Der Besitz einer Flasche ist für sie Grund berechtigten Stolzes. Von Natur aus mißtrauisch, fügen sie sich einer Meinung mehr aus Schlauheit, als aus innerer Ueberzeugung.

Sie lieben ihre Unabhängigkeit, ja sie sind eifersüchtig auf dieselbe; wenn sie gezwungen werden, einer Partei zu folgen, so studiren und spioniren sie, um schließlich auf Seiten des Stärkeren zu stehen".

Inhaltlich geht das Buch Casatis von seiner Abreise von Mailand im December 1879 aus und reicht bis zur Ankunft der Stanley'schen Expedition an der Ostküste Afrikas. Es ist aus zwei Gründen später als man wünschte, im Buchhandel erschienen: Der Verfasser, welcher durch König Tschua von Unjoro aller seiner Papiere beraubt worden war, mußte einen großen Theil seiner Tagebücher aus dem Gedächtnisse herstellen und wurde außerdem durch die Krankheit seines Freundes Emin Pascha in Sansibar und dann in Kairo durch die ägyptische Regierung, von der er die Auszahlung des rückständigen Gehaltes bewirken wollte, fünf Monate lang in Afrika aufgehalten, bevor er sein Vaterland wieder sehen konnte.

Das Buch ist prächtig und künstlerisch ausgestattet. H. J.

Ferdinand Kerz.

Weitere Ausbildung der Laplace'schen Nebularhypothese. Ein Nachtrag. Leipzig und Berlin. Otto Spamer, 1888. 127 und VIII Seiten gr. 8⁰ mit 3 Tafeln. *M.* 3.

Zweiter Nachtrag. Ebenda 1890. 66 und IV. Seiten gr. 8⁰. *M.* 1,60.

Seit einer Reihe von Jahren sucht Ferdinand Kerz in Darmstadt einer von ihm aufgestellten kosmogenischen Theorie Eingang zu schaffen. Er bezeichnet seine Lehre als weitere Ausbildung der Laplace'schen Nebularhypothese, also jener bekannten Theorie von der Entstehung unseres Planetensystems aus einer durch ungeheure Hitze gewaltig ausgedehnten Sonnen-Atmosphäre heraus. Kerz möchte diese Theorie weiter führen dadurch, daß er die Entstehung jener großen Hitze und die Bildung der Planeten sammt ihren Monden u. s. w. ableitet aus dem Sturze einer etwa fünfhundertfachen Erdmasse auf die Sonne. Die einzelnen Theile unseres Planetensystems ergeben zusammengenommen

etwa das 434fache der Erde; Kerz rundet dies ab auf das Fünfhundertfache der Erde, berechnet, mit welcher Geschwindigkeit diese Masse gegebenen Falls auf die Sonne stürzen mußte und bestimmt die durch den Zusammenprall erzeugte Hitze für den in die Sonne stürzenden Körper auf etwa 220 Millionen Celsiusgrade. Diese Temperaturerhöhung bewirkt, daß die fünfhundertfache Erdmasse in Gas übergeführt wird. Das Gas breitet sich im Weltenraume bis jenseits der Neptunbahn aus und geht endlich „in einen äußerst verdünnten und kalten Zustand" über, welchen Kerz als vierten Aggregatzustand in Vorschlag bringt*). Zugleich aber auch hat diese „Nebularmasse" eine Drehung von West nach Ost erhalten, weil jener die Erde an Größe fünfhundert mal übertreffende Körper die Sonne nicht in der Mitte, sondern auf der westlichen Seite getroffen hat. Es bildet die Nebularmasse ein die Sonne einschließendes Rotationsellipsoid. Von diesem Rotationsellipsoid lösen sich innerhalb der kurzen Zeit von 35 Jahren eine Anzahl von Schalen ab, welche an den Polen der Umdrehungsachse am dünnsten, in der Gleicherebene am dicksten sind. Jede der Schalen giebt einem Planeten, in einem Falle auch der Gruppe der Planetoiden den Ursprung. Denn indem die Schalen sich ablösen, gewinnen ihre Theile Bewegungen gegen die Aequatorebene hin, sie müssen folglich dort zusammenstoßen und sich zuletzt zu Planeten oder Planetoiden zusammenballen. In ähnlicher Weise leitet Kerz die Bildung der Monde, die Entstehung der Saturnringe u. s. w. ab, ebenso erklärt er aus seiner Hypothese heraus die Erscheinungen der Sternschnuppen Kometen, des Polarlichtes, Zodiacallichtes u. s. w. Kerz ist Dilettant und erklärlicherweise geneigt, die abfällige Beurtheilung oder die Nichtbeachtung seiner Ansichten seitens der Fachgelehrten der „Zünftelei" in die Schuhe zu schieben. Allein es ist ihm auch jetzt, wo er in der ersten der eingangs genannten Schriften eine mehr wissenschaftliche Darstellung gegeben hat, nicht gelungen, seine Theorie annehmbar zu machen. Es haften ihr zu viel bedeutende Mängel an, es spricht zu viel erdrückend gegen sie. Damit fällt wohl auch der eigentliche Werth der zweiten Schrift, welche in gemeinverständlicher Behandlung eine Verbreitung der Kerz'schen Lehre „durch die gebildete Laienwelt" bewirken soll. Anklang wird diese Lehre in Laienkreisen vielleicht finden, denn dort ist man — es sei nur an Falb erinnert — gerade jetzt etwas geneigt, Speculationen über kosmische Vorgänge Glauben zu schenken, auch wenn diese Speculationen von der Wissenschaft als nicht stichhaltig bezeichnet werden müssen. Lt.

*) Also erster Aggregatzustand: fest, zweiter: tropfbar flüssig, dritter: gasförmig, vierter: gasförmig, aber äußerst verdünnt und kalt!

Bibliographische Notizen.

Shakespeare'sche Probleme. Plan und Einheit im Hamlet. Von Adolf Gelber. Wien, Carl Konegen.

Die fesselnd und anregend geschriebene Arbeit zeugt von ernstem Streben nach wirklichem Verständniß der Hamlettragödie. Der Verfasser verweilt weder bei Erörterung der Vorgeschichte, noch bei der Gestaltung der Charaktere (Beides kann ja erst aus den Erwähnungen im Drama erkannt werden!), sondern er achtet aufmerksam auf den Gang der Handlung, wie er Scene vor Scene dem durch keine Vorurtheile beirrten Zuschauer entgegentritt.

Es gelingt ihm vortrefflich, einen zusammenhängenden und an jeder Stelle psychologisch begreiflichen Fortschritt der Handlung nachzuweisen; knapp und klar wird Plan und Zusammenhang der Tragödie dargelegt S. 274. Mit vollem Rechte sieht der Verfasser in der Gebetsscene (Act III., 3) den bedeutungsvollsten Wendepunkt der Handlung, nämlich die Stelle, an welcher der jetzt von der Schuld des Königs überzeugte Hamlet wirklich handeln könnte, aber es unterläßt aus einer von Leidenschaft getrübten und vernunftwidrigen Erwägung; aus dieser Unterlassung entwickelt sich folgerichtig der tragische Fortgang und Ausgang der Handlung. Zur Erreichung des vollen Verständnisses malt der Verfasser sich den Fall aus, daß Hamlet in dieser Scene nicht zurückgewichen wäre, sondern heroisch gehandelt hätte, und erörtert dabei auch die Möglichkeit, daß er nicht in gerechtem heroischen Hasse den König getödtet, sondern in gerechter heroischer Milde (S. 271) ihn zur thätigen Reue emporgeführt und in ein Kloster geschickt hätte.

Diese Ausführung ist natürlich nur hypothetisch und durch kein Wort des wirklichen Hamlet veranlaßt; wo freilich in den schön geschriebenen Reden S. 263 und 264 die Dichtung von William Shakespeare aufhört und die von Adolf Gelber beginnt, das kann der nicht ganz shakespearefeste Leser nur mit einiger Mühe erkennen. Wir hoffen aber in der That, daß die Schrift viel zur richtigen Würdigung der Hamlettragödie als eines einheitlichen Kunstwerkes beitragen wird. Lehrreich ist auch — wenn wir noch einige Einzelheiten hervorheben sollen — die Hinweisung auf die dem englischen Publikum Shakespeares noch in klarer Erinnerung lebenden Vorgänge aus der Geschichte der Maria Stuart S. 82 ff., sowie die für manche Kritiker noch nicht überflüssige Erinnerung an den religiösen Standpunkt der Zuschauer, welche den Hamlet zuerst auf der Bühne sahen.

Josef Lewinsky, selbst ein bedeutender Schauspieler, hat der Schrift Gelbers warm empfehlende Begleitworte auf den Weg gegeben. dr

Heinrich Farel. Ein elsässischer Roman von L. Spach. Deutsch bearbeitet von Hermann Ludwig. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

L. Spach hatte diesen Roman 1834 in französischer Sprache unter dem Pseudonym Louis Lavater in Paris erscheinen lassen. Das Buch machte damals Aufsehen durch die Kühnheit, mit welcher der Verfasser wirkliche Ereignisse verwerthete, wie durch die Offenheit, mit welcher er intime Vorgänge des ehelichen Lebens darlegte und durch die Unbefangenheit, mit welcher er Pariser Sittenzustände besprach. Dann aber wurde der Roman vergessen; der Verfasser selbst, der noch eine vielseitige schriftstellerische Thätigkeit entfaltete, und zwar gegen das Ende seines Lebens mit immer entschiedenerer Hinneigung zum deutschen Wesen, besaß kein Exemplar; Niemand in Straßburg kannte den Roman mehr. Es war Wilhelm Scherer, welcher bald nach seiner Uebersiedelung nach Straßburg, 1873, durch eine gründliche und feinsinnige Besprechung (wieder abgedruckt in seinen „Vorträgen und Aufsätzen") die Aufmerksamkeit von Neuem auf das bereits verschollene Buch lenkte. Jetzt wird es zum ersten Male in deutscher Bearbeitung von H. Ludwig (v. Jan) dem Publikum dargeboten.

Im literarhistorischen Interesse können wir dem Herausgeber dankbar sein. Es ist für seine Zeit und sein Ursprungsland sehr charakteristisch, dieses Jugendwerk eines talentvollen Schriftstellers, der neben der stets bewahrten Liebe zu seiner elsässischen Heimat eine Mittelstellung zwischen deutscher und französischer Bildung erkennen läßt und der einerseits unter dem Einflusse von George Sand steht, andererseits Goethes „Wahlverwandtschaften" in bedeutungsvollen Zügen nacheifert. Eine andere Frage aber ist es, ob das Buch durch seinen bleibenden ästhetischen Werth diese Wiederbelebung verdient hat. Gewiß sind alle Charaktere scharf gezeichnet und — abgesehen von einigen Uebertreibungen — lebensvoll und in sich consequent dargestellt: der glatte Weltmann und gewissenlose Genußmensch Wangenheim; sein Compagnon, der elsässische Fabrikant; zwei junge Frauen, die eine von ihrem Gatten nicht verstanden, die andere von dem ihrigen in der bedenklichsten Weise für seine Zwecke als Werkzeug gebraucht; der lutherische Landpastor und die anderen Nebenpersonen. Aber die Conflicte, welche in Bezug auf die religiöse, gesellschaftliche, eheliche Gemeinschaft zwischen diesen Personen entstehn und die Handlung des Romans bestimmen, muthen uns ganz fremdartig an; für uns würde auf der einen Seite etwas mehr Zutrauen und Verständigkeit, auf der anderen etwas weniger zwecklose Schurkerei und etwas weniger Beschränktheit in solchen Kreisen selbstverständlich sein, und dann würden alle die furchtbaren und sittlich verletzenden Endergebnisse der Handlung vermieden werden. Einen großen Genuß wird den heutigen Lesern die Lectüre dieses Buches schwerlich bereiten. Die meisten werden den Roman ebenso unbefriedigt bei Seite legen, wie dies wahrscheinlich mit einem großen Theile unserer heutigen französirenden Romane und Novellen der Fall sein wird, wenn diesen nach weiteren 50 Jahren eine neue Ausgabe beschieden sein sollte. O.

Neue Marksteine. Erzählende Dichtungen von Adolf Pichler. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1890.

Das neueste poetische Erzeugniß des greisen Dichters, das uns hier beschäftigt, spiegelt eine Charaktereigenschaft wieder, die Jeder, der ihn kennt, schon längst an ihm schätzen gelernt hat, und die ihn dem Herzen des Lesers immer wieder auf's Neue näher bringt, das ist die innige Liebe zur Heimat. Pichler liebt seine Tiroler

Berge von ganzer Seele, und ob nun seine poetischen Geschichten auf der deutschen oder auf der welschen Seite sich abspielen, immer merkt man, daß sein Herz dabei ist. Und weil er die Leute, welche er schildert, in ihren Anschauungen und Lebensgewohnheiten so genau kennt, weil er mit ihnen empfindet und denkt, so sind sie auch alle lebensvoll und lebenswahr. Der Leser sieht sie in Fleisch und Blut vor sich stehen und weiß sich sofort in ihre Gedanken und Gefühle hineinzufinden. Und darin eben besteht die Fähigkeit des echten Dichters. Gestalten wie „Fra Serafico" und der „Zaggler Franz" gehören zu dem Besten, was die moderne Epik geschaffen und gestaltet hat. Aber nicht nur moderne Figuren gelingen ihm, die er mit kräftigen Umrissen zu zeichnen, und an deren sorgfältigen Ausgestaltung er sein feines Charakterisirungstalent zu messen versteht, auch Balladenstoffe weiß er meisterlich zu verarbeiten, wie in „der ewige Jude", „der Tod des großen Pan"; und zuweilen schlägt er auch lyrische Töne an, die in ihrer Einfachheit, Frische und unverfälschten Natürlichkeit wiederum zum Besten gehören, was die poetische Sintfluth seit Langem auf den Büchermarkt geschwemmt hat. Gedichtbücher fliegen dem bedauernswerthen Kritiker heutzutage buchstäblich dutzendweise zu, aber es ist wirklich niederdrückend, zu sehen, wie dreist die absolute Unfähigkeit sich überall vordrängt und ihren Schund durch den Druck zu verewigen trachtet. Da ist es denn eine wahre Erholung, wenn man nach zwanzig solcher lyrischen Sündenregister endlich wieder einmal auf ein Buch stößt, wie Pichlers „Neue Marksteine". Dies sei unsern Lesern auf's Wärmste zur Lectüre und besonders zum Ankauf empfohlen.

F.-G.

Der eiserne Rittmeister. Roman von Hans Hoffmann. 3 Bde. Berlin, Gebr. Paetel.

Der Roman versetzt uns in das westpreußische Städtchen Marienburg und in die Zeit des russischen Krieges von 1812. Der Aufschwung gegen die französische Uebermacht bereitet sich vor, und sein stärkster Hebel ist der Kant'sche Pflichtbegriff, der in preußischen Gemüthern zur treibenden Macht geworden ist — sowohl bei dem Widerstande gegen die Fremdherrschaft, als bei der Gestaltung ihres persönlichen Lebens. Dieses Grundthema erscheint mannigfach variirt in den im Romane zusammengeführten Personen; häufig schimmert durch den Ernst der dargestellten Lebenskämpfe die Komik des Widerstreites hindurch, welche sich beim Zusammentreffen der idealistisch-philosophischen Geistesrichtung starrer Naturen mit den Gewohnheiten und Anforderungen der Wirklichkeit ergiebt. In diesen Partien des Romans zeigt Hans Hoffmann von Neuem seine Meisterschaft als Humorist; die Darstellung des Titelhelden erinnert an die plastische Komik von Cervantes und auch ein Sancho Pansa in Gestalt eines emeritirten Küsters fehlt diesem Don Quixote nicht. Auf eine Analyse der reichen Handlung des Romans sowie auf eingehende Schilderung der durchweg scharf gezeichneten Charaktere müssen wir hier verzichten. Am meisten aus dem Geiste jener Zeit heraus sind wohl die Frauencharaktere gestaltet, während es bei den männlichen Figuren an übertriebenen, ja an Karrikatur streifenden Zügen nicht fehlt. Der Charakter des Physikus bietet — auch abgesehen von der Frage, ob ein solcher Arzt um 1812 in dem Landstädtchen an der Nogat denkbar sei — selbst dem aufmerksamen Leser ein nicht ganz leicht zu lösendes Räthsel. Aber originelle Gestaltungskraft und die Gabe anziehender Darstellung hat der Verfasser von Neuem glänzend bewährt. Auch locale und provinzielle Züge sind mit geschickter und kundiger Hand angebracht.

O.

Die beiden Fiedler. Roman aus der Zeit des deutschen Bauernkrieges von Peter Philipp. Wien, C. Konegen.

Leben, Lieben und Kämpfen zweier fahrenden Spielleute und Sänger — von denen der eine, Felix, mit dem Ritter der Wagner'schen „Meistersinger" manche Züge gemein hat — in der bewegten Zeit zu Anfang des 16. Jahrhunderts bildet den Gegenstand der fesselnd geschriebenen Erzählung. Auch die saubere und gefällige Ausstattung und der correcte Druck ist lobend anzuerkennen.

O.

Harte Herzen. Zwei Erzählungen von Anton Freiherrn von Perfall. Cens. — Raßenkampf. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Das vorliegende Buch ist ein beredtes Beispiel dafür, wohin ein Schriftsteller von ansehnlicher Begabung und ursprünglich eigener Physiognomie kommen kann, wenn er nicht seinem Talente und seinem künstlerischen Gewissen folgt, son-

dern dem verdorbenen Geschmack des flachköpfigen, weichherzigen und kraftlosen Haupttrosses der großen Lesewelt zu Liebe sich zu Concessionen herbeiläßt, die offenbar seiner eigenen Ueberzeugung ebenso sehr entgegen sind, als den unantastbaren Regeln der Kunst.

Das erste der beiden in dem Buche enthaltenen Stücke, Cens, eine Erzählung aus dem bayrischen Hochlande, verdiente ein groß angelegtes und mit Meisterhand ausgeführtes Kunstwerk genannt zu werden, wenn der Verfasser durch den Schluß nicht das Ganze verdorben hätte. Die Erzählung schildert einen tragischen Conflict im bäuerlichen Leben. Die Charaktere sind mit großem Scharfblick erkannt und so treu und naturwahr gezeichnet, so lebendig beseelt, daß die Illusion den Leser niemals freiläßt, daß er sich vielmehr mitten unter diese oberbayrischen Bauern versetzt fühlt, mit ihnen empfindet und denkt, sich freut und leidet.

Und diesen schönen Erfolg der Erzählerkunst hat der Verfasser mit eigener Hand zu nichte gemacht, indem er dem Conflicte nicht den von selbst sich ergebenden, einzig möglichen Ausgang ließ, sondern einen widerlich sentimentalen Familienblätterschluß daran setzte, der sich etwa ausnimmt, wie ein Puppenkopf auf einer Apollostatue.

Der deutschen Familienmutter und ihrer höheren Tochter wird dies wahrscheinlich gefallen; wer aber nur einen Funken künstlerischen Verständnisses besitzt, wird sich angewidert davon abwenden. — Das zweite Stück, „Raßenkampf“, eine Erzählung aus der kalifornischen Goldzeit, steht durchweg nicht auf der Höhe des ersten. Es führt dem Leser eine Reihe Bilder aus dem kalifornischen Trapper- und Goldsucherleben vor Augen, die allerdings zum Theil ein lebhaftes Colorit aufweisen und von warmer Naturempfindung zeugen, aber die darin auftretenden Menschen haben doch so wenig Ursprüngliches, ihre Beziehungen zu einander sind auch hier wieder theilweise so von weichlicher Sentimentalität durchdrungen, daß man sich nicht in ein halbwildes Land, sondern in ein deutsches Rührstück mit kalifornischen Decorationen versetzt wähnt. Wir vermeiden es sonst gern, bei der kritischen Würdigung eines Buches, eine Parallele zu den Werken anderer Autoren zu ziehen, aber gerade bei dem Bestreben Perfalls, die exotische Scenerie mit besonders grellen Farben zu malen, wird der Leser unwillkürlich an Bret Hartes unvergleichliche Erzählungen erinnert, die ohne großen Apparat mit ungesuchter Einfachheit ihm die kalifornische Landschaft so lebendig vor Augen zu stellen wissen, wie das Bild einer heimatlichen Gegend. Auf die Bret Hartesche Meisterschaft, mit wenigen Strichen einen Charakter scharf zu zeichnen, wollen wir hier gar nicht kommen. Das wäre zu grausam gegen den deutschen Autor.

F.-G.

Ideale und Irrthümer. Jugenderinnerungen von Karl v. Hase. Vierter Abdruck.

Erinnerungen an Italien in Briefen an die künftige Geliebte von Karl v. Hase. Zweiter Abdruck. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Wie von dem gewaltigen katholischen Theologen Döllinger eine Reihe bedeutungsvoller Essays („Akademische Vorträge.“ München, C. H. Beck) auch dem weiteren Publicum mit Recht zugänglich gemacht worden sind, so bietet auch von dem großen protestantischen Kirchenhistoriker Karl von Hase dieselbe Verlagshandlung, bei der seine wichtigsten wissenschaftlichen Werke erschienen, dem Kreise aller Gebildeten zwei herzerfreuende Gaben.

Das erste, schon bei Hases Lebzeiten erschienene Buch enthält höchst anziehende Erinnerungen aus seiner Jugendzeit, aus dem Leben des Schülers und später des Leipziger und Erlanger Studenten, der noch als Tübinger Privatdocent wegen der früheren Theilnahme an den burschenschaftlichen Bestrebungen — die kaum Jemand edler und jugendfrischer erfaßt hatte als er — auf den Hohenasperg wandern mußte; sodann aus dem Streben und Wirken des sächsischen Gelehrten bis zur rühmlichen Berufung nach Jena (1830), wo er fast 60 Jahre in schönster Wirksamkeit verleben sollte.

Das zweite Buch ergänzt inhaltlich das erste, indem es die Eindrücke einer 1829 gemachten Reise nach Italien in Briefen an die schon damals gewonnene, aber nach Klopstocks Art als „die künftige Geliebte“ bezeichnete Braut und spätere Gattin wiederspiegelt. Diese Briefe waren auf den Wunsch der Betheiligten bei ihren Lebzeiten ungedruckt geblieben und erst 1890 von dem Sohne des Verfassers veröffentlicht; es erscheint jetzt bereits im zweiten Abdruck. In der That haben diese Reisebriefe, in denen der vielseitige

und hochgebildete Mann das in Natur, Kunst und Volksleben von Italien Geschaute der verständnißvollen Freundin schildert, einen bleibenden Werth; sie bilden ein würdiges Gegenstück zu den jetzt leider fast vergessenen Briefen Herders an Caroline Flachsland, seine Braut und spätere Gattin.

Ein treffliches Bildniß Hases aus dem Beginn der Jenaer Zeit schmückt das erste, die Nachbildung eines Portraits von Pauline Härtel aus dem Jahre 1820 das zweite Buch. P.

Naturgeschichte des Teufels, von A. Graf. Einzige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Italienischen von Dr. med. R. Teuscher. Jena, Herrm. Costenoble.

Der Teufel ist ein so wichtiger und bedeutsamer Factor in der Geschichte der Entwickelung unserer Cultur, daß es sehr verwunderlich erscheint, wie nicht schon längst Jemand auf den Gedanken verfallen konnte, ihm ein besonderes Studium zu widmen. Zwar haben sich alle Culturhistoriker mehr oder minder mit ihm zu beschäftigen gehabt, — Gustav Freytag z. B. widmet ihm in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" ein eigenes Capitel, — aber seine vollständige „Naturgeschichte" zu schreiben, ist doch bisher noch Niemandem eingefallen. Und doch fällt dieselbe mit der allgemeinen Culturgeschichte fast zusammen. Das Unternehmen des Verfassers war daher ebenso schwierig wie umfangreich. Er hat es aber vollständig zu bewältigen verstanden und ein äußerst schätzbares Werk geliefert. Daß er sein Buch nicht in der trockenen Manier gelehrter Forschung geschrieben, sondern einen frischen Erzählerton angeschlagen und auch den Humor hat mitsprechen lassen, scheint uns ein ganz besonders rühmenswerther Vorzug, zumal da dadurch dem wissenschaftlichen Werthe und der historischen Vollständigkeit kein Eintrag geschehen ist. Er theilt die Geschichte des Teufels von seinem Ursprung an mit, charakterisirt seine Persönlichkeit, classificirt die verschiedenen Teufel nach ihrem Aufenthalt, ihrem Rang und ihren besonderen Eigenschaften, beleuchtet die mannigfaltigen Aufgaben, Beschäftigungen und Liebhabereien des Teufels von ihrer ernsten und heiteren Seite, kommt auf seine Familienverhältnisse zu sprechen, widmet ein besonderes Capitel den Teufelspacten, ein anderes der Zauberei, und zwei der eingehenden Beschreibung der Hölle, und schließt, nachdem er sich eingehend mit den Niederlagen des Teufels befaßt und dieselben durch viele Beispiele aus Geschichte, Sage und Legende illustrirt hat, seine Geschichte mit dem Ende des Teufels ab, das demselben nach einem langen, geschäftigen und unruhigen Leben die Wissenschaft endlich bereitet hat. Das Buch zeugt von erstaunlichen Kenntnissen und einem wahren Bienenfleiß des Verfassers. Trotz seines unbestreitbaren wissenschaftlichen Werthes ist es doch weit davon entfernt, sich als wissenschaftliche Abhandlung zu geben. Es ist populär gefaßt und von der ersten bis zur letzten Seite äußerst fesselnd geschrieben, sodaß der Wunsch, den der Verfasser in der Einleitung ausspricht, es möge ohne Anstrengung, aber nicht ohne Wohlgefallen gelesen werden, zweifellos in Erfüllung gehen wird. F.-G.

Unter Friedrich dem Großen. Aus den Memoiren des Aeltervaters 1752 bis 1773. Herausgegeben von Helene v. Hülsen. Berlin, Gebr. Paetel.

Biographische Aufzeichnungen und Briefe, welche in die Lebensführung und Denkweise eines Offiziers der Fridericianischen Armee interessante Einblicke eröffnen. P.

Mein Onkel Benjamin. Von Claude Tillier. Deutsche Ausgabe von Ludwig Pfau. Stuttgart. Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

Dieses Buch gehört zu den Schätzen der Weltliteratur, es wird sobald nicht veralten, und überall, wo Sinn für echten, gediegenen Humor vorhanden ist, willkommen geheißen werden. Was unserer modernsten Literatur so sehr abgeht und sie so unerquicklich erscheinen läßt — der Mangel einer großen Persönlichkeit, die aus dem Kunstwerke selbst zu dem Leser spricht, hier ist sie vorhanden. Auf jeder Seite des Buches spüren wir den Hauch der großen Seele des Verfassers. Sein Humor ist von einer Tiefe und Weite des Gesichtskreises, wie wir ihn bei einem Franzosen selten antreffen. Ein kurzes Leben voll Kummer und Entbehrung, das dem Dichter beschieden war, hat seinen Charakter nicht gebeugt, sondern gestählt und zu einer der liebenswürdigsten Erscheinungen der französischen Literatur werden lassen. Das Buch ist zu bekannt, als daß wir hier näher auf seinen Inhalt einzugehen brauchten. Bemerkt sei nur

noch, daß es von Ludwig Pfau vorzüglich übersetzt und mit einer vortrefflichen biographischen Einleitung versehen worden ist. Die äußere Ausstattung ist sehr geschmackvoll und entspricht dem gediegenen Inhalte des Buches. e.

Verse. Von Theodor Suse. Berlin, A. Asher & Comp.

Es ist eine wahre Freude für den Recensenten, wenn er unter der großen Zahl von Bänden lyrischer Dichtungen, die alljährlich auf den Büchermarkt gebracht werden, endlich einmal ein Buch findet, das ihn fesselt, das ihn nicht losläßt, das er lesen muß von Anfang bis zu Ende. „Verse" betitelt der neue Dichter bescheiden seinen stattlichen Band, der mehr enthält, als Verse, nämlich Gedichte und zum Theil sehr gute Gedichte. Man sieht es dem jungen Dichter zwar noch an, aus welcher Schule er kommt, viele seiner Gedichte tragen deutlich den Stempel des Meisters, er ist die Bahn gegangen, welche folgende Namen bezeichnet: Goethe, Uhland, Eichendorff, Heine, Lenau, Mörike, Storm, und gerade seine selbständigen Gedichte beweisen, daß es die rechte Bahn gewesen, die er eingeschlagen hat. Der echte Lyriker soll uns in seine Stimmung zwingen; wie er es thut, das ist ein ewiges Räthsel, das auch der gelehrteste Aesthetiker niemals ergründen wird. Wir wissen nicht, warum die einfachsten Vierzeilen mitunter die zartesten Saiten unserer Seele berühren und erklingen machen; wir wissen nicht, warum gerade diese Zusammenstellung von Worten, die wie zufällig aussieht, uns so mächtig ergreift; wir wissen nur, daß es eben ein Dichter sein muß, der dieses Zaubers fähig ist, der die Wünschelruthe besitzt, von welcher Eichendorff singt:

„Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst Du nur das Zauberwort."

Theodor Suse besitzt diese Wünschelruthe sicherlich und er wird sie hoffentlich mit immer größerer Meisterschaft zur Anwendung bringen, sobald er sich ganz auf sich selbst verläßt. Nicht selten begegnen wir in seinen Gedichten noch Wendungen, die fast wörtlich dem Einen oder dem Anderen der oben genannten Dichter angehören, ohne daß es mir hierbei einfiele mit dieser Bemerkung den Vorwurf des Plagiats zu erheben. Dergleichen ist nur zu natürlich und läßt sich in Storm's Gedichten ebenso nachweisen wie in denen seiner großen Vorgänger.

Fragen wir nach den Gegenständen, die Suse besingt, so müssen wir sagen, es sind dieselben, welche alle echten Lyriker besungen haben und die sie auch in Zukunft immer besingen werden, d. h. Alles, was Menschenherz bewegt. Er sagt es in seinem schönen Widmungsgedicht selbst, wovon sein Buch wiedertönt:

„Es tönt nur von den ewig alten Dingen,
Die blühen und vergehn und wieder blühen
Und erst bei dem dereinstigen Verglühen
Der Sonne sich zu Gott hinüberschwingen."

Dazu ist er ein Meister der Form, die er in den verschiedensten Gattungen handhabt. Wir setzen statt jeder weiteren Kritik — indem wir dem Leser rathen, das Buch selbst in die Hand zu nehmen — eines der kleineren Gedichte zur Probe hierher:

Nur keine Worte, daß der Traum verweht —
Ein selig stummes Aneinanderschmiegen,
Das ist die Sprache die das Herz versteht;
Das andre sind nur kalte, blasse Lügen.

Wer weiß noch morgen, was er heute sagt,
Und wer noch heut', was gestern er gesprochen?
Den Schwur, den heute Deine Lippe wagt,
Hat morgen Lust schon oder Scham gebrochen.

Doch was die Hände kosend mir vertraut,
Der Lippen heißes Aufeinanderpressen,
Der Glanz, der feucht aus Deinen Augen blaut —
Das redet mehr und das wird nicht vergessen . . .

Und dann: kennst Du den Grund der Majestät,
Der ew'gen Anmuth, die dem Marmor eigen?
Es lebt, Du fühlst es — doch den Mund umweht
Ein Hauch von tief geheimnißvollem Schweigen.

e.

Die Früchte der Bildung. Lustspiel in vier Aufzügen von Leo Nikolajewitsch Tolstoj. Genehmigte Uebertragung von Raphael Löwenfeld. Berlin, Richard Wilhelmi.

Dieses neuste dramatische Werk des großen russischen Dichters zeigt ihn noch im Vollbesitze seiner poetischen Kraft. Die Vorzüge Tolstojs, seine wunderbare Gabe der Menschendarstellung, seine Fähigkeit zu charakterisiren, so daß man die geschilderten Menschen leibhaftig vor sich sieht, daß sich uns die geheimsten Regungen ihres Innern offenbaren, tritt in dem vorliegenden Lustspiele wieder glänzend zu Tage. Es ist eine Satire auf den Spiritismus, und insofern der Titel des Stückes eigentlich nicht richtig gewählt. Denn wenn der Spiritismus auch vornehmlich in den höheren Ständen Eingang gefunden hat, so ist er doch keineswegs als eine Frucht der Bildung und Aufklärung anzusehen, deren nachtheilige Folgen der Dichter in seinen letzten Schriften nachzuweisen versucht. Sehen

wir aber ganz von der Tendenz ab, die den Dichter zur Abfassung des Stückes bewogen haben mag, so müssen wir zugeben, daß wir es mit einem hervorragenden Erzeugniß der komischen Muse zu thun haben. Namentlich das niedere Volk, die Bauern und die Dienerschaft, sind dem Dichter vortrefflich gelungen; ihre Schilderung nimmt auch den breitesten Raum in dem Lustspiele ein. Man muß sich nur wundern, daß Tolstoj bei der ländlichen Beschäftigung, der er sich jetzt haupt[illegible] hingiebt, noch Zeit und Kraft ge[illegible] hat zu einem so feinen poetischen [illegible]

Die Uebersetzung von Raphael [illegible]feld, einem der gewiegtesten Kenne[illegible] russischen Sprache und Literatur, [illegible] wie ein Original und verspricht [illegible] für die Gesammtausgabe von T[illegible] Werken, die Löwenfeld veranstalte[illegible] auf welche wir später ausführlich [illegible] kommen.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Aus fremden Zungen. Eine Halbmonatsschrift. Herausg. von J. Kürschner. 1891. Heft 2, 3. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ballestrem, Eufemia Gräfin, Zur Attaque! Heitere Geschichten. Dresden, Verlag des Universum.

Bibliothek der Gesammt-Litteratur des In- und Auslandes No. 477–489.: Alfred Steuer, Galizische Ghettogeschichten und Bilder. Lessing, Hamburgische Dramaturgie. Bret Harte, Der Pflegling der goldenen Pforte. Deutsch von Paul Heichen. Claude Tillier, Mein Onkel Benjamin, deutsch von Theodor Bergfeldt. E. Th. A. Hoffmann, Das Majorat. Jules Verne. Eine Idee des Doctor Ox. Deutsch von Karl Albrecht. Franz Freiherr von Gaudy, Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen. Halle, O. Hendel.

Bornemann, W., Plattdeutsche Gedichte. Mit Federzeichnungen von Th. Hosemann. 8. Aufl. Lieferung 1. Berlin, R. v. Deckers Verlag.

Brücke, E., Schönheit und Fehler der menschlichen Gestalt. Mit 29 Holzschnitten von H. Paar. Wien, W. Braumüller.

Drummond, H., Pax Vobiscum. Deutsche autoris. Ausgabe 1.–6. Auflage. Bielefeld u. Leipzig. Velhagen & Klasing.

Gedan, K., Ein Mörder. Schauspiel in einem Aufzuge. Basel, B. Schwabe.

Hamerling, R., Der König von Sion. Illustr. von A. v. Roessler u. H. Dietrichs. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Der wirthschaftliche Haushalt der deutschen Familie. Zweite Aufl. Leipzig, F. Reinboth.

Himmel und Erde. Illustr. naturwissensch. Monatsschrift. Herausg. von der Gesellschaft Urania. 1891, März. Berlin, Herm. Paetel.

Hohenfeld, H., Elisabeth von Ungarn. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, O. Mutze.

Keiter, H., Fr. W. Weber, der Dichter von „Dreizehnlinden“. Eine Studie. 3. verm. Aufl. Mit einem Portr. Paderborn, F. Schöningh.

Knortz, K., Geschichte der Nordamerikanischen Literatur. Zwei Bände. Berlin, H. Lüstenöder.

Körner, Fr., Die weltgeschichtlichen Kämpfe des Alterthums nebst geographischen und kulturgeschichtlichen Bildern. Gotha, Fr. A. Perthes.

Kühn, W., Goethes Leben und sein Faust. Eine Untersuchung. Berlin, Mayer & Müller.

Leixner, O. v., 1888 bis 1891. Soziale Briefe aus Berlin. Mit besonderer Berücksichtigung der sozialdemokratischen Strömungen. Drittes Tausend. Berlin, Fr. Pfeilstücker.

Litten, J., Der Modedichter. Eine literarische Humoreske. Elberfeld, Baedeker'sche Buch.

Ludwigs Otto, Gesammelte Schriften. Lieferung 1. 2. Leipzig, Fr. W. Grunow.

Mayer, E., Handbuch der Astrologie. Berlin, R. v. Deckers Verlag.

Mielke, R., Die Revolution in der bildenden Kunst. Berlin, J. Bohne.

Nansen, Fr., Auf Schneeschuhen durch Grönland. Autoris. Uebers. Mit 160 Orig.-Abbildungen und 4 Kartenbeilagen. Lieferung 9. 10. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Napolski, St. v., Karl Weise, ein Sänger nach dem Herzen des Volkes. Berlin, M. Schorss.

Peters, C., Die deutsche Emin-Pascha-Expedition. Mit Vollbildern und Textabbildungen. Mit dem Portr. des Verfassers nach Franz von Lenbach und einer Karte. Viertes Tausend. München, R. Oldenbourg.

Rokitansky, V., Ueber Sänger und Singen. Wien, A. Hartleben.

Scheidlein-Wenrich, C. v., Aus dem Irrenhause. Dreizehn Erzählungen merkwürdiger Irrsinnsfälle. Mit einem Vorwort von Fr. Schlegel. Wien, A. Bauer.

Schwebel, O., Aus Alt-Berlin. Stille Ecken und Winkel der Reichshauptstadt in kulturhistor. Schilderungen. Mit 308 Illustr. Berlin, H. Lüstenöder.

Städte, Bilder und Landschaften aus aller Welt. 1891. Heft 2. Zürich, J. Laurencic.

Strecker, K., Familie Knippe. Roman. Leipzig, W. Friedrich.

Stricker, R., Die Behandlung der Nervenkrankheiten. Gemeinverständlich dargestellt. Stuttgart, Otto Weisert.

Wachenhusen, H., Aus bewegtem Leben. Erinnerungen aus dreissig Kriegs- und Friedensjahren. Band II. (Schluss). Strassburg i. E. Strassburger Druckerei vorm. R. Schultz & Co.

Wechsler, E., Karl Frenzel. Mit Frenzels Portrait. (Die moderne Literatur in biograph. Einzel-Darstellungen I.) Leipzig, W. Friedrich.

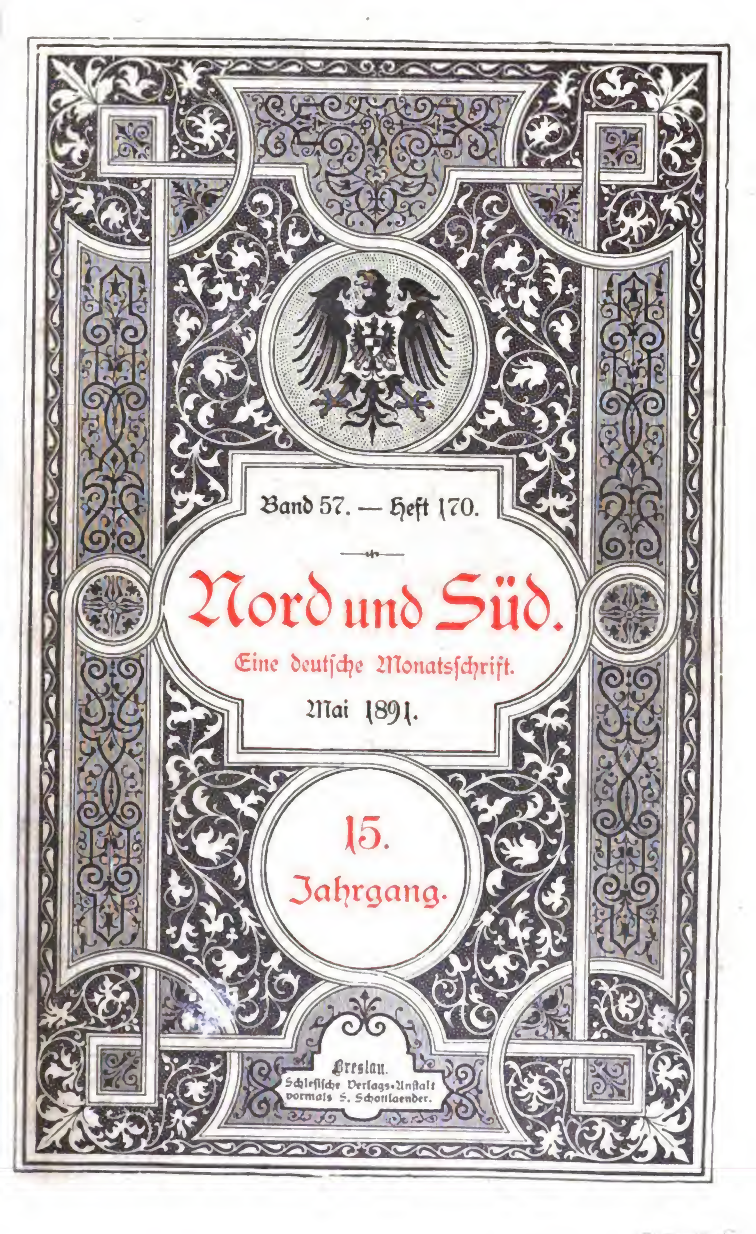
Wichmann, Fr., Lydia. Blätter der Erinnerung. Leipzig, R. Claussner.

Wolzogen, E. v., Die kühle Blonde. Berliner Sittenbild. Zwei Bände. (Engelhorns allgem. Roman-Bibliothek. VII. Jahrg. Band 13). Stuttgart, J. Engelhorn.

Zoeller, E., Die Universitäten und technischen Hochschulen. Ihre geschichtliche Entwickelung und ihre Bedeutung in der Cultur, ihre gegenseitige Stellung und weitere Ausbildung. Berlin, W. Ernst & Sohn.

Zur See. Herausg. von v. Henk u. E. Niethe. Mit über 100 Original-Illustr., 2 Karten und 1 Flaggentafel. Lieferung 7–9. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

In Vertretung des Herausgebers verantwortlicher Redacteur: Karl Jaenicke in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.


Band 57. — Heft 170.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Mai 1891.
15.
Jahrgang.
Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Mai 1891.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Hermann Sudermann.
Radirung von Ludwig Kühn in Nürnberg.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.



Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

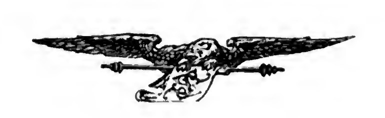
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LVII. Band. — Mai 1891. — Heft 170.

(Mit einem Portrait in Radirung: Hermann Sudermann.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.



Frau Larsen's Sohn.

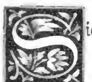
Erzählung.

Von

John Paulsen.

— Kopenhagen. —

Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von E. Bransewetter.



Sie war nur eine Handelsfrau; sie verkaufte Aepfel, Kuchen und Brustzucker. Sommers und Winters, in strömendem Regen, in Sonnengluth und Schneetreiben saß sie mit ihren Körben auf demselben Platz draußen vor dem Theater, durch eine vorspringende Wand ein wenig geschützt.

„Schnupf-Bolette" nannten sie die Gassenjungen, da sie fleißig aus ihrer Dose ein Priesschen nahm — aber anständige Leute redeten sie Frau Larsen an. Das war ihr richtiger Name.

Im Sommer trug sie ein verschossenes, carrirtes Zitzkleid, eine schmutzige, schwarze Schürze und einen runden Hut, welcher dem der Frauen von Amager*) ähnelte. Im Winter war ihre Kleidung noch merkwürdiger. Dann hatte sie große, mit Stroh gefütterte Holzpantoffeln auf den Füßen und war in die verschiedenartigsten Kleidungsstücke und alte Lumpen so eingehüllt, daß man kaum die Spitze ihrer rothen erfrorenen Nase entdecken konnte. Sie erinnerte in ihrer soliden Einpackung an den kupferrothen Kaffeekessel an ihrer Seite, welcher dicht in Lappen eingewickelt war, um warm erhalten zu werden.

In ihrer Winterkleidung ähnelte sie übrigens mehr einem Manne, als

*) Insel gegenüber Kopenhagen mit reichem Gemüsebau.

Das Erste, was sie nach dem Tode ihres Mannes that, war, daß sie den kleinen Jens Christian aus der Volksschule nahm und ihn in eine bessere Schule schickte, wo er „etwas Ordentliches" lernen könnte und mit den Kindern „ordentlicher Leute" zusammen kommen. Frau Larsen hatte in ihrer ersten Jugend in „feinen Häusern" gedient, und seit dem lag ihr die „honette ambition" im Blute. — Wenn sie die Mittel hatte, das theure Schulgeld für Jens Christian zu bezahlen, warum sollte sie es dann nicht thun? Ihr Sohn war so hübsch und klug und hatte so nette Manieren, daß er unter all' die „einfachen Jungen" nicht hingehörte, welche sich unten an den Brücken herumtrieben.

Er würde einmal etwas Großes werden, dessen war sie sicher. Und dann würde er seiner armen Mutter Alles reichlich vergelten, wie sie sich für ihn abgemüht und abgeplagt hatte. Denn Gemüth besaß er.

Großes Aufsehen erregte bei den Nachbarfrauen der Sommermorgen, da Jens Christian in zierlichem Anzug, schwarzer Bluse und weißem Leinenkragen, mit blanken Stiefeln auf den Füßen (die Kinder der Nachbaren gingen alle in Holzschuhen) durch die armen Gassen stolzirte, mit hübsch eingebundenen Büchern und einem langen, polierten Lineal unter dem Arm. Sein blondes Haar war mit Wasser in einer Locke zur Wange vorgekämmt, und die kleine Nase hob er in die Höhe.

Jens Christian sollte seinen vornehmen Schulgang beginnen.

Frau Diriks, welche an ihrem Fenster stand und ihre kümmerliche Geranie begoß, wollte er nicht einmal grüßen — und doch war sie immer so gütig gegen ihn gewesen und hatte ihm so manche Kleinigkeit, wie Goldpapier, Spielzeug und Knallerbsen geschenkt.

„Sieh, sieh!" murmelte sie. „Der Sohn von der Schnupf-Bolette wird stolz! — Na, sehen wir, wie lange die Herrlichkeit dauern wird."

Jens Christian zeigte sich indessen als ein tüchtiger Schüler. Er wurde bald nach einer höheren Klasse versetzt.

Frau Larsen triumphirte. Aber die Nachbaren blieben deshalb ebenso böse. Frau Larsen hatte ihrem Sohn nämlich verboten, mit ihren schmutzigen und unartigen Kindern zu spielen. Er hätte in der Schule feinere Freunde bekommen. Namentlich war Frau Diriks wüthend. War ihr Olaf etwa nicht ebenso gut wie der geputzte Jens Christian? Was für eine Unverschämtheit! — Frau Larsens Mann war nur ein einfacher Handwerker gewesen — das wußte Gott und Jedermann — und sie selbst war jetzt bis zum gemeinen Handelsweib heruntergekommen, während Frau Diriks mit einem — königlichen Postboten verheirathet war und also zum Beamtenstande gehörte. Außerdem war sie mit Michaelsen verwandt, welcher den großen Bäckerladen auf dem Markte besaß.

Je größere Fortschritte Jens Christian in der Schule machte, desto hochmüthiger wurde er — und desto mehr sah er seine einfache und unwissende Mutter über die Achsel an. Allein sie merkte nichts, sie war glücklich,

wenn sie nur in seiner Nähe sein und ihn von seinen tüchtigen Lehrern erzählen hören und sein Censurbuch studiren konnte, in dem nur gute Zeugnisse zu finden waren.

Abends, wenn er seine Arbeiten machte, strickte sie für ihn Strümpfe, indem sie einen alten Psalm vor sich hinsummte. Aber wenn dann Jens Christian mit finsterer Miene vom Buche aufblickte, schwieg sie erschreckt. Bisweilen nahm sie die alte schwarze Katze, welche zu laut schnurrte, mit sich und ging in die Küche hinaus, damit der Sohn allein und ungestört mit seiner Arbeit sein könne.

Er vermied es stets, mit seiner Mutter zusammen auf der Straße gesehen zu werden. Einmal, als er ihr mit ihren Körben unterm Arm begegnete, — keuchend und schwitzend kam sie daher und sah in ihrem alten Anzug recht häßlich aus — sprang er in einen Thorweg hinein und verbarg sich dort, bis sie vorüber war. Wenn sie am Sonntag, wo sie sich bisweilen freimachte, ihn aufforderte, mit ihr spazieren zu gehen oder sie zur Kirche zu begleiten, fand er tausend Entschuldigungen, um ihrer Gesellschaft zu entgehen. Er hätte soviel auf zum Montag zu lernen, oder er hätte Kopfschmerzen, oder er wollte einen seiner Schulkameraden besuchen.

Dann ging die Mutter allein — ihr war ein wenig schwer um's Herz, aber da sie von der Liebe des Sohnes überzeugt war, vergaß sie bald die traurigen Gedanken und freute sich bei der Erinnerung, wie gerade und hübsch ihr Jens Christian gewachsen war, wie gutes Zeugniß ihm die Lehrer gaben, und wie ihn die neue Sonntagsjacke mit den blanken Knöpfen kleidete. Ja, sie hatte sie manche saure Stunde und manchen kostbaren Schilling gekostet, diese Jacke — aber dafür war er auch so freudestrahlend gewesen, als er sie bekam. Er lief sogleich zum Spiegel und musterte sich, sowohl von vorn, als von hinten — und dann wollte er sie auch Wochentags anziehen, aber das verbot sie ihm. Er müßte Maß halten mit dem Staat. Er wäre doch auch kein Bürgermeisterssohn.

Die Schule, welche er besuchte, lag weit von seinem Heim entfernt, und unter seinen Kameraden war beinahe keiner, welcher wußte, daß er der Sohn der „Schnupf-Bolette" sei, denn sie wohnten alle in dem entgegengesetzten Theil der Stadt, wo die Schule lag.

Er erzählte es keinem; das ließ er wohl bleiben.

Vor dem Platz am Theater, wo die Mutter mit ihren Körben saß, hatte er eine so furchtbare Scheu, daß er immer einen großen Umweg machte, wenn er nach Hause ging. Und immer schlich er sich mit rothen Backen und mit Herzklopfen an dem Stand der Mutter vorbei, wenn die Umstände ihn dazu nöthigten. Man hätte meinen können, er hatte etwas Böses gethan. Einmal entdeckte ihn die Mutter und rief ihm freundlich mit ihrer heiseren Stimme nach: „Jens Christian, komm her, Du sollst einen feinen Kuchen bekommen!" — aber er that, als wenn er nichts hörte und rannte davon, indem ihm das Herz bis in den Hals hinauf klopfte.

Eines Nachmittags traf er einen seiner Kameraden in der Nähe des Theaterplatzes. Derselbe hatte gerade sein Taschengeld bekommen und wollte nun flott sein und für Jens Christian etwas spendiren.

„Laß uns zur Schnupf=Bolette gehen!“ sagte er, „und Aepfel kaufen.“

Jens Christian wurde bis an die Haarwurzeln roth. Sollte er den Unverschämten ersuchen, den Mund zu halten, ihm offenbaren, daß die Frau, welche er verspottete, seine Mutter sei, welche ihn so lieb hatte und so schwer für ihn arbeitete? Nein, nein, er konnte dieses Bekenntniß unmöglich über die Lippen bringen! Er würde vor Scham sterben.

„Ich habe keinen Appetit auf Aepfel,“ antwortete er leise — und sagte dem Kameraden adieu, indem er die entgegengesetzte Richtung einschlug.

Am Abend desselben Tages schenkte die Mutter ihm ein kleines Saffian=Notizbuch, welches er sich lange gewünscht hatte. Da sah er sie unsicher an — und dunkel rührte sich etwas in seinem Kinderherzen. Er hatte sie heute ja verleugnet. —

Das jährliche Examen kam und die Eltern der Schüler waren eingeladen, demselben beizuwohnen. Frau Larsen freute sich so auf dieses Fest. Sie wollte an dem Tage ihre Körbe im Stiche lassen und sich ein „ordentliches Kleid“ anziehen, um Zeuge von Jens Christians Triumphen zu sein, wenn er niemals „stecken blieb“, sondern dem Lehrer auf die schwierigsten Fragen antworten konnte. Aber Jens Christian bat sie so hübsch zu Hause zu bleiben. Er würde so ängstlich sein, wenn die Mutter dasäße und ihm zuhörte, sagte er, er wäre nicht an ihre Anwesenheit in der Schule gewöhnt, außerdem wäre sie ja auch schwerhörig, sodaß sie nichts von dem Allen verstehen würde, er aber würde in der Verlegenheit Alles vergessen, was er könnte, Alles, was er mühsam im Laufe des Jahres gelernt hatte — und das könnte doch wohl nicht ihr Wunsch sein?

Die Mutter seufzte — und wanderte mit ihren Körben zum Theaterplatz, anstatt das festlich geschmückte Schullocal zu besuchen.

Aber wie sie am Abend strahlte, als sie erfuhr, daß ihr lieber Jens Christian der Erste in der Klasse werden würde. Sie gab ihm ein blankes Vierschillingstück, und sein Abendbrot wurde leckerer als gewöhnlich. Er bekam Buttergrütze mit Rosinen darin, sein Lieblingsgericht.

Es war an einem Winterabend um die Zeit der Dämmerung, wenn die Laternen angezündet werden. Jens Christian kam aus der Schule, es war sehr kalt, ihm froren Hände und Füße, und um schneller nach Hause zu dem warmen Kachelofen zu kommen, unterließ er es, den gewöhnlichen Umweg zu machen und schlich sich an dem Stand der Mutter vorbei. Plötzlich blieb er klopfenden Herzens stehen. Er entdeckte ein paar Gassenjungen, welche sich damit belustigten, nach der wunderlichen Kopfbedeckung der „Schnupf=Bolette“ Schneeballen zu werfen. Sie zielten nach derselben, trafen aber ihre Nase und ihre Wangen. Jens Christian schnaubte vor Wuth, ballte die Hände zusammen, wollte hervorstürzen und seine Mutter vertheidigen,

aber da geschah es in demselben Augenblick, daß einer seiner jungen, „feinen“ Schulkameraden vorüberkam — und er blieb unbemerkt auf derselben Stelle stehen, die geballten Hände in den Hosentaschen, ohne den Muth zu haben, Partei zu ergreifen.

Ein Schutzmann näherte sich. Die Jungen ergriffen die Flucht, während die Mutter ihr Gesicht vom Schnee reinigte. Nun erwachte Jens Christian wie aus einem Traum, er sprang den Jungen nach, packte den kleinsten, einen kleinen Bengel von fünf bis sechs Jahren, und bearbeitete seine Ohren so, daß der Kleine jämmerlich anfing um Hülfe zu schreien.

Aber was nützte es, daß der Kleine seine Züchtigung bekam? Er selbst, Jens Christian war es, der sie verdient hatte. Heute hatte er abermals seine Mutter verleugnet — und diese Verleugnung war schlimmer als die erste. —

„Bist Du krank, Jens Christian?“ fragte ihn die Mutter an demselben Abend. „Du siehst so blaß aus, mein Junge.“

„Nein, mir fehlt nichts, Mutter,“ sagte er, betrachtete eine Secunde ihr bläulich-rothes, gutmüthiges, erfrorenes Gesicht — und beugte sich dann tief, tief über seine Bücher herab.

„Du lernst zu viel, Kind,“ sagte die Mutter. „Wirklich zu viel.“

Aber diese Nacht schlief Jens Christian nicht so ruhig, wie sonst. Noch war er nicht ganz verdorben, noch gab es in dem Kinderherzen weichere Saiten, welche bei einem guten Worte, bei einem liebevollen Blick erbebten . . . Bitterlich bereute er seine Feigheit . . . . Warum war er eine solche Memme gewesen und hatte nicht gewagt, seine Mutter zu vertheidigen? Warum hatte er wie ein Fremder dagestanden und war ruhig Zeuge davon gewesen, wie man sie zum Besten hatte?

Er lag mit geschlossenen Augen da und rief sich die peinliche Scene in's Gedächtniß zurück. Er erinnerte sich des Blickes der Mutter, als die Jungen sie mit Schnee warfen. Wie voll ruhiger Nachsicht derselbe gewesen, beinahe lächelnd — sie hatte kleine Kinder ja so gern — und doch hatten die harten Schneeballen ihr sicherlich wehe gethan, sie geschmerzt und gebrannt, und das kalte Schneewasser war an ihrem bloßen Halse herabgetröpfelt. — Resignirt hatte sie sich den Schnee abgeschüttelt und dann eine Priese Schnupftabak genommen. Dieser letzte Zug rührte ihn besonders, er wußte nicht warum — aber plötzlich brach er in Thränen aus . . . . Da entsann er sich der biblischen Erzählung von dem Apostel, welcher seinen Herrn und Erlöser so jämmerlich verleugnete — sie hatten dieselbe gerade in der Religionsstunde durchgenommen — und er weinte noch mehr und noch bitterer.

Er gelobte feierlich sich selbst, daß er sich niemals mehr seiner Mutter schämen wollte.

Am nächsten Morgen empfand er das Bedürfniß, der Mutter im Stillen Abbitte zu leisten, ihr eine Liebkosung oder ein freundliches Wort

zu geben — aber ein falsches Gefühl des Stolzes hielt ihn davon zurück. Die Situation war ihm auch zu nüchtern dazu. Die Mutter stand in ihrer alten blauen Düffeljacke und dem alten Wollshawl und spülte die Kaffeetassen ab.

Bald darauf wurde es ihm klar, daß sein Geheimniß nicht mehr wohl bewahrt war. In der Zwischenstunde gerieth er mit einem Kameraden in Streit. Das eine Wort gab das andere. „Geh Du nur nach Hause und schnupfe an Deiner Mutter Körben!" sagte schließlich der Kamerad und gab ihm eine Ohrfeige.

Jens Christian wurde roth wie Blut, in seiner Verlegenheit dachte er nicht einmal daran, sich zu vertheidigen. Aber von dem Tage an wurde er eigenthümlich demüthig seinen Kameraden gegenüber und suchte ihnen alle möglichen kleinen Dienste zu leisten. — —

Dann nahte die Zeit der Confirmation heran. Er ging ein halbes Jahr zum Unterricht, und es zeigte sich, daß er viel Nutzen aus seinem Religionsunterricht in der Schule gezogen hatte. Der Pfarrer klopfte ihm ein paar Mal auf die Wange und lobte ihn für seine geschickte Auslegung von einigen schwierigen Schriftstellen.

Der große Tag näherte sich.

Wie ihm davor graute, wie er zitterte. — Ach, dieser schreckliche Confirmationstag! — Es war nicht die öffentliche Prüfung in der Kirche, wovor er Furcht hatte, denn er konnte seinen Pontoppidan*) aus- und inwendig — nein, er fürchtete sich, weil er sich an diesem Tage, zum ersten Mal, öffentlich an der Seite seiner Mutter zeigen sollte. Er konnte seinem Schicksal nicht länger entgehen. Nach altem Brauch begleitete nämlich die Mutter ihren Sohn zur Kirche — und die alten Bürger fanden, das wäre ein guter und hübscher Brauch. Vaterhaus und Kirche schlossen gleichsam eine höhere Vereinigung.

Aber der Weg von Jens Christians Wohnung bis zur Domkirche war weit. Er mußte viele Straßen der Stadt passiren. — Die ganze Welt würde dann erfahren, daß die „Schnupf-Bolette" seine Mutter war.

Ach diese Schande, wie sollte er sie nur vermeiden? Er grübelte und grübelte, fand aber keinen Ausweg. In seiner Noth betete er zu Gott, seine Mutter möchte an dem Tage krank werden, nicht gefährlich, bat er, nur ein Bischen, genug, um sie von der Kirche fernzuhalten.

Und doch war die Mutter gerade in diesen Tagen so rührend gut gegen ihn. Sie schenkte ihm Vaters alte silberne Uhr, welche bis dahin wie eine Reliquie an der Wand über der Commode gehängt hatte, ein Gegenstand von Jens' ständiger Bewunderung und Begehren, und bei Schneider Madsen bestellte sie für ihn einen recht feinen schwarzen Anzug, Jacke, Weste und Hosen. Und jeden Abend im letzten halben Jahr hatte sie für ihn genäht

---

*) Herausgeber des norwegischen Katechismus.

und gestrickt. Er würde soviel Strümpfe und Hemden bekommen, meinte die Mutter, als kaum ein Prinz hatte.

Der Confirmationstag brach an. Ein klarer Märztag! Jens Christian war an diesem Morgen früher auf als gewöhnlich. Bereits um sechs Uhr war er in vollem Staat, rein gewaschen und pomadisirt. Er stand lange vor dem kleinen caputen Spiegel und betrachtete seinen neuen, schwarzen Anzug, die Uhrkette und die kleine, goldene Shlipsnadel, welche die Mutter ihm geschenkt hatte. Mit Wohlbehagen bemerkte er, daß ein kleiner, dunkler Schatten von Flaum über seinen Lippen lag. Nun war er ja bald ein erwachsener Mann.

Die Toilette der Mutter nahm längere Zeit in Anspruch. Frau Larsen war ja auch so gar nicht gewöhnt „im Staat" zu sein. Sie fühlte sich am wohlsten in ihrer alten Handelsfrauentracht. Aber wenn sie sich einmal ausputzte, that sie es auch gründlich.

Jens Christian wurde ganz verblüfft, als sie hereinkam. Und mit dieser Vogelscheuche sollte er durch die ganze Stadt wandern! — Das wurde ein wahrer Spießruthenlauf. Alle würden sich nach Ihnen umkehren und lächeln; dessen war er sicher.

Es war noch zur Zeit der Krinolinen, und Frau Larsen wollte in ihrer Sonntagskleidung gern der Mode folgen. Sie trug einen wahren Riesenballon von steifem Fischbein unter ihrem schwarzen Wollkleide und über die Schultern ihren alten Brautshawl, welcher ursprünglich weiß gewesen, nun aber von Alter vergilbt und mit grünen Palmen und rothen Rosen in den Ecken verziert war. In den Ohren hatte sie ein paar lange Korallengehänge und auf dem Kopf eine Art von Haube, mit alten, rauschenden Spitzen und langen, flatternden Bändern von bunter Farbe. Um das Gesangbuch hatte sie zierlich ihr großes, weißes Taschentuch gefaltet, welches ganz feucht von Eau de Cologne war, welche sie reichlich darauf gegossen hatte.

Strahlend und feierlich war ihre Miene. Man konnte ihren Augen ansehen, daß sie geweint hatte — aber diese Thränen waren leicht und milde gewesen, wie ein Frühlingsregen.

„Gott segne Dich, Jens Christian!" sagte sie. „Wie hübsch Du bist!" fügte sie hinzu und berührte vorsichtig seine feinen Kleider. „Jetzt ähnelst Du Deinem Vater."

Die Glocke begann bereits mit langen metallreichen Schlägen zu läuten. Von einzelnen Nachbarhäusern sah man Confirmanden bescheiden heraustreten, begleitet von festlich gekleideten Eltern und Geschwistern. Die Glocke läutete noch immer, die Kirchengänger füllten die Gasse — und der Sonntag wurde doppelt feierlich, meinte Frau Larsen. Sie mußte ihr Eau de Cologne duftendes Taschentuch auflösen und sich die Augen wischen. Herr Gott, daß ihr Mann so zeitig abberufen werden mußte! Wenn er jetzt am Leben gewesen und diesen Freudentag mit ihr erlebt hätte!

„Bist Du noch nicht fertig, Jens Christian?" fragte ihn die Mutter, während er wie im Traum dastand. Er hatte weiter keinen Vorwand, die Wanderung aufzuschieben, und mit einem Seufzer machte er sich fertig, der Mutter zu folgen.

Der Himmel war blau, mit silberweißen Wolken am Horizont, die gewaltigen Fjällen (Berge) standen glitzernd wie nach einem Bade, die Erde war feucht, sodaß die Schuhe leichte Spuren in ihr zurückließen, es wehte der Südwind, sodaß die Flaggen, welche auf den Schiffen im Hafen aufgehißt waren, lustig flatterten und über der ganzen Stadt lag die sonnenglänzende, arbeitslose, schläfrige Stille des Feiertages.

An der Seite der Mutter ging Jens Cristian die Gasse entlang. Er war verschämt und doch stolz, er fühlte sich als bedeutende Person, er spielte zum ersten Mal in seinem Leben eine hervorragende Rolle. Dieser Tag war ihm zu Ehren, dem Confirmanden, für ihn wehten diese Flaggen und läuteten die Glocken.

Die Nachbarfrauen standen am Fenster auf Posten, um die Vorüberkommenden zu mustern. Hinter ihrer Geranie stand Frau Diriks, und es kam Jens Christian vor, als wenn sie ihm höhnisch zulächelte. Die Krinoline der Mutter war auch so unförmlich und zudem an einer Stelle entzwei, so daß das Fischbein durch das Kleid durchzudringen suchte — und ihre langen, bunten Haubenbänder flatterten wie ein Nothsignal weit hinter ihr her.

„Mutter, ich muß wieder nach Hause zurück! Ich habe mein Gesangbuch vergessen."

„Bist Du verrückt, Junge? — Du wirst sehen, wir kommen zu spät."

„Sicher nicht. Geh' Du nur voraus zur Kirche, Mutter, während ich nach Hause laufe und das Buch hole. Ich werde Dich an der Kirchenthüre schon wiederfinden."

„Nein, nein, Kind. Ich warte hier auf Dich. Ich verlasse Dich nicht, bevor Du wohlbehalten in der Sakristei bist. Spute Dich nur!"

Die Glocken läuteten schneller und schneller, als wenn sie in athemloser Angst nach jemand riefen.

Jens Christian begann mit verlegenem Gesicht in seiner Jacktasche herumzusuchen.

„Ich glaube, ich habe es doch," rief er mit erheuchelter Zufriedenheit — und zog das Gesangbuch aus der Hintertasche hervor.

„Gott sei Lob!" sagte die Mutter. „Aber wie kannst Du so gedankenlos sein? — Na vorwärts!"

Nach diesem mißglückten Fluchtversuch ging er neben der Mutter weiter. Sie erreichten die belebte Hauptstraße, welche Jens Christian besonders fürchtete. Er eilte, ohne sich umzusehen, mit hastigen Schritten, mit schamglühenden Wangen dahin. Die schwarzen Lederhandschuhe, welche ihm viel zu groß waren, waren in die Luft hinausgespreizt, sein pomadisirtes gelbes Haar

glänzte in der Sonne, und die neuen blanken Schuhe knarrten bei jedem Schritt, welchen er auf dem Boden machte.

„Geh nicht so schnell, Kind," sagte die Mutter keuchend und richtete an ihren Haubenbändern, welche der Wind verwickelt hatte. „Ich kann Dir kaum folgen."

Aber schämte er sich im Stillen über seine Mutter, so war sie zum Entgelt dafür so glückselig über ihn. Mit strahlender Mutterfreude betrachtete sie ihn hie und da von der Seite. Wie schlank und männlich seine Gestalt in dem neuen Anzug eines Erwachsenen war, und wie vornehm er aussah! — Der liebe Jens Christian! Sie mußte sich bezwingen, um nicht in ihrem überwältigenden, jubelnden Stolz den Vorübergehenden zuzurufen: Das ist mein Sohn! Sehen Sie ihn doch an, wie fein und hübsch er ist. Das ist mein Sohn! — —

Als Jens Christian confirmirt war, verließ er die Schule und bekam eine Anstellung in einem der ersten Geschäfte der Stadt. Er brachte nämlich von seinen Lehrern die vorzüglichsten Zeugnisse über Fleiß und Tauglichkeit mit.

Frau Larsen war im siebenten Himmel. Gott sei Lob, nun war ihr Sohn obenauf! Nun war sie für all' ihre Anstrengungen belohnt, für alle Mühe, welche sie sich mit seiner Erziehung und Ausbildung gegeben hatte. Nun würde sein Glück, ohne ihre weitere Hilfe, von selbst weiterrollen.

Nach Verlauf einiger Jahre, in welchen Jens Christian als Lehrling in jenem Geschäfte gewesen, bekam er eine feste Anstellung und gutes Gehalt. Frau Larsen dankte wieder Gott. Aber ihre Freude verschwand bald, da der Sohn ihr erzählte, daß er jetzt von Hause fortziehen wollte, er wollte der Mutter nicht länger zur Last fallen. Bei Kaufmann Helland auf dem Markte hätte er ein hübsches, möblirtes Zimmer gemiethet, und Mittag und Abendbrot würde er in einer Restauration essen, in der seine Collegen sich zu treffen pflegten.

Frau Larsen weinte und bat ihn so hübsch bei ihr wohnen zu bleiben. Was sollte denn aus ihr werden, wenn er fort war? All' ihr Glück hatte darin bestanden, daß sie, nachdem sie den ganzen Tag bei ihren Körben gewesen, sich gemüht und geplagt hatte, ihn des Abends in der gemüthlichen Bodenkammer zu treffen, seine liebe Stimme zu hören, eine Pfeife für ihn zu stopfen, eine Kunst, welche sie gut verstand, sein Abendessen zu bereiten und es ihm in jeder Weise gemüthlich zu machen. Wenn er guter Laune war, pflegte er ihr laut aus den Zeitungen vorzulesen, während sie selbst mit einem Strickzeug in der Hand dasaß — und diese friedlichen Abendstunden waren das Schönste in ihrem Leben gewesen.

Aber weder Thränen noch Bitten halfen. Jens Christian hielt an seinem einmal gefaßten Beschluß fest.

Nun kam eine traurige Zeit für Frau Larsen. Sie sah ihren Sohn beinahe niemals, aber desto mehr hörte sie von ihm reden. Er gehörte

jetzt zu den „flotten“ jungen Leuten der kleinen Handelsstadt, er ging elegant gekleidet, ritt jeden Sonntag spazieren und trieb sich des Abends im Theater und den Cafés herum. Daß er ein fleißiger und gerngesehener Gast in dem Etablissement war, in welchem die dänischen Sängerinnen auftraten, wußte sie auch. — Frau Diriks behauptete, Jens Christian mache um derselben willen „dumme Streiche.“ Eines Abends hätte er zum Beispiel für die ganze Sängergesellschaft Champagner gespendet.

Wenn es mit Jens Christian nur nicht schief ging! Er war so leicht zu verlocken. — Und diese dänischen Frauenzimmer waren so gefährlich.

Sie hatte solche Lust, ihn in seinem neuen, feinen Zimmer am Markte aufzusuchen, aber eine dunkle Furcht, daß sie dort nicht gern gesehen wäre, hielt sie davon zurück. Dann kam Jens Christians Geburtstag. Sie hatte für ihn ein kleines Sophakissen genäht, die langen, einsamen Abende auf der Bodenkammer, wo sie so mutterseelenallein saß, sein Bild betrachtete, welches ihm so ähnlich war, mit Sehnsucht an ihn dachte und weinte, so daß die Thränen die Seide beschmutzten.

Um die Mittagszeit verließ sie ihren Stand, um ihm das Kissen zu bringen. Sie erwartete, er würde allein zu Hause sein. Vorsichtig lauschend stand sie vor seiner Thür. Der Klang froher Stimmen, Lachen und das Klirren von Gläsern drang zu ihr hinaus. Eine Menge junger, lustiger Gratulanten hatte sich bei Jens Christian eingefunden. Sie hörte die Stimme ihres Sohnes, er lachte lauter als die andern, und dann brachte er einen Toast aus, welcher lärmenden Beifall fand. Frau Larsen aber verbarg ihr Geburtstagsgeschenk unter ihrer alten Schürze und schlich wie ein Dieb die Treppen hinunter und zum Hause hinaus.

Was hatte sie unter all diesen frohen, feinen Fremden zu suchen? Sie war ja nicht einmal im Staat, sondern hatte ihr dickes Alltagskleid an. Sie würde Jens Christian nur geniren.

Die Zeit verging. Jens Christian stieg in der Gunst seines Principals immer höher. Er war nun sein Bevollmächtigter, seine rechte Hand geworden. Er war Mitglied des alten, ehrwürdigen Clubs „Freundschaft“ geworden, in welchen man nur nach stattgefundener Ballotage aufgenommen werden konnte, und außerdem gehörte er dem feinsten Ballverein der Stadt an. Ein Gerücht wollte wissen, daß er heimlich mit der schönen Tochter seines Principals, der achtzehnjährigen Emma, verlobt wäre.

Mehr als einmal stand Frau Larsen vor dem Balllocal, rieb ihre erfrorenen Hände und stampfte mit ihren Holzpantoffeln im Schnee, während sie nach den strahlenden Fenstern hinaufstarrte, an welchen tanzende Figuren gleich leichten Schattenspiegeln vorüberflogen. Wie schön die Musik doch war und wie die großen Kronleuchter doch strahlten! Und dort oben im Festsaal weilte ihr eigener Jens Christian unter Studenten und goldgestickten Lieutenants, unter den hübschen jungen Damen in weißen seidenen Kleidern mit Rosen und Spitzen. Ach, wenn er erst einmal mit Fräulein Lund ver-

heirathet war! Das war eine gute Partie, der Vater war reich, Emma seine einzige Tochter, und das ganze Geschäft würde dann einmal auf Jens Christian übergehen.

Ob er sie dann, seine alte Mutter, zu sich in's Haus nehmen würde? Nein, das that er wohl kaum. Sie hatte nicht die Manieren und das Benehmen, um mit feinen Leuten verkehren zu können. Jens Christian schämte sich ihrer wohl ein Bischen — das hatte sie in der letzten Zeit wohl bemerkt — und darüber wunderte sie sich auch nicht. Nein, sie war auf ihn deswegen durchaus nicht böse. Herrgott, es mußte ja ein Unterschied in der Welt sein! Er war nun so hoch emporgestiegen, ging vertraulich mit all' den Großen um und kannte Amtmann und Schreiber — aber sie war dieselbe, die sie früher gewesen, die alte unansehnliche Bolette, welche kümmerlich ihr Brot verdiente, indem sie Früchte und Kuchen verkaufte. Wenn er nur nicht ganz seine Hand von ihr abzog, sondern sie hie und da auf ihrer Bodenkammer besuchte, sie bei dem theuren Mutternamen nannte und ihr einige freundliche Worte gab, dann wollte sie schon zufrieden sein. Die Hauptsache war ja, daß es ihm in der Welt gut ging. Was aus ihr, dem alten Gerippe, wurde, das blieb sich schon gleich. Sie war abgenutzt und müde wie ein alter Droschkengaul und würde bald in der Erde verscharrt werden, ohne daß sie Jemand vermissen würde. Die Thränen liefen in der Winternacht still die Backen der Frau Larsen hinab. — Aber die Tanzmusik dort oben klang noch lustiger.

Sie wollte vor dem Local warten bis der Ball zu Ende wäre. Vielleicht bekam sie dann einen Schimmer von Jens Christian zu sehen. Sie hatte ihn noch niemals in Gala gesehen, in Frack und weißem Shlips und Perlknöpfen in den Manchetten — und das wollte sie so gern. Es war ja ihr eigener Sohn.

Wenn Jens Christian hie und da in der Dämmerung zu ihr hinaufgeschlichen kam, geschah es stets nur, um Geld von ihr zu „borgen." — Frau Larsen konnte das nicht begreifen. — Wie war es möglich, daß er, der ein so hohes Gehalt in dem Geschäft bezog, der sauer verdienten Schillinge seiner armen Mutter bedürfen konnte? Allein sie hatte nicht den Muth, ihn danach zu fragen. — Sie bemerkte nur, daß er so bleich und angestrengt aussah, daß er in der Noth war — und sie gab ihm Alles, was sie zur Hand hatte, bald zwei Thaler, bald drei, bald fünf. — Eines Sonntag Abends, als sie etwas außerhalb der Stadt zu thun hatte, traf sie Jens Christian Arm in Arm mit einem rothhaarigen, herausgeputzten Frauenzimmer, welches laut und unanständig lachte.

Die alte Mutter schüttelte bekümmert den Kopf. Sollte Frau Diriks Recht haben?

Wieder kam Jens Christian, um von ihr Geld zu „borgen." Da er von Kindheit an alle seine Wünsche erfüllt bekommen hatte, glaubte er, die Mutter wäre wohl mit Geld versehen, sie „hätte mehr auf dem

Boden der Kiste, als sie die Welt merken lassen wollte." Aber die Mutter hatte diesmal nicht einen Schilling im Hause, er hatte sie völlig ausgezogen.

Jens Christian fühlte sich beleidigt, er warf der Mutter vor, sie liebte ihn nicht, sonst würde sie ihm wohl in seiner Verlegenheit geholfen haben.

Frau Larsen stand einen Augenblick in Gedanken versunken, als wenn sie etwas Wichtiges überlegte, dann öffnete sie die alte birkene Commode mit den vielen kleinen Schubladen und zog ein Sparkassenbuch hervor über das ersparte Geld, welches ihr in Zukunft, wenn sie krank im Bett liegen müßte und nicht arbeiten könnte, helfen sollte.

Dreißig Thaler standen darauf. Das gab sie ihm. Er eilte mit dem Buche fort, ohne ihr einmal zu danken. Aber ein paar Wochen darauf war Frau Larsen nahe daran, wegen restirender Steuer auf ihr Häuschen ausgepfändet zu werden. — Sie hatte nichts, um dieselbe zu bezahlen.

Frau Larsen zerbrach sich den Kopf, wie sie ihre schlechten Finanzen verbessern könnte. Die Einnahme von ihrem Handel genügte nicht mehr. Sie war, um ihrem Sohne zu helfen, bei dem Höker und Schlächter in Schulden gerathen. Sie mußte etwas Neues ausfindig machen.

Ihre Nachbarin, die alte Maren, welche kürzlich gestorben war, hatte in der letzten Zeit ihren Lebensunterhalt dadurch verdient, daß sie Fischkuchen bereitete und sie in den Schuppen unten am Hafen verkaufte, wo sich die Seeleute aufhielten. Die warmen delicaten Kuchen fanden immer guten Absatz, das Bier und der Schnaps schmeckten doppelt so gut, wenn man gleichzeitig ein Stück von ihnen abbiß.

Wie wenn sie denselben Erwerb versuchte? Des Tages konnte sie gut bei ihren Körben sitzen und abends ging sie zum Hafen hinunter und bot ihre Waaren den Matrosen feil? Sie konnte ja gut Beides besorgen.

Frau Larsen wurde bald in den Branntweinkneipen drunten am Hafen gerade so beliebt, wie es die alte Maren einmal gewesen. Ihr warmer Kübel wurde äußerst schnell seines Inhaltes entledigt. Sie nahm bisweilen einen Schnaps, welchen die freundliche Wirthin ihr bot, oder einen Magenbitter, aber niemals ging sie über's Maß hinaus. Die Seeleute hatten darum auch großen Respect vor ihr.

Eines Abends, als Frau Larsen in allen alten Kneipen gewesen, ohne daß der Handel sonderlich ging, und sie noch einige Kuchen in ihrem Kübel übrig hatte, bekam sie die Idee, eins der feineren Cafés in der Seestraße zu besuchen. Vielleicht konnte sie dort den Rest verkaufen? Die wohlgekleideten Herren, welche darin saßen, konnten vielleicht auch Appetit haben auf einen ihrer frischen, nach Cardamome duftenden Kuchen.

Sie trat mit ihrem Kübel in der Hand herein, nachdem sie sich im Vorflur ihrer schmutzigen Holzpantoffeln entledigt hatte, und verneigte sich demüthig bei der Thür. Das Café bestand aus zwei großen, hellerleuchteten Räumen, welche ineinandergingen. In dem hintersten waren mehrere jüngere

Herren um ein Billard gruppirt. In dem ersten saßen einige Gäste an kleinen Tischen, tranken Bier und lasen Zeitungen.

Ehe Frau Larsen ihr Anliegen vorbringen konnte, kam ein naseweiser Kellner auf sie zu und wies ihr ohne Weiteres die Thür. Sie müßte wissen, daß man nicht das Recht hätte, sich hier hineinzudrängen, der Wirth hätte alle Bettelei und allen fremden Handel in dem Local verboten.

Frau Larsen begann in ehrerbietigem, ein wenig prahlendem Ton die Güte ihrer Waare anzupreisen. Die Kuchen „zergingen einem im Munde", sagte sie. „Der Kellner lächelte verächtlich und murmelte etwas wie „Schweine-Fraß." Aber Frau Larsen raffte all' ihren Muth zusammen, nahm den Deckel von dem Kübel und bot ihre Kuchen dem Zunächstsitzenden an. Der Kellner faßte sie nun brutal am Arm, ersuchte sie, sich „davonzuscheeren" und stieß einige Schimpfworte über „alte betrunkene Weiber" aus. Nun wurde Frau Larsen ganz wüthend — sie hatte gerade an diesem Abend einen Magenbitter bei der Wirthin zum „Anker" bekommen — und sie trat streitbar hervor, setzte den Kübel fort und hielt ihre rothe, große, geballte Faust dem Kellner gerade unter die spitze Nase. Er sollte sich in Acht nehmen, sie zu beleidigen und mit gemeinen Beschuldigungen zu kommen, sie wäre eine ehrliche und solide Frau und keine Säuferin, das möchte er sich merken!

Der Kellner drohte ihr mit der Polizei. Wenn sie jetzt nicht freiwillig ging, würde er den Schutzmann rufen — und diese Drohung wurde von einem Stoß begleitet, welcher sie dazu brachte, gewaltsam gegen den großen Eckschrank zu taumeln.

Sie rieb ihren schmerzenden Arm und sah sich nach Hülfe um. Die Gäste des Cafés hatten ihre Zeitungen und ihr Bier vergessen und folgten neugierig dem spannenden Auftritt. „Ergeben Sie sich nicht, Petersen!" rief ein junger Bursche dem Kellner zu. Er hoffte auf einen Faustkampf! Wie amüsant würde es nicht sein, den kleinen Kellner und das dicke Weib einander in die Haare fahren zu sehen!

War unter den Anwesenden denn nicht einer, welcher ihr half? Sie sah sich wieder um, der Blick verweilte bei jedem einzelnen Gast. Warum sollte sie wie eine Diebin behandelt werden, sie hatte ja nichts Böses gethan.

Aber, großer Gott, sah sie auch recht? War das nicht ihr Sohn, ihr eigener Jens Christian, welcher dort in Hemdsärmeln am Billard stand, das Queue in der Hand. Er war leichenblaß, seine Finger umklammerten krampfhaft das Billard-Queue, während er sich so dünn als möglich machte, um unbemerkt zu bleiben.

Sie warf ihm einen langen, langen Blick voll Bitten und Schmerz zu, aber er vermied ihr Auge und wandte sich fort. In demselben Augenblick sank ihre ganze kräftige Gestalt zusammen — es war, als wenn eine Kugel sie mitten in's Herz getroffen hätte — der Kopf fiel nach der Schulter herab, während eine große Thräne langsam über die wetterdurchfurchte Wange hinablief.

Schnell verließ sie das Café und vergaß in der Verwirrung ihren Kübel mitzunehmen. Der Kellner warf ihr ihre Holzpantoffeln nach.

Jens Christian wollte sie nicht mehr kennen! — Ihr eigener Sohn! — Herr Gott, wie ein Mensch sich verändern konnte! — Daß er sich ein Bischen ihrer schämte, hatte sie schon lange geahnt, aber sie so geradezu zu verleugnen — so ganz die Hand von ihr abzuziehen — ruhig zuzusehen, wie sie verhöhnt wurde, — sie nicht im Geringsten gegen all' diese Fremden zu vertheidigen, — sie war doch seine Mutter . . . Hatte er denn keine Spur von Herz? Nein, das hatte er nicht! Er war grausamer, als die wilden Jungen des Raubthiers — denn die liebten doch ihre Mutter . . . Aber er, er! —

Mit unsichern Schritten, wie eine Betrunkene, wanderte sie durch die Gassen, ohne Ziel und Zweck. Bisweilen blieb sie plötzlich stehen und drückte die Handknöchel gegen die Stirn. Es sauste und brauste darin so, als wenn etwas in Stücke gegangen wäre. Der bestimmte Gedanke, nach dem sie rettungsuchend griff, entglitt ihr und schwebte formlos hinaus wie der Nebel eines Novembertages . . . Wenn sie nur nicht verrückt würde. Sie betete zu Gott, daß er gnädig ihren Verstand bewahren möchte.

Der Regen strömte vom dunklen Himmel hernieder, die Laternen flackerten im Winde und streckten gleichsam hinter ihr die Zunge aus. Unter einem Treppenabsatz lag ein kranker Hund und heulte.

Weinend, unverständliche Worte vor sich hinmurmelnd und wie wahnsinnig mit den Händen fechtend, wanderte sie wie im Traume weiter und kam aus der Stadt heraus, in ein Villenviertel hinein, welches sie nicht kannte. Müde sank sie auf einer Bank nieder. Und nach und nach kam Ruhe über sie.

Ach, sie selbst hatte das verschuldet, nun sah sie es ein — nun, da es zu spät war. Gerade dadurch, daß sie ihm eine höhere Bildung gab, hatte sie ihn von sich entfernt und künstlich eine Kluft zwischen ihnen herausgebildet. Von dem Augenblick an, daß Jens Christian aus dem Kreise von Seinesgleichen herausgerissen wurde und in die „feine" Schule kam, war er ein ganz anderer geworden, nicht mehr so gut und liebevoll gegen sie, als früher. Warum hatte sie ihm damals auch verboten, mit den Nachbarjungen zu spielen, weil sie schmutzig und barfuß waren? Die Eitelkeit, welche sie selbst bei ihm auf so viele Arten genährt hatte, wurde nun ihre Strafe, ihr Fluch!

Ja, sie war eine liebevolle, aber keine kluge Mutter gewesen. Sie hatte, ohne sich dessen in ihren Gedanken bewußt zu sein, ihn gelehrt, die Leute nach dem Schein, nach der Kleidung, die sie tragen, zu beurtheilen, sich vor den Vornehmen zu beugen und die Armen und Einfachen gering zu achten — und ach, allzu gut hatte er sich diese Lehre eingeprägt und sie ausgeübt.

Wenn sie ihn in den dürftigen Verhältnissen gelassen hätte, in denen er geboren und seine Eltern gelebt hatten, wenn sie ihn niemals aus der Volks-

schule herausgenommen hätte? — Ja, das wäre wohl das Beste gewesen. Frau Diriks' Olaf war jetzt ein tüchtiger Schmiedegeselle, geachtet und beliebt bei aller Welt. Er schämte sich wahrlich nicht seiner Mutter. Jeden Sonntag konnte man ihn mit Frau Diriks untergefaßt gehen sehen. Entweder gingen sie zusammen zur Kirche oder sie wanderten in's Freie hinaus. Und alle Beide hatten gleich vergnügte Gesichter.

Mitternacht war vorüber. Sie fror vor Kälte, erhob sich, schüttelte sich die Regentropfen ab und wankte wieder zur Stadt. Ein Schutzmann wurde auf die wunderliche, nasse und zerzauste Gestalt aufmerksam, er sprach sie an und fragte sie streng, wo sie zu Hause wäre. Schlaff vom Unglück, wie sie war, entsann sie sich im ersten Augenblick nicht ihrer Adresse und gab etwas Unverständliches zur Antwort. Der Polizist wurde in seiner Vermuthung bestärkt, daß sie berauscht wäre und wollte sie mit Gewalt auf das Polizeiamt führen. Aber sie bat so hübsch, daß er sie endlich losließ. Sie hätte keinem Menschen was zu Leide gethan, meinte sie, sie würde schon nach Hause finden, wenn er sie nur in Ruhe ließ.

Mißtrauisch sah der Polizist ihr nach. Und doch war in ihrer bebenden Stimme etwas gewesen, was ihn unwillkürlich gerührt hatte. Die arme Frau, sie mußte viel gelitten haben. — —

Aber seit diesem Tage begannen die Nachbarfrauen über Frau Larsen zu lästern. Es ginge mit ihr zurück, sagten sie. Sie sähe so bleich und schlecht aus, hätte wenig Kräfte, so daß es ihr Anstrengung bereitete, ihre Körbe hin und zurück zu tragen. Die kleine Karen Marie mußte ihr oft dabei helfen. Einige zischelten, Frau Larsen tränke im Geheimen; aber Frau Diriks behauptete, sie litte an der Gelbsucht. Aber die Strafe verdiente sie so hoffärtig, wie sie über ihren vornehmheitskranken, herausgestutzten Sohn war, welcher auf der Straße nicht einmal ordentliche Menschen grüßen wollte.

Schüchterne Gerüchte begannen indessen über Jens Christian umzulaufen. Er richtete sich zu Grunde, hieß es, um einer dänischen Sängerin willen. Da gab es große Wagentouren auf das Land, Soupers mit Champagner und kostbare Geschenke von Toiletten und Schmucksachen.

Wo er das Geld für all' seine Ausgaben herbekam, konnte Niemand begreifen.

An einem Montag war Frau Larsens Platz beim Theater leer. Die Gassenjungen suchten sie vergebens und wunderten sich sehr über die Abwesenheit der „Schnupf-Bolette". Was konnte das bedeuten? Es war das erste Mal, daß sie an einem Wochentage fehlte.

Jens Christian war arretirt worden. Sein eigener Principal hatte ihn wegen Unterschlagung und Wechselfälschung angezeigt. — Endlich wurde das Urtheil in der Sache gefällt. Es lautete auf ein paar Jahre Zuchthaus.

Der Platz am Theater blieb auch ferner unbesetzt. Frau Larsen lag mit starkem Fieber zu Bett. Der letzte Stoß war zu stark für sie gewesen. — Die kleine Karen Marie pflegte sie in ihrer Krankheit.

Als sie wieder gesund war und mit ihren Körben am Arm sich mager und abgezehrt die Gasse entlang zum Theater schleppte, stand Frau Dirits, wie gewöhnlich, am Fenster. Sie grüßte theilnahmvoll nach Frau Larsen hinunter, deren großes Mißgeschick sie gerührt und die alte Feindschaft in ihrem Herzen verlöscht hatte; aber es kam Frau Larsen vor, daß so viel verborgener Spott und Schadenfreude in ihrem Gruß lag, daß sie ihn nicht erwiderte, sondern verschämt ihre Augen niederschlug. Ja, nun lag sie, wie sie sich gebettet hatte! Sie war auf ihren einzigen Sohn so stolz gewesen, hatte sich gebrüstet und die Nachbarinnen über die Achsel angesehen — und nun saß Jens Christian im Zuchthaus hinter Schloß und Riegel.

Wie oft schlich sie sich nicht Abends mit trauerbeschwertem Herzen um das große graue Steingebäude mit den Eisentraillen vor den Fenstern herum, indem sie darüber grübelte, hinter welchem Gitter ihr Jens Christian saß. — Sie hatte den Aufseher gebeten, ihn besuchen zu dürfen, es war ihr aber verweigert worden.

Dann kam der Weihnachtsabend. In einem kleinen Päckchen hatte sie einige wenige Gegenstände, von denen sie meinte, daß er sie brauchen könnte, eingepackt, ein Stück feine Seife, eine Scheere, einen Kamm, ein Gesangbuch, ein paar warme wollene Jacken und Socken, welche sie selbst gestrickt hatte, und ein kleines Federmesser, welches er als Junge besessen und welches sie seither aufbewahrt hatte. Sie grüßte den Aufseher und bat ihn, ihrem Jens Christian das Päckchen zu überreichen. Das war ihr geringes Weihnachtsgeschenk für ihn. Der Aufseher prüfte genau den Inhalt des Päckchens, nahm die Scheere und das Messer heraus, da sie als verbotene Sachen betrachtet wurden und versprach ihr, die übrigen Gegenstände dem Sohne zu geben. Mit vielen Danksagungen und Wünschen zum frohen Weihnachtsfest verließ ihn Frau Larsen. Jens Christian blieb also den heiligen Abend, der ihm in den unschuldigen Tagen der Kindheit so lieb gewesen war, nicht ganz allein; eine Erinnerung an das Heim, an die Mutter, an das entschwundene Glück würde ihm Gesellschaft leisten. —

Endlich schlug die Stunde der Befreiung. Die Strafzeit war vorüber. An einem Vormittag zur Frühlingszeit wurde Jens Christian entlassen. Aber er fürchtete sich die bekannten Gassen bei hellem Tageslicht zu durchschreiten und bat um die Erlaubniß, sich in dem Versammlungszimmer des Gefängnisses aufhalten zu dürfen, bis es dunkel wurde.

Die Mutter hatte an diesem Tage ihre Körbe im Stich gelassen, sie war vom frühen Morgen an zu Hause gewesen und die Nacht vorher hatte sie nicht geschlafen. Nun saß sie am Fenster und wartete auf ihn in furchtsamer Freude, in Angst und in unmuthiger Sehnsucht nach dem Wiedersehen.

Als die Uhr sieben war, klopfte es leise an die Thür.

Jens Christian stand vor ihr.

Herr Gott, wie verändert er war. Sie erbebte am ganzen Körper, als sie ihn sah, stand von ihrem Stuhl auf, sank aber kraftlos wieder

zurück, ihre Lippen bewegten sich, es kam aber kein Willkommengruß über dieselben. Alle Schönheit, auf welche sie so unvernünftig stolz gewesen war, war nun fort. Sein unheimlich mageres Gesicht hatte die trockene gallgelbe Farbe, welche die Gefängnißluft giebt, das Auge war müde und glanzlos, mit dunklen Schatten darunter, die früher so glatte Stirn war voller Falten, und sein hübsches blondes Haar, welches an den Schläfen bereits begann grau zu werden, hatte man in entstellender Weise ganz kurz abgeschnitten.

Aber dann überwand das starke, unauslöschliche Muttergefühl alle anderen Eindrücke. „Jens Christian!“ rief sie — und in der nächsten Secunde lag er an ihrem Herzen, auf den Knieen vor ihr, den Kopf in den Schooß gedrückt, so, wie er oft in den Tagen der Kindheit gelegen hatte, wenn er ihr seine kleinen Sünden beichtete — in den ersten Tagen der Kindheit, als er noch in die Volksschule ging und den Unterschied von Reichthum und Armuth, vornehm und gering nicht kannte.

Ja, nun war er wieder der Ihrige! Vergessen waren all' die dazwischenliegenden Jahre voll eiteler Hoffnungen und großer Leiden. Nun war auch kein Unterschied mehr zwischen ihnen, nun, da er mit Schande bedeckt war, schämte er sich ihrer nicht mehr. Sie war wieder seine einzige Zuflucht, seines Herzens Vertraute, seine alte, liebe, hülfreiche Mutter.

Er drückte ihre alten, Spuren der Arbeit tragenden, Hände in die seinigen, er weinte und flüsterte so viele schöne Gelübde von Besserung in der Zukunft, er wollte ein anderer Mensch werden, sagte er — aber sie konnte vor Rührung kaum ein Wort hervorbringen, und strich ihm nur liebevoll über den mißhandelten Kopf, und ihre strömenden Thränen fielen wie ein warmer Regen auf denselben herab.

„Armer Jens Christian!“

Er bekam wieder seine alte Bodenkammer und schlief diese Nacht zum ersten Mal seit vielen Jahren ruhig wie ein Kind — aber er ruhte ja auch unter dem sicheren Dach der Mutter, mit den von der Kindheit her bekannten Bildern an der Wand.

Am nächsten Morgen fragte die Mutter ihn, was er nun zu thun gedächte.

Er senkte muthlos den Kopf — er wußte es nicht, er hatte nicht an die Zukunft gedacht.

„Du mußt natürlicherweise hier aus der Stadt fort, so schwer es mir auch fällt, mich von Dir zu trennen, gerade jetzt, da ich Dich wiederbekommen habe . . . Aber der Sohn der Frau Larsen“ — die Mutter richtete sich stolz empor — „soll hier nicht wie ein Auswurf unter seinen alten Kameraden herumwandern.“

„Wie meinst Du, Mutter?“

„Die Schwalbe“ (das war der Name eines großen Auswandererschiffes) „geht nächste Woche ab; reise mit ihr nach Amerika, Jens Christian! Vielleicht wird es Dir drüben besser gehen —“

„Das möchte ich gern, Mutter, aber wo bekomme ich das Geld her?"

„Das habe ich," sagte sie mit berechtigtem Selbstgefühl, ging zur Commode hin und nahm das Sparkassenbuch heraus, welches sie in seiner Gefängnißzeit von Neuem gefüllt hatte. „Während Du dort drinnen saßest," — sie zeigte in der Richtung nach dem Gefängniß hin — „habe ich gespart und gespart und jeden Schilling beknauselt." Sie reichte ihm das Buch. „Glaubst Du, daß dies genug Reisegeld ist, Jens Christian?"

Es standen fünfzig Thaler darauf.

„Ach Mutter, Mutter!" rief er zu Thränen gerührt. „Wie soll ich Dir das Alles vergelten?"

„Du sollst drüben wie ein ordentlicher und braver Mensch leben, früh und spät arbeiten und an Deinen Gott und Deine alte Mutter daheim denken. Und kommst Du drüben gut vorwärts, dann schreibe nach mir. Bei der ersten Botschaft komme ich. Ich komme nächstes Jahr zu Dir oder im Jahr darauf, oder noch später einmal. Ich werde schon Geduld haben und warten —"

„Die Schwalbe" dampfte langsam aus dem Fjord hinaus. Der Himmel war blau und frühlingsklar, die norwegische und amerikanische Flagge wehte von der Maſtſpitze in dem frischen Nordwind. Die Passagiere standen auf Deck, dicht an einander gedrängt, und grüßten zum letzten Mal mit Hüten und wehenden Taschentüchern ihre Freunde und Verwandten in dem alten Lande.

Auf der Brücke war außer den Abschiednehmenden eine Menge Neugieriger und Gleichgültiger, Lastträger, Gassenjungen, Dienstmädchen, welche empfindungslos für die Wehmuth der Situation, lachten und scherzten und kritische Bemerkungen über die Passagiere machten. Für sie war die Abfahrt eines Auswanderungsschiffes nur eine amüsante Abwechslung in der Einförmigkeit des kleinstädtischen Lebens.

Ein Stück von diesem Haufen entfernt, in einer Ecke der Brücke stand eine alte Frau in verschossenem, carrirtem Zitzkleide mit einer schwarzen Schürze und einem alten Sonnenhut auf dem Kopfe. Sie starrte dem Schiffe nach, starrte und starrte, während unaufhörlich Thränen über ihre mageren Wangen herabliefen. Und als das Schiff schließlich hinter der hervorspringenden Spitze des Fjälls verschwand, konnte sie sich nicht mehr beherrschen. Sie zog die alte Schürze vor's Gesicht und brach in ein lautes jammerndes Schluchzen aus, welches gar nicht aufhören wollte.

Aber die Gassenjungen zeigten mit Fingern auf sie und kicherten. Das war ja die „Schnupf-Bolette."





Giuseppe Gioacchino Belli.

Ein römischer Dialektdichter.

Von

Josef Schumann.

— Rom. —

Der Fremde, der durch das Studium der Straßennamen seine geschichtlichen Erinnerungen aufzufrischen pflegt oder bereit ist, neue Namen kennen zu lernen, die er zunächst für Localberühmtheiten hält, findet unter den neuen Straßen Roms auf dem rechten Tiberufer eine mit dem Namen Gioacchino Belli. Der erste Vorname des römischen Satirikers, von dem Heyse bereits 1878 30 Sonette übersetzte, war indessen Giuseppe; den Namen Paul Gioacchino legte er sich in seiner Schriftstellerperiode zu, da ihm keiner seiner fünf oder sechs Vornamen genügte. Geboren in der ewigen Stadt am 7. September 1791 als Sohn wohlhabender Eltern, die aber in den Fährlichkeiten der Revolutionszeit und später durch häusliches Unglück ihr Vermögen einbüßten, lernte er in früher Jugend als Doppelwaise das Leben von seiner drückenden Seite kennen, indem er froh sein mußte, im Dienste der Regierung und reicher Herren provisorisch verwendet zu werden. Eine Zeit lang hatte er ein dürftiges Unterkommen in einem Kapuzinerkloster, mußte Privatunterricht ertheilen und Proceßacten abschreiben, 1816 heirathete er eine noch junge reiche Wittwe, die ihm von Cardinal Consalvi eine kleine Sinecure auswirkte; er hatte nun Zeit, seine Kenntnisse zu erweitern, lernte lateinisch, französisch und englisch und machte einige Reisen in Italien. 1827 wurde er mit vollem Gehalt pensionirt. 1837 verlor er seine Frau und kam in schlechte Verhältnisse, so daß er Cardinal Lambruschini und Papst Gregor XVI. mit Versicherungen eines loyalen Unterthans und frommen Katholiken um eine bessere Stelle anging. Schließlich brachte er es im Staatsdienst zu einer nach römischen Begriffen der voritalischen Zeit recht einträglichen Stellung in der Verwaltung der öffentlichen Schuld. Nach den von

ihm hinterlassenen Aufzeichnungen war er seit dem Anfang der 20er Jahre der liberalen Sache zugethan. Natürlich mußte er seine Gesinnungen geheim halten und am allerwenigsten hätte er sich zur Vaterschaft seiner **politischen** Sonette bekennen dürfen. Verschiedene nach Oben keinen Anstoß erregende Sonette declamirte er mit großem Erfolg auch vor Prälaten und Cardinälen. Gedruckt hat er mancherlei, aber nur sehr wenige Sonette in römischer Mundart; etwa 200 derselben liefen handschriftlich um; einzelne der unter dem Volk üblichen Varianten sind treffender als die Lesarten des Dichters. Die erste Ausgabe erschien 1865/66; ein Freund von ihm, Monsignor Tizzani, der auf den Bischofssitz in Terni verzichtet hatte, veröffentlichte mit Anderen 796 Sonette mit jenen Verstümmelungen und Aenderungen, welche die Rücksicht auf die päpstliche Censur gebot. Derselbe Freund hatte der von Belli hinterlassenen Vorschrift, die Sonette nach seinem Tod zu verbrennen, glücklicherweise nicht entsprochen; übrigens hätte Belli von 1849 bis zu seinem am 21. December 1863 erfolgten Tod durchaus die Zeit dazu gehabt, 1869 besorgte Luigi Morandi eine Ausgabe von 30 Sonetten; eine von 200, in die sich etwa 15 unechte unter dem Namen Bellis umlaufende eingeschlichen haben, druckte er 1870 bei Barbèra in Florenz.

Ein bei Perino in Rom erschienener Neudruck ist im Wesentlichen eine fehlerhafte Wiedergabe der ersten Ausgabe 1865/66. Nach dem Fall der päpstlichen Herrschaft kam Morandi in den Besitz sämmtlicher Autographen der Sonette und eines Manuscriptes, wie es wohl einzig in seiner Art in der Literaturgeschichte dasteht. Belli hatte außer einer Vorrede und den Daten der Entstehung bei fast allen, sämmtliche Sonette mit recht eingehenden sprachlichen und sachlichen Erläuterungen versehen, was auch nach der scherzhaften Aeußerung eines verstorbenen Philologen die griechischen und römischen Klassiker hätten thun sollen.

Morandi hat nicht versäumt, noch viele andere Punkte, die zur Verdeutlichung der Situation beitragen, aufzuhellen, wobei es bisweilen sehr mühevoller Nachforschungen bedurft hat. Die erste Gesammtausgabe*) bringt in sechs mäßigen Bänden chronologisch geordnet mehr als 2150 Nummern; der sechste Band enthält diejenigen Sonette, die nicht in Aller Hände kommen sollen, außerdem 13 apokryphe und 20 in italienischer Sprache abgefaßte. Einige Sonette in römischer Mundart mögen verloren gegangen sein; zwölf hat der Herausgeber ausgeschlossen, weil sie nach seiner Ansicht nicht zu der Versicherung des Dichters stimmen, daß er nie habe obscön sein wollen.

Belli war sich der Bedeutung seiner Schöpfungen wohl bewußt. Nachdem er nach und nach seiner Form Meister geworden, sprechen seine Sonette genau so, wie das römische Volk spricht und wie es schreiben würde, wenn es das Schreiben gelernt hätte. Verschiedene seiner Sonette, auch einige seiner schönsten, hätten in jeder Epoche geschrieben werden können und nur der geschulte Philologe hätte vermocht, an der Sprache der Dichtung die Zeit ihrer

*) Città di Castello bei S. Lapi tipografo-editore 1886—89.

Entstehung zu erkennen. Das Auszeichnende Belli's ist, daß er mit vollem Bewußtsein die Epoche wiederspiegelt, in der sie entstanden; in diesem Sinne sind sie eine Geschichte der römischen Plebs im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts, wie sie das genaueste Studium in den Documenten nicht deutlicher hervorbringen könnte. Einerseits zeigen sie uns, wie das gemeine römische Volk fühlt und denkt, wenn es unter sich ist und nicht über den beschränkten Kreis der gewöhnlichen Bedürfnisse hinausstrebt; andererseits schildern sie auch die Lage der höheren Klassen, soweit sie das naturwüchsige Urtheil der niederen Stände erreicht. Wie kam nun Belli dazu, seine poetische Thätigkeit so früh aufzugeben? Auch wenn wir keine bestimmten Angaben hätten, das Datum der Sonette belehrt uns, daß die Politik ihm den Mund geschlossen hat. Nach der Wiederherstellung des Kirchenstaates gab es drei Jahrzehnte lang gar kein öffentliches Leben außerhalb der amtlichen Kreise, und nun hatte man nach der Wahl Pius IX. und besonders im Jahre 1848 viel zu viel Politik. Belli war als ein Gemäßigt-Liberaler mit den Ausschreitungen der zur Republik drängenden Radicalen nicht einverstanden. Ueber die Ermordung des Grafen Rossi, den er nicht einmal persönlich kannte, vergoß er bittere Thränen. Ein Freund von ihm erzählt, er habe die Republikaner rothe Jesuiten geheißen. Vom Jahre 1848 haben wir darum kein einziges Sonett; das letzte der Sammlung, vom 21. Februar 1849 ist familienhaften Charakters. So scheint es, kann seine lange vor der Rückkehr des Papstes von Gaeta vollzogene Bekehrung zur Sache der Reaction keinen Schatten auf seinen Charakter werfen.

Belli führt mit einem Schlage die Person oder die Personen des Gesprächs ein, der thatsächliche Vorgang wickelt sich gebührender Maßen ohne Zuthun des Dichters ab. Bei einigen ist zumeist der Schluß des Sonettes epigrammatisch, bei den meisten ist der ganze Verlauf dazu angethan, unser Interesse zu erregen, da wir sehen, daß die Betreffenden selbst in dem Gespräche ganz aufgehen. Entweder sprechen alle Personen die römische Mundart oder die eine spricht italienisch oder etwas, was für italienisch gelten will. Eine beliebte Form ist es, die Reden wiederzugeben, ohne daß wir uns in Folge des gut gewählten Inhalts den Kopf zerbrechen müssen, wie die Rollen vertheilt sind, es heißt einfach: „er sagt," wie eben das Volk sich ausdrückt. Besonders schön sind solche Sonette, in denen eine einzelne Person so spricht, daß über die Zwischenreden, die Antworten und selbst die Geberden des Andern kein Zweifel aufkommen kann.

Wer weiß, daß es im römischen Volk außer den Bissen, die von der Staatsverwaltung abfielen und der Fremdenindustrie gar wenig zu verdienen gab, wird sich nicht wundern, daß das Zahlenlotto in unseren Sonetten eine hervorragende Rolle spielt. Von einem Courier, der durch Arezzo geritten, lassen sich die Diener des russischen Gesandten die bereits gezogenen Nummern mittheilen und kaufen eilig alle verfügbaren Loose auf, aber der hat sie schön angeführt, keine ihrer Nummern ist unter den am Morgen darauf ausgehängten (2, 33). Von einem Mönche, der sich durch mehr Wunder als Christus

verrichtet habe, die Heiligsprechung verdient (2, 331), wird das Unmögliche berichtet, er habe einer Frau im Keller drei Nummern gegeben und sie habe eine Quinterne gewonnen. Die Schwierigkeit, gute Nummern zu bekommen, wird oft betont; ein Sonett (2,218), das uns auch deßhalb interessant ist, weil wir seine Entstehung aus einem längeren Gedicht verfolgen können, erzählt, wie man nach Mitternacht nach vorherigem Gebet zur Kirche San Giovanni Decollato wandern muß, in deren Kirchhof die Aufgehängten ihre letzte Ruhe finden. Was man daselbst und auf dem Wege dahin hört, muß in dem Traumbuche nachgesehen werden, wo alle realen und unrealen Dinge ihre entsprechende Lottonummer haben. Man wird auf sich selber böse, wenn man die Sprache des Schicksals nicht verstanden hat und anstatt der gespielten andere Nummern herauskommen, die man von Rechtswegen hätte spielen müssen; man flucht auf die ganze Einrichtung des Lottos und selbstverständlich fehlt es nicht an Zweifeln der Loyalität des Lottounternehmens. Das gewonnene Geld wird an einem Sonn- oder Feiertag alsbald vergeudet. Reichliches Essen und Trinken wäre indessen nichts, wenn man nicht mit Freunden und Freundinnen, alten und neuen, zum Thor hinausführe. Auch läßt man sich nicht zweimal zum Wichsen von Wein auffordern, wenn etwas herausgekommen ist. Zu den lebhaftesten Sonetten gehört das „eilige Geschäft" (4, 324). Der Diener, der einem Anwalt seines Herrn Proceßdocumente zu bringen hat, aber in der Geschwindigkeit mit einem offenherzigen Bekannten ein kleines Gespräch über das Lotto anknüpft, hört die gute Mär, daß der letztere etwas gewonnen und verschiebt um des Trunkes willen seinen dringlichen Besuch auf morgen.

Gegen das Ende der Fastenzeit wurden während mehrerer Katechismusstunden des Nachmittags alle öffentlichen Lokale geschlossen; wenn man nirgends etwas für den Magen bekomme, gehe man zum Zeitvertreib in die Kirche (4, 147). Mit der Religiosität des Volkes sehen wir, ist es nicht weit her, obschon es alle Functionen gewohnheitsgemäß mitmacht und sich fürchtet, auf der Liste derjenigen Excommunicirten zu stehen, die am 25. August am Hauptportal der Kirche S. Borromeo auf der Tiberinsel angeschlagen wurde (5, 164). Der Nachweis, zum Abendmahl gegangen zu sein, wird in verschiedenen Kirchen erworben und gegen Entgelt an Kunden und Andere abgetreten (3, 32). Das Fluchen war und ist dermaßen im römischen Volk (und in anderen Theilen Italiens) eingewurzelt, daß alle kirchlichen und Polizeiacte nichts fruchteten. Noch zu Anfang der 60er Jahre wurde in Terracina ein Gotteslästerer mit dem Maulkorbe öffentlich ausgestellt. 1828 hatte der Cardinal-Erzbischof von Imola gegen die Gotteslästerer verfügt: wenn es ein armer Plebejer ist, werde er zum ersten Mal an die Kirchenthüre gebunden, das zweite Mal durchgepeitscht, das dritte Mal soll er ins Zuchthaus kommen und ihm die Zunge durchbohrt werden. Es ist gewiß aus dem Leben gegriffen, wenn ein Vater u. a. seinem Sohn sagt, sich tüchtig zu wehren, statt eines Hiebes deren zwei zurückzugeben, beim gemeinschaftlichen

Trunk den Andern nichts zu lassen und ihm schließlich empfiehlt, da das Christenthum eine gute Sache sei, in der Tasche stets ein geschliffenes Messer und den Rosenkranz zu tragen (1, 73). Die Streitigkeiten und das Vorrecht, bei den Processionen die Fahnen der Bruderschaften tragen zu dürfen, wurden nicht immer mit der Faust allein erledigt, auch das Messer wurde dabei gebraucht. Als nach einem bei einer solchen Gelegenheit vorgekommenen Todschlag das Gerücht umlief, der Papst habe das Mitführen der Fahne verboten, meinte Einer (3, 383), da sei es doch besser, das Allerheiligste wegzulassen. Wenn eine Bruderschaft in einer entfernten Kirche vor den Thoren, etwa zu St. Sebastian ihre Andacht verrichtet, so hat einer der Brüder die keineswegs leichte Aufgabe, für die nöthige Menge an Speise und Trank zu sorgen, wegen deren man es nicht verschmäht, sich an auswärtige Bezugsquellen zu wenden (5, 242). Ueber den Zustand, in dem man heimkehrt, schweigt die Geschichte. Der Rausch ist in Italien keineswegs so selten, als von Nordländern, die im Süden gereist sind, behauptet wird, nur hat der Weinrausch, so lange kein Messer bei der Hand ist, weniger Folgen als der Bier- oder Branntweinrausch. In den Zeiten Bellis war das Weinfälschen noch nicht eingeführt, man schenkte und nicht immer aus demselben guten Faß. Von den zwei Lobgesängen auf den Wein (1, 128 und 5, 397) schließt der erste mit der bei deutschen Romfahrern populären Behauptung: Der Est Est Est ist ein wahres Paradies. Das römische Volk trinkt nicht, um sich seine Sorgen vom Halse zu schaffen, denn es fällt ihm nicht ein, Sorgen zu haben, es trinkt, weil ihm das Trinken schmeckt, auch versucht mehr als Einer, der sich nicht wohl fühlt, durch fortgesetztes Trinken Doctor und Medicin zu sparen.

Belli, der sich mit den von ihm dargestellten Personen identificirt, verdankt seinen Ruhm hauptsächlich seiner Geschicklichkeit, die Dinge von ihrer lächerlichen Seite zu zeigen, allein er hat auch als wahrer Dichter von Gottes Gnaden die Gabe, die Dinge in ihrer Gegenständlichkeit zu sehen und ohne den Anspruch, unser Urtheil beeinflussen zu wollen, zwingt er uns seine Anschauungen auf. Zwei der dem Erdbeben gewidmeten Sonette (das Sachregister im ersten Band erleichtert die Auffindung der behandelten Gegenstände) sind von einer Klarheit in der Darstellung der Vorgänge, wie wir sie von einem Professor der Physik nicht besser erwarten; in einem dritten, in dem der Satiriker erwacht, ruft die erschreckte Frau eine Nachbarin mit den Worten an: Macht auf, o Gott, die Lampe läuft über.

Wenn die Madonna der Minerva sich nicht der Sache annimmt, wird heuer gar nichts wachsen, in der Campagna ist allgemeines Wehklagen, da die Pferde, die Ochsen und die Schafe verdürsten (4, 88). Was umgekehrt andauernder Regen ist, könnte man bei einiger Fähigkeit der Phantasie aus dem Sonett 2, 71 lernen, das wir dem ebenfalls sehr gelungenen, mit einem Anhang versehenen (2, 416) vorziehen. „Das gute Wetter“ nebenan nimmt sich beinahe so fröhlich aus, wie in der Wirklichkeit.

Wie drückend der Sommer in Rom sein kann, zeigt uns das Sonett 2, 420; die Wirkung des Winters, wenn der Triton des Springbrunnens auf Piazza Barberini seine Eisperücke aufsetzt, findet man zwei Seiten vorher. Man sieht, wenn Belli sich vornahm, gewisse Naturerscheinungen oder was ihn sonst anregte, zur Darstellung zu bringen, befriedigt er seinen poetischen Drang an demselben Tag oder bald darauf; andererseits kommt öfters nach Jahren erst zu einem bereits fertig gestellten Bilde das Gegenbild.

Eine besondere Klasse von Genrebildern schildert die verschiedenen Berufsstände. In Erinnerung, daß die Satire gegen den Clerus Jahrhunderte alt ist, halten wir es nicht für nöthig, die vielfachen Auslassungen Bellis oder vielmehr der Tausende von Römern, deren Wortführer er ist, gegen die Welt- und Klostergeistlichkeit anders als im Vorübergehen zu erwähnen. Bekanntlich lag die gesammte Verwaltung des Kirchenstaates in den Händen von Geistlichen; sogar die Anwälte trugen geistliches Gewand. Wer sich über die Förmlichkeiten und Kosten eines Reisepasses unterrichten will, lese Band 4, 309 nach, erinnere sich jedoch, um nicht ungerecht zu sein, der Sitten und Gebräuche im vormärzlichen Deutschland. Original dürfte sein, daß 1829 einer armen Frau aus Recanati der Heimat Leopardis der Aufenthalt in Bologna untersagt wurde, weil der dortige Cardinal-Legat, derselbe, der später in einem öffentlichen Schriftstück alle Liberale kurzweg Diebe hieß, verordnet hatte, im Interesse des einheimischen Dienstpersonals dürfe niemand von auswärts angenommen werden. Die erste Eisenbahnstrecke im Kirchenstaat, nämlich die von Rom nach Frascati wurde im Jahre 1857 eröffnet. Um einem anerkannten Privatunternehmen nicht zu wehe zu thun, nicht etwa um die Pferde zu schonen, hatte man unter dem vorhergehenden Pontificat Gregor XVI. den Vetturini verboten, mehr als eine gewisse Strecke im Tage zurückzulegen. Z. B. zwischen Rom und Ascoli Piceno, wohin man in zwei Tagen hätte kommen können, mußte man sechs Tage unterwegs sein; zu den 10 Wegstunden von Viterbo nach Rom mußte man zwei Tage brauchen; sonst zahlte der Kutscher 10 Thaler Strafe und bekam achttägiges Gefängniß.

Die Droschken-Kutscher der ewigen Stadt (auch heute noch ein des Studiums würdiger Typus) zogen das Wasser auf ihre Mühle und hielten eine in der ersten Zeit Pius IX. geplante Verminderung der Feiertage für einen Jacobinerstreich, denn der Festtag sei für die Kutscher, was für die Pfarrer die Epidemie (5, 357). Ueber die Fremden machen sie sich lustig, als ob dieselben taub wären, oder kein Wort Italienisch verstünden. Die neu anlangenden Milordi, deren Sparsamkeit ihnen verhaßt war, hielten sie für Narren, die nicht wüßten, wen und was sie bewunderten. Der Kutscher ist verständiger als all die Engländer, die es so eilig haben, die Gemälde Raphaels zu betrachten und zu bewundern, das Verdienst ist des Farbehändlers, der ihm die guten Farben verkauft hat (2, 244). Und warum fahren sie den weiten Weg zum Wasserfall bei Terni: wegen des bischen Wassers?! wenn es wenigstens Wein wäre. (3, 163).

Belli ist im Laden und in der Werkstatt zu Hause. Dem Schuster, der einem Kunden die engen Stiefel aufschwätzt und einem andern beweist, daß die Halbstiefel nicht zu weit sind, glauben wir im Leben begegnet zu sein. Ein anderer Jünger Crispins ist gegen die Unsitte des Wagenfahrens. Die anderen Thiere haben ja auch kein Cabriolet; wenn er auch nur drei Tage Papst wäre, würde er schon die Sänften bei Todesstrafe verbieten. Alle müßten zu Fuß gehen und Schuh und Stiefel zerreißen (2,395.). Prächtig ist der Hutmacher, der gar nicht mehr weiß, wo der bestellte Hut hingerathen ist, aber verspricht, ihn am nächsten Morgen nach Hause zu schicken; verlassen Sie sich darauf, als ob sie ihn schon auf hätten. Der Dosenhändler macht dem weitgereisten Herrn, der so gut zu wählen wisse, sein Compliment: Material und Form seien gleich vortrefflich, im schlimmsten Falle sei er immer da. Und im Sonette nebenan erinnert er sich nicht mehr, die Dose verkauft zu haben, der Kunde habe sie wahrscheinlich fallen lassen. Die Dose war fehlerlos, wer kaufen will, muß die Augen offen halten, die Welt ist nicht für die Dummen geschaffen; die Waare, die aus dem Laden fort ist, nehme er nicht wieder (5, 75). Dem Maurermeister ist die Entdeckung des Blitzableiters eine Sünde gegen die Natur; der Matratzenmacher bringt eine oder zwei Wanzen hinein, damit man ihn bald wieder rufen müsse. Der gemüthliche Zinngießer hat die richtige Liebe zu seiner Arbeit, die ihres Gleichen nicht in der ganzen Stadt finde; der Käufer soll sich nur anderswo umsehen und ihm bei gleichem Preis den Vorzug geben. Ein Krämer im Kaffeehause giebt sich die größte Mühe, daß man ihm etwas zulege, will aber auf alle Fälle etwas Geld lösen; Gott weiß, um wie viel es zu theuer ist, aber die Bitte, nicht weiter zu erzählen, wie wenig er bezahlt hat, muß die Kinder in Sicherheit wiegen. Wie der Hausirer von den Spitzbuben Kaufleuten in den Läden spricht, sein Christenthum betont, da der Jude nur Schund verkaufe, der Preis überführe den letzteren, das ist aus dem Leben gegriffen und aus einem Gusse dargestellt. Nicht übel ist der Vorschlag des Speisewirthes, der sich über den verringerten Verdienst in der Fastenzeit ärgert, der Cardinal-Vicar sollte lieber anstatt des Verbotes der Fleischspeisen den dritten Theil des Rosenkranzes beten lassen. Der Weinwirth hingegen ist durchaus für die Fastenspeisen eingenommen; wenn er Priester wäre, müßte man das ganze Jahr Salzfische essen, das wäre ja auch im Interesse der Weinbauern. Das Sonett „Domenica beim Gemüsegärtner" zeigt die Magd, die sich die Lunge herausredet, um für 10 italienische Pfennige (= 8 deutschen) wenigstens so viel Salat zu bekommen, daß man ihn auch sieht, wenn er geputzt ist. Die Ruhmredige, die sich nie anführen läßt und stets billig einkauft, wobei die Versicherung des Verkäufers, nichts zu verdienen, nicht fehlen darf, ist meisterhaft gezeichnet (3, 306).

Wenn wir uns nicht selbst bedienen können, bedürfen wir gut geschulter Hülfe. Belli lehrt uns die römischen Diener in den großen Häusern kennen, zunächst den „Decan", den ältesten Diener, der nicht wenig darauf stolz ist, daß er im Vorzimmer die Befehle der Herrschaft erwartet, deren Gespräche

er erforderlichen Falls belauscht, um sich danach zu richten und es jedem in der Familie zu Dank machen zu können. Er weist nicht nur den anderen Dienern die Geschäfte zu, hält das Register der Besucher in Ordnung, schweigt und lügt als Mitwisser „discreter" Geheimnisse seiner Herrschaft, sondern merkt sich auch diejenigen Besucher, die kein Trinkgeld geben, sehr gut, um sich bei der nächsten Gelegenheit zu revanchiren, z. B. eine Bestellung nicht auszurichten. Nicht umsonst heißt man höflicher Weise auch die gewöhnlichen Diener Decane. Der Kutscher hält sich selbstverständlich für besser als die gewöhnlichen Livreebedienten, die auf der faulen Bank sitzen, verfängliche Dinge mitansehen, wenn nicht gar begünstigen, dem Herrn die Stiefel ausziehen müssen, während er die edelsten Thiere der Welt leitet und das Leben seines Herrn in der Hand hat (2, 232). Es ist künstlerisch gar kein übles Bild, wenn er bei Regen und Kälte auf den Schluß des Theaters wartet, in dem seine alte Herrin sich belustigt, während sie. wie er meint, zu Hause im Spiegel sehen könnte, daß man mit weißen Haaren auf die Vergnügungen der Welt verzichten soll. Viel harmloser ist der Koch, selig im Bewußtsein, daß Latein, Mathematik, Jus, Medicin nur albernes Zeug sind, am Herd allein zeige sich das Talent. Als sein früherer, so beliebter Herr keinen Koch mehr hielt, blieb ihm auch nicht ein einziger Freund treu. Häufig ist die Klage, daß der schwere Dienst, da jeder seine besonderen Bedürfnisse habe, ohne Unterbrechung fortgehe, man könne sich nicht einmal ausschlafen und bekomme nur die Ueberbleibsel vom Essen. Die löbliche Gewohnheit, der Dienerschaft Legate auszusetzen, stachelt die Neugierde, nach Eröffnung des Testaments zu erfahren, wie viel es eigentlich sei. Hätte der außer dem Hause schlafende Diener des Prälaten, der ihm in jeder Krankheit eine Pension verspricht, das Geld, um seine Hausmiethe zu bezahlen, würde er vielleicht nicht um den Tod seines Herrn und künftigen Wohlthäters beten (2, 384).

In den Großstädten kommen wir nachgerade dazu, die Namen unserer Nachbarn erst aus der Localchronik zu erfahren, wenn nämlich irgend etwas in unserer unmittelbarsten Nähe vorgefallen ist. Die moderne Gesundheitslehre mag immerhin jeden Tag deutlicher lehren, wie sehr wir von dem guten Willen, von der Reinlichkeit und von der musikalischen Begabung der Nachbarn und Mitbewohner abhängen. Schon Belli läßt eine unglückliche Frau erfolglos auf die Polizei gehen, weil ein Er vom frühesten Morgen an bis spät in die Nacht sein Wohlgefallen an seiner häßlichen Singstimme an den Anderen ausläßt; auf der Polizei sagt man, er sei bei sich zu Hause. Und diejenigen, die über unseren Köpfen hüpfen und tanzen und weil sie so gut wie wir die Miethe bezahlen, keine Rücksicht kennen! Nicht zu sprechen vom Rauch, der aus der Küche unter uns kommt. Gleich ein paar Katzen der Nachbarin kommen ungerufen in die Wohnung, belustigen sich, als wären sie vom Porzellanwaarenhändler angestiftet, verunreinigen die Betten und zerkratzen sogar das Kind. Da kommen wir noch besser mit der unpünktlichen Nachbarin aus, die ohne unsere Hülfe gar nicht kochen könnte; leih-

weise erbittet sie sich hintereinander ein Töpfchen, ein wenig Petersilie, ein bischen Gewürz, eine Pfanne, ein Stückchen Knoblauch, ein wenig Speck und ein Tröpfchen Wein (4, 302).

Wenn wir uns recht erinnern, erzählt nur ein Sonett in drei Tempi, wie er ihr aufpaßt, sich erklärt und sie heirathet. Wie sich hingegen die Mädchen und die Wittwen ihre Anbeter beneiden, ist wiederholt dargestellt. Mannigfaltigkeit und Kraft der dabei gebrauchten Schimpfwörter muß im Original studirt werden. Einmal ist das letzte Wort der Erzürnten: dich heirathet nicht einmal der Teufel, ein anderes Mal: um dich zu heirathen, muß man einen Magen haben wie ein Arzt, ein drittes Mal: der Ihrige sei gewiß nicht schwindsüchtig, nur die Wuth, ihn nicht haben zu können, mache die Andere so reden, sie habe sich ihn mit aller Vorsicht ausgewählt, er habe die Kraft, Samson zu Boden zu strecken. Aergerlich ist es, wenn der Geliebte immer den Tag der Hochzeit hinausschiebt. Noch ärgerlicher, wenn andere Mädchen das Glück haben, tüchtige und wohlhabende Männer zu finden und die eigene Tochter Keinen zu fesseln weiß. Zum Glück giebt es Mütter, welche die nöthige Initiative haben. Man vergleiche z. B. die Lobpreisung der Tochter und die Frage an Sor Piuccio, wann er heirathen wolle (5,420). Das Mädchen mag über die Versprechungen des Künftigen glücklich sein, auch wenn seine Einnahmen ganz bescheiden sind; die Mutter wehrt sich gegen den mittellosen Freier, dessen Familie nicht einmal Leintücher im Bette habe. In der Ehe des römischen Volks geht es nach Belli sehr positiv zu. Wenn sich die Frau, welcher der Mann seit langer Zeit keinen Pfennig mehr gegeben hat, einen aushelfenden Freund zulegt, so ist dieser meistens höflicher als der Eheherr und sie spricht bisweilen mit Freundinnen recht offenherzig von diesem Verhältniß. Die Untreue des Weibes, das größeren Luxus treiben will, als die Einnahmen des Mannes gestatten, schildert Belli nicht minder als die Erbärmlichkeit des zufriedenen Hahnreis. Eine Frau spricht klar mit einem Mädchen, das mit ihrem Ehemann kokettirt, eine andere oder auch dieselbe mit ihrem Ehemann selbst, sie wolle nicht vor Langerweile sterben; mit dem Affengesicht einer Freundin habe er Zeit, spazieren zu gehen; wenn er mit ihr gehen solle, habe er immer Geschäfte; sie sei zu jung, um ein solches Leben zu führen. Nach dieser drohenden lernen wir eine verzweifelte Gattin kennen, die hilflos und arm zu Hause sitzt, während er mit Freunden im Wirthshaus esse und in's Theater gehe; sie wolle lieber sterben als so leiden; warum habe sie ihrer Mutter, die Alles vorausgesagt habe, nicht gefolgt (4,325). Pathetisch ist die Klage der „Frau des Spielers." Seitdem ihn der Spielteufel erfaßt, habe er nicht nur ihre Mitgift verthan und das ganze Haus geleert. Zu ihrem Schrecken ist er jüngst ohne Jacke nach Hause gekommen und sie ist schwanger, womit soll sie ihr Kind wickeln? Und wieder ist es die Rücksicht auf das Kind, mit der die erschreckte Frau den wüthenden Mann, der mit einem Messer davon eilen will, zurückzuhalten versucht, damit das lieblich schlafende

Kind beim Aufwachen den Vater nicht vermisse (4, 109). Wenn die Frau nicht geduldig ist und aufbegehrt, so giebt der Mann wohl zu, daß er ihr im Reden nachsteht, kündigt ihr auch nach Verlauf von so viel Zeit, als man zu einem Credo braucht, die kommenden Folgen, Prügel an. Sie antwortet ihm dann bisweilen mit einem Teller in's Gesicht und verlangt Brod, wenn nicht für sich, für die armen Kinder, die vor Kälte und Hunger zu Grunde gehen.

Wer an der Hand der Belli'schen Sittenschilderung über die römischen Frauen aburtheilen wollte, untersuche vorher etwas genauer, was sie als Mütter sind — der Ankläger Belli wäre hier ein Bewunderer, wenn er eben nicht sein Urtheil verbärge. In seiner Objectivität hat er jene Frau nicht vergessen, die keine Kinder will, zuerst weil ihr Schwangerschaft und Entbindung nicht recht ist, sodann weil die Kinder so viele Arbeit machen und Schrecken verursachen, schließlich weil die Töchter gefährliche Wege einschlagen und die Jungen Taugenichtse werden (2, 411). Man betrachte die Sonette 4,310/311, wie die Mutter ihr Kind bewundert, das vor der Familie seine erste Geschicklichkeit zeigt; wie geduldig ist sie, obschon sie der Last des Stillens fast erliegt. Eine andere Mutter ist ganz vergnügt, daß ihr noch nicht 2½jähriger Knabe, den sie übrigens noch tränkt, schon fluchen kann, wie ein Erwachsener, auf der Straße die Kiesel herauszuziehen sucht und alle Hoffnung giebt, er werde s. Z. der ganzen Nachbarschaft zu thun geben.

Hochberühmt ist „Die Bettlerin" mit ihren nackten Kindern, deren Vater im Spital liegt, während sie selber unter der Bank eines Verkäufers im Freien schlafen müssen (2, 116). „Die Wittwe mit sieben Kindern", von denen übrigens eins gestorben ist, berichtet mit Ergebenheit, was sie alle treiben; dem Jüngsten, der in die Schule geht, ist eine ganze Strophe gewidmet, sie selbst flickt Strümpfe, bis ihr die Mutter Gottes weiter hilft.

Man hält die Kinder zur Mildthätigkeit an; das römische Volk ist allem Anschein zum Trotz äußerst gutmüthig. Die Väter sind meistens rauh und lassen sich von Niemand in die Erziehung hineinreden; es ist ihr Blut, sagen sie von ihren Kindern. — Unfeine Worte vertragen sich mit stolzer Gesinnung; es ist für sie und ihre Nachkommenschaft ein Ruhm, Römer zu sein, wenn auch sie keinem Kritiker Rechenschaft über die Bedeutung der ewigen Stadt geben können. Belli zeigt uns mehrfach, wie ungezogen die Kinder sind, sie klettern, wohin sie nicht sollen, sind unfolgsam, wollen nicht die Suppe essen, benehmen sich bei Tische gar zu schlecht, nicht einmal während des Rosenkranzes können sie sich ruhig verhalten; die Mutter schämt sich vor den unten wohnenden Nachbarn, die mittelst eines Stockes an den Plafond schlagen, um zur Ruhe zu gemahnen; die Furcht vor dem abwesenden Vater hält sie nicht mehr im Zaum, man brauchte die Geduld eines Heiligen; Christus nehme euch alle zu sich, ruft die gute Mutter voll Aerger, aber welche Besorgniß hat sie, wenn die Kinder krank sind oder auch nur weniger gut aussehen, man lese z. B. das Sonett: „Die Mutter des Jägers."



Ferdinand Lassalles Tagebuch.

Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen

von

Paul Lindau.

II.

Dem jungen Ferdinand Lassalle war durch seine bösen Schülerstreiche der Aufenthalt in Breslau vollkommen verleidet, und sehr wider den Willen seiner Eltern, die den ungewöhnlich befähigten Knaben studiren lassen wollten, ging er mit endlicher Zustimmung seines Vaters Anfang Mai 1840 nach Leipzig, um auf der dortigen Handelsschule, die officiell „Oeffentliche Handelslehranstalt zu Leipzig" heißt, sich zum Kaufmannsstande vorzubilden. Sein Vater hatte ihn nach Leipzig begleitet und ihn dort bei Karl Gottlob Hander, dem Director einer Privatschule, in Pension gegeben. Das Haus lag damals noch „vor dem Thore" in der Ostvorstadt. Inzwischen ist da die Nürnbergerstraße angelegt, und auf dem Grunde des alten Hauses ein anderes erbaut worden (Nr. 11 der genannten Straße). Hander unterhielt in der innern Stadt, in der Universitätsstraße, in dem sogenannten Paulinum, einem academischen Gebäude, eine Privatschule, aus der später das Teichmann'sche Institut hervorgegangen ist, das heute noch besteht und von Kindern der besten Familien besucht wird.

In der ersten Zeit fühlte sich Ferdinand bei seinem Hauswirth und in dessen Familie überaus wohl. Er findet nicht genug Worte des Lobes für die liebenswürdige menschenfreundliche Art, mit der ihm Herr und Frau Hander entgegenkommen. Aber dieser freundliche und friedliche Zustand währt nicht lange. Schon am 7. Juli schreibt er von seiner Pensionsmutter: „Das Blatt hat sich schrecklich gewendet. Um einer Kleinigkeit

willen zankt sie, hetzt ihren Gemahl auf mich. O Weiber, Weiber, wer kennt euch! Ich war so gut!" Und fünf Monate später, Anfang December, spricht aus seinen Aufzeichnungen geradezu glühender Haß gegen die einst so verehrte Frau Wirthin. Er nennt sie eine „wurmstichige, verblühte Rose von der Centifolienart" und macht dazu den Wortwitz: „cent folies, hundert Dummheiten" seien ihr zu eigen; aber sie sei noch schlechter als dumm. Und auch Rector Hander selbst wird von dem jungen Menschen in verächtlichster und wegwerfendster Weise behandelt.

Noch schlimmer gestaltet sich sein Verhältniß zu den Lehrern der Handelsschule. Die öffentliche Handelslehranstalt wurde durch die Kramerinnung, einer seit 1477 bestehenden, im jüngsten Jahrzehnt aber aufgelösten Corporation, im Jahre 1831 ins Leben gerufen. Sie steht also jetzt im sechszigsten Jahre ihres Daseins. Das Schulgebäude war von 1832 bis 1890 das Haus am Königsplatz Nr. 10. Neuerdings ist die Anstalt in ihr neues prächtiges Heim an der Löhrstraße, unweit des alten Stadttheaters, übergesiedelt. Nach Auflösung der Kramerinnung übernahm die Handelskammer die Unterhaltung und Fortführung der Handelslehranstalt. Der Schulvorstand wurde gebildet durch die Vorsteher der Kramerinnung, die „Herren Kramermeister," ferner „die Handlungsdeputirten" als Vorstände der Kaufmannschaft und den Director.

Es versteht sich, daß Lassalle auch jetzt wieder behauptet, das Opfer der auserlesenen Bosheit von Seiten seiner Lehrer zu sein. Er leidet beinahe an einer Art von partiellem Verfolgungswahnsinn. Er ist immer im Recht, die Lehrer haben immer Unrecht. Das Schauspiel aus der Breslauer Secundanerzeit wiederholt sich hier, nur noch in sehr verstärktem Maße. Namentlich auf den Director Schiebe hat er es abgesehen. Er bezeichnet ihn als unfähig, kriechend, unwürdig, grob, rachsüchtig, feige, kurzum als Muster des Pädagogen, wie er nicht sein soll. Er haßt diesen Director Schiebe aus vollstem Herzen, und gerade wie früher verschwört er sich auch hier hoch und theuer, an seinem Feinde dereinst Rache zu nehmen.

Die sehr einseitige Schilderung, wie wir sie in den Aufzeichnungen des mißvergnügten Handelsschülers finden, stimmt nun allerdings keineswegs überein mit dem Andenken, das der im Jahre 1851 in seiner Vaterstadt Straßburg im 72. Jahre verstorbene August Schiebe bei Allen, die ihn näher kennen gelernt haben, hinterlassen hat. Schiebe wird als ein wohlwollender, gerechter, tüchtiger und gelehrter Mann gerühmt. Er hielt streng auf Disciplin. Dem Collegium des Schulvorstandes, den Kramermeistern und Handelsdeputirten gegenüber wahrte er seine Directorenrechte mit großer Entschiedenheit. Er ist der Verfasser einiger tüchtiger handelswissenschaftlicher Schriften. Daß er Lassalle nicht leiden konnte, wollen wir gern glauben. Und von einem noch lebenden Lehrer aus derselben Zeit ist unserm Gewährsmann, Herrn Dr. Whistling in Leipzig, bestätigt worden, daß Director Schiebe Lassalle besonders scharf in den Zügel zu nehmen be-

liebt habe. Lassalles keckes Auftreten veranlaßte ihn oft in der Lehrer-Conferenz zu herber Kritik. Er nannte in seiner derben Art Lassalle einen unverschämten Lümmel. Lassalle war nun wirklich ein sehr unbequemer und schlechter Schüler. Sein Hauswirth Hander schrieb in der That an den alten Lassalle nach Breslau: Ferdinand wäre vorlaut, naseweiß, liederlich und anmaßend. Lassalle giebt das mit großer Objectivität wieder und macht dazu die lakonische Bemerkung: „So mache ich also meinem Vater noch immer keine Freude.“ (5. Juli.)

So wenig schmeichelhaft das Hander'sche Zeugniß über den Handelsschüler ist, so zutreffend scheint es zu sein. Gerade wie in Breslau bummelt er auch in Leipzig, und gerade wie dort leidet er auch hier an chronischem Geldmangel. Er macht wieder seine kleinen Tauschgeschäfte, verkauft seine Bücher und contrahirt Schulden. Besonders wird der Schneider eines seiner Freunde besteuert, von dem er sich von Kopf bis zu Fuß neu einkleiden läßt, denn er legt Werth darauf, anständig auszusehen.

Das übertriebene Selbstgefühl des jungen Burschen erstarkt immer mehr. Er nennt es den „schönen, festen Glauben an mich.“ Er vergleicht sich mit dem todten Adler, der auf dem Felde liegt, und dem Raben, Elstern und sonstiges verächtliches Geflügel — darunter sind nämlich die Lehrer zu verstehen — die Augen anspicken und das Fleisch abnagen. Aber er fühlt dann neues Leben in sich und erhebt sein rauschendes Gefieder. „Krächzend entflohen die Raben und Elstern, ich aber schwang mich auf zur Sonne.“ (11. März.)

Wegen seines ungebührlichen Betragens wird er in der Schule mit den härtesten Strafen belegt. Er wird vor das Gesammtcollegium, die Synode, geladen und erhält drei Wochen Hausarrest. Die Lehrer wittern in ihm einen gefährlichen Menschen. Der Director erklärt, daß er nur auf die Gelegenheit warte, um diesen bedenklichen Cumpan, der die Disciplin der Schule untergrabe, zu exmittiren. (22. März.)

Der junge Lassalle, der immer mit dem Munde vorweg war, wird natürlich von seinen Mitschülern dazu ausersehen, einem scheidenden Lehrer im Namen der Klasse einige Worte des Dankes und des Abschieds zu sagen. Lassalle hat keine Zeit gehabt, sich vorzubereiten. Er spricht aus dem Stegreif, und er macht, wie aus seinen Mittheilungen hervorgeht, auf die Klasse und auch auf den Lehrer einen tiefen Eindruck. Das Datum des 19. December 1840 ist in der Biographie Ferdinand Lassalles festzuhalten, denn an diesem Tage hat er seine Jungfernrede gehalten.

Der eigenthümliche Zug im Charakter Ferdinands, von dem wir schon in seinen Breslauer Aufzeichnungen verschiedene Zeugnisse aufzuführen hatten: das leidenschaftliche, wahrhaft unheimliche Verlangen, Diejenigen, die ihm weh gethan haben, bis zur Vernichtung zu verfolgen, entwickelt sich mit der Zeit immer mehr und mehr. Mit „Flammenschrift“ will er unauslöschlichen Haß in sein Inneres eingraben; er will heiße Rache nehmen und

schwört es „bei Gott und dem Teufel.“ (8. Juli.) Wenn er sich nicht rächt, will er verdammt sein so lange er lebt. Mit alttestamentarischer Beredtsamkeit bekräftigt er an einer andern Stelle seine Rachegelübde: „Keine Freude möge mich erquicken, kein Lächeln meine Wange berühren, kein Trost mir im Unglück bleiben. Ich will verflucht sein in den tiefsten Abgrund der Hölle, kein Sonnenstrahl möge mich erfreuen, keine Hoffnung mir werden im Unglück. Verachtung sei mein Loos hienieden, und drüben treffe mich die Strafe des Meineids.“

Leidenschaftlicher als je regt sich in ihm der kampfesmuthige Jude, der seinen ungerechten Bedrückern und Verfolgern gegenüber mit dem Schwerte in der Hand sich seine Rechte erkämpfen soll. Seiner Meinung nach hätten die unglücklichen Juden von Damascus die Stadt an allen Ecken anzünden und den Pulverthurm in die Luft sprengen sollen, um sich mit ihren Peinigern zu tödten. „Feiges Volk!“ ruft er aus, „Du verdienst kein besseres Loos! Der getretene Wurm krümmt sich, du aber bückst dich nur tiefer! Du bist zum Knecht geboren!“ (21. Mai 1840.) Daß man mit den Beschuldigungen auftritt, die Juden brauchten zu ihrem Osterlamm Christenblut, scheint ihm anzudeuten, „daß die Zeit bald reif ist, in der wir in der That durch Christenblut uns helfen werden.“ (30. Juli.)

Während seines Aufenthaltes in Leipzig überfiel den jungen Lassalle oft ein starkes Heimweh, eine mächtige Sehnsucht nach den Seinigen. Die liebenswertheste Einzelheit im Charakter Ferdinand Lassalles ist seine echte und innige Liebe zu den Seinigen, besonders zu seinem Vater. Er, der keine Autorität respectirt, spricht von seinem Vater immer nur in den Ausdrücken der tiefsten Ehrerbietung und der aufrichtigsten Zärtlichkeit. Wenn er einen dummen Streich begangen hat, so quält ihn das nur seines Vaters wegen, und nur der Gedanke, daß er seinem Vater Kummer bereiten werde, hält ihn von noch dümmeren ab. Die oft recht häßlichen Dissonanzen, die in diesen Aufzeichnungen angeschlagen werden, klingen schließlich immer versöhnlich aus in die reinen Accorde der Kindesliebe, der Liebe zu seinen Anverwandten. Auch mit seiner Schwester Friederike hat er sich völlig ausgesöhnt, und ein vollkommener Umschwung ist in seiner Stimmung zu Gunsten des Bräutigams Friederikens, seines Vetters Ferdinand Friedland, eingetreten. Jetzt hat er für Friedland nur noch Ausdrücke der wärmsten Anerkennung, ja Bewunderung darüber, daß dieser so gefeierte Mann die großen Verhältnisse der französischen Hauptstadt verläßt, um sich aus dem „tristen Breslau“ seine Braut zu holen.

Auch für schwärmerische Jugendfreundschaft bleibt Ferdinands Herz warm und empfänglich. Der Verkehr mit seinem besten Freunde Isidor Gerstenberg hat sich zwar durch die örtliche Trennung etwas gelockert, aber die Gesinnungen sind die alten geblieben. Hier in Leipzig schließt er sich besonders an Wilhelm Becker an.

Ernst Johann Wilhelm Becker gehörte zur Lehrlingsabtheilung der

Handelslehranstalt. Als Lehrling beziehentlich Volontair war er im Geschäft eines Spediteurs angenommen. Beckers Eltern waren wohlhabende Leute in Berlin. Der Vater hatte wohl ein Bankgeschäft. Der junge Mann verfügte über reiche Mittel, konnte sich also allen Comfort gönnen und noble Passionen, wie Reiten und dergleichen, pflegen. Er ließ denn auch in Gesellschaft Lassalles und Zanders viel Geld draufgehen. Director Odermann erinnert sich Beckers als eines recht leichtlebigen Jünglings, der sich z. B. nicht bedachte, einen eben mit großen Kosten angeschafften Frack sehr bald für einen Spottpreis an einen Trödler zu verkaufen. Also auch ein „Berliner Windsack", wie Director Schiebe sich gern ausdrückte.

Außer an Wilhelm Becker hatte sich Lassalle noch besonders an Robert Zander angeschlossen, der vor einigen Jahren in Oesterreich gestorben ist. Dieser Freund Lassalles war der Sohn eines angesehenen Kaufmanns und Kramers, der in „Hohmanns Hof," einem stattlichen Grundstück in der Peterstraße, sein Geschäft hatte. Robert führte seine Freunde Lassalle und Becker in seine Familie ein. Roberts Schwester, Rosalie, war Lassalles erste Schülerliebe, während Wilhelm Becker für die andere Schwester, Antonie, schwärmte. Lassalle schrieb an Rosalie Zander zahlreiche Briefe und widmete ihr Gedichte. Die Briefsammlung fand sich noch beim Tode Rosaliens vor, wurde aber dann vernichtet. Lassalle hat das Andenken an die Familie Zander bis in seine letzten Jahre bewahrt. Noch bei seiner letzten Anwesenheit in Leipzig stellte er Nachforschungen danach an und bedauerte, ihre Spur nicht finden zu können. Rosalie blieb unvermählt. Sie starb am 25. August 1876, etwa achtundfünfzig Jahr alt. Sie ist auf dem Friedhofe zu Reudnitz, dem jetzt einverleibten Vororte Leipzigs, begraben.

In Leipzig hatte Ferdinand Lassalle kaum andern Umgang, als mit seinen Mitschülern. Mit den meisten stand er nicht gerade auf gutem Fuße. Die in den nachstehenden Blättern vorkommenden Namen sind daher fast ausschließlich Namen von Lehrern und Schülern der Leipziger Handelsschule. Wir theilen also zunächst eine genaue Liste des Lehrercollegiums mit, wie es im Schuljahre 1840/41 zusammengesetzt war, und zwar in der Reihenfolge nach dem Eintritt der Lehrer ins Amt:

1. Schiebe, August, Director. Handelswissenschaft. (Trat 1850 in Ruhestand. Starb 1851.)
2. Nischwitz, Chr. Fr. Adolph. Deutsch, Geschichte, Geographie.
3. Schierholz, Ad. Chr. Leopold. Kalligraphie, Arithmetik.
4. Esche, Fr. August. Zeichnen.
5. Dr. Feller, Fr. Ernst. Handelswissenschaft. Neuere Sprachen.
6. Flügel, Chr. Gottlieb. Naturgeschichte, Französisch.
7. Hülsse, Jul. Ambros. Mathematik. (Abgegangen December 1840. Starb als Geh. Regierungsrath und Vortragender Rath im Ministerium des Innern zu Dresden 1876.)

8. Heuschkel, Christian Gottlieb. Deutsch. (Starb nach fünfundzwanzigjähriger Lehrthätigkeit an der Anstalt 1860.)
9. Erdmann, Karl. Chemie.
10. Dr. Odermann, Karl Gustav. Handelswissenschaft, Arithmetik. (Nachmals Director der Handelslehranstalt. Lebt im Ruhestande in Dresden.)
11. Courvoisier, Frédéric. Französisch. (Lebt noch in Leipzig als Privatlehrer.)
12. Dr. Michaelis, W. Jul. Herm. Mathematik.
13. Weinlig, Dr. med., Chr. Albert. Physik und Mechanik. (Nachmals Geh. Regierungsrath im Ministerium des Innern zu Dresden.)
14. Dr. Barker, William John. Englische Sprache. (Trat nach Schiebes Rücktritt aus, starb als Privatlehrer.)

Lassalle war Schüler der Klasse II., höhere Abtheilung. Die Schülerliste ist folgende:

1. Becker, Ernst Johann Wilhelm, aus Berlin.
2. Demlich, Joseph Louis, aus London.
3. Eilenstein, Gustav Eduard, aus Werdau.
4. Fritsch, Louis Heinrich Theodor, aus Gr.-Glogau.
5. Georgi, Carl Robert, aus Mylau. (Bruder des derzeitigen Oberbürgermeisters in Leipzig.)
6. Glier, Carl Alexander, aus Klingenthal.
7. Gosling, Friedrich Wilhelm Bernhard Carl Hermann, aus Osnabrück. (Lebt noch als Chef eines Handelshauses in seiner Vaterstadt.)
8. Hasselbach, Adolf Anton Wilhelm, aus Berlin.
9. Heftye, Thomas Johannessen, aus Christiania.
10. Heftye, Thomas Thomassen, aus Christiania. (Vetter des Vorigen. Seit 1857 norwegischer Consul in der Schweiz.)
11. Hengstmann, Carl Paul Friedrich, aus Berlin.
12. Hughes, George, aus Dresden.
13. Kerksieg, Erich Friedrich, aus Osnabrück. (Lebt noch als Leiter eines Pianoforte-Magazins in New-York.)
14. Kindermann, Gustav Reinhard, aus Zschopau.
15. Kräger, Carl Heinrich Adalbert, aus Bensshausen.
16. L a s s a l, F e r d i n a n d, aus Breslau.
17. Lesser, Bernhard Ludwig, aus Landsberg a. W.
18. Levison, Edmund, aus Pr.-Minden.
19. Mannberguer, Fedor, aus Strasburg. (Ist Bankier in Paris.)
20. Nathanson, Joseph, aus Warschau.
21. Pickford, Eduard Middleton, aus Heidelberg. (Namhafter nationalökonomischer Schriftsteller und Journalist.)
22. Richter, Adolf Bruno Woldemar, aus Leipzig.
23. Simons, Eduard, aus Elberfeld.
24. Tamm, Simon, aus Muggesfelde.

25. Welk, Ernst Eduard von, aus Dresden.
26. Zander, Friedrich Robert, aus Leipzig.

Es ist uns gelungen, eine Abschrift des Schulzeugnisses Lassalles zu erlangen, das uns sehr charakteristisch zu sein scheint. Obgleich die Leistungen eigentlich vorzügliche sind, wird doch der Vermerk gemacht, daß der Schüler noch mehr hätte leisten können.

Lassal, Ferdinand, Breslau.

Kalligraphie	1 b.
Deutsche Sprache	1.
Französ. Sprache	2.
Englische Sprache	2.
Arithmetik	1 b.
Kopfrechnen	1 b.
Zeichnen	3.
Physik	2.
Mathematik	1 b.
Handelswissenschaft	1 b.
Geschichte	1 b.
Geographie	1 b.

Verhalten.	Zusatzbemerkung des Directors.
Sollte noch mehr leisten. Will scharf im Auge behalten sein.	Blieb weg August 1841. War weder von den Lehrern noch von den Schülern geachtet.

Aus dieser sehr bezeichnenden Schlußbemerkung geht hervor, daß Lassalle sich gar nicht abgemeldet hat. Er hatte seinen Vater inzwischen zweimal gesprochen und ihm in eindringlichster Weise auseinandergesetzt, daß er sich in der Wahl seines Berufes getäuscht habe, daß er zum Kaufmann nicht tauge, daß er studiren müsse. Er sagte damit seinem Vater nichts Unerwartetes, denn der alte Heyman Lassal hatte immer gewollt, daß Ferdinand studiren solle. Seine Eltern riethen ihm ab, als er Kaufmann werden wollte, und freiwillig, ja gegen den Willen seines Vaters, entsagte er „jedem ästhetischen Leben, um Ladenschwengel zu werden". Dieses wichtige Geständniß, das einen allgemein verbreiteten Irrthum über Lassalles Jugend berichtigt, befindet sich unter dem Datum des 3. August verzeichnet. Wir verweisen auf diese Aufzeichnung ganz besonders. Es war einfach die Noth gewesen, die Angst vor der Entdeckung seiner Schülerschwindeleien, die ihn aus Breslau weggetrieben hatte, und seine Erklärung, daß er Kaufmann werden wolle, war eigentlich auch nur eine Nothlüge. Er gesteht sogar mit aller Ehrlichkeit, nachdem er kaum ein Vierteljahr die Handelsschule besucht hat, daß er seine Zukunft nicht im Kaufmannsstande erblicke, daß er blos

diese gelegentliche Beschäftigung ergriffen habe, um den Breslauer Wirren zu entrinnen, daß er aber dem Zufall, oder lieber der Vorsehung, wie er sagt, vertraut, daß sie ihn aus dem Comptoir herausreißen und auf einen Schauplatz werfen werde, auf dem er wirken könne. Er vertraut seinem festen Willen, sich mehr um die Freiheit, als um die Waarenpreise zu bekümmern und „heftiger die Hunde von Aristokraten, die dem Menschen sein erstes höchstes Gut nehmen, als die Concurrenten, die den Preis verschlechtern, zu verwünschen.“ „Aber beim Verwünschen soll's nicht bleiben!“ fügt er hinzu.

Schon in diesen Aeußerungen erkennt man, wie schnell sich Lassalle in den letzten Monaten entwickelt hat. Und jetzt berühren wir den Punkt, der das werthvollste dieser jugendlichen Aufzeichnungen bedeutet, der die Veröffentlichung, die wir veranstaltet haben, rechtfertigt, der es uns gestattet, die Aufmerksamkeit der Leser für dieses Tagebuch eines Halbjünglings in Anspruch zu nehmen. Wir ersehen aus diesen Blättern, wie Lassalle als noch nicht sechszehnjähriger junger Mensch mit vollkommenster Klarheit das Programm seines zukünftigen Wirkens entwirft, und wie sich in ihm der Entschluß zur Unerschütterlichkeit festigt, dieses Programm ungeachtet aller Schwierigkeiten unbedingt durchzuführen, auf jede Gefahr hin, selbst auf die Gefahr des eigenen Untergangs. Es hat geradezu etwas Unheimliches, wenn man diese mit männlicher Festigkeit niedergeschriebenen Seiten des halbwachsenen Jünglings liest. Wir verweisen besonders auf die Aufzeichnungen unter den Daten des 24. August, 26. August 1840, des 2. Februar 1841 und vor allem auf die Nachschrift, die den Schluß unserer Aufzeichnungen bildet und etwa in den Mai 1841 fallen dürfte.

Lassalle, der entschieden aristokratische Neigungen in sich hat, trotz aller revolutionär-demokratisch-republikanischen Gesinnungen (19. Juli), der mit Fiesco sympathisirt und erklärt: wäre ich als Prinz oder Fürst geboren, ich würde mit Leib und Leben Aristokrat sein“, fühlt als schlichter Bürgerssohn grimmigen Haß gegen diese Aristokraten und will dem Aristokratismus den Todesstoß versetzen. Er will den Völkern die Freiheit verkünden, „und sollte ich im Versuche untergehen!“ Und er schwört es bei dem Gott über den Sternen. Er will nach Paris gehen und von dort aus Worte zu allen Völkern der Erde schicken, daß die Fürsten zähneklappern sollen. Ja, das will er thun, „der Handlungsdiener, der Ellenreiter! Aber der Handlungsdiener wird ihnen Worte reden, daß sie verstummen!“ Er hegt Träume, die er sogar diesem Buche nicht anvertrauen mag. Und sein Freund Isidor Gerstenberg soll mit ihm kämpfen und siegen. „Denn siegen müssen wir in dem Kampfe, den ich zu kämpfen gedenke! Siegen muß das Licht und die Finsterniß weichen!“ Und der Vorwurf, daß ein entlaufener Handlungsdiener sich als Messias der neuen Freiheit aufspiele, soll fürder nicht gegen ihn erhoben werden. Er sieht ein, daß er, so schwer es ihm auch fallen mag, seinen Vater von der Nothwendigkeit, die Laufbahn noch einmal zu

wechseln, überzeugen, daß er unbedingt studiren muß. „Fester und immer fester wird der Gedanke in mir, zu studiren, einem höheren Bewußtsein, einem edleren Zwecke Geist, Kräfte, Streben zu widmen, wenn's sein muß, zu opfern. Gott, Gott, sage mir, was soll ich thun?"

Diese Krisis währt nur wenige Tage. Heyman Lassal besucht seinen Sohn, und nun findet zwischen den Beiden die entscheidende Unterredung statt. Lassalle entwickelt seinem Vater gegenüber mit der feurigen Beredsamkeit der tiefsten Ueberzeugung, daß er als Kämpfer mit dem Schwerte des Wortes und der Schrift, als Kämpfer für die Freiheit handeln und, wenn es das Schicksal so fügt, seinen Untergang finden will. Er will die Völker erleuchten und aufklären. Er entwaffnet alle Bedenken des vorsorglichen und ängstlichen Vaters. Und, seltsam genug! immer spukt im Hintergrunde die Schreckensgestalt eines tragischen Ausgangs. Schon als er Fechtstunde nimmt, schreibt er: „Man kann nicht wissen, ob man nicht einmal in den Fall kommt, Gebrauch von ihr zu machen." Und hier, als er mit seinem Vater sich ausspricht, regt sich in ihm der Gedanke, daß er als Märtyrer der guten Sache fallen werde. Aber der Gedanke schreckt ihn nicht. Er muß kämpfen, sollte er auch zum Märtyrer werden! „Warum? Weil Gott mir die Stimme in die Brust gelegt, die mich aufruft zum Kampf! Weil ich für einen edlen Zweck kämpfen und leiden kann! Weil ich Gott um die Kräfte, die er mir zu bestimmtem Zwecke gegeben, nicht betrügen will! Weil ich mit einem Worte nicht anders kann!"

So bildet denn dieses Tagebuch ein wenn auch mit vielem kindischen Gewäsch und manchem unnützen Zeug durchsetztes, doch für den jungen Lassalle in mannigfacher Beziehung sehr bezeichnendes und für dessen agitatorisches Wirken bedeutsames Vorwort zur Biographie eines der wichtigsten Urheber der jetzigen socialistischen Bewegung.

Mit dem Berichte über die Unterredung mit seinem Vater verlieren die Lassalle'schen Aufzeichnungen den Charakter des eigentlichen Tagebuchs, und an dieser Stelle haben wir die Veröffentlichung abgebrochen. Die folgenden Seiten sind gefüllt mit der Beschreibung einer Ferienreise und mit Citaten, die Lassalle aus verschiedenen Schriftstellern zusammengestellt hat. Vielleicht werden wir von diesen Seiten noch einige für die Veröffentlichung herausgreifen. Unserm Zwecke aber ist durch die Herausgabe des Nachstehenden genügt.

Wir haben schließlich nur noch zu bemerken, daß wir den Text des zweiten Abschnitts eben so gewissenhaft behandelt haben, wie den des ersten. Wir haben Unerhebliches gestrichen, überflüssig Anstößiges gemildert, im Uebrigen aber den Wortlaut vollkommen unverändert gelassen.

Herrn Dr. Karl W. Whistling in Leipzig, der uns über die Personalien und Zustände in der Leipziger Handelsschule werthvolle Aufschlüsse verschafft hat, sind wir noch zu besonderm Dank verpflichtet. P. L.

Der Handelsschüler in Leipzig.

Mai 1840 bis Mai 1841.

Obwohl ich immer gewünscht hatte, aus Breslau wegzukommen, so wurde mir doch sehr weh ums Herz, als ich von meiner guten, zärtlichen Mutter, von meiner geliebten Schwester, von allen meinen Tanten, Onkeln und Cousinen, die alle gekommen waren, noch einmal mich zu sehen, mich trennen mußte, — als ich Abschied nahm von unseren Leuten, die ebenfalls fast Thränen vergossen. Auch von Isidor mußte ich Abschied nehmen, auch meinen Pylades mußte ich zurücklassen, nur mein geliebter Vater blieb bei mir. „Aber auch er begleitet mich nur bis an meinen Bestimmungsort, dann muß ich mich auch von ihm trennen," dachte ich, und meine Augen wurden feucht.

Ich übergehe meinen Aufenthalt zu Berlin, der reich an Vergnügungen aller Art war. Ich führe nicht die Sehenswürdigkeiten auf, die ich in Augenschein genommen. Ich sage blos, daß ich noch keine so seligen Tage verlebt habe, wie diese in Berlin. Ich flog von Amüsement zu Amüsement, von einem Theater ins andere. Wichtig ist, daß Joel Meier, ein ungemein reicher und sehr renommirter, als ausnehmend klug bekannter Seidenfabrikant den Vater permovirte, mich nach Leipzig zu geben.

Ich begleitete also meinen Vater nach Leipzig. Den vierten Tag unserer Ankunft ging ich zu Herrn Director Schiebe, mich einschreiben zu lassen. Doch hatte der Vater noch keine ihm zusagende Pension gefunden. In der Klasse selbst ist es sehr leicht, fortzukommen, und es gelang mir schon, mich in Einigem auszuzeichnen. Alles trägt das Gepräge der Freundlichkeit und scheint die bösen Prophezeihungen Adolph Dyhrenfürths, die er mir auch in Leipzig wiederholte, Lügen zu strafen.

Uebrigens amüsire ich mich bis jetzt recht gut in Leipzig, und begreife gar nicht, wie mir Samuel davor so bange machen konnte. Unter Andern wurde meinem Vater auch vorgeschlagen, mich zu einem gewissen Herrn Hauder, Director einer Realschule zu Leipzig, in Pension zu geben. Wir waren draußen in seinem Logis (er wohnt in einem herrlichen Garten vor dem Thore), und Alles, was wir sahen, der Herr selbst, seine Frau, die Kinder, die Stuben, entzückte uns. Bis jetzt hatte ich noch zu keiner der vorgeschlagenen Pensionen sonderliche Lust gefühlt. Diese aber gefiel mir ausnehmend. Der Herr Rector versprach, meinem Vater in Hinsicht des Preises zu schreiben, und so schieden wir. Am andern Tage erschien ein Billetchen des Herrn Directors, der die ungeheure Summe von vierhundert Thalern verlangt. Herr Rothe, den der Herr Director Schiebe dem Vater empfohlen hatte, verlangte blos zweihundertfünfzig Thaler, und dies war Vater schon zuviel. Aber da ihm die Pension bei Herrn Hauder ausnehmend gefiel, und er mich da mit Recht am Besten aufgehoben glaubte, so that er, was ich gar

nicht erwarten konnte; seine Zärtlichkeit siegte über das Bedenken, und so schwer sie ihm auch werden, er einigte sich mit Herrn Director auf den Preis von dreihundert Thalern. Jeden Tag lerne ich mehr einsehen, wie gut mein Vater ist, den ich so sehr gekränkt habe.

Ich bin bereits an zehn Tage bei Herrn Director Hauder, wo ich mir sehr gut gefalle. Die Frau Director ist eine ungemein gemüthliche, wirklich herzensgute und dabei eine kluge und geistreiche Frau, Herr Director auch ein sehr guter Mann. Meine Stellung in diesem Hause ist wirklich ausgezeichnet. Ich werde nicht betrachtet, wie anderswo ein Knabe von fünfzehn Jahren, sondern wie ein erwachsener junger zwanzigjähriger Mann. Das Geld, das mir mein Vater gelassen, ist ausgegeben, und ich habe um neues gebeten.

Von jetzt an will ich wieder Tag für Tag einschreiben.

Donnerstag, 21. Mai.

Abends beendete ich die „Wahlverwandtschaften." Ich weiß nicht, ich kann diese Ottilie nicht lieb gewinnen, so sehr sie auch der Dichter herausstreicht. Ich sehe in ihr blos einen ganz gewöhnlichen Charakter.

Später las ich Frau Director „Clavigo" vor. Es ist doch seltsam, daß sich die Natur so sehr in Extremen gefällt, daß sie es so sehr liebt, Wesen zu schaffen, die so stark und so schwach sind. Dieser Mann, der sich blos durch eigene Geisteskraft vom Staube so hoch hinaufgeschwungen hatte, der durch sein Genie die Bewunderung eines Königreichs erregte, der sich durch seine Thaten als großer Mann legitimirte, dieser auf der andern Seite so schwach, so kleinlich, so ganz ohne eigenen Willen. Wahr sagt der Franzose: „Les extrêmes se touchent."

Abends brachte mir der Bruder von Madame Director den Bericht über die Juden in Damascus. O, es ist schrecklich zu lesen, schrecklich zu hören, ohne daß die Haare starren und sich alle Gefühle des Herzens in Wuth verwandeln. Ein Volk, das dies erträgt, ist schrecklich, es räche oder dulde die Behandlung. Wahr, fürchterlich wahr ist folgender Satz des Berichterstatters: „Die Juden dieser Stadt erdulden Grausamkeiten, wie sie nur von diesen Parias der Erde ohne furchtbare Reaction ertragen werden können." Also sogar die Christen wundern sich über unser träges Blut, daß wir uns nicht erheben, nicht lieber auf dem Schlachtfeld, als auf der Tortur sterben wollen. Waren die Bedrückungen, um deren willen sich die Schweizer einst erhoben, größer? Gab es je eine Revolution, welche gerechter wäre, als die, wenn die Juden in jener Stadt aufständen, sie von allen Ecken anzündeten, den Pulverthurm in die Luft sprengten und sich mit ihren Peinigern tödteten? Feiges Volk, du verdienst kein besseres Loos! Der getretene Wurm krümmt sich, du aber bückst dich nur tiefer! Du weißt nicht zu sterben, zu vernichten, du weißt nicht, was gerechte Rache heißt, du weißt nicht dich mit deinen

Feinden zu begraben und sie im Todeskrampf noch zu zerfleischen! Du bist zum Knecht geboren!

Sonnabend, 23. Mai.

Heut wurde die Schulbibliothek eröffnet. Da ich etwas von Corneille begehrte, meinte Schiebe, das verständen wir noch nicht. Ja, das glaube ich, die Schüler seiner dritten Klasse verstehen ihn freilich nicht.

Ich bin so kindisch oder so kindlich geworden, ich bin so gesunken oder so gestiegen, daß ich bereits wieder Vergnügen am Ballspiel finde.

Sonntag, 24. Mai.

Abends, nachdem wir von alten Jungfern und Möpsen eine Zeit lang geschwatzt hatten, äußerte ich — ich weiß nicht, wie ich auf das Thema kam —, daß ich ein Jahr so unnütz verliere, daß ich wohl reif und überreif für die zweite Klasse wäre, und was für Kinder, für Ignoranten in die dritte Klasse aufgenommen würden. Frau Director gab mir Recht und rieth mir, mich selbst an Schiebe zu wenden, oder ihm durch meinen Vater schreiben zu lassen. Ich verwarf Beides. Eine Aufforderung von mir, mich zu examiniren, könnte Schiebe ignoriren, ins Lächerliche ziehen. In meinem Vater wollte ich erst nicht diese Idee erwecken. Wozu, wenn sie nicht realisirt würde? So waren wir Beide einig, daß Herr Director sich an Schiebe wenden solle. Als dieser aber nach Hause kam, bewies er mir sonnenklar, daß dies wegen einer gewissen Eifersucht und Schiebes eigensinnigen despotischen Alleinherrschens mir nichts nützen würde. Er wollte durch Flügel und Feller Schieben bearbeiten.

Dienstag, 26. Mai.

Als ich heut Schiebe fragte wegen eines englischen Lehrers, so verbot er mir, ohne Grund englisch zu lernen. Tyrann! Wir bekamen Censuren. Einige, welche die Besten waren, erhielten sie nicht, sondern Schiebe schickte sie ihren Eltern. Unter dieser Zahl war auch ich.

Als wir später Schiebe fragten, zeigte er uns Copien. Meine war wirklich gut. Doch sagte mir Schiebe: „Bei Dir habe ich noch ein Anhängsel gemacht. Du hast einen zu großen Dünkel. Du willst Voltaire lesen und verstehst ihn doch nicht. (So?) Du denkst, Du weißt wunder was, alter Lassal.“

„Sie entschuldigen,“ entgegnete ich, „ich kann mit Sokrates sagen: ich weiß, daß ich nichts weiß.“

Da war ich schlecht angelaufen.

„Ein Kaufmann, der von Sokrates und Cicero spricht,“ sagte Schiebe, „wird gar bald seinem Bankerott entgegengehen.“ Welche Dummheit!!

Verdrießlich lief ich weg. Unten stand Heuschkel, der mir wirklich gut ist. Ich erzählte ihm den Auftritt. „Das hätte ich Ihnen im Voraus

sagen können. Herr Rector liebt das nicht. Von mir haben Sie die beste Censur der Klasse."

Mittwoch, 27. Mai.

Ich erfahre von Herrn Director Hauber, daß Schiebe ihm etwas habe sagen lassen. Hauber will nicht heraus, will sich Einsicht in die Sache verschaffen. Aus seinen und der Frau Director Reden setze ich mir zusammen, Schiebe habe Herrn Hauber Strenge anempfohlen. Ich sei vorlaut, eingebildet, thäte Aeußerungen. Es habe ihm sehr mißfallen, daß ich Voltaire haben wollte und sagte: ich weiß, daß ich nichts weiß. Herr Director bat mich, mich gegen die Schüler in Acht zu nehmen; ich hätte Aeußerungen gethan, die zu Schiebes Ohr gekommen wären; ich sollte mich gegen keinen Schüler aussprechen. O Adolph, Adolph!

— — — Am andern Morgen ließ mich Herr Director Schiebe rufen und zeigte mir an, daß er mich und einen Andern nach der zweiten Klasse setzen wolle. Wer war glücklicher als ich! Doch durch die Nachhilfestunden, die nun eintraten, wie durch die viele Arbeit wurde ich verhindert, mein Tagebuch regelmäßig fortzuführen. Auch verlor ich den Schlüssel dazu und habe mir erst einen neuen machen lassen. Viel ist und Wichtiges in der Zeit vorgefallen: mein Verhältniß in der Schule hat sich geändert, meine Lebensweise; mit Herrn Director Hauber bin ich auch schon über die Flitterwochen, gebe viel Geld aus 2c. Doch werde ich Alles dieses, wenn ich noch einmal darauf zurückkommen sollte, deutlich auseinandersetzen und nachholen. Von jetzt beginnt mein täglicher Bericht.

Donnerstag, 18. Juni.

Ich kann wirklich nicht recht darüber ins Klare kommen, warum ein Becker, Nathanson*) über mich lachen. Weil ich lächerlich bin? Oder weil sie Narren sind?

Meine französische Arbeit ist mit „médiocrement", die von Moewes, bei gleich viel Fehlern, mit „passable" unterzeichnet. Wenn es wahr sein sollte, was ich vermuthe, daß — — —

Freitag, 19. Juni.

Heut empfing ich einen Brief von Isidor voll von Witz, Geist und Liebe. Doch war darin die Hiobspost, daß wir nichts gewonnen haben. O Schicksal, Schicksal, warum hast du mir das gethan! Wo blieb der Traum meiner Schwester? Inliegend schickte er mir einen Thaler, weil ich meine Geldnoth ihm geschrieben. Er ist, wie er schreibt, selbst sehr auf dem Sande, da er zehn Thaler in der Lotterie verloren. Das Geld erfreute mich nicht

*) Schüler der Handelslehranstalt C. D. W. Becker aus Berlin, Joseph Nathanson aus Warschau.

Es ist zu wenig, um Effect zu machen. Ich habe in anderthalb Monat dreizehn Thaler ausgegeben; was soll ich mit einem anfangen? Aber dieser Beweis seiner Liebe rührte mich tief. „Wem der große Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein.“ Es ist doch ein wonniges Gefühl, einen Freund zu haben, der Einen versteht, Einen aufzufassen vermag, und ich habe einen solchen Freund in meinem Isidor.

Heut habe ich Brief nach Hause geschrieben. Drinnen ein Aufsatz über's Schwimmen, der hat sich gewiß gewaschen.

Sonnabend, 20. Juni.

Nachmittag ging ich auf Schimmelsteich*). Es ist dies ein ganz eigenes Vergnügen für mich, und Isidor hat Recht, wenn er sagt, er beneide mich um einen Ort, wo ich ungestört melancholisch sein könne. Der Wind ging heut sehr stark, und es war ungemein schwer, gegen den Wind zu fahren, welcher den Kahn wie einen Kreisel in die Runde drehte. Tief betrübte es mich, daß der alte Mann verabschiedet ist, weil er, wie sein unbarmherziger Herr sagt, sich das Trinken angewöhnt habe. Ich freute mich immer so über diesen Ueberrest der großen Armee, und wenn ich hörte, mit welcher Begeisterung er von Napoleon sprach, so schwärmte ich mit ihm. Nun ist der alte Mann fort, hungert vielleicht und weiß nicht, wo er sein Haupt hinlegen soll. Diese Idee verdarb mir alle Freude, und ich war ordentlich mit dunkler Ahnung erfüllt, daß mir etwas begegnen würde. Des Windes wegen konnte ich den Kahn nicht gut lenken und wurde fortwährend an das Ufer getrieben, wo die Bäume mit ihren vorstehenden Zweigen mich gleichsam packten und zu sich heranzogen. Mein Boot fuhr sich jede Minute fest, kippte beständig, und es fehlte oft nur ein Haar, und ich wäre hinausgefallen.

Sonntag, 21. Juni.

Heut empfing ich einen Brief von meinem Vater. Mit welcher Hast erbrach ich ihn! Ich konnte seinen Inhalt freilich nicht ahnen. Er enthielt lauter Vorwürfe, von denen keiner gegründet war, und von denen mich ein jeder tief, tief verletzte. Zuerst beklagte sich Vater, daß meine Briefe so kurz wären, und der von Herrn Burchardt**) ihm überbrachte Brief war es doch allein, und die übrigen füllten alle einen oder mehrere Bogen an. Weiter sagte er: ich lese seine Briefe mit Nachlässigkeit, beantworte sie zerstreut, weil ich ihm das Gedicht nicht geschickt, noch keine Eintheilung meiner Stunden gegeben und auch ihm noch nicht gesagt, ob ich die drei Thaler zurückgegeben, worum er mich schon dreimal gefragt habe. Gerade das Gegentheil fand

*) Ein Vergnügungslocal am Floßplatz, auf einer Insel, Buen retiro genannt, inmitten des großen Teiches eines früheren Landgutes, Schimmelsgut. Dieser Teich wurde zu Gondelfahrten benutzt und im Winter zum Schlittschuhlaufen. Alljährlich hielt dort die Fischerinnung von Leipzig ihr „Fischerstechen,“ ein beliebtes Volsfest, ab.

**) Burchardt hatte auf seiner Durchreise Ferdinand in Leipzig aufgesucht.

statt, ich hatte dreimal geschrieben und gefragt, nie Antwort auf diese Frage erhalten, und erst vierzehn Tage darauf, als ich nicht mehr im Stande war, bekam ich den Befehl. Vor Allem aber legte es mir mein Vater zum Verbrechen aus, daß ich gegen Herrn Burchardt habe verlauten lassen, ich möchte Hundsferien nach Breslau kommen. Bisher wußte ich noch nicht, daß es einem Kinde zum Verbrechen angerechnet werden kann, seine Eltern sehen zu wollen. Ueberdies hatte ich zu meinem Vater noch nicht davon geschrieben, und mein Vater, der es blos vom Hörensagen wußte, nahm den Punkt so gereizt auf und schalt mich darüber so! Ich möchte meinem Vater seine Frage zurückgeben: „Ist das wohl Recht?" Ich brach gleich nach Beendigung des Briefes in Thränen aus. Ich fühlte mich so allein. Diese Stimmung wurde dadurch noch genährt, daß ich Heines Gedichte, die stets so innig meine Seele bewegen, las. Besonders bei dem einen Gedicht: „Einst zogen nach Frankreich zwei Grenadier', die waren in Rußland gefangen" rc., zerfloß ich in Thränen. Sie rührte mich so tief, die Liebe, die Treue jenes alten Kriegers gegen seinen großen Kaiser, und meisterhaft hat Heine dessen Schmerz geschildert in den Worten: „Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!" Ich weiß nicht, wen ich in diesem Gedichte am meisten bewundern soll: Napoleon, den Grenadier, oder Heine, den großen Dichter.

Mittwoch, 24. Juni.

Heute war die Säculärfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst. Philippsohn*) besuchte mich früh. Ich verkaufte Fritz meine schlechte alte Uhr für zwanzig Groschen, und wir gingen nun, uns den Zug ansehen zu können. Philippsohn und ich, wir pflanzten uns auf dem Markt auf, rings umgeben von zwiebelduftenden Höferinnen, deren spitze Ellbogen ich im Verlauf des Vormittags manchmal in meinen Seiten zu fühlen die Ehre hatte. Ich glaube, ich will lieber mit einer ganzen Legion Teufeln anbinden, als mit einer solchen „Dame von der Halle." Ich war wirklich zu beklagen. Mein Strohhut, von dem immerwährenden Regen ganz naß, wurde zugleich von der Sonne gebraten, und ich mußte Rippenstöße und Ausdünstungen von allen Seiten, wenn auch nicht ungerochen, doch ungerächt ertragen.

Endlich nahte der Zug. Meine Erwartungen waren aufs Höchste gespannt und wurden gänzlich getäuscht. Zuerst kamen in geborgten Fracks und Hosen die Lehrer von einigen Schulen angezogen und darauf in bunter Reihe dumme Jungen hinterdrein. Hinterher ein Musikchor. „Zwölf winddürre Musiker führen den Reihn, blind Fiedelweib stolpert wohl hinterdrein." Auch wurde jeder Totaleindruck dadurch gestört, daß jeder Zug einzeln kam und man nun immer eine halbe Stunde warten mußte bis die andere Innung an den Circus kam. Die Musikus hätten den Marsch spielen sollen: „Immer langsam voran, immer langsam voran, daß die österreichische Land-

*) Philipp August Philippsohn aus Cassel, war 1840 Schüler der dritten Klasse.

mehr nachrücken kann.“ Darauf kamen die Studenten, die aber eher spanischen Reitern und Lohndienern als Studenten glichen. Besser machte sich der Senat, der mit dem Rector magnificus in Hermelin gekleidet vorherzog. Auch die Drucker, die nachher kamen und in conspectu populi setzten und druckten und gossen, machten sich gut. Ebenso Gutenbergs Standbild. Halb zerdrückt und zerquetscht kam ich nach Hause.

Mit Philippsohn machte ich einen Tausch: seinen neuen Atlas-Shlips gegen meinen alten Pfefferrohrstock und zwölf gute Groschen, die ich ihm schuldig blieb. Der Esel! Es hat Heine Recht, wenn er sagt: „Meine besten Freunde sind die Narren. Wenn ich einen kennen lerne, so freue ich mich königlich und kann gleich berechnen, wieviel Honorar ich aus einem solchen Narren herausschreiben kann. Sie müssen mir unentgeltlich zum Modell sitzen.“

Freitag, 26. Juni.

Ich ging heut Nachmittag mit Fritz nach Pfaffendorf. Da ich kein Geld hatte, gab mir Monsieur le directeur einen Thaler, und von Fritz borgte ich acht Groschen. Wir waren nicht lange draußen, so begann das Wettrennen. Doch wurden wir bei dieser Gelegenheit getrennt. Ich suchte Fritz bis achteinhalb Uhr und konnte ihn nicht finden. Ich ennuyirte mich daher, doch hatte ich noch keinen Sou ausgegeben. Da traf ich in einer Restauration zwei Handelsschüler, Kräger und Glier*), halb benebelt. Vor ihnen stand eine leere Weinflasche und anderthalb Grogkgläser. Bald kam auch Siegmund dazu. Wir legten zusammen, à Person zwölf Groschen, und ließen eine Flasche Champagner geben. Siegmund empfahl sich, wir tranken, da zum Champagner das Geld fehlte, eine Flasche Lunel, und Kräger, der bereits en Schwein war, soff noch einen steifen Grogk. Wir machten dabei höllisch Lärm und brachten beständige Toaste auf Gesundheit der Handelsschule aus. Nun gingen wir zum Feuerwerk. Besoffen war ich, besoffener Glier, doch der Besoffenste war Kräger, der lange Bengel. Ich empfand dabei gräßliche Schmerzen der Reue, denn mein ganzes Geld bis vier Groschen war fort. „Meine güldenen Ducaten, sagt, wo seid ihr hingerathen,“ summte ich, während Kräger schrie: „Ihr seid Alle lumpige Kerls, ganz lumpig! Ich will keinen Lunel, Champagner will ich! Ihr seid Lumpenhunde!“ Glier, bei dem es auch schon gewaltig zu dämmern anfing, gab sich alle Mühe, ihn zu halten. Wir kamen an die Tribüne. Kräger lief uns mit Gewalt weg. Wie ich später erfuhr, fiel er hin und wurde von einem Communalgardisten nach Hause gebracht. Glier setzte sich hin und wurde seekrank. Auch bei mir zeigten sich die Folgen des Champagners, aber auf ganz andere Art. Ich wurde poetisch. Ich tanzte umher und schrie: „Bacchus soll leben! Wo seid ihr Mänaden! Her mit dem

*) Siehe die oben mitgetheilte Liste der Lassal'schen Mitschüler.

Thyrsusstab, umrankt von strotzenden Reben! Auf, feiert das Bacchanal! Vivat Champagner! Champagner soll leben! Vivat Champagner! Es leben die Frauen! So, füllt den Becher! Komm, Apoll, komm, sauf, Dichtergeist! Bist mir doch unterthan Bruder Apoll sammt dem donnernden Jupiter. Aber wo bist Du, alter Silenus?" Dazwischen jubelte ich: „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann!"

„Zum Donnerwetter, Herr! Treten Sie mir nicht die Füße ab," ertönte eine Stimme. Sogleich kam meine Besonnenheit, mein Rausch schwand. Ich machte mit dem Herrn mit den abgetretenen Füßen Bekanntschaft, und siehe da, es war ein Schuster. Wir trugen den eingeschlafenen Glier nach Hause. Nachher ging ich, um das Schusterlein zu belohnen, mit ihm ins Café Français und gab auch noch die letzten vier Groschen aus. Wäre ich nicht Handelsschüler, hätte ich ein schönes Gedicht auf Champagner gemacht, aber so!

Sonnabend, 27. Juni.

Ich hatte große Lust, ins Theater zu gehen, da Madame Neumann-Haizinger in „Stille Wasser sind tief"*) und „List und Phlegma"**) auftritt. Aber woher Geld? Da nahm ich die Bücher der dritten Klasse, die ich nicht mehr brauche, und ging mit Fritz zu Freund Antiquus, der mir zehn gute Groschen gab. Abends ging ich ins Theater.

Sonntag, 28. Juni.

Heut kam wieder ein Brief meines Vaters, doch plein d'amour, obgleich er meinen durch M. Zadig noch nicht erhielt. Abends nahm mich Herr Director mit ins Theater, wo Theaterschau gegeben wurde. Am meisten gefiel mir, oder vielmehr, am tiefsten ergriff mich „Nathan der Weise."

Montag, 29. Juni.

Heut bei Tisch kam die Rede auf Heine. Herr Director raisonnirte wie gewöhnlich auf ihn. Als wenn . . . doch . . .

Dienstag, 30. Juni.

Heut ist Fritzens Geburtstag. Da ich ihm zwölf Groschen, ebensoviel an Philippsohn schuldig bin und für meinen Rock acht Groschen bezahlen muß, und überdies Fritz, wenn auch nur eine Kleinigkeit schenken wollte, so ging ich mit meinem dicken Scheller zum Antiquar. Allein schon schlug es siebendreiviertel, um acht mußte ich in der Funkenburg sein bei Herrn Dr. Feller. Mit den dicken Büchern konnte ich mich nicht schleppen. Mein

*) Lustspiel in vier Aufzügen von Fr. L. Schröder.
**) Posse in einem Aufzug von L. Angely.

Entschluß war schnell gefaßt. Ich gab sie, da sie schon etwas zerfetzt waren, dem gegenüberwohnenden Buchbinder, sie einzubinden. Als ich nach Hause kam, kam Frau Director, ich weiß nicht wieso, auf ein mir unangenehmes Gespräch. Ich hatte ihr nämlich, als ich Freitag Abend halb molum nach Hause kam, gesagt, ich hätte keinen Heller mehr. Gleichwohl ging ich Sonnabend ins Theater. Nun wollte sie immer wissen, woher ich das Geld hätte, denn daß ich mir es geborgt, wollte sie mir nicht glauben. Sie warf mit lauter anzüglichen Redensarten, wie „Kaupeln"*), „man weiß, wie es die jungen Leute machen, wenn ihr Vater kommt," um sich herum. Wahrscheinlich ist es, daß sie ein Gespräch von mir mit Fritz behorcht hat. Sie spricht auch davon, Schierholz etwas sagen zu wollen, von Bücherverkaufen. Ei, ei, Madame, ist es so weit gekommen? Dann muß ich anfangen, aus einer andern Tonart zu pfeifen.

Donnerstag, 2. Juli.

Ich führte heut ein recht ernstes Gespräch mit Moewes**), und dieser versicherte mir, was ich auch glaube, daß mir mein vieles Sprechen manchmal Unannehmlichkeit bereite und schade.

Freitag und Sonnabend, 3. und 4. Juli.

Nichts weiter, als daß ich anfing, Elsners „Wichtige Tage ... Napoleons" zu lesen. Das ist doch noch kräftige Sprache und Unwillen gegen die Despotie der Tyrannen. Man sollte kaum glauben, daß bei einem Deutschen die Liebe zur Freiheit so groß sein kann. Herrliches Buch!

Sonntag, 5. Juli.

Heut empfing ich Brief von meinem guten, guten Vater! Und mit dem Brief neue Beweise seiner Liebe. Herr Director war von dem Schreiben, das er erhalten, so gerührt, daß er mir versicherte, so einen Vater wie den meinigen gäbe es in der Welt nicht mehr. Das ist wahrlich wahr! Gleichwohl hat Herr Director Hander meinem Vater geschrieben, ich wäre vorlaut naseweis, lüderlich, anmaßend. So mache ich also meinem Vater noch immer keine Freude.

Montag, 6. Juli.

Ach, ich weiß nicht, wie mir ist. Mich überfällt eine solche Bangigkeit nach Vater, Mutter und Schwester, daß ich jedesmal, wenn ich an meine liebe Heimat denke, in Thränen ausbrechen muß. Ach, mein Vater, kenntest Du die Wehmuth, die mein Herz beschleicht, das Sehnen, das mich ergreift,

*) In heimlicher Weise Tauschgeschäfte machen.

**) Karl August Moewes aus Berlin, gehörte der ersten Klasse an. Er wohnte beim Lehrer Karl Erdmann mit Becker zusammen. Ein echtes Berliner Kind oder, wie Schiebe gern sagte, „Berliner Windsack."

Du würdest gestatten, daß ich nach Breslau komme! Ich würde Dich, Geliebter, meine Mutter, meine Schwester, meinen Freund sehen. Hier wird die Luft immer schwüler, ich befinde mich gar nicht mehr wohl. Anfeindungen aller Art dringen auf mich ein. Niemand, dem ich in Liebe an die Brust sinken kann. Ach, meine Eltern, wohl sind die Worte meines Vaters wahr, als ich Breslau zu verlassen wünschte: ich würde mich noch oft dahin zurücksehnen.

Dienstag, 7. Juli.

Immer mehr gehen mir die Augen auf. Ach, in welch anderm Lichte erscheint mir jetzt Frau Director! Ihr Benehmen gegen mich ist ein feindliches. Das Blatt hat sich schrecklich gewendet. Um einer Kleinigkeit willen zankt sie, hetzt ihren Gemahl auf mich. O Weiber, Weiber, wer kennt euch! Ich war so gut!

Mittwoch, 8. Juli.

Was muß ich hören! Kann es wahr sein? Und es ist wahr, schrecklich wahr! Philippsohn hat mir erzählt, Frau Director habe neulich bei Tempel*) diesem in Gegenwart seiner Frau, vier Fremden, ihm (Philippsohn) und Pickford**) gesagt: ich verkaufe meine Bücher; gewiß wüßte sie es nicht, doch sie will suchen, auf die Spur zu kommen, um, wenn sie es gewiß weiß, es an Schierholz zu melden.

Das ist also dieselbe Frau, die ich so sehr liebte. O, wie reut mich jede Liebkosung, die ich an sie verschwendet, und die mir aus der Tiefe meines Herzens kamen. Noch kann ich sie bei mir entschuldigen. Sie kann gesprächsweise, ohne üble Absicht es gesagt haben. Ich werde nachforschen. Aber wenn ich sie nicht rechtfertigen kann, dann will ich es mit Flammenschrift meinem Innern eingraben, und unauslöschlicher Haß soll so lange in meinem Innern glühen, bis ich Gelegenheit finde, Rache, heiße Rache zu nehmen. Ich schwöre es bei Gott und dem Teufel. (Notabene aus späteren Tagen): Sie ist gerechtfertigt.***)

Donnerstag, 9. Juli.

Es ist wahr, schrecklich ist es, daß es Wahrheit ist, und in Wahrheit, es ist schrecklich! Ja, sogar noch mehr. Ich höre von Philippsohn — und es können nicht Lügen sein, — daß sie bei Tempel gesagt habe zu Herrn Director, ich prügle die Kinder, ich — o lügnerisches Weib! — ich betrage mich gegen sie ungeberdig, und daß sie Alles gethan habe, Herrn Director aufzuhetzen. Und sie ist doch gegen mich so gütig, lächelt so süß! O, wie wahr ist es, daß ein Weib sich nicht durchschauen läßt.

*) Dr. Tempel, Hauswirth von Philippsohn, nachmals Archidiakonus.

**) S. die Schülerliste.

***) Mit anderer Handschrift und Tinte.

Freitag, 10. Juli.

Herr Director hat etwas verlauten lassen in Betreff der Kinder. So scheint es also wahr zu sein, daß sie mich verleumdet!

„Fort in meine stille Kammer!
Mich verzehret noch die Gluth.
Fluch der Welt und ihrem Jammer!
Fluch der ganzen Menschenbrut!"

Wem soll ich glauben, wenn dieses Weib, das ich so liebte, wahrhaft liebte und nicht nur schmeichelte, wenn dieses Weib mich betrogen hat! Doch er beobachtet noch immer sein früheres Betragen, ist gütig und offen, rund heraus gegen mich. Aber beim Teufel! ich will kein Urtheil mehr fällen, nachdem ich so betrogen. Auch Philippsohn kehrt die gemeine Seite her und mahnt mich dringend, drohend, er werde es in der Schule erzählen. Ueber den Lumpenhund! Ich will ihm sein Geld ins Gesicht werfen, ihn anspucken und kein Wort mehr mit ihm reden.

Sonntag, 12. Juli.

Ich war im Theater. Loewe spielte den Hamlet. O, wie gellten die Worte in mir wieder: „Ich will es aufschreiben, daß Einer lächeln kann und doch ein Schurke sein!" Ich war von der Wahrheit dieser Worte, die so treffend auf meine Lage angewandt werden konnten, so hingerissen, daß ich sie hätte laut wiederholen mögen. Loewe spielte ausgezeichnet und gab den Hamlet, wie sich ihn Shakespeare gedacht haben mag. Dieser Hohn, dieses Racheverlangen, diese Verachtung des ganzen elenden Menschengeschlechts. „Sein oder Nichtsein," sagt Shakespeare. Ob ertragen, ob durch Widerstand kräftig vernichten. Nichtsein! rufe ich. Nichtsein! ruft jede Faser an mir.

Montag, 13. Juli.

Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich mit meinen Mitschülern so schlecht stimme, da ich doch Keinen beleidige und mich bestrebe, Jedem gefällig zu sein. Bürgte mir nicht mein Isidor und so manche andere Person dafür, ich würde auf den närrischen Gedanken kommen, daß ich ein Narr bin.

Sonnabend, 18. Juli.

Die Ferien sind angegangen. Alle Handelsschüler sind verreist: die zu ihren Eltern, die ins Gebirge, die in die große Stadt. Nur ich, ich allein bin dazu verdammt, hierbleiben zu müssen. Vier ganze Wochen! Zwar hat mir mein Vater das Schwimmen erlaubt. Will ich mich aber vier ganze Wochen mit Schwimmen amüsiren, werde ich zuletzt eine Ente werden.

Sonntag, 19. Juli.

Ich war im Theater. Loewe gab den Fiesco. Bei Gott, ein großartiger Charakter, dieser Graf von Lavagna! Ich weiß nicht, trotzdem ich

jetzt revolutionär-demokratisch-republicanische Gesinnungen habe wie Einer, so fühle ich doch, daß ich an der Stelle des Grafen Lavagna ebenso gehandelt und mich nicht damit begnügt hätte, Genuas erster Bürger zu sein, sondern nach dem Diadem meine Hand ausgestreckt hätte. Daraus ergiebt sich, wenn ich die Sache bei Licht betrachte, daß ich blos Egoist bin. Wäre ich als Prinz oder Fürst geboren, ich würde mit Leib und Leben Aristokrat sein. So aber, da ich blos ein schlichter Bürgerssohn bin, werde ich zu seiner Zeit Demokrat sein.

Montag, 20. Juli.

Ich las heut Lessings Meisterstück, „Nathan den Weisen". Was ich dabei fühlte, als ich von solchem Meister so meisterlich mein Volk vertheidigen sah, läßt sich denken. Und ob ich es gleich hundert und aberhundert Mal gelesen.

Dienstag, 21. Juli.

Daß noch kein Brief von Isidor kommt!

Donnerstag und Freitag, 23. und 24. Juli.

Fiel nichts vor, außer daß ich meinem Vater schrieb und ihn um Geld bat. Herr Director hat mir bereits schon zehn Thaler gegeben, von meinem Vater habe ich sieben erhalten, und das Alles in zweieinhalb Monaten. Ich weiß nicht, wie das Michaeli mit dem Verrechnen werden wird.

Ich lese Börnes Briefe, die mich ungemein ansprechen. Wenn man sieht, was für ein großer Kerker Deutschland, wie Menschenrechte mit Füßen getreten werden, wie dreißig Millionen Menschen von dreißig Tyrannen gequält werden, so möchte das Herz weinen ob der Dummheit dieser Leute, die ihre Ketten nicht zerreißen, da sie es doch könnten, wenn sie nur den Willen hätten. Ich bewundere Börne. Wahr ist, was er sagt, wahr seine Verwünschungen gegen Deutschlands und Europas Tyrannen, die Asiens Despoten nichts nachgeben. Aber seine Worte: „Kein europäischer Fürst ist so verblendet, daß er glaubt, seine Enkel werden seinen Thron besteigen," diese Worte muß ich leider bezweifeln. Es muß ärger werden, ehe es besser wird.

Sonntag, 26. Juli.

Philippsohn erscheint mir als ein großer Lügner. Darum fange ich auch an, an dem, was er mir von Frau Director erzählt hat, zu zweifeln. Doch habe ich mir einen Thaler von ihm gepumpt. Ich war mit Fritz auf Schimmels Teich, und dieser hatte das Unglück, zweimal in den Teich zu fallen und sich dabei seine neuen schwarzen Hosen zu zerreißen. Sic transit gloria mundi.

Dienstag, 28. Juli.

Heut kam Herr Director zurück und brachte mir ein sehr schönes Glas mit. Das hat mich wirklich gefreut.

Mittwoch, 29. Juli.

Die kleine Marie ist bedenklich krank. Die Leute geben sie auf, ebenso die Doctoren, ich aber nicht. Frau Director ist jetzt seit einiger Zeit gegen mich die Güte selbst. Ich habe ihr also Unrecht gethan, und Philippsohn hat sie schändlich verleumdet. Nous verrons.

Donnerstag, 30. Juli.

Wieder die abgeschmackten Geschichten, daß die Juden Christenblut brauchten. Dieselbe Geschichte wie in Damask auch in Rhodos und Lemberg. Daß aber aus allen Winkeln der Erde man mit diesen Beschuldigungen hervortritt, scheint mir anzudeuten, daß die Zeit bald reif ist, in der wir in der That durch Christenblut uns helfen werden. Aide toi et le ciel t'aidera. Die Würfel liegen, es kommt auf den Spieler an.

Sonnabend, 1. August.

Heut hatte ich die erste Schwimmstunde. Schweiß und Mühe hatte es mir genug gekostet, es dahin zu bringen. Ich schwimme täglich und besuche auch Schimmels Teich sehr häufig. Dieses Vergnügen, obgleich sehr solid, ist dennoch ganz und gar nicht billig. Ueberhaupt, ob ich gleich nicht Billard spiele und zu keinem Conditor gehe, gebe ich doch viel Geld aus. Ich habe seit meines Vaters Abreise blos für meinen Bedarf an Taschengeld zwanzig Thaler gebraucht, wobei zwar auch die menus frais keine geringe Rolle spielen. Aber was thut's? Meinem Vater und Isidor habe ich heut geschrieben.

Sonntag, 2. August.

Ich las Goethes Xenien. Unter seinen „Weissagungen des Bakis" ist mir folgendes Distichon sehr wahr und epigrammatisch erschienen:

„Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß.
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken.
Zürnet, Mächtige, nicht, was ihr verlangtet, geschieht."

Montag, 3. August.

Ich lese Wilhelm Meister. Sonderbar. Ich glaube bis auf einige Abweichungen mich in Meister geschildert zu sehen. Auch ich stand vor drei Monaten an diesem Scheidewege. Auch mein Herz lebt nur für die Kunst, die ich lassen mußte, scheinbar lassen mußte, um mir ein Gewerbe zu erwählen. Aber welcher Unterschied! Ihn drängten Vater und Mutter und Freunde, von seinen sogenannten „Träumereien" abzulassen, und zogen ihn zum Kaufmannsstande hinüber, und dennoch entrann er dem Zwang und ergab sich der Kunst. Ich aber habe, obgleich meine Eltern abriethen und

mich zum Studiren bewegen wollten, freiwillig jedem ästhetischen Leben entsagt, um Ladenschwengel zu werden. Und doch wußte ich das Alles auch damals. Aber das macht, ich stand überhaupt sehr frühreif, auch frühzeitiger am Scheidewege, und wenn mich nicht Eltern drängten, so drängte mich meine damals überaus schreckliche Lage, der ich um Alles in der Welt entrinnen wollte. Ich sah ein, ich konnte das Gewebe von Lügen nicht lange mehr fortführen, es ging nicht. Ich wollte das Gymnasium und Breslau fliehen, noch ehe der Betrug entdeckt war. Aber er wurde entdeckt, und dann war es zu spät, zurückzutreten. Und, um wahr zu sein: ich glaube keineswegs gezwungen zu sein, einem öffentlichen, ästhetischen oder politischen Leben zu entsagen. Ich habe blos vor der Hand eine Beschäftigung ergriffen, und ich glaube fest, der Zufall, oder lieber, die Vorsehung, wird mich aus dem Comptoir herausreißen und mich auf einen Schauplatz werfen, auf dem ich wirken kann. Ich traue auf den Zufall und auf meinen festen Willen, mich mehr mit den Musen, als den Haupt- und Strazzabüchern, mich mehr mit Hellas und dem Orient als mit Indigo und Runkelrüben, mehr mit Thalien und ihren Priestern, als mit Krämern und ihren Commis zu beschäftigen, mich mehr um die Freiheit, als um die Waarenpreise zu bekümmern, heftiger die Hunde von Aristokraten, die dem Menschen sein erstes höchstes Gut nehmen, als die Concurrenten, die den Preis verschlechtern, zu verwünschen. Aber beim Verwünschen soll's nicht bleiben.

Mittwoch, 5. August.

Was man gefürchtet, ist eingetroffen. Die gute Marie ist heut früh um fünf Uhr hinübergeschlummert. Morgen wird sie secirt und Freitag begraben.

Donnerstag, 6. August.

Folgendes eröffnete Herr Director mir heute. „Lassal," sagte er zu mir, „ich betrachte es als eine Schickung, daß Sie in mein Haus gekommen sind. Ich hatte damals keine Idee, Pensionärs zu nehmen, und ehe ich's mich versah, waren Sie schon bei mir. Sie wissen selbst, wie wenig Platz ich habe. Meine Toni, das arme kranke Kind, die früher in Ihrer Stube lag, muß jetzt auf dem Vorsaal schlafen. Den Sommer über geht das, und ich dachte, bis zum Winter wird sich noch ein Plätzchen ausmitteln lassen. Aber weder meine Frau noch ich sind das im Stande gewesen, weil jeder Platz schon zu sehr in Anspruch genommen ist. Nun war ich, da ich es nicht über mein Gewissen bringen kann, Toni im Winter auf dem kalten Vorsaal wimmern zu lassen, entschlossen, Weihnachten Ihrem Vater zu schreiben, daß, so leid es mir auch thue, ich Sie nicht länger behalten kann. Jetzt macht der liebe Gott selbst Platz. Marie stirbt, und Platz ist da."

Ich habe hier Stoff genug, um drüber nachzudenken.

Freitag, 7. August.

„Kabale und Liebe" wurde gegeben. Ich war im Theater. Doch zuerst hat es auch mich Kabale gekostet, die acht Groschen zu erhalten.

Sonntag, 9. August.

War im Theater, wo die „Hugenotten" gegeben wurden. Die Musik ist wirklich über alle Begriffe herrlich. Das Lied des alten Marcel erfüllte mich mit einem unwillkürlichen Schauder. Jedes Mal, wenn er schrie: „Piff, paff, puff!"

„Mordet sie,
Würget sie,
Piff paff puff!
Schlachtet sie
Brennet sie,
Piff paff puff!
Bratet sie,
Foltert sie!"

und dabei leidenschaftlich gesticulirte, die greisen Haare selbst vor Zorn sich zu röthen schienen, hatte seine ganze Gestalt etwas Dämonisches.

„Auch Weiber verschonet nicht.
Vertilgt sie in Eil'!
Ein jammerndes Weibsgesicht
Bringt euch um's Heil.
Vergießet mit Kraft und Muth
Ihr rosiges Blut!"

Und nun die Wiederholung obiger Verse. Wer das hörte und sich in jene Zeit hineindachte, dem mußte schaudern. Holzmiller als Raoul genügte mir nicht. Er war zerstreut und ließ beständig seine Blicke in eine Paterreloge fallen. Wahrscheinlich war da ein lieber Gegenstand. Ich erwartete nun, er würde, um das gut zu machen, die herrliche Romanze: „Zwei Augen sah ich" ꝛc. um so besser singen, allein ich täuschte mich. Er sang es ohne Feuer und Ausdruck, und ebensowenig legte er einen genügenden Schmelz hinein. Blos bei dem Refrain:

„O Lust, o Lust,
Zu ruhn an ihrer Brust!"

hatte sein Gesang etwas Liebliches, Melodisches, und seine Mienen waren beredt. Dabei sah er aber immer nach jener Loge. Wahrscheinlich richtete er an die darin befindliche Schöne jene Worte. Demoiselle Schlegel als Valentine sang ausgezeichnet. Die Musik in dieser Oper hat etwas, das mich ungemein anzieht. Bei einigen Stellen der Ouvertüre hätte ich den ganzen Abend verweilen mögen. Uebrigens erinnerte sie mich an die schöne Zeit, als Shiff in unserm Hause jene Melodien spielte. Ob ich diesen Menschen je in meinem Leben noch einmal wiedersehen werde?

Montag, 17. August.

Heut fing die Schule wieder an. Ich befinde mich besser als vor den Ferien. Das dumme Genecke hat aufgehört. Ich habe, weil ich keine Reise gemacht, eine Reisebeschreibung von einem Winkel meiner Stube bis zur Stubenthür aufbekommen.

Dienstag, 18. August.

Heut bekam ich Brief von Isidor, in dem er mir auf meine Bitte seine Liebesgeschichte erzählt. Das klingt nun so sentimental. Aber weil er dieser amour wegen mit seinem Herrn, dessen Verwandte sie ist, in Collision gerieth, so hat ihm sein Onkel in Hamburg eine Stelle zu Manchester verschafft, wohin er in Kurzem abgeht. So lagern sich also hunderte von Meilen zwischen mir und meinem besten Freunde, meinem andern Ich.

Mittwoch, 19. August.

Mit Fritz vertrage ich mich jetzt recht gut. Er ist ein sehr gemüthlicher guter Junge, dem es gar nicht an Verstand fehlt.

Donnerstag, 20., Freitag, 21., Sonnabend, 22., Sonntag, 23. August.

Nichts Bemerkenswerthes, außer daß ich einen Brief nach Hause schrieb und in diesem zwei Gedichte für die Hochzeit meiner Cousine Dorothea Friedländer mit Herrn Schweder, die am 23. gefeiert wird. Sonntag ging ich mit Fritz auf Schimmels Teich, ganz wie gewöhnlich.

Montag, 24. August.

Ich weiß nicht, ich empfinde eine unnennbare Sehnsucht nach meinen Eltern. In mir kämpfen jetzt zwei Extreme. Ich möchte in die Welt hinausstürmen, dort mit eigener Hand mein Glück erringen, und wiederum giebt es Augenblicke, in denen mir nichts wünschenswerther erscheint, als die friedliche Stille zu Hause in dem Kreise der alten Bekannten. Ebenso kämpfen in meinem Innern zwei andere Extreme. Soll ich klug, soll ich tugendhaft sein in meinem Leben? Soll ich den Mantel nach dem Winde hängen, den Großen schmeicheln, mir durch feine Intriguen Vortheile und Ansehen erschleichen, oder soll ich wie der trotzigste Republikaner an der Wahrheit und Tugend halten, alles Andere nicht beachten und nur darauf ausgehen, dem Aristokratismus den Todesstoß zu versetzen? Aber nein, ich will, obwohl ich auch dazu Talent hätte, kein lächelnder feiger Hofschranze werden! Ich will den Völkern die Freiheit verkünden, und sollt' ich im Versuche untergehen. Ich schwöre es bei dem Gott unter den Sternen, und Fluch mir, wenn ich je meinem Schwur untreu werde!!!

„Alle Menschen, gleich geboren,
Sind ein adliges Geschlecht."

Und es wird und es muß noch dahin kommen! Doch vorher werden noch Ströme von Blut, von Pöbel- und Fürstenblut fließen. O Frankreich, Land meiner Sehnsucht, Land meiner Träume! Ach, wie zieht es mich hin zu dir! Bei dir wohnt die Freiheit, du hast dir sie erkämpft. Doch noch legtest du die Waffen nicht ab. Du sahst ein, was noch gethan werden muß, und läßt dich nicht einschläfern von den Versprechungen perfider Aristokraten.

Dienstag, 25. August.

O, mit wie anderen Augen sehe ich jetzt die Handelsschule an! Die meisten meiner Mitschüler gehen ab. Wir sind sechsunddreißig in der zweiten Klasse, und davon bleiben keine zehn, die Anderen gehen alle Ostern ab. Während in der dritten Klasse vierzig, in der zweiten Klasse sechsunddreißig stets waren, waren in der ersten nie mehr als zehn. Die Eltern sehen, wenn ihre Söhne zwei Jahre auf der Schule waren, ein, daß ihre Erwartungen im Ganzen getäuscht wurden. O, ich wollte, ich könnte meinen Vater überzeugen! Auf jeden Fall werde ich es versuchen und ihm klaren Wein einschenken.

Mittwoch, 26. August.

Ueberhaupt thut es mir leid, daß ich nicht weiter studirt habe. Es ist mir jetzt klar geworden, daß ich Schriftsteller werden will. Ja, ich will hintreten vor das deutsche Volk und vor alle Völker und mit glühenden Worten zum Kampf für die Freiheit auffordern. Ich will nicht erschrecken vor dem drohenden Augenzucken der Fürsten, ich will mich nicht bestechen lassen von Bändern und Titeln, um ein zweiter Judas die Sache der Freiheit zu verrathen. Nein, ich will nicht eher ruhen, bis sie bleich werden vor Furcht. Von Paris aus, dem Lande der Freiheit, will ich wie Börne das Wort zu allen Völkern der Erde schicken, und alle Fürsten sollen Zähneklappern und einsehen, ihre Zeit ist gekommen. Und doch, welche Hindernisse habe ich mir nicht selbst in den Weg gestellt! Wie werden meine Widersacher höhnen über den entlaufenen Handlungsdiener, der die Elle mit der Feder vertauscht. Selbst meine Anhänger werden Furcht haben, sich mir anzuvertrauen, und „Handlungsdiener!" „Ellenreiter!" wird es aus allen Ecken zischen. Aber mit den Thronen müssen auch die Vorurtheile brechen, und der Handlungsdiener wird ihnen Worte reden, daß sie verstummen.

Sonnabend, 29. August.

Heut sollte Vogelschießen sein. Da es aber ausfiel, so ging ich mit Becker und Hasselbach*) nach Gohlis und von da ins Rosenthal. Becker ist von der Seite, wie er sich heute zeigte, sehr vernünftig, und es läßt sich gut mit ihm harmoniren. Ich besuchte ihn gegen Abend, und wir wurden recht vertraut.

*) S. die Schülerliste.

Dienstag, 1. September.

Mein Isidor ist gekommen! O, wer beschreibt meine Freude! Ich kann es nicht. Aber leider war sie kurz und flüchtig wie jede Freude im menschlichen Leben. Schon Mittwoch früh reist er ab. Hander nahm ihn freundlich auf, das muß ich dankend anerkennen. Ueberhaupt habe ich es in vieler Beziehung besser als irgend ein Handelsschüler; wenn er nur ein bischen weniger launisch, nur nicht gar so unverträglich wäre!

Mittwoch, 2. September.

Heut hatte ich mit Courbassier (Lehrer Curvoisier) Streit, der sehr übel hätte ablaufen können. Ach, es gefällt mir nicht auf der Handelsschule, und ich bedauere von Herzen, daß ich hergekommen bin. Das viele Geld ist umsonst ausgegeben, denn wenn ich wirklich Kaufmann werden wollte, so könnte ich privatisirend in einem Jahre mehr lernen, als hier in zwei Jahren, und mit weit weniger Kosten. Nicht ich allein, alle Handelsschüler bedauern, daß sie hergekommen sind.

Sonntag, 6. September.

Der heutige Tag sollte folgenreich für mich werden. Herr Director pflegt nämlich in seinen Scherzen sehr unangenehm zu werden. Er nennt mich dann stets „er" und giebt mir sogenannte Jagdhiebe, worüber mich Philippsohn, der einmal dabei gegenwärtig war, schon aufzog. Auch heut that er es. Ich will mich aber selbst im Spaß nicht prügeln lassen und sagte ihm ganz ruhig, wenn auch mit einem etwas strengen Blick: „Herr Director, vergessen Sie sich nicht." Diese wenigen Worte nahm er ungemein übel und rief einmal über das anderemal aus: „Wart, den will ich drücken, der soll das bereuen, den will ich von nun an drücken, wie ich nur kann!"

Mein Gott! das ist der Mann also, der vorgiebt, mich mit Liebe zu behandeln. Drücken? Ich habe wohl gehört, daß ein Vater sein Kind straft, aber drücken? Geflissentlich suchen, mir das Leben zu verbittern, das ist eine feindliche Stimmung, und demgemäß muß ich mich von nun an betragen.

Montag, 7. September.

Ich habe einen Brief von meinem geliebten Vater bekommen. Er schreibt mir, er habe sich geängstigt, so lange von mir keine Nachricht zu erhalten. O, dieser gute, liebevolle Vater! wie er mich liebt! Aber ich fühle es, ich werde ebenfalls nie Jemand mehr lieben können, als ihn und meine Mutter. Wenn ich ihn doch glücklich machen könnte!

Dienstag, 8. September.

Ich fange an, Hasselbach auf meine Seite zu ziehen. Dieser arme Junge wird von Becker und Moewes schrecklich behandelt, es wird ihm förm-

lich das Leben verbittert. Da gesellte sich bei mir Mitleid zur Klugheit, ich trat laut auf gegen solche Behandlung und nahm ihn in Schutz. Was natürlicher, als daß er sich freute, einen Beschützer zu finden und stolz darauf war, daß ich ihn, den Gedrückten, Verspotteten, meines Umgangs und, wie der Narr glaubt, meiner Freundschaft widme. Haha, Becker und Moewes lachen drüber, sie wissen nicht, welchen Zweck ich habe, wie ich diesen Hasselbach nutzen will.

Mittwoch, 9. September.

Ich habe jetzt in einiger Zeit viel von Heine gelesen, als da: „Der Salon", „Französische Zustände", „Gedanken über Deutschland." Dann Börnes „Franzosenfresser". Ich liebe ihn, diesen Heine, er ist mein zweites Ich. Diese kühnen Ideen, diese Alles zerschmetternde Kraft der Sprache! Er weiß so leise zu lispeln wie Zephyr, wenn er die Rosen küßt; feurig und glühend weiß er die Liebe zu schildern; er beschwört sanfte Sehnsucht, zarte Wehmuth in uns herauf und ebenso den unbändigsten Zorn. Alle Gefühle und Regungen stehen ihm zu Gebot, seine Ironie ist so treffend, so tödtlich. Und dieser Mann ist abgefallen von der Sache der Freiheit! Und dieser Mann hat die Jakobinermütze von seinem Haupt gerissen und einen Tressenhut auf die edlen Locken gedrückt! Und doch, ich glaube immer, es ist sein Spott, wenn er sagt: „Ich bin royalistisch, ich bin kein Demokrat." Es scheint mir Ironie zu sein und ist es vielleicht. In seinen „Französischen Zuständen" sagt er, als er den Tod der sechzig Republikaner bespricht, die beim Begräbniß des Generals Lamarque umkamen: „Ich ging traurig über die Stätte, wo der Aufruhr stattgefunden. Der Boden war getränkt von dem edelsten Blut Frankreichs. Bei Gott! ich wollte lieber, ich und alle meine Mitgemäßigten lägen auf dem Platz, als diese sechzig edlen Republikaner.

Sonntag, 13. September.

Mittag war schrecklicher Lärm. Hander, der bisher nicht mit mir gesprochen hatte, fing an, sich wüthend mit mir zu zanken. Ich war auch entschlossen, nicht nachzugeben. Da aber meine Eltern Dienstag über acht Tage kommen, so wollte ich meinem Vater keinen Verdruß machen und gestand, daß ich mich übereilt hätte. Kaum hatte ich das Wort gesagt, so nahm Hander meine Hand, schüttelte sie und sagte, es wäre ganz beim Alten, er wäre wieder mein bester Freund. — — —

(Schluß folgt.)





Kaulbachs Hunnenschlacht und seine Beziehungen zum Grafen Raczynski.*)

Von

Hans Müller.

— Berlin. —

(Schluß.)

Kaulbach beruhigte den Grafen nach Kräften über sein körperliches Wohlergehen und über die Fortschritte des Bildes. Den 19. September 1836 schrieb er, daß es mit seiner Gesundheit gut stehe, er habe ein zähes Leben, könne manchen Puff vertragen, seine Figur sähe freilich öfters etwas kränklich, angegriffen aus, er sei aber recht gesund, namentlich jetzt, nachdem er mit seiner kleinen Familie einige Tage auf dem Lande verbracht habe. Die Untertuschung des Bildes sei in wenigen Wochen fertig. Er freue sich sehr auf die Ankunft Raczynskis. Das würde ein Festtag für ihn sein. Er sei sehr gespannt, ob ihm die Veränderungen und Zusätze im Bilde gefallen würden. An Fleiß habe er es nicht fehlen lassen, er habe bei jeder Figur mit der größten Sorgfalt den Charakter sowie auch die Schönheit einer jeden Form auszubilden gesucht, auf die malerische Haltung des Bildes dagegen noch keine Zeit verwendet, die Form schien ihm zuerst am wichtigsten, und so habe er jetzt blos für die gute Färbung zu sorgen. Einen Monat später, am 28. October 1836, meldete er, das Bild sei fertig untertuscht, und er sei bereits an der Farbenskizze. Er erwarte nun sehnlichst den Grafen. Die Cholera sei die unschädlichste von der Welt, sie zupfe hier und da einmal einen an der Nase, treffe aber keinen bis zum Tode, der boshafte Charakter dieser Krankheit, wie er sich in Rußland zeigte, sei vor unserer gebildeten Welt sehr zahm geworden.

---

*) Nach bisher unbenutzten Quellen.

Auch von neuen Plänen machte er dem Grafen Mittheilung, die in diese Zeit fielen und eine große Aussicht in die Zukunft eröffneten. Vor einigen Wochen, also im Sommer 1836, sei eine Fürstin Radziwill in München gewesen, eine sehr liebenswürdige Dame und große Kunstfreundin, und habe ihm ein großes Oelbild, die Zerstörung Jerusalems durch die Römer, bestellt, welches er erst nach einigen Jahren anfangen könne. Ferner hatte Kaulbach eine Skizze zu einer Löwenjagd im Atelier stehen, die er, angeregt durch eine Menagerievorstellung gelegentlich eines Münchener Volksfestes, entworfen hatte und in größerem Maßstabe auszuführen gedachte. Leider ist es niemals hierzu gekommen, da der treffliche Entwurf auf unglückliche Weise verdarb und zu Grunde ging.

Endlich nach Verlauf von zwei Jahren, nachdem Raczynski wieder in München gewesen war, verlangte es den kunstbegeisterten Grafen denn doch einmal, Thatsächliches über Kaulbachs Erfüllung des Contractes und die endliche Vollendung seiner Arbeit zu erfahren, da es immer mehr den Anschein gewann, als käme der Maler über die Untertuschung nicht hinaus und als ob er mit der farbigen Ausführung des Bildes durchaus nicht vorwärts und fertig werden könnte. In der That wurden auch Aussprüche des Künstlers bekannt, die das Gefühl seiner damaligen Unfähigkeit in der Oelmalerei auf das Deutlichste kennzeichnen. So hatte er zu vertrauten Freunden mehrfach geäußert, es sei ihm bei der Arbeit so, als wenn die Figuren die Hände erhöben und ihn bitten wollten, sie nicht zu coloriren. Der Graf war in großer Noth. Die darauf folgenden Verhandlungen sind bemerkenswerth für die Geschichte des Bildes wie für Kaulbachs künstlerisches Schaffen, nicht minder aber auch für den Charakter der beiden Männer. Raczynski bat zuerst einmal ernstlich den Kupferstecher Thäter, ihm Nachricht über die Hunnen zu geben, weil er wisse, wie ungern Kaulbach selbst schreibe, und ersuchte auch den Maler, dem Freunde zu sagen, wie es damit stünde. Kaulbach hatte nämlich plötzlich den Entschluß gefaßt, die Untertuschung für sich zu behalten und ein ganz neues Bild zu beginnen. Die Leinwand dafür wurde bestellt, und so war also nach zwei Jahren eigentlich noch nicht ein Strich für den Besteller fertig. Dieser verlegte sich zunächst aufs Bitten: „Sie haben Zartgefühl, Sie sind ein ehrlicher Mann, Sie finden selbst, daß mein Verfahren in dieser Sache wohlthätig auf Ihre Existenz und auf Ihren künstlerischen Ruhm gewirkt hat, daß ich freundlich und rechtlich verfahre. Gewiß werden Sie die von Ihnen übernommenen Verpflichtungen nicht als leere Phrasen ansehen und sie unbeachtet lassen. Seien Sie folglich gerecht gegen mich, haben Sie Mitleiden mit mir, und glauben Sie, daß auch Ihnen daran gelegen sein muß, mich nicht gar zu übel zu behandeln." Zur selben Zeit wendete sich Raczynski am 30. Mai 1837 an den Grafen Dönhoff in München um Auskunft über Kaulbach, da er die Nachricht erhalten habe, daß dieser an dem Bilde gar nicht arbeite, er wolle aber alle Mittel der Güte erschöpfen, ehe er die gesetzlichen Donnerkeile auf ihn schleudere. Er bat, Graf Dönhoff möge schonungs-

voll, ohne Klatscherei zu erzeugen, aber ernstlich mit Kaulbach reden, daneben den Professor Hermann, der sehr liirt mit Kaulbach sei, auffordern, sich seiner anzunehmen. Auch an den damals in München ansäßigen Landsmann Kaulbachs, den Dichter Heinrich Stieglitz, wendete sich Raczynski und bat ihn bei dem Künstler zu wirken. Alles in Allem sah er sich in der Idee, die sich ihm schon während seines letzten Aufenthaltes in München unwiderstehlich aufgedrungen hatte, bekräftigt, Kaulbach sei gar nicht mehr ernstlich damit beschäftigt, das Bild für ihn auf die festgestellte Weise und zur verabredeten Zeit zu liefern. Er begreift, daß dem Genie Alles was ins Recht, ins praktische Leben, in sociale Verbindlichkeit hineingreift, einigermaßen fremd sei, dafür müßten denn die Freunde mit aufrichtigem Rathe bei der Hand sein. Kaulbach würde gewiß sagen, er brauche Studien, sei mit seinen Ideen noch nicht im Reinen, es müsse besser werden, er sei ermüdet und müsse sich an einem anderen Gegenstand erholen, aber damit könne der Besteller sich nicht fernerhin abspeisen lassen.

Den 1. Juni 1837 schrieb Kaulbach endlich selbst nach Berlin, daß der Inhalt von Raczynskis Brief ihn sehr traurig gestimmt habe. Es seien falsche, infame Gerüchte allerdings auch in München verbreitet, als ob Kaulbach mit Raczynski in einen Proceß verwickelt wäre, da er das Bild der Hunnen, an den König verkauft hätte — „der es allerdings gern besitzen möchte" fügt er hinzu. Er begreift nicht, wie man etwas derartiges von ihm sagen kann, da er seinerseits durchaus keine Veranlassung dazu gegeben hat. „Diese verfluchten Verläumder, man läßt mir hier in München keine Ruhe!" Er würde nie vergessen, was er dem Grafen zu danken habe, der der Begründer seiner jetzigen Existenz sei. Er habe mit allem Fleiß an den Malstudien gearbeitet, sehe aber immer mehr ein, daß, soll die Vollendung des Bildes nicht auf eine fabrikmäßige Weise übereilt werden, dies nicht in dem übereingekommenen Termin geschehen könne. In zwei Sommern wäre es unmöglich, obgleich er mit der Farbe des Bildes im Detail sowohl wie im Ganzen durchaus im Reinen sei, welches sowohl seine Farbenstudien wie seine Farbenskizze beweisen könnten. Die Studien seien nothwendig gewesen, füllten auch die Zeit aus, da die neue Leinwand aus Dresden bis zur Stunde noch nicht gekommen sei. Er macht nun den Vorschlag, statt zwei Sommer vier Sommer zur Vollendung des Bildes zu benutzen. Wenn das aber nicht anginge, so bietet er die vollendete Untertuschung an und als Entschädigung ein ausgeführtes Bild von der Zerstörung Jerusalems, das allerdings noch zu machen wäre.

Inzwischen schrieb auch August Graf Dönhoff auf Erkundigung bei Professor Hermann hin, daß Kaulbach in der That wegen des nassen Wetters nichts mehr gearbeitet habe, er sei auch physisch und moralisch nicht im Stande, den Contract einzuhalten, und müsse vier statt zwei Sommer haben. Hermann sei sehr unzufrieden mit Kaulbach und dränge auf einen neuen Contract. Es fehlt auch nicht an einigen Hieben auf die Künstler, die launen-

haft, unzuverlässig, unpraktisch seien und sich mit Kunst über alle bürgerlichen und rechtlichen Verhältnisse hinwegsetzten. Im Uebrigen fänden es alle Münchener Künstler, die Dönhoff sprach, besser, wenn Raczynski nicht auf der Ausführung in Oelfarben bestehen würde, da sie zweifelten, daß das Bild dann einen so guten Effect machen würde wie in dem jetzigen Zustande. Auch Fürst Metternich, auf der Durchreise durch Dönhoff auf Kaulbach aufmerksam gemacht, war ganz erfüllt von der großartigen Untermalung.

Raczynski gab sich mit diesen Berichten keineswegs zufrieden. Am 6. Juni 1837 ging er dem Maler energischer zu Leibe und schrieb:

„Es sind keine Gerüchte, theuerster Herr Kaulbach, auf die sich meine Besorgnisse in Hinsicht des Bildes gründen. Ich glaube, Sie haben mich als einen Mann kennen gelernt, der einer selbständigen Ansicht fähig ist, und da ich einen Monat in München zugebracht, so habe ich mich auch nicht auf Gerüchte zu beschränken gehabt, sondern habe den Stand der Dinge selbst beurtheilen können.

„Die Beschaffung einer Leinwand, wenn Sie die durchaus haben wollten, die Farbenskizze, die Studien, konnten alle im Winter besorgt werden, stattdessen wird jetzt die Leinwand erwartet und in den längsten und schönsten Sommertagen das Uebertragen auf eine andere Leinwand vorgenommen, wo dann die günstigste Jahreszeit vorüber sein und das Malen bis zum künftigen Jahre ausgesetzt wird. Ich verlange nicht, daß Sie fabrikmäßig die Sache übereilen, ich wünsche nur, daß Sie dabei bleiben und die Absicht täglich bekunden, die von Ihnen übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen. Mein Leben ist nicht versichert, und ich möchte gerne von dem, wozu ich Recht habe, Genuß und Freude erlangen.

„Ich möchte gerne andere Vorschläge anhören oder selbst machen, ich würde aber dadurch die bestehenden Rechte vergeben und könnte doch auf die Erfüllung der neueren durchaus nicht rechnen, daher ich auch entschlossen bin, meine Verbindlichkeiten bis zum letzten Augenblick pünktlich zu halten und dann am Schlusse des dritten Jahres zu sehen, was Rechtens sein wird und was billigerweise nachgesehen werden kann.

„Wollen Sie die Untertuschung jetzt gleich mir zukommen lassen, ohne die andere Leinwand abzuwarten, so will ich gerne die an Sie bis jetzt gezahlten 2000 Thaler als die dafür Ihnen zukommende Zahlung ansehen. Ich müßte aber Ihr Jawort in drei Wochen und die Untertuschung bis zum ersten August erhalten. Diesen Vorschlag gründe ich auf folgende Berechnung:

„4500 Rthaler waren für die Arbeit von drei Jahren stipulirt. Es kommen also auf einen Monat 125 Rthaler. Sie haben von 24. August bis Ende September gearbeitet, nämlich dreizehn Monate und eine Woche, ich will aber vierzehn Monate rechnen, da noch am Himmel etwas zu machen übrig bleibt. Für diese vierzehn Monate kämen Ihnen 1750 Rthaler zu, ich will dagegen 2000 Rthaler zahlen. In diesem Falle würde ich gern

noch die Löwenjagd bei Ihnen in derselben Größe wie die Zeichnung ist, bestellen und würde Ihnen dafür 1500 Rthaler nach Vollendung zahlen.

„An die Zerstörung Jerusalems kann ich nicht denken, erstens weil ich keinen Platz habe, um solche aufzustellen, und zweitens weil ich nicht glaube, daß ich die Vollendung dieses großen Werkes erleben würde. Sie haben mir immer gesagt, theuerster Herr Kaulbach, daß Sie mir Ihre ganze Zeit in diesen drei Jahren aufopfern wollten. Ich habe es immer abgelehnt und freue mich, wenn die Hunnen nebenbei Ihnen Früchte tragen, aber ich verdiene wohl, daß Sie mich nicht ganz unberücksichtigt lassen.

„Ich bitte Sie, theuerster Herr Kaulbach, in diesem Briefe nichts anderes zu suchen und zu finden, nur die große Bewunderung und Liebe, welche mir Ihr Talent einflößt und den sehr natürlichen Wunsch, mir Freude und Genuß von einer Sache zu verschaffen, die mir rechtlich und billig zukommt. Daß ich lieber das Bild unvollendet zu haben wünsche, als vier Jahre darauf zu warten, das können Sie für gewiß annehmen und zwar, weil schon vier Jahre an sich eine lange Zeit ausmachen, die mir Niemand garantiren und ersetzen kann und zweitens, weil mir Niemand die Erfüllung des zweiten Versprechens verbürgt. Ich hatte und habe noch Projecte für Sie, die Ihnen Nutzen bringen würden und ich glaube, viel Nutzen. Ich spreche sie nicht aus, weil ich für nichts und widernichts keine Verbindlichkeiten auf mich laden will. Aber Sie kennen mich genug und glauben gewiß, daß wenn Sie mich nicht gar zu sehr rücksichtslos behandeln, ich meine größte Freude daran finden werde, die Liebe und Hochschätzung zu bewähren, welche Sie mir seit dem ersten Augenblick unserer Bekanntschaft eingeflößt haben und welche tief in meiner Seele eingegraben sind. A. Raczynski."

Hierauf theilte Julius Thaeter am 20. Juni 1837 dem Grafen im Auftrage Kaulbachs mit, daß sich dieser entschlossen hätte, auf Anrathen vieler Freunde, die einstimmig die Untertuschung der Hunnen für zu gut hielten, um darauf zu malen, das Ganze auf einer anderen Leinwand noch einmal zu malen und, da der Graf sich auf keinen längeren Zeitraum einlassen wolle, den ersten August spätestens das untertuschte Bild, wie der Graf es kenne, abgehen zu lassen, wie leid es ihm auch sei, sich davon zu trennen. Was der Graf in Bezug auf die Zahlung gesagt hätte, sei zu nobel, als daß er es annehmen könne, er werde deshalb noch schreiben.

Kaulbach selbst erklärte: „Ich sehe täglich mehr ein, daß dieses Bild gemalt werden muß, und zwar kann dieses nur in Berlin geschehen, weil es nothwendig ist, daß ein Bild von solcher Größe, in dem nehmlichen Locale gemalt werde, in welchem es hunderte von Jahren beschaut wird. Diese Erfahrung werden Sie schon an der bloßen Untertuschung machen, was für andere Wirkungen ein verändertes Licht hervorbringt." Raczynski sah diese Nachricht als die glücklichste an, welche ihm werden konnte, stellte ihm, wenn er das Bild in Berlin malen wolle, alle Bequemlichkeiten in seinem Hause zur Verfügung und überließ ihm die Wahl derjenigen Monate, die ihm am

angenehmsten sein dürften, was ganz gleichgültig sei, da die Galerie im Winter geheizt würde. Er geht noch weiter: „Oder Sie malen für mich die Löwenjagd in der Größe der Zeichnung und bestimmen selbst den Preis, wo ich alsdann mit der Vorschußzahlung gern fortfahren will, oder Sie sagen, wie viel Sie für die Zeichnung von Jerusalem haben wollen in der Größe wie die erste Zeichnung der Hunnen.“ Es spricht für das feine künstlerische Verständniß des Grafen, wenn er freimüthig gesteht, daß er sich nicht entschließen könne, dies letztere Süjet für ein Oelgemälde zu bestimmen, denn er sah mit rechtem Blick die Gefahr der späteren Kaulbach'schen Kunstrichtung und Programm-Malerei voraus, die gerade mit der Zerstörung Jerusalems begann. „Es ist ein complicirter Gegenstand, nicht anders verständlich, nur wenn er explicirt wird. Genug, es mag ihn ein Anderer als Gemälde zu besitzen wünschen, ich thue es nun einmal nicht, aber die Löwenjagd als Gemälde kann etwas ganz Vorzügliches werden, sowie auch meine Hunnen, weil bei diesen mehr Einheit vorhanden ist, als in jenem Jerusalems, obgleich selbst die Hunnen nach meinem Dafürhalten weit mehr als Fresco als für Oelmalerei geeignet sind.“ Schließlich giebt er noch seinem Wunsche Ausdruck, wie gern er am 4. August, dem Geburtstage des preußischen Königs, das Bild in Berlin ausstellen möchte — aber vielleicht sei es nicht möglich, Kaulbach möchte thun, was er könne.

Der Künstler konnte sich aller dieser Freundschaft nicht verschließen und machte endlich seine Gegenvorschläge, wie man zugeben muß, voll größter Bescheidenheit und Selbstlosigkeit. Er hatte anscheinend selbst die Lust und die Kraft verloren, seine Hunnenschlacht bis zu dem übereingekommenen Termine fertig stellen zu können, und wollte sich nun ein für alle Mal mit den bereits bezahlten 2000 Thaler für die Untertuschung und für die Löwenjagd zusammen begnügen. Aber der edle Kunstfreund läßt sich auf ein so großmüthiges Anerbieten nicht ein und schreibt den 30. Juni 1837.

„Mein theuerster Herr Kaulbach.

„Ich kann Ihnen nicht mit Worten ausdrücken, wie tief mich die edlen Gesinnungen ergriffen haben, die sich in Ihrem Briefe aussprechen. Es soll Ihr Schaden nicht sein. Was ich einmal gesagt habe, steht fest, und ich nehme nicht nur mein Wort nicht zurück, sondern ich muß Sie bitten, mir die Erfüllung meines Versprechens zu gestatten. Sie handeln edel, lassen Sie mich wenigstens gerecht sein und meinem Worte treu bleiben. Sie sollen am 24. August als Angeld auf die Löwenjagd 500 Rthaler erhalten und wenn Sie mir die Zahlung erleichtern wollen, so stellen wir fest, daß die zweite Zahlung von 500 Rthaler über ein Jahr und die dritte ein Jahr später erfolgt. Es wird mich freuen, wenn ich die Löwenjagd früher erhalte, als der letzte Zahlungstermin, aber diese Verpflichtung brauchen Sie nicht zu übernehmen. Ich bitte, lesen Sie diesen meinen Brief dem Professor Hermann vor, damit er sich mit mir dessen, was nun fest steht erfreue. Ich

glaube wahrlich, daß es Ihnen zur Ehre gereicht so gehandelt zu haben, wie Sie es gethan, indem der von Ihnen ausgegangene und von mir entschieden abgelehnte Vorschlag, sich mit den 2000 Thaler für die Untertuschung und für die Löwenjagd zu begnügen, ebensoviel Bescheidenheit als Selbstverleugnung an den Tag legt. Mit den herzlichsten Wünschen für Ihr und Ihrer lieben Familie Glück und Wohlbefinden verbleibe ich

Ihr Freund

und ergebenster A. Raczynski."

Zu dem gewünschten Termine konnte das Gemälde nun bedauerlicherweise wieder nicht nach Berlin gelangen. Am 20. August 1837 schrieb Kaulbach, daß er das Bild eher übersendet haben würde, wenn nicht König Ludwig hätte sagen lassen, er wünsche die Hunnen vor ihrer Abreise noch einmal zu sehen. Darauf mußte gewartet werden, und so erschien die ganze königliche Familie eines Tages, dem König Attila die Abschiedsvisite zu machen. Die Löwenjagd will Kaulbach, wie er hinzufügt, wenn sie dereinst fertig ist, als Andenken geben. Auf keinen Fall will er von einer Bezahlung etwas wissen.

Anfang September ging das Bild endlich nach Berlin ab und wurde mit größtem Jubel empfangen. Die Verstimmung über die Verzögerung verlor sich vollkommen. Raczynski schrieb in seinen Katalog: „Jedenfalls bin ich ihm Dank schuldig, denn von Allem, was ich besitze, gewährt mir dieses Werk, auch in seinem jetzigen Zustande, die größte Freude, und ich glaube auch damit das schönste künstlerische Erbtheil für meine Nachkommen zu hinterlassen." Das Gemälde erhielt eine zwei Zoll breite goldene Leiste und wurde in Raczynskis Hause, in einem großen Saale, in einer neuerbauten — wie Kugler schrieb — prachtvollen, höchst geräumigen Gemäldegalerie nur einen Fuß über der Erde aufgehängt, eine der beiden Seitenwände gänzlich ausfüllend. Bei näherer Vergleichung ergaben sich keine wesentlichen Veränderungen gegen den kleinen Carton. Nur waren einzelne Gestalten mit größerer Klarheit der Bewegung und Linienführung ausgeführt und einige Lücken der größeren Dimensionen halber durch untergeordnete Figuren ausgefüllt worden. Die Wirkung war natürlich durch den großartigen Maßstab erhöht. Mit besonderer Liberalität — wie die Berliner dies anerkannten — öffnete der Graf seinen Saal unentgeltlich für das größere Publikum und ließ die weitesten Kreise Antheil an dem neuen Kunstwerk nehmen. Wie erwartet bekam er denn auch nur das Lobenswertheste zu hören; man fand, daß sein gesammter übriger Kunstbesitz durch dieses eine Bild bei weitem in Schatten gestellt sei. Freilich erhoben sich auch vereinzelte Stimmen von solchen, die ihm das Werk nicht gönnten, die die Ansicht aussprachen, ein so gewaltiges Gemälde gehöre nicht in Privatbesitz, sondern in ein königliches Gebäude oder Nationalmuseum. Der Besitzer selbst war über die Maßen erfreut und stolz auf das endlich erlangte Eigenthum und äußerte sich in bewundernden Superlativen.

„Mein theuerster Herr Kaulbach, ich befinde mich nun seit einigen Tagen in dem Besitz Ihrer vortrefflichen Geisterschlacht. Es ist nach meiner Ansicht das vollkommenste Werk unserer Zeit und selbst aller Zeiten. Wenn auch Wenige die Courage haben, sich so positiv auszusprechen, und die Meisten zurückhaltend sind, wenn sie die Gefahr ahnden, sich zu compromittiren, so ist doch die Begeisterung allgemein. Bis jetzt haben Wach, Schorn, Bendemann, Magnus und viele weniger bekannte Künstler das Bild gesehen, und ihre Begeisterung spricht sich unverhohlen aus. Von Neid ist gar nicht die Rede; nicht das geringste Symptom dieses traurigen Gefühls läßt sich bis jetzt blicken. Ich bleibe bei dem, was ich früher empfunden: Attila dürfte größer sein, der fliehende Römer müßte zurück und im Schatten gehalten werden, der Priester, welcher getragen wird, auch im Schatten gehalten werden. Diese Bemerkungen ändern mein allgemeines Urtheil nicht, und es ist das größte und schönste was die Kunst aufzuweisen hat. Ich glaube nicht, daß Sie sich je wieder daran machen, aber wenn Sie Lust haben sollten, so biete ich Ihnen die Hand dazu. Hier können Sie es malen so viel Sie wollen. Ich lasse hier, wenn Sie einmal den Entschluß dazu fassen, die Leinwand aufspannen und die Zeichnung durchpausen. Ehe aber zu Werke geschritten wird, muß alles feststehen und schriftlich aufgesetzt werden, damit ich genau weiß, was ich für Verpflichtungen übernehme. Gott erhalte Sie und die Ihrigen. Nehmen Sie nochmals meinen Dank an und die Versicherung meiner Bewunderung und meiner Freundschaft.

A. Raczynski."

Der Maler Wach nahm sofort Anlaß, direct an Kaulbach zu schreiben.

„Hochgeehrter Herr Kaulbach.

„Ich kann es mir nicht versagen, ohnerachtet ich nicht so glücklich bin Sie persönlich zu kennen, Ihnen zu sagen mit welchem Interesse und mit welcher Bewunderung ich Ihr schönes Bild betrachte, welches sich jetzt im Besitz des Grafen von Raczynski befindet. Wie glücklich, daß dieser reichhaltige, wenig gekannte Gegenstand Ihnen zuerst bekannt geworden ist, es wird nach Ihnen Niemand versuchen, ihn zu bearbeiten; der ist fertig für alle Ewigkeit. Das Zusammentreffen dieser beiden Gewitter in den Wolken; die Hunnen so trefflich in ihrer Natur und ebenso charakteristisch gegenüber die alte römische Civilisation, es kann nicht meisterhafter ausgedrückt sein, wie es hier lebendig in den schönsten Formen vor uns steht. Mit innigem Vergnügen habe ich gerade diesem Formenwesen nachgespürt und mich ergötzt an der tiefen Empfindung der Formen in ihren mannigfaltigsten Wendungen und öfter in verteufelt schwierigen Verkürzungen. Genug es ist vortrefflich, und obgleich ich von Herzen wünsche, Sie möchten noch recht viele Werke erschaffen, so können Sie auch jetzt aufhören, für Ihren Ruhm ist dies genug, man wird nicht fragen, was Sie gemacht haben, wenn man Ihren Namen hört, mit dem Incognito hat es ein Ende. Ich könnte unter diesen Brief Ihnen eine Reihe von Unter-

schriften setzen, die dasselbe Urtheil über Ihr Bild haben, und es würden einige Namen darunter sein, die Ihnen gewiß einiges Vergnügen machen würden. Wir sind dem Grafen von Raczynski den größten Dank schuldig, dies Bild hierher versetzt zu haben. Nun höre ich, daß Sie eine Farbenskizze dazu gemacht haben. Wie schön wäre es, Sie geben sie dem Grafen auch. Er sagt mir, er würde mit Vergnügen Ihnen 300 Thaler dafür geben. Sollten Sie sich nicht dazu entschließen können? Es würde einen doppelten Nutzen haben, einmal daß das nicht getrennt ist, was von rechtswegen zusammen gehört, und zweitens, daß wir sähen, wie Sie sich die Farbe gedacht haben, welches bei den vielen verschiedenen Meinungen darüber, ob es nicht in dieser blos conventionellen eintönigen Haltung am besten ist u. s. w., den Ausschlag geben würde.

„Ich schließe mit der Wiederholung meiner aufrichtigen Hochachtung und lege Ihnen die Angelegenheit mit der Farbenskizze noch einmal an's Herz.

Ihr ganz ergebenster Diener

Berlin, den 3. Oktober 1837. W. Wach."

Ein anderes Lob kam von Seiten eines herzlichen Freundes älterer Zeit des Malers Engelbert Seibertz. Dieser schrieb:

„Lieber Kaulbach!

„Als ich hörte, daß Deine Hunnenschlacht unvollendet hier ankommen würde, ward mir, aufrichtig gesagt, etwas bange um Deinen Ruhm, weil ich von der tadelsüchtigen Mehrzahl unserer Berliner, welche bekanntlich Witz und Weisheit allein gefressen, die Bemerkung fürchtete, Du seiest an der Ausführung des kolossalen Werkes gescheitert. Nun habe ich heute bei dem Grafen Raczynski das Bild, welches dieser, überglücklich im Besitze desselben, jedem mit großer Freundlichkeit zeigt, gesehen und muß Dir in der Freude meines Herzens über Deine Arbeit und die Anerkennung, welche sie findet, jetzt auch gleich schreiben, daß ich den guten Berlinern Unrecht gethan, da das allgemeine Urtheil, welches ich bis jetzt gehört habe, dahin lautet, daß die Gestalten selbst durch ein Tizianisches Colorit nur verlieren könnten. Die Leute haben recht, es ist schön, daß man eigentlich gar nichts darüber reden kann. Das Staunen ist stumm, deshalb wäre es lächerlich, wenn ich für meine Person der Bewunderung, welche ich Deinem Geiste zolle, nach Worten suchen wollte, so wie es Verrath an Deiner Schöpfung wäre, auf diesem Blatte von Anderem zu reden, deshalb begnüge ich mich, Dir diese wenigen Zeilen mit den herzlichsten Grüßen zukommen zu lassen, die Dir hoffentlich willkommen sein werden von

Deinem

aufrichtigen und dankbaren Freunde

Engelbert Seibertz.

Berlin, den 19. September 37."

Die Tageszeitungen sowohl wie die Kunstblätter brachten enthusiastische Berichte über das neue Werk. Die angesehensten Kunstkritiker äußerten sich in überschwänglicher Weise. Friedrich Förster sagt in „Ost und West“: „Seit Michel Angelo sein jüngstes Gericht malte, sei in keines Malers Phantasie eine großartigere Composition empfangen und von der Hand keines Meisters die menschliche Gestalt in Flug und Sturz, lebend und todt, träumend und wachend, in Kampf und Ruhe, Anstrengung und Ermattung, durch alle Schattirungen der Leidenschaft hindurch mit so jede Schwierigkeit beherrschendem Griffel gezeichnet, hingeworfen, hingeschleudert möchte man sagen, worden als in dieser Zeichnung von Kaulbach“. Fr. Kugler nannte die Hunnenschlacht im ‚Museum‘ ein Werk, das zu den ersten Leistungen unserer Zeit gehöre, „welches die Bedeutsamkeit der in unserer Zeit vorhandenen Kräfte abschätzen läßt wie wenig andere Werke der Kunst und welches keinen Vergleich mit den Leistungen der Vorzeit zu scheuen hat.“ Der Berliner Correspondent des Cotta'schen Morgenblattes für gebildete Leser stellte die Hunnenschlacht sogar über die massenhaften Hauptbilder der italienischen und flandrischen Schule. So gediegen und reich der Veroneser, so schwellend und von üppiger Kraft der Fürst der Niederländer sei, hier sei mehr. „Der Geist hat diese Massen durchdrungen und gelichtet. Neben der Großartigkeit athmet uns der Hauch der Vollendung an, und in dem wildesten Schlachtgemetzel herrscht eine Schönheit und ein Adel, der an gar keine bekannten Schlachtgemälde erinnert; denn selbst Raphaels Maxentiusschlacht ist, so groß sie an sich sei, in ihrer Aufgabe etwas Geringeres.“ Das Bild reiche weit hinaus über Alles, was die neuere Malerei geleistet, ja nur versucht habe. Dies sei nicht das Urtheil eines Enthusiasten, sondern das der Kenner wie des Publikums. In der königlich privilegirten Berliner Zeitung (Professor v. d. Hagen) hieß es „Berlin sei um ein Kunstwerk reicher geworden, welches zu den größten Hervorbringungen der neueren Malerei, ja der Malerei überhaupt gehört.“ Ebenso sprach sich Gruppe in einem längeren bewundernden Aufsatze in der Preußischen Staatszeitung aus. Auch auswärtige Blätter wie die „Morning Post“ brachten sofort ruhmvolle Artikel über die Hunnenschlacht. Ausdrücklich und allgemein erklärte man, daß die Darstellung auch in der gegenwärtigen, wenn auch farblosen Ausführung als ein abgeschlossenes Werk zu betrachten sei, keineswegs als eine Untermalung, obzwar die Farbe wohl noch manches neue bedeutsame Element der Belebung hinzugetragen haben würde. Kaulbachs Name war in aller Mund. Auch erschienen alsbald eine Reihe von Gedichten auf die Geisterschlacht.

Das Gemälde sollte nicht lange an demselben Platze verbleiben, aber dauernd mit dem Namen seines Bestellers verknüpft sein. Raczynski, der gerade in den nächsten Jahren seine Sammlungen erheblich erweiterte, immer größeren Raum für deren Unterkunft benöthigte und schließlich ein eigenes Museumsgebäude haben wollte, erhielt durch Kabinetsordre des Königs Friedrich Wilhelm IV. vom 30. März 1842 die Abtretung des Grundes und

Bodens am Königsplatz genehmigt, wo im Jahre 1844 ein stattliches Palais errichtet wurde. Er schloß ferner am 19. Mai 1847 einen Contract mit dem Domänenfiscus ab, nach welchem er sein Galeriegebäude auf eigene Kosten erbauen, erhalten und bei Zerstörung wieder herzustellen hatte. Auch mußte er die Bilder fortwährend darin belassen und sollte das Etablissement und die Gemäldegalerie seinem am 24. December 1825 errichteten Majorat Obersitzko (Oberzycko) in der Provinz Posen einverleiben. Die Sammlung bleibt demzufolge mit allem, was zu ihr gehört, Eigenthum des jeweiligen Besitzers des Fideicommisses, darf niemals veräußert werden und fällt nach dem Aussterben seiner Nachfolger im Majorat in den unbeschränkten Besitz des königlichen Hauses von Preußen. Infolge der Veräußerung des Terrains an das Deutsche Reich hat dann das Palais im Jahre 1884 wieder niedergelegt werden müssen, um dem neuen Reichstagsgebäude Platz zu machen. Von Raczynskis altem Hause und der damit vereinigten Galerie befindet sich in der Raczynski'schen Sammlung eine aus dem Jahre 1852 stammende Zeichnung von Eduard Gerhard. Das Haus wurde 1866 und 67 nach beiden Seiten erweitert. Ueber dem Anbau wurden 1869 Statuen angebracht von Schadow, Rauch, Thorwaldsen, Schinkel, Carstens, Overbeck und Kaulbach, modellirt von den Bildhauern Franz, Drake, Encke, Blaeser und Stürmer (Kaulbach), gebrannt in der Tonfabrik von March.

Die Kunstsammlungen sind seit dem 2. April 1883 seitens der preußischen Staatsregierung in Verwahrung und Verwaltung übernommen worden und haben ihre einstweilige Aufstellung in fünf besonderen Räumen der National-Galerie erhalten.

Auf diese Weise ist die Hunnenschlacht also keineswegs — wie Kaulbach hoffte — hunderte von Jahren an derselben Stelle bewundert worden. Der Raummangel in der Nationalgalerie ließ es sogar nothwendig erscheinen, das übergroße Gemälde späterhin aufzurollen und im Keller des Gebäudes niederzulegen, da man sich überdies mit der Wiederholung des Bildes im Treppenhause des Neuen Museums begnügen zu dürfen vermeinte.

Auch die Farbenskizze der Hunnenschlacht ist später an einen andern Platz gekommen, als ursprünglich in's Auge gefaßt war. Raczynski wollte sich zwar, wie Wachs Brief zeigt, nicht mit dem Bilde begnügen, sondern versuchte auch durchaus diese Skizze zu haben. Wenngleich Kaulbach behaupte, daß dieselbe keine 300 Thlr. werth sei, so gäbe er sie doch gerne dafür und bäte ihn, ihm solche zu gönnen. Der Maler aber kam trotz allem Zureden nicht zum Entschlusse, sich davon zu trennen und hat sie zeitlebens behalten, und erst 1890 ging die interessante Farbenstudie auf langes Betreiben Kustiges hin in den Besitz der Stuttgarter Staatsgalerie über.

Raczynski hat dem Künstler seine Weigerung niemals nachgetragen, sondern sich auch weiterhin als echter Freund und Gönner bewährt. Freilich mußte er ihm gerade damals einen Wunsch abschlagen. Er konnte ihm keine Abdrücke von der Hunnenschlacht mehr weggeben, die Kaulbach erbat, da die

Platte keine größere Anzahl von Abdrücken ausgehalten haben würde, als die, welche die Zahl der Exemplare seines Werkes erforderte. Ueberhaupt — so schrieb er — gehe der Verkauf des Werkes sehr langsam und die Würze, welche seinem Werke die Hunnen sichern, dürfe er nicht vergeuden, er verliere aus Eifer für die Kunst schon viele tausende Thaler und es habe Alles seine Grenzen.

Der Briefwechsel nahm seinen Fortgang. Getreulich berichtete der Graf über die Begeisterung, welche die Arbeit Kaulbachs in Berlin erweckte, schickte ihm die glänzenden Recensionen der Berliner Zeitungen und nannte ihm auch deren Verfasser. Auch Geschenke wurden ausgetauscht. Der Künstler erhielt unter Anderem einen kostbaren „Ehrenpelz", und der Graf wurde mit manchem werthvollen Stiche und Drucke bedacht. Die Freundschaft nahm in der Folge einen immer herzlicheren Charakter an und bereitete allmählich die Beziehungen Kaulbachs zu Berlin vor. Raczynski schickte mehrfach einflußreiche Personen mit Empfehlungen nach München zu Kaulbach, darunter einen Kunstliebhaber, Bankier Fränkel, den Grafen Pourtalès, „den Kenner und Besitzer einer der ausgezeichnetsten Gemäldesammlungen in Paris", dann auch am 4. Juli 1841 den Professor Wichmann, „einen der tüchtigsten Bildhauer" — wie er schreibt — der sich freue Kaulbachs Bekanntschaft zu machen und ihn porträtiren wolle. „Niemand auf Gottes Erdboden macht ähnlichere Büsten und faßt sie schöner auf. Es ist von seiner Seite keine Speculation, denn er ist ein reicher Mann, sondern aufrichtige Bewunderung für Ihr Talent. Ich würde Sie hassen, wenn Sie ihm nicht sitzen wollten, denn die kleine Wolltecksche Medaille genügt mir nicht und statt mir Ihre Züge in's Gedächtniß zurückzurufen, wessen es nicht bedarf, verwischt er sie."

Ebenso schickte Kaulbach Fremde zum Grafen, unter Anderen den Dr. von Glehn, der 1840 den Winter mit seiner Frau in München verbracht und Manches nach der Zerstörung von Jerusalem copirt hatte.

Seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. richtete auch Kaulbach, wie viele andere Künstler und Gelehrte, mit Interesse sein Augenmerk auf Berlin, von wo ihm Raczynski mancherlei Bemerkenswerthes mittheilen konnte. Am liebsten wäre er einmal selbst nach der preußischen Hauptstadt gereist, wo damals ein immer regeres künstlerisches Treiben begann. Er hatte den Grafen mehr und mehr auch als ehrlichen Kenner schätzen gelernt und sehnte sich — wie er schrieb — oftmals sehr, sich mit Raczynski wieder einmal mündlich besprechen zu können, um seine Meinung über das Eine oder Andere im Gebiete der Kunst zu hören. Aber es waren außerdem andere Pläne und Rücksichten im Spiele, wenn er sich ernstlich mit dem Gedanken einer Reise nach Berlin beschäftigte. Darüber giebt ein Schreiben des Grafen andeutungsweise Aufschluß:

„Ich habe Ihren lieben Brief nicht gleich beantwortet, weil ich zuvor etwas horchen wollte. Ihre Ankunft und Ihr Bleiben in Berlin würde gewiß sehr gerne gesehen werden, aber der König kann, wie Sie wohl begreifen

werden, es nicht wünschen, daß es scheine, als suche er an sich zu ziehen, was seinem Schwager, dem Könige von Bayern, behagt, was dessen Lande und Hauptstadt Ehre bringt. Das ist eine Rücksicht, welche beachtet zu werden verdient und die ich um so ehrbarer finde, als ich gar nicht zweifle, daß unser König Ihre Tüchtigkeit im vollen Maße würdigt. Nun eine zweite Rücksicht, die nicht minder wichtig ist und die mich hindert, Ihnen zu rathen, München zu verlassen. Unser König hat gewiß Geist, Verstand und Kunstsinn in einem hohen Grade, und doch finde ich, daß im Gebiete der Kunst hier Vieles geschieht, was ich nicht nur nicht zweckmäßig finde, aber was ich schlechtweg gar nicht begreife. Was ist der Auftrag, welchen Cornelius erfüllt? . . . Er wird mit der Ausführung der Schinkel'schen Compositionen beauftragt. Solche sollen, ihrer Bestimmung gemäß, die Façade des Museums schmücken. Nun müssen Sie aber wissen, was diese Compositionen sind. Sie sind sehr sinnreich als Decorations-Zeichnungen, als architektonische Verzierungen schön zu nennen, sie sind aber nicht das Werk eines Historienmalers und bei allem poetischen Aufschwung, welcher sich darin erblicken läßt, und manchen gewaltigen Scenen und Bewegungen, die darin vorkommen, ist das ganze idyllisch, weich, ich möchte beinahe sagen schwach. Ueberhaupt Cornelius mit der Ausführung einer fremden Composition beauftragen, scheint mir seine Natur verkennen und Kräfte vergeuden, welche zu den fruchtbringendsten gehören, die unsere Zeit aufzuweisen hat. Wie vortrefflich könnte nicht dasselbe Ziel erlangt werden, wenn man diese Sache dem Hiltensperger aufgeben möchte oder auch Neurenther und noch zwanzig anderen? . . . Glauben Sie nicht, daß ich Schinkel gering schätze. Er ist als Architekt, als Leitstern des Geschmacks, als Mann achtbar, bedeutend; aber Schinkels Compositionen von Cornelius ausführen zu lassen, scheint mir die unbegreiflichste Sache in der Welt. Zwar soll er die Sache nur leiten, aber es ist gar nicht die Rede davon, ihm andere Arbeiten aufzugeben, und dann bleibt ja der Hauptzweck seines Hierseins die Ausführung der benannten Composition. Es ist ferner die Rede, ihn mit der Reorganisation der Akademie zu beauftragen. Ich halte den Cornelius nicht für den Mann, welcher sich mit administrativen Geschäften abgeben kann, und ich halte die hiesige Akademie für einen unheilbaren Kranken. Es wäre so einfach, dem Cornelius einen angemessenen Wirkungskreis anzuweisen. Ich würde ihm einen Saal öffnen im Schloß, in der Universität oder in der Akademie und würde ihm sagen: „Male!“ Auch würde ich ihn auf jede Weise auszeichnen, damit die Köter nicht bellen, denn die Berliner Köter und alle möglichen Köter (vom Cap Nord bis zum Cap der guten Hoffnung) bellen nur, wenn die Macht, sie möge König oder Pöbel-Gunst heißen, nicht schirmt. Was ich von der Akademie gesagt habe, bedarf auch noch einer Erläuterung. Die jungen Leute haben da Gelegenheit zu lernen, und in dieser Hinsicht ist sie von Nutzen, aber die vier Fünftel der Professoren sind furchtbar schwach, und es herrscht unter ihnen ein Gevatterschaftsgeist, der, wenn er nicht im Zaune gehalten

wird, Alles gern in seine eigene Nichtigkeit hineinziehen möchte. Man lasse die Akademie lehren, aber man lasse nicht zu, daß sie ihren Einfluß auf die Kunstausstellung, auf die Bestellungen, auf andere Künstler, die nicht derselben angehören, auf Düsseldorf rc. übe, denn was sie berührt, wird morsch.

„Die Lippmannsche Erfindung ist mit 500 Rthaler lebenslänglicher Pension belohnt worden. Es ist eine der größten Mystificationen, die je einem Menschen-Kinde gelungen ist. Ich habe gestern die Composition des Cornelius, die er für mich vorgenommen hat, gesehen. Es giebt keine Worte für die Freude, welche mir dieser Anblick gewährt hat.

„Schließlich: ich freue mich auf Ihren Edelknappen und lebe in der Hoffnung, daß, wenn sich alles entwickelt und unser hochherziger und kluger Herr Zeit haben wird, alles zu ordnen, alles in Gang zu bringen, Ihre Ankunft hierher von selbst durch das Schicksal herbeigeführt wird und Sie uns angehören werden.

Ihr Freund und wärmster Anhänger

A. Raczynski.

Berlin, den 12 Mai 1841."

Man sieht, Raczynski sah mit vorurtheilslosen, klugen Augen und wollte vor allem, daß nichts Voreiliges von Seiten Kaulbachs geschah. Aber er war in der nächsten Zeit offenbar unablässig bemüht, für seinen Schützling irgend einen geeigneten Posten zu finden und ihn nach Norddeutschland zu ziehen. Schon am 11. October 1841 weiß er ihm sogar mit einen ziemlich positiven Antrage zu kommen. Er schreibt: „Man hat mir aufgetragen, folgenden Vorschlag an Sie zu richten: „Möchten Sie wohl der Gründer einer Kunst-Lehr-Anstalt in einer großen nordischen deutschen Stadt werden? ... Sie können sich dabei Riga, Stettin, Lübeck, Danzig, Hamburg, Königsberg oder Mitau denken, nur darf ich Ihnen den Ort nicht nennen, bis man die Hoffnung hat, daß Sie auf diesen Vorschlag eingehen wollen. Daß sich damit die Idee der Gründung einer abgesonderten Malerschule verbinden läßt, wird Ihnen wohl einleuchten: für mich nehmlich sind die zwei Begriffe von Kunstlehranstalt und Schule verschieden. Auch ließe sich damit rühmliche ausübende Wirksamkeit vereinigen. Mit Freuden entledige ich mich dieses Auftrages, in welchem ich die Anerkennung Ihrer Größe erblicke, und bitte Sie, mir Ihre Freundschaft zu bewahren und der meinigen versichert zu sein."

Hieraus wurde nun freilich nichts, da sich Kaulbach inzwischen immer mehr in München gefesselt sah und bald darauf auch dort selbst das gewünschte Feld einer vollen Thätigkeit fand, fast ganz in den Fußtapfen von Cornelius, dessen Popularität an der Isar einigermaßen erkaltet war.

Der Graf aber sollte selbst für längere Zeit die preußische Hauptstadt verlassen, während sein Einfluß daselbst freilich nachhaltig blieb. Am 18. Dezember 1841 wurde Raczynski zum Gesandten in Lissabon ernannt und bekleidete diesen Posten vom 13. Mai 1842 bis zu Anfang des Jahres 1848.

Hierauf übernahm er am 26. April 1848 die Gesandschaft in Madrid, blieb dort bis 26. August 1852 und trat dann aus eigener Initiative von allen politischen Angelegenheiten zurück, um mit den höchsten Würden ausgezeichnet, von da ab gänzlich in Berlin und auf seinen Gütern sein übriges Leben zu verbringen.

Auch während seines Aufenthaltes in Portugal und Spanien bewahrte Raczynski seinem „heißgeliebten", „bewunderten", „göttlichen" Freunde Kaulbach treues Andenken und warme Freundschaft. Die Briefe sind zwar seltener und mehrfach nur Empfehlungsbriefe. So bittet er am 31. März 1843 den Meister, sich des Marquis von Vianna, eines Granden von Portugal anzunehmen. Dann schickt er ihm am 19. August 1844 einen jungen portugiesischen Künstler, Thomas Fonseca, der sich nach München begeben will, um seine Studien fortzusetzen. „Wenn er Kraft genug besitzt, um sich unter Ihnen auszubilden, so bitte ich Sie inständigst, aus Freundschaft für mich, sich seiner anzunehmen. Vor 300 Jahren hat hier der deutsche Einfluß Wunder gethan. Während die Regierung immer nach Rom herunterblickt, dessen portugiesischen Jüngern und ihrem Vaterlande wenig Nutzen von dort entsprossen ist, will ich beweisen, daß nur in Deutschland die Kunst jetzt wirklich ein nationales und urkräftiges Leben gewonnen hat. Der junge Mann hat Talent und viel Lust. Er ist ein eleganter Zeichner. Die Eleganz wird der historische Anhänger hoffentlich bald verlernen und wird den Ernst bald zu würdigen verstehen. Ich bitte, nehmen Sie sich seiner an. Er spricht italienisch und französisch. Werden Sie sich mit ihm verständigen können?" Wiederholt erkundigte er sich nochmals nach seinem jungen portugiesischen Freunde und bittet denselben zu protegiren, der „Taugenichts oder vielmehr Faullenzer" schreibe weder an seinen Vater noch an ihn. Noch im Mai 1846 fragte Raczynski sowohl die Gräfin Pappenheim wie Meister Kaulbach, ob er den jungen Fonseca nunmehr nach Berlin reisen lassen könne.

Von der rührenden Sehnsucht des Grafen nach dem Freunde giebt ein Brief vom 2. Januar 1845 beredtes Zeugniß, in welchem er sich bereits auf ein Wiedersehen in sieben Monaten später freut. „Mein theuerer und aus ganzer Seele bewunderter Freund, ich habe Ihnen meine Ankunft in München für Anfang August anzukündigen. Es pocht mir das Herz im Busen bei dem Gedanken, daß ich Sie und Ihre große neue Schöpfung sehen werde. Der Himmel wäre grausam, wenn er mich dieses Glück nicht genießen ließe. Es drängt sich mir dabei der Gedanke auf, daß Sie den Edelknaben wenn auch nur so vollenden könnten, oder das fehlende hinskizziren, daß die Leinwand nirgends unbedeckt bleibe. Ich wäre gar zu glücklich, wenn ich den Knaben bei mir hätte. Ich will ihn kosen und pflegen wie mein eigenes Kind."

Inzwischen war Kaulbach in Folge seiner „neuen großen Schöpfung" — die Zerstörung von Jerusalem, — durch den Auftrag Friedrich Wilhelms IV. für

das neue Museum ausgezeichnet worden. Raczynski, welcher den Charakter seines Freundes wohl kannte, schreibt in demselben Briefe von Lissabon hierüber: „Die Bestellung meines königlichen Herrn ist Ihrer würdig. Wenn ich mir einen Rath erlauben dürfte, so würde ich sagen: Vermeiden Sie die Tages-Manien und die politischen und religiösen Zwiste in den zu wählenden Gegenständen. Es giebt der großen Momente von allgemeinem Interesse genug. Tragen Sie zur Aufregung nicht bei, sie ist ohnehin groß genug. Es wird Sie Niemand verdächtigen, sich zu derselben nicht erhoben zu haben, es wird vielmehr ein Jeder einsehen, daß sie dieselben überragen, daß Sie der ewige, für alle Zeiten große, von der Gegenwart Unabhängige sind. Sind Sie aber von der Gegenwart ergriffen, so ist besser, daß Sie in derselben verbleiben und sich von derselben begeistern lassen, denn in der Kunst ist besser Fanatismus als Kühle. Die Vernunft leidet darunter, aber die Kunst gewinnt."

Das liest sich, als habe der Graf die Zwistigkeiten vorausgesehen, die sich später wegen des sechsten Museumsbildes für Kaulbach erheben sollten. Das Reformationsbild ist, um dies gleich hier beizufügen, niemals nach Raczynskis Geschmack gewesen. Es sind darüber erregte Worte gewechselt worden. Einmal geriethen Beide auf einem Spaziergange unter den Linden in so heftigen Streit, daß sie mit den Armen in der Luft herumschlugen und die Leute rechts und links stehen blieben. Bei solchem Anlaß nahm der offenherzige Graf kein Blatt vor den Mund, ebensowenig wie der Künstler.

Zu den früheren Arbeiten Kaulbachs hatte Raczynski unterdessen auch noch den Hirtenknaben erworben (den 24. Juni 1845 für 500 Thaler), den Kaulbach als eine Frucht seiner vielen italienischen Studien nach dem lebenden Modell aus Rom mitgebracht hatte und welchen die Kritik als eine der besseren Arbeiten des Meisters anzusehen pflegt, was Farbe und rein malerische Behandlung betrifft. Der Künstler scheint etwas besorgt über die Ankunft dieses Bildes in Lissabon gewesen zu sein. Raczynski beruhigte ihn darüber am 8. Mai 1846. „Mein theuerster, göttlicher Freund, der Hirtenbua ist nicht gerollt, sondern erfreut sich eines Rahmens und wurde gleich nach seiner glücklichen Ankunft aufgespannt. Seien Sie also unbekümmert. Er wird wohl gefroren haben, aber die Tränen, die Sie ihn vergießen lassen, können nur der Trennung von seinem Schöpfer oder dem Umstande, daß er nun mir angehört, gelten, nicht aber dem Gerolltsein, oder gar den Mäusen und Spinnen, denen er hat preisgegeben werden sollen." Auch in diesem Jahre 1846 kommt der Graf noch von Lissabon aus auf die guten Hühner zurück. „Sagen Sie Ihrer Frau Gemahlin" — so schreibt er — „daß ich Hühner im Hause mästen lasse, aber keine einzige von diesen Bestien will so werden wie die, welche ich an Ihrem Tisch die Ehre hatte kennen zu lernen. Das waren Hühner! Das waren Zeiten!" In der Revolution des „tollen Jahres" hat dann der Graf, wie er Kaulbach bei seinem Aufenthalt in Berlin 1849

öfter erzählte oder aus den schriftlichen Berichten seiner Beamten mit „Thränen in den Augen" vorlas, ungeheuere Verluste erlitten.

Wenige Jahre später erhielt Kaulbach den Auftrag von Raczynski, ihm eine Wiederholung des allegorischen Bildes „die Sage" aus dem Treppenhause des neuen Museums in Oel auszuführen, an welchem der Graf große Freude empfand. Doch stammt das Bild nur zum geringsten Theile von Kaulbach selbst, der damals überhäuft mit Arbeiten schon häufig die Hülfe seiner Genossen in Anspruch nahm. Man weiß das Nähere darüber aus Raczynskis Katalog. Kaulbachs Sage, 8½ Fuß hoch 7½ Fuß breit, wurde 1850 für 1500 Thlr. bestellt und 1852 ausgeführt, nicht nach der Mauer des Treppenhauses, sondern nach dem Carton mit einigen Modificationen, namentlich am Halse, welchen Kaulbach verlängerte. Den Hauptantheil an der Ausführung hatte Julius Muhr, während Kaulbach nur zum Schluß sich drei Tage hindurch mit der Vollendung beschäftigte, an manchen Stellen dicke Farben auftrug, an anderen lasirte, zumeist am Kopfe. Das Colorit ist hier in Folge der Oelfarbe kräftiger und tiefer als auf dem Wandgemälde im Museum. Am 24. September 1854 führte Kaulbach an Ort und Stelle in der Galerie in Raczynskis Gegenwart noch einige Retouchen und Lasirungen aus und legte so die letzte Hand an das Werk. Ueber das Oelgemälde selbst machte Raczynski von Madrid aus mit Kaulbach einen Vertrag, indem er gleichzeitig die Wiederholung der Hunnenschlacht im neuen Museum gestattete:

„Herr Direktor von Kaulbach und ich sind darüber einig geworden, daß er die Zaga für mich in der Größe der Fresko-Malerei des neuen Museums oder größer, wenn es ihm beliebt und der vorhandene Raum es zuläßt, in Oel ausführen wird. Der Preis ist auf 1500 Rth. festgesetzt. Der Termin ist ein Jahr.

„Gegen die Wiederholung der Hunnenschlacht in dem neuen Museum, kann ich, glaube ich, gesetzlich nichts haben, und würde auch, wenn ich dürfte, schon darum nichts haben, weil es der König will. Im Gegentheil, es freut mich, daß dieses Kunstwerk auf alle mögliche Weise vervielfältigt wird, daher ich auch den Herrn von Kaulbach autorisirt habe auf seine Kosten und zu seinem Nutzen meine Hunnenschlacht stechen zu lassen, wobei ich jedoch ausdrücklich erkläre, daß ich mich nicht verpflichte, andere Vervielfältigungen desselben Gegenstandes zu untersagen. Diesen Vorbehalt spreche ich darum aus, weil ich mich keiner Verantwortlichkeit in dieser Hinsicht aussetzen will.

Ich habe dies dem Herrn von Kaulbach am 21. Juli 1851 gesagt, und er hat mir beigestimmt.

Madrid, den 30. October 1851. A. Raczynski."

Schon am 9. Juni 1847 hatte der Graf bewilligt, daß Kaulbach die Hunnenschlacht auf seine eigene Rechnung stechen ließ. Das Bild dürfe aber nicht heruntergenommen oder aus der Galerie entfernt werden. Am 22. April gab er dann zum zweiten Male Erlaubniß der Wiederholung, und Kaulbach

übertrug den Stich dem Kupferstecher Jacobi für Duncker. Der Graf schrieb selbst in seinen Katalog: „Der Maler Strähuber hat die Jahre 1854 und 1855 damit zugebracht, in meiner Galerie für den Kupferstecher Jacobi eine sehr ausgeführte Sepia-Zeichnung dieses Gemäldes zu verfertigen. Die Zeichnung ist das non-plus-ultra der Zeichenkunst: der ängstlich treuesten und zugleich meisterhaftesten Ausführung. Herr Jacobi hat 1857 diese Zeichnung für den Verleger des Museums, Herrn Alexander Duncker, gestochen."

In die Reihe der weltgeschichtlichen Gemälde zu Berlin wollte die Hunnenschlacht Vielen nicht recht passen. Man erkannte in derselben wohl die historische Bedeutung der Völkerwanderung, den Kampf des barbarischen Heidenthums mit dem hinsterbenden Rom und seiner heidnischen Cultur, das gegenseitige Sichaufreiben heidnischer Mächte. Man vermißte aber den Gegensatz desjenigen Elementes, das nun als Erbe der Zukunft auf der dem Untergang anheimfallenden Vergangenheit sich erhob. Man habe überhaupt in dieser Geisterschlacht weder ein wirkliches geschichtliches Ereigniß, noch selbst die allegorische Verbildlichung einer weltgeschichtlichen Katastrophe, sondern nur den ganz willkürlichen Inhalt einer phantastischen Ueberlieferung. Das ist aber keineswegs vollauf zuzugeben. Deutlich genug ist auf das Christenthum hingewiesen, welches triumphirend die Weltherrschaft antreten wird.

Während der langen Jahre, die Kaulbach an den Wandgemälden des Berliner Museums gearbeitet hat, suchte er sich anfangs regelmäßig eine bescheidene Privatwohnung. Als aber der Graf wieder in Berlin ansäßig war, mußte er fast immer in dessen Palais am Königsplatz absteigen. Als merkwürdiges Zusammentreffen ist zu verzeichnen, daß die erste Wohnung, die Kaulbach 1847 in Berlin fand, in dem Hause Potsdamerstraße 120, später von der königlich akademischen Hochschule der Musik in Besitz genommen wurde und daß auch das Raczynski'sche Haus, in dem Kaulbach nachher wohnte, eine Zeit lang von derselben Hochschule benutzt worden ist. Wie gern Kaulbach auch jedes Mal die Einladungen Raczynskis annahm, so hatte er doch mitunter ein peinliches Gefühl, die große Gastlichkeit des Mäcens so häufig in Anspruch zu nehmen. Der Graf wollte aber davon nichts wissen, wenn der Künstler Einwendungen machte, und schrieb ihm einmal im Sommer 1864, als es darüber zu Auseinandersetzungen gekommen war: „Wie können Sie Ihr Wohnen bei uns so unrichtig auffassen? Wie ich das verstehe, werden Sie aus folgender Aufschrift ersehen:

> „Hier hat Wilhelm von Kaulbach während des Entstehens seiner großen Werke im Treppenhause des neuen Museums (1854 bis 1864) zu meiner großen Ehre und Freude oft gewohnt.
>
> A. Raczynski."

„Sie werden sagen: ‚Kolossale Eitelkeit.'"

Wenn der Graf Raczynski abwesend war, was später im Sommer gerade sehr häufig geschah, so hatten die Dienstboten auf seine Anordnung

Alles zu thun, um dem Künstler den Aufenthalt, fern von seiner Familie, möglichst leicht und angenehm zu machen. War Raczynski in Berlin, so mußte Kaulbach, wenn möglich, täglich zu ihm essen kommen und das Tischgespräch bildeten dann die alten Zeiten. Dabei war auch viel von neuen Recepten die Rede. Aber nebenbei wurde des alten Hühnerrecepts immer wieder gedacht. Auch manchen Abend verbrachte Kaulbach zum Thee bei seinem Freunde — „was mir durchaus nicht unangenehm ist", schrieb er nach Hause.

Bis in das höchste Alter hinein blieb Raczynski Kaulbachs treuester Freund und Bewunderer, unwandelbar in seiner Begeisterung und Liebe für die Kunst. Auch nachdem die Berliner Bilder fertiggestellt waren, welche ja jeden Sommer den reichsten Anlaß zu persönlichem Verkehr gaben, bestanden die Beziehungen zwischen München und Berlin ungeschmälert fort. Raczynski führte den preußischen Gesandten Baron von Werthern im Februar 1867 in Kaulbachs Haus ein, welcher bald ein ähnlicher Bewunderer des Künstlers werden sollte und bei Kaulbachs Jubiläum 1874 eine zündende, Aufsehen erregende Rede hielt. Mit jugendlichem Feuer weiß sich Raczynski noch im Januar 1868 für Kaulbachs Leda, „das theuere schöne Geschenk", zu begeistern: „Ich finde Ihre Leda großartig, und als Zeichnung das Vollkommenste was man sich denken kann. Die Actualität des entscheidensten Moments durchzuckte mich, trotz meiner 80 Jahre. Ich fürchte, mich cynisch ausgedrückt zu haben — wir wollen lieber sagen erotisch — klingt besser."

Wie alle alten Leute erinnert er sich mit Vorliebe der ältesten Zeiten, da sie sich zuerst kennen lernten. Aber schon früher habe er seine Donau gekannt, die er bei Weitem für das schönste Werk in den Arkaden des Münchener Hofgartens hielt. Und dann schreibt er: „Mit welcher Wonne habe ich in Gegenwart Ihrer Frau Gemahlin — Sie waren ausgegangen — zum ersten Male die für Klenze bestimmte erste Zeichnung der Hunnenschlacht mir angesehen . . . bis zum Verrücktwerden davon ergriffen, bezaubert gewesen! . . . oder war es Comödie, da doch der große Riedel pag. 181, mich gar nicht für fähig hält, die deutsche Kunst zu würdigen, zu verstehen oder sind wohl Ihre Werke und Sie nicht deutsch? Als Kunstliterat ist mir doch Riedel noch lieber als Waagen, Kugler und viele seiner Collegen — er ist ein G . . . , aber er lügt nicht wissentlich oder absichtlich und von Cornelius spricht er wie es sich gebührt. Als Philosoph ist er langweilig." Wahrhaft rührend wirkt es, wie der alte Mann allen Dank von sich weist, als ihm einmal Frau Kaulbach, welche mit ihrem Manne den Grafen als Begründer ihres Glückes betrachtete, in diesem Sinne ihre herzlichst zugethane Freundschaft erklärt: „Ich habe mir meine Begeisterung für Ihren Herrn Gemahl nicht gegeben, sondern er hat sie geweckt. Seine Hunnenschlacht oder der Hirtenknabe sind für mich und für meine Nachkommen eine Illustration. Wie viel mehr sind diese Werke werth, als das was ich dafür gegeben. Ohne meine Bestellung wäre Ihr Herr Gemahl geworden, was er ist, denn Gott

hat ihn so groß geschaffen. Unsre Freundschaft ehrt nur mich. —" Ja, es scheint, als wenn Raczynskis Bewunderung und Verehrung für Kaulbach noch weiter wüchse. Am 16. Januar 1869 schreibt er nach München: „Ich muß seine lebensgroße Statue besitzen, im Freien, von gebranntem Thon, bald, nämlich im Laufe des Frühjahrs oder spätestens Ende Juli. Giebt es in München eine schöne Statuette von Ihrem Herrn Gemahl im Handel, mit der Sie, was Charakteristik, Haltung, Eigenthümlichkeit, Interesse und Aehnlichkeit anbelangt, zufrieden sind, so bitte ich Sie, solche (der Kürze wegen gegen Postvorschuß) anzukaufen und mir gleich zu schicken. Ich würde dann dieselbe von Blaeser oder Drake lebensgroß ausführen lassen, oder wenn ein tüchtiger Bildhauer in München das übernehmen will, und Sie einen Thonfabrikanten kennen, der, — wie hier March — das Brennen versteht, so könnte Alles in München besorgt werden. Aber da müßte ich zuvor die Statuette sehen, oder wenigstens eine Photographie davon. Die Statue müßte 6 Fuß 3 Zoll im rohen Thon hoch sein. Die Statue würde alsdann, nach dem geschehenen Brennen, auf die natürliche Größe schwinden." Frau Kaulbach schickte denn auch alsbald die Statuette von Stürmer, die den Künstler in sitzender Figur darstellt und welche dem Grafen recht gut gefiel; wenn auch die Verhältnisse des Körpers nicht ganz richtig seien, so sei sie doch ganz Natur, einfach und ungeschminkte Actualität. Sie wurde im Speisesaal aufgestellt, damit er sie immer vor Augen haben konnte.

Im Spätherbst 1870 ging der Graf trotz seiner streng katholischen Richtung sogar mit der Idee um, in den Besitz der „wundervollen Composition" des Peter Arbues, dieses gewaltigen Kampfbildes gegen die Jesuiten und die Inquisition, zu gelangen. „Drei Mal habe ich schon meine Antwort entworfen," so schrieb er nach München „und wieder verändert, bis ich endlich einsah, daß dieses Vorhaben rein unsinnig ist. Nicht die Tendenz, welche in der Composition vorherrscht und welche, wie Sie wissen, mir widerstrebt, hält mich zurück, weil ich um Ansichten Anderer in Religion und Politik mich nicht kehre, sondern, weil ich zu alt bin, um auf das Bild zu warten und weil der Raum in meiner Galerie es nicht zuläßt. Dem letzteren Argumente ließe sich wohl abhelfen durch Verkleinerung der Figuren, so, daß das Bild nur einen Raum von 8 Fuß Höhe und Breite einnehmen möchte, aber meine bereits verlebten 82 Jahre sind nicht abzukürzen." Auch im folgenden Jahre, als der Kunsthändler Merkel bereits im Besitze des Cartons des Arbues war und denselben in Berlin in einem königlichen Gebäude ausstellen wollte, kam er nochmals auf seinen Wunsch zurück, dieses große Werk zu besitzen. Freilich würde er dann in seinem Katalog gesagt haben, wie sehr er diese Composition bewundere, aber wie wenig er sich der Tendenz anschließe. Auch will er sich jetzt keinesfalls in die Verhandlungen wegen der Berliner Ausstellung mischen. Das Bild habe in München zu viel Agitation verursacht, als daß er beitragen möchte, Gleiches in Berlin hervorzurufen. Das ändert allerdings durchaus nichts an der

Bewunderung für Kaulbach. Für jedes geringste Zeichen von ihm bezeigt er seinen Dank. „Wie lieb, wie gütig die vier Zeilen Ihres Herrn Gemahls!" schreibt er an Frau Josephine. Ebenso dankbar ist er für jedes aufmerksame Geschenk, das ihm der Künstler zugehen läßt. Jede neue Sendung bereichert die Mappe, die Kaulbachs Werke enthält. Viele geschenkte Zeichnungen hängen unter Glas und Rahmen an den Wänden und befinden sich gebunden in seinen Manuscripten. Kaulbach ließ auch keinen Weihnachten vorübergehen, ohne dem großmüthigen Protector Reproductionen oder Cartons zuzuschicken, so noch in den letzten Zeiten den Nero und den Carton zum Glasgemälde in Edinburg. Dann auch fremde Arbeiten, wie die Horschelt'schen Randzeichnungen, von denen er glaubte, sie seien so vortrefflich, daß die Engländer und Franzosen, welche in diesem Genre doch Unglaubliches leisteten, niemals mehr Virtuosität, Bravour, Geschick und Kenntniß entwickelt hätten.

Kaulbach war es auch, welcher Raczynskis Interesse auf den jugendlichen Hans Makart richtete. Er hatte nämlich, bestrickt von der Farbenpracht der neuen Schöpfungen, schon 1868 das dreitheilige Bildchen „Elfenreigen" gekauft und schickte es dem gräflichen Freunde zur Ansicht. Wie er vermuthete, täuschte er sich auch nicht über den Eindruck des Bildes, welches das Entzücken des enthusiasmirten Greises dermaßen erregte, daß er, wie er schreibt, „seine Wonne gar nicht schildern kann. Das mache ihn ganz confus, so was sei noch nicht dagewesen, Genie, Geschmack, unvergleichliches Colorit, nie gekannte Richtung und Effekt, Traum, Hexerei, etwas mit Rubens verwandt, aber viel feiner und zarter, das könne kein Anderer erreichen, er fürchte nur das Nachdunkeln, nur Weniges habe er auszusetzen." Er bestellt denn gleich auch dem jugendlichen Künstler eine Wiederholung des mittleren Bildes, die Königin von Elfen getragen, während ihm die beiden Gruppen rechts und links, trotz der bezaubernden Farbenwirkung, Bedenken in Beziehung auf Zeichnung, Eindrücke und Geschmack verursachen, und hofft auf baldmöglichste Fertigstellung des Gemäldes, das er gern noch vor seinem Tode besitzen möchte. Bevor noch das Bild begonnen werden konnte, erwarb der Graf von Makart ferner zum Preise von zweihundert Thalern die freilich recht verworrene Originalskizze der Centauren, die auch ein Obdach bei Kaulbach gefunden, und von welcher vorher kein vollendetes Bild existirte, obwohl er offen erklärte, daß er das Bild nicht verstünde. Die Elfenkönigin erhielt er am 27. Februar 1870 und reihte sie hochentzückt neben die Hauptstücke seiner Galerie ein, obwohl er den großen Gegensatz erkannte. Er zahlte 500 Thaler dafür. Anhaltend blieb seine Bewunderung für Makart, wenn er auch durch die Pest von Florenz ein wenig ernüchtert wurde, als dieselbe im Februar 1869 in Berlin bei Sachse ausgestellt war. Die erste Abtheilung fand er schön, wie er nach München schrieb, genialisch, wunderbar, die zweite möchte er nicht umsonst haben, die dritte, theilweise schön, theilweise nicht, das Colorit sei lange nicht so reizend als in dem Reigen der Elfen und in der mittleren Abtheilung die Fleischgruppe beinahe ekelhaft.

Vor einem aber sei Makart gesichert, vor Vergleichung. Er stehe allein da in Richtung, Phantasie, Empfindung, Farbe und selbst Styl.

Auch die Bekanntschaft Pilotys verdankt Raczynski dem Freunde Kaulbach und fand in dem Künstler, dessen bedeutendste Arbeiten er schon früher kennen gelernt hatte, „einen liebenswürdigen Mann, eine wohlthuende Erscheinung“, als dieser im Dezember 1868 nach Berlin kam. Die größte Sehnsucht hatte der alte Herr nochmals selbst nach München zu reisen, um den bewunderten Freund zu umarmen. „Wenn mir mein hohes Alter, der Tod oder die Gesundheit keinen Strich durch die Rechnung machen, so werde ich Sie im Frühjahr besuchen. Wie würde mich das glücklich machen,“ so schreibt er fast in jedem Winter. Und auch jetzt noch gedenkt er der guten Küche von Frau Josephine. Wie früher die Hühner, so spielen jetzt eine Kalbskeule und „als schönste Erinnerung dieser Art“ die Dampfnudeln des gastlichen Künstlertisches eine Rolle in seinen Briefen.

Noch vor dem treuen Gönner sollte der Künstler das Zeitliche segnen. Er starb den 7. April 1874 an der Cholera. Der Tod Kaulbachs wurde dem alten Grafen telegraphisch mitgetheilt, der sofort ein herzliches Schreiben an die Wittwe sandte und durch den Verlust seines so hochverehrten Freundes auf das Tiefste erschüttert war. Man hoffte auf seine Mitwirkung bei den Ehren, die man dem Todten erwies. Zum Gedächtniß Kaulbachs wurde nämlich gleich im April 1874 eine Ausstellung seiner Schöpfungen im großen Rathhaussaale zu Nürnberg veranstaltet, wozu auch der Graf um Beschickung angegangen wurde. Raczynski weigerte sich indessen, seinen Besitz nach Nürnberg zu senden, zeigte sich dagegen bereit, eine bestimmte Summe Geldes beizutragen, auf Ungewißheiten ließe er sich nicht ein. Der Besuch dieser kurzen Ausstellung war sehr stark, es erschienen weit über 5000 Personen. Der Reinertrag von nahezu 1000 fl. wurde als Grundstock eines Stipendienfonds für talentvolle deutsche Künstler unter dem Namen Kaulbach-Stiftung bestimmt.

Nicht lange überlebte Raczynski den Freund. Vier Monate nachher 21. August 1874 starb der hochbetagte Greis an einer Lungenlähmung in Berlin und wurde in der Erbgruft des gräflichen Hauses auf dem St. Hedwigskirchhofe beigesetzt.





Literarisches Märchen.

Von

Adalbert Meinhardt.

— Hamburg. —

Bekanntlich kommen in einer jeden Neujahrsnacht, mit dem ersten Glockenschlage der zwölften Stunde, auf der breiten gläsernen Treppe, die vom Himmel herunterführt, in hellen Schaaren die weißen Englein herabgestiegen, große, gefüllte Säcke tragend, aus welchen sie für das kommende Jahr allen Leuten ihre Gedanken zuertheilen. Die einen bringen strengeren Glauben, die nächsten veränderte freiere Sitten; wieder andere Weltverbesserungsträume, neue Ansichten, neuen Geschmack; kurz Alles was wir armen Menschen so im Laufe der nächsten zwölf Monde denken, fühlen, erstreben werden. Wo die Treppe beginnt, da stehen drei Erzengel, untersuchen den Inhalt der Säcke, mischen, sichten und weisen einem Jeden sein Theil zu. Es geht dabei so eilig her, wie — nun ungefähr wie in einer großstädtischen Postanstalt um die gleiche Neujahrs-Mitternachtsstunde. Da freilich kann es wohl geschehen, daß einmal so ein kleines Versehen mit unterläuft. Zum Beispiel, daß ein Brief, der nach St. Paul im Staate Minnesota bestimmt war, in der guten Vorstadt von Hamburg St. Pauli abgeliefert wird und umgekehrt. Oder, daß die Glückwünsche für den jetzigen Herrn Minister durch einen unberechenbaren Zufall dem vorigen — für welchen das Schreiben böse Hiebe enthält — am Morgen ausgehändigt werden.

Nun ja, das passirt wohl bei uns Menschen, wenn auch nicht oft. In der Posterpedition der Engel geht es unendlich viel sicherer her und zugleich stiller. Es wird nicht gesprochen, nicht ausgerufen, man hört kein Geschrei.

Von droben begleitet eine sanfte, unsagbar liebliche Musik das fleißige Geschäft. Und unter den feierlichen Klängen wallen die seligen Flügelknaben in ihren langen weißen Gewändern paarweise vorüber, liefern ihre Säcke ab, empfangen andere und ziehen die Treppe herabwärts und weiter, wohin ein Wink mit den Augenlidern, ein Fingerzeig des Erzengels sie weist: die einen gen Norden, die anderen gen Süden, dahin und dorthin. Sie bringen Jedem etwas Neues, denen in den Städten ein wenig mehr, denen auf dem platten Lande etwas minder, oder auch das, was vielleicht vom Vorjahre übrig geblieben. Und Einzelnen, Auserwählten, ein Quantum, so groß, daß eine ganze Provinz behaglich damit auskommen könnte. Und wieder Anderen ein armes Restchen. Und Jedem das Seine.

Die drei Erzengel haben denn auch alle Hände voll zu schaffen. St. Raphael, der Tobiasbegleiter, fährt sich in der Erregung manchmal in sein lockig Haar. St. Gabriel, dem Verkündiger mit dem Lilienstengel, dem hilft seine Länge an zwei Enden zugleich nach dem Rechten sehen zu können. St. Michael, der streitbare Kämpe, der Lindwurmbezwinger, kennt Dank der Verehrung, die ihm an so verschiedenen Punkten des Erdenrundes seit Jahrhunderten geworden, alle Länder und deren Sitten; er ist's, der bestimmt, was einem jeden Volk gebührt, der dafür sorgen muß, daß 'nur bei Leibe nicht uns Deutschen etwas von der leichter fassenden, beweglicheren geistigen Grazie der Franzosen, daß ihnen wenig von der soliden Moral zuertheilt wird, um derentwillen wir selbstzufrieden uns so sehr viel besser dünken; — als ob nicht die Menschen hier wie dort eben Menschen blieben trotz aller der schönen, zur Schau getragenen Moralität! — Doch wie gesagt, der Erzengel kennt all' solche nationale Schwächen. Er weiß, daß jenseits der Grenze Kamine, hier Kachelöfen im Gebrauch sind und daß danach schon die Temperatur verschieden, bei welcher ein jedes Geistesproduct an's Tageslicht tritt. Deshalb überlassen die Genossen ihm hierin auch allein die Führung.

Sind nun alle Boten endlich abgefertigt und fortgezogen, so athmen die drei auf und reiben sich vor Vergnügen die Hände. Und das himmlische Orchester spielt noch einmal so schön und noch zweimal so heiter. Aber, ach, — meist ist's eine Täuschung, zu denken daß die Arbeit gethan sei. Kommt da, just wenn die Erdenuhren zum letzten Schlage sich rüsten wollen, einer noch, ein schöner Knabe mit lockigem Haar, tiefdunklen Augen, die irgendwo in den Sternen schweifen und einem edelstolzen Gesichte. Die schlohweißen, goldgesäumten Flügel scheinen ihn allein zu tragen. Seine feinen, nackten Füße berühren die Wolken kaum, da er langsam im Takte heranschwebt.

Das ist der Poetenengel, der allen dichtenden Menschenkindern ihr schmerzlich Sehnen, Talent, Genie, ihren Geistesfunken bringt. Mancher zwar dichtet ohne den allermindesten Funken. Aber, — Du lieber Himmel! — kann denn ein Engel, und noch dazu ein so sehr zerstreuter, kann denn so einer an Alle denken? Es kommt wohl vor, daß ein Dichter, dem er früher

Schätze brachte, dies Jahr leer ausgeht. Nun, dann heißt's eben gut haushalten mit dem Vorrath an gesundem Menschenverstande, den ein Jeder hienieden erhält. So ein kleines Restchen von Geist findet sich auch wohl noch im Winkel. Und der Ruhm, den ältere Gaben reichlich erzeugten, bleibt bestehen; und der Name, den sie vielgenannt machten, wird gefeiert, ob auch seit dem einen Phönix recht wässerige, gewöhnliche Entlein dem verehrten Hirne entschlüpft sind. — Manchmal geht's auch umgekehrt. Der Engel gewährt zuerst nur ein kleines, schwaches Fünkchen im hastigen Vorübereilen. Aber in einem der folgenden Jahre fällt es ihm ein, gerade demselben armen, einsamen, jungen Dichter seinen reichsten Schatz zu spenden. Dieser schreibt nun, was einem Anderen Ruhm und Lorbeer erworben hätte. Doch es ist zu spät. Er ist ja längst classirt, beurtheilt und — verurtheilt worden. —

Nun geschah es einmal, — es ist so lange noch nicht her, — daß der schöne Poetenengel in der Neujahrsmitternachtsstunde sich wieder verspätete, mehr als je früher.

„Immer bist Du der Allerletzte!“ zürnte Raphael, da er ihn kommen sah.

„Gieb her, was Du hast,“ rief Gabriel und streckte den langen Arm nach dem Sack aus, der recht wohl gefüllt war.

Sanct Michael überflog mit dem Blick, so schnell er's nur konnte, die einzelnen Päckchen und schüttelte den Kopf dazu: „Wieder Alles verkehrt! Kannst Du denn niemals Methode lernen? Das da gehört ja nach England, dies nach Italien, und jenes andere . . . Das willst Du doch nicht den Franzosen bringen? — So, nun ist's besser geordnet, nun geh nur, 's ist höchste Zeit. Aber nächstes Jahr, daß Du's Dir nur merkst, erwarten wir Dich zur rechten Stunde und mit richtig sortirten Sachen.“

„Ich will's versuchen,“ murmelte der schöne Engel und neigte das Haupt vor den strengen Worten, daß ihm seine langen, schwarzbraunen Locken bis auf die Augen niederfielen, ja bis auf die heiß errötheten Wangen. Mit dem letzten Mitternachtsschlage stieg er die gläserne Treppe hinabwärts.

Und Michael, der noch eben so herb und so tadelnd gescholten, lächelte wie eine zärtliche Mutter, wenn ihr Lieblingskind von ihr geht. „Er ist doch der Beste von Allen. Was werden nur die Menschen sagen, wenn sie erst sehen, was für Gaben er ihnen bringt!“

Jener aber, so empfindsam und so leicht verletzlich, wie es ja auch die ihm Schutzbefohlenen sind, das genus irritabile poetarum, flüchtete auf seinen lautlosen Sohlen aus dem Angesichte der Himmelswächter, und da er drunten angelangt, breitete er seine Schwingen aus zum eiligen Flug über Länder und Meere. Weil ihm aber bei St. Michaels scharfen Worten eine Thräne ins Auge gekommen, sah er nicht recht, wohin er sich wandte, flog viel zu tief, der Erde zu nahe, stieß mit dem gabengefüllten Sack an eine hochragende Kirchthurmspitze, der Sack zerriß, und mit blitzendem Gefunkel, wie ein Sternschnuppenfall stürzten alle seine Geschenke zu Boden nieder.

Hier unten, auf unserer lieben Erde, war gerade Thauwetter eingetreten.

Da lagen verstreut in dem häßlichen Gerinne der Geist der Dichter und der Denker, ihr Glanz getrübt von geschmolzenem Schnee, von irdischem Schmutz. Mit gerungenen Händen stand der Engel, bleich, verzweifelnd. Eben klang an demselben Kirchthurm, der das Unheil angerichtet, die Glocke aus. Ein Summen, Singen, schwebte nachhallend hin ob den Häusern. Mit seinen Engelsaugen sah er, was kein Mensch erkannt haben würde, wie die crystallene lichte Treppe zum Himmel hinaufschwand, Stufe um Stufe sich zurückzog, während die drei Erzengel Hand in Hand zur Höhe kehrten. — Was nun? ihnen folgen? eingestehen was ihm geschehen? wieder ihren Tadel hören, sich sagen lassen, — und das mit Recht! — daß er seine Schützlinge, des himmlischen Herrschers liebste Kinder geschädigt habe, sie auf ein Jahr, ein ganzes Jahr ohne Lichtfunken gelassen, ohne Geist, gemeinen Trieben, gemeinen Träumen hingegeben? Nein, nein, unmöglich! Er durfte es nicht. Er war dazu eingesetzt und bestallt den Menschen die Poesie zu bringen. Waltete er so schlecht seines Amtes, so würden die himmlischen Gerichte, — wer weiß, — einen Anderen für ihn ernennen, ihn seiner Würde und Ehre entkleiden, als unbefähigt, so hohe Aufgaben zu erfüllen. Und dann, und dann . . . Seiner goldenen Schwingen beraubt, im Troß unter Anderen, einer von Vielen, sollte er alltägliche Güter gleichmäßig, regelrecht vertheilen, nach Rang und nach Würden, wie's seine Vorgesetzten ihn hießen? Er konnte es nicht, er wollte es nicht! Und zusehen, wie vielleicht ein Anderer an seiner Statt die höchsten Geschenke Anderen darbot, seine Lieblinge leer ausgehen ließ? . . .

Der schöne Engel scheuchte rasch die quellenden Tropfen von seinen Wimpern. Er hob den Kopf hoch und warf einen Blick hinauf zum Himmel, halb Trotz, halb Bitte. Dann breitete er seine Flügel weit, daß die droben nicht sehen sollten, wie er schaudernd, mit vor Ekel zitternden Fingern seine ausgeschütteten Gaben aus dem Schlamm und Schmutze auflas.

Doch sie alle zu vertheilen, versagte der Muth ihm. Kaum die Hälfte, — so schämte er sich seines Thuns, — ließ er hinieden und trug den Rest zurück zum Himmel, zu versuchen, ob es ihm nicht gelingen könne durch fleißige Arbeit, durch eifriges Putzen seinen Schätzen die ursprüngliche, glänzende Reinheit wiederzugeben.

„Du kehrst spät und gingst weit," so sagten die Erzengel, da er heimkam, „an Deinen Kleidern klebt schwärzliche Erde. Armer Freund, ruhe, ruhe Dich aus, daß Du den Menschen zum nächsten Jahre wieder so holde Gaben spendest, sie zu trösten, zu erheben, über ihr Menschenleid und Loos."

Er aber schlüpfte ohne Antwort, ohne die Augen aufzuschlagen, vorüber an dem goldenen Throne, um dessen Stufen die Drei standen.

Und das Jahr rollte seinen runden Kreislauf, Mond um Mond. —

In der folgenden Neujahrsnacht kam der schöne Poetenengel pünktlich wie nie und zugleich mit allen Anderen. Gabriel that seinen Sack auf. Es strömte ihm eine Luft entgegen, daß er zurückwich. —„ Was ist denn das?"

„Das ist der Erdgeruch," sprach der Engel, „das Neuste, was ich den

Menschen bringe. Hat doch Michael immer schon mich gedankenlos gescholten, weil ich wenig wählte und suchte, wohin ich meine Gaben trug. Diesmal dachte ich's besser zu ordnen. Zu jedem Himmelsfunken band ich ein Erdenstäubchen, echt, natürlich, da gehoben, da entstammt, wo der Dichter wohnt."

Raphael wollte das neue Product prüfend noch genauer betrachten. Aber Michael, immer ernst und immer beschäftigt, winkte seinem Liebling Gewährung. — „Laßt ihn nur," sprach er zu den Genossen, „er weiß, was er thut, er bringt jedem Gutes. Wir wollen das eine Mal ihn nicht tadeln, wo er rechtzeitig kam, wie wir's wünschen."

So stieg er denn in der Schaar der Gabenträger zu unserem Erdenball hernieder. Aber ihm war nicht leicht wie jenen und fröhlich zu Muthe. Denn er hatte den hehren Hütern die Wahrheit verborgen. Nicht freie Wahl war's was ihn seine Geisteslichter mit irdischem Schlamm beschweren ließ. Er hatte sich genug gemüht sie reinzuwaschen. Doch wenn er schon meinte sie wieder ganz blank gescheuert zu haben und sie froh in seinen Sack that, so trübten die Schmutzspuren, welche noch in demselben haften geblieben, sie wieder neu. Also konnte er nicht anders, die verdorbenen Himmelsgaben mußte er, wie sie einmal waren, den Menschen austheilen.

Und wieder rollte geruhig ein Jahr seinen Kreislauf ab.

„Wie ist mir denn," sprach Gabriel, der Begrüßende lächelnd, da er in der Neujahrsnacht abermals mitten unter der Schaar der Engel den goldbeschwingten Poetenbeschützer herankommen sah, „täusche ich mich nicht, bist Du's denn wirklich? Sag', wie ist Dir die Natur verändert worden, daß Du Pünktlichkeit gelernt hast, Methode, Ordnung, Alles was wir an Dir vermißten?"

„Versprach ich denn nicht, mich zu bessern?" versetzte leise der Gefragte. Er sah nicht auf dazu. Seine Augen standen voll Thränen. Seine Wangen brannten vor Scham.

Raphael hatte den Sack schon geöffnet. „Wieder der Erdgeruch," sagte er hustend und bog den Kopf zurück und hielt sich das feine Engelsnäslein zu. So sah er denn nicht, was für wunderliche Sachen da zusammengepackt lagen: Geist für Aerzte und Chirurgen, tastende Untersuchungsfreude, Verstand für Kaufleute, für Polizisten, für Krämer, Handwerker.

Weil der Kummer und Gram um seine geschändeten Geistesfunken dem Poetenengel die Schwingen gelähmt, also daß er nichts zu schaffen vermochte, hatte er, um das Fehlende zu ergänzen, von den anderen himmlischen Boten sich ausgeborgt, was jeder gerade entbehren konnte.

Und da er die gläserne Treppe hinabstieg, den Sack auf dem Rücken, der viel zu schwer war für seine zarten Schultern, da blickten ihm die drei Erzengel nach.

„Ich weiß 'nicht," sagte Raphael, „seit er vernünftig geworden ist, pünktlich, regelrecht, wie wir es wünschten, gefällt er mir nimmer. Fast will

mich's bedünken, als sei er nun derselbe wie Alle und habe nichts mehr voraus vor den Anderen."

„Wie schwer er dahinkeucht," sprach Gabriel mit Seufzen; „seht nur, von seinen schönen Schwingen scheint das Gold halb abgefallen, seine Füße haften am Boden und der Saum seines weißen Gewandes ist kothbespritzt."

Michael aber gab keine Antwort.

Die Erzengel halten scharfe Aufsicht, ob ihre Untergebenen genau das ausführen, was sie befohlen. Und wenn sie auf den Poetenengel etwas weniger Obacht geben, so ist's, weil sie seine himmlische Art der ihren so nah, so anverwandt glauben, daß sie vermeinen durch seine Vermittelung könne hinieden nichts angeregt werden, als was auch ihnen genehm und recht sei. Nun geschah es aber damals, daß Michael, der Menschenkenner einen häßlichen neuen Zug an manchem Erdenkinde bemerkte. Die Drei besprachen sich traurig darüber, wie es möglich, daß so gährende Gifttropfen heimlich den Erdenbewohnern in's Blut gedrungen, ohne daß ihrer einer drum wußte.

Raphael, der Sanfte klagte und vergoß Thränen. Gabriel, der Fromme, wandte verachtend sich ab von der Erde, wie sie abfiel von Treu und von Glauben. Aber Michael, der Held, der hier unten Meistgeehrte, stand gestützt auf seinen Speer und schaute und schaute und dachte und dachte.

Die armen Menschenkinder gingen gebückten Hauptes dahin und unfroh. Die Jungen lachten über die Alten, die noch Ideale besaßen, für Ideen kämpfen wollten. Die Volksbeglücker hielten Reden, auf daß man von ihnen viel reden sollte. Die Maler vergaßen der Farbenfreude, sie malten graue, nebelblasse, häßlich krankhafte Gestalten, eine lichtlos kalte Welt. Die Bildner entweihten den edlen Marmor, der ihnen geliehen war, Götter zu schaffen, indem sie bunt geflickte Lumpen, gestricktes Armengewand daraus machten. So Einer ein Verbrechen begangen, meinten die schwächlich weichherzigen Richter achselzuckend, er handle eben nach seiner Art, sein Vater sei wohl ein Spieler gewesen, der Großvater ein Trinker; da liege es ihm so im Blut, er müsse morden. — Aber nicht nur, um streng zu strafen hatten sie den Muth verloren — noch mehr um zu lieben. Der Jüngling fand, seine Leidenschaft sei nur eine Wallung des Blutes, die durch ein niederschlagendes Pulver vergehen werde, wie Alles im Leben. Um gerade dieses, dieses Mädchen zu erringen, sollte er Kämpfe und Entbehrungen auf sich nehmen? Dazu spürte er wenig Lust. Eine andere würde es wohl auch thun, die ihm mehr Geld, bessere Connexionen zubrachte. Und überhaupt, — sei's denn wünschenswerth, daß noch mehr, immer mehr dieser armen, kranken, nur zum Sterben geborenen Menschlein ungefragt in die Welt gesetzt würden? Er zum Mindesten wolle nicht die Verantwortung, brauche die Sorge nicht auf sich zu nehmen. Er habe schon mit sich allein genug zu thun. Praktischer blieb es und bequemer nur an sein eigenes Behagen zu denken. —

Und Michaels Stirn umwölkte sich strenger, und seine Augen sandten

Blitze, feurig, sengend, Alles durchbohrend. Und er sah nicht nur, was die Menschen thaten, er sah was sie planten, was sie dachten, und — was sie lasen.

Da wußte er's mit einem Male, wie nun schon seit Jahren die Dichter geschrieben.

Die Erzengel nämlich im Himmel droben gehen noch weit schneller und summarischer zu Werke, als je ein Kritiker hier auf Erden. Ein Blick — und sie kennen Inhalt und Tendenz von Allem, was nur auf der Leipziger Messe vertrieben wird. Ein Neigen des Ohres, — und sie wissen, welchen Einfluß die Bücher haben, vernehmen es, was gesprochen wird aller Orten.

Zwei Männer trafen sich auf der Straße einer großen Stadt, eben in dem Augenblicke, da Michael mit seinen Genossen hinunterschaute. Der eine blutjung, der andere älter, aufrecht, ernst, mit tiefliegenden Augen, grau-gesprenkeltem langen Barte, ein Dichter- und Denkerantlitz. Und der junge, ein rechtes geschniegeltes Modepüppchen, lächelte begrüßend, streckte zwei kühle Finger herablassend aus.

„Nun, mein Lieber, wie ich höre, haben Sie wieder ein Buch verfaßt? Ich las es zwar noch nicht, — lese niemals, was Andere schreiben, höchst überflüssig. — Aber ich fürchte, es werden's auch sonst nicht viele lesen, wenn es wieder so vieux jeu ist, wie Ihr letztes."

„Leider," murmelt jener. „Wüßte ich nur, wie ich anders schaffen könnte! Ich gab mein Bestes, die Menschen zu erfreuen und heben."

„Das ist es eben," lacht der bartlose Gesell, „man merkt's Ihnen an, Sie schreiben zu Ihrem eigenen Vergnügen, wie zu dem der Anderen."

Der ernste Mann schaut staunend auf: „Und — was sollte ich sonst thun? was thun denn Sie?"

„Ich! Nun, das ist denn doch etwas anderes. Daß ich zum Vergnügen der Menschen schreibe, das hat wohl Niemand noch von mir gedacht. Den Meisten schaudert es, wenn sie mich lesen. Und es ist auch eine schauderhafte Arbeit, sage ich Ihnen, so viel Details, soviel widerwärtige Thatsächlichkeiten zusammen zu klauben."

„Aber — was ist Ihr Zweck bei der Arbeit? Ihre Absicht?"

„Mein Zweck?" er zuckt die Achseln, „Lieber, ich will das Leben darstellen wie's ist."

„Wozu, wozu! Das Leben, wie's ist, mit seinen Kleinlichkeiten, seinem einförmig gleichen Tagwerk, der gemeinen Nothdurft des menschlichen Leibes an Speis und an Trank, kennt jeder selbst, lebt jeder täglich. Das schwarz auf weiß gedruckt zu lesen, kann einen Menschen nicht bessern noch ändern. Jene, die Büchernahrung begehren, thun es, wie mich dünken sollte, sich zu zerstreuen: durch Thränen, durch Grauen vielleicht, am liebsten durch echtes, herzbefreiendes Lachen über ihre Alltagsmisere sich fortheben zu lassen."

„Schon möglich. Aber was kümmert das mich? Sie sehen es ja, ich habe Erfolg. Meine Bücher werden gelesen. Und was noch weit mehr ist —

sie werden gekauft. Darum schreibe ich so, photographisch, wie es Mode ist heutzutage." —

Dieses Gespräch vernahmen die Erzengel droben, die hehren Drei, wo sie standen zu Füßen des Thrones. Und sie tauschten einen Blick nur.

„Wie es Mode, heutzutage!" sagte Raphael.

„Woher kommt denn solche Mode, wie können Gedanken drunten entstehen, die wir nicht durchließen, nicht prüften!" rief Gabriel zornig.

Und Michael senkte schmerzlich seufzend sein stolzes Haupt. „Er hat uns betrogen," sagte er leise, „er unser Aller Stolz und Liebling. Er hat seine reinen Himmelsfunken in den Schmutz der Erde fallen lassen." —

Es ward ein großes Gericht berufen unter den Engeln. Alle jene, die der Menschen Denken und Hoffen zu lenken haben, kamen zusammen. Die geflügelt leichten Knaben, welche Liebessehnen wecken; die stolzen Gesellen, die Ehrfurcht und Herrschbegier erregen; die stillen Gestalten, die des Wissens kostbare Schätze geheimnißvoll hüten; die Schützer des Glaubens, die Bringer der Freude, die Boten menschenbefreienden Fortschritts, sie Alle, Alle nahten in Scharen, ordneten sich nach ihrem Wesen, gleich zu gleich, und standen in weiten, weiten Kreisen, feierlich still. Auf allen Gesichtern lag es wie Trauer und über die weißen Himmelsgewänder war ein grauer Schleier gebreitet, schwer und trüb.

Da nahte der Poetenengel, der schönste von allen, der Vielgeliebte. Sie gaben ihm Platz, sie ließen ihn durch. Als er zu Füßen des Thrones gelangt war, auf dessen unterster goldener Stufe die drei Erzengel Wache hielten, da mußte er die geblendeten Augen niedersenken. Er fiel auf die Knie und hob seine gefalteten Hände flehend, wortlos.

Es herrschte Schweigen im weiten Kreise.

Und Michael schwang sein Schwert, daß es blitzte, in feurigem Strahlenrund rings um sein Haupt. Er war der Ankläger. Zornig zählte er die Sünden des Frevlers her: „Wir trauten ihm, er hat uns betrogen, hat sein hohes Amt gemißbraucht. Gesandt eine Ahnung von unserem Himmel den Erdbewohnern hinabzutragen, bestallt die Beschwerten aufzurichten, die im Finsteren Wandelnden auf leichten Schwingen göttlicher Phantasie zu heben in das Reich des Lichts, hat er die goldenen Himmelsfunken gegen gemeinen Staub vertauscht, verderbt, entweiht. Und das Saatkorn, das seiner Dichtkunst Samen in die Menschengemüther gepflanzt, das schoß auf in wilden Halmen. Er hat der Jugend die Träume genommen, dem Alter den Frieden, der Liebe das Glück. Herr, so Du gerecht bist, wirst Du ihn strafen, seines Amtes ihn entkleiden, daß er verbannt den Himmel meide."

„Hinab, hinab, er sei verstoßen!" tönte es im dumpfen Chor.

Der Engel beugte sein Haupt immer tiefer. Glühende Tropfen brennender Thränen quollen ihm aus seinen schönen Augen. Und keiner trat, von Allen die zugegen waren, an seine Seite, seine Vertheidigung zu führen.

„Verzeihung," stöhnte er; „ich habe gesündigt, ich weiß es wohl. Da ich verwirrt von Eurem Tadel, beschämt, gekränkt hinabwärts schwebte, ist

mir mein guter Sack zerrißen, die Poesie in den Staub gefallen. Kann ich dafür, daß ich so betrübt war? Daß mir das Herz zu Freud und Schmerzen leicht bewegt wird? daß ich über dem heißen Empfinden alles Andere vergesse? Ihr machtet mich so, Ihr Himmelsmächte; Ihr gabt mir mein Amt, um dieses meines Wesens willen; verstoßt mich nun nicht, weil ich bin, den Ihr erschaffen, aller Erdpoeten Urbild."

„Und gehört es zu der Dichter Sein und Wesen, daß sie lügen?" entgegnet Raphael ihm mit Zürnen. „Trogst Du uns nicht, als Du hinabstiegst und häßliche, irdische Triebe vertheiltest, anstatt der idealen, reinen?"

„Ja," spricht der Engel; „wir trügen uns selbst, wie wir Andere täuschen. Jene Schreibenden dort unten glauben die lautere Wahrheit zu zeigen, indem sie einzig das Unschöne schildern. Und sie wissen es doch und sie sehen es täglich, daß Welt und Leben vielfältig sind, nicht immer im Schmutze untergehen. Wir wollen das Gute, wir Alle, Alle, wollen es so heiß, so innig, glauben daran mit festem Vertrauen, auch im Schlamm, auch durch alles Schlechte, am meisten, wo wir am verderblichsten wirken. Wißt Ihr's denn nicht, Ihr Allesschauenden, wie ich mich mühte, wie ich strebte, die Himmelslichtfunken von dem irdischen Rost zu säubern? Der Rost kam wieder, immer wieder. Und da ich zagend die also mißgefärbte Waare den Menschen hinabtrug, befürchtend sie würden mich schmähen wie Ihr's thut, da — da gefiel sie ihnen gut. Sie erkannten sich selber im Spiegel der Dichtung. Und sie verstanden diese neue, menschliche, gemeine Sprache besser, weit besser denn jene feierlich classische, die man hier oben loben würde. Ich soll die Staubgeborenen, so sprecht Ihr, beglücken, hinwegtäuschen über ihr tägliches Leid? Gelingt mir das eher mit Erdenklängen, als mit den reinsten Sphärentönen, wie dürft Ihr mich strafen, so mir's nur gelingt!"

So vertheidigte sich der Verklagte. Und alle Engel und die Erzengel schauten erwartend hinauf zu der Wolke ob dem Throne, zu der unsichtbaren, höchsten, alllenkenden Macht, der sie sämmtlich unterthan waren.

Da wuchs dem holden Poetenengel aus dem Schweigen rasch wieder der Muth. Von seinen Augen, die eben noch voll Thränen standen, ging ein schelmisch Leuchten aus. Um seine Lippen zuckte es wie Lächeln. „Du, Michael," rief er, „Gestrengster der Strengen, bitt' Du für mich! In all' meinem Gram blieb Dich nicht zu kränken immer mein Streben. Ich trug von meiner befleckten Waare das Beste, das Glänzendste, gegen Westen, trug davon gen Osten und mehr noch zum eisigen Norden hinauf. Aber in das Reich der Mitte, in dem sie sich nach Deinem Namen benennen, brachte ich nichts. In all' dieser Zeit mußten sie sich mit dem Abfall behelfen, von der Nachahmung dessen zehren, was ich Anderen, den Nachbarn gegönnt. Sie, die das Volk der Dichter einst hießen, haben nun in so manchem Jahre nicht einen, einen Himmelsfunken neu von mir erhalten. Michael, so dachte ich Dein!"

„Er dachte Deiner!" ruft die Menge, die leicht bewegliche, die immer dem zuletzt laut Redenden Recht giebt, ob er Ankläger sei oder Sünder, —

„er hat dem braven Volk der Mitte auch nicht den kleinsten, eigenen, neuen Geistesfunken spenden wollen. Michael, bitt' Du für ihn!"

Und der Erzengel steht im Zweifel: „Herr, entscheide! Ist sein Frevel darum minder, weil er meinem Herzensvolke nur mittelbar schadet? Soll die Poesie auf Erden so irdisch bleiben? Darf ferner seines Amtes walten, wer das Himmelslicht in den Staub warf?"

„Gieb Antwort, Herr!" — und: — „Gnade, o Gnade!" so tönt es im Kreis.

Die goldene Wolke ob dem Throne leuchtet still. Ein Schweigen lagert über Allen, Cherubim und Seraphim. Der Poetenengel preßt seine Stirn an die kalte Stufe zu Michaels Füßen. Und alle Liebe und alles Leid, die je Menschen fühlten, die Dichter je sangen, schwellt ihm das Herz.

Da tönt es von droben in hehren Klängen, in wundersamen Harmonien. Und der Urtheilsspruch wird verkündet von einer unsichtbaren Stimme:

„Die Poesie, die gottgeborne, kann keine irdische Beimischung schänden. Wenn sie eine Zeit verderbt schien, immer wieder und immer wieder leuchtet ihr Licht durch Staub und Schlacken, unverlöschbar. Darum geduldet Euch. Um eine kleine, kleine Weile wird er neue Lichtstrahlen hinuntertragen, helle, welterfreuende, reine. Der eingesetzt ward sein Amt zu versehen, soll es nimmer und nimmer verlieren."

„Hallelujah, der Herr hat entschieden!" sangen die Chöre; „der eingesetzt ward zu hohem Amte, soll es verwalten für und für."

So war der Gerichtstag im Himmel beendet.

* * *

Da sich also die lieben Engelein droben gedulden müssen, bis der Rost, von den Himmelsfunken abgescheuert, die Poesie wieder rein leuchten läßt, was sollten wir armen Menschenkinder wohl Anderes thun? — Wir folgen ihnen und warten es ab. —





Im Volksgarten.

Von

Hermann Sudermann.

— Berlin. —

Tagüber sank ein Regen fein und prickelnd
Zur Erde nieder. Nun am Abend klärte
Der Himmel sich und wieder schien die Sonne,
Sich langsam aus den Wolkentüchern wickelnd.
Es war der Sabbathgruß, den sie gewährte.
Und siehe! Lenzeslust und Maienwonne,
Die sich verkrochen in des Tages Trauer,
Erfüllten neu die Welt mit süßem Schauer.

Da ward auch ich des Grillenfanges satt
Und einsam, wie gewöhnlich, zog ich aus,
Um Frieden und Erquickung mir zu suchen.
In unsrer alten Philosophenstadt,
Dicht an dem düstern Festungswalle drauß,
Kenn ich den allerschönsten Ort: Weißbuchen
Und junge Birken, schlank und zart, Spiräen
Und Flieder hold darein gemischt, ergrünen
Im Thale dort zu lieblichster Gemeine,
Dieweil vom Berg, umschwärmt von grauen Krähen,
Wachsam ein Aar, gehaun aus düsterm Steine,
Hinausschaut zu des Meeres fernen Dünen.

Dort rast ich gern, wiewohl in unsrer Fama
Sich Gunst mit Abschen ob des Ortes streitet;
Das stille Thal, des Berges grüne Stufen,
Sie schauten, sagt man, schon manch rohes Drama,
Und junge Damen, sind sie unbegleitet,
Geh'n rasch vorbei. Es ist der Ort verrufen.

Was scheert es mich? Blick um Dich trunk'nes Auge
Und schau, wie leis mit seinen goldnen Flügeln
Der Sonnenstrahl sich senkt ob Thal und Hügeln.
Damit die Seele seinen Abglanz sauge,
Schau, wie er jedes Blättlein taubefeuchtet,
Mit seinem Schimmer zauberisch durchleuchtet,
Und wie die Knospen, die noch harren müssen,
Sich schaudernd dehnen unter seinen Küssen.
Komm Sabbathruhe, daß ich dich gewinne,
Laß' dich mit Lenzesandacht eng verschwistert
In meine räthselvolle Seele nieder;
Du, Nachtigall, sing' leiser deine Lieder,
Leis' wie der Wind, der rings im Laube flüstert,
Dieweil ich meine stillen Träume spinne.

Da plötzlich — was ist das? Welch wüstes Brüllen
Von rauhen, heisern Stimmen füllt die Luft,
Als hätt' der Lenz das wilde Heer entzügelt!
Und näher kommt's und näher! Noch verhüllen
Es mir die Zweige, doch wie Branntweinduft
Dringt's schon heran. Da horch! Nun wird geprügelt,
Man jauchzt und kreischt, miaut und bellt und wimmert!
Und wiederum Gesang: Ein Zotenlied,
So schmutzig, wie's die Gasse je vernommen!
Nun kommen sie! Her durch die Zweige schimmert
Ein Pöbelhauf, wie man ihn allzeit flieht,
Unreife Bursche noch, doch ganz verkommen,
Verlottert schon an Leib und Seele. Grauen
Erfaßte mich. Ich sprang empor und wollte
Valet nun sagen dem geliebten Orte,
Doch nahn sie jetzt, und wie sie mich erschauen,
Da stehn sie still vor mir, und sieh! es rollte
Wie Rinnsteinfluth ein Schwall unfläth'ger Worte,
Halb Scherz, halb Hohn, doch ekelhaft zumal,
Ob meinem Haupte hin. Da fiel mir ein:
„Sind das Geschöpfe, die ich Brüder nannte?
„Wohnt auch in ihnen gleiche Lust und Qual
„Wie sie Natur in meinen Busen bannte?
„Was ist's, das mir mit jenen noch gemein?“

Ich fragte mich und wußt' es nicht zu sagen.
Und einer nahte mir, als wollt' er schlagen;
Ich sah ihm ernst in's Auge und — erschrak.
Denn in dem Blick, der lodernd auf mir lag,
Da glomm ein Glanz gottsel'ger Trunkenheit
Von jener Flamme, die in Lenzestagen
So heiß, so sehnsuchtsreich in uns erglüht,
Und in dem Drang nach Glück, nach kühnem Wagen
Wie Opferfeuer aus dem Aug' uns sprüht.

Ich schämte mich, denn pharisäerhaft
Erschien ich mir, und still ging ich von hinnen,
Das Haupt gesenkt. Mein Denken war erschlafft
Und neuen Muth sucht' ich zu neuem Sinnen.

Da ward mein Auge aufgethan: Ich schaute
Die jungen Bursche, denen ich begegnet,
Dereinst auf ihrem Todtenbette liegen,
Den Einen, dem vor Arbeit nimmer graute,
Und der verstanden, selbst sich obzusiegen,
Wenn arm zwar, doch von Weib und Kind gesegnet,
Die weinend um sein Schmerzenslager stehn
Und nun noch seinen Segen sich erflehn;
Den Andern, der im Ringen unterlegen
Und nichts wie Laster auf des Lebens Wegen
Sich eingeheimst, und der — mich packt ein Grau'n,
Den alten Fluch getreulich zu vererben
Dereinst in Schmach geboren hinter'm Zaun,
Auch hinter'm Zaune jetzt in Schmach muß sterben.

In Beider Aug' welch' überirdisch Glänzen!
Wie Wiederschein von lang verschollnen Lenzen?
Vielleicht, daß mit dem Nachtigallenlied,
Mit Blumenduft und Sonnenschein im Bunde
Erinnerung an diese Sabbathstunde
Durch ihre sterbensmüde Seele zieht!

Sie ahnen nichts mehr von dem Schmutz, der Rohheit,
Dem wilden Drang, der sich in Unflath kühlte,
Der jenen Wand'rer frech mit Hohn begossen;
Was sie erlebt, das glänzt in lichter Hoheit
Als Traum des Glücks, von Sternenglanz umflossen,
Bis Alles dann die Noth von hinnen spülte.
Sie waren jung noch, wild in Sinn und Mienen.
Und ach! der Lenz sprach gar zu heiß mit ihnen.

Ja wohl, so ist's! Zu einem Jeden spricht
Der Lenz in seiner Sprache, die verständlich
Ihm klingt und die er kennt von Kindheit Beinen,
Und nur wir Andern, wir versteh'n sie nicht,
Sonst wüßten wir sehr wohl: Das, was unendlich
Uns Menschen trennt, das gerade müßt' uns einen.

Wann wird der Frühling durch die Lande geh'n,
In dem die alten eis'gen Schranken brechen,
In dem die Seelen eine Sprache sprechen
Und alle Menschenbrüder sich versteh'n?





Die dramatische Behandlung des Wallensteinstoffes vor Schiller.

Von

Georg Irmer.

— Hannover. —

Je eifriger und gewissenhafter man in der letzten Zeit den historischen Boden durchmißt, auf dem die tragische Gestalt des Friedländers sich erhebt, und je mehr man aus diesen Forschungen die einsame Größe dieses eigenartigen Mannes zu würdigen gelernt hat, der bei allen Mängeln eines herrsch- und rachsüchtigen Charakters seine historische Umgebung noch um Hauptеslänge überragt, desto mehr wird in weiteren Kreisen die Thatsache interessiren, daß es keinen geschichtlichen Stoff giebt, der so frühzeitig und so oft der Gegenstand dramatischer Behandlung geworden ist, wie die Geschichte Wallensteins. Dabei kann es nicht zweifelhaft sein, daß gerade die dramatische Dichtung Schillers es war, welche die deutsche Geschichtsforschung erst zu neuem Schaffen auf dem Gebiete der Wallensteinfrage angeregt hat; und ebenso wenig läßt es sich leugnen, daß in jenem Meisterwerke deutscher Dichtung das Bild Wallensteins weit wahrheitsgetreuer getroffen ist, als in irgend einer Biographie der Geschichtsschreiber vor Schiller. Es war die Divinationsgabe eines echten Dichters, die hier unbewußt — man vergleiche dagegen die Schilderung Wallensteins in Schillers „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" — in großen Zügen nahezu das Richtige traf, und ein nachträglicher Dank der Poesie für den Mann, der mitten im Triebwerk ränkevoller Politik und unter dem Kriegslärm der Waffen den Sinn für bildende Kunst, für die Wissenschaften und selbst — für die Poesie sich zu bewahren gewußt hatte. Als unter Anderen nach der Blutnacht in Eger auch Wallensteins Kanzler von Elz in Untersuchung gerieth, sagte er in seinem Zeugenverhöre, wie es noch heute im Burgarchiv zu Wien aufbewahrt wird, aus, daß Wallenstein an seine in Sagan zu gründende Universität die hervor-

ragendsten Gelehrten seiner Zeit ohne Unterschied der Religion hatte berufen wollen, so Voppius von Aizema und Goldast; kein Geringerer als Hugo Grotius sollte dort Geschichte lehren, und für den Lehrstuhl der Poesie war — Martin Opitz von Boberfeld bestimmt. Allen diesen großartigen Plänen, die, auf dem Boden der kirchlichen Toleranz erwachsen, für die Entwickelung deutscher Wissenschaft von höchster Bedeutung gewesen sein würden, machte die Katastrophe von Eger mit einem Schlage ein Ende. Welche ungehemmte Entwickelung würde Böhmen unter diesem organisatorischen Genie ersten Ranges genommen haben!

Erst jüngst ging wieder durch die größeren Tagesblätter die Notiz, daß schon zu Lebzeiten Wallensteins seine Thaten in einem Drama dem Publikum vorgeführt worden seien; es wurde als Jahr 1634 und der Ort der Aufführung Madrid genannt. Die Thatsache ist ohne Zweifel richtig, nur ist hinzuzufügen, daß die Persönlichkeit des Friedländers bereits einige Jahre früher in Deutschland selbst dramatisch bearbeitet worden war. Die älteste dramatische Dichtung, welche sich mit Wallenstein beschäftigt, ist ein „Komödien-Spiel“ von Philalethes Parrhasiastes (Bartholomäus Anhorn), welches bereits im Jahre 1631 lateinisch im Druck erschien und die Befreiung Pommerns von Lastlev (Wallenstein) darstellte. Zwei Jahre später, im Jahre 1633, erschien eine zweite dramatische Behandlung desselben Stoffes von dem Professor der Theologie am Gymnasium zu Stettin Dr. Johann Micraelius (geb. 1597 in Köslin, gest. 1658 zu Stettin) unter dem Titel: „Agathander pro Sebasta vincens et cum virtutibus triumphans, Pomeridos et Partheniae continuatio“. „Ein new Poetisch Spiel von dem siegreichen Helden Agathander (König Gustav Adolf von Schweden), welcher um der bedrängten Sebastiä und anderer allemannischer Nymphen willen wider die beyden Wütriche den Contill (General Tilly) und den Lastleven (Wallenstein) herrlich sieget und mit der himmlischen Eusebia und andern Tugend-Frawen im Lande der Lebendigen triumphiret, angestellt im Wintermond des dritten Jahres nach der Befreiung Pomeris“. Beide Stücke behandeln von protestantischem Standpunkte aus nur eine einzelne Episode aus dem Leben Wallensteins, die Besetzung der deutschen Küste an der Ostsee und die Verjagung des kaiserlichen Heeres durch den König von Schweden; sie sind ganz in dem schwülstigen, tendenziösen Stile geschrieben, der die zahlreiche Flugschriftenliteratur jener bewegten Zeit auszeichnet.

Mehr biographisch und umfassender muß jenes Drama gewesen sein, welches im Jahre 1634 in Madrid unter dem Titel „Von des Generals Friedländer Komödie“ aufgeführt worden ist. Im Jahre 1630 entschloß sich der Kammerrath des Herzogs von Württemberg Hieronymus Welsch zu einer Reise durch die Länder Europas und nach Jerusalem, welche 11 Jahre währte, und deren Beschreibung im Jahre 1659 zu Nürnberg im Druck erschienen ist. Welsch hielt sich im Sommer des Jahres 1634 in Madrid auf, besuchte alle Sehenswürdigkeiten der spanischen Hauptstadt und versäumte

es auch nicht, den Stiergefechten und den Theatern beizuwohnen. „Es pflegen auch die spanischen Herren,“ erzählte er bei dieser Gelegenheit, „ihre Zeit mehrmaln mit Spielen, und oftermals umb viel und großes Geld, hinzutreiben; insonderheit aber werden täglich schöne Komödien gehalten, die man umb ein geringes Geld kann zu sehen bekommen. Zu derselbigen Zeit hat es sich begeben, daß an einem Donnerstag man in einer solchen Komödie des kaiserlichen Generals von Friedland und Wallenstein heroische Thaten nach dem böhmischen Krieg und Union-Wesen, item seine Erlassung uf eine Zeit lang und dann die Wiederantretung des kaiserlichen Generalats, auch daß hierdurch die schwedische Macht gedämpfet und vernichtet worden, agirt, und also darbei seine Person und heroische Kriegsactiones viel mehr, als in der Wahrheit es jemals gewesen, erhebt, groß gemacht und also belobt, daß Männiglichen in der ganzen Stadt darvon zu sagen wußte. Es sein aber am folgenden Sonnabend mit der ordinari Post von Wien nachvermelte Avisen einkommen, nemblichen: Nachdem der Herzog von Friedland bei der römisch kaiserlichen Majestät, sonderlichen von der hispanischen Botschaft, für verdächtig angebracht und verklagt worden, er auch mit seinem untergebenen officiern eine nachdenkliche Bündniß getroffen und wider kaiserlichen beveldh die Armada in die kaiserliche Erbländer in's Winterquartier gelegt. Darbei es dann sehr schwer und hart hergangen, und Niemand verschont geblieben, daß dahero zwo unterschiedliche kaiserliche Patenta herauskommen, darinnen ermelter Friedland in die Acht erklärt, und denselben niederzuwerfen befohlen worden.“ Es folgt nun die Erzählung von Wallensteins Ermordung am Abende des 15./25. Februar 1634 im Hause der Wittwe Ursula Pachhelbel in Eger, wie sie die offiziellen kaiserlichen Berichte enthalten haben, und am Schluß einige Worte über den Einfluß, den diese Nachricht auf jene Komödie in Madrid gehabt hat: „Umb solcher einkommenen Zeitung willen,“ heißt es, „hat man die obvermelte Komödi von dem General Friedländer (so den folgenden Sonntag wieder gehalten werden sollen) freilichen nicht mehr halten dörfen, sondern es ist sein Lob in die allergrößte Schmach und Verachtung verändert worden.“ Wir haben es hier also bereits mit dem staatlichen Verbot eines Theaterstückes aus politischen Gründen zu thun.

Aber alle diese bisher angeführten dichterischen Arbeiten über Wallenstein können nicht als dramatische Behandlungen des Wallenstein*stoffes* bezeichnet werden, denn ihnen allen fehlte der recht eigentliche Kernpunkt, der Tod Wallensteins, und ohne diesen können theatralische Aufführungen aus dem Leben desselben nichts weiteres als Darstellungen von Bildern aus der Zeitgeschichte gewesen sein, denen der Reiz des tragischen Conflicts gefehlt hat. Wohl aber ist es möglich, daß gerade jenes Madrider Schauspiel mit seiner nach der Katastrophe in Eger für die spanisch-katholischen Kreise unangenehmen Verherrlichung Wallensteins einem katholischen Dichter die Anregung zur dramatischen Bearbeitung des tragischen Endes des Friedländers gegeben hat. Es war dies Nicolaus de Vernulz (v. Vernulaeus), geboren am 10. April 1583

zu Robelmont im Herzogthum Luxemburg, gestorben am 6. Januar 1649 zu Löwen. Unzweifelhaft war Nicolaus de Vernulz einer der gefeiertsten lateinischen Dichter seiner Zeit — man nannte ihn nicht anders als die Säule der Universität Löwen —, und in der That zeichnen sich seine Dramen, die mit ihrer ernsten Lebensphilosophie an die Werke Senecas erinnern, vor den Dichtungen seiner Zeitgenossen dadurch vortheilhaft aus, daß Vernulz sich von dem schwülstigen Pathos frei hielt, der diese heute für uns fast unlesbar macht, und daß er ferner seine Stoffe nicht aus der sagenhaft verschwommenen, grauen Vergangenheit entnahm, sondern aus der Zeitgeschichte, wie sie die damalige Welt entweder selbst miterlebt hatte oder doch aus der unmittelbaren Erzählung einer früheren Generation noch kannte. Unter seinen Tragödien interessiren uns Deutsche vor Allem zwei, weil ihre Stoffe später der größte deutsche Dramatiker, Friedrich von Schiller, meisterhaft behandelt hat, die Jungfrau von Orleans und Wallenstein. Für die Erretterin Frankreichs begeisterte sein katholisches Priesterthum Vernulz, zur dramatischen Behandlung der tragischen Gestalt des Herzogs von Friedland bestimmte ihn das von ihm bekleidete Amt eines königlich spanischen Hofhistoriographen. Es ist ja bekannt, wie sehr den Höfen zu Wien und Madrid nach jener Blutnacht in Eger daran lag, der entsetzten Welt zu beweisen, daß der Mord Wallensteins ein Act der Gerechtigkeit gewesen sei; diesen Motiven entstammen jene offiziellen Anklageschriften, die in den Jahren 1634 und 1635 in Wien erschienen sind. Und ohne Zweifel hat Vernulz dem spanischen Hof jenen früheren theatralischen Lobeserhebungen Wallensteins gegenüber mit seinem Drama einen nicht weniger angenehmen Dienst erwiesen, als der bekannte Unterhändler Sezyma Rašin mit seinen Enthüllungen über den todten Friedländer. Und doch muß man dem Dichter die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er in seinem Drama aus Wallenstein nicht das Zerrbild eines blutdürstigen Tyrannen, wie ihn viele der damals erschienenen Schriften darstellten, gemacht, sondern versucht hat, seinen endlichen Abfall vom Kaiser aus psychologischen und politischen Gründen zu erklären. Der Gang der Tragödie ist ebenso klar wie einfach und hält sich im Wesentlichen streng an die Geschichte; frei erfunden ist nur der böse Geist Wallensteins, sein Ablatus Lalgus. Das Stück holt etwas weiter aus, indem es mit Wallensteins Stellung in den böhmischen Winterquartieren nach der Schlacht bei Lützen, die der Dichter als einen Sieg der katholischen Waffen auffaßt, beginnt. Durch den Rückzug nach Böhmen ist der General dem Kaiser verdächtig geworden, und der Letztere hat Befehle ergehen lassen, die Armee zu theilen; damit beginnt der Conflict in der Brust Wallensteins, und in einem Dialog mit dem Astrologen Seni (Sener) tritt der innere Kampf zu Tage:

Voll Unruh' ist mein Geist, und jäher Schrecken
Durchschüttelt das Gebein, heiß rast das Blut
Durch meine Adern, und der Phantasie
Gebilde wirren mich, und schwankend

Wird mein Blick und Gang. Nichts Gutes birgt
Des Herzens Unruh, und vergeblich ring' ich,
Der Seele Ruhe wieder zu gewinnen,
Damit nicht wankeud wird mein Will' und Entschluß.
O schaue güt'ger Sternenlenker droben
Das wilde Gähren meiner heißen Brust,
Den Sturm im Geiste und mein banges Herz!
Kann ich zurück noch treten? Nimmermehr!
Das Vaterland in Banden schreit zu mir,
Es treibt mich stürmisch fort die eig'ne Kraft!

Unsere Leser werden aus dieser recht bezeichnenden Stelle der Dichtung sogleich erkennen, daß Vernulz dem Charakter Wallensteins in der Tragödie das Reckenhafte, was denselben in der Weltgeschichte auszeichnet, nicht genommen hat, und wie er sich bemüht, trotz seiner spanisch-katholischen Anschauung seinem Helden gerecht zu werden. Wie Schiller läßt er Wallenstein, bevor er den entscheidenden Schritt zum Abfall thut, zwischen der Pflicht gegen seinen Kaiser und Herrn und dem Ehrgeiz schwanken, der ihn verblendet und ihm vorspiegelt, daß er zum Retter Deutschlands berufen sei.

Die folgenden Aufzüge beschäftigen sich mit jener denkwürdigen ersten Abrede der kaiserlichen Generäle zu Pilsen am 12. Jannar 1634, bekannt unter dem Namen des Pilsener Schlusses, die in Wien so böses Blut gegen Wallenstein erregte, und die Schiller zum Mittelpunkt seiner „Piccolomini" gemacht hat. Trčka, Kinsky, Ilow und Neumann, die bösen Geister an der Seite Wallensteins, stellen dem Generalissimus den goldenen Hut von Böhmen in Aussicht. Wallenstein versucht umsonst Piccolomini, der treu zum Kaiser steht, zu gewinnen, und läßt ihn von sich ziehen, um Aldringen und Gallas zu holen. Im fünften Acte tritt dann die Katastrophe ein und wird im Wesentlichen ihrem geschichtlichen Verlauf gemäß geschildert.

Am meisten wird uns die Frage nach dem Zusammenhange der Tragödie Vernulz' mit der Wallenstein-Trilogie von Schiller interessiren. Dabei kann kaum ein Zweifel darüber obwalten, daß Schiller die Werke seines Vorgängers gelesen und studirt hat. Schon die Gesammtauffassung von der Persönlichkeit Wallensteins bei Vernulz ähnelt außerordentlich dem Helden der Trilogie, aber noch weit weniger können einzelne Stellen in beiden Dichtungen ihre natürliche Verwandtschaft verleugnen, obgleich dieser Umstand noch mehr bei der Behandlung der Figur der Jungfrau von Orleans durch beide Dichter hervortritt. Man vergleiche nur die oben angeführten Verse von Vernulz und den ersten Monolog in „Wallensteins Tod":

„Wär's möglich? Könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte?
Nicht mehr zurück, wie mir's beliebt? Ich müßte
Die That vollbringen, weil ich sie gedacht?"

und am Schluß:

„Bahnlos liegt's hinter mir, und eine Mauer
Aus meinen eignen Werken baut sich auf,
Die mir die Umkehr thürmend hemmt!"

und man wird sich überzeugen, daß unter den vielen Quellen, welche Schiller für seinen Wallenstein studirt hat, auch die Werke Vernulz' gewesen sind. „Aber das Verhältniß Beider zu einander," sagt Alfred Meißner in einer seiner „Historien" sehr treffend, „ist wie das eines Zeichners, der den Kernpunkt einer Situation mit wenigen Linien hinwirft, und eines Malers, der dieselbe Idee in einem farben- und figurenreichen Bilde versinnlicht. Am einfachen Spalier aus Holzstäben, das der Eine aufgerichtet, hat der Andere Reben hinaufgezogen und die feurigsten Trauben wachsen lassen. Der Eine ist ein Seefahrer, der im Vorbeieilen eine Küste sieht und seiner Karte einzeichnet, der Andere ist ein Eroberer, der dort eine Stadt gründet!" Dies Urtheil von Alfred Meißner über das Abhängigkeitsverhältniß zweier Geistesarbeiten von einander ist heute um so interessanter, weil eben ein Unbekannter aus dem Nichts seiner Vergangenheit heraus nach den Lorbeeren greift, die des todten Meißners Schläfe umwinden.

Eine genaue Bestimmung über das Jahr, in welches die Wallensteindichtung Vernulz' fällt, läßt sich nicht geben; aber man wird nicht allzusehr fehlgreifen, wenn man sie in die Jahre 1636 oder 1637 setzt, also in die Zeit gleich nach dem Erscheinen der offiziellen Anklageschriften des Wiener Hofes gegen den ermordeten Wallenstein. In der Zeitbestimmung ist man mit einer anderen Dramatisirung des Wallensteinstoffes glücklicher daran, dafür weiß man aber sonst von diesem Drama so gut wie nichts. Es ist dies das Trauerspiel „Wallenstein" von dem evangelischen Pastor und als Kirchenliederdichter bekannten Johann Rist, das schon vor dem Jahre 1638 gedichtet, aber erst 1647 in Druck gegeben und bisher nicht wieder aufgefunden worden ist. Rist wirkte als Prediger in der Gemeinde Wedel in Stormarn, stiftete den Schwanenorden an der Elbe, wurde von Kaiser Ferdinand III. 1644 zum Dichter gekrönt und 1653 wegen seiner poetischen Verdienste gar in den Adelstand erhoben. Daß sein Werk über Wallenstein gänzlich verloren gegangen ist, ist um so mehr zu bedauern, als es die erste dramatische Behandlung dieses Stoffes von Seiten eines Protestanten gewesen ist. Uebrigens erwähnt Rist im „Lustgarten" selbst dieses seines Dramas „Wallenstein" neben einem gleichfalls verloren gegangenen vaterländischen Schauspiel von ihm „Gustav Adolf".

Wie populär die tragische Geschichte des Friedländers in wenigen Jahren in ganz Deutschland geworden war, zeigt der Umstand, daß kurz nach dem dreißigjährigen Kriege, als die etwas geordneteren Zustände im Reiche den Sinn für theatralische Vorstellungen zunächst in den größeren Städten wieder aufleben ließen, das Volkstheater aus Wallenstein schon ein Repertoirestück für seine Bühnen gemacht hatte, und kurze Zeit später sich auch der deutsche Puppenspieler des interessanten Stoffes für sein Miniaturtheater bemächtigte. Der bestimmteste Nachweis, den man über diese Thatsache besitzt, besteht in einem Theaterzettel, der im Jahre 1834 — also gerade 200 Jahre nach der Egerer Mordnacht — in einem handschriftlichen Exemplar der bekannten

Gommer'schen Chronik von Cosmus von Simmern gefunden und damals in den Baltischen Studien abgedruckt worden ist. Man hat aus dem Todesjahre des Verfassers dieser Gommer'schen Chronik — 1650 — den Rückschluß machen wollen, daß dieser Theaterzettel spätestens in diesem Jahre gedruckt worden sei, und demnach die Aufführung des „Wallenstein" vor dieser Zeit schon stattgefunden haben müsse. Wäre diese Folgerung richtig und hält man an die Angabe des Theaterzettels „Montag, den 3. September" fest, so könnten nur drei Jahre für diese Aufführung in Berlin in Frage kommen: 1635, 1640 und 1646. Aber man hat dabei ganz übersehen, daß dieser Theaterzettel auch von einem späteren Leser der Chronik etwa als Lesezeichen eingelegt sein kann. Ich schließe aus dem ganzen Inhalte des Zettels jedoch, daß er nicht viel später als 1650 gedruckt sein wird. Des hohen Interesses wegen möge sein Inhalt hier Platz finden:

Montags, den 3. September:

Soll denen respective hochgeneigten Liebhabern der Teutschen Schauspiele zu sonderbarem Wohlgefallen präsentirt werden:

Die Welt-bekannte Historie
von dem
Tyrannischen General Wallenstein.

Personen:

1) Ferdinandus I., Römischer Kaiser.
2) Ferdinandus II., König von Ungarn.
3) Mathias Gallas } kayserl. Generale.
4) Graf Questenberg }
5) Albertus Wallenstein, Herzog von Friedland.
6) Dessen Gemahlin.
7) Friedrich } ihre Söhne.
8) Albertus }
9) Isabella, Kammerfrau bei Wallensteins Gemahlin.
10) Hertzog von Weymar.
11) Ämilia, dessen Tochter.
12) Graf von Arnheim.
13) Tertzki } Böhmische Grafen.
14) Kinski }
15) Illow, Wallensteins Marschall.
16) Obrister Lesle } so den Wallenstein und seine Creaturen tödten.
17) Obrister Gordon }
18) Kapt. Buttler }
19) Neumann, Wallensteins possirlicher Rittmeister.
20) Der Koch.
21) Ein voller-besoffener Reuter.
22) Ein Page.
23) } Die Henker.
24) }

Summarischer Inhalt:

Act 1, Sc. 1. Der Kayser rüstet sich wider Wallenstein, weil er von seinem generalat nicht abweichen will, zum Kriege; befiehlet sowohl dem Gallas eine Armee wider ihn aufzubringen, als auch den Questenberg nach Ungarn zu schicken, um etliche Hülfsvölker herzuzuführen. Sc. 2. Wallensteins Kriegs-Officierer verwundern sich, daß ihr großer General resigniren soll, und haben deswegen allerlei Anschläge. Sc. 3. Nachdem Wallenstein selbst zu ihnen kommen, und von allen beklagt worden, beschließen sie, sich wider den Kayser aufzulehnen und niemand anders als ihren General davor zu erkennen, wobey Neumann possirlich mit prahlet. Wallenstein schicket Illow nach dem Herzog von Weymar und Grafen Arnheim, eine Allianz mit ihnen zu machen. Sc. 4 Rittmeister Neumann giebt dem jungen Alberto einen Verweis, daß er sich in die Isabella verliebet und unterrichtet ihn, wie er sie auf andere Manier zur Affektion

bringen soll. Sc. 5. Albertus will zwar bei Isabella Neumanns Rath sich gebrauchen, aber auf ihr demüthiges Anrathen wird er wieder auf andere Gedanken gebracht.

Act. 2, Sc. 1. Nachdem Wallenstein mit den Bundesgenossen conferiret, beschließt er auf das Geschwindeste, seinen Anschlag in's Werk zu setzen. Sc. 2. Rittmeister Neumann unterrichtet den jungen Friedrich, wie er sich bei Amilia seiner Liebsten verhalten soll. Sc. 3. Der Hertzog von Weymar beredet seine Prinzessin Tochter, den jungen Friderich zu ehelichen, der auch durch allerhand Liebkosungen sich bei ihr auf's Beste insinuiret. Sc. 4. Lesle, Gordon und Buttler tragen Bedenken, dem Wallenstein wider den Kaiser beizustehen und beschließen vielmehr, solche Verrätherey zu entdecken. Sc. 5. Der Kaiser und König von Ungarn scheuen des Wallenstein Mein-Eyd und machen sich parat, ihm zu widerstehen. Sc. 6. Lesle, Gordon und Buttler offenbaren dem Kayser des Wallensteins Verrätherey und versprechen Sr. Majestät, ihn hinzurichten.

Act 3, Sc. 1. Friedrich fähret fort, Amilia zu seiner Liebe zu persuadiren, die sich auch ihm als seine Gemahlin ergiebt. Sc. 2. Wallenstein verwundert sich über seiner Söhne Liebes-Affairen, wobei Neumann mit scherzet. Sc. 3. Fridrich kömmt mit Amilia und bittet um Hochzeit mit ihr zu machen. Sc. 4. Lesle, Gordon und Buttler offenbahren dem Wallenstein, daß sie von dem Kayser ernannt seynd, ihn zu tödten, und stellen sich, als ob sie ihm am allergetreuesten wären. Sc. 5, 6, 7. Der junge Albertus liebkoset die Isabella, Fridrich verweiset ihm solches; sie kommen darüber mit dem Degen zusammen, werden aber von Neumann auf possirliche Art geschieden und wieder vereinigt.

Act 4, Sc. 1. Friedrich hat Albertum bey Wallenstein verrahten wegen der zur Isabella hegenden Liebe, die Gemahlin bittet vor ihn, wird aber von Wallenstein abgewiesen. Sc. 2. Wallenstein verweiset auf's Grausamste dem Alberto seine Liebe, er aber rechtfertiget sich auf's Beste. Sc. 3. Die Gemahlin bezüchtigt die Isabella Diebstahls, Wallenstein befehlet, sie aufzuhenken. Als aber Albertus einen Henker, der sie angreifen will, ersticht, wird er gleichfalls von Wallenstein in der Furie hingerichtet. Sc. 4. 5. Ein lustiges Interscenium von dem Koch und einem besoffenen Reuter, welche Wallenstein will henken lassen. Sc. 6. Wallenstein befiehlet seinen kleinen Pagen, Niemand zu ihm kommen zu lassen, als ihn aber der Pagie auf der Herzogin Befehl aufwecket, wird er von ihm erstochen. Sc. 7. Lesle, Gordon und Buttler invitiren den Wallenstein nach Eger, und Gordon überreicht ihm die Schlüssel zu derselben Festung.

Act 5, Sc. 1. Lesle, Gordon und Buttler tractiren den Wallenstein nebst seinen Kreaturen auf's Beste, und wie der Wallenstein wegen Melancholey Abschied nimmt, fahren doch die Andern fort und machen sich mit Singen und Trinken recht lustig, bis sie zuletzt noch eine Gesundheit trinken, wobey Terzky, Kinski, Illaw und Neumann von den Andern erschossen und weggeschleppt werden. Sc. 2. Wallenstein wird auf seinem Bette beunruhigt von den Geistern der von ihm Ermordeten, worüber er in Todesgedanken geräth, doch aber wieder einschlummert. Sc. 3. Gordon kommt nebst Lesle und Buttler heimlich geschlichen und giebt dem Wallenstein mit der Partisane einen Fang, worüber er sich noch zuletzt als ein sterbender Löwe erzeiget.

Nach dieser Hauptaction soll zur Kurtzweil beschließen ein lustiges Nachspiel, genannt „Die drei seltsamen Berge".

Der Schauplatz ist auf dem Berlinischen Rathhause, und wird um 4 Uhr angefangen."

So weit dieser alte Berliner Theaterzettel, der an . dr Ausführlichkeit nichts zu wünschen und darüber keinen Zweifel übrig läßt, daß dieses Wallensteinstück mit Schillers Werke beinahe gar nichts gemein hat. Hat Schiller seine Thekla nur dichterisch umgestaltet und in seinem Max Piccolomini nur aus

dem Neffen Octavios, Joseph Silvio Piccolomini, genannt Max, der im Porträt noch heute im Schlosse zu Nachod zu sehen ist, und im Jahre 1645 bei Jankau in Böhmen den Heldentod fand, den Sohn desselben gemacht, so haben wir es in diesem Volksstücke mit den völlig freien Erfindungen von zwei Söhnen Wallensteins und einer Tochter des damals kaum dreißigjährigen Herzogs Bernhard von Weimar zu thun. Andererseits erhebt sich dies Theaterstück doch schon weit über die gewöhnlichen Darstellungen tagesgeschichtlicher Ereignisse, indem es den Versuch macht, die geschichtlichen Thatsachen durch eingeknüpfte Liebesintriguen zu würzen. Die Figur Wallensteins selbst ist freilich dabei zu der Carricatur eines blutdürstigen Wütherichs geworden, und die historische Größe des Friedländers bleibt völlig unbegriffen. Am Interessantesten ist ohne Zweifel die Behandlung des Rittmeisters Neumann, der bei Wallenstein die Stellung eines Geheimsecretärs einnahm, und über dessen Persönlichkeit und Thätigkeit man erst aus den demnächst zu veröffentlichenden Untersuchungsacten gegen die Anhänger Wallensteins etwas mehr Licht als bisher gewinnen wird. Neumann übernimmt in dem Volksstücke die Rolle des Hanswurst; und in der That wird keine Figur aus der Umgebung des Friedländers zu einer solchen Verwendung mehr sich schicken, als dieses sein Factotum Neumann, der seine Hände in allen Dingen stecken hatte und mit seiner losen Zunge überall voran war, vielleicht Seni ausgenommen, der in seiner komischen Gravität als Sterngucker nach dieser Seite heute nicht minder wirksam auszunutzen wäre. Sonst verräth das Stück entschieden den Einfluß der englischen Schauspieler, die ihre Stücke frühzeitig nach Deutschland gebracht haben. Die Forderungen der Einheit des Ortes und der Zeit sind von unserem Dichter völlig vernachlässigt und, der Wechsel der Decorationen wird auf dem Berliner Rathhause kaum weniger naiv gewesen sein, als in London zu Shakespeares Zeiten. Die Schlußscene unseres „Wallenstein" erinnert zudem frappant an eine Shakespeare'sche Vorlage, an die Traumscene in „Richard III.", wo jenem blutdürstigen Usurpator des englischen Königsthrons in der Nacht vor seinem Tode die Geister der von ihm Erschlagenen drohend erscheinen. Ganz so geschieht es auch Wallenstein, bevor die Mörder eintreten. Unser Dichter wußte offenbar aus der Praxis, wie wirksam die plastische Darstellung des Traumes auf der Bühne ist, namentlich wenn die Schrecken desselben in den folgenden Scenen sich verwirklichen; auch bei der Figur des Clarence hat Shakespeare dies Mittel mit großem Erfolge verwendet.

Zu der nämlichen Zeit, also gleich nach dem dreißigjährigen Kriege, hatten sächsische, hochdeutsche Comödianten ihren Thespiskarren im Westen Deutschlands, in Bremen aufgerichtet, und unter ihren Theaterstücken befand sich ebenfalls ein „Wallenstein". Das Theater war in Capitän Nielsens Hause auf der Langenstraße, und diese Schauspieler waren wohl die Ersten, welche den plattdeutschen Collegen in der eigenen Heimat Concurrenz machten. Man erfährt nur den Titel des Stückes: „Der verrathene Verräther,

oder der durch Hochmuth gestürzte Wallenstein, Herzog von Friedland, eine weltberufene, wahrhaftige und schauwürdige Materie" und die Schlußverse des Theaterzettels:

„Den das Glücke hoch erhoben,
Wird gleich einem leichten Ball,
Oft bald hin und her geschoben,
Bis ihn kürzt ein hoher Fall.
Wen Hoheit nicht genüget,
Und höher nur flieget,
Als ihm ist erlaubt,
Durch schreckliches Fallen
Wird solcher betaubt.
Der Himmel kann Tyrannen nicht vertragen,
Der Hochmuth muß selbst sich darniederschlagen."

Ob diese sächsischen, d. h. obersächsischen Schauspieler nach derselben Vorlage wie die Berliner gespielt haben, ist sehr zweifelhaft. Durch einen Theaterzettel der Hamburger Bibliothek, den Otto Rüdiger veröffentlicht hat, und welcher vom 26. Juli 1720 datirt ist, ist es dagegen festgestellt, daß der Berliner Wallensteintext sich bis in das 18. Jahrhundert hinein zugkräftig erhalten hat; denn auch dieser Hamburger Theaterzettel enthält die beiden Söhne Wallensteins, Friedrich und Albert, die Tochter Herzog Bernhards von Weimar, Ämilia, die Kammerjungfer Isabella und Neumann als Hanswurst. Der Kopf des Theaterzettels lautet:

„Mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung
werden heute Freytags, den 26. Julii (1720)

Die Königl. Pohlnischen und Churfürstlichen Sächsischen privilegirten Teutschen Hofcomödianten denen respective Herren Liebhabern cürieuser teutscher Schauspiele mit einer sehenswürdigen und modesten Haupt-Aktion aufwarten, betittult:

Das seltsame Leben und gewaltsamer Todt
Alberti von Wallenstein,

Herzogs von Mecklenburg und Friedland, gewesenen kaiserlichen Generallissimum. So geschehen zu Eger in Böhmen anno 1634. Mit Arlequin, einem kurzweiligen Offizier.

N. B. Und da diese Geschichte fast einem jedem wird bekannt sein, als hat man vor unnöthig erachtet, den Inhalt derselbigen beyzusetzen."

Dagegen scheint ein Wallensteinstück „Das große Ungeheuer der Welt, oder das Leben und Todt des ehemals gewesenen Kayserlichen Generals Wallenstein, Herzogs von Fridland mit Hans Wursten" mit dem Berliner Text nichts gemein zu haben. Es wurde am 29. October 1736 ebenfalls in Hamburg und zwar, wie der Theaterzettel sagt, von den „Hoch Fürstl. Waldeckischen privilegirten Hochdeutschen Sächsischen Hofcomödianten mit lebendigen Personen" aufgeführt, aber auch von diesem Wallensteinstücke ist uns ein Text nicht erhalten geblieben.

Die Annahme liegt sehr nahe, daß diese Wallensteinstücke des Volks-

theaters auch von den deutschen Puppenspielern für ihre Miniaturtheater benutzt worden sind, aber es mangelt auch hier an einem Texte, der auf unsere Zeit gekommen wäre; bei der Faustdichtung sind wir in dieser Beziehung entschieden besser daran. Doch läßt sich wenigstens die Thatsache selbst zweifellos durch das Repertoire des Puppenspielers Michael Daniel Drey feststellen. Drey kam im Jahre 1666 aus Dänemark nach Niedersachsen und spielte im September desselben Jahres in Lüneburg; unter den Theaterstücken, die er mit seinen Puppen den Lüneburgern vorführte, erscheinen als besonders bemerkenswerth ein „König Lear", ein „Doctor Faust" und ein „General Wallenstein (Wahlstein)". Leider verräth die Aufzeichnung der Stücke über ihren Titel hinaus nicht das Geringste, und so ist man vorerst noch auf die Hoffnung angewiesen, daß sich in irgend einem Stadtarchive gelegentlich Näheres über „Wallenstein" auf dem Puppentheater findet.

Im Jahre 1769 kam in Nürnberg eine deutsche Uebersetzung der Geschichte Wallensteins des Gualdo Priorato von Dr. Link heraus und sie war es offenbar, welche das Interesse für die tragische Gestalt des Friedländers unter den Geschichtsfreunden und Dichtern Deutschlands von Neuem anregte; man hat nicht weniger als vier größere dramatische Werke über Wallenstein in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum von 1781 bis 1792 in der deutschen Literatur zu verzeichnen. Sie alle sanken zurück in das Nichts der Vergessenheit vor dem Meisterwerke Schillers, wie die Sonne am Morgen die kleinen Gestirne der Nacht verjagt und für das menschliche Auge unsichtbar macht; es finden sich diese dramatischen Dichtungen nur noch auf großen Bibliotheken in einigen Exemplaren, selbst in Berlin und Göttingen ist nur je eine derselben, die von Halem, vorhanden. Der Zeit nach ist von ihnen das Schauspiel „Albrecht Waldstein" von Steinsberg das älteste; es erschien schon im Jahre 1781 zu Prag im Druck. Der Verfasser war Theaterdirector in Prag und Regensburg und hat eine ganze Reihe von Schauspielen, darunter auch einen „Otto von Wittelsbach" geschaffen. Zwei Jahre später 1783 erschien in Gotha eine zweite dramatische Bearbeitung des Wallensteinstoffes im Druck und zwar anonym unter dem Titel „Der Baron von Wallenstein", ein militärisches Schauspiel in 5 Aufzügen, welches die besondere Eigenthümlichkeit hat, Wallenstein als Geist auftreten zu lassen. Endlich brachte das Jahr 1792 noch ein drittes fünfactiges Trauerspiel über Wallenstein von dem Prager Buchhändler Komarek; dieser fruchtbare böhmische Dramatiker hat übrigens neben seinem „Wallenstein" auch einen „Faust" geschrieben.

Von entschieden höherem dichterischen Werthe als die drei genannten Dramen ist das Schauspiel „Wallenstein" von Gerhard Anton von Halem, welches im Jahre 1786 in Göttingen erschien, nachdem die ersten Scenen der Dichtung bereits ein Jahr früher in Boie's „Deutsches Museum" abgedruckt worden waren. Halem stand in den nächsten Beziehungen zu den Göttinger Dichtern und zu Graf Friedrich Leopold von Stolberg, war aber

auch mit Nicolai und Wieland befreundet. Zur Zeit, als sein Drama „Wallenstein“ erschien, war er Regierungsrath in Oldenburg und stand damals im 36. Lebensjahre. Seine Zeitgenossen rühmen, diesem fast ganz vergessenen Dichter einen sehr ausgebildeten Sinn für Form, große Leichtigkeit in der Darstellung und eine ungewöhnliche umfassende und vielseitige Belesenheit, besonders auf dem Gebiete der Geschichte nach. Für seine gewissenhaften historischen Studien spricht nichts mehr als die Vorrede zu seinem „Wallenstein“. „Wallenstein,“ führt Halem dort aus, „sei dem Kaiser weit länger, als die meisten Geschichtsschreiber (damals) annähmen, treu geblieben. Nur das offenbare Mißtrauen des Kaisers habe ihn zum Verrath fortgerissen. Er, Halem, habe versucht, diesen historischen Wallenstein in seinem Drama darzustellen.“ Und dieser kritische Zug ist in der That der leitende Gedanke des Dichters bei seiner dramatischen Arbeit geworden; er hat, um diesen Zweck zu erreichen, weiter ausgeholt, als Schiller. Während dieser die Entwickelung der Ereignisse, die zur Katastrophe von Eger führten, in den kurzen Zeitraum von etwa drei Monaten (Dezember 1633 bis Februar 1634) zusammengefaßt, beginnt das Drama Halems bereits mit den Verhandlungen Wallensteins mit dem Fürsten Eggenberg wegen Wiederübernahme des Obercommandos der kaiserlichen Truppen, wie sie im November und December des Jahres 1631 sich abspielten. Ohne Zweifel war demnach die Absicht Halems, in seiner Dichtung ein historisches Charakterbild von dem großen Friedländer zu geben, wie es Shakespeare in seinen Königsdramen zu bieten pflegt. Wie bei dem großen Britten, so reihen sich auch bei Halem, die einzelnen Ereignisse episodenartig aneinander, nur fehlt seinem Drama der natürliche Kitt: die packende Lebenswahrheit Shakespeares. Das Liebespaar bei Schiller Thekla und Max Piccolomini fehlen bei Halem ganz. Dagegen erscheinen bei ihm Gertrude, die Mutter Wallensteins und sein guter Geist, und ein kleiner Sohn desselben, Wilhelm; doch scheinen diese beiden Figuren nur zu dem Zwecke da zu sein, um dem Dichter Gelegenheit zu einer Familienscene nach dem Muster Goethes in seinem „Götz von Berlichingen“ zu geben. Die tragische Verwicklung, wie sie sich in Schillers Werke aus dem Charakter und der Stellung Wallensteins ergiebt, fehlt im Wesentlichen bei Halem; auch kann dafür die sehr oberflächlich skizzirte Liebesintrigue zwischen Piccolomini und Teresa, der Gattin Wallensteins, nicht entschädigen. Piccolomini selbst erscheint, wie bei Schiller, als der geheime, aber ärgste Feind des Friedländers, während dieser das festeste Vertrauen auf ihn setzt, weil der welsche Graf mit ihm unter dem Einflusse desselben Planeten geboren ist. Es entspricht dies übrigens den Thatsachen, wie sie sich aus dem Briefwechsel Piccolominis mit Gallas und Aldringen ergeben. Wie bei Schiller, so warnt auch bei Halem Graf Trčka Wallenstein vergeblich vor diesem falschen Freunde. Seni, dem Sterndeuter Wallensteins, ist in beiden Stücken dieselbe Rolle zugetheilt: er inaugurirt hier wie dort die politische Thätigkeit Wallensteins und ist am Ende der Erste, welcher aus den Sternen das nahende

Verhängniß liest. Im Gegensatz zu Schillers Anordnung geht die Ermordung Wallensteins auf offener Bühne vor sich, und zwar ist es Gordon, der viele Wohlthaten von dem General empfangen hat, und ihrer vergessend, das Henkeramt selbst an seinem Wohlthäter vollzieht. Buttler tritt mehr zurück, ist aber ganz und gar der wenig achtungswerthe Charakter, wie ihn die Geschichte kennt. Die werthvollste und dramatisch wirksamste Scene aus Halems Dichtung ist ohne Zweifel die Episode, in welcher der zum Tode verwundete, ritterliche Pappenheim den Friedländer vor seiner Ehrsucht warnt; hier erhebt sich auch die Sprache des Dichters zu höherer Kraft.

Kurz vor dem entscheidenden Schritte Wallensteins, der ihn vom Kaiser für immer trennen soll, läßt Halem die Mutter Wallensteins zu diesem warnend sagen: „Du wirst der Held eines Trauerspiels dereinst sein!" und der Friedländer antwortet: „Das sei ihm schon recht, vorausgesetzt, daß das Trauerspiel auch gut sei!" Wir hoffen, daß Halem dies Wort Wallensteins nicht auf sein Drama bezogen hat, denn das würde eine schwere Täuschung für ihn gewesen sein. Sein Drama ist nichts weiter als eine literarhistorisch interessante Vorarbeit für Schillers Meisterwerk; und wenn wir auch nicht ganz so weit in unserem Urtheile wie Goethe und Schiller gehen wollen, die Halem zu jenen Schriftstellern zählten, die den Geschmack des Publikums im Argen hielten, so läßt sich doch nicht wegleugnen, daß dem Dichter schöpferische Kraft, Ursprünglichkeit der Empfindung und lebendige Naturwahrheit so gut wie gänzlich mangeln. Seine Dichtungen bewegen sich alle auf der ausgetretenen Bahn des Conventionellen, und für einen dramatischen Dichter ist diese die gefährlichste, denn sie führt zu der schlimmsten Eigenschaft eines Dramas, zur Langweiligkeit.

Höchst wahrscheinlich ist es, daß Schiller dies Werk seines Vorgängers gekannt hat, es würden sich manche auffallende Züge, die beiden Dramen gemeinsam sind, sonst nur schwer erklären lassen; zudem muß man annehmen, daß Schiller ebenso fleißige literarhistorische Studien gemacht hat, wie heute ein zeitgenössischer Dichter. Denn man glaube nur ja nicht, daß man die Meisterwerke unserer Literatur allein dem Genie ihrer Verfasser verdankt, einen nicht unwesentlichen Beitrag dazu hat auch ihr Fleiß geliefert.

Das Werk Schillers hat seinen Weg fast in alle Sprachen der gebildeten Nationen gefunden. Schon im Jahre 1800 übersetzte Coleridge die Piccolomini und Wallensteins Tod in's Englische, und dieser ersten Uebersetzung folgten noch drei: von Thornton, Walkington und Dr. Buchheim. In das Französische wurde Wallenstein zuerst im Jahre 1808 von Benjamin Constant übersetzt; seinen Fußtapfen folgten nicht weniger als neun Andere, dem Alter nach in folgender Reihenfolge: Barante (1834), Lefrancois (1837), Villeneuve (1837), Taffart (1837), Marmier (1840), Falateuf (1854), Régnier (1859), Braun (1864), Gottler (1875). Die italienische Literatur besitzt eine Uebersetzung von Wallensteins Lager von Richard Ceroni (1844) und zwei Uebersetzungen von Wallensteins Tod von Bergani (1838) und

Bazzani (1843), die polnische zwei von Kaminski (1832—1834) und Sabowski (1875), die czechische — Wallenstein ist von den Czechen immer als einer ihrer Säulenheiligen angesehen worden — eine von Kolár; ja Wallensteins Lager ist sogar in's Lateinische (von Griesinger 1830) und — in's Stenographische übertragen worden (von Wendtland 1875).

Daß Wallenstein auch in eine Oper verarbeitet worden ist, werden nur sehr Wenige von unseren Lesern wissen. Das Libretto hatten Panzachi und de Lauzières nach Schillers Trilogie gearbeitet, und Ruiz hatte es in Musik gesetzt. Am 4. December 1877 wurde sie zum ersten Male im Communal-Theater zu Bologna aufgeführt, ohne daß sie sich auf die Dauer auf der Bühne hätte halten können. Bekannter ist bei uns in Deutschland die Composition von Rheinberger „Wallenstein, ein symphonisches Tongemälde.“ Unter den einzelnen poetischen Stücken aus der Trilogie Schillers haben die Componisten besonders an dem Reiterliede aus dem Lager und dem Liede der Thekla „Der Eichwald brauset“ Gefallen gefunden; sie sind sehr oft und in mannigfaltiger Form in Musik gesetzt worden.

Außer verschiedenen Bearbeitungen der Trilogie Schillers kenne ich selbstständige dramatische Arbeiten über Wallenstein nach Schiller nur zwei; die eine ist von dem Franzosen Liadières (geb. 1792 gest. 1858), welche im Jahre 1829 in Paris gedruckt worden ist, die andere von Wilhelm Meinhold, der aber nicht den eigentlichen Wallensteinstoff, sondern nur ein hervorragendes Ereigniß aus seinem Leben behandelt hat, die Belagerung Stralsunds unter dem Titel „Wallenstein und Stralsund,“ ein geschichtlich-heroisches Schauspiel in fünf Aufzügen, gedruckt im Jahre 1846.

Ganz besonders reich ist die deutsche Literatur an Romanen, Novellen und Erzählungen, die sich die Geschichte Wallensteins als Tummelplatz der Phantasie ausgewählt haben; nach dieser Seite hin ist ohne Zweifel die gediegenste Arbeit der umfangreiche historische Roman „Waldstein“ von Heinrich Laube. Dazu hat sich nun die geheimnißvolle Gestalt des Friedländers, namentlich in seinem böhmischen Heimatlande bereits ein Sagenkreis gebildet, dessen weitere Ausdehnung auch die umfassendsten Wallenstein-Studien der Gegenwart nicht stören werden. Daran aber, daß die historische Persönlichkeit Wallensteins eine so volksthümliche, wie sie heute ist, geworden ist, hat gerade Schillers Trilogie den wesentlichen Antheil gehabt; und sie ist es auch, die den reizvollen Zauber immer in lebendiger Kraft erhält, um stets neue Forscher in den Bann der Wallensteinstudien zu ziehen.





Christus am Kreuz.

Novellette.

Von

Julius Petri.

— Berlin. —



Charfreitag. Soeben ward der Nachmittags-Gottesdienst ausgeläutet; ein unharmonisches Getön. Denn die Glocken waren in grellen Dissonanzen zusammengestellt, damit es dem Menschen schon von vornherein recht weinerlich und wehmüthig um's Herz werde.

Aus den altersgrauen Portalen der halb romanisch, halb gotischen Kirche strömte die Menge; zahlreicher als gemeinhin. Sie zogen zusammen heimwärts schwarzgekleidet, mit ernsten und strengen Gesichtsfalten. Hier und da eine Aeußerung über die gehörte Predigt. Candidat Meiners hatte geredet. Er war sonst der Liebling Aller; aber die Predigt heute — ?! — Wie das wohl kam? — Er mußte krank gewesen sein; gewiß. Seine Stimme klang ja ganz heiser und er hatte so gar keinen Schwung. Einmal war er sogar stecken geblieben; fast eine Minute lang. Das war doch nie bei ihm vorgekommen! . . .

Am Hauptportal stand Sophie Eichler, die Tochter des Pastors. Eine lange, schmale Gestalt in glattem, schwarzem Kleide; ein unschönes, langgezogenes Gesicht mit kleinen, aber durchdringenden, schwarzen Augen. Sie mochte kaum vierzig Jahre zählen. Aber das fest am Kopfe liegende Haar war fast völlig gebleicht.

Sie erwartete den jungen Geistlichen und trat mit ihm den Heimweg an. Denn auch er hatte seine Wohnung im Predigerhause. Der kaum mittelgroße Mann mit dem bartlosen Gesicht und dem straffen, gelben Haar schritt fast wie ein Kind an ihrer Seite.

„Was geht mit Ihnen vor, Richard?“ fragte sie.

„Was mit mir vorgeht?“ gab er erstaunt zurück und sah zu ihr auf.

„Ja. Sie sind in der letzten Zeit nicht mehr der Alte; und heut' weniger denn je.“

„Wie meinen Sie das?“ sprach er; „ich verstehe Sie nicht, Sophie!“ — Aber sein Auge suchte verwirrt den Boden.

Sie antwortete nicht gleich und sah mit ihrem klugen Lächeln auf den Freund herab.

„Sie wissen also wirklich nicht, was ich meine?“

Er erröthete. „Verzeihen Sie mir!“

Schweigend schritten sie weiter bis zum Pfarrhaus.

„Richard,“ sagte sie, als er ihr die Thür öffnete, „wollen Sie mir nicht vertrauen? Wir haben uns doch in der Zeit unseres Beisammenseins stets verstanden. Und Sie wissen, daß ich die beste Freundin Ihrer Mutter war!“

Sie stand in dem halbdunklen Hausflur und ergriff seine Hand. Er aber vermochte wie ein Kind die Worte nicht zu finden.

„Später?“ fragte sie.

Er nickte und stieg langsam die Treppe hinan.

In seinem Zimmer angekommen, legte er hastig den Talar ab und warf ihn über eine Stuhllehne. — Da lag noch die offene Bibel. Er schlug sie zu und warf sie in den Bücherschrank. Die Darstellungen aus der heiligen Geschichte an den Wänden, die Büste Luthers auf dem Ecktisch, Alles, was ihn an seinen geistlichen Beruf erinnerte, regte ihn auf. Er hätte es zertrümmern mögen! — Mit hastigen Schritten ging er im Zimmer auf und nieder.

Es klopfte. Ein junges Mädchen trat ein mit einer Schale Kaffee in der Hand. Fräulein Sophie schicke es ihm herauf, weil er doch nicht ganz wohl sei. Sie würde ihn beim Vater entschuldigen.

Er ließ sich auf einen Stuhl fallen und blies gedankenlos die grauen Dämpfe von dem heißen, braunen Trank. Seine Hand zerbröckelte das Backwerk.

Langsam schlürfte er. Er war der Freundin dankbar, daß sie ihm den Familienkaffee erspart hatte. Ein frommes Gespräch mit dem alten Pfarrer wie hätte er es in diesem Zustande führen können?

Wieder begann er sein unruhiges Auf- und Niederwandern. Aber die Wände, die ihn so dumpf und eng umschlossen, bedrückten ihn. — Er ergriff Hut und Stock und stürmte hinaus.

Grau spannte sich der Himmel aus über den Straßen, auf denen die Feiertagsstille lagerte. Nur dort scheuerte Frau Rüstige ihre Fensterbretter. Sie war eine eifrige Katholikin und rächte sich dafür, daß ihre Nachbarin während der vorjährigen Frohnleichnamsprocession die Fenster geputzt hatte ....

Bald hatte er die Stadt im Rücken. Er wanderte die Chaussee entlang. Sein Schritt war hastig. Er vermied es, die Menschen anzuschauen, die ihm entgegenkamen.

Erst als er durch ein Gehölz auf einen Seitenweg einlenkte, begann er ruhiger zu werden und seine Gedanken zu sammeln.

Rückschauend überblickte er sein Thun und Lassen der letzten Wochen. Was war es, das ihn mit unsichtbarer Gewalt drängte und stieß von dem Wege, auf dem er bisher so zufrieden einhergeschritten?

Er vermochte es nicht zu entdecken. Aber fast unwillkürlich versetzte er das erste Aufdämmern des unbehaglichen Empfindens und der schwülen Stimmung, die jeder großen Wandlung vorausgeht, in die Zeit, da er als Hilfsprediger in die Gemeinde und das Haus des Pfarrers Eichler eingetreten.

Nicht als ob er einem Angehörigen der Familie etwas vorzuwerfen hätte. Er ward von allen mit Liebe und Achtung behandelt. Zu jedem einzelnen stand er in dem besten Verhältniß.

Der ehrwürdige Pfarrer liebte ihn wie einen Sohn, vertraute ihm in Allem und Jedem. Er betrachtete ihn schon als seinen Nachfolger im Amt, wenn er bei dem baldigen fünfzigjährigen Jubiläum seiner Ordination sich in den Ruhestand zurückziehen würde . . .

Dann Sophie, seine kluge Freundin, ihr sollte er gram sein? — Und ebensowenig ihrer jüngeren Schwester, der lieblichen Bertha; so grundverschieden auch die Mädchen waren . . ..

Bertha, das sinnige, blonde Kind! Denn wie ein Kind, so unberührt, so anschmiegend war sie noch, trotzdem sie einige Jahre mehr zählte, als er selbst. Sie war klein im Verhältniß zu den Riesengestalten des Vaters und der Geschwister. Blaue Augen, überreiches, blondgewelltes Haar. Das einzige der Kinder, das nach der Mutter geartet war. Die aber hatte bei der Geburt der Tochter ihr Leben lassen müssen.

Fast unwillkürlich war dem jungen Geistlichen der Gedanke aufgestiegen, eine solche Gattin werde ihm in seinem Berufe mit Liebe zur Seite stehen. Und in Stunden der Selbstzufriedenheit war er geradezu entschlossen, um ihre Hand anzuhalten, falls er zum Pfarrer gewählt werde. Und das war kaum zu bezweifeln. Er hatte die feste Ueberzeugung, daß er nicht zurückgewiesen werde.

Aber in dieser Stunde ward ihm die dunkle Ahnung, die bislang manchmal auf ihm gelastet, zur klaren Gewißheit: Er stand mit all seinem Denken und Fühlen dem gegenüber, was im Pfarrhause für hoch und heilig galt.

Die geistige Atmosphäre sagte ihm nicht zu. All die vielen altüberkommenen Sitten und Bräuche, die dort herrschen, die Menge der gemeinsamen Gebete und Andachten, so ehrwürdig alles beim ersten Bekanntwerden ihm erschien, jetzt vermochte er es nicht anders als eine starre, verknöcherte Form anzusehn, welche ein individuelles Empfinden zurückdrängte und ertödtete. Er selbst war ein tief religiös angelegter Mensch. Aber gerade das bewog ihn, sich mehr auf sich selbst zu verlassen, als sich schwach an ein aufgerichtetes Dogma anzuklammern. Im Pfarrhause aber rüttelte man nicht an dem Bestehenden. Alles ging seinen ewigen, unveränderlichen Gang in den ewigen, unveränderlichen Bahnen.

Das Extrem hatte den Widerspruch in ihm geweckt.

Aber es war noch etwas anderes dabei. Ohne daß er das bezeichnende Wort zu finden vermochte, summten ihm eine Reihe von Aeußerungen im Ohr, die er, er wußte nicht wann noch wo, aufgefangen und ohne sie irgendwie für wichtig anzusehen, doch halb im Gedächtniß behalten hatte. Er sann und grübelte, ihnen Form zu geben; und allmählich gewannen sie faßbare Gestalt. Ein feines, kluges Lächeln fand sich ein; überlegen, ironisch fast; wem gehörte es doch an, dieses Lächeln? — Da, wie durch einen Blitz erhellt, da ward ihm alles klar und sichtbar: Sophie, sie war es!

In einem andern Lichte erschien sie ihm plötzlich, die greise Jungfrau, die mit freisinnigen Ideen im orthodoxen Vaterhause dastand, die alle Regungen ihres Geistes verschließen mußte, um den Frieden der Ihrigen nicht zu stören. —

Er sah sie, wie sie mit ihm im Garten wandelte, überlegenen Geistes seinen Worten lauschend. Er sah sie vor sich Abends am Familientisch, wenn Bertha heilige Schriften vorlas; denn sie selbst war wegen der Härte ihrer Stimme dazu nicht tauglich. Ab und zu von ihrer Handarbeit aufblickend, ließ sie die kleinen schwarzen Augen forschend umherwandern, um auf dem Gesichte der anderen den Eindruck zu lesen, den die Worte der Schrift hervorbrachten . . .

Und dann, wenn das Gelesene besprochen ward . . . . Sie warf hin und wieder eine Bemerkung in die Unterhaltung, die von Niemand beachtet wurde und vielleicht auch nur in dieser Voraussicht ausgesprochen war . . .

In einem Augenblick sammelte der junge Mann all diese Erinnerungen. Er gedachte der Worte der Freundin auf dem heutigen Heimweg. Er gedachte daran, wie sie ihn bei einer Stelle der Predigt so merkwürdig angeschaut, daß er in Verwirrung gerieth und stockte, . . . und er wußte jetzt, daß er in Sophie eine Geistesverwandte besitze, die ihn eher verstand, als er sich selbst.

Das machte ihn froh. „Ich war die beste Freundin Ihrer Mutter!" Diese Worte fielen ihm wieder ein; und sie thaten ihm wohl, als stehe die Mutter selbst ihm zur Seite und gebe ihm den Segen zu dem Entschluß, zu dem ein dunkles Etwas ihn drängte.

Eine sonst nie empfundene Entschlossenheit überkam ihn; eine unruhige Bewegung in seiner Brust, Verschiebung aller Verhältnisse. Und schneller und schneller flog und flog es ihm vorüber, wie dem Reiter die Landschaft. Herüber, hinüber gingen die Gedanken wie im Schwindel. Jetzt suchte er noch einmal sich anzuklammern an das überlieferte Wort, jetzt warf er Alles von sich, Alles, und erklärte für reine Fabel, was er bislang geglaubt und gelehrt hatte. Die quälende Unruhe. Bald schritt er hastig dahin, bald blieb er stehn und bohrte den Stock in die Erde, warf den feuchten Sand des Weges auf, bis die darunterliegende trockene Schicht emporstäubte.

Seine Schritte lenkten sich zu dem schönsten Aussichtspunkte der Umgebung, den er oft zum Ziel seiner Spaziergänge gemacht hatte. Eine stattliche Buche am Waldesrand auf einer Anhöhe. Er lehnte sich ermattet an

den glatten, glänzenden Stamm, kreuzte die Arme über der Brust und blickte gedankenlos in die Weite. Eine Erschlaffung war über ihn gekommen.

Von dem Graubraun der gepflügten Aecker und dem schmutzigen Grüngelb der Wiesen hob sich schon hier und dort ein Feld ab mit dem angenehm saftigen Grün der sprießenden Wintersaat. Die Bäume, Eichen, Pappeln, die einzeln im Feld verstreut standen, trieben noch kaum eine Blätterknospe hervor; doch das Zweigwerk der niederen Büsche war schon grünlich umschleiert. Dunkel stand der Kiefernwald zur Linken. Einige weißstämmige Birken zeichneten sich ab wie helle Kreidestriche auf der Kohlenzeichnung. In der Ferne erhob sich langsam gleich einer lagernden Wolkenwand ein Höhenzug. Gradlienig zog sich der Kamm dahin und zeichnete sich scharf vom helleren Himmel ab.

Oft hatte der junge Geistliche an dieser Stelle gestanden. Mechanisch suchten seine Augen das ferne Ziel, zwei Punkte, die sich oben auf dem Höhenrücken erhoben. Er wußte, links stand eine Linde, rechts eine Windmühle. Und heut glaubte er zum ersten Male in dieser weiten Entfernung die Flügel der Mühle sich drehen zu sehn.

Die kleine Beobachtung rüttelte seine Geister wieder auf. Er strengte sein Auge an, um zu unterscheiden. Er kam zu keinem Ziel, aber einmal geweckt, blieb ihm seine Aufmerksamkeit. Eine unbefangene Freude an dieser spärlichen Natur ergriff ihn. Er schaute um sich und erspähte und betrachtete das kleinste Anzeichen des nahenden Frühlings mit dem innigsten Interesse. Die eben sich entfaltenden Blättchen des Weißdorns mit den feinen, röthlichen Spitzen; die Nußstaude mit den grünstäubenden männlichen und den tiefrothen kleinen und feinen weiblichen Blüthen; ein goldüberfäeter Weidenbusch. — Schlanke goldgelbe Blätterknospen der Buche; der Ahorn, dessen lichtgrüne doldenförmige Blüthen ihn dicht, fast wie ein Laubdach überdeckten. — Hier eine Fläche voll von eben erblühten weißen Anemonen, dort die ersten gelben Primeln und ein schüchternes Veilchen unter der Hecke. . . .

Weiter und weiter schritt er. Ihm war, als sei ihm heute erst das Auge für die Natur aufgegangen. Ein ruhiges, reines Gefühl erfüllte ihn. Er fühlte sich frei von Allem, was eben noch in ihm gekämpft hatte. So kleinlich diese Worttüftelei, wo die weite Natur doch in einer so verständlichen Sprache redete!

Wieder stand er still und betrachtete halb andächtig, halb neugierig das Gewimmel eines Ameisenhaufens. Dies Leben, dies Treiben! So geregelt, so organisirt; fast wie in einer Großstadt. — Welch' merkwürdiger Hochmuth doch den Menschen trieb, daß er Jahrtausende lang sich abgesondert hatte aus dem allgemeinen großen Leben der Natur, daß er wähnte, für sich allein ein Sonderdasein zu führen! — Nein, eins ist alles Leben, ein geheimnißvoller Drang, der sich in tausend und abertausend Formen darstellt!

Er schritt den Weg entlang, den Ameisen folgend, die in Reihen am Rande hin- und wiederzogen bis zum Ende des Gehölzes.

Er blickte auf, überschaute die Wiesen, die sich vor ihm ausbreiteten und wandte sich wieder zurück. . . .

Ein lähmender Schreck durchzuckte ihn.

Zwischen einer Eichengruppe und dunklem Fichtengebüsch, das sich zu ihm hin öffnete, stand es plötzlich vor ihm, das Bild des gekreuzigten Christus. Die hageren Arme spannten sich nach beiden Seiten, schlaff hing die dürre Gestalt herab, das leidensmüde Haupt senkte sich zur Brust. Reste eines verwelkten Blumenkranzes lagen über der Dornenkrone, die Enden einer vergilbten Stechpalmenguirlande, die über die Kreuzesarme gelegt war, flatterten im Winde. Aber frische Blumenspenden an der Fußbank unten am Kreuz.

Der junge Geistliche stand und stand und starrte hinauf zu dem hageren, elend-geknechteten Mann dort oben, dessen Todestag die Christenheit heute beging. Sein Blick hing an dem leiddurchfurchten, vom Regen verwaschenen und gebräunten Angesicht. Und wie er stand und hinaufstarrte, da schien das brechende Auge des Erlösers Leben zu gewinnen; und sein Blick, glühend heiß, senkte sich herab und brannte ihm hinein bis tief in die innerste Seele.

Die Gedanken waren ihm gefesselt. Er fühlte eine leidenschaftliche Erregung in sich, ohne zu wissen weshalb und wohin. Aber plötzlich quoll es in ihm auf, bittere Vorwürfe, grimmiger Hohn gegen den Mann, vor dessen Bild er stand; gegen den Mann, der jetzt zwei Jahrtausende die Menschheit beherrschte, ihr seine Gesetze vorschrieb; gegen den Mann, der jede freie Lebensregung hemmte, der alles Denken und alles Thun des Menschen einzig für sich in Anspruch nahm. Freiheit, Freiheit wollte der Mensch; er gab ihm ein unerfüllbares Gesetz! Was that's, daß er seine unerschöpfliche Gnade dem in Aussicht stellte, dessen Kräfte nicht ausreichten! — Nicht Gnade, Gerechtigkeit! — Wer hatte denn die Sünde in die Welt gebracht? Gott, der Allmächtige, von dem alle und jede Kreatur geschaffen! Er hat den Keim des Bösen wie des Guten in des Menschen Brust gesenkt; und nun will er sein Geschöpf strafen, weil das Eine stärker in ihm ist als das Andere?! —

Auflachend reckte der junge Geistliche die Hand zum Kreuze empor und wollte sich zum Gehen wenden. Aber wieder blieb sein Auge auf der Knechtsgestalt haften und wieder traf ihn der sterbende Blick des Gekreuzigten. — Er hat gelitten, er hat geduldet, sprach es in ihm, weshalb, wofür? —

Eine heiße Blutwelle ergoß sich über sein Angesicht. Er stand und starrte hinauf, unverrückt, unbeweglich. — Wie ein bitteres Unrecht, eine schwere Schuld gegen dies erhabene Wesen erschienen ihm die Gedanken, die er soeben gehegt. Wer für seine Ueberzeugung den qualvollsten Tod erleiden konnte und ohne einen bitteren Gedanken dem Leben entsagte, mußte der nicht ein Wesen, sei es Mensch, sei es Gott sein, dem sich ein schwacher Erdgeborener anvertrauen konnte? — Trug denn der Reine, Unbefleckte die Schuld, daß übereifrige Jünger seine Worte zum starren Dogma geprägt hatten, zum tyrannischen Gesetz? — Nein, nein! Du Christus, bist die reinste und schönste Erscheinung alles Lebens. Ein Schritt von Dir fort ist ein Schritt zum Bösen. Du bist, wie Du selbst gesagt, der Weg zur Wahrheit, und ich kniee nieder und bete Dich an . . .

Der Geistliche breitete in Entzückung die Hände zum Kreuze aus. Er wollte sich niederwerfen am Fuße des Crucifixes; aber wieder hielt ihn das blauschimmernde Auge des Heilands mit unerklärlicher Gewalt zurück. Er faltete die Hände und starrte hinauf, andachtsvoll, doch ohne Gedanken. Und plötzlich tauchte die Frage in seiner Brust auf und er stellte sie laut an das Christusbild: „Warum wurdest Du an's Kreuz geschlagen?"

Er konnte nicht glauben, nicht fassen, daß durch den Tod des einen die Sünde aller gebüßt sein sollte. Er konnte nicht glauben, daß hier für immer der höchste Punkt der Weltentwicklung erreicht, und den Nachlebenden nicht noch ein anderes, weiteres Ziel geblieben sei: Das höchste Glück des Menschen ist ja nicht der Besitz der Wahrheit, sondern das Ringen nach ihr. —

Und er starrte hinauf, als könne das geschnitzte Bild die Antwort geben. Ein Windstoß fuhr einher und riß dem Bild die letzten vertrockneten Blumen vom Haupt. Die Enden des Stechpalmenkranzes flatterten hin und her und schlugen in das leidende Angesicht.

„Warum wurdest Du an's Kreuz geschlagen?"

Warum?

Er begann das Leben und Leiden des wunderbaren Menschen zu überdenken, das in dem Crucifix versinnlicht vor ihm stand. Sein Leben, den Kampf der neuauftauchenden Ideen gegen den alten jüdischen Dogmatismus, den Kampf, der in irgend einer Form stets fortgekämpft ist, so lange die Erde steht, den Kampf des gährenden, lebenden Gedankens gegen die umschließende, beengende Form . . .

Er sann und sann . . .

Und da ward es ihm plötzlich offenbar, daß auch er diesen Kampf soeben kämpfte, daß auch in ihm die frische eigene Ueberzeugung gegen die altehrwürdige der großen Masse streite.

Wie eine Erleuchtung kam es über ihn. Christus ist in den Tod gegangen für seine Ueberzeugung, verfolgt vom Glaubenswahn der Menge. Er hat gesprochen: „Nimm Dein Kreuz auf Dich und folge mir nach!"

Folge mir nach!

Und nicht Die sind die Nachfolger des Erhabenen, die in ängstlichem Haften an dem geschriebenen Wort der inneren Stimme Schweigen gebieten, sondern die unbekümmert um die Anfeindung der Welt mit dem großen Wegweiser Christus sich mühen und kämpfen, um durchzudringen zu dem Licht, das unbestimmt und durch Wolken verschleiert in der Ferne schimmert.

Das Recht ist überall, wo die Ueberzeugung ist.

„Nimm Dein Kreuz auf Dich und folge mir nach!"

Mit fliegendem Athem, die Hände gefaltet, stand und stand der junge Geistliche und starrte hinauf zu dem Christusbild.

Der Abend senkte seine ersten, dämmerigen Schleier herab. Aber dicht über dem Horizont brach die Sonne durch einen Wolkenstreifen und vergoldete von unten auf den grauen Himmel, wie ein Feuer das hohe Gewölbe einer

mächtigen Kirche. Die westliche Landschaft zeichnete sich dunkel ab wie ein Gemälde vom goldenen Grund.

Langsam versank die glühende Scheibe. Grau und grauer lagerten sich die Schatten über die Ebene. Das Lachen des Spechtes, der kreischende Ruf der Elster erklang noch einmal aus der Ferne. Eine Schaar Krähen flog herbei und bevölkerte die kahlen Bäume, Nachtruhe dort zu halten. Abendläuten im nahen Dorf; feierlich leise Schwingungen andachtsvoll verklingend . . .

Tiefer und tiefer senkten sich die Schatten. Kaum hob sich noch das Kreuz von den dunklen Stämmen ab. Die Finsterniß schlug ihren Mantel über die Flur.

Tiefaufathmend wandte sich der junge Mann zum Gehen. Ein feiner Regen kam vom Himmel herab. Ganz leise rieselte, raschelte er durch das dürre Laub, das eine vor dem Wind geschützte Eiche noch von dem Vorjahr zurückbehalten hatte.

Und stärker und stärker rauschte es hernieder. Aber langsam, achtlos des Wetters schritt der Wanderer zur Stadt zurück, deren flimmernde Lichter vor ihm auftauchten.

Als er die Thür des Wohnhauses öffnete, ging eben Sophie mit ihrem langen, unhörbaren Schritt durch den Hausflur.

Ueberrascht blieb sie stehen, als die regentriefende Gestalt eintrat.

„In solchem Zustande, Richard?“ fragte sie staunend.

Er schritt auf sie zu und bot ihr die Hand.

„Aber wo waren Sie denn?“ fuhr sie besorgt fort; „konnten Sie denn nicht Schutz vor dem Regen suchen?“

„Ich habe eine Vision gehabt!“ sprach er langsam, mit lächelndem Munde.

Sie sah ihn groß an.

„Eine Vision?“

„Jawohl. Christus ist mir erschienen.“

„Christus?“

„Jawohl. Er hat mir meinen Lebensweg gezeigt.“

„Ihren Lebensweg?“

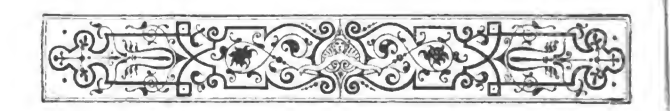
„Jawohl. Ich werde Sie bald verlassen.“

„Verlassen? Uns?“

„Jawohl. Denn ich kann nie der Amtsnachfolger Ihres Vaters werden.“

Sie ergriff seine beiden Hände und blickte ihm lange in das muthige blaue Auge.

„Verlassen! Uns! Mich!“ sprach sie bewegt. „Und doch sind wir uns ja in Wahrheit erst jetzt begegnet!“



Ein moderner Heldensang.

„L'argent" von Emile Zola.

Von

Clemens Soltal.

— Wien. —

Die berühmte Roman-Serie Rougon-Macquart nähert sich ihrem Abschlusse. Seit Jahren verkünden die indiscreten Freunde Emile Zolas dem neugierigen Lesepublikum des großen Romanciers, der Zeitpunkt sei gekommen, in welchem dieser daran gehen werde, die beiden Schlußbände seines Werkes zu schreiben: den „militärischen Roman", welcher die Endkatastrophe des zweiten Kaiserreiches behandelt und den „wissenschaftlichen Roman", der die Summe aus allen vorangegangenen Bänden ziehen und die darin angedeuteten Vererbungstheorien näher ausführen soll.

Dann hat der berühmte Realist sein literarisches Hauptunternehmen vollendet und er kann auf seinem Landgute zu Médan in Ruhe seinen Kohl pflanzen. Allerdings hat er, wie seine Jünger erzählen, zu dieser beschaulichen Muße keine Lust. Er gedenkt vielmehr die Welt von Neuem zu überraschen, indem er in völlig veränderter Gestalt vor sie hintritt. Er will sich einen neuen Styl schaffen, seine Compositionsweise von Grund aus ändern, er will ein neues Feld für seine Thätigkeit suchen, er denkt daran, die Bühne, auf der es ihm bisher so schlecht ergangen, mit einem literarischen Staatsstreich zu erobern, er träumt davon, eine neue Methode von Geschichtsschreibung zu entdecken und von seiner Muse überhaupt für immer Abschied zu nehmen — — —

Bei all diesen Zukunftsplänen vermag sich Zola von seinem großen Lebenswerke doch nicht so leicht zu trennen. Er hat sich die Aufgabe gestellt, das moderne Leben im Rahmen seines Bildes ganz zu umfassen und da ist es kein Wunder, wenn ihm dieses Bild immer unvollständig erscheint und wenn von Jahr zu Jahr ein neuer Plan und ein neues Buch sich vor die angekündigten Schlußbände schieben. Das jüngste Werk, womit er soeben vor uns hingetreten, ist auch einer solchen Erweiterung des ursprünglichen Programms entsprungen.

Vor einem Jahre ungefähr wurde Zola während einer seiner Fahrten von Paris nach Médan vom Berichterstatter eines französischen Blattes, welcher die gute Idee hatte zum berühmten Romancier in's Coupé zu steigen, über Inhalt und Tendenz seines neuesten Werkes befragt, das er kaum begonnen hatte.

„Ich will," — so lautete damals die Antwort — „ein Buch schreiben, in welchem das Geld die Hauptrolle spielt. Ich will die Bedeutung des Geldes im modernen Leben nach allen Seiten hin erschöpfend darstellen. Aber glauben Sie nicht, daß ich zu denjenigen gehöre, welche donnernde Philippiken gegen das schnöde Metall loslassen. Mein Buch soll im Gegentheil ein Loblied auf das Geld sein — —"

Ein Loblied auf das Geld! Diese Ankündigung war wohl geeignet, die Leser des großen Realisten zu verblüffen, die bis dahin in seinen Werken das Geld stets im Zusammenhange mit den niedrigsten Instincten der menschlichen Natur gesehen. Das Staunen mußte nur steigen, als man erfuhr, daß dieser Roman des Geldes eigentlich ein Roman der Speculation werden sollte und daß Zola als Thema seines Lobgesanges sich die traurige Geschichte des berüchtigten Bontoux'schen Kraches erwählt hatte.

Aber gerade die Kühnheit dieses Unternehmens mußte der ungestümen Natur des Romanciers zusagen. Die oft angeklagte vielverleumdete Börse in den Mittelpunkt seiner Handlung zu stellen, sie mit poetischem Glanze zu umkleiden, die Hauptpersonen einer schwindelhaften Gründung, die Urheber einer entsetzlichen Katastrophe, bei deren Anblick ein nüchternes Menschenkind nur den Gedanken haben kann, sich die Taschen möglichst fest zuzuhalten, als moderne Heroen darzustellen, — das erschien Zola in hohem Grade verlockend. Ist doch der große Realist trotz seiner literarischen Methode, welche ihn auf Schritt und Tritt zu nüchterner Kleinmalerei, zu breiter Ausmalung des trivialen Alltagslebens zwang, im Grunde genommen und seiner innersten Natur nach stets ein Freund des Ungewöhnlichen und Grandiosen geblieben, ein Romantiker im Realismus, ein Schilderer mächtiger Katastrophen, gewaltsamer Actionen und hat er doch trotz all seiner Theorien niemals Bedenken getragen, dieser Vorliebe sogar die Wahrscheinlichkeit zu opfern, wie dies unter vielem Andern auch die bluttriefende Handlung seines letzten Werkes beweist. So mußte er auch an seinem neu erwählten Stoffe vor Allem das Gewaltige sehen: — den tollen Tanz der Millionen, welche von einer kühnen Hand in Bewegung gesetzt, durcheinandertaumeln, bis sie in ihrem Zusammensturze tausende von Existenzen begraben.

Und nicht nur das Thema, auch die handelnde Hauptperson konnte der eigenthümlichen Auffassung des kühnen Romanciers sympathisch erscheinen. Dieser abenteuerliche Speculant, welcher in seiner ausschweifenden Phantasie gigantische Pläne umherwälzte, welcher aus Nichts emporgestiegen auf die Eroberung der ganzen finanziellen Welt losging — er verschmolz sich in der Einbildungskraft des Schriftstellers mit einer anderen Gestalt, welche ihn seit jeher auf das Lebhafteste beschäftigt hat. Diese Gestalt kehrt in immer wechselnder Form fast in jedem der Romane Zolas wieder, sie ist gewissermaßen der Grundtypus jener zahllosen Reihe von Erscheinungen, mit denen der große Romancier seine Werke bevölkert hat. Es ist dies der Mann, dessen Geist von unersättlichem Ehrgeiz verzehrt wird, in dem ein unstillbarer Durst nach Macht, nach Genüssen aller Art, eine nie befriedigte Begierde nach äußerem Erfolg, eine schier übermenschliche Kampflust, brennt. Dieser Mann taucht im großen Romancyclus stets von Neuem auf, und fast immer in derselben Weise. Er kommt aus einem entlegenen Winkel Frankreichs, aus einer kleinen Provinzstadt, wo sein Drang in jahrelanger Unthätigkeit sich allmählich zur Kraft einer fixen Idee gesteigert hat — aller Hülfsmittel entblößt, landet er in Paris.

Hier, im Mittelpunkte des modernen Lebens sieht er alle Ziele, nach denen er in ehrgeizigen Träumen so oft gegriffen, dicht vor sich und sieht sich doch durch eine unübersteigbare Kluft von ihnen getrennt. Sein sehnsüchtiges Verlangen wird zu düsterem Grimm, mit krampfhaft gespannter Willenskraft macht er sich zur Eroberung dieser Welt auf, deren Grenzen ihm verschlossen scheinen, je unerreichbarer das Ziel, desto starrer wird sein trotziger Entschluß! — Hat Zola Etwas aus seinem eigenen Wesen in diese mächtige Gestalt hinübergenommen, ein Theil seiner eigenen Erinnerungen aus einer harten Jugendzeit, aus einem jahrelangen grimmigen Kampfe um den literari-

schen Erfolg? Wir möchten es fast glauben, wenn wir seine Vergangenheit in den Aufzeichnungen seiner Freunde betrachten, — die Geschichte jener Jahre, in denen er als unbekannter Scribent mit unbeugsamer Ausdauer Schritt für Schritt auf dem einmal betretenen Wege vordrang, unter härtesten Entbehrungen, mit journalistischer Handwerksarbeit kümmerlich sein Dasein fristend und dennoch stets von jener trotzigen Zuversicht beseelt, welche ihm als Lohn all dieser Mühen früher oder später den ersehntem Triumph verhieß: die Eroberung des literarischen Paris. — Wie dem auch sei, jener Typus des kühnen Eroberers ist ihm immer der liebste geblieben und er hat ihn ohne Unterlaß variirt wie ein Maler, dem die Züge eines zu besonderer Stunde erfaßten Gesichtes ohne seinen Willen stets unter dem Pinsel wiederkehren. Bald ist es ein ehrgeiziger Priester, der eine ganze Stadt seinem Einfluß unterjochen will und dann heißt er Abbé Mouret, bald ist es ein rücksichtsloser Staatsmann, dem es um politische Macht zu thun ist und dann heißt er Eugène Rougon. Vor Allem aber ist es der Mann, welcher dem mächtigsten Mittel zu Einfluß und Genuß nachjagt, dem Reichthum. In dieser Form führt er verschiedene Namen, aber am kräftigsten hat ihn Zola vor Jahren schon in einer Gestalt verkörpert, die er nunmehr auch in den Mittelpunkt seines jüngsten Werkes gestellt hat.

Dieser Mann heißt Saccard. Er ist die Hauptperson des zweiten Romanes in der Serie der Rougon-Macquart („La curée") und dort erfahren wir auch seine Vorgeschichte und die Anfänge seiner bewegten Laufbahn. Aber vorher schon hat uns Zola in einer Novelle („Nantas") einen Theil jener Lebensgeschichte in besonderem Rahmen vorgeführt, — so sehr fesselte ihn seit jeher die Gestalt dieses seines Lieblingshelden.

Saccard kommt aus Plassans nach Paris. Er hat Nichts mitgebracht, als seinen Ehrgeiz und den festen Vorsatz in kurzer Zeit reich zu werden, ganz unermeßlich reich. Er bedarf nur eines Punktes, auf dem er Fuß fassen könnte, um zu den Höhen emporzuklimmen, von denen er träumt, — aber diesen Punkt vermag er eben nicht zu finden und im grimmigen Gefühle seiner Ohnmacht durchstreift er die Straßen dieses Paris, welches er sich unterthänig machen will. Ein eigenthümlicher Zufall giebt ihm endlich das Mittel in die Hand, wonach er sucht, allerdings ein Mittel, nach dem nicht Jeder greifen würde. Ein reicher Mann bietet ihm die Hand seiner Tochter an, nebst einem stattlichen Vermögen als Mitgift. An diesem unerwarteten Glück klebt jedoch ein Makel, das Mädchen, dessen Hand Saccard angetragen wird, hat einen Fehltritt hinter sich und er soll die Folgen mit seinem Namen decken. Er besinnt sich nicht lange, greift zu und steht nun auf der ersten Stufe der Leiter, die ihn emporführen soll. Mit dem Gelde, das er jetzt besitzt, stürzt er sich zuversichtlich in den Kampf und — er siegt. Seine nimmer rastende Phantasie gebiert einen Plan nach dem andern, seine kühnen Speculationen bringen die gewaltigsten Umwälzungen in Paris hervor, er ist reich und mächtig. Aber nur eine kurze Weile dauert die Herrlichkeit, die unersättliche Leidenschaft Saccards hat die Grundlagen seines Werks untergraben, — ein unglücklicher Augenblick stürzt ihn wieder in jene Tiefe zurück, aus der ihn der Zufall emporgetragen. Er ist wieder Wittwer und wieder arm, er steht genau auf derselben Stelle, auf der er vor Jahren stand und es bleibt ihm nichts übrig als sein Spiel von Neuem zu beginnen. Er wird es thun, denn seine Kraft ist ungebrochen und das Mißlingen hat nur die Zähigkeit seines Entschlusses gesteigert.

In diesem Augenblicke erfaßt Zola die Hauptgestalt seines jüngsten Werkes zu Beginn der Handlung. Das ist der Mann, wie er ihn braucht, um eine ganze Armee von Millionen in Bewegung zu setzen, um das Gold in Strömen durch alle Seiten seines Buches fließen zu lassen und eine fieberhafte Atmosphäre des Geldrausches darin zu schaffen, welche uns ganz vergessen läßt, daß es außer dem edlen Metall noch andere beachtenswerthe Dinge auf der Welt und im Gesellschaftsleben giebt. Aber nicht genug daran, der große Romancier hat den Typus seines Helden noch eine Steigerung erfahren lassen. Er hat das Wesen Saccards gewissermaßen destillirt, bis nichts davon zurückgeblieben ist, außer den Eigenschaften und Trieben, die er für seine Aufgabe braucht.

Dieser Saccard ist nicht mehr der Mann, welcher dem Genusse und der Macht in Form des Geldes nachjagt, er ist ein fabelhaftes Geschöpf, welches das Geld um des Geldes willen erstrebt, sein Drang ist eine Art von Monomanie, welche ihn treibt Millionen ohne Unterlaß auf Millionen zu häufen, kurz dieser Zola'sche Held ist eine Abstraction: der Speculant an und für sich und ohne irgend welche sonstigen irdischen Beimengungen.

Der Vorkämpfer des Realismus ist hier wieder in seinem Ungestüm über alle Grenzen der Wahrheit und Natürlichkeit hinausgegangen, aber solche Ueberschwänglichkeiten setzen uns bei ihm nicht mehr in Erstaunen. Einer der geistreichsten französischen Kritiker, Jules Lemaître, hat über das vorletzte Buch des berühmten Romanciers, seinen Mord- und Blutroman, gesagt: es sei ein Epos aus vorsintfluthlichen Zeiten. Dieses eigenthümliche Urtheil läßt sich ebenso gut auf die meisten Werke Zolas anwenden. In jedem begegnen wir solchen Gestalten, welche in der naiven Einfachheit ihres Fühlens und Wollens, in der elementaren Kraft ihrer Instinkte gar nicht mehr an die complicirten, widerspruchsvollen Wesen erinnern, wie sie die Gegenwart hervorbringt, sondern auf jene vorhistorische Zeiten zurückweisen, in denen der Mensch ohne Schwanken und Widerstand der Natur gehorchte, die mit der Stimme seiner Triebe gebieterisch zu ihm sprach. Im Rahmen eines modernen Gesellschaftsbildes sehen solche Gestalten wie phantastische Ungethüme aus und trotz des Lebens, das der Autor ihnen einzuhauchen versucht, merkt man ohne Mühe, daß man es mit abstracten Personificationen zu thun hat, die er seiner Idee zu liebe geschaffen.

An solchen Figuren ist das jüngste Werk Zolas besonders reich. Schon die nächste Hauptgestalt, die er dem Helden, um den Grundgedanken deutlich hervorzuheben, an die Seite gestellt, gehört zu derselben Kategorie. Es ist der Ingenieur Hamelin, der Mann der Wissenschaft und des modernen Fortschrittes. Er steht so vollständig im Banne seiner fixen Ideen wie Saccard unter der Herrschaft der seinigen. Alles, was wir aus dem innern und äußern Leben Hamelins erfahren, beschränkt sich mehr oder weniger darauf, daß er seit Jahren rastlos der Verwirklichung eines genial ersonnenen Planes nachgeht: er will die Schätze Asiens für Europa erschließen, er hat ein vollständiges Netz von Schiffslinien und Eisenbahnen entworfen, welches einem kühnen Unternehmer die Herrschaft über das Mittelmeer und den östlichen Welttheil sichert, er hat auf jahrelangen Reisen Silbergruben und Kohlenwerke entdeckt, welche der Ausbeutung harren.

Natürlich ist Hamelin dabei, wie dies Erfinder und Entdecker, seit Romane und Theaterstücke geschrieben werden, zu sein pflegen, scheu, unbeholfen und durchaus unfähig seinen Gedanken im praktischen Leben Haltung zu verschaffen. Es ist auch selbstverständlich, daß er und Saccard einander finden, um sich gegenseitig zu ergänzen. Saccard öffnet dem kurzsichtigen Mann der Forschung die Augen, er zeigt ihm das Mittel, welches seinen Ideen zum Leben verhelfen kann: die Speculation. Der kühne Speculant hat zugleich für sich selbst den Weg gefunden, der ihn zu seinem Ziele führen soll, die Zauberformel, welche ihm die Millionen zufließen lassen muß. Eine Actiengesellschaft wird gegründet, um für die Pläne Hamelins das nöthige Capital herbeizuschaffen und — wir treten in jene Welt des Geldes, die Zolas Buch zu schildern unternommen.

Daß der berühmte Romancier bei solchen Schilderungen mit pedantischer Genauigkeit vorgeht, ist bekannt. Er hat uns die Darstellung jener Welt versprochen, die um die Million gravitirt, und er ist ein genauer Mann, der sein Versprechen bei Heller und Pfennig einlöst. Nichts darf an seinem Bilde fehlen, es muß vollständig sein wie ein guter Catalog. So finden wir denn darin vor allem eine erschöpfende Musterkarte von Millionären jeder Sorte. Obenan der Großmillionär Gundermann, das Haupt der berühmten Dynastie von Millionären, — es ist leicht zu errathen, daß Rothschild gemeint ist, — der unumschränkte Herrscher in diesem Reiche des Goldes, der unermüdlich auf die Vermehrung seiner Macht bedacht ist, und eifersüchtig jede neu entstehende Nebenbuhlerschaft bewacht. Als Gegenstück zu dieser Verkörperung des ewig

wachsenden Capitals: die Gestalt der Herzogin von Orviedo, der Wohlthäterin en gros, welcher ihr Mann ein rasch zusammengerafftes Vermögen von dreihundert Millionen zurückgelassen und die diesen sündhaft erworbenen Reichthum nun als unerschöpflichen Goldregen über die dürftige Welt ausstreut. Hierauf in langer Reihe die Schaar der Millionäre geringerer Art, zwanzigfache, zehnfache und auch — die Bedauernswerthen! — einfache Millionäre, Millionäre mit schmutzigen und mit reinen Händen, Millionäre, denen es darum zu thun ist ihren Reichthum auf lustige Weise loszuwerden, und solche, die es vorziehen ihre Millionen zu vermehren.

Nach den Millionären kommt die noch größere Zahl derjenigen, die es werden wollen, vom braven Kaufmann angefangen, der sein mühsam erworbenes Vermögen auf's Spiel setzt, um es zu verzehnfachen bis zum kleinsten Rentier hinab, den die Lockungen des Kurszettels zu Hause nicht schlafen lassen. Die Reihe setzt sich in's Unendliche fort, und über diesem Gewühl, welches sich der Pforte des Reichthums fieberhaft zudrängt, über diesen zahllosen Köpfen, deren Zügen die gleiche Leidenschaft, den gleichen Stempel aufgedrückt, schwebt wie ein Raubvogel über dem Schlachtfeld, die Gestalt des Geldagenten Busch, der seine Opfer belauert, eine augenblickliche Nothlage, einen Schmutzfleck in der Vergangenheit des Bewachten benützt, um im rechten Moment als sein Verhängniß vor ihn hinzutreten. Er hat auch in Saccards Vorleben einen solchen dunklen Punkt erspäht; die Verführung eines armen Mädchens, ein Kind, welches diesem längstvergessenem Verhältniß entsprungen und im tiefsten Pfuhl des Pariser Elends und Lasters verkommt.

Dadurch werden wir zu jener anderen Welt hinübergeleitet, welche zu dem von Zola geschaffenen Bilde die dunkle Folie herzugeben hat. Hier der blendende Glanz des Goldes, dort das Elend in seinem Schmutz: den wirkungsvollen Contrast durfte sich der wohlberechnende Romancier nicht entgehen lassen und er läßt uns daher mit einem jähen Sprung die ganze Weite der Kluft durchmessen. Nachdem wir in Millionen herumgewatet, stehen wir mit einem Male, wenn auch nur für einen Augenblick, mitten im Jammer einer Zinskaserne aus der ärmsten Vorstadt von Paris. Wir sollen dort nach dem Sohne Saccards suchen, aber wir wissen, daß dies nur ein Vorwand gewesen ist uns hinzuführen, weil dieser Sohn im Buche und der Handlung desselben doch eigentlich nichts zu thun hat. Dafür haben wir die Gelegenheit unsere Umgebung zu beobachten und mit einem jähen Colophoniumblitz wird diese ganze dunkle Welt beleuchtet, um im nächsten Augenblick in ihre Finsterniß zurückzusinken.

Mitten in dieser theatralisch unheimlichen Beleuchtung sehen wir die Gestalt des Socialisten Sigismond Busch auftauchen, wie eine düstere Drohung des neuen Welttheiles gegen den andern. Der schwindsüchtige junge Mann, welcher in einem ärmlichen Stübchen der Gegenwart entrückt, weltbeglückende Umsturzpläne entsinnt, das ist der äußerste Endpunkt dieser Figurenreihe. Sein Haß gegen das Gold ist ebenso glühend und ebenso uneigennützig, wie die eigenthümliche Leidenschaft, die der Held des Buches für das edle Metall empfindet; er ist der verkörperte Gegensatz zu Saccard.

Wir sehen, an Vollständigkeit läßt die Zusammenstellung, die Zola uns bietet, nichts zu wünschen übrig. Wir haben eine ganze Welt von personificirten Argumenten, welche für und gegen das Geld vorgebracht werden könnten, vor uns und diese Welt ist nach den Gesetzen der Symmetrie und des Contrastes sorgfältig geordnet. Man könnte den künstlichen Aufbau eines Zola'schen Romans mit der Compositionsweise Richard Wagners vergleichen. Selbst die „Leitmotive" fehlen bekanntlich in keinem größeren Werke des realistischen Romanciers. In dem gegenwärtigen ist es die Schilderung der Börse, welche immer wiederkehrend, stets von Neuem variirt, den Grundton des Buches angiebt. In solchen Schilderungen, welche die nüchternste Description in ein mächtiges Stimmungsbild zu verwandeln wissen, ist die Virtuosität des großen Realisten hier wie anderwärts bewunderswerth und unerreichbar. Wir sehen das verhängnißvolle Gebäude, in welchem die großen Schlachten der Millionen gegen ein-

ander ausgefochten werden, immer wieder vor unseren Augen auftauchen. Bald liegt es in voller Mittagsgluth vor uns mit lärmendem Leben erfüllt, bald ist es eine todte Steinmasse im trüben Nebel eines Winterabends; wir sehen es von außen und von innen in all seinen Theilen, ja selbst von oben herab wird es uns einmal aus dem Fenster eines Nachbarhauses gezeigt, damit nur nichts an der Genauigkeit der Darstellung fehle!

Dieses Gebäude steht im Mittelpunkte der Begebenheiten, die sich nun vor uns abspielen. Es ist der große Magnetberg, der die Saccard'sche Millionen mit unwiderstehlicher Macht an sich heranzieht und zugleich, wie wir voraus wissen, die Klippe, an welcher der kühne Speculant früher oder später zerschellen muß. Wie dies Schicksal sich langsam vorbereitet, läßt sich mit seinen Einzelheiten, die hier in Ziffern bestehen, nicht wohl in Kurzem wiedergeben. In seinen großen Zügen ist der Gang der Dinge derselbe, wie wir ihn aus dem täglichen Leben kennen und wie Zola ihn an dem traurigen Fall, der ihm als Modell diente, fand.

Das Unternehmen, welches durch die Speculation in's Leben gerufen wurde, wird durch die Speculation in seinen Grundlagen untergraben. Die Actien der Saccard'schen Gesellschaft erreichen Dank dem kühnen Spiele, das der geniale Speculant betreibt, bald eine schwindelnde Höhe. Da erwacht die Eifersucht des großen Capitals. Gundermann, der Geldkönig, fühlt seinen Thron erschüttert und waffnet sich zum Kampfe gegen Saccard. Der Sieg ist ihm sicher, denn lange schon hat Saccard den sicheren Weg verlassen, der ihn nicht zu seinem erträumten Ziele führen könnte; trotz aller Warnungen Hamelins hat er das Unternehmen auf jene abschlüssige Bahn geleitet, auf welcher jeder Schritt es dem Abgrund näher bringt. Einen Augenblick lang hält das Werk des Speculanten den Angriffen seines Gegners stand, Saccard genießt seinen Triumph mit vollen Zügen, -- dann stürzt der haltlose Bau zusammen, tausende von Existenzen unter seinen Trümmern begrabend. Saccard und Hamelin zählen selbst zu den Opfern, denn sie waren nur die uneigennützigen Diener ihrer Ideen, oder vielmehr ihrer fixen Ideen und haben es unterlassen, vor der Katastrophe für die eigene Rettung zu sorgen. Der Strafe, welche die Justiz über sie verhängt, vermögen sie sich noch rechtzeitig zu entziehen: sie fliehen in's Ausland, Saccard, um sein mißlungenes Spiel an einem andern Orte wieder aufzunehmen, Hamelin, um wieder im Verborgenen zu forschen und gigantische Pläne zu entwerfen.

Und die Moral der Geschichte? Denn der Roman Zolas hat eine Moral, die er uns selbst im Voraus angekündigt und auf die er an mancher Stelle seines Buches nachdrücklich hinweist. Um sie unzweideutig aussprechen zu können, hat der realistische Romancier, der es vermeidet, in eigener Person zu moralisiren, jenen beiden Hauptgestalten eine dritte an die Seite gestellt, eine der eigenthümlichsten Frauengestalten, die er je geschaffen.

Es ist dies Caroline, die Schwester Hamelins, welche Saccard liebt, ihm helfend und mahnend zur Seite steht und großmüthig zu verzeihen weiß, als sie zum Schlusse sich und ihren Bruder durch den wahnsinnigen Ehrgeiz des Speculanten in Schande und Unglück gestürzt sieht. Diese Frau hat, so sonderbar dies auch klingen mag, ihre eigene symbolische Bedeutung in dem Buche. Wir würden sie wohl selbst nicht errathen aber Zola hat in resoluter Manier unserem Scharfsinn nachgeholfen. Das mächtige Gesellschaftsbild des großen Realisten erinnert in dieser Beziehung merkwürdig an jene mittelalterlichen Gemälde, jene tiefsinnig naiven Allegorien, auf denen jede einzelne Figur eine Tugend oder ein Laster vorstellt und dem Beschauer ihren Sinn auf einem Papierstreifen erklärt, der ihr aus dem Munde geht. Saccard ist eine Verkörperung der Speculation — dies wird uns oft genug ausdrücklich gesagt, sein Bundesgenosse Hamelin ist die Personification der Forschung und des Fortschrittes und auch Caroline ist mehr als ein gewöhnliches Frauenzimmer, wie wir erfahren. In dieser Gestalt hat die Symbolik des Buches ihren kühnsten Wurf gewagt, aber hier ist es auch dem

Autor gelungen, statt einer seelenlosen Abstraction ein wahrhaft lebendes Wesen zu schaffen.

Dieses Weib mit jugendfrischen Zügen unter schneeweißem Haar, welches frühe Sorgen im Alter von kaum dreißig Jahren so gebleicht haben, mit einem Körper von unzerstörbarer Kraft und Schönheit, mit einem Gemüthe von bewunderungswürdiger Elasticität, das sich durch jede Verdüsterung zu neuem Sonnenschein durchkämpft und aus äußeren und inneren Stürmen nur gestärkt hervorgeht, ist eine lebenswahre Erscheinung von eigenthümlichem Reiz, aber diese wahrhaft poetische Figur ist zugleich eine Allegorie auf — das Leben selbst, die ewig unzerstörbare Lebenskraft, welche jeder Gefahr Trotz bietet.

Auf diesen Standpunkt müssen wir uns stellen, um das Urtheil zu begreifen, das Zola über seinen Helden fällt und in den Mund Carolinens legt. Sie verzeiht dem Speculanten all' das Unheil, dessen Urheber er war und ertheilt ihm feierlichst die Absolution von all seinen Sünden.

„Die Speculation, das Spiel" — so heißt es ungefähr am Schlusse des Werkes — „sind für den Fortschritt der Menschheit dasselbe, was die Süßigkeiten der Liebe für ihre Fortpflanzung. Ohne die Liebe wäre die Welt längst ausgestorben, ohne die Speculation und ihre Leidenschaft würde sie keinen Schritt vorwärts thun. Wer wollte ihnen beiden da noch das Uebel und die Leiden zum Vorwurf machen, die sie über den Einzelnen manchmal bringen? Aus all dem vorübergehenden Ungemach geht die Lebenskraft des Ganzen ungeschwächt hervor; durch verheerende Katastrophen unberührt schreitet die Welt siegreich der Zukunft entgegen — —"

Das ist die Vertheidigungsrede für die Speculation, zu der Zola folgerichtig gelangt ist, indem er von einer Lobrede auf das Geld ausging. Es ist unnöthig, hier zu prüfen, zuzustimmen oder zu widerlegen; diese Gedanken sind, wie man ohne Mühe erkennt, weder neu noch für alle Zeiten gültig, aber wir pflegen es einem Anwalt auch nicht übel zu nehmen, wenn er im Eifer für seine Sache ein wenig über das Ziel hinausschießt. Der Autor des „Germinal" würde bei kühlerem Blute wohl selbst die Tragweite seiner jetzigen Behauptungen auf das richtige Maß eingeschränkt haben.

Aber gilt das Plaidoyer auch für den Speculanten? Ist Saccard darum weniger schuldig, weil er eine culturhistorische Nothwendigkeit ist, ein treibendes Rad im Mechanismus unserer Zeit? Hier ist Zola von jener echt modernen Auffassung ausgegangen, die Alles entschuldigt, was sie begreift, die den Verbrecher freispricht auf Grund von statistischen Tabellen, welche die Gesetzmäßigkeit des Verbrechens nachweisen. Oder hat vielleicht dem großen Romancier jene leicht begreifliche Sympathie des Autors für seinen Helden einen schlechten Streich gespielt und ihm seinen Saccard als einen modernen Heros dargestellt, während wir trotz der Millionenaureole in dem kühnen Abenteurer nur den Mann sehen, der sich frischen Muthes über den Unterschied von Mein und Dein hinwegsetzt?

Doch dies ist nicht der Maßstab mit dem ein Werk Zolas gemessen werden soll. Der große Realist bleibt stets Gesellschaftsschilderer und nicht die Idee ist es, die seinen mächtigen Gemälden Werth verleiht, sondern die Gluth der Farbe, die Kraft der Zeichnung. Ob ihm daher sein Lobhymnus auf das Gold gelungen ist oder nicht, wir bewundern die Meisterschaft, mit der er vorgetragen wurde.





Berichtigung zu dem Artikel:

Die neuesten Ausgrabungen der Deutschen und Neugriechen auf griechischem Boden.

„Nord und Süd", Heft 167, Februar 1891.

Der Redaction ist folgendes an den Herausgeber dieser Zeitschrift gerichtete Schreiben des Herrn Geheimen Ober-Baurath F. Adler in Berlin zugegangen:

Hochgeehrter Herr Doktor:

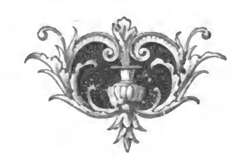
In der von Ihnen herausgegebenen Monatsschrift: „Nord und Süd." (Februarheft 1891.) Heft 167, Seite 218 steht wörtlich folgendes:

„außerhalb der Altis . . . . . erhebt sich seit der Mitte des Jahres 1888 das nach den Plänen Zillers von Syngros erbaute Museum der Olympia-Alterthümer, deren Aufstellung unter der Leitung des Bildhauers Grüttner, eines Schülers von Schaper vorgenommen worden ist."

Hier liegt ein Irrthum des Herrn Verfassers vor, gegen den ich im persönlichen wie sachlichen Interesse Einsprache erheben muß. Das in Olympia am Fuße des Druva-Berges stehende Museum ist, nachdem der zweite von zwei meinerseits vorgelegten Entwürfen die Genehmigung Seiner Majestät Georg Königs der Hellenen erlangt hatte, unter meiner Oberleitung durch meinen Schwiegersohn Dr. Dörpfeld und den Regierungs-Bauführer Siebold in den Jahren 1884—87 erbaut worden. Ich selbst habe es im Frühjahr 1887 nahezu vollendet gesehen und seine feierliche Uebergabe hat noch im selben Jahre stattgefunden.

Genehmigen Sie u. s. w.

F. Adler.
Geh. Oberbaurath.





Illustrirte Bibliographie.

Hauffs Werke. Mit mehr als 300 Illustrationen hervorragender deutscher Künstler. Herausgegeben von Dr. Caesar Flaischlen. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt. Erste Lieferung.

Seitdem Wilhelm Hauff, ein kaum zum Manne gereifter Jüngling, von frühzeitigem Tode dahingerafft wurde, sind mehrere Generationen von erzählenden Dichtern und Schriftstellern in Deutschland erstanden und wieder entschwunden, unter denen sich größere Talente befanden als er und die doch heute vergessen sind, während Hauff noch immer ein Liebling des deutschen Volkes, insbesondere der deutschen Jugend ist. Wer greift heute noch nach einem Bande der großen Erzähler Tieck, Fouquee, Arnim! ja selbst so viel gelesene Autoren wie Hoffmann, Sternberg u. s. w. die mit Hauff in der gleichen Epoche auftraten, finden kaum noch Anklang; des großen, jetzt ungenießbaren Jean Paul garnicht zu gedenken! Nur Chamissos „Peter Schlemihl" und Eichendorffs liebenswürdiger „Taugenichts" sowie Immermanns unvergänglicher „Oberhof" erfreuen sich auch heute noch einer Popularität, die derjenigen Hauffs gleichkommen dürfte.

Wodurch ist es Hauff, der den meisten der oben genannten Dichter an schöpferischem, ursprünglichem Talente nicht gleichkommt, gelungen, sich im Gedächtniß der deutschen Nation so frisch zu erhalten?

Ich hoffe nicht mißverstanden zu werden, wenn ich zunächst einen rein äußerlichen Grund dafür angebe. Als Voltaire im Alter die große Reihe von Bänden seiner Schriften vor sich sah, soll er seufzend ausgerufen haben: mit soviel Gepäck kommt man nicht auf die Nachwelt! Dieses Wort enthält viel Wahres. Jean Paul, Tieck, ja sogar der große Walther Scott sind diesem schweren Gepäck erlegen, — Hauff mit seinen wenig umfangreichen „sämmtlichen Werken" wurde immer wieder von Neuem aufgelegt und gern in die Hand genommen; er, der in seinem Hauptwerke, dem „Lichtenstein," doch nur ein Nachahmer Walther Scotts gewesen war.

Neben diesem äußerlichen Grunde sind es aber gewiß auch innere Vorzüge, die dem jungen Dichter einen so großen Anhang verschafften und ihn auch heute noch genießbar erscheinen lassen.

Es ist vor Allem die Frische und Natürlichkeit seiner Darstellung, der gemüthliche Plauderton, über den er verfügt, dem man ohne jede geistige Anstrengung zuhören kann. Dann aber auch die tiefe, echte Gemüthlichkeit seines urdeutschen Wesens, die aus allen seinen Schriften zu uns spricht; der leichte glückliche Humor, die naive Fröhlichkeit und gesunde Lebenslust, mit der der Dichter die Welt anschaut. Die

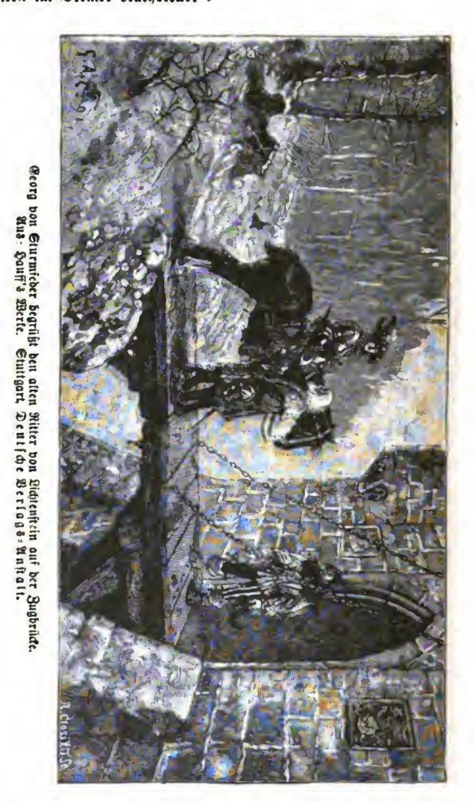


Eintritt Süß's und seiner Tochter auf den Maskenball. Aus: Hauff's Werke. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

jugendliche Persönlichkeit Hauffs mit seiner unverdorbenen Seelenreinheit und geistigen Frische kommt in seinen Schriften zum vollkommenen Ausdruck. Darum wirken sie auch hauptsächlich auf die Jugend und die breiteren Schichten des Volkes.

Wenn man bedenkt, daß die Schaffenszeit des Dichters kaum drei Jahre gedauert hat, so muß man erstaunen über seine Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit. Die Leichtigkeit, mit der er schuf, wäre ihm bei längerem Leben vielleicht verhängnißvoll geworden, so

aber hat der frühe Tod den Dichter vor jener Vielschreiberei bewahrt, der selbst viel größere Talente zum Opfer gefallen sind. Er wird auch noch ferner ein Liebling der Deutschen bleiben, der Dichter des „Lichtenstein", der reizenden „Märchen" und der „Phantasieen im Bremer Rathskeller".



Georg von Sturmfeder begrüßt den alten Ritter von Lichtenstein auf der Zugbrücke.
Aus: Hauff's Werke. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Das Unternehmen der „Deutschen Verlags-Anstalt" in Stuttgart, Hauff in einer Prachtausgabe mit Illustrationen berühmter deutscher Zeichner erscheinen zu lassen, kann daher nur mit großer Freude begrüßt werden, zumal die bisher vorliegenden Proben Vorzügliches versprechen. Wir behalten uns vor bei weiterem Vorschreiten des Werkes auf dasselbe zurückzukommen. e.

Leo N. Tolstoj's Gesammelte Werke.

Vom Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld. Lieferung I—IV. Berlin, Richard Wilhelmi.

Daß Graf Leo N. Tolstoj zu den interessantesten literarischen Erscheinungen der Gegenwart gehört, ist eine kaum noch bestrittene Thatsache, gleichzeitig aber wächst die Erkenntniß: Je eingehender man sich mit den Werken des Dichters beschäftigt, je tiefer man eindringt in die Gedankenwelt, die Tolstoj durch seine Werdekraft eröffnet, desto schwerer ist es über seine Eigenart das letzte Wort zu sprechen! Daß der russische Dichter, der in allen seinen bedeutendsten Schöpfungen sich Fragen der Zeit und der Menschheit zum Stoffe gewählt und sie in uneingeschränkter Drastik und mit dem vollen Muthe der Wahrheit behandelt, zu den modernen Realisten gezählt wird, ist ebenso erklärlich wie es gewiß ist, daß seine Beurtheilung eine einseitige geblieben, wenn man glaubt Tolstoj's Schaffen, seiner Natur nach, hierdurch völlig gerecht geworden zu sein. Tolstoj ist gleichzeitig Idealist bis zu einer äußersten Grenze, bis dahin, wo schon der Illusionär beginnt. Er neigt in seiner Askese häufig bis, wir möchten fast sagen, zu marottenhafter Ueberschwänglichkeit, und derselbe Dichter, der in absoluter Souveränität sich über alle durch Sitte und Herkommen gebotene Zurückhaltung hinwegsetzt, um Menschen und Lebensverhältnisse, die er charakterisiren will, in unbedingter Verständlichkeit klar zu legen, führt uns mit seinen Ueberzeugungen auch in jene Regionen, wo Empfindung Alles ist, und jede Vorstellung zur Allegorie wird. Vielleicht ist es gerade diese Proteus-Natur ohne Gleichen, die dem Einsiedler von Jasnaja Poljana das lebhafteste Interesse der Gebildeten aller Nationen zuwendet; seine große dichterische Bedeutung entspringt, nach unserem Dafürhalten, einer anderen Eigenschaft. Tolstoj besitzt die Gabe der Beobachtung in einem wahrhaft bewunderungswerthen, schier divinatorischen Umfange! Er ist ein meisterhafter Anatom der Seele, deren leiseste Regungen, jedes Zittern und Schwingen, Alles ist ihm offenbar; die allerintimsten Vorgänge, die wir, sei es aus irgend einer Scheu, oder — aus Eitelkeit, uns selbst nicht klar zu machen pflegen, dem genialen Blicke des Dichters entzieht sich nichts! Er erkennt Alles, er begreift Alles und zieht dann mit unerbittlicher Folgerichtigkeit die logischen Resultate. Leo Tolstoj mag als Künstler vom aesthetischen Standpunkte aus verschiedenartiger Beurtheilung unterliegen, als großartigen Psychologen, wird man ihn immer gelten lassen müssen! Es ist, als ob er mit einem „zweiten Gesicht" begabt wäre für alle Vorgänge im Menschenherzen, und wie er dann zu deuten und zu künden versteht, die Kraft und Leibhaftigkeit seiner Schilderungen, läßt ihn uns allein schon als einen Dichter von Gottes Gnaden erkennen. So ist uns das Unternehmen, seine gesammelten Werke, in eine methodische Reihenfolge zu bringen und in trefflichster Uebersetzung, dem deutschen Volke darzubieten, ein sehr willkommenes, weil wir überzeugt sind, daß trotz des Reichthumes unserer eigenen Literatur, die Werke Tolstoj's, in solcher Uebersetzung, d. h. so völlig dem Empfindungs- und Gedankengange des Dichters angepaßt, eine große Wirkung zum Guten ausüben können. Man lese doch nur die ersten Lieferungen dieser Gesammtausgabe, die unter der Bezeichnung: „Lebensstufen", „Kindheit" und den größten Theil des „Knabenalters" umfassen. Der Uebersetzer, Raphael Loewenfeld, belehrt uns, daß die „Lebensstufen" nach des Dichters Idee ein ganzes Menschenleben in der Form der Selbstschilderung behandeln sollten, daß aber dieser große Plan nicht gänzlich zur Ausführung gekommen, daß nur die „Kindheit" und das „Knabenalter" vollendet worden sind, während die Jünglingsjahre Fragment geblieben, und das Mannesalter überhaupt nicht geschrieben worden ist. Was uns aber von den ersten beiden Lebensabschnitten vorliegt, das läßt uns Tolstoj's hervorragendste dichterische Eigenschaften schon deutlich erkennen. Als Held der Erzählung wird uns zwar Nikolay Irteniew, ein junger Russe aus vornehmem Hause genannt, der uns autobiographisch berichtet, doch wird man nicht fehl gehen, wenn man hier eine Art von Beichte des Dichters selbst erkennt. Außerdem aber ist Nikolay Irteniew überhaupt ein Typus: der Typus eines Knaben der besten Kreise unseres Zeitalters. Da ist's denn wahrhaft erquicklich zu lesen, mit welcher Feinfühligkeit die seelischen Vorgänge in dem Kindesherzen geschildert sind; und wie Verkündigungen des absolut Wahren klingt es, wenn der Dichter von solchen Höhepunkten des Kindheitslebens spricht, wie sie häufig genug sich ereignen, und so selten

richtig verstanden und gewürdigt werden. Aus den kleinen Zügen, mit denen uns von des Knaben Abschied vom Elternhause, von seinen Empfindungen bei dem Tode, an der Bahre und beim Begräbniß der Mutter berichtet wird, sollen wir nicht nur deutlich des Dichters psychologische Meisterschaft erkennen, wir meinen, daß solche Schilderungen wirklichen didactischen Werth besitzen, und bedeutungsvolle Beiträge zum Studium der Menschenseele sind.

Es wird uns eine liebe Aufgabe sein, die weitere Folge dieser Gesammtausgabe der Tolstoj'schen Werke, immer mit directem Hinweis auf den Werth des gerade Gebotenen, verzeichnen und begleiten zu können. A. W.

Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel.

Herausgegeben von Karl Eggers. 2 Bände. Berlin, F. Fontane.

Selten wohl ist Künstlern so bald nach ihrem Tode eine gleich eingehende und liebevolle Lebensbeschreibung zu Theil geworden, wie sie die Brüder Eggers dem Meister Christian Rauch, Andreas Oppermann, dem großen Schüler Rauchs, Ernst Rietschel gewidmet haben. Zu beiden Werken — von der Rauch-Biographie erscheint fast gleichzeitig im selben Verlage der abschließende fünfte Band — gesellt sich nun als hochwillkommene Ergänzung der Briefwechsel der beiden Künstler, von Karl Eggers mit Unterstützung Oppermanns in umsichtigster Weise herausgegeben. Mit Recht weist der Herausgeber in seiner Vorrede darauf hin, daß ein Briefwechsel, wie der vorliegende, in der gesammten biographischen Literatur wohl beispiellos dastehen dürfte. „Einer der trefflichsten Künstler unserer Zeit beginnt denselben in seinem zweiundfünfzigsten Lebensjahre mit seinem um achtundzwanzig Jahre jüngeren Schüler und setzt ihn ununterbrochen achtundzwanzig Jahre hindurch in umfänglichster Weise fort bis zu seinem Lebensende." Die Stellung der beiden Meister in der modernen Kunst bringt es mit sich, daß ihre Briefe zugleich wichtige Beiträge zur Kunst- und Culturgeschichte ihrer Zeit sind. Ein Blick auf das sorgfältig angelegte Register zeigt uns, wie viele Personen und Verhältnisse hier mehr oder minder eingehend erwähnt werden. Aber auch über dieses rein historische Interesse hinaus bietet die Lectüre der stattlichen zwei Bände reichen Genuß. Denn sie eröffnen uns nicht nur den Einblick in das Schaffen und geistige Streben zweier hochbedeutender Künstler, sondern lehren uns in ihnen auch die trefflichsten Menschen hochachten und liebgewinnen. Wir sehen, wie aus den Beziehungen des dankbaren Schülers und Gehilfen zu seinem Meister im Laufe der Jahre sich ein auf gegenseitige Zuneigung und Hochschätzung begründetes Freundschaftsverhältniß entwickelt; wie der schüchterne Adept, der mit treuherziger Offenheit seine Atelierberichte an den abwesenden Lehrer schreibt, allmählich zum selbständigen Künstler heranreift, stets begleitet von dem herzlichen Wohlwollen und Verständniß des um so viel älteren Freundes. Hochinteressant ist es dabei zu beobachten, daß, während Rauch sich mit zunehmendem Alter immer mehr in einem eigenartig krausen, um Satzbau und Interpunction gänzlich unbekümmerten Stil verliert, die anfänglich unbeholfene Schreibweise Rietschels sich fortgesetzt glättet und vertieft, bis zu jener ungezwungen gemüthvollen, aber doch künstlerisch vollendeten Beherrschung der Feder, welche uns bereits in den köstlichen, der Oppermannschen Biographie einverleibten „Jugenderinnerungen" des Künstlers entzückt hat. — Somit sei diese Publication, welche der Herausgeber mit einer aus den Quellen geschöpften kurzen Darlegung der Beziehungen beider Künstler zu einander bis zum Beginn ihres Briefwechsels eingeleitet hat, als werthvoller Beitrag zur deutschen Briefliteratur der allseitigen Beachtung auf das Wärmste empfohlen. M. S.

Herzog Albrecht von Preußen.

Eine biographische Skizze. Festschrift zum 17. Mai 1890 von Karl Lohmeyer. Danzig, A. W. Kafemann.

Jeder Leser dieser kleinen Schrift — und wir wünschen ihr viele — wird den Eindruck haben, daß der Verfasser viel mehr über seinen Gegenstand weiß, als er giebt. Mit einer gewissen Kunst, weiß der Autor zu verhüten, daß die Fülle des Stoffes

die knappe Form nicht sprengt. Einer so reich begabten Individualität, einem von großen und schicksalsvollen Peripetieen erfüllten Leben auf dem spärlichen Raum von vier Druckbogen gerecht zu werden, das war schon an sich eine Aufgabe, der nur Wenige gewachsen sind. Und doch fehlt aus dem reich verschlungenen und eigenthümlich sich gestaltenden Lebensgeschick dieses Hohenzollern kein wesentlicher und charakterisirender Zug, und wem nicht, wie leider Vielen, bei der Behandlung vaterländischer Geschichte die Phrase Bedürfniß ist, der wird seine Freude haben an der schlichten und doch nicht trockenen Zusammenstellung der Ereignisse und Züge, aus denen sich das Lebensbild zusammensetzt, und wird diese sprechenden Thatsachen um so mehr würdigen, als sonst in unseren Tagen die Historiographie, wenn sie auf die Hohenzollern zu sprechen kommt, einen gewissen höfischen Beigeschmack verspüren läßt. Was Ranke gelegentlich einmal von der nur durch Friedrich den Großen durchbrochenen mittleren Genialität dieser Dynastenfamilie anführt, die es aber verstanden hat, durch unablässige Thätigkeit und Unterordnung unter die Pflichten ihrer Stellung ungewöhnliche Schöpfungen zu Wege zu bringen, das charakterisirt Albrecht ganz vornehmlich. Wir rechnen es unserm Verfasser hoch an, daß er, wenn schon voll Anerkennung der unermeßlichen Bedeutung, welche in Albrechts Anschluß an die reformirte Lehre, in der Säcularisirung Preußens, in der Gründung der Universität Königsberg, in der Schaffung einer Zuflucht für das protestantische Bekenntniß, in der Fort- und Durchbildung desselben durch eine lebensvolle, obschon nicht immer ansprechende Theologie, dennoch die Höhe der ethischen und politischen Eigenschaften seines Helden nicht übertreibt. Mit gebührender Gerechtigkeit läßt er den Eindruck empfangen, wie öfters, ja meistentheils die Umstände und Verhältnisse mehr den Herzog trieben und trugen, als von ihm als erster Ursache hervorgerufen wurden, wie er aber mit hartnäckiger Stetigkeit den Richtungen nachging, die in seiner innern Ueberzeugung Wurzel gefaßt hatten. Sowie aber der Herzog und sein Lebenswerk eins der Hauptfundamente des späteren preußischen Königsstaats gewesen sind, so waren sie auch der Ausgangspunkt für die von da an immer deutlicher werdende Abnahme und Verkümmerung der ungeheuren Machtfülle des polnischen Reiches. Einige Federstriche zur Andeutung des Verhältnisses der herzoglichen Schöpfung zu den beiden slawischen Oststaaten würde auch „die Skizze" ertragen haben. Sie fehlen nicht ganz, aber sie verlieren sich zu sehr in dem Farbenauftrag. Jedenfalls werden die Klarheit und Gedrungenheit der Darstellung dem Büchlein auch in weiteren Kreisen Freunde werben. C.

Bibliographische Notizen.

Die sittliche Weltordnung. Von Moriz Carrière. Zweite erweiterte Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Die neue Auflage unterscheidet sich von der ersten, welche vor 14 Jahren erschien, nicht in wesentlichen Stücken, sondern nur durch verschiedene Erweiterungen, die einigen Abschnitten zu Theil geworden sind. Doch machen wir auf das Erscheinen derselben aufmerksam im Interesse aller Derer, welche die erste Auflage kennen und mit Theilnahme die Schicksale eines Buches verfolgen, das eines nachhaltigen Eindruckes auf jeden gebildeten Leser sicher ist. Daß sich dies Werk zahlreiche Freunde gewinnen mußte, war begreiflich, da es die philosophischen Ansichten, welche der Münchener Aesthetiker und Kunsthistoriker in seinen vorangegangenen, verbreiteten Schriften vertrat, in systematischem Zusammenhange darstellt und wissenschaftlich, dabei aber allgemeinverständlich, zu begründen sucht. Sicher wäre es gerade für unsere Zeit ein nicht zu unterschätzender Gewinn, wenn die Stimme des geistvollen Vertreters einer idealistischen Weltanschauung von Neuem recht weithin vernommen würde.

W . . . e.

Geschichte des deutschen Volkes. Von David Müller. Dreizehnte verbesserte Auflage. Besorgt von Prof. Dr. Fr. Junge, Berlin. Franz Vahlen.

Eine Empfehlung des längst bewährten Buches ist überflüssig. — Neu sind bei dieser Auflage die historischen Karten, die an entsprechender Stelle in den Text eingefügt sind, für Jeden, der sonstige Hülfsmittel nicht hat, gewiß sehr erwünscht. Neu ist ferner, daß die Erzählung, welche früher mit dem Jahre 1871 abschloß, bis

zur Gegenwart, ja, bis zum Alters- und Invalidengesetz fortgeführt ist, ein Umstand, der vielleicht für alle „Klebepflichtigen" nicht ohne Interesse sein dürfte.
Wd.

Repetitorium der Geschichte der Philosophie. Von Dr. Raphael Koeber. Stuttgart, Carl Conradi.

Der jetzige Herausgeber von Schweglers altbekannter und bewährter „Geschichte der Philosophie" will in dem vorliegenden kaum 200 Seiten starken Buche dem Leser die philosophischen Hauptsysteme ihren wesentlichsten Punkten nach wieder in's Gedächtniß zurückrufen, indem er speciell die Studirenden, welche vor dem Examen stehen, im Auge hat. Hierbei wird nicht nur die Lectüre des Schwegler'schen Lehrbuches vorausgesetzt, sondern eine gleichzeitige und beständige Benutzung desselben durch die fortlaufenden Verweisungen darauf erfordert. — Nicht alle Theile sind gleichwerthig ausgefallen. Die Darstellung der alten Philosophie ist, obwohl ziemlich knapp, im Großen und Ganzen gut und übersichtlich, namentlich Sokrates und die 3. Periode (nacharistotelische Philosophie). In der Neuzeit — denn das Mittelalter ist nur durch eine tabellarische Uebersicht vertreten — verdienen die Einleitung zum Rationalismus und Descartes besondere Hervorhebung. Weiterhin sind die Systeme von Spinoza, Leibniz, Kant, Fichte, Schelling und Hegel eingehender dargestellt, am ausführlichsten, nächst Kant selbstverständlich, und mit unverkennbarer Vorliebe das des letztgenannten Philosophen, während für Schopenhauer und Hartmann nur auf Schwegler verwiesen wird. Im Allgemeinen ist es dem Verfasser wohl gelungen, dem schwierigen Stoff die nöthige Klarheit und Verständlichkeit zu verleihen. s. b.

Geschichte der deutschen Verfassungsfrage während der Befreiungskriege und des Wiener Congresses 1812—1815. Von W. A. Schmidt. (Aus dem Nachlaß herausgegeben von Alfred Stern. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Daß die Schrift „weit über den Kreis der Fachgenossen hinaus Beachtung verdient," darf man dem Herausgeber gern zugestehen, ob sie dieselbe finden wird, ist dagegen sehr zweifelhaft. Die Untersuchung ist nach Anlaß und Zweck zu kritisch gehalten, als daß auch andere Leute wie Historiker ein inniges Behagen dabei empfinden könnten, wenn sie dem scharfen, jedes Wort abwägenden Forscher in seine innerste Werkstatt zu folgen, in den Stand gesetzt werden. — Die allgemeine Bedeutung des Buches liegt darin, daß manche Urtheile in Treitschkes „deutscher Geschichte im 19. Jahrhundert" über Personen und Dinge gründlich berichtigt werden. So auch die — man möchte trotz Treitschke beinahe sagen — Mythe, daß Stein der Träger des deutschen Einheitsgedanken im modernen Sinne gewesen sei. Der große Staatsmann, so wird hier schlagend nachgewiesen, hatte durchaus nicht, weder 1812, noch auch später, eine immer klare Vorstellung von der zukünftigen deutschen Verfassung; wenn er bestimmte Gedanken in dieser Hinsicht hegte, so dachte er stets an das deutsche Kaiserthum vom 10.—13. Jahrhundert, alles Andere war auch bei ihm recht verschwommen und unklar. Mit dieser Berichtigung hängt auch der Zweck des Buches zusammen. Ohne daß es ausgesprochen wird, ist doch aus jeder Zeile herauszulesen, daß nicht begeisterte und begeistern sollende, nicht schillernde noch eine individuell gemodelte Geschichtsrhetorik die eigentliche Aufgabe des Historikers erschöpfe, sondern daß gerade auf dem so schwierigen Gebiete moderner Verfassungsfragen die unerbittlichen Gesetze historischer Forschung allein maßgebend sein sollten. — Man darf gespannt darauf sein, was Herr v. Treitschke zu dem Buche sagen wird. Wd.

Gymnasium und Universität. Von Eduard Zeller. Berlin, Hermann Paetel.

Der Stimme des hochverdienten greisen Gelehrten dürfte in Fragen der Schulreform wohl ein besonderes Gewicht beizulegen sein. Sicher ist wünschenswerth, daß die inhaltreiche, in sehr ruhigem Tone geschriebene Abhandlung, die zuerst in der „Deutschen Rundschau" erschienen ist, recht viele aufmerksame Leser finde. In keiner anderen Broschüre dürften so gründlich und anschaulich die Unzuträglichkeiten geschildert sein, welche sich nach Einführung einer „Doppelwährung" auf den Mittelschulen für den Hochschul-Unterricht ergeben würden. Vielleicht erscheinen hier und da die Ausführungen Zellers zu conservativ, da sie auf eine Vertheidigung des bestehenden, ja eine Zurückführung des älteren Vorrechts des humanistischen Gymnasiums hinauslaufen, welches allein geeignet sei, die richtige Vorbildung für die Universität

zu liefern. Aber die Mehrheitsbeschlüsse der Berliner Versammlung, auf welcher die radicalen Umstürzler so glänzend Fiasko gemacht haben, haben ihm Recht gegeben: und auf Grund dieser Beschlüsse ist ein gesunder, vorsichtiger Fortschritt möglich und zu erstreben. M.

Ariosto als Satiriker und italienische Portraits. Von S. Samosch, Minden i. Westfalen, J. C. C. Bruns.

Der Verfasser hebt in gewandter Darstellung die feine Ironie und Satire hervor, welche den Dichtungen Ariost's auch für unsere sonst wenig der Romantik zugeneigte Zeit einen eigenartigen Reiz verleihen. Es folgt ein Aufsatz über Torquato Tasso, und sodann vier italienische Schriftstellerportraits aus neuerer Zeit; Leopardi, Salvatore Farina, Matilda Serao und Antonio Fogazzaro. Alle diese Studien sind geistreich und anziehend geschrieben. dr.

Die Seehäfen des Weltverkehrs. Dargestellt von Josef R. v. Lehnert, Dr. Carl Zehden, Johann Holeczek, Dr. Theodor Cicalek und Alexander Dorn. Wien Volkswirthschaftlicher Verlag, Alexander Dorn.

Die Verfasser gingen von dem Gedanken aus, daß der überseeische Verkehr heute für jeden Staat, der in commercieller und industrieller Beziehung eine nur einigermaßen höhere Stufe erreicht hat, zu einer Wichtigkeit gelangt, wie er sie in gleichem Maße bisher nie besessen hat. Sie hielten es daher für nöthig, den Angehörigen des Handels- und Industriestaates die Möglichkeit zu verschaffen, ihre Kenntnisse auf dem Gebiete des Seeverkehrs zu erweitern und alle Factoren, welche hiebei einen wichtigen Platz beanspruchen können, fortgesetzt und aufmerksam zu beobachten. Nächst der Schiffahrt selbst spielen nun im Seeverkehr die wichtigste Rolle gerade die Seehäfen, die Pforten, durch welche der große internationale Verkehr geht, und auch die Knotenpunkte, um welche sich seine lebhafte Thätigkeit gruppirt.

Das vorliegende Werk, welches mit 400 Illustrationen und Hafenplänen ausgestattet sein wird, bietet nun dem Leser eine Reihe von Einzelschilderungen, welche aber doch insofern zu einem abgeschlossenen Ganzen aufgebaut sind, daß die Beziehungen der Handelshäfen unter einander ihre richtige Würdigung gefunden haben. Jeder Abschnitt enthält eine Schilderung der allgemeinen geographischen Lage, die Topographie der Stadt und ihrer Merkwürdigkeiten, eine kurze Skizze ihrer historischen und commerciellen Entwickelung, endlich statistische Angaben über Handel und Verkehr unter gleichzeitiger Berücksichtigung der wichtigsten Industriezweige des Ortes. Außerdem werden die betreffenden Küstenstriche und Meerestheile zwar kurz, aber richtig charakterisirt. Vor uns liegt zunächst der abgeschlossene erste Band, welcher alle wichtigeren Handelshäfen Europas, sowie auch der asiatischen und afrikanischen Küsten des Mittelmeerbeckens umfaßt; der zweite Band wird alle übrigen Handelshäfen behandeln und im Verlaufe des nächsten Jahres fertiggestellt sein. Die sehr guten Abbildungen sind durchweg Original-Holzschnitte von saubersten Arbeit. Die Lecture des Buches empfiehlt sich somit nicht blos für die Interessenten des Handels- und Gewerbestandes, sondern auch für Jeden, der sich über die geographischen Verhältnisse der Handelsplätze belehren lassen will. hj.

Tausend und ein Tag im Occident. Von Ernst von Hesse-Wartegg. Leipzig, Carl Reißner.

In einem zweibändigen Werke veröffentlicht Hesse-Wartegg, dieser vorzügliche Kenner Amerikas, dessen vor einigen Jahren erschienenes Buch über diesen Erdtheil wohlbegründete Anerkennung fand, eine Reihe von Aufsätzen über das Culturleben in der neuen Welt, die obgleich in inhaltlichem Zusammenhang mit einander verbunden, doch jeder für sich ein abgeschlossenes Ganzes bilden. Der Verfasser verwahrt sich hinsichtlich des von ihm gewählten Titels dagegen, daß der Leser etwas Aehnliches erwarte, wie dies Bodenstedt in seinem Werke „Tausend und ein Tag im Orient" geschildert hat, oder gar einen Anklang an jenes poetischste aller Märchenbücher „Tausend und eine Nacht". Der Titel ergab sich aus der einfachen Thatsache, daß des Autors Streifzüge jenseits des großen Wassers, ungefähr dem Zeitraum von tausend und einem Tage entsprechen. Wer würde auch von dem nüchternen, dollarjagenden Amerika Schilderungen erwarten wie von dem märchenhaften, träumerischen Orient? Dennoch liest sich Manches in dem Buche, obgleich ein Ausfluß der materiellsten Thatsachen, wie ein Märchenwunder, so z. B. das plötzliche, geradezu fieberhafte Emporwachsen

von Städten an Orten, wo die moderne Schatzgräberei Gold in der Erde entdeckt hat, sei es in der Gestalt dieses edlen Metalls selbst, oder in der nicht minder werthvollen von Petroleum-Quellen; — auch manche Werke amerikanischer Ingenieurkunst grenzen an das Wunderbare, wie ja überhaupt der Erfindungsgeist nirgends so eifrig ist, wie in jenem Lande der Zukunft. Wer sich über amerikanische Zustände in leichter, feuilletonistisch-anmuthiger Form unterrichten lassen will, belehren und dabei unterhalten, dem empfehlen wir die Lectüre von Hesse-Wartegg's Werk. mz.

Geschichte der Nordamerikanischen Literatur von Karl Knortz. Zwei Bde. Berlin, Hans Lüstenöder.

Der Verfasser, der sich bereits durch eine Anzahl von Schriften und Dichtungen, die größtentheils das amerikanische Leben zum Gegenstand haben, vortheilhaft bekannt gemacht hat, bietet hier in zwei stattlichen Bänden eine auf gründlichsten Studien und reicher Sachkenntniß beruhende Geschichte der Nordamerikanischen Literatur von ihren Anfängen bis auf unsere Zeit. Das Werk ist vortrefflich geschrieben, frei von Trockenheit, ohne in's Ueberschwängliche zu verfallen. Man liest es mit Wohlbehagen von Anfang bis zu Ende und fühlt angenehm heraus, daß hier nicht nur ein Kritiker, sondern auch ein selbstschaffender Dichter zu uns spricht. Die äußere Ausstattung ist vortrefflich. Das Werk sei allen Literaturfreunden auf's Angelegentlichste empfohlen. e.

Italien. Schilderungen alter und neuer Dichter, zusammengestellt von Franz Eyssenhardt. Hamburg, Lucas Gräfe.

Die Aufgabe, die sich der kunstsinnige Verfasser in dem vorliegenden Buche gestellt hat, ist einfach: es ist eine geographisch geordnete Zusammenstellung der auf Italien bezüglichen lyrischen Dichtungen alter und neuer Zeit, also ein poetischer Bädeker, in der alta Italia beginnend und in Sicilien schließend, recht geschmackvoll und hübsch ausgestattet, mit über dreihundert Nummern. Wir finden ein wenig Griechisch, recht viel Latein, Beides mit beigefügter Uebertragung, eine stattliche Reihe von italienischen Verherrlichungen des schönen Vaterlandes, von Dante bis Giusti, ferner Byron, Goethe, Platen ꝛc. Sogar einigen Spaniern begegnen wir auf dieser Vergnügungsreise, aber auffallender Weise nicht einem Franzosen — ist dies persönliche Abneigung des Herausgebers, oder bewußter Teutonismus? M.

Abriß der Entwickelungsgeschichte der Oper, mit literarischen Hinweisen. Von Emil Krause. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G., vorm. J. F. Richter.

Das kleine Werk (130 S. u. 8⁰) kann zwar musikwissenschaftliche Bedeutung nicht beanspruchen, wird aber demjenigen, welcher sich durch die Lectüre einiger Stunden über die Entwickelung der Oper orientiren will, Belehrung und Anregung bringen. Einige Mängel und Irrthümer seien hervorgehoben. Die ersten Bestrebungen zur Gründung eines neuen Styls im Hause des Grafen Bordi zu Florenz. 1590—1600, fußten nicht, wie der Verfaßer anzunehmen scheint, auf den alten Mysterien und Schäferspielen, sondern lehnten sich bewußt an die classische Tragödie an. Sehr vermisse ich die Mittheilung der Principien, von welchen die ersten Componisten des neuen Styls ausgingen, niedergelegt in den Quellen, insbesondere Caccinis „Nuove Musiche", Marco di Guyldanos „Dafne", „Peris" „Euridice", und der Art und Weise der Aufführungen der ersten Opern. Monteverde und Scarlatti sind nur mit je einer Oper (Orfeo bez. la Rosaura) genannt!! Die weitere Darstellung verliert an Uebersichtlichkeit dadurch, daß die Materie nicht dem innern Zusammenhange nach, sondern in äußerlicher Weise, nach Nationen, eingetheilt ist. Von einer nationalen Oper war im 17. und 18. Jahrhundert noch nichts zu spüren. Der Einfluß der italienischen, insbesondere neapolitanischen Schule war so vorwiegend, daß man, von Gluck und Lully allenfalls abgesehen, bis Mozart eigentlich nur von einer kosmopolitischen Oper auf italienischer Basis sprechen kann. So kommt es, daß manche Componisten ohne Rücksicht auf ihren wechselseitigen Einfluß gesondert besprochen werden (z. B. Mozart und Cimarosa). Die deutsche Oper, soweit sie an Mozart unmittelbar anlehnt, ist recht lückenhaft, so sind Winters „Zauberflöte" (Labyrinth), Wranitzkys Oberon, „Wenzel-Müllers" „Das neue Sonntagskind", Opern die ihrer Zeit Furore machten, u. a. m., unerwähnt. Erschöpfend behandelt scheint die neuere Zeit von Weber an bis auf die Gegenwart. Verdienstlich sind die Hinweise auf verschollene Werke, z. B. Jensens „Erbin

von Montfort", dankenswerth endlich die Angaben moderner Ausgaben älterer Werke.
H. G.

Ueber Sänger und Singen. Von Victor Rokitansky. Wien, A. Hartleben.

In diesem Buche hat der Verfasser, einer der ersten Gesangsmeister Wiens, nicht etwa eine Methode schreiben wollen — seine Methode ist diejenige der alten italienischen Meister — sondern in einer auch dem Laien verständlichen Manier die langjährigen Erfahrungen seiner Sanges- und Lehrpraxis niedergelegt. Wenn nun auch schon so Manches von dem, was der Verfasser über Unterricht im Allgemeinen und Technik im Besonderen erzählt, vor ihm von Meistern alter und neuer Zeit gelehrt wurde, so findet sich doch Vieles von hohem Interesse, und auch das bereits früher Gelehrte immer wieder zu sagen, ist solange ein Verdienst, als es nicht auch in der Praxis zu unverrückbarer Geltung gelangt ist. Und leider wird in der Gesangskunst noch heute gefehlt gegen Satzungen, welche theoretisch seit Jahrhunderten feststehen. Schon die alten Meister (Tosi) betrachten die Nachahmung eines guten Vorbildes als wichtigste Bedingung für den Unterricht. Heutzutage geben meist Capellmeister, nicht Sänger Unterricht! Auf Einzelheiten einzugehen ist mir versagt; hervorgehoben seien die trefflichen Bemerkungen über Stimme, Register, methodisches Ueben (ohne Instrumentenbegleitung!) Einsingen der Stimme, Coloratur und ihrer Bedeutung für die Stimmbildung, über das Athmen, Legato u. s. w. Des Verfassers Vorschriften über Portamento, welche er für durchaus neu hält, finden sich schon in einer französischen Schule vor 1679 (Bacilly, l'art du chant) für den Port de voix. Das Heraufschlagen des Tones (cercar il tuono) ist schon von Caccini (1600) als „banal" bezeichnet und schleppt sich als eine ewige Krankheit von Geschlecht auf Geschlecht fort! Nicht beistimmen kann ich der Verbannung der Sprachphysiologie aus dem Unterricht. Die Lautlehre wenigstens der deutschen und italienischen Sprache, der Vocalismus und Consonantismus derselben ist eine nöthige Hilfswissenschaft. Sehr gut lesen sich die Capitel: Auffassung, Nüance und die Aphoristica. Des Verfassers Begeisterung für Alice Barbi kann ich nicht theilen. Ich kann Hanslick nur zustimmen, wenn er ihr vom deutschen Lied abräth. Das Buch schließt mit einer entbehrlichen Abhandlung über Diaet des Sängers. — In einer Zeit des Niederganges des bel canto wird dieses Buch, welches seine Wiederbelebung anstrebt, allen Freunden der Gesangskunst höchst willkommen sein! G.

F. A. von Kaulbach. Eine Auswahl von 30 der bedeutendsten Werke des Künstlers in Heliogravüre und Phototypie. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann.

Die Werke F. A. von Kaulbachs haben durch ihre virtuose malerische Behandlung und den vornehmen Geschmack der Auffassung sich längst allgemeine Beliebtheit erworben. Das Unternehmen der Verlagsanstalt, nach einer vom Künstler selbst getroffenen Auswahl dreißig seiner hervorragendsten Gemälde durch angemessene Reproductionen auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, wird daher auf allgemeine Theilnahme rechnen können. In der Auswahl der Blätter ist das Hauptgebiet von Kaulbachs Schaffen, das Portrait, ebenso berücksichtigt wie seine poesievollen Compositionen figürlicher und landschaftlicher Art, sowie die humoristischen Eingebungen der Künstlerlaune Aufnahme gefunden haben. Ueber die Vortrefflichkeit der Ausführung und die geschmackvolle Ausstattung brauchen wir bei dem wohlbegründeten Rufe der Verlagsanstalt kein Wort zu verlieren. M. S.

Ein Traum im Atelier. Von Carl Lang. Mit Abbild. von Alexander Rudolph Grünenwald. München, Theodor Ackermann.

Ein etwas weitschweifig erzähltes culturhistorisches Märchen, das an die Geschichte eines alten Barometers anknüpft. Durch die eingestreuten, zum Theil ganz hübschen Lieder und die sauberen Illustrationen erhält das anspruchlose Büchlein ein gewisses Interesse. M. S.

Der Küster von Horst. Roman von August Becker. 2 Bde. Jena, Hermann Costenoble.

Der neueste Roman des kürzlich verstorbenen Dichters gewährt eine hochinteressante Lectüre. Tief hinein in das öde Haideland zwischen der Weser und Niederelbe werden wir geführt; in farbenfrischer Anschaulichkeit wird das eigenartige Land mit seinen eigenartigen Leuten geschildert, und Alles ringsum erscheint uns wie plastisch gestaltet und beseelt durch echte

dichterische Schöpferkraft. Hier, in einem kleinen Dorf, mitten zwischen Moor und Haide, hat sich einst ein grausiger Vorfall zugetragen. Ein Mord war unter eigenartigen Umständen geschehen, hatte seine Schauer und seine Schatten tief hinein in die Zeit geworfen, und weil er ein Geheimniß geblieben war, konnte der Pfarrer von Horst, der eigentliche Held der Handlung, der sich einer indirecten Mitschuld an dem traurigen Ereigniß zieh, eine tiefe Umdüsterung nicht verscheuchen, und war ein alter, stiller Mann dadurch geworden. Es ist geradezu eine psychologische Meisterleistung, wie das Glauben und Zweifeln, das Hoffen und Fürchten in dieser Mannesseele geschildert ist. — Durch welche wunderbaren Zufälligkeiten endlich Alles entdeckt und aufgeklärt, und der Küster von Horst als Mörder erkannt wird, das erzählt uns hauptsächlich das Buch; wir lauschen oft in athemloser Spannung und folgen auch den einzelnen Episoden mit regster Antheilnahme — kurz, August Becker weiß uns auch dieses Mal zu fesseln, zu interessiren und zu belehren, wie in seinen besten Dichterwerken sonst.

A. W.

Phantasien und Märchen. Von Isolde Kurz. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Die Tochter Hermann Kurz' hat sich als Dichterin und Novellistin des Namens, den sie trägt, in vollem Maße würdig erwiesen. Die im vorliegenden Büchlein enthaltenen Märchen zeichnen sich durch originelle, tiefe Grundgedanken, hübsche poetische Einkleidung, graziösen Humor und schlagende Ironie aus. Das Büchlein ist als eine werthvolle, Verstand und Gemüth anregende Gabe einer Dichterin und Denkerin zu bezeichnen.

O. W.

Lustige Geschichten. Von Hans Arnold. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

Der Humor der Verfasserin giebt sich zwar — im wahren Sinne des Wortes — nur mit Kleinigkeiten ab; aber da er ohne jede Prätension, ungezwungen und natürlich auftritt, macht er einen recht liebenswürdigen, wohlthuenden Eindruck. Das eigentliche Gebiet der Verfasserin ist die Schilderung der Kinderwelt, für deren Thun und Treiben, Ideengang und Gefühlsleben sie ein überraschendes Verständniß zeigt und die sie von ihrer ergötzlichsten Seite mit Glück zu erfassen weiß. Wo sie über diese kleine Welt hinausgeht und es unternimmt, komische Charaktere oder Situationen erwachsener Personen zu schildern, wie in „Eine kleine Vergnügungsreise", läuft ihr Humor Gefahr, bald an der Klippe der Schablonenhaftigkeit, bald an der der Caricatur zu scheitern. Doch wir legen damit einen strengeren Maßstab an diese harmlosen Geschichten, als nöthig und billig ist. Jedenfalls erfüllt das Buch ganz, was sein Titel verspricht. Es sind in der That „lustige" Geschichten, die es bietet, welche uns eine angenehme, heitere Stunde bereiten und durch manche gute Beobachtung überraschen.

O. W.

Die Falkner vom Falkenhof. Roman von Eufemia Gräfin Ballestrem. Dresden, Verlag des Universum, Alfred Hauschild.

Das neueste Werk der Gräfin Ballestrem ist ein nach altbewährtem Recept zusammengestellter Roman. Sowohl in der Heldin mit goldrothem Haar, welche ob eines ihr zugefallenen Erbes von einem mißgünstigen Verwandten mit Gift und Pistole heimtückisch verfolgt wird, als auch in dem alten Familiengespenst, welches einst die Züge und den Namen jener Heldin getragen hat und aus erklärlicher Sympathie ihre Namensschwester vor allem Ungemach im Traume warnt, wird man unschwer alte Bekannte wiederfinden. Schließlich wird die vielgeprüfte Erbin, welche nebenbei das musikalische Genie eines Beethoven oder Mozart besitzt, mit dem Manne ihrer Wahl, einem Vetter vereinigt, was übrigens nach einer Prophezeihung der Ahnfrau nicht anders kommen konnte und durfte, damit das alte Geschlecht der Falkner vom Falkenhof nicht aussterbe. Und nachdem die Dynastie durch die Geburt eines Erben gesichert ist, kann der Leser das Buch beruhigt aus der Hand legen. Ein Verdienst der Verfasserin ist es, die Lectüre dieses Romanes, trotz der allzu abgebrauchten Figuren und Situationen durch ihre routinirte Geschicklichkeit zu einer recht interessanten gemacht zu haben.

mz.

Der Brandstifter. Roman aus dem Pariser Leben. Von Pierre Sales. Deutsch von E. Neumann. 2 Bde. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

Pierre Sales ist ein äußerst gewandter Erzähler von einer Erfindungsgabe, wie

man sie gegenwärtig sehr selten antrifft. Es giebt sicher wenig Romane, die von Anfang an den Leser so fesseln, ihn in so ununterbrochener, sich beständig steigernder Spannung erhalten und ihn so befriedigend entlassen, wie Sales' Brandstifter. Die Fäden der an Effecten und Ueberraschungen, die aber alle genügend vorbereitet und motivirt sind, reichen Handlung sind so kunstvoll verschlungen und werden mit einer so frappirenden Geschicklichkeit wieder gelöst, daß der Leser beständig in Athem erhalten wird. Nicht unterlassen wollen wir, hervorzuheben, daß der Roman durchaus decent gehalten und als Familienlectüre bestens zu empfehlen ist, was bei einem französischen Roman besonders zu betonen nicht unnöthig ist. O. W.

Deutsch und Welsch. Ein Kampf um Lothringen. Von Gräfin Baudissin. Leipzig, Georg Böhme Nachfolger.

Ein historischer Roman aus den letzten Zeiten des Herzogthums Lothringen; doch sind es weniger die politischen Vorgänge, als die socialen Zustände der höheren Stände in jenem deutschen Grenzlande welche die Verfasserin in ihrer Erzählung veranschaulicht. O.

Doctor Lomnitz. Das Geheimniß der Rupertsburg. Zwei Novellen. Von M. Corvus. Breslau, Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

Der Ruf, welchen sich M. Corvus als Romanschriftsteller und Novellist erworben hat, wird durch seine beiden neuesten Schöpfungen befestigt und erhöht werden. Namentlich die erste kürzere Novelle verdient schon durch das schwierige bedeutungsvolle Problem, das der Verfasser mit kühnem Griffe erfaßt und in fesselnder Darstellung behandelt, die größte Beachtung. — Das der zweiten, breiter ausgeführten Novelle „Das Geheimniß der Rupertsburg“ zu Grunde liegende Motiv kann sich zwar an tiefer principieller Bedeutung und allgemein menschlichem Interesse nicht mit der Idee der ersten messen. Die Geschicke eines kleinen fürstlichen Hauses dürfen heute nicht eine gleiche Theilnahme beanspruchen, wie der Conflict zwischen Menschlichkeit und Berufspflicht, den Doctor Lomnitz durchkämpft. Aber die Handlung ist so geschickt aufgebaut, die Entwicklung der Charaktere und ihrer Leidenschaften so wahr und psychologisch fesselnd, das Ganze so spannend anregend und in der Form so abgerundet, daß der Leser beständig den Geist und die Hand eines Meisters erkennt. O. W.

Die Wiedergeborenen. Erzählungen von J. J. David. Dresden. Heinrich Minden.

Bei der Verleihung des Gesammttitels, unter welchem der Verfasser die sechs Erzählungen dieses Buches vereinigt hat, schwebte ihm gewiß jene Stelle des Neuen Testaments vor, welche von der Wiedergeburt des Menschen handelt: „Es sei denn, daß der Mensch von Neuem geboren werde“ u. s. w., sowie die nähere, von Christus gegebene Interpretation dieses Wortes. In der That drehen sich diese Erzählungen um eine geistige oder moralische Wiedergeburt; sie gehen von dem Gedanken aus, daß oft der eigentliche innerste Kern des Menschen durch die Macht äußerer Umstände nicht zur Entfaltung kommt, ja, daß er sich oft in einer seiner angeborenen Seelenanlage entgegengesetzten Richtung entwickeln und in einer ganz anderen Lebensanschauung wer weiß wie lange beharren kann, bis ein Zufall in entscheidender Weise umgestaltend auf ihn einwirkt, so daß die in ihm so lange im Schlummer gelegenen Kräfte plötzlich mit elementarer Gewalt, alle Schranken zertrümmernd, sich Bahn brechen. Derartige Fälle verkörpern Erzählungen wie „Der neue Glaube“, „Die Tochter Fortunats“. Andererseits kommt es aber auch häufig vor, daß ein trügerisches Sehnen den Menschen plötzlich erfaßt und aus dem gewohnten, ihm angemessenen Lebenskreise zu verführen droht, bis ein entscheidendes Ereigniß ihm die Augen über seinen Wahn öffnet und ihn auf die rechte Bahn zurückführt, wie es dem biederen Bildschnitzer, der gern ein zweiter Michel Angelo werden möchte, in der Erzählung „Olivenholz“ geht. Weder in dem ersten, noch in dem zweiten Sinne scheint uns der Haupttitel auf die Erzählung „Gold“ mit Fug verwendbar; denn hier tritt gerade die Wiedergeburt nicht ein; der Held geht an seinem Wahn zu Grunde, ohne von ihm geheilt zu sein. — Der Verfasser hat mit seinem Roman „Das Höfe-Recht“ die wohlwollende Anerkennung der Kritik gefunden, auch diese Novellen verrathen ein Talent, das eigene Wege wandelt. Die Darstellung zeichnet sich durch Schlichtheit, Kraft, Anschaulichkeit und einen Laconismus aus, der oft mehr

als alle Beredsamkeit wirkt. Mitunter scheint uns aber diese Methode des Verschweigens und Errathenlassens zu weit getrieben. Der Verfasser läßt mehr die Thatsachen sprechen, als die durch sie erzeugten oder sie erzeugenden Seelenbewegungen. Eine so ungeheuere, fast unbegreifliche Wandlung, wie sie z. B. Herr Aestuarius in „Der neue Glaube" durchmacht, verlangt unbedingt eine ganz ausführliche, sorgfältige Seelenmalerei, wenn wir an sie voll glauben sollen; einzelne Andeutungen genügen hier nicht. Die Erzählungen spielen sämmtlich im Mittelalter oder um die Wende desselben, sollte sich nicht auch ein modernes Gewand für derartige Probleme, wie sie hier behandelt sind, eignen? O. W.

Bibliothek der Gesammt-Literatur des In- und Auslandes. Halle a. d. Saale, Otto Hendel.

Ein neues buchhändlerisches Unternehmen, das sich rasch und mit voller Berechtigung viele Freunde erworben hat. In hübscher Ausstattung, mit gutem Druck werden hier zum Preise von 25 Pfg. das Heftchen, hervorragende Werke aus allen Literaturen geboten. Jedes Heft ist mit einem Bildniß des betreffenden Verfassers geschmückt und enthält eine kurze biographisch-literarische Einleitung aus sachkundiger Feder. Wer auf billige Weise zu einer gediegenen Bibliothek gelangen will, dem wird durch dieses Unternehmen die beste Gelegenheit dazu gegeben. n.

Die Geister vom Körnberg. Ein Sang von Einst und Jetzt. Von E. Mießner. Berlin, A. Senff.

Eine jener zahlreichen epischen Dichtungen mit lyrischen Einlagen, wie sie Julius Wolff in Mode gebracht hat; zwar führt uns dieselbe nicht, wie es Wolff mit Vorliebe thut, in die Zeit der Butzenscheiben; im Gegentheil, die Haupthandlung spielt in der Gegenwart, und wenn der Verfasser in einer eingeschobenen Episode uns in mittelalterliche Zeit führt, so thut er dies nur, um sie in Beziehung zur Gegenwart zu bringen und zu zeigen, daß die finsteren Gewalten, welche Geist und Herz in Fesseln schlugen, zwar auch heute noch mächtig sind, aber doch nicht mehr den Sieg über den muthig kämpfenden, freiheitsdurstigen Geist erringen können. Während so in dem „Sange von Einst" das liebende Paar durch elterliches Machtgebot und kirchlichen Geisteszwang zu Grunde gerichtet wird, kommt in dem „Sange von Jetzt" das Liebespaar, dessen Schicksal im Uebrigen zu dem des ersteren Analogien bietet, schließlich doch an das ersehnte Ziel. Daß der Stoff dem Verfasser reiche Gelegenheit zu Tiraden gegen Pfaffentrug und Geistesknechtschaft bot, ist aus dem Gesagten leicht zu errathen; und an diesen Stellen, wo die Tendenz sich unverhüllt zeigt, belebt ein etwas kräftigerer Pulsschlag die farblose Dichtung, die über die poetische Dutzendwaare nicht hervorragt. Hätte der Verfasser das Alles nicht ebenso gut in Prosa sagen können? Einzelne der eingestreuten Lieder wie: „Wir fühlen die Kraft wie den würzigsten Wein durch die Adern, die jungen, uns rollen" u. s. w. haben uns noch am meisten angesprochen. O. W.

Der Konsul. Vaterländischer Roman aus unseren Tagen von Fr. von Bülow. Berlin, F. Fontane.

Ein vaterländischer Roman, der in einer Hafenstadt am Indischen Ocean in Afrika spielt, das bedeutet also einen colonialpolitischen Roman allerneuesten Datums! Dieser Voraussetzung entspricht auch der Inhalt. Der Verfasser will uns den „Furor consularis" von seiner menschlich begreiflichen und sympatischen Seite zeigen; er selbst steht zwar durchaus nicht mit kühler Objectivität über den Parteien, sondern ist im Herzen eifriger Colonialschwärmer, dennoch gipfelt die Tendenz seines Buches in dem Grundsatz, daß der wahre Patriotismus nur im Drangeben des eigenen Ichs besteht, in der Unterordnung unter das Ganze dient man seinem Vaterlande am Besten. Das Leben in der afrikanischen Hafenstadt ist recht ansprechend geschildert, wir begegnen dort Typen aller europäischen Nationen, welche durch ihre Mischung mit den exotischen Elementen an eigenartigem Reiz gewinnen. Abgesehen von dem etwas sentimental verwäßserten Schlusse, hat uns die Lectüre des „Konsul" durchaus angesprochen. mz.

Il mio poema. Von Pietro Rodolfi Bolognesi. Florenz, Successori le Monnier.

„Brani d'un diario" (Bruchstücke eines Tagebuches) nennt der Verfasser das in Rede stehende, nur einen kurzen Band umfassende Opus. Dasselbe erzählt in vierzig Gesängen von Leid und Freud' einer hochgesinnten Dichterseele. Nicht

was er erlebte, sondern wie er Erlebtes und Geschautes in sich aufnahm, wie es ihn bald beseeligte, entmuthigte oder läuterte, sagt er uns. Alle Beziehungen des Lebens weiß er in seinen Gesichtskreis zu ziehen, alle Saiten des Geistes und Herzens, die seit den Tagen des Aristoteles die Menschenbrust bewegten, anzustimmen; und die an herrlichen Naturschilderungen und treffenden Vergleichen überaus reiche Sprache erhebt sich an vielen Stellen — so namentlich im 5. Gesang (de amicizia) im 20. (scaturigini Quellen), im 31. (tenebre e luce) zu hohem Schwung.

Was die Form betrifft, so wählte Bolognesi einfache sechsfüßige Zeilen, ohne Strophengliederung und Endreim. Wer an die musikalisch volltönende Reimsprache italienischer Ritornells oder Alexandriner gewöhnt ist, den wird die etwas spröde Redeweise anfangs befremden; jedoch liest man sich ungemein rasch in die dem vorwiegend lyrisch-dydaktischen Charakter des Werkes trefflich angepaßte Form ein. Soll „il mio poema" in eine bestimmte literarische Kategorie eingereiht werden, so regt es entschieden zu Vergleichen an mit älteren Werken, wie: „Die Psalmen und das Hohelied der Hebräer", „Dante's göttliche Komödie", „Bacon's essays on man" sowie an einige Klopstock'sche Oden; jedoch ohne die Symbolik früherer Tage und dem Leben der Gegenwart Rechnung tragend. Philosoph und Dichter streiten um die Palme, aber der Letztere behält schließlich die Oberhand, ist doch nach ihm:

„Des Lebens Endzweck ja die Liebe.
„Sein bester Inhalt Kunst und Poesie."

Das Ganze liest sich verhältnißmäßig rasch und verdient einen weiteren Leserkreis zu finden. M. S . . . n.

De Säck'sche Schweiz. Vaderländ'sche Reim- un Farwen-Boësien von Edwin Bormann un den Malern E. Schulz und M. Zoster. 1. Theil. Leipzig, Carl Jacobsen.

Diese jüngste poetische Gabe Edwin Bormanns erscheint in wirklich ansprechendem Gewande durch die glücklichen Darstellungen von Künstlerhand. Eine stattliche Reihe Zeichnungen, Ansichten der interessantesten Punkte aus der Sächsischen Schweiz, in charakteristischer Auffassung flott und frisch hingeworfen, nehmen die Hälfte von den 16 Blättern des zierlichen Bändchens ein und bilden mit den Versen zusammen ein recht gelungenes, harmonisches Ganze, das man ebensogut als Stimmungsbilder mit Text, wie als Gedichte mit Illustrationen bezeichnen könnte.

Die Verse bieten natürlich wieder den eigenartigen Humor von Bormanns sächsischen Dichtungen, jenen dankbaren Humor echter Dialectdichtung, in welcher durchaus nicht blos die bekannte Mundart, nicht aus dem Hochdeutschen übertragenes Sächsisch, vielmehr die unverfälschte Auffassung und Ausdrucksweise des naiv-selbstbewußten, spießbürgerlichen Bildungsphilisters mit der ihr eigenen unfreiwilligen Komik die unfehlbar packende Wirkung hervorbringt. Wer also den Verfasser auf seiner „gemiethlichen" Wanderung an den reizenden Ufern des Stromes, welcher „sich Elwe schreibt", begleiten will, der sieht sich gewiß in die heiterste Stimmung versetzt und freut sich unwillkürlich schon auf die Fortsetzung dieser „Poesien", welche durch den Zusatz „1. Theil" in Aussicht gestellt wird. Denn

„Was ä gebildeter Sachse is,
Gibbt nie dorch Säck'sch ä Aergerniß."

W . . . e.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Adler, G., Die Sozialreform und das Theater. Berlin, Walther & Apolant.

Art'l, St., Kritische Stunden. Schauspiel in einem Aufzuge. Dresden, E. Pierson.

Baumgarten, Fr., Italienische Frühlingstage. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.

Becker, K. J., Weltgeschichte. 3. Aufl. Neu bearb. v. W. Müller. Mit zahlreichen Illustr. u. Karten. Lief. 1. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

Berghoeffer, Chr. W., Die Einrichtung u. Verwaltung der freiherrlich Carl von Rothschildschen öffentl. Bibliothek während der Jahre 1887 bis 1890. Mit 3 Lichtdrucken. Frankfurt a. M., J. Baer & Co.

Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen. Hrsg. v. Falkenhorst. Lieferung 16—24. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

Bourget, P., Lügen. Roman. Autoris. Uebers. a. d. Französ. von A. Hanny. Budapest, G. Grimm.

Brard, W. J., Allerlei aus Albion. Leipzig, C. Reissner.

Branitz, Fr., Ahriman. Aus dem Nachlass eines Wahnsinnigen. Danzig, C. Hinstorff.

Brète, Jean de la, Mein Pfarrer und mein Onkel. Autoris. Uebers. a. d. Französischen von N. Rümelin. (Engelhorns allgem. Rom.-Bibliothek VII. Jahrg. Band 14.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Burkhardt, C. A. H., Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung 1791 bis 1817. (Theatralische Forschungen, herausg. v. B. Litzmann. Bd. I). Hamburg u. Leipzig, L. Voss.

Böhme, E., das Geheimniss des Orgelbauers. Histor. Roman. Dresden, E. Pierson.

Danz, W., Anna von Medici. Ein historisches Schauspiel in 4 Acten. Dresden, E. Pierson.
Drucker, L., Der Hypnotismus und das Civil- u. Strafrecht. Wien, Manz'sche Hof-Verlagsh.
Dukmeyer, Fr., Tolstoi, Prophet oder Popanz? Berlin, Ed. Rentzel.
Dürow, J. v., Strahlendorf u. Reetzow. 2 Bde. Leipzig, C. Reissner.
Ebersberg, J. S., Stammbuch-Aufsätze, Inschriften und Devisen für Denkmäler der Liebe und der Freundschaft. Erinnerungsblätter, Lebensansichten, Lehrsätze. 6. Aufl. Wien, A. Hartleben.
Eissler, H., Edelweiss. Lieder eines Bergfexen. Zweite Aufl. Wien, M. Breitenstein.
Engel, E., Ausgewiesen und andere Novellen. Dresden, Verlag des Univers. Alfr. Hauschild.
Eötvös, J. Freiherr v., Der Karthäuser. Roman. 2 Bde. 8. Aufl. Wien, A. Hartleben.
Fels, R. v., Und doch — abergläubisch! Roman. Dresden, E. Pierson.
Grüneberg, V., Martin Luther. Histor. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dresden, E. Pierson.
Henk, D. v., u. E. Niethe, Zur See. Mit Illustr. Lieferg. 10.11. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G., (vorm. J. F. Richter).
Holmblad, A. v., Professor Sylvan's junge Ehe und andere Novellen. Dresden, E. Pierson.
Hübner, A. Graf von, Ein Jahr meines Lebens. 1848—1949. Leipzig, F. A. Brockhaus.
Jellinghaus, H., Arminius und Siegfried. Kiel, Lipsius & Tischer.
Joachim, J., Die Brüder. Eine Volksgeschichte in zwei Büchern. 2 Bde. Basel, B. Schwabe.
Joachim, J., Erzwungene Sachen. Basel, B. Schwabe.
Kallusky, M., Phönix. Eine Dichtung. Dresden, E. Pierson.
Kingsley, Ch., Alton Locke, Schneider u. Dichter. Eine Autobiographie. Deutsch v. P. Spangenberg u. M. von Harbou. 2 Bde. Leipzig, F. A. Brockhaus.
Kleinwächter, Fr., Die Staatsromane. Ein Beitrag zur Lehre vom Communismus u. Sozialismus. Wien, M. Breitenstein.
Klencke, H., Hauslexikon der Gesundheitslehre für Leib und Seele. 8. Aufl. Lieferung 1/2. Leipzig, E. Kummer.
Krause, E., Abriss der Entwicklungsgeschichte der Oper mit literarischen Hinweisen. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G., (vorm. J. F. Richter).
Larcher, C., Physiologie der Modernen Liebe. Nachgelassene Fragmente, gesammelt und herausgegeb. v. seinemTestamentsvollstrecker Paul Bourget. Einzig autoris. Uebers. von O. Dittrich. Budapest, G. Grimm.
Lohmeyer, K., Herzog Albrecht von Preussen. Eine biogr. Skizze. Danzig, A. W. Kafemann.
Lorm, H., Die Geheimräthin. Novelle. (P. von Schönthan's Mark-Bibl. Band III.) Berlin, H. Conitzer.
Looss, E., Für's Album. Sprüche und Spruchgedichte. Zweite verm. Auflage. Wien, A. Hartleben.
Ludwig, O., Gesammelte Schriften. Lieferung 3 bis 6. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.
Menkes, H., Aus Roth-Russland. Zersplittert. Zwei Novellen. Dresden, E. Pierson.
Monrad, D. G., Aus der Welt des Gebetes. Deutsch von A. Michelsen. Gotha, Fr. A. Perthes.
Nansen, Fr., Auf Schneeschuhen durch Grönland. Autoris. deutsche Uebers. Mit 160 Orig. Abb. und 4 Karten. Lieferung 11—14. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Natge, H., Ueber Francis Bacons Formenlehre. Leipzig, B. G. Teubner.
Nepers, C., Die Schule und die sozialen Bestrebungen und Gedanken über die Reform der Schule, insbesondere der Volksschulen. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter.).
Niemeyer, K., Schulreden. Kiel, Lipsius & Tischer.
Ohlrich, H., Das Jubiläum. Schauspiel in vier Acten. Dresden, E. Pierson.
Programme des cours de l'université de Lausanne. Semestre d'été 1891. Lausanne, B. Benda.
Rolandslied, Das. Ein altfranzös Epos. Uebers. v. E. Müller. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter).
Ruseler, G., Dathans Zweifel. Ein alttestamentliches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Varel, J. W. Acquistapace.
Sauer, A., Akademische Festrede zu Grillparzers hundertstem Geburtstage. Prag, J.G. Calve'sche Hof- und Univ.-Buchhandlung.
Sommer, J., Madeleine. Schauspiel in drei Acten aus dem deutsch-französ. Krieg 1870/71. Freiburg i. B., Joh. Elchlepp.
Schott, S., Neue Gedichte. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Talleyrand's Memoiren, herausg. mit einer Vorrede und Anmerkungen vom Herzog von Broglie. Deutsche Original-Ausgabe von Ad. Ebeling. Fünftes Tausend. Erster Band. Köln, A. Ahn.
Taine, H., Die Entstehung des modernen Frankreich. Autoris. deutsche Bearbeitung von L. Katscher. DritterBand: Das nachrevolutionäre Frankreich. Erste Abth. Leipzig, Abel und Müller.
Theile, K., Bilder aus der Chronik Bacharachs u. seiner Thäler. Ein Stück rheinischer Orts- und Kirchengeschichte. Gotha, Fr. Andr. Perthes.
Tiling, W. v., Von dem Rechte u. dem Werthe der Gymnasialbildung. Eine pädag. Studie. Neue Ausg. Leipzig, G. Böhme Nachf.
Tiling, W. v., Die Liebe ist der Werth des Lebens. Leipzig, G. Böhme Nachf.
Trute, W., Gedanken und Stimmen des Herzens. Geistliches und Weltliches in Gedichten. Dresden, E. Pierson.
Ueber Rembrandt als Erzieher von einem Erzieher. Leipzig, Zangenberg & Himly.
Voss, R., Der Mönch von Berchtesgaden u. andere Erzählungen. (Engelhorns Allgem. Romanbibl. 7. Jahrg. Bd. 15.). Stuttgart, J. Engelhorn.
Wichmann, Fr., Dichtungen und Gedichte. Dresden, E. Pierson.
Wiesenbach, F., Die blinden Hessen. Eine sprachlich-historisch-heraldische Studie. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter.).
Wissmann, H. v., Meine zweite Durchquerung Aequatorial-Afrikas vom Congo zum Zambesi während der Jahre 1886 und 1887. Mit 92 Abbildungen nach Zeichnungen Hellgrewes und Klein-Chevaliers, sowie 3 Karten. Frankfurt a. O., Trowitzsch & Sohn.
Zmigrodzki, M. de, La question de la femme c'est la question de la mère. Paris, L. Sauvaitre.
Zapp, A., Ausserhalb der Gesellschaft. Schauspiel. Berlin, R. Eckstein Nachfolger.

In Vertretung des Herausgebers verantwortlicher Redacteur: Karl Jaenicke in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.


Band 57. — Heft 171.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Juni 1891.
15.
Jahrgang.
Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.



An unsere Abonnenten!

Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

können entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band LVII (April bis Juni 1891), wie auch zu den früheren Bänden I—LVI stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vorm. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LVII. Band. — Juni 1891. — Heft 171.

(Mit einem Portrait in Radirung: Fürstbischof Dr. Kopp.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.



Der kleine Lötz.

Novelle

von

G. von Lieres und Wilkau.

— Berlin. —



Da sitzen sie wieder in dem Zimmerchen, das der Wirth der Offiziers-kneipe für sie abgesondert hält in weiser Würdigung der Ehre, welche der kleine Stamm von Gästen in gesetzter Lebensstellung durch sein allabendliches Erscheinen dem Unternehmen anthut. Stabsärzte und Majors, verheirathete Hauptleute und ältere Junggesellen in doppelt Tuch. Manchmal auch einer im bürgerlichen Kleide darunter, aber der dann, wenn nicht ein Vetter, doch ein guter Bekannter von irgend Jemandem im Kreise, eine anerkannte Persönlichkeit und eingeführt in die Gesellschaft. Man ist unter sich in dem Zimmerchen mit den Filzuntersätzen und den Seideln auf dem blankbraunen Tisch. Man kann sich unterhalten, als ob da nebenan gar kein Saal wäre mit einem Hin und Her von Bekannt und Unbekannt, Lieutenants und Studenten, naseweiser Jugend und Fremden mit annoch unerforschtem Ursprung, Ziel und Gesinnung.

Das eben zieht sie an mit Allgewalt, diese Hauptleute, die auf die Compagnie, Compagniechefs, die auf den Stabsoffizier, Bataillonscommandeure, die auf den Etatsmäßigen warten.

Züschen, ein Tollkopf, wie er ist, hat einen heute in der „Kreuzzeitung“ befindlichen Artikel über Unteroffizierprämien in Erwähnung gebracht, und einen Sturm der Meinungen heraufbeschworen, und während die Anderen bereits mit mehr oder weniger Entschiedenheit ihre Ansicht und ihr letztes Wort geäußert haben, sind Issen und Pahlitz immer noch hart aneinander über den

Mustermann sonst für einen nicht angenehmen Herrn gilt; hart nach unten, nach oben unterwürfig, und mit einer allseitig wenig beifällig bemerkten, schon nicht mehr löblichen, Verehrung für dralle Dienstmädchen.

„Natürlich!" sagt Issen. Weiter nichts; auch das so sacht, daß die Anderen ihn verwundert ansehen.

Sanftmuth ist sonst seine Weise nicht. Er ist ein besonderer Kauz, der Herr von Issen. Ziemlich groß und entsetzlich mager. Beine, die entzweizubrechen drohen, eine Haut wie in der Sonne getrocknetes Leder, spitze Züge, Fuchsaugen, einen ausnehmend langen und dünnen Schnurrbart mit wehmüthig niedersinkenden Enden, eine schmale Stirn, krumme Haltung, ergrauendes Haar. Schön kann Issen selbst in seiner ersten Lenzesblüthe nicht gewesen sein. Er ist Hauptmann erster Klasse und Junggeselle. Ein Junggesell, der nicht in Gesellschaften geht. Wenn er sich nicht im Dienst befindet oder im Wirthshaus, sitzt er in seiner Klause, die sich dadurch auszeichnet, daß sie sich nie für einen andern Sterblichen gastlich öffnet. Wie es darin aussieht, darf sich nur die Einbildungskraft ausmalen.

Für das weibliche Geschlecht hat Herr von Issen ungefähr soviel Antheilnehmen wie für die Staatsverfassung der Lappländer. Das heißt gar keines. In seiner Zerstreutheit rennt er die hübschesten Mädchen beinahe über den Haufen, und er hat ein so schlechtes Gedächtniß für frauenhafte Anmuth, daß er neulich sogar verabsäumt hat seine Regimentscommandeuse auf der Straße zu grüßen.

Er ist kein Weiberhasser. Gott bewahre! Er steht auf dem Standpunkt vollkommener Gleichgültigkeit gegen das weibliche Geschlecht. Wenn er seiner Wirthin nicht monatlich die Miethe und seiner Waschfrau die Rechnung bezahlen müßte, würde er vielleicht vergessen, daß es überhaupt Frauen auf der Welt giebt.

„Ein schrecklicher Mensch!" flüstern die jungen Damen hinter ihm her. Das ist holden Kindern nicht zu verdenken, deren Sinn allerwege auf das Schöne gerichtet sein soll. Auch wagt die unternehmendste Ballmutter nicht den hartgesottenen Sünder anders als mit entsagungsvollen Blicken zu behelligen.

Denn man hat nie gehört, daß Issen einen Angriff anders beantwortet hätte, als indem er seinen Gegner nachdrucksvoll in den Sand streckte. Und ein derartiger Erfolg würde doch eine peinliche Lage für eine würdige ältere Dame bedeuten.

Er ist „Krakehler". Er hat nicht die schreckliche Eigenschaft immer selbstgehaltenen Reden zuhören zu wollen. Doch er vermag keine der seinen entgegengesetzte Ansicht zu hören, ohne sie anzugreifen, und keine der seinen entsprechende, ohne mit ausführlicher Begründung zu betonen, daß er das Gegentheil für verwerflich ansieht. Er hält nie den Mund zu dem, was ihm als unrichtig erscheint. Niemals. Gleichgültig dagegen, ob er mit seinem Einspruch die heiligsten Gefühle selbst eines Oberstlieutenants oder

Majors verletzt, geht er gleichsam wie ein krähender Hahn mit Flügelschlägen und Schnabelhieben los auf Alles, was ihm nicht daseinsberechtigt erscheint. Kurzum, er ist ein Sonderling in diesem Zeitalter des Strebertbums und der Liebedienerei.

Trotzdem wird sein Mißgeschick bei den Frauen, um das er wenig sorgt, durch Beliebtheit bei den Männern wettgemacht. Ja, Manche widmen ihm eine überschwängliche Hochschätzung, die ihn durchaus nicht angenehm berührt und die er gelegentlich mit ausgesuchter Deutlichkeit zurückweist.

Issen steht seine ganze Dienstzeit in demselben Regiment.

Wie weit er es noch bringen wird? Lieber Gott, wer will das wissen. Er selbst kümmert sich am wenigsten darum. Er geht seinen Weg, als habe er weiter keinen Lebenszweck als den, seine Meinung zu sagen und seinen Dienst zu thun, so lange man ihn denselben thun läßt, und ist stadtbekannt als ein seltsamer Hagestolz.

„Etwa nicht?" fragt Henner, indem er sich mit Festigkeit aufrichtet. „Etwa nicht?"

„Gewiß," sagt Issen. Wieder ist die ungewohnte Ruhe in seinem Ton. „Sie haben in Allem Recht. Es ist nur, ich war dabei, wie es kam.

„Und, Ihr Herren, war man dabei, sah man, wie so etwas zuging — wie nicht unter einem tragischen Geschick, (das als Einzelfall ginge noch an!) sondern aus einer unglücklichen Verkettung ganz alltäglicher Dinge ein hoffnungsvolles Leben zu Grunde geht — — dann ist das an sich so jammervoll, daß man den Teufel Lust hat, nachher noch tadelnde Leichenreden zu halten.

„Mir tritt es näher, wenn Einer an einer Lieutenantsliebe scheitert, als an einer Theaterverschwörung mit Dolchen und mit bengalischer Beleuchtung über dem Schlachtfeld."

„Sie sind eingeweiht?"

„Ich habe die Entwicklung miterlebt."

„Oh," spricht der Badenser, „das ist mir interessant zu hören. Ich hab' immer nur Gerüchte vernommen, und weil ich die Dame doch kenne. — Ich muß sagen, sie hat mir wohlgefallen und ich hab' nie begreifen mögen, wie so 'was hat mit ihr geschehen können. Sind Sie verpflichtet zu schweigen?"

„Ich? Durchaus nicht. Der Klatsch hat die Sache lange in schlimmster Fassung an die Oeffentlichkeit gebracht."

„Da bin ich neugierig," läßt Henner fallen.

Issen streift ihn mit kurzem Blick. „Gut, ich werd' erzählen," sagt er. „Aber vorher muß ich meinen Standpunkt retten, indem ich betone, daß ich die Geschichte selbst für unerhört halte. Für unentschuldbar und was Ihr sonst noch wollt."

Es zwinkert in Issens Gesicht. Er schlägt die Beine übereinander und beginnt:

„Laßt sehen, es ist nun zwölf, ja, fünfzehn Jahre her. Das junge Volk weiß nichts mehr darüber. Ihr Herren, soweit Ihr damals schon im

Regiment und überhaupt im Corps waret, werdet davon gehört haben, wie es in die Oeffentlichkeit drang. Ihr wißt, Fräulein von Rauh war einige Tage verlobt mit unserem vortrefflichen Hausner, da gab sie ihm den Ring zurück, und zu derselben Zeit erschoß sich der Lieutenant von Löß in seiner Wohnung. Auch ist es erwiesen, daß Fräulein von Rauh am Tage vorher den Lieutenant von Löß in seiner Behausung aufgesucht hat. Eine Menge Vermuthungen knüpften sich hieran; diese zwei Thatsachen waren festgestellt; gerade ausreichend, um neugierig zu machen wie, beim rechten Namen genannt, der Spectacel denn eigentlich zusammengehangen hat.

„Das war einfach genug.

„Das Stück spielte, das wissen Sie, in H., eine Bahnstunde von hier. Das Füsilierbataillon stand damals dort und ich in demselben, sowie auch Löß. Er war ein halb Jahr jüngerer Offizier wie ich und hat im Ganzen nicht voll drei Winter die Epauletten getragen. In den siebenziger Jahren traten wir Beide ein, in einer Zeit, als der große Krieg vorübergezogen war und der Gamaschendienst und das langsame Avancement wieder einsetzten; in dem Nest von H. gerade auch nicht erbaulicher als anderswo.

„Ein allerliebster Mensch war Löß. ‚Fischchen‘ nannten wir ihn mit Spitznamen. Bezeichnend für seine flinke Art wie für das Vergnügen, mit dem er im Strome des Lebens zappelte.

„(Er wurde überhaupt viel geneckt und ließ sich gut necken. Ohne daß jemals Einer versucht hätte, ihm zu nahe zu treten.)

„Eine zierliche Figur, die meinen Freund ewig bedauern ließ, daß seine Mittel ihm nicht erlaubt hatten, bei den Husaren einzutreten. Sie war wirklich etwas klein gerathen für einen Infanteristen. Ein Mädchengesicht; auf der Lippe einen Flaum, der niemals wachsen wollte. Dazu das Einglas in's Auge geklemmt, einen Gang von unglaublicher Fixigkeit, einen hellen Kopf, eine gesellschaftliche Keckheit und Wortfertigkeit, die ihn nie im Stiche ließ; immer aufgeräumt, höflich und verliebt. Und immer auf seine Kleinheit mehr noch scheltend als auf seine unbezahlten Rechnungen.

„Er galt für sehr brauchbar im Dienst und war der Liebling seines Hauptmanns. Ueberhaupt Einer von Denen, die Glück in ihrer Laufbahn haben, ohne daß sie sich jemals besonders darum mühen. Wenn er weiter gedient hätte, bin ich überzeugt, daß er sich eines Tages in einer einflußreichen Stellung befunden, und daß man halb überrascht gesehen hätte, wie der kleine Löß ‚ein großes Thier‘ geworden war.

„Sein Vater war zuletzt General a. D. gewesen, aber schon lange todt, die Mutter auch. Es machte mir aus Aeußerungen von Löß den Eindruck als ob das Familienleben seiner Eltern kein glückliches gewesen wäre. Die Frau war, glaube ich, viel jünger als der Mann und stark gefallsüchtig. Da mochte es oft nicht recht gegangen sein.

„Löß hatte ein kleines Vermögen, aber nicht soviel, als er brauchte. Grade leichtsinnig genug, um desto liebenswürdiger im Verkehr zu sein, sah

er das Geld immer um eine Kleinigkeit schneller durch die Finger rollen, als er es sich eingebildet hatte. Er spielte zuweilen, buchte auch sonst manche Allotria. Aber schlechte Anlagen hatte er nicht, und bei Allem, was er that, behielt er eine gewisse Ueberlegung, trotz allen Sprühfeuers, das in ihm steckte.

„An Anverwandten besaß er jetzt nur noch einen älteren Bruder, der reich verheirathet, ihm zuweilen Schulden bezahlte und noch öfter ermahnungsvolle Briefe schrieb. Fischchen nannte ihn abwechselnd ‚seinen Lebensretter‘ und ‚die schulmeisterliche Landplage‘, je nachdem gerade Geld oder Schreiben eingegangen waren. Irgendwo saß auch noch ein Millionenonkel, den Löß in Zukunft einmal hätte beerben können.

„Löß war, wie gesagt, immer verliebt. Er machte chronisch schlechte Verse. Jedoch setzte er als Ueberschrift dazu nur ‚an Sie‘, und das war weise im Hinblick auf die zahlreichen Herrscherinnen, die sich in seinem Herzen abwechselten, oder bis zu einem halben Dutzend sich gleichzeitig in demselben zu vertragen hatten.

„Löß liebte gewöhnlich Drei auf einmal. Die Blonde neben der Braunen und über Beiden noch die Schwarze. Die Letzte gefiel ihm allemal am besten, und so gelangte er niemals zu den Zuckungen, die sonst bei Herzensangelegenheiten unvermeidlich sind. Er trieb den Teufel durch Beelzebub aus.

„Er war nie länger als einen halben Tag sentimental. War er am Abend ‚total weg‘ von einer junonischen Hauptmannsgattin, so schwur er schon am andern Mittag, daß es kein bezaubernderes Geschöpf auf Gottes Erdboden gäbe als Amtmanns ältesten Backfisch.

„Nur jung und hübsch mußte das Frauenzimmerchen sein, im Uebrigen war ihm beinahe jede Schattirung recht.

„Eigentlich sonderbar, daß ich mich mit diesem Damenfreunde gefunden hatte und ihm nahegetreten war. Im Gegensatz zu ihm war ich der hölzernste Kerl, den man sich denken kann. Lang aufgeschossen, vom Bewußtsein meiner Gliedmaßen gedrückt, trocken und schweigsam wie ein Trappist, vor Allem, wenn ich nur den Kleiderzipfel einer Dame gewahrte. Ich habe sprechen eigentlich erst gelernt, als die Zeit der schönen Jugendeselei für mich vorüber war. Solange ich ein liebeweiches Herz besaß, war ich stumm wie ein Klotz. Das geht manchmal so.

„Die Damen hatten Löß gern. Von den Küchenfeen an, die einander anstießen, wenn er vorüberkam, und die er alle beim Vornamen kannte und grüßte, bis zu den jungen Mädchen aus der Gesellschaft, die sich in der Damenwahl beim Cotillon sozusagen um ihn rissen.

„Denn es gab damals Cotillons in H. Es ist ja an sich ein gottverlassener Ort mit seinen neuntausend Einwohnern, war es damals so wie heute. Doch ehe das Bataillon zurückgezogen wurde, fand man dort, aus Kreisgericht, Militär und ländlicher Nachbarschaft zusammengesetzt, eine Geselligkeit,

mit Allem, was dazu gehört. Es gab eine anerkannt herrschende Schönheit in der jungen Frau des alten Superintendenten. Es gab ein Kleeblatt von hübschen Hauptmannsfrauen, eine immer lustiger als die andere, immer zusammensteckend, immer im Wettstreit um den neuesten Hut oder den interessantesten Verehrer. Es gab Gutsbesitzerstöchter aus der Gegend und junge Damen, die von auswärts zum Besuch kamen. Tanzfeste, mit welchen die Bemittelten prunkten, und magere Thees, mit denen Unbemittelte ihre Gäste abfanden, Liebhabertheater und Landpartien, Intriguen und Klatsch, langathmige Neigungen, die aus Geldrücksichten aussichtslos waren, und manchmal sogar eine Verlobung.

„Also es gab eine Geselligkeit, und Löß stürzte sich hinein und hatte Glück in ihr. Insofern, als bald eine Feier, bei der sein belebendes, gottloses Mundwerk fehlte, als ertödtend empfunden wurde, und jedes junge Mädchen ihm strahlend entgegensah. Wenn Löß nicht dabei war, ging es nicht, wenn Löß nicht da war, hatten sie nichts zu lachen.

„Und sie lachten so gern!

„In Folge dessen wurde Löß vom zarten Geschlecht mit einer Wärme behandelt, die nur den einen Stachel inbegriff, daß sie zu unverblümt war. Da lag's! Die Damen gingen weiter ihm als Anderen gegenüber, weil sie den kleinen Lieutenant nicht ganz für voll rechneten. Sie verzogen ihn wie einen Pagen, den man sogar einmal unbescheiden werden läßt. (Natürlich soweit es die Damen der Gesellschaft anlangte, immer nur unbescheiden im Rahmen des guten Tones.) Aber es nahm ihn Keine ernst. Von den Mauerblümchen hätte er vielleicht allenfalls eines zum Glühen bringen können. Aber von denen wollte er nichts wissen. Und von den Anerkannten that ihm einmal keine den Gefallen sich auch nur ein klein bischen zu verfärben, wenn er vor sie trat.

„Er ließ es sich nicht merken, aber, eitel wie er war, wurmte es ihn tief. Er fieberte förmlich nach einer vollen Anerkennung, und ich glaube, er wäre bereit gewesen eine solche durch eine ernste Gegenneigung von, sagen wir, acht Wochen Dauer königlich zu belohnen.

„Alles vergeblich!

„Schließlich fand er sich in's Unabänderliche, küßte und liebte sich weiter durch in den unteren Tausenden und hetzte aus Rache für Unerschütterlichkeit die oberen aufeinander, indem er jede Einzelne ahnen machte, ihr allein gehöre sein Herz, woraus natürlich Unzuträglichkeiten entstanden. Denn wenn sie ihn auch nicht wollte, ihr Eigenthum von einer Anderen beansprucht sehen, das duldete doch Keine.

„Gewitzt genug war Löß schön für einen dreijährigen Lieutenant!

„Bis dann — —

„Eines Herbstes, als die Hasenjagd gerade besonders gut ausfiel, tauchte Fräulein von Rauh auf. Auch sie war Nichte, wenn nicht des Obersten, dann des Oberstlieutenants. Sie war aus Schlesien, aus dem Goldberger

Kreis. Die Tochter eines Gutsbesitzers von mäßigem Vermögen und zahlreicher Nachkommenschaft. Sie kam, um auf der Rückreise von irgendwoher auf drei Tage ihre Verwandten zu besuchen, und nach Weihnachten war sie immer noch da. Wie das so geht, wenn junge Damen aus ländlicher Einsamkeit einen Onkel besuchen, der noch im Dienst befindlicher Oberstlieutenant ist und in einer Garnison steht, in welcher der Lieutenant mangels anderer Zerstreuungen für die Anziehungskraft höherer Töchter ein rührendes Verständniß beweist.

„Sie fand es göttlich in H., die Thilda Rauh.

„Löß begegnete ihr zuerst in einer Abendgesellschaft bei einem verheiratheten Lieutenant, die mir öde vorkam.

„Löß, Schmeling und ich waren eben eingetreten und standen hinter den Flügel geklemmt.

„Löß stieß mich an, er sah die neue Erscheinung.

„Wer ist das?

„Ich Unglücksmensch war natürlich unwissend wie ein neugeborenes Kind.

„Aber Schmeling konnte aufklären.

„‚Stell' mich vor!' Diesmal mit einem Fußtritt.

„Nach zehn Minuten war er schon recht bekannt mit ihr, und im weiteren Laufe der Sache sah sich das gute Kind, sobald es ihr unheimlich wurde in der fremden Gesellschaft, verstohlen nach dem Retter, dem kleinen Lieutenant, um.

„Ja, die Mechthild Rauh!

„Gelegenheit sie zu beobachten hatte ich von Anfang an. Denn ich hatte damals einen kühnen Entschluß noch nicht gefaßt, den gesellschaftlichen Frohndienst noch nicht abgeschüttelt und erschien stumm und ergeben überall, wo ich befohlen worden war; begrüßte Jedermann mit tiefen Bücklingen, warf Tischchen und Theetassen um, stotterte unverständliche Antworten, wenn ich gefragt wurde, und stand Abende hindurch lebendes Bild an einem Kachelofen oder einer Thür, indem ich die schönsten Betrachtungen darüber machte, wie Andere sich amüsirten. Nicht einmal tanzen konnte ich.

Sie war ein prächtiges Weib; zwanz'g Jahre alt, hochgewachsen und von einem wahrhaft strotzend blühenden Körper. Sie hatte einen klassischen Kopf, blondes Haar und eine schwerfällige Figur. Sie lächelte mehr, als sie sprach, und trug m't Vorliebe einen rothen Rembrandthut. Ein Ungethüm, das ihr nicht einmal stand. Dieser Rembrandt gab zu denken.

„Auch sagte man, sie sei ein bischen langweilig.

„Aber der Lieutenant verzieh Alles gern ihrem lieben Gesicht und den freundlichen Augen, mit denen sie Jeden ansah. Sie war angenehm anzuschauen, war eine neue Erscheinung und nicht anspruchsvoll. Das genügte, um sie in H. so geschätzt zu machen, daß die drei Hauptmannsfrauen sie mit scheelen Blicken betrachteten.

„Löß gab gegen seine sonstige Gewohnheit nie ein Urtheil über sie ab, wenn der Eine oder der Andere sie erwähnte. Aber mir fiel später auf,

daß er, war er mit ihr zusammen gewesen, den verbrachten Abend als recht erträglich belobte.

„Er zeichnete sie aus. Das war selbstverständlich, denn sie gehörte zu den hübschen Mädchen. Sonst schien er zu ihr zu sein wie zu Allen, keck, lustig, boshaft in seinen Bemerkungen über Andere. Gelegentlich auch ein bischen boshaft gegen sie selbst.

„Sie erwiderte das mit lachender Nachsicht. Wie Fischchen es allerseits gewöhnt war.

„Daß ‚etwas los‘ war zwischen ihnen, merkte ich an einem Abend, an dem ich zwei Stunden hinter dem Kamin des Stabsarztes stand, während getanzt wurde. Fräulein von Rauh sah gut aus und war viel beachtet; ein ausgeschnittenes Kleid zeigte ihre runden Schultern in verlockender Ansicht. Löß begegnete ihr zum dritten Mal.

„Er kam mit ihr angejagt und dicht vor meiner Ecke hörten sie auf und nahmen auf Stühlen Platz, ohne mich zu sehen, denn sie waren stark im Eifer des Gespräches.

„‚Sie spielen mit dem Feuer,‘ sagte Löß. Mit einer Ruhe, die so merkwürdig bei ihm war, daß ich mich verblüfft nach ihm umdrehte.

„Da saß er wahrhaftig wie ein Brahmine mit einem verteufelt ernsthaften Gesicht.

„Ach nein!“ sprach sie.

„Jemand holte sie zum Walzer.

„Löß zerrte an seinem Fläumchen, und ohne mich bemerkt zu haben, ging er quer über den Salon zu einer Andern und umstrickte diese mit feuriger Liebenswürdigkeit.

„Von da an merkte ich auf und fand, daß Löß zuweilen mitten zwischen lustiger Unterhaltung minutenlang in zerstreutem Schweigen brütete, um sich dann mit einem Ruck herauszureißen und wieder der alte Schwerenöther zu sein.

„Darüber kam Weihnachten; ein Sylvesterball im Casino, und die Eisbahn.

Dann hielt Löß auf einem Spaziergang mir zum ersten Mal einen Vortrag über Mechthild Rauhs Vorzüge.

„Löß, laß es Dir nicht Ernst werden! So viel ich weiß, bist Du nicht in der Lage — —

„Ich fühlte mich überlegen ihm gegenüber. Ich war neun Monate älter als er, und er war zum Sterben verliebt und ich nicht.

„Bewahre!“ Plötzlich warf er das Einglas in's Auge, stellte sich herausfordernd vor mich hin und schnatterte in seiner gewöhnlichen Art, mit der Zunge anstoßend:

‚Mein Onkel in Frankfurt ist ein alter Mann.‘

„Dies verblümte Geständniß seiner ernsten Ueberlegungen kam nun wieder so lächerlich heraus, daß ich kaum meine Heiterkeit verbergen konnte.

„‚Du weißt ja gar nicht, ob sie Dich möchte.‘

„‚Oho!‘

„Er sah erbost aus, aber dann wurde er nachdenklich. ‚Ich will Dir was sagen. Wer zuerst kommt, der hat Die. Sie ist nichts als Weib, und darum braucht sie nichts als einen Mann. Sie wird Den nehmen, der sie nimmt, und je fester er sie hält, desto mehr wird sie ihn lieben. Sie hat keine ausgeprägten Geistesgaben, keine Initiative, meinetwegen nicht einmal einen Charakter. Solche sind wie Wachs. Man kann Alles aus ihnen machen. Eine Pflichtvergessene, eine Magd, eine Schlafmütze, und wenn man gut zu ihnen ist, ein Ideal. Solche sind nie etwas anderes als die geliebte oder die unglückliche Frau. Aber was hat man denn davon, wenn eine Frau über die Philosophie des Unbewußten spricht? Das kann man ja auch anderswo hören.‘

„Er sagte das verstandesmäßig und ganz leidenschaftslos, in der kühlen Art, die zuweilen wie ein Blitz bei ihm hervorbrach und anzudeuten schien, daß denn doch etwas mehr Reife in ihm steckte, als Löß für gewöhnlich hervorzukehren beliebte.

„Acht Tage später überraschte er mich mit der Bemerkung, sein Onkel in Frankfurt leide an Leberanschoppung.

„Wir gingen Beide nicht weiter darauf ein. Schön sind solche Vorherberechnungen ja nicht — — aber leider menschlich. Und ich spreche ja von Menschen!

„Um diese Zeit fing Löß an bei der Mittagstafel mehr als sonst von unserem Mosel zu trinken und beim Nachtisch laut zu werden.

„Ja, es saß etwas in ihm, was ihn um und umkehrte!

„Der ganze Offizierstisch wußte es schon. Weiß der Himmel, wie das immer zugeht! Einmal wollten sie ihn necken. Aber er wies es so kurz zurück, daß sie nicht wieder damit begannen.

„Im Januar gab der Oberstlieutenant sein Tanzfest. Das Eßzimmer war ausgeräumt (bis auf das Büffet, denn dieses war sehr schwer). Auf dem Flur neben der Hofthür saß, von Tannenzweigen verdeckt, die Musik, und im Kreise drehte sich die fröhliche Jugend.

„An diesem Abend geschah es, daß Hausner die Nichte des Hauses, Fräulein von Rauh, nicht nur zu Tisch führte, sondern auch den Cotillon mit ihr tanzte und einen rothen Kopf bekam, wenn er sie ansah.

„Dies Ereigniß machte in H. ungefähr dasselbe Aufsehen, als wenn in Berlin die Patti ein Concert giebt oder ein Dynamitattentat entdeckt wird. Das ganze Städtchen sprach am nächsten Tage davon; die Damen tauschten Besuche, um einander ihre Meinung über den Fall mitzutheilen.

„Wenn es nicht gerade Hausner gewesen wäre!

„Aber der — —!

„Wenn Löß ein verzogener Schmetterling, so war Hausner eine Perle, ein Mensch wie Gold. Die Meisten von uns kennen ihn ja. Ein Charakter

von einer über alles Lob erhabenen Zuverlässigkeit und Lauterkeit; eine schöne Erscheinung, groß und dunkel; ein guter Gesellschafter, ein tüchtiger Offizier, nicht unvermögend und damals schon Premier, ein Mann, auf dessen Auszeichnung jedes Mädchen stolz sein mußte.

„Wenn der sich einer Dame näherte, mußte man allerdings annehmen, daß etwas dahinter steckte. Bei seiner ruhigen Art war eine leichtsinnige Courmacherei ein Ding, das nicht in Verbindung mit ihm zu denken war.

„Löß war außer sich. Nach dem Schluß des Festes blieben wir zwei noch eine Weile zusammen, und da tobte er sich aus.

„Todtschießen wollte er Hausner, sie, sich selbst.

„Löß, sei doch vernünftig!'

„‚Ich bin vernünftig.'

„‚Beruhige Dich!'

„Ruhig bin ich.'

„Endlich kam er von selbst auf sanftere Gedanken. ‚Er hat sie noch nicht,' sagte er hoffnungsvoll. ‚Vielleicht ist es garnichts! Und wenn er sie noch so sehr umschmachtet — — wenn ich morgen anhalten könnte, würde ich sie ihm doch vor der Nase wegschnappen. Ich würde ihr das Jawort über dem Kopfe wegnehmen, und sie würde es geben und glücklich sein und in einer halben Stunde vergessen haben, daß jemals ein Hausner um sie herſänselte. Was ist sie denn? Ein Kind, ein Weib, ein Nichts. Sie würde mir in die Arme fallen.'

„Diese Vorstellung schien ihm Erleichterung zu verschaffen, und er verbreitete sich noch eine Weile darüber, im Zimmer auf und abrennend wie ein Leu. Natürlich einer von der kleinsten Sorte.

„In der That bin ich sicher: obwohl Löß weder an äußeren, noch an inneren Vorzügen irgend an Hausner heranreichte, er hätte seinen Gegner geschlagen, wenn er, Löß, von den beiden derjenige gewesen wäre, der Mechthild Rauh heirathen konnte. Wie Hausner jetzt den Vorsprung hatte nicht wegen seiner persönlichen Eigenschaften, sondern wegen seiner ernstlichen Absichten. Nicht aus Speculation von Fräulein von Rauh's Seite. Sie hat nachher bewiesen, daß sie wenig genug von Vorherberechnung hatte. Jedoch, wenn Löß um sie warb, hätte sie sich eingebildet, er wäre der Eine für sie. Wäre schleunigst und heilig überzeugt gewesen, nie könne ein Anderer ihr Herz pochen machen wie er.

„Ich bitt' Euch, da ist solch' ein junges Mädchen! Steigend hat Alles es hingewiesen auf den künftigen Stand als Braut, Gattin, Mutter, seine Puppe, aufgeschnappte Bemerkungen der Eltern, der Basen und Onkels, ein verlobtes Paar in der Bekanntschaft, das im siebenten Himmel zu schweben scheint, gelegentliche Erinnerungen der Mutter an ihre Brautzeit, die Goldschnittbändchen mit ihrem Inhalt von Mai und Minne, Bilder in schwarz und bunt, Musikstücke sammt ihren Titeln ‚Frühlingsahnung,' ‚Erste Liebe',

‚Herzenswunsch‘, ‚Frauenliebe und Leben,‘ die Romane mit ihren Gefühlsschilderungen, das Beispiel Anderer, die eigene Eitelkeit.

„Alles deutet hin auf den künftigen Beruf. Oder um es landläufig und mehr in der Auffassung junger Mädchen auszudrücken: auf die Liebe, auf zarte Gefühle, Nachtigallenschlag, wundervolles Herzklopfen, Anbeten und Angebetetwerden in erster Hand.

„Und wenn all' das schwiege, würde doch immer noch die Natur selbst sprechen, das zärtliche verständnißsuchende Herz, die Jugend.

„Eine wohlerzogene Dame liebt aber nur, wenn sie verlobt ist. Es wird sonst leicht compromittirend.

„Da sitzt nun das Ding mit seinem Ueberschwang von Gefühl und Erwartung. Jedermann sagt, Liebe sei himmlisch. Gut, es will den Himmel! Und jetzt hält Einer an. Ist es da nicht natürlich, wenn der ohnehin bei jungen Mädchen nicht sehr entwickelte klare Blick ganz verloren geht? die Schwärmerei in's Ueberlaufen geräth und sich, passend oder unpassend über die Gelegenheit und das betreffende unwürdige Bräutigamshaupt ergießt, um es mit allen nöthigen Vorzügen zu verklären.

„Umsomehr je besser geartet, einfach, unerfahren und liebebedürftig das Mädchen ist.

„Die Selbstsüchtigen, die Eitlen und Kaltherzigen faßt es schon weniger.

„Und dann? Der Rest ist natürlich Sichfügen. Auch Entsagen. Aber wo in aller Welt ist er das nicht?

„Ich will nicht behaupten, daß es nicht auch andere Neigungen gäbe. Aber wenn ich neben schiefbeinigen Bräutigams so oft strahlende Bräute sehe, denen man füglich besseren Geschmack zutrauen könnte, so finde ich bestätigt, daß die Gelegenheit zuweilen nicht nur Diebe, sondern auch — — Gefühle zu machen scheint.

„Insofern meine ich, daß es noch kein Tadel für sie ist, wenn ich annehme, daß unter veränderten Verhältnissen Löß bei Thilda Rauh den Vorrang gehabt haben würde. Sie war ein holdseliges, einfach empfindendes Geschöpf.

„Ist doch an sich selbst zu Grunde gegangen!

„Löß hätte sie bekommen, und sie hätten ihr demnächstige Seligkeit wegen beiderseitiger großer Jugend mehr in der bekannten Schattirung, ‚der glücklichen Kinder‘ der Welt vorgeführt. Das wäre der einzige Unterschied gewesen.

„Wenn Löß nur über lumpige Zwanzigtausend verfügt hätte! Aber er verfügte nicht, und so mußte er zusehen, wie Hausner und Thilda sich immer mehr einander näherten, wie Thilda verschämt wurde — — Armer Löß!

„Erst wollte er es nicht glauben, durchaus nicht. ‚Er hat sie noch nicht,‘ wiederholte er, und ich sah ihm an, wie dabei in seinem Gehirn Leberanschoppung, Onkel und Liebe sich zu einem erbaulichen Ganzen vereinigten.

„‚Vielleicht würde Dein Onkel — —‘

„‚Enterben würde er mich.‘

„So überlegten wir und waren unendlich wichtig und kindisch in unserm zweiundzwanzigjährigen Erwägen.

„Kindisch ja! jedoch trotzdem — —

„Löß vermochte es nicht über sich, jetzt die Gesellschaften zu meiden. Er ging immer wieder an die Orte, wo er Fräulein von Rauh treffen mußte, und erregte Befremden durch sein verändertes Wesen, sein schlechtes Aussehen, seine zerstreute und spitze Art. Einmal ließ er sich hinreißen, Fräulein von Rauh gegenüber eine nörgelnde Bemerkung über Hausner zu machen.

„Mechthild stand jetzt bereits derart mit Jenem, daß sie unwillig erröthete, Löß von oben bis unten maß und mit einer für Fischchen nicht sehr schmeichelhaften Betonung laut und deutlich sprach:

„‚Sie, Herr von Löß, urtheilen über Lieutenant Hausner?‘

„Ueberzeugungstreue junge Dame!

„‚Sie, die Sie ihm nicht das Wasser reichen!‘ lag darin.

„Löß sah sie beinahe haßerfüllt an. Ich glaube, er hätte sie in diesem Augenblick erwürgen mögen vor Liebe und Zorn.

„Er fing nun an Dummheiten zu machen, trieb sich die Nächte herum und spielte. Es lebten in der Nähe einige ledige Gutsbesitzer, mit denen that er sich zusammen. Von uns hätte keiner in dieser Weise mitgehalten, wir hatten nicht die Mittel und auch nicht Lust, uns die Hälse zu brechen. Wir waren alle solide Leute mit kleinen Zulagen.

„‚Laß' nur, es geht vorüber,‘ sagte er, wenn ich ihm stumm in sein übernächtiges Gesicht sah. Dabei zuckte es in seinen blassen Mienen.

„Anfang Februar nahm Hausner den bewußten Urlaub zur Regelung von Familienangelegenheiten und nach einigen Tagen kam er strahlend zurück aus Schlesien. Er hatte Mechthild. Die Braut blieb vor der Hand noch da, weil irgend was daheim sie am Reisen hinderte. Ich weiß nicht mehr, war es ein Dammbruch, eine Ueberschwemmung, eine Masernepidemie oder was sonst. Anzeigen waren noch nicht verschickt, doch die Kunde von der stattgehabten Verlobung durchschwirrte die Stadt.

„Jeder wußte davon, nur Löß nicht. Endlich hatte er sich doch zurückgezogen vom Familienverkehr und kam nun nicht mehr zusammen mit mütterlichen Freundinnen, von denen sonst gewiß irgend eine es sich nicht hätte versagen können, ihm tropfenweise die Nachricht einzugeben. Den Kameraden war es peinlich, ihn aufzuklären, Jeder schob die Verpflichtung dazu auf den Andern.

„Wie er es erfuhr?

„Es war an unserm Mittagstisch. Es herrschte eine gezwungene Stimmung, denn aus Rücksicht auf Löß wagte Keiner die Neuigkeit des Tages zu berühren. An die wir doch alle dachten, denn für uns und die kleine Stadt war die Verlobung des Kameraden immerhin ein Ereigniß. Besonders da wir ihre Entstehung miterlebt hatten. Fischchen merkte nichts. Er war zerstreut wie jetzt immer und bildete sich ein, daß man ihn für vorzüglicher

Laune halten müsse, weil er manchmal ein paar Worte sprach, deren Zusammenhangslosigkeit er selbst nicht gewahrte. Und starrte immer wieder nach Hausners heut leerem Platze. Endlich hielt er es nicht mehr aus:

„‚Wo ißt denn der Schwarze heut?‘

„‚Beim Oberstlieutenant.‘

„‚Diner?‘

„‚Nein.‘

„Er trank sein Glas aus. Er wußte.

„Bei den Andern war nun das Eis gebrochen. Man sprach von Hausner und seiner Braut, man tauschte aus, was Jeder wußte. Löß stürzte seinen Wein hinunter. Plötzlich sprang er auf und schlug an sein Glas. Der Tischälteste sah herüber, sagte aber nichts.

„‚Meine Herren, wir befinden uns alle in der größten Freude‘ begann Löß. ‚Unser allverehrter Hausner, ich verehre ihn so sehr, daß ‚Verehrung‘ schon gar nicht mehr das richtige Wort dafür ist, Verehrung nicht, aber Staunen, Unbehagen, Verblüffung — —‘

„Schmeling fragte mit sehr deutlicher Betonung sein Gegenüber:

„‚Haben Sie schon von der Rede gehört, die der Oberst an die Hauptleute vom ersten Bataillon gehalten hat?‘

„Drei, vier Stimmen antworteten, Löß war übertönt und der allgemeinen Aufmerksamkeit entrückt. Er sah sich um wie erwachend, wendete sich mit einer Verbeugung und einer gemurmelten Entschuldigung von Sichnichtwohlbefinden an den Tischältesten und ging. Niemand schien darauf zu achten, Niemand sprach von ihm, als er fort war. Sie hatten ihn lieb, und sie fühlten, es war Ernst.

„Nur Schmeling flüsterte mir nachher zu: ‚Wollen Sie nicht nach ihm sehen? Er ist ganz entzwei.‘

„Ich ging in Lößens Wohnung. Aber es war dort Alles zugeschlossen, und weder der Herr noch der Bursche zu finden.

Am andern Morgen sah ich Löß von Weitem. Wir wollten beide in den Dienst und hatten es eilig. So winkten wir uns nur mit der Hand zu. Löß schien ganz vergnügt zu sein, doch fiel es mir auf, daß sein Gang ungleichmäßig war.

„Mittags fehlte er bei Tisch. Er mochte eine Einladung haben. Dennoch erfaßte mich eine quälende Unruhe. Wir hatten einen Gast an der Tafel, ich konnte nicht früh weg. Als ich mich endlich losmachen durfte, und kaum, daß ich mir Zeit gegönnt hatte, Säbel, Paletot und Mütze zu nehmen, aus dem Hause stürzte, schlug die Stadtuhr ein Viertel auf fünf.

„Es thaute. Es tropfte von allen Dächern. Ein Wetter, als wenn die Welt sich auflösen sollte.

„Etwas sagte immerzu vor meinem Ohr: ‚Rasch!‘ Ich hörte es so deutlich, daß ich mich umdrehte, ob da Jemand wäre.

„Das Casino liegt draußen am Wall, Löß wohnte in einem der alten

Häuser hinter dem Markt. Wenn man nach dem Schützenhause wollte, mußte man da vorbei; ich glaube, jedes Kind in der Stadt wußte, daß hier der Lieutenant von Löß wohnte.

„‚Der Herr Lieutenant ist ausgegangen,‘ sagte der Bursche.

„‚Dann werde ich warten, bis der Herr Lieutenant wiederkommt.‘

„Ich ging an dem glotzenden Kerl vorbei und suchte die Thür des Wohnzimmers zu öffnen. Etwas leistete Widerstand, die Thür schien von innen verschlossen zu sein. Aber ich stemmte, und der Riegel war wohl morsch. Die Thür sprang auf.

„Löß saß an seinem Schreibtisch, eine Menge Papiere vor sich, Rechnungen, vergilbte Schulzeugnisse, in den Kanten brüchig gewordene Briefe.

„Er sah mich groß an. ‚Ich hatte zugeriegelt.‘

„‚Verzeih! Laß' Dich nicht stören! Ich warte gern.‘ Ich setzte mich.

„‚So?‘“ Er schob die Papiere auf einen Haufen zusammen, legte sich zurück und starrte schweigend gradaus.

„Ich auch.“

„‚Du, ich hab' wirklich zu schreiben,‘ sagte er endlich gereizt. „‚Was willst Du eigentlich?‘“

„Dich besuchen.“

„‚Kannst Du nicht nachher wiederkommen?‘

„‚Nein.‘“

„Er wollte heftig werden, besann sich aber und begann wirklich sich mit mir zu unterhalten. Immer in der durchleuchtenden Hoffnung, daß ich mich nun bald empfehlen würde.

„Thörichte Erwartung! Ich war fest entschlossen, Löß diesen Abend nicht mehr zu verlassen. Am besten war es, wenn ich mich irgendwo mit ihm festkneipte, bis er nicht mehr wußte, was er gewollt hatte. Es war keine Noth, daß ich selbst nicht nüchtern bleiben würde: ich vertrug mehr als er.

„Morgen mußte man dann weitersehen. Er würde es ja überwinden. Heut noch bin ich dessen gewiß, in einem halben Jahr hätte Löß die Geschichte vergessen gehabt, so sehr sie in ihm rumorte damals.

„Endlich wurde es ihm zu arg. ‚Thu' mir den einzigen Gefallen und komme in einer Stunde wieder! Ich habe da einen Brief, der noch heute fort muß, und ich kann nicht schreiben, wenn mir Jemand auf die Finger sieht.‘

„Vor diesem triftigen Grunde erhob ich mich. Aber es war nur, um einen Vorwand zu suchen. Ich dachte nicht daran, den Menschen mit dem verstörten Aussehen sich selbst zu überlassen. Seine Augen waren wie irr.

„Es schlug fünf.

„Löß zuckte zusammen. ‚Geh' doch nur!‘

„In diesem Augenblick klingelte es draußen, zwei Mann von Fischchens Zug erschienen zum Strafrapport und erfüllten das Zimmer mit dem Commisgeruch ihrer Kleider und Stiefel.

„‚Hol sie der Teufel!‘ schrie Löß.

„Ich stand am Fenster. Unten auf der Straße ging der Nachmittagsbriefträger. Seine Umhängetasche war leer, er war fertig mit dem Abtrag.

„Die Leute waren fort. ‚Du bist noch da!‘ machte Löß. Er war heiser wie vor Aufregung.

„Zehn Minuten nach fünf!

„‚Höre mich!‘ fing ich an.

„Er war unfähig sich länger zu beherrschen, er stampfte wüthend mit dem Fuß auf.

„Ein scharfes Klingeln an der Außenthür. Löß stöhnte. Wir horchten Beide. Eine weibliche Stimme!

„‚Das hatte ich nicht erwartet!‘ murmelte er, kreidefahl, verzerrt und doch wie lächelnd.

„Kaum hatte ich Zeit sein Schlafzimmer zu gewinnen. Aber die Thür konnte ich nicht mehr einklinken, denn da stand Fräulein von Rauh schon auf der Schwelle der Wohnstube, glühroth, angstvoll und zornig, um den Kopf nur ein Tuch gewickelt, einen Regenmantel übergeworfen, in dem man bei sommerlichen Landpartien die Frau Oberstlieutenant öfter gesehen hatte; weggelaufen von Hause im ersten besten, was ihr zur Hand war, in kopfloser Hast noch zurecht und zuvorzukommen.

Sie starrte über's ganze Zimmer, bis sie Löß sah, der vor ihr stand. Nun ließ sie ihn nicht mehr los mit den Augen.

„‚Löß, was haben Sie mir geschrieben!‘ rief sie, trat mit zwei großen Schritten näher und schwenkte unter ihrem Mantel ein Brieflein hervor wie eine Fahne.

„Ihre Kleider waren bespritzt vom Schneewasser aus den Dachrinnen.

„Was um Gotteswillen dachte sie sich nur eigentlich? Nicht wahr, so frägt man sich jetzt, und wenn man die ganze Geschichte betrachtet. Ich glaub', sie dachte gar nicht, ging einfach impulsiv vor, sah, daß was in's Werk trat, was ihr fürchterlich war und was sie verhindern wollte. Und in ihrer Angst lief sie in's Feuer wie Schafe in den brennenden Stall.

„Denn ein Schäfchen war sie, so ausgewachsen sie sonst erschien mit ihren vollen Rundungen. Ein Kind . . . mit einem Wort ein wohlerzogenes Mädchen. Das hat Gefühle, weltläufige Formen, alles Mögliche. Nur nicht die Fähigkeit die Dinge, sich und Andere klar anzuschauen. Das läuft in's Wasser und denkt: ‚Ach was, ich gehe darüber hin wie Petrus.‘

„Item ein außer sich gerathenes Geschöpf, das mit einem großen Aufwande von Mädchenlogik den Muth zu diesem ungewöhnlichen Besuch in der Junggesellenwohnung gefaßt hatte, in der festen Hoffnung alle Kalenderheiligen würden sich vereinen, es unversehrt und unbeobachtet aus den immerhin gefährlichen Räumen wieder hinauszubringen.

„Ja, Löß hatte ja keine Schildwache vor seiner Thüre stehen! Niemand würde was merken. Es handelte sich sozusagen um ein gutes Werk, ein

Gebot der Pflicht, um ein Menschenleben! Wenn's auch nicht ganz passend sein mochte. Löß würde sie doch nicht verrathen!!

„Ich gab mir natürlich alle Mühe, blind und taub zu sein. Erfolg hatte das nicht viel. Durch den Spalt der Thür hörte ich das nicht gedämpfte Gespräch, und im Spiegel neben mir sah ich doch unwillkürlich einen Schimmer der Gestalten. Wenn ich zartfühlender Jüngling auch aus dem Fenster stierte und meine ganze Aufmerksamkeit auf das schlechte Wetter zu richten versuchte, hinaus konnte ich nicht, obwohl eine Thür vom Schlafzimmer auf die Hintertreppe führte, denn die war verschlossen und der Schlüssel abgezogen.

„Ich hatte doch gesehen, wie es Löß anfaßte, als er die Stimme der Rauh vor seiner Thür hörte. Nun sagte er in der eisigsten Art, näselnd geziert, mit der Zunge anstoßend, wie im Ballsaal:

„‚In der That, gnädiges Fräulein, ich bin überrascht — —‘

„Sie faßte ihn offenbar nicht. Diese Ruhe! Mein Gott, sie wollte ihn doch erschüttern! Es zerschmetterte sie.

„‚Sie haben — — Wie? Haben Sie denn nicht — —?‘

„‚Ich hab'.‘

„‚Löß, Herr von Löß! Nein!‘

„‚Ich hab' und ich werde! Ja.‘“ Fischchen gerieth plötzlich in Fluß, zugleich in eine Berserkerwuth. Er sprach in dumpfen Gaumentönen. „‚Allerdings, ich stehe jetzt vor Ihnen wie ein blöder Thor. Ich hab' Ihnen geschrieben ‚um fünf‘, und ich bin noch. Ich bin abgehalten worden, abgehalten in der dümmsten Weise. Ach, daß ich . . . Auf Ehre, es war so. Was red' ich! Ich werd's beweisen!‘

„‚Nein!‘

„Ich fuhr nun doch herum und sah wie Fräulein von Rauh, ihrer selbst nicht mehr mächtig, sich dem aufgeregten Löß in den erhobenen Arm warf. Mit ihrem Körper deckte sie ihn gleichsam vor dem Nichts, mit ihren Armen hielt sie ihn zurück am Leben.

„Löß stand wie ein Stock mit seiner süßen Last. Am Ende mit sich selbst, am Ende!

„Aber ich wußte das damals nicht.

„Sie besann sich. Zitternd aufseufzend löste sie sich von ihm, riß den obersten Knopf von ihrem Mantel auf, um Luft zu bekommen. Nun zuerst sah sie beschämt aus. Daß sie da herein gerannt war zu Löß, darüber war das gute Ding bisher nicht verlegen geworden. Aber daß sie eben . . . daß er . . . ihm am Halse! Nein, jetzt schämte sie sich. Sie seufzte wieder, wollte reden und zwang kein Wort hervor.

„Plötzlich fiel sie auf den Stuhl am Tische nieder und brach in Weinen aus. Das Haar hing ihr wirr um's Gesicht, ihre Thränen fielen auf den Regenmantel, auf die Platte des Tisches, flinkernd und blitzend. Und

während sie schluchzte, hatte sie doch noch Zeit, sich weiter zu schämen. Die Röthe stieg ihr immer höher empor am Nacken.

„Ein ungewöhnliches Bild war es schon, sonderbar zusammenhangslos. Auf Lößens schäbigem Stuhl das schöne Mädchen aus der besten Gesellschaft, weinend, außer sich, und ganz gleichgültig gegen den Verlust der wohlerzogenen Ruhe, deren sie sich sonst befleißigte. Um sie her die Kahlheit der Junggesellenwohnung (wir waren damals noch nicht stilvoll eingerichtet), und Löß selbst in der krampfhaften Ballsaalhaltung, mit der er sich vor den Aeußerungen seiner an Irrsinn streifenden inneren Wuth — und Anderem zu retten suchte.

„Ein bischen Gemeinverständlichkeit kam in das Bild, als Löß endlich natürlich nicht mehr so ungerührt bleiben konnte, um nicht die Hand der Weinenden zu ergreifen und zu streicheln.

„Sie ließ es sich gefallen. Lieber Gott, sollte sie ihn noch mehr aufbringen? Ja, sie weinte schwächer, und schließlich that sie ihr nasses Tüchelchen von den Augen, drückte es in der Rechten zusammen und sah Löß an. „‚Was denn nun aber?‘

„Er sprach nicht, er schaute sie nur an. Sonderbar, sie vermochte es jetzt nicht mehr auszuhalten, sah verwirrt aus und blickte nieder.

„‚Sie haben Angehörige,‘ sagte sie halb.

„‚Einen Bruder, dem es angenehm sein wird, wenn er meine Schulden nicht mehr zu bezahlen braucht.‘

„‚Denken Sie an Gott!‘

„‚Gott, der Mechthild Rauh erschuf!‘

„Nun raffte sie sich und redete bestimmt.

„‚Ich will Ihnen sagen, Sie zerstören mein Lebensglück. Ich kann Hausner nicht heirathen, wenn Sie das gethan haben. Ich brächte es nicht fertig. Ich würde mich todtfürchten bei dem Gedanken, Ihr Sterben hinge an mir und Hausner — — und der Zukunft.‘

„Das war klipp und klar ausgedrückt. Aber Löß hatte immer noch Mechthilds Hand. Wieder wandte ich mich ab.

„‚Glauben Sie wirklich, daß ich Rücksichten nehmen würde, damit Sie Hausner heirathen können?‘

„‚Was that ich Ihnen?‘

„‚Sie wußten, daß ich Sie liebe.‘

„‚Nicht so!‘

„‚Nein, nur zum Spaß! Und es war ja auch erst nur Spaß. Aber Funke heute, Flamme morgen. — Ihr denkt, ich wäre ein Knabe!‘

„Selbst jetzt erinnerte er sich daran.

„Sie antwortete nicht.

„‚Was aus mir wird, ist Ihnen im Grunde eins.‘

„‚Nein.‘

„‚Nicht?‘

„Wieder keine Antwort.

„‚Thilda, Thilda, ich hatte Sie so lieb! Ich konnte nicht gehen, ohne daß Sie wußten warum. Ich kann nicht leben, wenn Sie den heirathen, einmal, ein einzig Mal Deine Lippen — — Mechthild — —‘

„Ein Schweigen.

„Muß ich sagen, daß ich nun doch hinüberstarrte und auch nicht wieder fortsah?

„Es war wohl unverantwortlich.

„Aber man bedenke, ich war über zwanzig Jahre und hatte mangels Initiative noch kein Mädchen geküßt! Ein sehnsüchtiger Stockfisch Alles in Allem.

„Ich schmachtete also in's Spiegelglas. Und sah zu meiner Ueberraschung, daß Löß Fräulein von Rauh im Arm hielt, wie es schien schon seit längerer Zeit, daß es sichtlich in ihr schwellte, und daß sie in Fischchens Gesicht schaute wie verzaubert.

„Und nun begann er wieder, gedämpft, schwül, lautathmend, kaum fähig zu sprechen.

„‚Mechthild, geliebtes Weib, Du bist verloren. Du bist seit einer Stunde bei mir. Dein Ruf ist vernichtet, wenn ich es will. Glaubst Du nun, daß Du in der Gewalt dessen bist, mit dem Du spieltest?‘

„Sie schrie rauh auf. Jetzt erst sah sie ihre Gefahr, die Lage. Sie starrte gradaus. Aber dann — — wehrte sie sich, wollte sie sich retten? Nein. Seltsame Wallung! Sie warf sich Löß an den Hals, stürmisch Brust an Brust drängend.

„‚Du — —!‘

„Was Hausner! Was wußte sie von ihm! Ein so trefflicher Mensch wie der sagt der Braut gewiß keine Ueberschwänglichkeiten. Von der Ausstattung hatten sie gesprochen, von den losen Härchen, die Mechthild aus der Stirn streichen sollte.

„Der hier sprach von Liebe.

„Da schlug es zusammen über ihr. Was? Das Weib.

„Ihre starke Empfänglichkeit. Ihre einfache Natur, die nur empfinden konnte, nicht folgern.

„Wer hatte sie erweckt zum Bewußtsein? Löß!

„Wie sagt der alte Moses?

„Du sollst Dir kein Bildniß, noch irgend ein Gleichniß machen, weder deß, das im Himmel, noch deß, das auf Erden ist.

„Leute, ideale Leute, wie Hausner machen sich aus der Braut ein Vollkommenheitsbild — ohne Blut.

„Das rächt sich. Die frömmste Lüge rächt sich.

„Wir brauchen offene Augen im Kampf mit dem Adam.

„Ein Rausch, ja! Aber was ist Wahrheit?

„Löß besann sich auf mich. Er kam zu mir herein. Den Finger auf der Lippe, reichte er mir den Schlüssel zur Hinterthür.

„Er sah aus wie ein Mensch, der von Gott und allem Guten verlassen ist. Ich sehe ihn noch. Er stand mit dem Gesicht gegen das Fenster, und das Regenlicht zeigte jede Einzelheit seiner Erscheinung. Die Gestalt war in der Erregung haltungslos geworden. Die Augenhöhlen eingesunken, der Blick zerfahren, alle Züge erschlafft. Er war häßlich in der Leidenschaft.

„‚Löß — —!‘

„Es war eine schauderhafte Lage für mich. Was sollte ich thun? Hineingehen und das Fräulein fortbringen? Ueberhaupt, was thut ein Dritter bei solcher Sache? Er thut am besten, wenn er garnichts thut. Je weniger Mitwisser das Ding hat, deste eher ist es möglich, daß es sich wieder einrenkt.

„Außerdem standen mir die Haare zu Berge bei dem Gedanken, daß ich, Issen, der überhaupt nie mit Damen sprach, bei dieser heiklen Angelegenheit eingreifen sollte.

„‚Morgen giebst Du mir den Schlüssel wieder,‘ murmelte Löß.

„Ich sah ihn an — und ging. Soviel Albernes spielt mit in den traurigsten Verwicklungen: dies ‚Morgen‘ beruhigte mich. Wenn ich morgen Löß den Schlüssel wiedergeben sollte, konnte Löß doch morgen nicht — — todt sein.

„Nein, das Leben würde weitergehen über diese Stunde hinweg. Die Stunde würde vergehen; Löß, ich, die altgewohnten Verhältnisse würden bleiben. Das hieß, daß Alles noch verhältnißmäßig gut werden sollte.

„Ich war aufgeregt, ich konnte nicht klar denken.

„Indem ich die Hintertreppe herabtastete (sie war erschrecklich steil und dunkel), nahm ich mir vor Allem vor, Löß bei nächster Gelegenheit meine Meinung zu sagen. Die Geschichte ging mir denn doch über die Freundschaft. Die Braut eines Kameraden, die Nichte des Oberstlieutenants!

„Ich konnte meine Mitwisserschaft gar nicht verantworten.

„Auch Lößens verrückte Ansprache gestern bei Tisch fiel mir ein. Man hatte sie nicht gehört scheinbar. Man hatte ihn geschont.

„In der Nacht schrak ich ein paarmal auf.

„Als mein Joseph am anderen Morgen eintrat, meldete er:

„‚Der Bursche von Herrn Lieutenant von Löß hat den Schlüssel geholt.‘

„‚Welchen Schlüssel? — Gabst Du ihn?!‘

„‚Befehlen ja, Herr Lieutenant.‘

„Mir zitterten die Beine. Ich stürzte zu Löß.

„Eine Menschenansammlung war vor dem Hause. Ich kam schon zu spät. Er hatte sich erschossen.

„An demselben Tage ging Fräulein von Rauh's Verlobung zurück. Warum?

Man mochte wohl einen Zusammenhang muthmaßen zwischen den Er-

eignissen. Beweise waren zunächst nicht da, indem ich sowohl schwieg als Hausner, der ja auch mehr oder minder eingeweiht sein mochte.

„Und der Bursche von Löß? Ich weiß nicht wie es kam, daß auch der nicht sprach.

„Lößens Schulden wurden von seinem Bruder bezahlt. Auch die waren nicht so drängend, daß sie ihn erdrückt haben konnten. Der Selbstmord schien räthselhaft. Nur auf Geistesstörung zurückzuführen.

„Erst nach einem halben Jahr drangen, Gott weiß auf welchen dunklen Wegen durch Dienstboten und Krämergeschwätz, Einzelheiten in die Oeffentlichkeit, die sich so ziemlich mit der Wirklichkeit deckten, dieselbe sogar noch überboten. Zwischen Löß und Thilda sollte von langer Hand her ein Verhältniß bestanden haben, das dann schließlich das verdiente Ende mit Schrecken nahm. Und derlei Tollheiten mehr. Schneiderinnen und Ladendiener besprachen mit Schadenfreude das Exempel vom Verderb der vornehmen Welt, in der guten Gesellschaft war man bitter empört.

„Es ging Niemand diesen Uebertreibungen auf den Grund. Hausner war auf seinen Wunsch versetzt worden, der Oberstlieutenant hatte fern im Osten ein Regiment bekommen. Fräulein von Rauh war verschwunden in einem Kloster der büßenden Schwestern in Südfrankreich.

„Und was hätte eine Richtigstellung denn hier viel thun sollen? Eine Schuld war da. Kein Gott half dagegen.

„Aber — — So kam es.“

* * *

Issen starrt erinnerungsversunken in sein Glas.

„Ah, ich hab' die Worte nicht. Aber wenn Einer die Gabe hätte, die Menschen sehen zu lassen, wie die Irrungen entstehen — es ihnen zu zeigen, als ob sie dabei wären, wie so etwas emporwächst — der Mann würde mehr thun für den Frieden auf Erden, als alle Schwarzröcke der alten und neuen Zeit.“

„Ja,“ sagt Henner, „aber die Sache bleibt dieselbe. Unerhört. Wenn man denkt, ein Mensch von guter Familie! Ich kann wohl sagen, mir wäre das nie passirt.“





Fürstbischof Dr. Kopp.

Von

* *
*

„Vir probus et sapiens.“
Sen.

Wer ein richtiges Lebensbild des Bischofs von Breslau, Dr. Georg Kopp zeichnen will, muß vor Allem seine Blicke auf den Kulturkampf lenken, in welchem dieser Kirchenfürst eine hervorragende Rolle gespielt hat. Er selbst nannte in seiner Herrenhausrede vom 13. April 1886 das Ende desselben: „den welthistorischen Abschluß eines großen Streites“, und gab mit diesen Worten seinem Biographen einen Fingerzeig, wo der Kernpunkt der politischen, ja historischen Bedeutung Dr. Kopps liegt, denn dieser welthistorische Abschluß wäre ohne die einflußreiche Mitwirkung desselben nicht zu Stande gekommen, oder wenigstens nicht so schnell erfolgt, wie es geschehen ist. Der Kulturkampf bildet den Hintergrund, aus welchem das Bild seines Wesens sowohl, als seiner Thätigkeit leuchtend hervortritt.

Heute, wo seit dem geschichtlich denkwürdigen Streite zwischen der Regierung und Kirche in Preußen fast zwei Jahrzehnte verflossen und durch die Veröffentlichung von Actenstücken die Geheimnisse von Ursache, Wirkung und Ende desselben enthüllt worden sind, kann man wohl die Frage: was diesen Kulturkampf veranlaßt hat? stellen und unbefangen beantworten.

Von kirchlicher Seite wird behauptet, daß der damalige Reichskanzler Fürst Bismarck, nachdem er die Gründung des deutschen Reiches vollendet, „die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts weiterführen und das infolge der Glaubensspaltung auch politisch zerrissene Deutschland unter einem evangelischen Kaiser zu einem festen Ganzen vereinigen wollte.“ Wenn dies gelungen, sollte der Herrscher dieses großen evangelischen Reiches die politische

und kirchliche Führung in ganz Europa übernehmen. Die römisch-katholische Kirche in Deutschland würde sich dann in eine preußische verwandelt und später zu einer deutschen Nationalkirche umgestaltet haben.

Die letztere Idee wäre, wenn sie Fürst Bismarck jemals gehegt und gepflegt, keine neue gewesen, denn sie wurde bereits im elften Jahrhundert vom Erzbischof Adalbert von Bremen, einem Grafen zu Wettin, auszuführen versucht. Dieser Kirchenfürst wollte nicht allein die deutsche katholische Kirche von Rom lostrennen, sondern auch ein nordisches Papstthum, das ganz Deutschland, Großbritannien und die nordischen Königreiche umfaßte und dessen Metropole die Stadt Hamburg sein sollte, aufrichten. Er fand aber in dem Mönche Hildebrand, dem nachmaligen Papste Gregor VII. einen Gegner, welcher begabter, willenskräftiger und mächtiger als er, sein Unternehmen zu nichte machte. Wie ganz anders würden sich die kirchlichen und politischen Geschicke und die Geschichte von ganz Europa gestaltet haben, wenn an den Gestaden der Nordsee ein Papst gesessen? Deutschland wäre die Reformation erspart geblieben.

Zum Beweise, daß Fürst Bismarck die Gründung eines evangelischen Kaiserthums im Gegensatze zum heiligen römischen Reich deutscher Nation, welches einst ein katholisch-theokratischer Staatenbund gewesen, beabsichtigte, wurde in der katholischen Presse eine Aeußerung desselben angeführt. Er machte sie am 13. September 1870 in Rheims, indem er sagte: „Die Franzosen sind innerhalb zweier Jahrhunderte fünfzehnmal in Deutschland eingefallen. Um Frankreich in die Lage zu versetzen, daß es nicht mehr angreifen könne, muß man es ganz ohnmächtig machen. Im Uebrigen haben die lateinischen Racen ihre Zeit hinter sich, sie sind im vollen Zerfall. Es bleibt ihnen nur noch ein Element der Kraft: die Religion. Wenn wir aber Herr des Katholicismus sind, werden sie bald verschwinden."

Von Seite der Gegner der katholischen Kirche wurde dagegen die Fraction des Centrums als diejenige genannt, welche den Kulturkampf heraufbeschworen hat. „Gebildet und geführt von Männern, welche Bundesgenossen des römischen Jesuitismus sind, hat dieselbe alle Mittel kirchlicher und politischer Agitation in Bewegung gesetzt, um das Zustandekommen der Einheit Deutschlands zu verhindern. Sie hat sofort bei Begründung des deutschen Reiches denjenigen Gegensatz in den Vordergrund gestellt, welcher Deutschland am blutigsten zerrissen und seit mehr als dreihundert Jahren das deutsche Reich gespalten hat. Dieser Gegensatz ist der confessionelle, der Gegensatz von katholisch und evangelisch. Es heißt nichts anderes, als die Einheit mit der größten Spaltung beginnen, wenn man in einem politisch parlamentarischen Körper, welcher die deutsche Nation und deren Einheit repräsentiren soll, die politische Parteibildung auf der Basis der Confession vollzieht . . Die deutsche Regierung wird sich entschließen müssen, Agression mit Agression und zwar gleichmäßig nach außen wie nach innen zu begegnen . . War schon vor dreihundert Jahren in Deutschland das Deutschthum stärker, als das

Römerthum, um wieviel mehr heute, wo Rom nicht mehr die Hauptstadt der Welt ist, und wo die deutsche Kaiserkrone auf dem Haupte eines deutschen Fürsten ruht."

So lautete ein am 22. Juni 1871 in der „Preußischen Kreuzzeitung" veröffentlichter Artikel, welcher, wie dessen Verfasser Geheimrath Wagner versichert, vom Reichskanzler „eigenhändig mit Correcturen versehen" worden war.

Diese Kriegserklärung gegen die katholische Kirche erhielt zwei Jahre später die Sanction des Kaisers, welcher an den Papst am 3. Sept. 1873 schrieb: „Zu meinem tiefen Schmerze hat ein Theil meiner katholischen Unterthanen seit zwei Jahren eine politische Partei organisirt, welche den in Preußen seit Jahrhunderten bestehenden confessionellen Frieden durch — staatsfeindliche Umtriebe zu stören sucht."

Die Centrumspartei wurde im Jahre 1852 vom katholischen Volke in Preußen zur „Vertheidigung seiner von der kirchenfeindlichen Regierung angegriffenen Rechte" ins Leben gerufen und war im Laufe der Zeit wieder verschwunden, so daß sie während der Legislaturperiode 1867—70 kein Mitglied zählte. Als sie in den darauf folgenden, 1870—75 mit 53 und 87 Mitgliedern stark wieder auftauchte, schrieb der Breslauer Domcapitular Dr. Künzer: „Die Bildung der Centrumsfraction war, wie auch Herr Peter Reichensperger erklärte, ein politischer Fehler."

Und der Pfarrer an der Sanct Hedwig-Kirche zu Berlin, Müller, erzählte in seinem „Märkischen Kirchenblatt" vom 10. November 1888, daß nicht nur der Abgeordnete Peter Reichensperger, sondern auch — Dr. Windthorst „von der Reconstituirung der katholischen Fraction abgerathen habe."

Welche Wandlung in seinen Anschauungen mag Dr. Windthorst seit dem Tage durchgemacht haben, wo er diese Aeußerung gethan hat! Was wäre sein Schicksal als Politiker gewesen, wenn nicht die Centrumspartei, gegen deren Neubildung er gestimmt hat, ihn zum Führer wählte. Er verdankt ihr alles, seinen politischen Ruf und seine von allen Parteien anerkannte historische Bedeutung. Sie bot ihm, dem depossedirten Minister Hannovers die Arena, in welcher er siegreiche Turniere ausfechten durfte, und war zugleich die Leiter, auf der er zur sonnigen Höhe eines der besten Parlamentarier der Neuzeit emporkletterte.

Wir entdecken übrigens im Leben dieses Mannes noch eine ähnliche Wandlung, welche Zeugniß giebt, daß er zu Beginn seiner parlamentarischen Laufbahn nicht der überzeugungstreue Katholik gewesen, als der er am Ende derselben gepriesen worden ist.

Er war kein Freund der Jesuiten und tadelte es offen, daß sie das Dogma von „der Unfehlbarkeit des Papstes" in Scene gesetzt hatten; damals soll er seinem Aerger darüber durch das geflügelte Wort: „Ich werde für die Jesuiten niemals einen Finger krumm machen!" Luft gemacht haben. Und gerade zwanzig Jahre später, nachdem er diese minder kirchliche Aeußerung gethan, bildete die Rückberufung des Jesuitenordens nach Deutschland seinen

Lieblingswunsch, für dessen Ausführung er nicht allein alle zehn Finger krümmte, sondern auch die wärmste Agitation trieb. Sie soll sogar seine Agonie in Anspruch genommen haben, denn die letzten Worte, welche aus seinen Lippen kamen, waren: „Ich fordere die Rückkehr der Jesuiten!“ Mit diesem Rufe hauchte er seine große Seele aus.

Da die Ansicht der katholischen Kirche über die Ursachen des Kulturkampfes mit der ihrer Gegner im schroffen Gegensatz steht, so müßte man eigentlich darauf verzichten, diese Frage klar und voll gelöst zu sehen, wenn nicht Fürst Bismarck selbst die Antwort darauf gegeben hätte. Er that dies wenige Tage nach dem Tode des Dr. Windthorst und zwar in einer Weise, welche sowohl das, was von kirchlicher, als auch das, was von Seite der Regierungsanhänger über die Entstehung des großen Kirchenstreites gesagt worden ist, — bestätigt. Er sagte:

„Unter Uebereinstimmung der öffentlichen Meinung, vom Fortschritt bis zur äußersten Rechten nahm im Jahre 1871 die Regierung den Handschuh auf, der ihr durch die Bildung des Centrums, das eine wirksame Unterstützung bei den Jesuiten fand, hingeworfen wurde. In den Kämpfen des Centrums gegen die Regierung hat sich diese Anlehnung derselben an den in Rom mächtigen Einfluß der Jesuiten wiederholt wirksam erwiesen und die Verständigungsversuche, welche die Regierung dem Papste gegenüber machte, zu entkräften gewußt. Die Stärke der Windthorst'schen Position hätte sich an der päpstlichen Stütze nicht allein halten können, wenn ihm nicht die der — Jesuiten zu Gebote gestanden. Diese aber konnten sich mit der Entwickelung des neuen deutschen Reiches und der evangelischen Dynastie an der Spitze, nicht befreunden.“

Der Kampf begann mit einer Reihe von Gesetzen, welche wie Fesseln um den Leib der Kirche geschlungen wurden und die seelsorgerliche wie disciplinare Wirksamkeit ihrer Bischöfe und Priester hart beschränkte; die ersteren erklärten in ihrer Collectiv-Eingabe vom 16. Mai 1873: „Die Maigesetze verletzten die Rechte und Freiheiten, welche der Kirche Gottes zustehen. Eine Anerkennung derselben wäre nicht allein einer Verwerfung des göttlichen Ursprungs des Christenthums, weil es das unbedingte Recht des Staates einräumt, das Gebiet des christlichen Lebens durch Gesetze zu bestimmen, sondern auch ein Verzicht auf alle historischen und positiven Rechte der Kirche in Preußen.“

Der Culturkampf, dessen schärfste und für die katholische Kirche verletzendste Spitze nach einem Ausspruche des Fürsten Bismarck nicht so sehr „in den meritorischen Streitobjecten,“ als vielmehr in der „zu subtilen juristischen Ausarbeitung der Kampfmittel“ lag, dauerte dreizehn Jahre. Ein düsteres Bild in der Geschichte des deutschen Volkes, dessen Schilderung nicht in den Rahmen dieser Lebensskizze paßt.

Während sich die katholische Kirche in Kampfesstimmung befand, wurde sie durch die Nachricht überrascht, daß der Fürstbischof von Breslau Dr. Heinrich Förster, ein Vorgänger des Dr. Georg Kopp, bei Anstellung

eines Pfarrers die Zustimmung der staatlichen Behörde nachgesucht und dadurch indirect die Maigesetze anerkannt habe.

Der Bischof von Breslau handelte damals in Uebereinstimmung mit Dr. Windthorst, welcher in einer Parlamentssitzung erklärte: „Der Friede zwischen Kirche und Staat läßt sich nur dadurch herstellen, daß man die Principien bei Seite stellt und sich dann zu vertragen sucht".

Beides, der Act des Bischofs und der Grundsatz des Mitgliedes der Centrumpartei wurden von den deutschen Katholiken entschieden mißbilligt. „Der Kulturkampf ist ein Principienkampf," sagten diese, „und wer in einem solchen Kampfe ein Princip bei Seite stellt, der giebt es auf! Wenn wir dies gewollt hätten, so würden wir nicht die großen Opfer bringen, um unserem Princip, das der Freiheit der Kirche, zum Siege zu verhelfen!"

Der Reichskanzler Fürst Bismarck, welcher den von der katholischen Kirche „hingeworfenen Handschuh aufgenommen" und den Culturkampf begonnen hatte, war der erste, der ihr die Hand zum Frieden reichte.

Es geschah dies anfangs durch die Vermittelung der päpstlichen Nuntien zu München und Wien, durch Sendung des Herrn von Schlötzer nach Rom und später durch die Vorlage von „Friedensgesetzen."

Welches waren wohl die Gründe, welche den Reichskanzler dazu bestimmten? Er hat sie in seiner Parlamentsrede, am 21. April 1887 offen kundgegeben:

„Wir können schweren Prüfungen entgegengehen, sowohl in auswärtigen Kämpfen, als auch in innern Kämpfen gegenüber Umsturzparteien verschiedener Kategorien. Mein Bedürfniß war es gewesen, ehe wir diesen Prüfungen ausgesetzt werden, alle inneren Streitigkeiten von uns abzuthun, die in der That entbehrlich sind. Und für entbehrlich halte ich den Kirchenstreit!"

Es war das Gespenst des Socialdemokratismus, das den Reichskanzler bewog, dem Kulturkampf ein Ende zu machen, denn er sah, daß ein Volk, welches seiner Priester und deren geistlichen Hülfe beraubt war, den Verführungen der Umsturzparteien preisgegeben sei. Und erkannte es auch ebenso klar, daß er gerade in der katholischen Kirche eine mächtige Bundesgenossin im Kampfe gegen die socialdemokratische und anarchistische Partei finden werde. Um das Unentbehrliche zu retten, verzichtete er auf das Entbehrliche; um seine Schöpfung, das neue deutsche Reich, vom Pestübel des Socialdemokratismus zu desinficiren, schloß er mit der Kirche, welche seit ihrer Stiftung die Hüterin der von Gott eingesetzten Ordnung gewesen ist, Frieden, indem er ihr die einstigen Freiheiten und Rechte wiedergab.

Welcher patriotisch gesinnte Deutsche wird in dieser Umkehr des Reichskanzlers etwas Anderes erblicken, als den Drang, für die Sicherheit und Größe der Nation zu sorgen, als die Erkenntniß, daß er den katholischen Staatsbürgern ein Unrecht zugefügt habe. Er gestand das Letztere in seiner Herrenhausrede vom 23. März 1886 selbst ein:

„Niemals ist der Friede dadurch erreicht worden, daß man ausschließlich mit Staatsgesetzen decretirte, womit der Katholicismus für seine confessionellen Aufgaben zufrieden sein mußte. Das Gesetz hat seine Gültigkeit, aber wenn wir es zwangsweise und ohne Rücksicht auf die Wünsche der Betheiligten durchführen wollen, so sind wir schließlich zu einem gewaltthätigen Verfahren dauernd genöthigt. Wir schaffen die Conflicte als dauernde Institution.

Ich wenigstens muß dem Versuch, unsere katholischen Landsleute gegen ihren Willen dauernd zu vergewaltigen, meine Mitwirkung versagen."

Der Friedensschluß des Reichskanzlers mit der katholischen Kirche erregte damals, je nach dem Parteistandpunkte der Zuschauer die Ver- und Bewunderung der deutschen Nation.

„Man muß gestehen, daß eine solche Erscheinung in der parlamentarischen Geschichte einzig dasteht und stets vereinzelt bleiben wird", schrieb Dr. Jörg in den „Hist. pol. Blättern". „Kein anderer verantwortlicher Minister ist denkbar, der die Vertretung einer solchen Umkehr nicht dem Nachfolger hätte überlassen und sich in die Stille des Privatlebens zurückziehen müssen. Nur Fürst Bismarck konnte das wagen."

Jeder, der den Verlauf des Kulturkampfes mit vorurtheilslosen Blicken beobachtet hat, wird zur Ueberzeugung gekommen sein, daß der Reichskanzler in der Wahl der Personen, welche für die Ausführung der Maigesetze thätig sein sollten, nicht glücklich gewesen ist. Sie verfuhren oft mit einer Härte und Rücksichtslosigkeit, welche an die Zeiten der Reformationskämpfe erinnerte.

Um so besser gelang es dem Fürsten Bismarck, den richtigen Mann zu finden, welcher ihm beim Friedensschluß mit der katholischen Kirche erfolgreich helfen konnte.

Es war dies Dr. Georg Kopp, der damals auf dem Bischofsstuhl zu Fulda saß.

Er wurde am 25. Juli 1837 zu Duderstadt, einer kleinen Stadt Hannovers geboren; seine Eltern, arme Weberleute, sandten ihn in die Bürgerschule seines Heimatortes und später, als Georg Fleiß und Freude am Lernen zeigte, auf das Progymnasium, wo er vom Jahre 1849 bis 1852 mit Auszeichnung studirte.

Durch die Vermittelung mehrerer Freunde, welche die guten Anlagen des Jünglings bewunderten und fördern wollten, konnte er das Josephs-Gymnasium zu Hildesheim besuchen, wo er vier Jahre zubrachte und mit Preisen gekrönt wurde. Trotz seiner zarten Gesundheit widmete er Tag und Nacht den Studien und bestand im Jahre 1856 das Abiturientenexamen mit Auszeichnung; obwohl er den Drang fühlte, die Universität zu besuchen, so fügte er sich doch dem eisernen Muß, sich bald selbständig Brod zu verdienen, und trat als Telegraphenbeamter in den Staatsdienst. Nachdem er zwei Jahre lang in Hannover und zu Neustadt am Rübenberg in einem Berufe gelebt hatte, der ihm keine Zufriedenheit brachte, entschloß er sich im Jahre 1858 zum Studium der katholischen Theologie und wanderte nach Hildes-

heim, wo er die philosophisch-theologische Lehranstalt besuchte und im Jahre 1861 Aufnahme in das Priesterseminar fand. Kopp ist ein neuer Beweis für die uralte Behauptung, daß das ganze Lebensglück eines Mannes von der Wahl des richtigen Berufes abhängt; und daß er ihn fand, verdankt er seinem eisernen Willen, der sich weder durch den Mangel an irdischen Glücksgütern, noch von der Aussicht in seiner jetzigen Stellung bald befördert zu werden abhalten ließ, sich dem Dienste der Kirche zu weihen. Es waren gewiß harte, an Entbehrungen reiche Jahre, welche er als mittelloser Student verlebte, nachdem er eine sichere Anstellung aufgegeben hatte; er fand aber volle Entschädigung dafür in dem Bewußtsein: „Dieser und kein anderer Weg führt mich zu einer Thätigkeit, an der ich volle Freude haben werde.“

Er empfing am 28. August 1862, dem Feste des großen Kirchenlehrers St. Augustin im Hildesheimer Dom die Priesterweihe und reiste dann in seine Vaterstadt, um dort die erste Messe zu feiern. Seine erste Anstellung fand er als Schulvicar im Waisenhause zu Henneckenrode, und dann als Caplan in Dethfurth. Er zeigte in seinem Berufe als Seelsorger und Lehrer so viel apostolischen Eifer, milden Sinn, warme Beredtsamkeit und evangelische Klugheit, daß ihn der Bischof nach Hildesheim berief und zum Assessor am Generalvicariat ernannte. In diesem arbeitsreichen Amte übernahm er noch die geistliche Leitung der Ordensschwestern an St. Ursula, welche sich mit dem Unterrichte von Mädchen beschäftigten und der Barmherzigen Schwestern; im Jahre 1870 zeichnete ihn Papst Pius IX. durch die Würde eines apostolischen Pronotar aus, und ein Jahr später, 1871, wurde er Domcapitular und Generalvicar der Diöcese Hildesheim. Obwohl Kopp erst 34 Jahre zählte, so zeigte er sich seinem Amte, in welchem er die Angelegenheiten des Bischofssprengels leiten mußte, ganz gewachsen und stand als Rathgeber und Gehilfe seinem Kirchenfürsten zur Seite. Seine Thätigkeit fiel in die Zeit des Kulturkampfes, wo die Ordensschulen aufgehoben, die Niederlassungen der Mönche geschlossen, viele Pfarrer und Seelsorger wegen Nichtanerkennung der Maigesetze ihres Amtes entsetzt und selbst der Bischof, Dr. Wilhelm Sommerwerk, gemaßregelt wurden.

So sah Dr. Kopp in den zehn Jahren seines Generalvicariats wenig frohe Tage, in denen er nicht nur persönlich litt, sondern auch von schweren Sorgen um seine Diöcese bedrückt wurde. Er verlor in diesen traurigen Verhältnissen niemals Muth und Ruhe und ließ sich durch nichts aus seiner friedlichen und versöhnlichen Haltung bringen. Ein Mann, welcher viele Jahre lang an seiner Seite geweilt, schreibt über ihn:

„Georg Kopp ist ein Mann von kleiner Statur, wenig untersetzt, aber von bewundernswerther Ausdauer und Entschiedenheit. Unthätige Ruhe ist seinem Körper ebenso fremd und unerträglich, wie seinem Geiste. Was der heilige Benedict in seiner Regel vorschreibt: „otiositas est inimica animi“, das hat die Natur ihm von Geburt an als innerstes Gesetz seines ganzen Wesens mitgegeben. Sein schönes, durchgeistigtes Antlitz, der sanfte Blick,

das freundliche Lächeln, das um seinen Mund spielt, gemahnen an den Lieblingsjünger Johannes. Er übt auf Alle, die mit ihm in Berührung kommen, eine so unwiderstehliche Gewalt aus, daß man, ohne sich darüber klar zu werden, schon im ersten Augenblick sich zu ihm hingezogen fühlt, ihn bewundert, ihm in Liebe ergeben ist. Die ihm natürliche Bescheidenheit und aufrichtig wohlwollende Leutseligkeit hat er unverändert beibehalten, auch nachdem er zu hohen Ehren und Würden gelangt ist."

Im December 1881 wurde Dr. Kopp durch ein päpstliches Breve zum Bischof von Fulda ernannt und wenige Tage später theilte ihm der Oberpräsident der Provinz mit, daß die preußische Staatsregierung nicht allein seine Wahl anerkenne, sondern auch die Commission zur Verwaltung des bischöflichen Vermögens aufgehoben habe und den Geistlichen die Staatszuschüsse wieder ausbezahlen werde.

Der neue Bischof richtete an den Kaiser ein Schreiben, in welchem er gelobte: „die ihm auferlegten Pflichten zum Wohle der Kirche und Staat treu zu erfüllen." Er schilderte die traurige Lage der Gläubigen der Fuldaer Diöcese, welche ihrer Seelsorger beraubt seien und schloß mit den Worten, daß „die in ihrem Wirken freie Kirche die beste Stütze des Thrones und die wahre Freundin der leidenden Menschheit sei."

Am 27. Dezember wurde er am Grabe des heiligen Bonifacius, des ersten christlichen Glaubensboten Deutschlands, zum Bischof geweiht. In seiner ersten Predigt, welche er im Dome hielt, sprach er: „Wendet Euch ab von jenen grundstürzenden Lehren, welche das Eigenthum, die Ehe und alle Güter der Gesellschaft gefährden und die öffentliche Ordnung bedrohen. Wirkt mit Eifer dahin, daß Alle, die von Euch abhängig sind, von solchen Lehren sich abwenden."

Es ist charakteristisch und dem Geist, von welchem Bischof Kopp erfüllt ist, bezeichnend, daß die ersten Worte, welche er an seine neue Heerde richtete, keine Klagen über den Kulturkampf und dessen Urheber, sondern nur eine dringende Mahnung enthielten! „Hütet Euch vor den Socialdemokraten und deren verwerflichen Lehren!"

Während er beim Festmahle, das nach der Bischofsweihe stattfand, Papst Leo XIII. und Kaiser Wilhelm I., „welche sich die Hände zum Friedenswerke gereicht", feierte, begann er seinen ersten Hirtenbrief mit den Worten: „Ihr habt jetzt wieder einen rechtmäßigen Bischof, aber einen Bischof mit gebundenen Händen!"

Er gab sich über seine Stellung und Aufgabe keiner Täuschung hin. „Ich will den Heerden Hirten senden und sehe dabei nichts als Hindernisse; ich will die Lehre des Evangeliums verkündigen und die Gnadenmittel spenden lassen, und sehe die Reihen meiner Mitarbeiter sehr gelichtet."

Trotzdem er ein Bischof „mit gebundenen Händen" war, suchte er seine Pflichten treu zu erfüllen und entfaltete in den sechs Jahren, während deren er den Hirtenstab der Diöcese Fulda trug, ein reiches Wirken. Nach Ver-

ständigung mit der Regierung errichtete er ein Convict für Gymnasiasten in Fulda und stellte die theologische Lehranstalt wieder her; außerdem gründete er neue Missionsanstalten und sorgte für die Wiederherstellung und den Neubau von zwölf Kirchen. Eine besondere Aufmerksamkeit wandte er der Armen- und Krankenpflege zu, indem er neue Niederlassungen der Barmherzigen Schwestern stiftete, deren Haus in Fulda vergrößerte, eine Rettungsanstalt für Knaben in Sannerz und eine gleiche für Mädchen in Maberzell, sowie eine Herberge für Fabrikarbeiterinnen zu Fulda errichten ließ.

Sein heißer Wunsch, den er in seinem Hirtenschreiben aussprach: „Möge der Augenblick nicht fern sein, wo die Kirche alle ihre Wege zur Rettung der Völker vor den Bestrebungen und Verführungen der Umsturzparteien mit der des Staates vereinigen kann!" ging bald in Erfüllung.

Im Januar 1886 wurde Bischof Kopp vom König in das preußische Herrenhaus berufen, und mit diesem Schritt in das parlamentarische Leben trat er in die Reihen der Männer, welche das Ende des Kulturkampfes herbeiführen sollten.

Seine Ernennung zum Mitglied des Herrenhauses erregte Aufsehen, denn Kopp war der erste katholische Kirchenfürst, welcher in diese Kammer berufen worden war.

Er ergriff als Herrenhausmitglied zum ersten Male das Wort in der Debatte über einen Gesetzentwurf zum Schutze des Deutschthums in den östlichen Provinzen, am 27. Februar 1886, und sprach von Vaterlands- und Friedensliebe.

„Die Liebe, das Interesse und der Sinn für die Würde und Größe des Vaterlandes, muß jedem Landeskinde innewohnen. Sie haben das Recht dieses ganz besonders von denen zu verlangen, welche kraft ihres Amtes berufen sind, die sittlichen Tugenden im Volke zu wecken und zu pflegen. Nun ist die Vaterlandsliebe eine rechte Tugend und sie wird genährt durch die Religion." Am Schlusse seiner Rede bezieht er sich auf den Propheten, „der nur die Füße schön finden will, welche sich auf dem Wege des Friedens befinden und welche den Frieden verkünden."

Durch diese beiden Aeußerungen wollte Bischof Kopp klar und scharf sich selbst und seine Stellung dem Staate gegenüber zeichnen: „Ich bin ein Mann, der sein Vaterland liebt und als wahrer Jünger Christi Wege des Friedens wandelt."

Die Rede machte Aufsehen und fand unter den Katholiken viele Mißbilligung, weil Dr. Kopp offen erklärte, daß er nicht in den Reihen der streitbaren Bischöfe, deren erstes und letztes Wort: „Non possumus" lautete, stehen wollte. Und vielleicht war es gerade diese Erklärung, welche den Reichskanzler auf Kopp aufmerksam machte, indem sie den Mann zeigte, der ihm beim Friedensschlusse mit der katholischen Kirche die beste Hilfe leisten werde.

Bischof Kopp liebte den Frieden mehr als den Kampf und trug in seiner Seele stets das düstere Bild der schweren Schäden, welche der Kultur-

kampf unter dem katholischen Volke angerichtet hatte. Von den 8 711 535 Katholiken, welche zu Beginn desselben in Preußen lebten und für deren Seelenheil 8439 Priester sorgten, waren 2 148 691 ganz oder theilweise ihrer Hirten beraubt; außer den Bischöfen von Gnesen, Köln, Münster, Kulm, Ermland, Breslau, Limburg, Paderborn, Trier, Hildesheim und Osnabrück, welche im Gefängniß saßen, ihres Amtes entsetzt oder in ihren Residenzen gepfändet wurden, mußten noch 1770 Seelsorger ihre Herden verlassen.

Die Entchristlichung und der Niedergang des geistlichen Lebens nahmen immer mehr zu und die Gefahr, daß das Volk ohne Gnadenmittel gänzlich verwildern würde, schien unabwendbar. Die Kirche mußte daher ebenso — wie der preußische Staat aus politischen Gründen — um des Heiles von Millionen Katholiken willen, den Frieden wünschen und mit allen erlaubten Mitteln anzubahnen suchen.

Sie besaß in Bischof Kopp den berufensten Sendboten, der in der parlamentarischen Arena ihre Rechte und Ansprüche mit ebenso gewinnender Beredsamkeit, als kluger Entschiedenheit vertrat.

Als am 12. April 1886 der Entwurf eines Gesetzes betreffend die Abänderung der kirchenpolitischen Gesetze statt der Abgeordnetenkammer dem Herrenhause vorgelegt wurde, übernahm Bischof Kopp die Rolle des Centrums und führte sie besser durch, als dieses, weil er als Kirchenfürst zur Vermittelung zwischen Rom und Berlin geeigneter erschien.

Er nahm schon in der ersten Sitzung das Wort und schilderte mit Freimuth die Schäden des Kulturkampfes: „Dieser ist wie ein giftiger Mehlthau, welcher auf unserem ganzen Staatsleben ruht und alle kirchlichen und politischen Verhältnisse vergiftet. Wir können selbst der großen politischen Entwickelung, die unser Vaterland gewonnen, nicht froh werden. Dazu kommt, daß in diesem Kampfe die besten Kräfte des Staates verbraucht, daß die Lenker des Staates von den wichtigsten Angelegenheiten des Landes mehr und mehr abgezogen werden. Jeder Tag bringt neue Schäden und beweist nur, daß die Maitage des Jahres 1873 wahre Unglückstage für das Vaterland gewesen sind..."

Ueber den Werth der Vorlage äußerte er sich: „Alle Parteien sind des Haders müde, Alle suchen den Frieden, welcher den unseligen Verhältnissen ein Ende macht. Betrachten Sie die Vorlage und beantworten Sie dann die Frage, ob man mit derselben zum gewünschten Ziele gelangen kann? Ich muß diese Frage verneinen. Sie läßt noch zu viele Stacheln im Volke zurück, als daß dieses ein Friedensgefühl empfinden kann." Er schloß seine Rede mit einigen Worten, welche Zeugniß sowohl für seinen Mannesmuth, als auch für seine katholische Treue geben, die von seinen Gegnern angezweifelt worden war: „Die Gesetze, deren Aenderungen wir jetzt vornehmen wollen, haben der Kirche unveräußerliche Rechte genommen, und die Arbeiten, an denen wir jetzt sind, haben nicht zum Ziele: Concessionen, sondern — Restitutionen. Sie wollen dasjenige der Kirche zurückgeben, was ihr mit Unrecht entzogen ist. Worin besteht denn die Ehre des preußischen Staates? Ich finde

diese Ehre in dem Hochhalten der Devise: Suum cuique. Nun aber bitte ich Sie, mir es nicht zu verargen, wenn ich offen ausspreche: Die katholischen Unterthanen haben das Gefühl, als wenn ihrer Kirche gegenüber diese Devise nicht immer hochgehalten wäre, und das halten sie nicht für ehrenvoll. Ehrenvoll war der Tag nicht für den preußischen Staat, als man sich in einer hochgradig politischen Verstimmung hinreißen ließ, die Verhältnisse der Kirche einseitig zu ordnen."

Der Gesetzentwurf, über welchen verhandelt wurde, enthielt Bestimmungen, die, wie Bischof Kopp wußte, niemals die Genehmigung des Papstes finden würden, und darum brachte er Vermittelungs-Vorschläge ein, welche aber von der Herrenhaus-Commission abgelehnt wurden. Nachdem dies in Rom bekannt geworden, erließ der Papst eine Note, in welcher er erklärte, daß er sogleich, nachdem die neue Vorlage mit den Anträgen des Bischofs Dr. Kopp angenommen worden, die Bischöfe anweisen werde, der Regierung die Pfarrer für die gegenwärtig erledigten Parochien zu benennen. Mit dieser Note waren aber weder Herrenhaus noch Regierung zufrieden, und die Letztere ließ durch Herrn von Schlözer erklären, daß wenn der Papst nicht die ständige Anzeige zugestehe, die Anträge des Bischofs Kopp im Herrenhaus nicht angenommen werden würden.

In Folge dieser Mittheilung erließ der Papst am 4. April 1886 eine neue Note, durch welche er erklärte, daß er nach offizieller Zusicherung der Regierung über eine volle und unmittelbare Revision der Maigesetze die ständige Anzeige gewähren wolle.

Jetzt nahm das Herrenhaus in der Sitzung vom 13. April die Anträge des Bischofs Dr. Kopp mit überwiegender Majorität an. Dieser schloß damals die Rede, in welcher er seine Vorschläge befürwortete mit den Worten:

„Wir stehen vor einem welthistorischen Abschlusse eines großen Streites. Ich rufe Ihren ganzen Patriotismus, Ihre Friedensliebe an. Wir sehen, wie der große Staatsmann, der unsere politische Geschicke leitet, dem Oberhaupte der katholischen Kirche die Hand zum Frieden reicht; da wollen wir nicht an Kleinigkeiten herummäkeln . . . Sie werden, wenn Sie jetzt bei Seite treten, den Verdacht erwecken, den Kulturkampf verewigen zu wollen."

Die durch die Anträge des Bischofs Kopp abgeänderte Gesetzvorlage wurde auch vom Abgeordnetenhause angenommen und erhielt am 21. Mai die Sanction des Königs.

Als Bischof Kopp am 17. April nach Fulda zurückkehrte wurden ihm von Priestern und Laien Huldigungen des Dankes für seine erfolgreiche Wirksamkeit im Parlamente dargebracht; und er erwiderte: daß er „hoffnungsvoll der weiteren Entwickelung der friedlichen Verhältnisse entgegensehe, da Fürst Bismarck mit Rücksicht auf die inneren Verhältnisse des Deutschen Reiches den Frieden mit der Kirche wünsche."

Der günstige Verlauf, den die Behandlung der letzten Vorlage im Herrenhause gefunden, und durch die Vermittelung des Bischofs Kopp gewonnen

hatte, bewog die Regierung den neuen Gesetzentwuf, welcher die Errichtung von theologischen Lehranstalten, die Anzeigepflicht, die Freigebung des Messelesens und Sacramentenspendens und die Zulassung bestimmter Orden betraf, wieder der ersten Kammer vorzulegen. Hier entwickelte Bischof Kopp abermals eine große Thätigkeit, indem er theils aus eigener Initiative und theils im Auftrage des Papstes und auf Ansuchen der preußischen Bischöfe einige Abänderungs-Anträge stellte, welche er mit großer Beredsamkeit begründete:

„Sie haben im vorigen Jahre," sprach er, „der katholischen Kirche wichtige Rechte und Freiheiten zurückgegeben und zum Theile die Fesseln gelöst, welche deren Wirksamkeit bisher gelähmt hat."

Es gelang ihm in Bezug des Kernpunktes der Vorlage, das staatliche Einspruchsrecht bei Besetzung geistlicher Aemter, eine wesentliche Aenderung durchzusetzen, indem er die Anzeigepflicht nur auf die Pfarrer, und nicht auf die Pfarrverweser beschränkte. Sein Antrag: das Messelesen und Spenden sämmtlicher Sakramente freizugeben, wurde mit dem Zusatze angenommen, daß nur die nicht zugelassenen Orden von dieser Freiheit ausgeschlossen sein sollten.

Gerade das Verbot des Messelesens und der Sacramentenspendung hatte das katholische Volk am tiefsten verletzt und zum Widerstande gereizt; und dazu kam noch, daß die Beamten, welche mit der Durchführung des Verbotes betraut waren, leider oft die Schranken der Klugheit und Humanität überschritten. So wurde ein Kaplan, der in einem einsam liegenden Kirchlein die Messe feierte, von einem Dorf in das andere gehetzt und endlich durch eine Schaar von fünfzig Ulanen gefangen. In einem schlesischen Dorfe trat ein Gendarm in die Kirche, öffnete die Thür des Heiligthums und trug den Kelch, welcher mit geweihten Hostien gefüllt war, auf das Landrathsamt, um sie dort von einem abtrünnigen Priester recognosciren zu lassen. Eine frevelhafte Dreistigkeit, welche später vom Minister des Innern streng getadelt worden ist.

Bei der Gelegenheit, wo Bischof Kopp für die Zulassung der Ordensvereine, welche in der Seelsorge Aushülfe leisten, im Dienste der christlichen Nächstenliebe stehen, die Erziehung der weiblichen Jugend leiten und ein beschauliches Leben führen, befürwortete, sprach er: „Es mag sein, daß eine moderne Auffassung in dem Ordensleben nur Schwärmerei findet. Aber man kann sie wohl ertragen, so lange sie nicht für Staat und Gesellschaft gefährlich ist. Es giebt für beide noch andere Gefahren. Wenn wir in das Leben hineinschauen, so finden wir, daß der größte Theil der Menschen heute für nichts weiter Sinn hat, als für Erwerb und für Erhaltung des Erworbenen. Sie haben vergessen, daß über dem irdischen Dasein ein anderes Dasein sich wölbt. Wir sehen, daß in der Welt ein Geist der Auflehnung gegen alle göttliche und menschliche Ordnung sich erhebt und daß eine breite Schichte der Menschheit bereit ist, nur in dem Umsturze alles Bestehenden ihr einziges Heil zu finden. Das sind die Gefahren, welche die menschliche Gesellschaft bedrohen und es ist nothwendig ein Gegengewicht zu schaffen.

Dieses Gegengewicht finden wir in den Orden, welche in der Seelsorge dienen und die seelsorgerischen Kräfte gegenüber den Bestrebungen des Umsturzes verstärken, mit dem der weltliche Clerus allein nicht zu kämpfen im Stande ist. Und ferner die Orden, welche sich der christlichen Charitas widmen."

Bischof Dr. Kopp hatte außerdem noch eine Reihe von Zusatzartikeln beantragt, von denen viele angenommen und wieder andere verworfen wurden, so daß er sich, als der Gesetzentwurf zur Schlußabstimmung gelangte, die Frage vorlegen mußte, ob er durch Annahme des Ganzen das, was von seinen Anträgen angenommen worden, retten, oder durch Verwerfung alle gethane Arbeit zu nichte machen sollte?

Er schloß seine Rede mit den Worten: „Es fällt außerordentlich schwer für mich, einen Entschluß zu fassen. Wenn ich für das Gesetz stimme, so setze ich mich in Gegensatz zu dem katholischen Volke, welches in manchen Punkten sich großen Besorgnissen hingiebt. Ich setze mich in einen Gegensatz zu meinen Collegen, welche glauben, in manchen Punkten nicht die Interessen einer gedeihlichen Diöcesanverwaltung befriedigt zu sehen. Aber wenn ich gegen das Gesetz stimme, so setze ich mich in Gegensatz zu der Friedensarbeit, welche zwischen Kirche und Staat angebahnt ist, und ich kann mir die Gefahr nicht verhehlen, daß ich vielleicht dasselbe dann vereitle; und diese Verantwortung kann ich nicht übernehmen. Ich werde für das Gesetz stimmen."

In der That würde durch das ablehnende votum des Bischofs von Fulda ein neuer Kulturkampf losgebrochen sein; Dank aber seiner Klugheit blieb er der Kirche und dem Staate erspart.

Mehrere Mitglieder des Centrums, welche weder mit der Haltung des Bischofs Kopp, noch mit der Annahme des Gesetzes durch das Herrenhaus zufrieden waren, bemühten sich den Papst zur Verwerfung der Vorlage zu überreden. Dieser aber erließ am 7. April 1887 an den Erzbischof von Köln, Philippus Krementz ein Breve, in welchem er sagte: „Zum Theil hat man sich bemüht, zum Theil bemüht man sich noch, jene Gesetze (die Maigesetze) zu mildern, und wenn auch noch nicht Alles erreicht ist, was die Katholiken zu erreichen mit Recht wünschen, so ist doch manches festgestellt, wodurch ihre Lage besser wird. Da nun besonders mit Rücksicht auf die vom Herrenhause angenommenen Anträge des Bischofs von Fulda das beschlossene Gesetz ein Heilmittel vieler Uebel darstellt und den Zugang zu dem so lange und mühsam angestrebten Frieden eröffnet, so halten wir es für angezeigt, daß die Katholiken einem solchen Entwurf zuzustimmen nicht verweigern."

Roma locuta — causa finita! ging in jenen Tagen der Ruf durch die katholische Kirche. Mit der päpstlichen Entscheidung ist die Streitfrage erledigt. Es gab aber noch viele Katholiken, welche die volle Schale ihres Zornes über Bischof Kopp ergossen und seine Vermittlerrolle auf das härteste verurtheilten. Damals mußte er, der um des verwaisten katholischen Volkes

und des Friedens willen sich rastlos bemüht hatte, schwere Verfolgungen, wie der Herr der Kirche, Christus, tragen; auch auf sein Haupt wurde der Dornenkranz verdammender Worte gedrückt und ihm ein Schwamm voll Essig und Galle in den Auslassungen der katholischen Presse geboten.

„Es ist in der Weltgeschichte wohl selten vorgekommen, daß eine siegreiche Armee gerade in dem Augenblick, wo sie im Begriffe steht, den Feind zur Uebergabe zu zwingen sich durch — diplomatische Ränke verrathen und verkauft sieht. Es ist dann nicht auffallend, daß die Soldaten vor aller Welt laute Klagen über die Diplomaten und ihre Umtriebe erheben, welche das, was sie siegreich errungen, um schnöden Gewinn dem Feinde ausliefern. So und nicht anders ist die Stimmung des katholischen Volkes in Deutschland, und ein dumpfes Murren und Grollen geht jetzt durch seine Reihen."

Bischof Kopp ertrug Alles mit gottfroher Ruhe, denn die katholischen Intransigenten schonten auch Papst Leo XIII. nicht.

„Der heilige Vater," schrieb ein katholisches Blatt, „hat im Gegensatze zu seinem Vorgänger Pius IX., im Gegensatze zu den preußischen Bischöfen, im Gegensatz zum Clerus, im Gegensatz zum katholischen Volke Preußens der Staatsregierung den Angelpunkt des Streites, die Anzeigepflicht zugestanden. Der Abgeordnete Dr. Windthorst hat in einer Volksversammlung zu Köln gesagt: das Centrum müsse einen Grabstein mit der Inschrift bekommen: ‚Von den Feinden nie besiegt, von den Freunden verlassen.' Diese Inschrift muß abgeändert werden und heißen: „Von den Feinden nie besiegt, von den Freunden nie verlassen, aber von dem Papste, für dessen Rechte wir 17 Jahre lang gestritten und gelitten, verleugnet."

„In einer großen Bischofsstadt," so erzählte der ehemalige Redacteur der „Germania", Dr. Majunke, „pflegte man alljährlich in einem katholischen Verein ein Leo-Fest zu veranstalten. Die Mißstimmung gegen Papst Leo XIII. war nun zu jener Zeit in dieser Stadt eine so große, daß der Vorsitzende des Vereins zu dem Leo-Feste im Jahre 1887 keinen Festredner aus dem zahlreichen Clerus des Bischofsitzes finden konnte."

Papst aber und König dachten anders über die Rechtgläubigkeit und Tugenden des angefeindeten Bischofs von Fulda und der erstere berief ihn im Jahre 1887 auf den durch den Tod des Robert Herzog erledigten Bischofssitz zu Breslau. In dem Hirtenschreiben, welches Georg Kopp am Tage seiner Weihe, den 28. October, erließ, schildert er die Pflichten eines Bischofs; „es sind Liebe und Opfer im Dienste der Seelen" und weist auf das Wort des großen Völkerapostels Paulus hin: „Allen bin ich Schuldner geworden!"

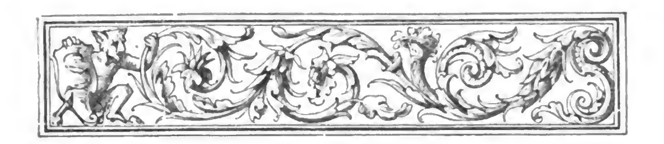
„So soll auch ich mein Amt auffassen," fährt er fort. „Euch Allen bin ich Schuldner geworden. Den Kindern, die ich wie den Augapfel hüten und für die ich meine Mitbürger begeistern soll, allen Einfluß, der ihnen möglich ist, den Kinderseelen zuzuwenden; den Jünglingen und Jungfrauen, welche die Hoffnungen der Zukunft, der Blüthengarten des Lebens, und leider von so

vielen Stürmen umtobt sind, Schuldner den Eheleuten, damit sie die christliche Ehe verwirklichen und die Schätze zeitlichen und ewigen Glückes sammeln, welche im Schoße derselben niedergelegt sind; Schuldner den Großen und Reichen dieser Erde, daß ich sie an den Tag der Abrechnung erinnere, an dem die Werke der Milde und Barmherzigkeit zur Geltung kommen. Schuldner den Armen und Geringen, damit sie nicht den Verführern ihr Ohr leihen und auf die Stimmen der Unzufriedenheit hören, sondern mit Gottvertrauen unter allen Kämpfen auf das Ziel hinblicken, das ihnen nach des Lebens Mühe und Noth entgegenwinkt. . . . So soll der Bischof Allen Schuldner sein und Allen alles sein. Lehrer den Unwissenden, Berather den Zweifelnden, Tröster den Betrübten, Arzt den Seelenkranken und Beschützer den Wittwen und Waisen. Die Parteiungen und Meinungen, welche die Menschen entzweien, sollen an ihn nicht heranreichen!"

Bischof Dr. Kopp hat während der drei Jahre, die er in Breslau weilt, die Versprechungen seines ersten Hirtenbriefes zur Wahrheit gemacht und sich voll als „vir probus et sapiens" erwiesen.

Das beste Wort hat über ihn ein Andersgläubiger in Würde und Amt, der zu seinen politischen Gegnern zählt, gesprochen: „Bischof Dr. Kopp ist voll ruhiger Besonnenheit und einer, seinem innersten Wesen entsprechenden friedlichen Gesinnung und versöhnlichen Haltung."





Ferdinand Lassalles Tagebuch.

Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen.

von

Paul Lindau.

(Schluß.)

Eine lange Zeit wurde ich gehindert, mein Tagebuch regelmäßig fortzuführen, da meine Eltern nach Leipzig kamen. Viel hat sich in dieser kurzen Zeit geändert. Ich war so beglückt durch die Gegenwart meines Vaters, meiner Mutter, meiner Schwester. Ich wäre so gern wieder mit ihnen gezogen nach Breslau, aber das stolze Herz schämte sich, es zu gestehen, und es hätte mir auch nichts genützt. Mein Vater will, daß ich ausharre und ein Jahr in der ersten Klasse bleibe, um dann mit dem Zeugniß der Reife abgehen zu können. Sonst hätten ihm seine Opfer, die er mir gebracht, nichts genützt. Das viele Geld, das ich ihm koste, und das ihm so schwer ankommt, das wäre ja herausgeworfen. Nein, es wäre undankbar von mir, meinem Vater diese Hoffnung zu vernichten, es wäre undankbar von mir, darauf zu bestehen, daß mich mein Vater von der Schule nimmt. Nein, und wenn ich noch so viel zu dulden hätte, ich will diese anderthalb Jahr standhaft ertragen.

Aber leider stehe ich, wie ich immer deutlicher sehe, bei Schieben sehr schlecht. Schierholz, dieser verfluchte Pedant, dieser verdammte Klatscher, hat bei mir nicht Alles so gefunden, wie es nach seinem pedantischen Sinne gebührt. Uebrigens kann er mich schon länger nicht leiden, und so hat er mich denn beim Alten verklatscht. Diesen ärgert mein freies Wesen, diesen ärgert es, daß ich mich nicht unterdrücken lassen will, daß ich mich nicht sklavisch unterwerfe, und er giebt mir seinen Zorn bei jeder Gelegenheit zu erkennen. Philippsohn ist auch gefallen, als Opfer des Schiebe'schen Despotismus. Er mußte abgehen, und jetzt noch verfolgt ihn Sch.'s Haß. Ach,

großer Gott, hielte mich die Rücksicht auf meinen Vater nicht, wie wollte ich hereinfahren in die ganze Wirthschaft, in die Lehrersippschaft, in diese schmeichlerischen Klatschmäuler, in diese intriganten, mantelhängerischen Schurken! O, wie wollte ich Schieben die Wahrheit sagen! Wie er sie noch nie gehört! Die Ohren sollten ihm sausen davon. Wie wollte ich ihm die Wahrheit sagen vor der ganzen Klasse, der ganzen Schule, dem ganzen Lehrerpersonal! Ich wollte ihm sagen, wie er geliebt wird von seiner ganzen Schule, wie da Keiner ist, der ihm nicht schon geflucht hätte, wie da Keiner ist, der sich nicht schon selbst verwünscht hätte, der Handelsschule wegen. Ich wollte erzählen, wie gerecht er ist, wie Alles blos nach seinem Kopfe geht, wie er nicht auf Kenntnisse und Betragen sieht, sondern danach, ob man ihm schmeichelt, wie Jeder verloren ist, der nicht den Mantel nach dem Winde hängt. Ich wollte es ihm laut in die Ohren donnern, wie unter hundertzwanzig Handelsschülern hundertzehn sind, deren innigster Wunsch es ist, daß die ganze Handelsschule zum Teufel fahre. Wie Keiner ist, der ihn nicht schon mit vollem Recht einen ungerechten Schurken geschimpft hätte. Ich wollte es ihm sagen, ganz laut, wie er sein ganzes Lehrerpersonal zu Spürhunden gebraucht, zu Mantelhängern, zu Spionen, zu Klatschmäulern, wie ängstlich er spionirt, als gälte es Staatsverbrechen zu bewachen, eine Verschwörung zu entdecken, aber nicht sechzehnjährige Jünglinge vor Fehltritten zu bewahren. O, ich wollte auf diesen despotischen Schurken mehr Wahrheiten häufen, als er je gehört noch hören wird. Ich wollte ihm so lange die Wahrheit in die Ohren brüllen, bis ihm sein Trommelfell platzte! Ich wollte es ihm sagen, und alle Schüler sollten es mir bestätigen, wie man nichts lernt auf dieser Schule, als sich bücken, kriechen, Schuldienern den Hof machen. Ich wollte ihn durch ein Nadelöhr jagen mit der Wahrheit und nicht eher aufhören, bis sie ihn taub machte.

Doch genug! Ich ändere es ja doch nicht mit meinem Unwillen, so gerecht er auch ist. Hier gilt es das „perfer et obdura“ der Stoiker zu befolgen. Ich sehe es deutlich, wie Schiebe mich haßt und darauf ausgeht, seine Wuth an mir auslassen zu können, wie ungerecht er gegen mich ist. Aber nur Geduld! Vielleicht kommt auch für mich die Stunde der Rache.

Auch mein Verhältniß zu Hause (bei Hander) gefällt mir gar nicht. Es sind da beständige Klatschereien zwischen Hander und Schiebe und Schiebe und Hander. Und nun die ewig geheimnißvolle Miene, mit der mich Hander stets warnt! Ach, es ist zum Davonlaufen! Es vergehen keine drei Tage, so kommt Hander nach Hause und fängt geheimnißvoll mit leiser Stimme an: „Hören Sie's, Lassal . . . Ich will's Ihnen gesagt haben, es ist was gegen Sie im Werk . . . Nehmen Sie sich in Acht . . . Um Gotteswillen . . . Na, ich kann nichts sagen . . . Wenn Schiebe will, so müssen Sie fort . . .“ ꝛc. Und so bewegt er sich in nichtssagenden Redensarten um sich selbst, macht mich wunder wie neugierig, spricht immer halbe Wörter, und am Ende ist nichts, gar nichts dahinter. Man möchte toll werden!“

Mit Mannberguer*) bin ich ein wenig bekannt geworden. Früher konnte ich ihn nicht leiden, und jetzt zieht er mich ungemein an. Ich finde ihn sehr liebenswürdig und gäbe was drum, wenn ich ihm einen Theil des Interesses einflößen könnte, das ich für ihn empfinde. Er hat mir die Marseillaise gegeben, wofür ich ihm sehr verpflichtet bin; denn deutscher Muse ist es bis jetzt noch nicht gelungen, oder vielmehr, die deutsche Muse hat sich noch nicht daran gewagt, den Tyrannenhaß in so kraftvoller Sprache zu verabscheuen. Noch hat der Deutsche nicht gewagt, in feurigen Versen die Freiheit zu schildern; denn die Freiheit, die unsere deutschen Liberalen meinen, besteht darin, daß sie dem gnädigsten Landesfürsten Kratzfüße machen, seine Civilliste vergrößern zu können; höchstens wagen Sie einmal in allerhöchster Devotion mit furchtzitternder Stimme um ein wenig, ganz klein wenig Preßfreiheit zu bitten. Mit Recht sagt Börne, als einmal ein deutscher Gelehrter ein Buch über Preßfreiheit betitelte: „Die Preßfreiheit nach englischen und amerikanischen Grundsätzen bearbeitet": „Wenn ich einmal über Preßfreiheit schriebe, ich würde anfangen: „Die Preßfreiheit, oder der Teufel holt euch Alle, Fürst, Volk und deutsches Land!"

Mit Becker bin ich ebenfalls näher bekannt geworden. Es läßt sich, wie gesagt, wenn man ihn nur näher kennt, gut mit ihm umgehen. Er ist von Gemüth, dabei lange nicht so egoistisch wie Moewes und, wie ich glaube, sogar wahrer Freundschaft fähig. Er ist in der ganzen Klasse der, den ich am Meisten suche. Ich gehe häufig mit ihm Billard spielen. Er besitzt eine Liebe für das andere Geschlecht, die ihn manchmal sogar brutal werden läßt, doch ist dies seltener und in weniger hohem Grade bei ihm der Fall, als bei Moewes. Ich weiß nicht, ich könnte um keinen Preis zu einem käuflichen Weibe gehen. Ich muß durch die Schönheit der Frau begeistert werden, ich muß lieben oder, was gleich ist, zu lieben glauben, ich muß eine bestimmte Person zu besitzen wünschen; nie könnte ich aber einem rohen, thierischen Triebe folgen. Das wäre mir zu roh. Ich würde Keinem verargen, wenn er die Reize einer Person, für die er brennt, zu besitzen wünscht und es dahin durch alle in seiner Macht stehenden Mittel — jedoch nur ehrenvolle — zu bringen wünscht.

Ich fange meinen täglichen Bericht an.

Dienstag, 10. November.

Heut wurde der Monatsbericht vorgelesen. Ich stand gegen mein Vermuthen bei keinem Lehrer drin, blos Odermann hatte hineingeschrieben: „Lassal könnte sich manchmal mehr zusammennehmen." Bei Moewes hatte er geschrieben: „Macht gar keine Fortschritte." Bei Nathansohn: „Geht in seinem Wissen beständig zurück." Diesen Beiden thut der Alte nichts, sagt ihnen nichts, blos auf mich, der doch lange nicht so hart getadelt wurde,

---

*) Siehe Schülerliste.

fuhr er mit einer unbegreiflichen Wuth los, sich ordentlich der Gelegenheit erfreuend, mich heruntermachen zu können, und befiehlt mir Sonnabend Nachmittag nachzuzeichnen. Blos mich und Simons traf diese Strafe, denn obwohl noch fünfzehn weit härter und Viele gleich getadelt waren, so wüthete er doch blos gegen uns Beide, da er uns nicht leiden kann. Aber die Ungerechtigkeit, besonders gegen mich — denn Simons war bei zwei Lehrern drin, ich aber blos bei einem und auch bei diesem nicht als unfleißig oder störend, sondern Obermann hatte blos geschrieben, ich könnte mich manchmal mehr zusammennehmen — war zu offenbar. Die ganze Klasse gab mir Recht.

Abends war Schillerfest, und im Theater gab man die Räuber. Die Dessoir sprach einen Prolog dazu. Es war zum Erbarmen, anzusehen, wie Wollraabe den Karl Moor gab. Er glaubte, die Kunst, die ihm fehlte, durch Schreien und die tiefe Bedeutsamkeit, mit der einige Stellen gesprochen werden müssen, durch Augenverdrehen ersetzen zu können. Schon sein Costüm war abgeschmackt. Reger hingegen gab den Franz ausgezeichnet.

Ehe ich ins Theater ging, ließ ich mir vor den Augen der Frau Director den Thaler, den ich mir von Fritz geborgt hatte, wechseln. Zu borgen war ich genöthigt gewesen, denn Vater hat mir schon vierzehn Tage nicht geschrieben, mir also auch kein Geld geschickt. Frau Director wußte, daß ich keinen Pfennig hatte, denn ich hatte ihr meine Geldnoth Sonntag geklagt, und frug mich, woher ich den Thaler habe. Ich hätte ihr das wohl erzählt, denn es ist ja nichts Böses, einen Thaler von einem Freunde zu borgen, aber ihr argwöhnischer Ton verdroß mich. Ich gab ihr lachend zur Antwort, ich hätte nicht geglaubt, daß meine Börsenverhältnisse sie so interessiren. Als sie aber fortfuhr, in mich zu dringen, es, wie sie es nannte, zu gestehen, zuletzt auch sagte, sie könne sich's schon denken, so antwortete ich ihr: „Nun gut, so denken Sie sich's!“ und ging weg. Es ist zwar blos eine Kleinigkeit, aber die Sache ärgert mich doch. Ich hätte Alles so leicht vermeiden können, wenn ich mir das Geld selbst gewechselt hätte. Aber weit entfernt, etwas Böses darin zu sehen, machte ich aus der Sache kein Hehl. Doch ich sehe wohl, man muß vor Allem den Schein meiden.

Mittwoch, 11. November.

Heut erhielt die zweite Klasse die Nachricht, einen Wink, der Alte wolle den Gallois nachsehen, ob wir die Vocabeln drüber geschrieben. Um elfeinhalb kam der Alte. Wir hatten Alles ausgerieben, daß auch nichts mehr zu sehen war. Wie er aber bei meinem Nachbar ist, kommt mir die Lust an, zu sehen, ob er mich sehr haßt. Ich nehme also den Bleistift und schreibe schnell ein einziges Wort hin. Darüber konnte er im Grunde nichts sagen, doch schimpfte er nach Möglichkeit. Einige Minuten drauf rücke ich meine Mappe und er sieht meine Präparation, die ich, ohne dabei eine unredliche Absicht zu haben, unter die Mappe gelegt hatte. Nun hätte man die Wuth sehen sollen, wie Schiebe auf mich los fuhr. Eigentlich konnte er gar nichts

darüber sagen, denn man kann uns nicht wehren, eine schriftliche Präparation zu machen, wenn wir nur nicht corrigiren; und dies war, wie er selbst sah, nicht geschehen. Er aber hunzte mich wüthend herunter. Darauf wandte er sich zu Courbassier [Courvoisier] und sagte: „Sehen Sie Monsieur, dem Richter dürfen Sie nicht trauen, denn er ist tückisch; diesem aber noch weit weniger. Das ist ein ganz verfluchter Heuchler (ich ein Heuchler!), dem kein Lehrer ein Wort glauben soll. Das ist ein ehrloser Heuchler, ein Schurke." 2c.

Man denke, ich, der ich immer von Hander getadelt werde, daß ich so offen bin, ich ein Heuchler!

Ich versuchte ein Wort zu stammeln, wieso er eine solche Meinung gefaßt habe, aber der Alte ließ mich nicht zu Wort kommen.

„Verdammter Heuchler!" unterbrach er mich, „halt's Maul, oder ich werf Dich zur Thür hinaus! Gestern erst habe ich von Dir gesprochen, und da sagte ich, nächstens bekommst Du eine Ohrfeige, daß Dir der Kopf zurückbaumeln soll." Dabei hob er die Hand und blieb einige Zeit in einer solchen Stellung, daß ich wie die ganze Klasse glaubte, er würde sie mir schon geben.

Mich beschäftigte nur der eine Gedanke: wenn er mir eine Ohrfeige giebt, was soll ich thun? Soll ich sie ruhig hinnehmen, vor der ganzen Klasse diese Schande ertragen, oder sollte ich sie erwidern? Aber wenn ich das Letztere thäte, was würde mein Vater dazu sagen, mein armer Vater, dessen einzige Hoffnung ich bin, dem ich versprochen habe, Freude zu machen! Ach, ich sehe wohl, auf der Handelsschule werde ich dies Versprechen wohl nicht erfüllen können. Doch diesmal ließ es Schiebe beim Drohen bewenden.

Als er fort war, erklärte die ganze Klasse, daß es eine niederträchtige Gemeinheit vom Alten gewesen; von allen Seiten kamen welche, mich zu trösten damit, daß es ihnen ebenso schlecht und noch schlechter ergangen. Selbst Hauptiz, einer meiner größten Feinde, kam zu mir und sagte, ich solle mich darüber hinwegsetzen, es ginge mir nicht allein so.

Hander fragte mich heute wieder über das Geld aus. Ich gab ihm dieselbe Antwort wie gestern. Dieser böse Narr aber erwiderte, er wolle es meinem Vater schreiben, und als er sah, daß das nicht zog, sagte er, er würde Schieben von meinen Pumpereien Anzeige machen.

Donnerstag, 12. November.

Ich schrieb meinem Vater heut die ganze Geschichte.

Dienstag, 17. November.

Heut erhielt ich Antwort von meinem Vater. Er tadelt, wie es vorauszusetzen war, mein Benehmen, — vorauszusetzen, nicht weil ich Unrecht hatte, sondern weil stets Eltern ihren Kindern Unrecht geben, wenn diese gegen ihre Lehrer auftreten. Ich erhielt Geld.

Donnerstag, 19. November.

Heut zeigte sich Schiebes Haß gegen mich wieder recht deutlich. Obermann hat sich nämlich in einem Briefe an Erdmann (Moewes' und Beckers

Philister) darüber beschwert, daß Moewes und ich die Privatstunden in der Arithmetik unregelmäßig besucht. Erdmann hatte sich darauf mit Moewes heftig gezankt und war mit dem Brief zu Schiebe gegangen, wo er und Odermann uns über alle Begriffe verklatschten.

Kaum war ich heut früh in der Schule angekommen, als ich hinunter zu Schiebe gerufen wurde. Wüthend schimpfte dieser auf mich und Moewes los. Er nannte uns Schlingel, unser Betragen flegelhaft ꝛc. Odermann stand dabei und verleumdete uns immer mehr. Er sagte, wir hätten noch gar nichts gelernt, wüßten nichts und reizte Rectors Zorn noch. Dieser verbot ihm darauf, uns Stunde zu geben, und wenn wir einen Louisd'or für die Stunde bieten würden.

„Er mag selbst sehen, wie er fortkommt," sagte er von mir, „und wenn er nicht fortkommt, mag er zum Tempel 'naus!"

So??!!

Moewes überhäufte er mit noch mehr Schimpfwörtern, auch mußte dieser seines Betragens gegen Erdmann wegen vor die Synode. Schließlich gab er Odermann den Rath: wenn wir zu ihm kämen, sollte er uns mit Fußtritten regaliren und die Treppe hinunterwerfen. Zu mir sagte er darauf: „Deinem Vater werde ich nächstens schreiben. Ich warte nur, bis das Maß Deiner Sünden voll ist." O, du lieber Gott, wenn ich nicht wüßte, wie sehr sich mein Vater über Schiebes Verleumdungen betrüben wird, o was für einen Denkzettel wollt' ich diesem Schurken geben! Einstweilen tröste ich mich mit dem Fischerlein: „Geduld, der Augenblick wird kommen."*)

Freitag, 20. November.

Da heut des Bußtags wegen frei war, so ging ich mit Becker und Moewes spazieren. Auf diesem Spaziergang wurde mir die Gewißheit, daß Rector Schiebe die Juden nicht leiden kann. Moewes, der Donnerstag vor der Synode gestanden, erzählte nämlich Folgendes: Der Rector, nachdem er ihn (Moewes) ungeheuer runtergerissen hatte, fing zu den Lehrern an: „Fast möchte ich glauben, meine Herren, daß alle Berliner nichts taugen. (Becker und Hasselbach**), die anderen beiden Berliner, kann Schiebe ebenfalls nicht leiden.) „Sie erinnern sich," fuhr er stark betonend fort, „an die drei Juden (er meint die zwei Markwalds und Henz), die wir von dort hatten."

Sonntag, 22. November.

Heut besuchten mich der kleine Demlich und der eigennützige K. Ich machte sie mit Grogk betrunken und ließ sie laufen. Was doch dieser K. ein gemeiner eigennütziger Kerl ist! Für zwei Groschen lauft er Einem ins Feuer, küßt einem die Füße, und umsonst hebt er seinen besten Freund nicht

*) Das Lied Masaniellos aus der „Stumme von Portici", mit dem das „Fischerlein" seine Freunde zur Erhebung gegen die Bedrücker aufreizt.

**) S. Schülerliste.

auf, wenn er in der Rinne liegt. Dabei borgt er immer Geld und bezahlt nicht. Das Schönste ist, daß er glaubt, ich nehme seine Aeußerungen für baare Münze und daß er denkt, mir einreden zu können, er käme blos aus Liebe und Freundschaft zu mir, während er nur kommt meines Abendbrotes halber. Der Esel! Er denkt mich anzuführen und ist doch selbst der Gefoppte. Er weiß nicht, daß ich ihn blos darum um mich dulde, weil ich ihn brauchen kann.

Dienstag, 24. November.

Ich fühlte mich so unwohl, daß ich zu Hause bleiben mußte. Ich hatte die Mandelbräune. Der Hals schwoll mir an, und der homöopatische Arzt der Frau Director erklärte, daß ich mich zu Bett legen müßte. Er gab mir auch von seinen Pulvern, die ich zwar nahm, zu denen ich aber als Universalmediciner kein Zutrauen habe, da ich nicht einsehe, wie alle Krankheiten, die doch meist verschiedene Ursachen haben, durch ein und dasselbe Mittel geheilt werden können.

Mittwoch, 25. November.

Ich blieb heut im Bett und habe überhaupt die Aussicht, wenigstens acht Tage die Stube hüten zu müssen. Mein Vater schrieb mir. Ich würde, da ich beständig allein bin, große Langweile empfinden, wenn mich Zander nicht besuchte. Dieser wahrhaft gute, noch ganz unverdorbene Mensch scheint gegen mich aufrichtige Freundschaftsgefühle zu hegen, die nicht durch den Eigennutz, wie bei K., oder den Trieb, sich zu amüsiren, wie bei Becker, hervorgerufen sind.

Donnerstag, 26. November.

Ich beschäftige mich jetzt mit der Lectüre des genialen Byron.

Ich empfinde jetzt recht deutlich den Unterschied zwischen zu Hause und bei fremden Leuten. Während, wenn ich zu Hause das Bett hüten mußte, eine liebende Mutter nicht von meinem Bett wich, Schwester und Verwandte mich liebreich umgaben und meines zärtlichen Vaters erste Frage, wenn er zur Thür hereinschritt, war: „Wie befindet sich das Jungel?“ läßt man mich jetzt ganz allein liegen, ohne sich um mich zu bekümmern, ohne nach mir zu sehen, außer in der Zeit, wo der Arzt kommt. Alle Viertelstunde muß ich auf die Gefahr, mich zu erkälten, aus dem Bett, um das Feuer nicht ausgehen zu lassen. Verlange ich etwas, so muß ich aus dem Bett springen und zur Treppe gehen, Emilien zu rufen, die mir gewöhnlich erst, nachdem ich eine halbe Stunde zitternd vor Kälte da gestanden und sie in einem fort gerufen habe, Antwort giebt. Meine Nahrung ist Wassersuppe, meine Behandlung die eines Hundes. Dabei raucht es heut in meiner Stube so, daß ein Gesunder die größten Kopfschmerzen bekommen würde, und als ich mich darüber beschwerte, daß mir der Rauch auf den Hals falle, gab man mir ganz gleichgültig die Antwort: das wäre nicht zu ändern, es raucht, weil der Wind geht.

O, wie sehr sehnte ich mich da nach Hause unter die liebenden Hände meiner guten Mutter. Aber das Sehnen war umsonst, und die Thränen, sie flossen vergebens über meine Wangen. Was übrigens das Stubenmädchen betrifft, so werde ich mir ihretwegen noch eine Gallenkrankheit zuziehen. So etwas Klatschiges und Ungefälliges, Dummes, wie diese Emilie, habe ich noch nie gesehen. Dabei verkennt sie aber ihren Vortheil am meisten. Nie geht sie mir den kleinsten Gang, klatscht Alles; rufe ich sie, muß ich erst eine halbe Stunde warten, indeß Riekchen sich ganz anders benimmt. Sie steht zwar zu tief unter mir, als daß ich mich mit ihr streiten sollte, aber Weihnachten will ich sie strafen.

Sonntag, 29. November.

Heut besuchten mich Flateau, Lehmann, Zander und der dumme Lesser. Da Lehmann, Flateaus Freund, in einer Weinhandlung ist, so kamen wir auf den Einfall, uns über seines Herrn Weine lustig zu machen, und besonders der Champagner war es, den wir bespöttelten, den wir nachgemacht nannten &c. Um uns zu beweisen, daß der Champagner, den seine Handlung beziehe, echt französischer sei, zieht L. den Pfropfen einer Champagnerflasche, den er zufällig in der Tasche hatte, heraus und zeigt uns den darauf befindlichen Stempel: „Perrier et fils“. Nachdem wir den Champagnerpfropfen besehen, nehme ich ihn und werfe ihn in die Stube mit dem Gedanken: „Wenn den Jemand findet, glaubt er, ich habe Champagner getrunken.“

Montag, 30. November.

Heut kam Frau Director zu mir, und nach vielen feinen Wendungen, in denen sie mich zu sondiren sucht, fängt sie endlich an: „Es ist Alles heraus, Sie haben Sonntag hier Champagner getrunken. Nicht?“ Ich, der ich natürlich darüber lachen mußte, gebe ihr, theils weil ich es für kein Verbrechen halte, Champagner getrunken zu haben, theils weil ich ihren sich klug dünkenden ungerechten Argwohn, der stets da, wo nichts ist, etwas ergründen will und beständig Geheimnisse voraussetzt, die zu erspioniren, um damit prunken zu können, ihre Sucht ist, — um diesen Argwohn also zu bestrafen, vollkommen Recht. Durch dies unerwartete Bejahen wurde sie augenscheinlich verdutzt und in ihrer Meinung irre gemacht. Als ich aber bald darauf ihr erklärte, es sei dies nur ein Scherz gewesen, und es hätte Niemand daran gedacht, hier Champagner zu trinken, der Pfropfen wäre aber blos durch Zufall zu uns gekommen, so hatte sie wieder die felsenfeste Ueberzeugung, ich hätte welchen getrunken. Was doch der Argwohn bösartig ist! Darauf hielt sie mir eine lange Rede, sagte auch, sie wolle es ihrem Mann nicht sagen, während ich doch bestimmt weiß, daß sie es dem und noch anderweitig klatschen wird. Ich antwortete ihr auch ganz höflich, sie möchte sich nicht incommodiren und es immerhin erzählen, wem sie wolle.

Dienstag, 1. December.

Ole Bull ist angekommen. Es sollte mir sehr leid thun, wenn ich durch Krankheit gehindert würde, ihn zu hören.

Ich lese die „Briefe eines Verstorbenen" von Fürst Pückler. Obgleich sich nicht leugnen läßt, daß sie geistreich geschrieben sind, so finde ich doch Börnes Urtheil sehr wahr: die Briefe wären todt. Kein Funken warmer Lebenshauch ist in ihnen.

Herr Schierholz besuchte mich heute, gerade als ich Klavierstunde hatte. Er visitirte nichts, sondern machte mir nur einen freundschaftlichen Besuch, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen, tadelte mich liebreich, daß ich mich nicht warm genug hielt, und ging. Unten ließ sich Frau Director mit ihm in ein langes Gespräch ein. Da mag sie ihm wohl von der Champagnergeschichte erzählt haben.

Mittwoch, 2. December.

Heut kam Zander*) und erzählte mir, daß ihn Herr Director Schiebe und Herr Schierholz streng inquirirt hätten, ob er bei mir Sonntag Champagner getrunken. Natürlicher Weise konnte er nichts gestehen, und die ganze Untersuchung führte zu keinem andern Resultat, als zu dem, Frau Director zu blamiren. Zander sprach ganz die Wahrheit, gab sogar an, wo man den Lehmann finden könnte. Auch Kindermann, der von Schierholz befragt wurde, wußte nichts, und so sah Schierholz selbst ein, daß hinter der Sache nichts wäre.

Für Hülsse wird gesammelt. Jeder Schüler der zweiten Klasse giebt zwei Thaler, um einen goldenen Pokal zu kaufen. Der einzige gerechte Lehrer, den die Schule besitzt, der sich nicht zum Spion herabwürdigte und den Unterdrückten beschützte, geht nun fort. Es wird hübsch werden! Sein Stellvertreter wird wahrscheinlich wieder eine Canaille sein.

Donnerstag, 3. December.

Heut hatte ich ein ernsthaftes Gespräch mit Herrn Director Hander. Er gestand mir offen, daß seine Frau ihm (le pauvre diable) jeden Tag und jede Nacht die Ohren müde hetze und ihm keinen Frieden gönne. Sie beklage sich fortwährend über mich. Ich behandelte sie besonders in Gegenwart Anderer nicht mit dem schuldigen Respect. Ich erklärte dies ganz offen Herrn Director, sagte ihm, wie seine Frau stets in Gegenwart von Kameraden mich auszanke, wie ich das durchaus nicht dulden könne, noch viel weniger, daß, wenn sie meine Freunde, die doch gar nichts nach ihr zu fragen haben, selbst angriffe. Ich fragte ihn darauf, ob es etwas Böses wäre, mir in einem Töpfchen Rum zu wärmen, um aus meinem Thee Grogk zu machen. Und als er mit Nein antwortete, so sagte ich ihm, wie seine Frau damals, weil ich das gethan, also hereingestürmt wäre: „Was braut Ihr (meine Freunde) da? Das wollen wir uns verbeten haben!"

---

*) Ein Mitschüler, der erst vor wenigen Jahren in Wien starb. Von ihm sind die Rz. bezeichneten „Jugenderinnerungen an Ferdinand Lassalle" in der „Gartenlaube" (Jahrgang 1877.)

Ebenso packte sie neulich Zander auf der Treppe an und fragte ihn, ob er zu mir ginge. Sehr höflich antwortete er: „Mit Ihrer Erlaubniß, ja." „Sind Sie auch Einer von denen," fragte Frau Director, „die oben solchen Lärm machen?" Erstens machen wir keinen Lärm, und zweitens paßt sich diese Frage nicht, und wenn es nicht gerade Zander gewesen wäre, so hätte Frau Director eine derbe Antwort besehen können. Herr Director Hander konnte mir nicht Unrecht geben; indeß sagte er mir, wenn seine Frau ihm ferner so in den Ohren läge, so könnte er sich nicht helfen und müßte, um Frieden zu erlangen, meinem Vater schreiben: „Hören Sie, Herr Lassal, so leid es mir thut, Ihr Sohn kann sich mit meiner Frau nicht vertragen, nehmen Sie ihn weg." Ich gab ihm ganz Recht, bedauerte ihn aber und summte dann:

„Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben."

Frau Director mag sich aber vor mir in Acht nehmen, ich möchte sonst dieser wurmstichigen verblühten Rose ihren eigenen Dorn zu kosten geben. Von der Centifolienart ist sie indessen sicher, denn sie vereinigt in sich cent folies (hundert Dummheiten); nur ist sie noch zehnmal mehr schlecht als dumm.

Sonnabend, 19. December.

Heut gab uns Hülsse die letzte Stunde (von neun bis zehn). Um neundreiviertel erhalte ich einen Brief von Geidler, in dem er mir schreibt, da in der ersten und dritten Klasse Reden gehalten würden, so solle ich sprechen; im Namen der Secunda fordere er mich auf. Ich antworte nicht. Da schreibt mir Hauptig*) einer meiner erklärtesten Gegner, einen Brief mit derselben Bitte und dem Bemerken, wenn ich nicht sprechen wolle, so werde er es thun. Mir war die ganze Geschichte eine mißliche. Ich hatte nicht einmal zehn Minuten Zeit, mich vorzubereiten. Ich wollte die Aufforderung nicht annehmen, und doch konnte und wollte ich nicht abschlagen. Indeß winke ich Hauptiz zu, er solle reden. Jetzt schlägt es, und Hülsse hält seine Abschiedsrede. Er ist fertig. Ich sehe mich um, ob Jemand auftreten und sprechen wird. Keiner rührt sich aber. Die ganzen hinteren Bänke winken mir zu. Schon will Hülsse sagen: „Erste Section ab!" da erhebe ich mich, um die Ehre der Klasse zu retten und spreche. Was ich sprach, das weiß ich kaum noch, denn da ich ganz ex tempore sprechen mußte, so waren es nur Eingebungen des Augenblicks. Allein die Rührung Hülsses, der Beifall und der Dank der ganzen Klasse waren mir der Beweis, daß ich meine Sache gut gemacht haben mußte.

Abends kam Demlich**) zu mir und sagt mir, daß Hülsse dem Alten erzählt, ich hätte eine Rede gehalten, die ihn sehr gerührt und ihm den Ab-

*) S. Schülerliste.
**) Ein Mitschüler aus Oberleitersdorf.

schied bedeutend erschwert hätte. Der Alte, fuhr er fort, soll hierauf wüthend geworden sein, um zwölf seine Goldsöhnchen heruntergerufen und ihnen erklärt haben: das Blut habe ihm die Adern sprengen wollen, wie er gehört, daß ich gesprochen habe; die ganze Klasse und selbst die wenigen Guten wären Lumpenkerls; sie hätten rufen sollen: „Nieder! nieder! Lassal!“ Demlich versicherte mir das Alles, doch scheint mir die Sache kaum glaubbar. So viel Gemeinheit übersteigt meinen Horizont. Er sagte also, sie hätten dem abgehenden Hülsse Schmach anthun sollen und sich so pöbelhaft betragen, was er, wenn's einem Andern als mir gegolten, mit Recht auf's Strengste gerügt hätte.

Sonntag, 20. December.

Heut machte ich die Bekanntschaft der Zander'schen Familie. Seine Schwester R. interessirte mich ungeheuer. Sie ist bildschön, zum Küssen; aber ich bin leider noch nicht zum Küssen eingerichtet. Geduld, mon petit ami! Der Augenblick wird kommen. Uebrigens habe ich mich nach Kräften liebenswürdig gemacht.

Den dritten Brief von Isidor habe ich bekommen, ohne ihm zu antworten. Ich Undankbarer!

Montag, 21. December.

Heut, wie ich aus der Schule kam, sehe ich einen Brief an mich auf dem Tisch mit der Aufschrift „cito citissime!“ Hastig erbreche ich ihn. Er ist von meiner Schwester und von Lachs, die mir melden, Sonnabend, den 26. sei die Silberhochzeit meiner Eltern. Sie hätten mich um Alles in der Welt gern kommen lassen, wenn nicht der Frost sie davon abgehalten hätte, auch hätten sie verboten, es mir zu schreiben, damit ich keine Sehnsucht bekäme, nach Hause zu reisen, da dies der Kälte wegen nicht anging. Doch gab meine Schwester, klug wie immer, mir einige Winke: ich solle thun, was ich nicht lassen könne. Ach, es hätte dieser Winke nicht bedurft! Ich war fest entschlossen, um jeden Preis und in jedem Falle zu kommen. Aber welche Hindernisse stellten sich nicht in den Weg! Schiebe, der mich so haßte, sollte mich ohne ein Schreiben meines Vaters reisen lassen! Kaum denkbar! Und selbst meine Pflegeeltern, wenn sie nun anderer Meinung waren? Ich berief mich zwar auf den Brief, aber hätten sie diesen selbst gelesen, so würden sie außer einigen versteckten Winken nur Bedauern, daß ich nicht komme, gefunden haben.

Indeß, es gelang, und Hander wie seine Frau zeigten sich diesmal im besten Lichte. Ja, ich glaube, daß es mir ohne Hander schwerlich gelungen sein würde, Schiebes Erlaubniß zu erhalten.

Donnerstag Nachmittag saß ich auf dem Dampfwagen und flog Breslau zu.

Ich gehe über meine Reise hinweg. Sonnabend früh um sieben Uhr war ich in Breslau angelangt. O, welche Wehmuth ergriff mich, als ich

die geliebten Straßen und Thürme sah, die ich mich vor drei Vierteljahr so gefreut hatte zu verlassen. Ich stieg bei Onkel Friedländer ab, der nicht wenig erfreut war, mich so gleichsam aus den Wolken gefallen zu sehen. Schnell kleidete ich mich an und flog zu meinen Eltern. Die Freude meines Vaters, meiner Mutter und meiner Schwester zu beschreiben, übersteigt meine Fähigkeit. Besonders mein Vater war rein außer sich. Gerade er hatte die meiste Sehnsucht gehabt, mich zu sehen, und wollte sogar nach dem Feste zu mir heraufkommen. Sieben glückliche Tage verlebte ich hier. Meine Mutter wollte mich noch länger dabehalten, aber ich kannte Schieben zu gut und liebte meinen Vater zu sehr.

Die Heirath meiner Schwester mit Cousin Friedland ist jetzt fast entschieden, und man erwartet Ferdinand aus Paris.

Freitag, 1. Januar 1841.

Saß ich wieder auf dem Wagen, und fort ging's von den liebenden Eltern hin in die Region des Hasses.

Sonntag hatte ich Leipzig erreicht. Ich ging zu Zander, wo man mich sehr freundlich empfing. Ebenso besuchte ich Johnson und Nagelschmidt, die mir Geldbriefe, Kuchen und Sachen brachten.

Montag, 4. Januar.

Früh gleich ging ich zu Schiebe und überreichte ihm den Brief meines Vaters. Ich wurde sehr gnädig empfangen.

Dienstag, 5. Januar.

Abends besuchte mich Zander. Ich arbeitete mit ihm, und als ich aufstehen will, die Briefe holen, werfe ich die Lampe herunter. Sie zerbrach, sowie der Schirm und der Cylinder, und das Oel ergoß sich auf den Erdboden. Zander und ich, wir liefen nach Thon und schmierten die Flecke ein.

Mittwoch, 6. Januar.

Als ich heut die Frau Director grüßte und anredete, bemerkte ich, daß sie ungemein lau war. Etwa der zerbrochenen Lampe wegen? Abends kam Hander in mein Zimmer und sagte, ich hätte mich mit Zander gebalgt, (so hat das Stubenmädchen Emilie — denn außer ihr war Dienstag Abend Niemand zu Hause — referirt) und dadurch die Lampe zerbrochen. Als ich ihm das Gegentheil versicherte, wollte er's nicht glauben und fügte hinzu: „Wir werden später darüber sprechen."

Nachmittags war ich bei Zanders und amüsirte mich vortrefflich.

Donnerstag, 7. Januar.

Heut früh stehe ich etwas spät auf, will mich eilig anziehen, stoße an den Tisch an, das Licht fällt herunter, und der Leuchter zerbricht. Mittags

komme ich nach Hause. Hander ist ganz einsilbig und spricht kein freundlich Wort. Endlich fängt er an:

„Nun, Zander kommt nicht mehr hinauf."

Ich: „Warum denn?"

„Weil Sie sich mit ihm gebalgt haben, wie ungezogene Gassenjungen. Nun wissen Sie's gleich."

Ich: „Glauben Sie mir, Herr Director, ich habe mich nicht gebalgt."

Bei diesen Worten springt Hander wüthend auf, kommt auf mich zu: „Sie Flegel, Sie Grobian, Sie impertinenter, arroganter Junge Sie, wie können Sie so frech, so grob sein und sagen, Sie haben sich nicht gebalgt, wenn ich das Gegentheil behaupte! So sollen Sie mir nicht kommen, Sie dummer Junge Sie! Marsch, hinauf in Ihre Stube! Oben sollen Sie essen bis Ostern! Schieben werde ich es schreiben! Alles werde ich ihm sagen, Alles! O, ich weiß viel von Ihnen. Das soll er jetzt Alles erfahren."

Ich versuchte ihn zu beschwichtigen, aber umsonst, ich reizte ihn nur noch mehr. Er stürmte hinter mir die Treppe herauf, und als er die schon eingeschmierten Flecke sah, schrie er: „Ein Schweinigel sind Sie, wenn Sie's wissen wollen, Sie Esel Sie! Künftig werden Sie Ohrfeigen bekommen! Nun wissen Sie's gleich. Wenn Zander herauskommt, bekommt er ein paar Schellen."

Darauf ging er. Einen Augenblick später kommt er mit dem Leuchter herauf. „Was war das für ein Betragen?" „Es war ungeschickt von mir." „So! Na warten Sie nur, das sollen Sie büßen."

Ich: „Nun, mein Gott, einen Leuchter zerbrechen ist doch kein Verbrechen!"

„Kein Verbrechen! Das sind die Heine'schen Ansichten, die Sie haben. (Ich warf ihm einen verächtlichen Blick zu.) Aber diesen Leuchter und die Lampe zeige ich Schieben. Warten Sie, Ihnen will ich's zeigen! Sehen Sie mich nicht mit diesem Blick an oder Sie bekommen ein paar Ohrfeigen, daß Sie zum Fenster rausfliegen!"

Jetzt war meine Geduld erschöpft. Krampfhaft griff meine Rechte nach dem Tintenfaß, und schon wollte ich meiner Wuth und meinem gepreßten Herzen durch einen Wortstrom Luft machen, aber der Gedanke an meinen Vater ließ mich diesen Vorsatz aufgeben. Noch begreife ich nicht, wie ich so ruhig bleiben konnte, da ich wegen einer solchen Kleinigkeit so behandelt wurde, und ich glaube, wäre ich nicht kurz vorher zu Hause gewesen und hätte da gesehen, wie sehr mein Vater mich liebt, ich hätte nicht den Sieg über mich davongetragen. Aber der Gedanke an den Kummer, den ich, wenn ich mich revanchirt hätte, meinem Vater bereitet haben würde, hielt mich nieder. Ich begnügte mich also damit, ihn mit einem herausfordernden Blick anzusehen, und er ging fluchend aus dem Zimmer. Freitag und Sonnabend aß ich noch auf meinem Zimmer, dann aber, bedenkend, daß es so nicht bleiben könnte, wie Schiebe mit Freuden, diese Gelegenheit, mich zu vernichten, ergreifen würde, wieviel Kummer meinem Vater daraus entstünde, that ich den

ersten Schritt und besuchte Schiebe auf seiner Stube. Ich gab nach, und wir versöhnten uns. Wer sich hierbei in einem schlechten Lichte zeigte, war seine Frau. Ich will ihr das auch nicht vergessen.

Mit Becker bin ich wahrhaft Freund geworden. Er gehört zu den Menschen, an denen man, je näher man sie kennen lernt, desto schönere Seiten entdeckt. Ganz das Gegentheil hiervon ist Moewes.

Montag, 18. Januar.

Heut war der denkwürdige Tag, an dem Becker und ich unser Freundschaftsbündniß durch Du und Du besiegelten.

Zander besuche ich oft. Ich fühle mich zu der schönen Rosalie sehr hingezogen und kann mit meinem Erfolg sehr zufrieden sein. Ich habe auch Becker daselbst eingeführt.

Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich mein Tagebuch jetzt so lückenhaft führe. Der Grund mag wohl darin liegen, daß mir zuviel Bemerkenswerthes arrivirt und ich unmöglich Alles aufzeichnen kann. Hat man aber erst etwas stillschweigend übergangen, so reißt es ein. Indeß ist es wahr, ich erlebe zuviel, um Zeit genug zur Beschreibung übrig zu behalten.

Ich muß sagen, daß mein Aufenthalt in Leipzig, die Schule ausgenommen, gar nicht unangenehm ist. Und auch die langweiligen Stunden in der Klasse werden mir durch meinen Freund Wilhelm Becker versüßt. Sonntag und Sonnabend füllen gewöhnlich Schlitten- und Whistpartien oder Besuche bei Rosalien aus, und so geht das seinen guten Gang fort, bis manchmal Schiebes Gemeinheit wieder unangenehm dazwischendonnert. Indessen habe ich mich einmal gewöhnt, den Kerl mit humoristischer Verachtung zu betrachten, und so mag er denn bellen! Schade nur, daß ich ihm das Beißen nicht wehren kann!

Indeß wenn ich dran denke, daß Wilhelm Ostern nach Marseille geht, so möchte ich mich schon heut grämen. Grand Dieu! Was werd' ich dann anfangen! Obschon mir manchmal bedünken will, daß Wilhelm mich lange nicht so liebt, wie ich ihn, so fühle ich dennoch, wie ich sozusagen verwaist sein werde, wenn er fort ist. Merkwürdig ist es noch heut, wie wir uns so zusammengefunden haben.

Wie ich in die zweite Klasse kam, wurde ich von fast Allen gehaßt, für insupportable gehalten, ausgelacht. Wenn mich nicht damals der schöne feste Glaube an mich selbst aufrecht gehalten hätte, so hätte ich Misanthrop werden müssen. Und siehe, gerade Jene, die am meisten lachen, sind jetzt meine besten Freunde. Wilhelm ist mein Freund, und Nathanson*) scheint es werden zu wollen.

An der Mehrzahl der Klasse liegt mir nichts. Von jeher lag mir nur an denen, die ich achte, und von denen ich weiß, daß Sie verstehen können. Wer mich nicht versteht, dessen Urtheil kann mir gleichgültig sein, und wenn

*) S. Schülerliste.

ein Solcher über mich schlecht urtheilt, so ist es gerade, als ob ein Schulknabe, dem Hafis' weise Sprüche in die Hände fielen, weil er die Sprache nicht ersteht, mit Verachtung das Buch von sich schleuderte.

Ich will jetzt wieder mal versuchen, ganz regelmäßig mein Tagebuch zu führen und jeden Tag hineinschreiben.

Mittwoch, 17. Februar.

Heut Nachmittag gab Heuschkel meine deutsche Arbeit über „Freundschaftsregeln" zurück. Ich hatte in dieser Arbeit die ganze Klasse der Philister und dummen Theoretiker auf das Heftigste angegriffen. Weit entfernt, Freundschaftsregeln aufzustellen, war meine Arbeit nichts als eine heftige Invective gegen diejenigen, die sogar unseren Gefühlen Regeln vorschreiben wollen. Wie H. hereintrat, verlangte sogleich die Klasse, daß meine Arbeit vorgelesen werden sollte. Heuschkel ließ sich zuerst in eine Disputation mit mir ein, in der ich jedoch Sieger blieb*). Der idealen Begriffe wegen, die ich für die wahre edle Freundschaft aufstellte, nannten mich Einige überspannt. Die Armen! Wenn sie heut schon so nüchtern von der Freundschaft sprechen, was werden sie in einem Alter von fünfzig Jahren darüber sagen. Wenn sie schon heut nur jener spießbürgerlichen Freundschaft fähig sind, heut als kaum in's Leben getretene Jünglinge, wie engherzig werden sie als Greise sein! Ich bedauere sie, diese Menschen, die schon von ihrer Geburt an alte, bedächtige Philister sind.

Was mich aber schmerzte, war, daß auch mein Freund Wilhelm sich unter Jenen befand, die meine Verehrung für das Wort „Freundschaft" Ueberspannung nannten. Und doch weiß ich, oder glaube ich wenigstens, er begreift mich. Es ist blos Neckerei, Scherz von ihm, mich überspannt zu nennen. Und doch, wüßte er, wie rauh dieser Scherz die zartesten Saiten meines Gemüthes verstimmt, er würde ihn lassen! Nicht um meinetwillen schmerzt es mich, es thut mir nur weh, ihn auf Augenblicke unter die gewöhnliche Rasse zählen zu müssen.

Heut Abend spielte ich mit L., der zu mir kam, Whist. Eine solche Ehrlosigkeit übersteigt meine kühnsten Begriffe. Zu einem Menschen zu kommen, der mir gestern die Thür gewiesen hat! Das fasse ich nicht.

Ein widriges Gefühl ergreift mich, wenn ich Leute wie diesen und ähnliche betrachte. Denn ich sehe in ihnen die lebenden Gründe, warum das jüdische Volk so verachtet wurde. Solche Leute waren es, die es dahin brachten. Diese Niedrigkeit der Gesinnung, dieses Kriechende, diese Gemeinheit — pfui, welch abscheuliches Gemisch! Ich spreche mit L., erlaube ihm, mich zu besuchen, um Charaktere dieser Art studiren zu können.

---

*) Dieser Vorgang wird auch von Zander in der „Gartenlaube" a. a. O. erzählt Zander erinnert sich des poetischen Eingangs dieser Lassalle'schen Arbeit:

„Nicht wägen mit der Waage in der Hand
Läßt sich der Freundschaft golden hehres Band."

Der einzige schöne Zug ist die dem Juden angeborene Gutmüthigkeit, die er in hohem Grade besitzt.

Sonntag, 21. Februar.

Nachdem ich mich mit Becker, Moewes und Hasselbach eine Stunde auf dem Thonberg*) gelangweilt hatte, besuchte ich, von meinem Wilhelm begleitet, eine befreundete Familie. Es war ein genußreicher Abend, den wir da verlebten. Der Zauber, den diese unschuldige, allen Künsten der Koketterie so fremde Tochter auf mich ausübt, ist grenzenlos, und eben, weil es Natur allein ist, die sie so reizend macht, ist sie doppelt liebenswürdig. Das Mädchen ist ganz zum Entzücken geschaffen. Diese blauen schmachtenden Augen, dieses Ebenmaß aller ihrer Züge, diese blendende Weiße der Zähne diese schwellenden Lippen, diese sanfte Rundung des Kinns, dieser jungfräuliche Busen! O, sie ist wirklich schön! Und dabei so unschuldig, so lammfromm, so kindlich rein, so schüchtern und so zurückschreckend vor jeder bloßen Berührung des anderen Geschlechts.

Ich hatte wahrlich heute keinen Grund, „diem perdidi“ auszurufen.

Montag, 22. Februar.

Heut kam Brief von Isidor, der sich, wie er schreibt, in Hamburg recht wohl befindet. Dennoch verläßt er es zu Ostern, um nach Manchester zu gehen. Das Schicksal scheint uns unerbittlich trennen zu wollen, aber trotzdem will ich, wenn es geht — und es muß gehen —, sein Loos mit dem meinigen verknüpfen. Wenn meine schönsten Träume, die ich sogar diesem Buche nicht anvertrauen mag, wahr werden, dann geht es auch in Erfüllung, daß mein Isidor, sein Schicksal nur an das seines Freundes knüpfend, mit mir kämpft und siegt. Denn siegen müssen wir in dem Kampfe, den ich zu kämpfen gedenke! Siegen muß das Licht, und die Finsterniß weicht! Siegen wird der Verstand, die Vernunft, die göttliche, und mit ihren hellleuchtenden Blitzstrahlen den Aberglauben und die Dummheit verscheuchen, gleich wie der Tag die Nacht verscheucht!

Freitag, 26. Februar.

Daß noch immer kein Brief von zu Hause kommt, beunruhigt mich nicht wenig. Es wird doch, Gott behüte, Niemand zu Hause unwohl sein! Auch bekommen alle meine Pläne durch dies Ausbleiben jeglicher Antwort einen Strich à travers. Meine Fête, meine Reitstunden, Alles wird dadurch verschoben und aufgehalten.

Auch daß Ferdinand noch nicht hier angekommen ist, will mir gar nicht gefallen. Ich weiß in der That nicht, was ich davon denken soll.

*) Der Name eines ländlichen Vergnügungslocals, das in neuerer Zeit eingegangen ist. Es lag an der Landstraße, die nach Probstheida führt, unweit des Napoleonsteins, des besuchtesten Schlachtdenkmals.

Sonntag, 28. Februar.

Heut kam etwas zum Ausbruch, worüber ich schon lange nachgedacht hatte. Meine Garderobe ist nämlich von der Art, daß ich schon unzählige Male ihretwegen von meinen Bekannten über die Achsel angesehen, von meinem Freunde Wilhelm, der mit Recht in jedem Stück und jeder Beziehung die Pflicht der Aufrichtigkeit, die er mir schuldig ist, erfüllt, aber ausgelacht und getadelt wurde.

Schon ehe ich auf die Handelsschule kam, war mein Vater ärgerlich, wenn er sah, daß ich auf die Kleidung viel gab, und hatte es sich zur Maxime gemacht, meinem Hang durchaus nicht nachzugeben. Er nannte es Eitelkeit 2c., so daß schon früher dieser Gegenstand zu lebhaften Debatten Gelegenheit gab. So schlecht aber wie auf der Handelsschule war meine Garderobe noch nie gewesen: ihre Niederträchtigkeit zu beschreiben, so gewandt ist meine Feder nicht. Es sei genug, daß sie sehr oft Gelegenheit zu Bitten, dann Tadel und zuletzt Sarkasmen von Seiten Wilhelms gab. Was sollte ich thun? Selbst seinem besten Freunde gegenüber besitzt der Mensch kleine Eitelkeiten. Ich schämte mich, meinem Freunde W. zu gestehen: ich fühle das Bedürfniß, mich anständig zu kleiden, so gut wie er, und nur die Grille meines Vaters sei es, die mich zwinge, wie einen Gott auch nur einen und noch dazu sehr schlechten Rock zu haben. Ich machte es also wie der Fuchs mit den Trauben. Ich that, als läge mir an Kleidung nicht das Geringste, und erheuchelte mir auf diese Weise einen Cynismus, der meiner Seele nur allzu fremd ist. Ich bin kein Geck, kein Modenarr, werde mich aber dereinst stets auf das Sorgfältigste kleiden. Kleider machen Leute, ist einmal die Meinung des neunzehnten Jahrhunderts. Und es ist thöricht, wenn ein Mensch, der von den Menschen abhängt und von ihnen leben will, die Urtheile und sogar die Vorurtheile der Welt verhöhnt. Verachten mag er sie, bespötteln im Innersten seines Herzens, aber ihnen offen Trotz bieten — nein, bei Gott nicht! dann ist er ein Thor.

Es gewährt gewiß Jedem einiges Vergnügen, wenn er sich fein gekleidet im Spiegel betrachtet. Wer sich aber um deswegen elegant kleidet, um sich im Spiegel zu gefallen, ist ein Narr und ein Geck. Anderen soll meine Kleidung gefallen. Ich kleide mich schön um Anderer willen. Und mein Vater hat Unrecht, wenn er mir darin wehrt. Uebrigens ist meine Garderobe so miserabel, daß selbst Frau Director mir mehrmals gesagt hat: „Wirklich, Lassal, wenn Ihnen nicht Alles so nobel stünde, sähen Sie aus wie ein Lump."

Oft hatte ich das Alles schon überlegt, doch hatte ich wirklich darauf resignirt, mein Eulengefieder eher abzustreifen, als bis ich wenigstens etwas selbständiger wäre. Doch heute kam mir Dieu merci ein klügerer Entschluß.

Wilhelm hatte mich zu einem Besuch abgeholt und wartete ungeduldig darauf, ich sollte mir meinen Rock anziehen und mit ihm kommen. Aber den Rock anziehen, da lag eben die Schwierigkeit. Ich schämte mich, vor

den Augen meines Freundes jenen abgeschabten Sonntags-, Arbeits- und Schlafrock anzuziehen. Ich schämte mich, wenn ich bedachte, in diesem Rock Nachmittag Damenbesuche zu machen.

In einem Augenblick sagte ich mir, was für und gegen den Gegenstand zu sagen war. Mit Bitterkeit kramte ich den Plunder, der im Schranke hing, zusammen, warf ihn W. hin und sagte: „Wähle einen Rock.“ W. stand da. Er wußte nicht, was er sagen sollte. Doch ich unterbrach bald das Stillschweigen durch die Worte: „Komm mit mir zu Deinem Schneider.“ Wir gingen, und ich bestellte Rock, Hosen, Weste, dann auch Stiefel, so fein, als selbst W. es nur verlangen konnte. Und ich gab mir das feste Versprechen, von nun an stets um jeden Preis und auf jeden Fall durchaus fein zu gehen. Ich will dies Versprechen gerade kein frommes Gelübde nennen, aber ich werde es vielleicht um so fester halten, weil es kein frommes Gelübde ist.

Mittwoch, 3. März.

Ich fuhr mit Becker und Moewes Schlitten. Sehr ängstet es mich, daß noch immer jede Antwort von zu Hause ausblieb. Ich weiß gar nicht, welcher Ursache ich es zuschreiben soll.

Sonnabend, 6. März.

Heut zeigte sich der Alte wieder einmal in seiner vollen Glorie. Er war wieder einmal ganz er selbst. Um zwölf Uhr kam er in die Klasse mit dem Monatsbericht. Ich war bei Courbassier (Courvoisier) als unruhig bemerkt. O, wie ließ da der Alte seinen Gefühlen freien Lauf. Charakteristisch war unter Anderm die Aeußerung: „Wart', bei der Censur will ich's Dir schon eintränken!“ Recht deutlich zeigte sich bei Wilhelm seine Gemeinheit. „Es ist mir ungeheuer lieb, daß Du abgehst. Dich brauchen können wir nicht,“ sagte er zu W. Und doch hatte er Alles angewandt, seinen Vater zu permoviren, W. noch hier zu behalten. „Von Becker und Lassal,“ erklärte er, „nehme ich auf keinen Fall das Stammbuchblatt (Beschreibung der Feier) an.“ Wahrlich, darüber würde ich mich wenig grämen. Doch will ich diese Ostern wenn mein Vater kommt, sehen, ob dieser Vorsatz gegen ein Abendessen im Hôtel de Bavière Stich hält. Was das Zeugniß betrifft, so habe ich keine Furcht. Im Wissen kann er mir nicht schlecht geben, ja sogar das „Gut“ nicht vorenthalten, und was er mir sonst einschreibt, soll mir einerlei sein.

Eines nur betrübt mich, nämlich die Furcht, mein Vater könnte sich betrüben. Doch hoffe ich mit Gottes Hülfe ihm Ostern einen kleinen Begriff geben zu können, was das für ein Mann ist, dieser Schiebe. Ich sage: einen kleinen Begriff, denn ganz kann das blos einer seiner Schüler einsehen.

Es muß doch aber weit mit einem von uns Beiden, mit mir oder Schiebe, gekommen sein, daß, während er mich so schmählich herunterhunzte, auch keine noch so leise Schamröthe meine Wangen überzog. Entweder bin

ich der ehrloseste Kerl von der Welt, oder Schiebe anerkannt für einen Lump, dessen Worte da sind wie der Hauch des Windes. Aber nein, ich bin nicht ehrlos, mir mangelt nicht Ehrgefühl. Aber des Alten Worte, sie können keinen Eindruck machen. Der beste Beweis liegt in dem Betragen der Schüler selbst. Wäre er nicht anerkannt für den ungerechtesten Schuft, hätten seine Worte nicht bei uns Allen weniger Gewicht, als das Lästern irgend eines Schandmaules, so hätten ja die Schüler schen vor mir zurücktreten müssen. Aber nein, sie näherten sich nur, indem sie mir zuriefen, mich über des Alten Worte hinwegzusetzen. Wirklich, diese Aufforderung ist nicht nöthig bei mir. Mag er reden vor der Hand! Einst will ich ihm schon das Maul stopfen.

Schneider Hoffmann brachte mir meinen neuen Anzug, und ich fand Gelegenheit, die Wahrheit des Sprüchwortes „Kleider machen Leute" zu erproben.

Dienstag, 9. März.

Heut um neun Uhr erhalte ich ein Billet von meinem Cousin Ferdinand Friedland de Paris, in welchem er mir seine Ankunft hier anzeigt und mich bittet, so bald als möglich in sein Hôtel zu kommen. Drei unerträglich lange Stunden mußte ich mich gedulden, dann flog ich aber auch mehr als ich ging, zu meinem Cousin. Wir waren Beide höchlich erfreut, uns nach dem Zeitraum von fünf Vierteljahren wieder zu sehen. Nach den ersten Umarmungen besprachen wir unsere beiderseitigen Pläne. Eigentlich hatte Ferdinand ein kleines Recht, mir zu zürnen. Merkwürdig bleibt es, wie ich ohne äußere Veranlassung wieder zu meiner ersten Meinung zurückgekehrt bin. Zuerst, wie die Heirath in Vorschlag kam, war ich derjenige, der am allereifrigsten seine Stimme für Ferdinand erhob. Wie er von uns wieder abgereist war, änderte sich allmählich meine Meinung. Nicht daß etwa mein Interesse schwächer wurde, aber die vielen Verleumdungen, so wenig ich ihnen auch Glauben schenkte, mußten nothwendig Argwohn erwecken. Auch glaubte ich nicht, daß Rieckchen auf die Länge der Zeit ihrer Inclination für ihn treu bleiben würde. So kam es, daß ich sogar gegen ihn wirkte. Aber in Leipzig hatte ich wieder meine frühere Ueberzeugung, und bei dem entscheidenden Aufenthalt meiner Eltern hier habe ich wieder für ihn gesprochen und vielleicht nicht wenig zu der Entscheidung beigetragen, die eben jetzt meinen Cousin aus dem glänzenden Paris, aus dem Ministère, aus der Mitte aller Künstler und Gelehrten, Dichter und Staatsmänner rief, um in Breslau meine Schwester zu heirathen.

Er zweifelt, wie er mir selbst sagte, noch daran, daß aus der Partie etwas wird. Dies thue ich nun zwar nicht, doch sehe ich voraus, daß er noch viele Vorurtheile zu bekämpfen und viele Unannehmlichkeiten zu ertragen haben wird. Ihm thut es sehr leid, daß ich nicht mit nach Breslau kann, ihm zu helfen 2c. Mir thut es sowohl aus dieser, als auch aus mehreren anderen Beziehungen leid.

Was mich betrifft, so versprach Ferdinand auch meine Angelegenheiten zu ordnen. Wohl sieht er als ein Mann, der sich so lange in der glänzendsten Welt bewegte, ein, daß ich nicht so fortleben könne, mit zwei Thalern den Monat.

Wie ich wieder um eineinhalb Uhr mich von Ferdinand trennen wollte, um in die Schule zu gehen, litt er dies nicht, sondern behielt mich bei sich unter dem Versprechen, es selbst bei Schieben zu verantworten.

Uebrigens weiß ich seit Michaelis mich nichts zu erinnern, das so wohlthuend auf mich eingewirkt hätte, als die Ankunft Ferdinands. Wenn man ein langes halbes Jahr unter Dummköpfen und Canaillen gelebt hat, ist es wirklich ein Glück, wieder einmal mit Jemand zusammenzukommen, von dem man verstanden wird.

Als ich Abends nach Haus kam, hatte ich noch ein langes Gespräch mit Hander. Er ermahnte mich, um Gottes willen behutsam zu sein. Ja, er war ehrlich genug, mir zu sagen: „Sehen Sie, Lassal, Sie stehen schon deshalb beim Alten schlecht, und es ist sogar der Hauptgrund, weil Sie bei mir sind. Es thut mir leid, daß ich die Ursache bin. Aber was soll ich machen? Schützen kann ich Sie gegen Schiebe nicht, und ich möchte mich um Alles in der Welt nicht in einen Kampf mit Schiebe einlassen."

„Warum das? Sie haben doch keinen Grund, ihn zu fürchten."

Da gab mir Hander die leider allzu wahre Antwort: „Nein, ich fürchte Schiebe nicht, aber in einem Kampfe mit ihm werde ich allezeit verlieren, denn ich kämpfe mit ehrlichen, er aber mit unehrlichen Waffen."

Ich bat nun Hander noch, das Alles Ostern meinem Vater zu sagen, der mir nie glauben wolle. Er versprach es und ich begab mich zu Bett.

Gott, was liegt nicht Alles in den Worten Handers! Er, der unabhängige, freie, geachtete Mann fürchtet Schieben. Um wieviel müßte ich, sein Untergebener, sein gehaßter Untergebener, ihn fürchten! Und dennoch, weiß Gott, wie es kommt! ich fürchte ihn nicht ein bischen.

Mittwoch, 10. März.

Ich flog zu meinem Cousin. Nachdem wir einige Stunden auf das Angenehmste verplaudert und wir uns gegenseitig unsere Luftschlösser hatten sehen lassen, gingen wir aus.

Unbegreiflich ist mir doch dieser Ferdinand. Ich habe eine sehr gute Idee gehabt, als ich ihn mit dem Chevalier de Seintgal verglich. Und so, wie Casanova, nachdem er an allen Höfen Europas die glänzendste Rolle gespielt, sich endlich zurückzog, um als armseliger Bibliothekar auf dem Schlosse des Grafen von Waldstein, von den Dummköpfen, die ihn nicht begreifen konnten, tausendfach angefeindet zu leben, so verläßt mon cousin Paris, Ehren, Würden, Berlioz, Heine, Salohs und weiß Gott was Alles noch, um in unserm tristen Breslau Calicot zu verkaufen an polnische Jüdchen.

Wir gingen zu Breitkopf und Härtel, und dann geleitete ich meinen Cousin an die Handelsschule. Er ging hinauf, ich wartete unten. Schiebe

war, wie ich Ferdinand auch darauf vorbereitet hatte, sehr schlimm auf mich zu sprechen. Als aber Ferdinand ihn bat, zu entschuldigen, daß ich fehlte, es sei nur auf seine Veranlassung geschehen, so wurde Schiebe, der mich bis dahin für krank hielt, sehr zornig und nahm durchaus F.'s Verwendung nicht an.

Donnerstag, 11. März.

Heute ist Herrn Directors Geburtstag. Ich gratulirte ihm und begab mich dann in die Schule. Mit einem Entschuldigungszettel Ferdinands versehen, begab ich mich zu Schieben. Kaum wurde mich dieser gewahr, wurde er wüthend, sagte, weder Zettel noch Cousin gehe ihn was an, ich hätte gegen das Regulativ verstoßen und müsse um neun Uhr vor die Synode kommen. Das war zuviel. Das hieß die Pedanterei und den Haß auf's Höchste steigern. Ich begab mich in die Klasse, wo gleich die Schüler auf mich zueilten, doch ich zog mich mit Becker zurück und erzählte es ihm. Er empfahl mir vor allen Dingen stoische Ruhe.

Um neun Uhr wurde ich hinuntergerufen.

Ich trat ein. In der Mitte saß der Director, um ihn herum in einem Halbkreis sämmtliche Lehrer. Ich stellte mich dicht am Eingang hin mit zusammengefalteten Händen, die Augen zu Boden geschlagen. Während der ganzen Verhandlung war ich bemüht, alle die Gefühle, die mich wechselweise bestürmten, auch durch kein Zucken meines Mundes zu verrathen. Haß, Verachtung, Hohn, Aerger, Trauer, Wuth, Gleichgültigkeit wechselten in meiner Brust, doch verrieth nichts, was da drinnen vorging, und mit der größten Anstrengung zwang ich meine Gesichtszüge zu einer Ruhe, die schlecht zu meiner Lage paßte, bei einem Eintretenden aber gewiß dem Gedanken, ich stehe jetzt vor der Synode, widersprochen hätte.

„Immer näher!" erscholl es. Ich trat einige Schritte vor, blieb aber in meiner vorigen Stellung und würdigte die ganze Versammlung auch keines Blickes.

Der Director las nun mein sogenanntes Verbrechen vor und erklärte, daß er auf meinen Cousin nicht die geringste Rücksicht nehme. Nun fing ein Schauspiel an, das wirklich im wahren Sinne des Wortes sehenswerth war. Schiebe, Schierholz und, was mich am meisten ärgerte, Feller waren die Sprecher, die Anderen schwiegen. Diese drei aber lösten sich unaufhörlich ab. Trotz der unbeschreiblichen Verachtung, die ich empfand, wurde ich doch ganz wehmüthig. Mir kam vor, ich wäre ein todter Adler und läge auf dem Felde, und es kämen die Raben und die diebischen Elstern und all das verächtliche Geflügel, und pickten mir die Augen aus und nagten mir das Fleisch von den Knochen. Plötzlich aber fing ich wieder an mich zu regen, es kam Leben in mich, und ich erhob mein rauschendes Gefieder. Krächzend entflohen die Raben und Elstern, ich aber schwang mich auf zur Sonne.

Aus diesen Träumereien weckte mich unangenehm der Baß des Alten. Gott, was raisonnirten die nicht zusammen! Kein gutes Haar ließen sie an

mir. Ich wurde für heuchlerich, betrügerisch, schlecht, eigennützig, überspannt, hinterlistig, verrückt und verdreht erklärt. Da die guten Herren über meine Leistungen nicht reden konnten, das Raisonnement über das vorliegende Verbrechen auch bald erschöpft war, so fingen sie an, auf meinen Charakter zu kommen.

„Meine Herren," fing Feller, diese personificirte Falschheit, an, „Messieurs, Sie müssen wissen, Lassal betrachtet Alles mit dem Auge eines Philosophen. Wir sind nicht seine Vorgesetzten. Den Begriff Vorgesetzten giebt er überhaupt nicht zu. Wir sind seine Untergebenen, denn wir werden ja bezahlt. Ueberhaupt Liebe, Hochachtung, Dankbarkeit, die kennt Lassal nicht. Alles, was aus dem Herzen kommt, ist ihm unbekannt, sowie das Wort Herz selbst. Er hat zu Niemand Liebe. Sein Grundsatz ist Liebe 2c. zu heucheln, so lange er Jemand benutzen kann." „Ein schöner Grundsatz!" höhnte der Alte. „Dabei," fuhr Schiebe fort, „weiß er sich einen Schein zu geben." „Einen Schein," wiederholte Schierholz. „Einen Schein," tönte es aus Fellers Lippen, wie das Echo in Adersbach.

„Du thätest am besten," sagte nun der Alte, „Du würdest Komödiant. Da könntest Du heute den Shylock und morgen eine andere schlechte Rolle geben, denn Du bist zu jeder schlechten Rolle fähig."

Und in diesem Stile ging das fort.

Hierauf wurde ich ersucht, hinauszutreten. Als ich wieder hineinkam, las mir Herr Director ein Urtheil vor: Ich hätte drei Wochen Hausarrest, und wenn ich mir noch einmal etwas gegen das Regulativ zu Schulden kommen ließe, würde an den Vorstand Anzeige gemacht werden. Als ich nach Haus kam, war schon ein Brief Sch.'s an Hander angelangt, in dem er ihm meinen Hausarrest anzeigte und ihn ersuchte, im Fall daß ich ausginge, es ihm anzuzeigen. „Die Justiz würde dann prompt sein," fügte er hinzu.

Dieser Satz jagte nun H. viel Schrecken ein. Er zeigte ihn meinem Cousin und legte ihn so aus, daß Schiebe mich wegweisen könne. Zwar ist Schiebes Macht groß, aber das kann er Gott sei Dank nicht so leicht. In meinen Leistungen war ich untadelhaft, ich will auch in meinem Betragen jetzt sehr behutsam sein. Ich will mich von nun an nicht gut betragen, denn ich habe mich nie schlecht aufgeführt, aber ich will mit einem Wort mich gar nicht betragen. Bis jetzt war meine Hoffnung, Ostern abzugehen. Von nun an ist es mein fester Entschluß, den vollen Curs durchzumachen. Ich fürchte S. nicht.

Freitag, 12. März.

Heut war Bußtag und der erste Tag meines Hausarrestes. Wilhelm Moewes und Zander besuchten mich und versuchten mich über mein Schicksal zu trösten. Glücklicher Weise bedurfte ich aber des Trostes wenig. Ueber die Strafe kann ich mich leicht wegsetzen, ich betrachte sie gar nicht einmal als solche. Schiebes, Schierholz' 2c. Meinung kann mir noch gleichgültiger sein. Ich rufe mit jenem großen Dichter aus, der nach Kleinasien verbannt war:

„Hic sum barbarus quia non intelligor illis!“*) Eines nur betrübt mich, eines nur drückt mich darnieder, und kaum kann das Gefühl meiner Unschuld mich aufrecht erhalten. Es ist der Gedanke, daß ich meinem Vater, es komme wie es wolle, auf der Handelsschule schwerlich viel Freude bereiten werde. Doch Gott ist mein Zeuge, ich konnte nicht anders. Was an mir lag, habe ich gethan; es ging nicht. Schiebe und ich, wir begegnen uns nur in einem Gefühl, in dem gegenseitigen Haß. Ich könnte sogar vielleicht meinem Vater, meinen Eltern zu Liebe meine edle Natur verleugnen und kriechend sein gegen den Alten. Allein auch dies nützte nichts mehr. Er würde die eingezogenen Krallen sehen unter den Pfötchen. Und doch! wie hätten wir Beide, S. und ich, uns schon begegnet, wenn nicht der Gedanke an meinen Vater mich beständig zurückgehalten hätte! Doch genug davon.

Sonntag, 14. März.

Heut an dem zweiten Tage meines Hausarrests besuchten mich Moewes, Nathanson und Wilhelm. Wir spielten Whist und plauderten dann.

Unergründlich ist doch die Menschennatur. Ich glaubte bisher, Schiebens Gemeinheit durch und durch zu kennen, ich glaubte, gegen mich habe sie den höchsten Grad erreicht. Doch heut erfuhr ich Dinge von S., die ich sogar ihm nicht zugetraut hätte. Die Skizzen, die uns N. von dem gab, was er früher auf der Handelsschule erleiden mußte, waren wirklich ergreifend. Die Wirkung, die seine Schilderung hervorbrachte, war unserm Charakter entsprechend. Ich ballte die Fäuste, knirschte mit den Lippen und that im Innern die schrecklichsten Rachegelübde. Wilhelm stand ruhig da, kein Wort kam über seine Lippen, nur Thränen perlten aus seinen Augen, und dann und wann zuckten seine Lippen schrecklich. Ich kann mir wohl denken, was in seinem Innern vorging. Nur Moewes war nicht aus seiner Pomade zu bringen, kalt und theilnahmlos wie gewöhnlich.

Armer Joseph! Du hast viel leiden müssen, und schon darum lieb' ich Dich! Du hast viel, sehr viel ertragen, aus Liebe zu Deinen Eltern. Die Liebe zu meinem Vater, so groß sie ist, sie hätte schwerlich solche Probe überstanden.

Mittwoch, 17. März.

Ich bekam von meinen geliebten Eltern Brief. Auch Ferdinand schrieb mir, daß seine Befürchtungen grundlos gewesen und meine Prophezeiungen in Erfüllung gegangen.

Donnerstag, 18. März.

Heut war ich im Gewandhausconcert. Die Devrient sang.

---

*) Barbarus hic ego sum etc. Lassalle, der jugendliche Unverstandene, scheint für dieses Citat, das hier zum zweitenmal wiederkehrt, eine besondere Vorliebe zu haben.

Sonntag, 21. März.

Heut der letzte Tag meines Hausarrestes.

Montag, 22. März.

Wie gewöhnlich gab uns Herr Heuschkel heut die deutschen Arbeiten zurück. Becker hatte in der seinigen über die Frage: „Wie dankt man Gott am besten für empfangene Wohlthaten?" gesagt: „Nicht durch unfruchtbares Abplärren von Psalmen ꝛc., sondern durch die That." Diese gewiß sehr richtige Hypothese griff nun der Heuschkel orthodox an. Da ich B.'s Arbeit gemacht hatte, so war es auch meine Pflicht, sie zu vertheidigen. Ich nahm daher den Kampf auf und bewies in der That, daß Gutes thun, Edles wirken ein weit kräftigerer Dank sei als Kniebeugungen, Singen, Beten ꝛc. Da H. also geschlagen wurde, so ergriff er das gewöhnliche Auskunftsmittel kleiner Geister: er schwieg und sann auf Rache. Sie blieb nicht aus. Nachmittag in Dr. Nischwitz Geographiestunde öffnete sich plötzlich die Thür, und der Alte trat herein. In diesem Augenblick ward es mir zur Gewißheit, er komme meinetwegen, von Heuschkel irritirt. Zur unbestreitbaren Thatsache wurde es, als hinter Schiebe sich noch die wohlbeleibte Gestalt Heuschkels hineinschob. Obgleich ich nun hinlänglichen Grund zum Ernst hatte, so konnte ich mich doch des Lachens nicht enthalten, als ich H.'s miserable Figur näher betrachtete. Er war so geisterhaft bleich, sein fetter Bauch wabbelte so furchtsam hin und her, er wagte nicht, mich anzublicken, hielt sich so nahe hinter Schiebe, die schreckbarste Angst prägte sich so deutlich in seinen Mienen aus, daß sogar Melpomene, die schwermüthige Göttin, bei seinem Anblick gelächelt hätte.

Der Alte erzählte nun mein Verbrechen. Ich hätte gewagt, zu behaupten, daß die Thränen der Armen trocknen, Schönes und Edles wirken besser sei, als lange, lange Gebete herzuleiern, Danklieder zu plärren und dabei seine Brust dem Flehen seiner Mitbrüder zu verschließen. Gerechter Unwille über diese gottlos frivole Ansicht flammte dabei in seinen und des würdigen Nischwitz Augen. H. aber stand noch in einem fort zitternd da und wagte nicht die Augen zu erheben, aus Furcht, meinen Blicken zu begegnen. Er that mir leid, der arme Mann, mehr leid, als ich mir selbst that.

Unterdeß war der Alte von meiner diesmaligen Gottlosigkeit im Besonderen auf meine sonstige Gottlosigkeit im Allgemeinen gekommen.

„Um Ihnen von seiner Denkweise einen Begriff zu geben," sagte er unter Anderm, „will ich Ihnen eine Aeußerung erzählen, die er gegen Herrn Hauder that. Er sagte nämlich zu ihm: „Ich kann nur den Menschen schätzen und achten, der mir zu meinen Zwecken dienlich ist."

Heiliger Apoll! das war zuviel! Was der Alte über mich urtheilt, das kann und muß mir zwar höchst gleichgültig sein, nicht aber, wenn man mir

Aeußerungen in den Mund legt, die ich nie gethan, und die beides, dumm und schlecht, in so hohem Grade sind.

„Das kann Herr Director Hander nicht gesagt haben! Wann soll er es gesagt haben?" entgegnete ich.

„Herr Dr. Feller hat es mir erzählt," herrschte mir der Alte zu.

Nun ward mir Alles klar. Hander mag in seiner Unschuld, Dummheit oder in einem Anfall von Papelei irgendwas gegen Feller gequatscht haben, das dieser dann mit gehöriger Verdrehung und Verrenkung seinem Herrn und Meister überbrachte. O dieser Hander! Er hat mit seiner wohlwollenden Dummheit mir schon mehr geschadet, als Andere mit ihrem Haß! Ach ja, Heine hat Recht:

> „Sie haben mich gequälet,
> Geärgert blau und blaß,
> Die Einen mit ihrer Liebe,
> Die Andern mit ihrem Haß."

Uebrigens will ich H. zur Rede stellen und sehen, was ich ausrichte, um meine Unschuld darzuthun.

Der Alte ging nun, nachdem er die merkwürdig lächerlichen Worte gesprochen hatte: „Soviel wisse, wenn Du noch einmal so denkst, kommst Du vor den Vorstand." Diese Worte sind wirklich so lächerlich, daß ich sie erhaben zu finden anfange, wenn ich die Worte Napoleons umkehre: Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas."

Abends kam Zander zu mir und brachte mir eine wichtige, sehr wichtige Nachricht. Er war nämlich comme à l'ordinaire um fünf mit Feller spazieren gegangen, und dieser, der in Z. nichts weniger als einen speciellen Freund von mir vermuthete und ihn immer wie einen Vertrauten betrachtete, fragte ihn, was es zwischen mir und Director gegeben habe. Z. erzählte Alles, auch die Aeußerung, die Feller hinterbracht hatte.

„Es ist mir sehr, sehr unlieb," sagte Feller, und, wie natürlich, drehte sich das Gespräch auf mich. „Sehen Sie, Zander," sagte F., „Sie kennen Lassal nicht. Lassal ist ein sehr, sehr gefährlicher Kopf. Und der Herr Director und wir Lehrer sind fest entschlossen, Lassal, wenn er nicht selbst abgeht, um jeden Preis unter nichtigem oder wichtigem Vorwand von der Schule zu entfernen. Denn er ist überaus gefährlich. Er hat bereits seine Anhänger."

„Verzeihen Sie," fiel Z. ein, „ich weiß genau, er geht nur mit Becker um."

„O, das verstehen Sie nicht," entgegnete Feller, „Becker ist zu pomadig, den würde er eher incommodiren, aber er hat schon seine Anhänger. Mit einem Worte: er ist uns sehr gefährlich."

Diese Mittheilung Zanders erweckte sehr verschiedenartige Gefühle bei mir. Soweit hatte sich meine Eitelkeit doch noch nicht verstiegen. Das hätte sich doch meine Arroganz nie träumen lassen, daß sich der mächtige

Schiebe vor mir dummen Jungen fürchtete. Hahaha, zum Todtlachen! Da soll man nicht eitel werden! Nicht genug, daß ich ihn nie im Geringsten gefürchtet, nein, ich bin ihm noch gefährlich! Er fürchtet sich vor mir! Und zwar in solchem Grade, daß er sich soweit herabläßt, es Feller zu gestehen und mit seinen Lehrern ein Bündniß einzugehen, jede Gelegenheit zu ergreifen, mich zu entfernen. Aber das brachte mich auf ernsthaftere Gedanken. Ich hatte mir vorgenommen, zu bleiben. Werde ich das aber können, wenn man sich das Wort drauf gegeben hat, die Gelegenheit beim Haar zu fassen? Bisher glaubte ich nur, Schiebe haßte mich. Haß hätte ich vielleicht besänftigen oder unschädlich machen können, doch Furcht — nimmermehr.

Ich mußte Zander versprechen, gegen Niemand außer Becker, dieses Gesprächs zu erwähnen. Dagegen gab er mir sein Ehrenwort, es diese Messe meinem Vater gegenüber Wort für Wort zu wiederholen.

Dienstag, 23. März.

Heut theilte ich Zander Schiebes Worte mit. Er erklärte sie für unwahr. Nun verlangte ich, er solle vor Schiebe diese Erklärung wiederholen. Ja, da war ich schön angekommen. Er machte Ausflüchte, wollte die Sache in's Spaßhafte ziehen und für eine Bagatelle erklären. Aber es ist erstens keine, und zweitens ziemt es ihm am wenigsten, sie für eine Kleinigkeit zu erklären, da er doch stets aus jeder Lumperei solch Aufheben machte. Ein schöner Schutz, den ich von ihm erwarten kann! O, mein Blick fängt an, sich zu bewölken, wenn ich in die Zukunft schaue. Doch laßt die Zeit kommen wie den Tod; dran vorzudenken ist schrecklich. Doch wenn sie kommt, wenn wir müssen, dann wollen wir uns geberden, wie wir können.

Mittwoch, 24. März.

Ich lese die Schriften Laubes. Merkwürdig ist es, wieviel Vorurtheile der Mensch doch hat, und wie grundlos sie entstehen. Ich hatte gegen Laube eine Abneigung gefaßt, ohne irgend eine seiner Schriften zu kennen, ich glaube, nur einer Aeußerung willen, die ein Schriftsteller, den ich verehre, that. Und jetzt waren es einige Aeußerungen Heines, die mich veranlaßten, an die Lectüre dieses Schriftstellers zu gehen. Gott, wie bitter Unrecht habe ich dem Mann gethan! Er gehört unter Deutschlands beste Männer. O hätte es noch tausend solche wie er! Er betet die Freiheit an mit aller Gluth seiner Seele. Sein Wille ist der beste und auch seine Kraft ist gewaltig. Mit den ernsten schlagenden Worten Börnes und einer Persiflage vereinigt er Heines Ironie, und obwohl er hierin jene Beiden nicht ganz erreicht, so übertrifft er dennoch den Ersten an Kunstsinn, den Zweiten an Willen, oder wenigstens an Klarheit des Willens. Wie herrlich sind seine „Politischen Briefe", sein „Polen", seine „Poeten"! Zumal die Letzteren. Wie ist in den drei interessanten Gestalten alles Edle so schön gepaart: Genialität, Kunstsinn und Liebe, brennende Liebe zur Freiheit. Wie reizend hat er seine Frauengestalten

begabt! Wie genial diese Fürstin, und wie göttlich hingebend Desdemona, ja sogar wie göttlich gewöhnlich seine Camilla!

Sonnabend, 27. März.

Heut wurde „Egmont" gegeben. Man sollte sich fast wundern, daß der ewig lächelnde Goethe ein Stück schreiben konnte, wo soviel von Freiheit und Verfassung die Rede ist. Aber freilich ist nur die Rede von Freiheit einem anderen Volk gegenüber, nicht aber in Bezug auf seinen Fürsten. Freilich ist nur von Verfassung die Rede, welche die Rechte des Volkes gegen den fremden ausländischen Tyrannen sichern soll. Als wenn das Joch des Einheimischen nicht eben so schwer lastete! Devrient spielte gut, obgleich seine Rolle nicht leicht war. Die Goethe'schen Rollen, diese aus der Wirklichkeit gegriffenen Gestalten sind überhaupt weit schwieriger darzustellen, als die idealen Helden Schillers.

Montag, 29. März.

Heut haben wir, Buko und ich, uns entschlossen, Fechtstunde zu nehmen. Zwar wagen wir nicht wenig dabei und verhehlen es uns auch nicht, daß, wenn der Alte es erführe, er ohne Zweifel es zum Vorwand gebrauchen würde, uns von der Handelsschule zu entfernen. Aber wir thun es dennoch. Und ich glaube sogar, daß ich nicht Unrecht daran thue, wenn es mir gelingt, es verschwiegen zu halten. Erstens ist die Fechtkunst sehr vortheilhaft für den Körper, und dann kann man nicht wissen, ob man nicht einmal in den Fall kommt, Gebrauch von ihr zu machen.

Dienstag, 30. und Mittwoch, 31. März.

Examen bei uns und Entlassung.

Donnerstag, 1. April.

Ich ging zum Alten, mir meine Censur zu holen und Adieu zu sagen. Er sah mich dabei so fragend aufmunternd an, daß ich die Gelegenheit ergriff, Besserung versprach u. s. w. Wir schieden als die besten Freunde und ich glaube, bei einiger Vorsicht könnte es mir vielleicht gelingen, mich in dieser Freundschaft zu befestigen.

Die Ferien gehen sehr monoton hin. Des Morgens auf dem Fechtboden, des Nachmittags gewöhnlich spazieren.

Montag, 5. April.

War der erste Pesach-Feiertag*), und ich ging dem Willen meiner Eltern gemäß in die jüdische Restauration zu Marcus, um daselbst dieses Er-

*) **Das Pesach- oder Passahfest der Juden feiert die Erinnerung an die Verschonung der Erstgeburt durch den Würgengel und an den Auszug aus Aegypten. Am Vorabende des Festes vereinigt das Oberhaupt der Familie die Seinigen, um die**

innerungsfest zu begehen. Abends hörte ich den Zeider da, und das Andenken an die schönen verflossenen Tage kam lebhaft vor meine Seele. Ich sah uns Alle herumsitzen um den langen festlichen Tisch, obenan mein geliebter Vater, der mit seiner schönen sonoren Stimme vorsang, neben ihm die geliebte andächtige Mutter, ängstlich herumblickend, ob auch all die Ceremonien, die sie bei ihrem seligen Vater als Kind gesehen, streng befolgt würden. Unten aber Riekchen mit den lachenden rothen Wangen, heimlich kichernd über die ihr unverständlichen Gebräuche, emsig bemüht, das bittere Moraur*) geschwind wegzuwerfen und dann Lachs, Schnitzer, Orgler — alle, alle die großen Hagadas vorhaltend, das Lachen zu verbergen über einen Witz, der eben gerissen. Da trifft sie ein Zornblick aus den überall spähenden Augen der geliebten Mutter, und schnell verbreitet sich wieder Ernst und Andacht über ihre Stirn.

Uebrigens habe ich sehr interessante Bekanntschaften gemacht da bei Marcus. Ich habe einen gewissen Dr. Mayer, einen sehr geistreichen und verständigen Mann, kennen gelernt. Wir gehen zusammen zur Promenade und ergehen uns dabei in ernsten geistigen Gesprächen. Das war etwas, das mir lange noth that, und das ich leider gezwungen lange entbehrte. Denn meine hiesigen Freunde sind für geistige Genüsse fast unzugänglich. Er hat mich wiederum mit einem jungen, sehr poesieereichen Dichter Namens Wolfsohn**) bekannt gemacht, der unter dem Namen Carl Maien schreibt und schon einzelnes Ausgezeichnete geliefert hat. O, wie unendlich wohl befinde ich mich unter ihnen, wo ich verstanden, nicht zurückgedrängt werde, wo mein edleres Gefühl nicht verbranntes Hirn gescholten wird! Auch Maien hat diese Anfeindungen zu ertragen gehabt. Er setzte sie bei mir voraus und tröstete mich. Beide Männer, beide sagen sie, wie ich, was mir längst des Herzens Stimme sagte, nicht zum Kaufmann tauge. Sie sind nur das Echo meines eigenen Herzens. Aber was ich für Träumerei hielt, als es nur noch in meinem Innern lebte, es gewinnt Wirklichkeit in dem Munde solcher Männer. Fester und immer fester wird der Gedanke in mir, zu studiren, meinem höheren

---

Abendspeisen gemeinschaftlich einzunehmen. Die rituelle Ordnung bei dieser Mahlzeit, die Speisenfolge wie die Gebete betreffend, heißt Sseider (Lassalle schreibt „Zeider"), in wörtlicher Uebersetzung: „Ordnung". Die Gebete sind in einem Buche, Hagada enthalten — eine Sammlung der historischen und sagenhaften Erzählungen über die Knechtschaft in Aegypten und den Auszug der Israeliten.

*) Moraur heißt soviel wie Bitterkraut und ist ein obligatorischer Bestandtheil der Sseider-Abendtafel, eben so wie das ungesäuerte Brod, Mazzoh (Mazze) und das Opferlamm, Pesach. Letzteres soll daran erinnern, daß das an die Thürpfosten gesprengte Blut in Aegypten dem die Erstgeburt erwürgenden Todesengel ein Zeichen war, daß er hier vorüberziehen müsse. Das Bitterkraut symbolisirt die den Juden in Aegypten bereiteten Bitternisse, und das ungesäuerte Brod, „das Brod des Elends", ist unausgebacken und ungegohren, weil die Bedränger zu regelrechter Bereitung nicht Zeit ließen.

**) Wohl kein Anderer als Wilhelm Wolfsohn, der Dichter von „Nur eine Seele," dieser studirte damals in Leipzig Philologie 2c.

Bewußtsein, einem edleren Zwecke Geist, Kräfte, Streben zu widmen, wenn's sein muß, zu opfern.

Noch stehe ich am Scheidewege, noch kann ich zurück. Wehe, wehe, wenn ich einst den unendlichen Jammer zu tragen habe über ein verfehltes Dasein! Wehe, wehe mir, wenn mich dann allzu späte, doch um so bittrere Reue ergreift, zerfleischt mit ihren Skorpionenbissen! Wenn die Stimme: Gott legte edle Kräfte für einen edlen Zweck in dich, du hast sie verfaulen lassen, laut wird!

Gott, Gott, sage mir, was soll ich thun! Nicht scheide ich schwer von dem Kaufmannsstande. O, nur mit Freuden! Nichts, was mich freute auf dieser Seite! Doch mein Vater! — —

Es war der 11. April, mein Geburtsag. Mein Vater, meine Mutter und meine geliebte Schwester, sie schreiben mir so süße liebe Briefe, so voll, überschwänglich voll der Liebe zu mir! Sie schickte mir einen Ring mit ihren Haaren drin. Ich zerküßte die Locke wohl. Mein Vater schrieb so ernste, meine Mutter so rührende Worte! O Gott, laß, laß sie glücklich sein, meine Lieben! Wie es mir auch gehe, was auch einst mein Schicksal sein möge, sie laß glücklich sein, sie verdienen es! Ich kann nicht weiter schreiben. Noch nie ist mir so wehmüthig wohl um's Herz gewesen! O Liebe, Liebe, wie thust du wohl! Was der Haß auf allen seinen Weisen in einem Jahre nicht konnte, du thust es mit einem einfachen Worte! Du machst mich weinen wie ein Kind!

Mein Cousin Ullmann war da. Er reist nach Karlsbad. Ich habe indessen Carl Maien als Dichter schätzen lernen. Seine „Veilchen," obwohl da die Kraft und der Wille manchmal noch unklar, haben einige ausgezeichnete Gedichte; in jedem zeigt sich eine große Kraft und eine glühende Begeisterung. In der Lyrik gehört er, ohne es zu wollen, zu der Heine'schen Schule, doch nicht ganz. Seine „Sternbilder"*) schließen Gedichte ein, die wahrhaft außerordentlich sind, z. B.: Pflicht und Liebe", „Elisabeth", „Jean Paul" und vor Allem „Mein Herz". Carl Maien hat einen schönen edlen Zweck, er ist ein Kämpe für das Judenthum. Er ist in der Poesie, was Gabriel Rießer in der Prosa. In diesem Sinne hat er ein Taschenbuch „Jeschurun" herausgegeben, in dem sich besonders „Der böhmische Dorfjude" durch seine lebhafte naturgetreue Darstellung und die „Briefe" 2c. durch ihre Wahrheit auszeichnen.

* * *

Eine lange, eine überaus wichtige Zeit ist jetzt vorübergegangen. Mein Vater war da. Ich habe ihm meinen Wunsch, meinen unwiderruflichen Entschluß, zu studiren mitgetheilt. Er war im Anfang überrascht, dann sagte er, er wolle es eine Zeit lang in Erwägung ziehen. Ich ging so weit, zu

*) Beide Schriften Maien's erschienen 1840 in Leipzig.

sagen, es bedürfe hier gar keiner Erwägung, nur seiner Einwilligung bedürfe es, denn ich würde doch nie von meinem Entschluße abstehen.

Das war freilich zu weit gegangen, meinem Vater jede Wahl abzusprechen. Uebrigens hatte ich keinen kleinen Kampf zu bestehen in meinem eigenen Innern. Mein Vater sagte mir, wie er gehofft, ich würde ihm die Last abnehmen, die jetzt so drückend auf seinen Schultern zu liegen anfange. Er, der kampfesmüde Mann, der sich sehnte, seine Tage in Ruhe hinzubringen, müßte, wenn ich in meinem Entschluß beharrte, von Neuem zu arbeiten, zu ringen anfangen, um Rieckchen und Ferdinand zu ernähren. O Gott, das wog schwer in der Wagschale! Doch weil ich nicht anders konnte, weil ich, obwohl ich schmerzlich rang, dennoch erkärte, ich müsse meiner Neigung, meinem unverkennbaren Berufe folgen, war mein Vater fast versucht, zu glauben, ich wäre lieblos.

Er fragte mich, was ich studiren wollte.

„Das größte umfassendste Studium der Welt," entgegnete ich, „das Studium, das am engsten mit den heiligsten Interessen der Menschheit verknüpft ist: das Studium der Geschichte."

Mein Vater fragte mich, wovon ich leben wollte, da ich in Preußen kein Amt, keinen Lehrstuhl erhalten könnte und mich doch nicht von meinen Eltern trennen wollte. O mein Gott, wenn das zu vermeiden wäre! Doch antwortete ich nur, ich würde mich überall zu ernähren wissen.

Mein Vater fragte mich, warum ich nicht Medicin oder Jura studiren wollte.

„Der Arzt, wie der Advocat," entgegnete ich, „sind Kaufleute, die mit ihrem Wissen Handel treiben. Oft auch der Gelehrte. Ich sehe es an Hander, der im eigentlichen Sinne des Wortes Kaufmann ist." Ich wollte studiren der Sache, des Wirkens wegen.

Mein Vater fragte, ob ich glaubte, daß ich ein Dichter sei.

„Nein," antwortete ich, „aber ich will mich der publicistischen Sache widmen. Jetzt," sagte ich, „jetzt ist die Zeit, in der man um die heiligsten Zwecke der Menschheit kämpft. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts war die Welt in Ketten dumpfen Aberglaubens gehalten. Da erhob sich, durch die Macht der Geister angeregt, eine materielle Gewalt, die blutig das Bestehende in Trümmer stürzt. Der erste Ausbruch war schrecklich und mußte es sein. Seitdem hat jener Kampf ununterbrochen gewährt. Er wurde geführt nicht durch die rohe physische Macht, sondern durch die Macht des Geistes. In jedem Lande, unter jeder Nation erheben sich Männer, die mit dem Worte kämpften, fielen oder siegten. Der Kampf um die edelsten Zwecke, er wird auf die edelste Weise geführt. Freilich muß später durch die physische Gewalt die Wahrheit unterstützt werden, denn sie wollen es nicht anders, die Leute auf den Thronen. Nun, so laßt uns die Völker nicht aufregen, nein, erleuchten, aufklären."

Mein Vater schwieg lange, dann sagte er: „Mein Sohn, ich verkenne nicht die Wahrheit, die in Deiner Rede liegt, aber warum willst Du gerade

zum Märtyrer werden? Du, unsere einzige Hoffnung, Stütze. Die Freiheit muß errungen werden, aber sie wird's auch ohne Dich. Bleib bei uns, mach Du unser Glück aus, wirf Dich nicht in jenen Kampf. Selbst wenn Du in ihm siegst, gehen wir doch unter. Wir lebten nur für Dich. Vergilt uns. Du allein, Du änderst's nicht. Laß Leute kämpfen, die nichts zu verlieren haben, an deren Geschick nicht das Herz der Eltern hängt."

O ja, er hat Recht! Warum soll ich gerade zum Märtyrer werden? Doch wenn Jeder so spräche, so feig sich zurückzöge, wann würde dann ein Kämpfer aufstehen?

Warum soll ich gerade zum Märtyrer werden?

Warum? Weil Gott mir die Stimme in die Brust gelegt, die mich aufruft zum Kampfe, weil Gott mir die Kraft gegeben, ich fühle es, die mich befähigt zum Kampfe! Weil ich für einen edlen Zweck kämpfen und leiden kann! Weil ich Gott um die Kräfte, die er mir zu bestimmtem Zweck gegeben, nicht betrügen will! Weil ich, mit einem Worte, nicht anders kann!

Wir kamen endlich so weit, daß Vater sagte, Michaeli sollte sich's entscheiden. Bis dahin sollte ich und würde er's sich überlegen. Doch wir verstehen uns noch nicht so ganz. Er wehrt mir nicht das Studium und das Fach, doch meine Meinung wehrt er mir. Darum sage ich, er versteht mich nicht. Er will mich studiren lassen und wehrt mir die heilige durchwehende Idee, die er Liberalismus nennt! Als wenn nicht gerade sie es wäre, die mich zum Studium treibt, sie, um die ich kämpfen will, und ohne die ich lieber geblieben wäre, was ich bin!*)

---

*) Der mehrfach genannte Mitschüler und Jugendfreund Lassalle's, Robert Zander, schildert den Abschied des Schulcameraden von Leipzig in seinen „Jugenderinnerungen an Lassalle mit folgenden Worten: „Als er (Lassalle) von Leipzig schied, war unser Abschied ein brüderlich herzlicher; wir gelobten uns mit jugendlich überschwänglichem Feuereifer, dieses Leben hindurch einander die alten zu bleiben, Freud und Leid uns gegenseitig mitzutheilen. Alle trauten Plätzchen, auf denen wir in den Mußestunden übermüthig zusammengetobt oder im ernsten Gespräche verweilt hatten wurden ein letztes Mal aufgesucht, vorzugsweise galten die Trennungsgänge jener lauschigen Tiefe im Bose'schen Garten, wo das alte Buchdrucker-Theater stand, sowie dem Schimmelschen Teiche mit seiner Insel Buen Retiro, Leipzigs Seeseite, auf welcher unsere Schifferlaufbahn manches gemeinsame Unglück zu verzeichnen hatte. . ."





Federzeichnungen aus Holstein.

Von

L. Siegfried.

— Kiel. —

I. Die Wassermaus.

Gott sei gedankt, ich bin kein Raubthier, das es nöthig hätte, anderen Geschöpfen das Blut auszusaugen, bloß um zu leben. Es giebt von der Art so Viele, und wenn ich einen sehe, ist mir's, als wäre es kein Unrecht, den Blick empor zu heben und zu sagen: „Habe Dank, daß ich nicht bin wie Jener.“ Nein ich bin kein Streber und kann die Streber nicht leiden. Da sind mir die überflügelten Naturen von Herzen lieber und im Grunde auch interessanter, denn ich finde, so oft ich den Baum der Menschheit betrachte, daß allemal, wenn im Sturm des Völkerfrühlings ein neuer Trieb sich einstellt, in der ruhigen Mitte die rechte Kraft sich ansammelt und langsam reift, um, wenn der Sturm vorüber ist, den letzten Trieb zu treiben und dem Zeitalter die Krone aufzusetzen.

Deßhalb habe ich in dieser Zeit, wo immer und überall dem Nordostseekanal das Wort geredet wird, längst schon den Eiderkanal im Sinne gehabt, der, obwohl heute fast verschollen, noch lange nicht so überflügelt ist, wie sein Ruf. Denn vor allen Dingen er, der Nordostseekanal ist ja noch gar nicht fertig. Und ich habe es so bequem, den Eiderkanal von hier zu erreichen, um, wenn nichts Besseres, ihm mein Beileid auszudrücken, darum entschloß ich mich in diesen schönen Herbsttagen kurz und bereiste ihn. Was ich während der Fahrt erlebt, will ich hier berichten, bemerke aber zuvor, daß ich hauptsächlich die Natur und die Menschen im Allgemeinen dabei ins Auge gefaßt habe. Wer sich in geographischer, statistischer oder gewinnsichtiger

Hinsicht über ihn unterrichten möchte, der thut gut, lieber selbst nach Holtenau zu gehen und die in der Bauhütte aufliegenden Pläne zu studiren, dort steht Alles schwarz auf weiß.

Am Abend vor dem festgesetzten Morgen nahm ich Quartier in Mädickes Hotel, verglich die Uhr und gab dem Oberkellner den Rath, mich zeitig zu wecken.

Er antwortete „Ja", und ob ich am Morgen auch Kaffee tränke, in dem Falle wollte er mir mit dem „Andern", wie er sich ausdrückte, gemeinsam serviren. Das hieß, es wollte noch Jemand, der bei Franz Mädicke wohnte, die Fahrt nach Rendsburg machen. Natürlich trinke ich des Morgens Kaffee, und als ich bei Tagesgrauen in's Hinterstübchen trat, weil im Gastzimmer die Schaar der Mägde aufwusch, saß der „Andere" schon da beim Schein der Lampe und zündete sich eben zur zweiten Tasse die Cigarre an.

„Guten Morgen," sagte ich, „es ist noch sehr früh am Morgen."

„Guten Morgen," antwortete er, „so ist es gerade recht, denn wer mit dem Dampfschiff reisen will, der kann gar nicht früh genug aufstehen. Die Eisenbahn, ja, das ist eine Maschine, die geht, wann sie soll. Kommst Du nicht heut, so kommst du morgen. Punktum. — Und wenn ich den Zug verpasse, so fahre ich mit dem nächsten weiter, das ist Alles. — Aber das Dampfschiff? Ich bitte Sie! Ist das weg, wann geht das nächste? Fragezeichen. — Dreimal in der Woche geht die Wassermaus von Kiel nach Rendsburg und ebenso oft von Rendsburg nach Kiel, immer nur je einen Tag später. Und nun bitte ich Sie: ‚Haben Sie schon jemals am Ufer gestanden, mit allem Reisecomfort beladen, und sich von einem wildfremden Menschen den Bescheid geben lassen, das Dampfschiff, auf das Sie warten, sei schon seit einer halben Stunde fort, und das nächste ginge erst in drei Tagen? Ich denke, lieber stehe ich eine Stunde früher auf."

Dem Kalender nach hätte es schon lange Tag sein müssen, als wir hinaustraten, doch hielt die schwere Septemberluft Alles, was von Dünsten, der Nacht dem Hafen und seinen Umgebungen entstiegen war, hübsch in einem großen Nebel beisammen und in ihm ein Stück tiefgrauer Dämmerung. Um auf Reisen zu gehen, giebt es gar keine bessere Stunde, denn Alles, was am Himmel und auf Erden um die Zeit geschieht, ist Verheißung, und das Herz freut sich in der Brust auf das kommende Licht, wie ein Kindergemüth auf den Weihnachtsbaum.

„Sehen Sie," sagte er, „die Krähen und Dohlen, die haben jetzt ihre Börsenstunde auf den Dächern. Da wird angeboten und gehandelt, ganz wie bei uns, wer einigermaßen ihre Sprache versteht, der kann was profitiren: ‚Meimersdorfer Bodencredit,' ruft die Eine, ‚an zwei Stellen wird Roggen gesät, an einer fährt der Bauer Mist, Alles für umsonst! — ‚Birnen in Elmschenhagen, hochreife Birnen,' die Andere, ‚kriegen schon braune Flecken, viel zu gut für die Hornisse.' ‚Wer hat Meinung dafür?' ‚Hier — hier — hier — hier,' schreien die Dohlen. — ‚Ein todter See-

hund am Strand, schon mürbe, eine Pfote fehlt, bloß zu nehmen.' — ‚Kann sein, kann sein.' — ‚Hering und Dorsch, Hering und Dorsch, Sprotten, Sprotten, die ganze Wieker Bucht liegt voll. — Fliederbeeren, wie die Bickbeeren, Fliederbeeren, hochreife Waare!' — ‚Engerling, eine Kleestoppel wird gestürzt, keine Möve in Sicht, hast du gesehen — Engerling!' Das ist ein Leben, jetzt habe sie gute Zeit, aber im Winter geht's dafür manches Mal knapp genug her."

Am Bollwerk schnurrte der Dampfkrahn und schichtete die Kisten und Fässer bergehoch auf, die aus dem Bauch der Schiffe herauskamen.

„Da sollte man eigentlich einmal versuchen und eins anbohren," meinte er, „der Morgen ist so wie so etwas frisch. Laß doch sehen, ob es lohnt. Was mag in den Fässern sein? Die Aufschrift lautet nicht schlecht. Barcelona? Petroleum kommt meines Wissens dort nicht her. Der Name klingt süß und feurig. — Wie das Wasser zittert, da kommt im Nebel ein Boot geschwommen. Was kann es bringen? Sieh da die Ellerbecker, die bringen den Fang von heute Nacht an den Markt, Dorsch und Butt, der ganze Kasten voll. Da sind schon die Händlerinnen, graue Nachtgestalten, die fallen darüber her wie die Hyänen des Schlachtfeldes. Hu, wie das wühlt mit gierigen Krallen zwischen dem zappelnden Gethier. Ich muß gestehen, mir sind sie lieber um die Mittagszeit. So ein Butt, wenn er braunroth gebacken auf der Schüssel liegt, mit Citronenscheibchen und krauser Petersilie ist ein appetitlicher Fisch. Nur muß die Petersilie meinetwegen vorher im Bratofen gedörrt und dann in Butter recht knusperig gebraten sein."

„Wie glücklich Sie sind, wollte ich sagen, daß Ihnen beim Anblick des Häßlichen das dahinter liegende Schöne vor Augen steht." Er ließ mich aber nicht zu Worte kommen.

„Was ist das für ein Gehämmer und Geklopfe über dem Wasser? Das klingt ja, als wenn hundert Kesselschmiede den Tact zusammen schlügen."

„So wird es auch sein, dort liegt ja die kaiserliche Werft."

„Das nenne ich denn doch aber, die militärische Appretur auf die Spitze getrieben! Ich habe wohl gesehen, wie ein Schnellmaler nach dem Tact von der schönen blauen Donau den Niagara gemalt hat und noch einen Aligator hinein, aber daß man auch Panzerschiffe bauen könnte nach Musik, das habe ich noch nicht gewußt."

„Hören Sie etwa Musik? Ich höre keine."

„Aber den Tact, den bestimmten Tact, es giebt ja nur den einen Text dazu! Lieb Vaterland magst ruhig sein — lieb Vaterland magst ruhig sein! — Hören Sie ihn nun?"

Ich mußte ihn wohl hören. — So schälte der unruhige Mensch aus Allem, was die Morgenfrühe verhüllte, gewaltthätig den unreifen Kern heraus und nahm dabei Schritte, daß ich trotz meiner nicht geringen Spannweite meine liebe Noth hatte, mitzuhalten. Ich hätte ihn auch ruhig laufen lassen, wenn mir nicht das Zuspätkommen und der wildfremde Mensch dabei so

unheimlich deutlich im Sinn gelegen hätte. Zum Glück durften wir nicht weit mehr mit einander laufen. Hinter der nächsten Landungsbrücke dampfte pathetisch ein kurzer Schornstein und darunter kauerte ein Schiffsrumpf, das war die Wassermaus, sie nahm gerade noch die letzte Fracht an Bord: eiserne Rohre, Schinken und Speckseiten, drei Säcke voll Kohl und Wurzeln, fünf hölzerne Gartenstühle und zwei Bänke, Bierfässer und unansehnliches Obst in Körben. Das Alles wurde auf dem Vorderdeck aufgestapelt, wie zum sofortigen Abladen bereit und machte uns den auserwählten Platz zum Stehen immer schwieriger, ja zuletzt unmöglich, so daß ich für meine Person, da Alles an Bord und auch die Bänke, mit einer Mischung von Morgenthau und Kohlenruß überzogen schien, das Hinterdeck aber gerade unter der wehenden Rauchsäule lag, es vorzog, neben der Maschine mir eine Stellung zu suchen, mit dem Blick auf den Hafen.

Von dem lebendigen Getriebe des Tages war auf ihm noch nichts wahrzunehmen, die schillernde Fläche hob und senkte sich unter dem Nebel ruhig wie die Brust eines Schlafenden. Doch die Tiefe war voller Leben. Glockenförmige, halbdurchsichtige Gebilde schwammen wohin man blickte, sie pulsirten, wie losgerissene Herzen, und bewegten sich, einem blinden Triebe folgend, kopflos hierhin und dorthin, wie es dem Zufall beliebte. Wassermänner nennt sie der Volksmund, und wirklich, wenn man über des Schiffes Bord in die Tiefe blickt, man könnte glauben, ein bleiches Menschenhaupt triebe da unten. Noch eine andere Quallenart kommt hier vereinzelt vor, die gefürchteten Sternquallen, die bei der Berührung brennen wie Feuer. Von weitem sieht man einen weißen Schleier schwimmen mit einem rothen, gelben oder blauen Flecken darin. Kommt das Ding näher, so ist es ein sechszackiger Stern, der an der unteren Fläche ein unglaubliches Gewimmel von Zwirn, Fadennudeln, Maccaroni und Kälbermark mit sich schleppt. Im Uebrigen treiben sie geradeso so ziellos hin und her wie die Glockenquallen und sind gleich ihnen von einer wundervollen Einfalt in Sitten und Gebräuchen. Fressen und Athmen, Spazierengehen und Verdauen, Schlafen und Wachen, Alles ist bei ihnen Eins, und Keins vom Andern zu unterscheiden, sie vollführen es mittelst der einzigen ihnen zu Gebote stehenden Bewegung, so zu sagen mit einem Griff. Kräuselt ein Wind die Wasserfläche, so sinken sie zu Boden und sind aller Gefahr entrückt. Macht die Schiffsschraube eine schläfrige Umdrehung und schlägt ihrer Etliche oder ein Dutzend in Trümmer, so zucken die Stücke noch eine Weile fort, und Keiner der Himmlischen weint ihnen eine Thräne nach. Die lieben Engelein haben wohl Besseres zu thun, als blöde Quallen zu betrauern. In den Wolken ist eine Oeffnung, da sieht man aus dem düsteren Erdenkeller hinauf in einen himmlischen Saal, darinnen schwimmen rosenrothe Lichtwolken, auf denen sitzen sie und stimmen ihre Harfen und Geigen für den Morgenpsalm. Die Wände des Saales sind von Gold, die Decke ist von Silber. Und noch weiter sieht man hinauf durch ein Fenster in der Decke in ein mildes Blau, dort fängt erst der

eigentliche Himmel an, und unter ihm sind die silbernen Wolkengebirge und goldenen Thäler nichts als Nebel in der Tiefe.

Die Schiffspfeife stieß einen gräulichen Ton aus und von den Schlägen der Schraube getrieben, setzte sich die Wassermaus in Bewegung. Die Quallengesellschaft quirlte in brodelndem Gischt um und um, die Gegenstände des Ufers verschwammen im Morgengrauen, und — dort stand eine Gestalt, stier, blöde, verkommen, ich habe nicht gesehen, daß sie beim Zureichen der Eisenröhren und Schinken auch nur einen Finger gerührt hätte. Das war er — der wildfremde Mensch! Nun erholte er sich, stierte, spähte nach seinem Opfer umher, dem verspäteten Reisenden, um ihm zu zeigen: „Dort geht sie hin, dort läuft die Wassermaus!" — Gott sei gedankt, ich war es nicht, ich stand hier wohlgeborgen und schwamm der verlockenden Ferne entgegen.

Wir schwammen also in den kühlen Morgen hinein, und er war wirklich recht kühl. Das sollte so fortgehn sieben Stunden lang, ehe wir nach Rendsburg kamen. Zwischen diese zwei unverrückbaren Thatsachen gestellt, was war natürlicher, als der Mittel sich zu erinnern, die in solchen Fällen bei redenden Menschen üblich sind, um leere Stunden auszufüllen? Man ist ja nicht allein, man hat Reisegefährten, und wenn man einander die Eindrücke mittheilt, die der Augenblick bietet und andere herbeiholt, die Der und Jener früher empfing, da wird unversehens aus wenig viel und Jeder hat am Ende dabei gewonnen. Natürlich ist dazu von Nöthen, daß man sich zur Mittheilung des dem Menschen eigenthümlichen Mittels der Rede bedient, obwohl gerade unter den vorgezogenen Geistern das Ansprechen und Angesprochenwerden von Unbekannten seine Gegner hat, und wie mich dünkt, nicht mit Unrecht. Denn um von meinem Standpunkt ein Urtheil zu fällen, so sage ich, ich kann wochenlang schweigen, ohne geistig zu darben, dafür habe ich einen Vorrath von Eindrücken in der Erinnerung aufgespeichert und kann von ihnen nach Belieben, welchen ich will, hervorholen und gewissermaßen neu beleben. Wer aber mit seinen Eindrücken sozusagen von der Hand in den Mund lebt und über das Gestern hinaus keine rechte Erinnerung besitzt, der hat freilich groß nöthig, wenn das Heute keinen reichen Fang giebt, bei Andern zu borgen. Ich halte mir grundsätzlich die Menschen vom Leibe, die auf der Eisenbahn nach den ersten zehn Minuten ein Gespräch anknüpfen wollen, wer aber halbe Tage lang mir gegenübersitzen kann ohne zu sprechen und zu schlafen, das ist nachher sicher ein Mensch von Gedanken und manchmal eine Erinnerung für's Leben.

Da steht so Einer, auf der Treppe zum Vorderdeck, in einer von Rechtswegen ganz unmöglichen Stellung, den Blick in den Wind von Holtenau gerichtet, und hat offenbar kein Bedürfniß, sich mitzutheilen. Schon seit einer Viertelstunde steht er so, wie Sokrates bei Potidäa. Eine gewisse Starrheit in den Gesichtszügen, was mag sie bergen? Viel oder wenig? Sein Aeußeres ist wohlgehalten; der gedrungene Körper trägt einen starken etwas ergrauten Kopf, Hut, Paletot, Handschuhe, Stiefel, Alles sitzt tadellos

und ist dem Stoff nach entschieden über Mittel. Er starrt in den Wind, als sähe er Gestalten, so hat er's schon von Kiel an getrieben, als er das Schiff betrat. Alles wirkliche scheint ihm Luft. Als die Schinken und Eisenröhren an Bord kamen, wich er ihnen Zoll für Zoll, wie unbewußt, ohne seine Stellung zu ändern, bis er stand, wo er steht. — Und er mag stehen bis zum jüngsten Gericht. — Was kümmert er mich?

Da ist doch der „Andere" ein Anderer. Als er an Bord kam, war sein Erstes, er stieg alle Treppen, die es gab, hinauf und hinab, rüttelte an allen Thüren und steckte den Kopf in alle Lucken, bis er eine ziemlich unsanfte Begegnung mit dem Mann an der Maschine hatte. Dann hörte man ihn sagen:

„Ach entschuldigen Sie, ich wollte blos fragen, sind nicht drei Damen an Bord, die ich suche?"

Und als er hörte, die alte Gemüsefrau mit ihren Körben sei die einzige Dame, die wir führten, suchte er sich eine Stellung aus, ebenfalls zwischen den Schinken und Eisenröhren, die ihm aber wenig gefallen konnte. Was Wunder, wenn das Maß seiner Gefühle dabei überschwoll, so daß er sie nicht mehr bergen mochte und den Trieb empfand, sie zu äußern?

Der Erste, an den man sich unter solchen Verhältnissen zu wenden pflegt — ich stand wohlweislich hinter dem Schornstein verborgen — bleibt immer der Mann am Steuer, denn erstens kann er nicht ausweichen, zweitens war in diesem Falle seine Stellung die günstigste, um von überall angesprochen zu werden, da sein Kopf sich gerade in der Mittellinie des Schiffes in halber Höhe des Schornsteins befand, und drittens weil es hier keine Tafel in drei Sprachen verbot, mit dem Manne am Steuer zu sprechen. So war er denn schutzlos den Fragen des „Andern" preisgegeben.

„Liegt die Olga noch auf dem Strom?"

„Ist gestern nach Swinemünde abgedampft."

„Wo ist die Niobe?"

„Da."

Und er wies mit der Hand geradeaus in den Nebel.

Da sah man, daß er ein seebefahrener Mann war, der unser Geschick in Händen hielt, denn wer mit den Augen einer Landratte der angedeuteten Richtung folgte, sah dort für's Erste nichts als trüben Dunst. Allmählich erschienen ein paar schwärzliche Punkte im Raum, an die sich nach und nach die Raaen und Taue eines großen Dreimasters ansetzten, unter dessen Rumpf wir hineinfuhren.

Es giebt Menschen, welche es für verdienstlich halten, Geschichten, die in Aller Munde sind, Jedem, der sich nicht dagegen sträubt, ganz unbefangen wie etwas Neues zu erzählen, und es giebt, was noch wunderbarer ist, im Gegensatz zu ihnen Andere, welche nie müde werden, dergleichen Geschichten immer von Neuen anzuhören. Deshalb nahm es mich nicht Wunder, wenn der „Andere"

jetzt anfing und jenes Ereigniß erzählte, das uns Allen bekannt war, weil es eben erst in den Zeitungen gestanden hatte; und hoffentlich wird es deshalb auch Niemanden Wunder nehmen, wenn ich es hier wiedererzähle.

Die Niobe ist gegenwärtig das Schulschiff unserer zukünftigen Seeoffiziere. Vor wenig Tagen lag sie vor Zoppot und hatte ihre Cadetten sämmtlich an Land geschickt. Gegen Abend erhob sich ein Sturm und brachte die zwei schwerbeladenen Bote auf der Rückkehr in die größte Gefahr. Als von den hineinschlagenden Wellen des Wassers zu viel wurde, ertönte das Commando: „die besten Schwimmer über Bord," und bald schwammen Alle, die Einen bis an die Brust im Wasser im angefüllten Bote sitzend, die Anderen im Kampf mit den Wellen bemüht, die steile Böschung der Mole zu erklimmen, auf der eine entsetzte Menschenmenge dem Schauspiel beiwohnte. Zum Glück lief Alles gut ab, und kein junges Leben ging verloren, aber manches Elternherz hat gezittert, als die Kunde von dem Unfall die Zeitungen durchlief.

Von hier an gab es eine Weile des Nebels halber Nichts von der Außenwelt zu sehen. Ich ertappte mich dabei, wie ich die Gemüsefrau in's Auge gefaßt hatte und das Spiel der Runzeln in ihrem Angesicht betrachtete, während sie ihr Frühstück verzehrte. Das soll nicht sein. Man soll nicht auf Dinge achten, die nicht sehenswerth sind, die den Geist wie Unkraut überwuchern und zu ungelegener Zeit wiederkehren müssen, weil aus dem was die Sinne empfingen der Geist später seine Nahrung zieht und sein eigenes Werk ergänzt. Aber wenn das Gehirn zu wenig Schlaf genoß, dann geräth der Geist leicht in einen Zustand reizbarer Schwäche, in welchem Alles was vorkommt widerstandslos aufgenommen wird und tiefe Spuren hinterläßt. Darum soll früh vor Tage aufstehen, wer Unverdauliches sich zu Gemüthe führen, zum Beispiel fürs Examen arbeiten muß, wer's Gott sei Dank nicht muß, thut besser, gehörig auszuschlafen, um auch dann noch bei Gelegenheit über Tags einmal die Augen zu schließen. So that auch ich, meines Wissens nur für einen Moment, dann weckte mich ein Pfiff und wir waren in der Holtenauer Bucht.

Holtenau sendet eine kleine Landungsbrücke in die Föhrde hinaus, an der gerade ein paar kleine Fahrzeuge Bauholz und Steine ausluden und hier verließ uns auch die Gemüsefrau mit ihren Körben. Durch den Nebel wurden in einiger Entfernung die Umrisse eines schwimmenden Baggers sichtbar, er ist heute das eigentliche Wahrzeichen von Holtenau, denn hier, wo der Eiderkanal in die See mündet, wird jetzt das Mündungsbecken für den Nordostseekanal gebaut, wobei dem Bagger vor der Hand die meiste Arbeit zufällt. Ueberall sind die Spuren des Baues sichtbar. Die frisch abgestochene Uferkante entlang wo sonst sein Lebtag noch Niemand an eine Eisenbahn gedacht hat, kommt eine kleine Locomotive gelaufen und schleppt einen langen Zug sandbeladener Kippkarren hinter sich her. Auf den Dämmen ist eine Arbeiterschaar thätig mit Schaufel und Hacke, im moorigen Wiesengrunde

bezeichnen Stangen und Fähnchen die Richtung des zukünftigen Kanalufers, auf den Höhen hinter dem Dorfe ragen die uniformen Dächer der Wohnungen für die Bauleute empor. Gleich rechter Hand ist ein freier Platz, den eine hohe Lindenallee und ein Proviant- oder Zollmagazin von emerirtem Aeußern gegen das ansteigende Gelände abgrenzt. Zwischen halb behauenen Balken und allerlei Baugeräth stehen auf ihm zwei Denkmäler. Das Eine, ein kleiner grauer Obelisk, von der Art, die hier zu Lande an den Chausseen häufig als Meilenstein vorkommt, trägt die Inschrift: Patria et populo, was bedeutet, daß hier ein wohlmeinender Dänenkönig die Feier der Vollendung des Eiderkanals vollzogen hat. Fünfzig Schritte davon entfernt bezeichnet eine etwas verwitterte Germania die Stelle, an welcher im Jahre 1887 der deutsche Kaiser Wilhelm I. den Grundstein zum Bau des Nordostseekanals gelegt hat. Wer damals sah, wie das Bild in aller Eile aus Gyps und Leinwand zu der Feier hier aufgerichtet wurde, den nimmt es Wunder, daß es bis heute noch den Elementen Stand gehalten hat. Und so kann es noch stehen, bis der Bau der großen Schleuse so weit gediehen ist, daß sie des äußern Zeichens nicht mehr bedarf. Dann mag es ruhig zerfallen.

Mit der Einfahrt in den Kanal änderte sich die Scenerie mit einem Schlage. Statt des frischen Odems der Ostsee umfing uns der dumpfe Geruch abgestandenen Süßwassers und wir steuern mitten hinein in das Stillleben des Dorfes, zwischen schmucke Häuser und wohlgepflegte Gärten, die vom Wasser zu den Hügeln hinanstiegen. Das Hühnervolk kratzte zwischen den Stangenbohnen, die Katze probirte den neuen Weg von der Kürbislaube auf's Kathendach, die Ziege hob ihr Haupt über die Hecke und fragte was es in der Welt Neues gebe. Denn in dieser Ecke hier, das sah man, war seit Ziegengedenken Alles beim Alten geblieben. Die Wassermaus selbst sah in der Umgebung plötzlich ungeheuer modern aus, ein lebendiger Anachronismus, und es durfte eigentlich Niemand Wunder nehmen, wenn wir unversehens strandeten und auf der Kegelbahn hinter dem Krug oder im Kuhhause uns wiederfanden.

Es lag etwas der Art in der Luft. Schon mäßigte die Schraube ihre Hast und wir glitten hinein in einen dumpfigen Winkel, dessen gemauerte Wände rings die Aussicht benahmen. Ein Thor von eichenen Balken versperrte vor uns den Weg, ein ebensolches schloß sich hinter uns zu, und wir waren gefangen in der ersten Schleuse.

Als sie sich wieder öffnete und uns hinausließ auf den Kanal, war mittlerweile der Wasserspiegel, der uns trug, um zehn Fuß gestiegen, und wir sahen über des Schiffes Bord und das Schleußenthor hinunter, wie die Wasserfläche, auf der wir vorhin schwammen, jetzt tief unter uns lag. Denn zehn Fuß, so wenig sie im Trockenen bedeuten, bilden von einem Wasserspiegel zum andern gemessen, eine Grenze, ungefähr so stark, wie die Ewigkeit, oder so groß wie der Unterschied zwischen heute und gestern. Wenn das Undenkbare denkbar würde, wenn die Grenze bräche und das Heute in das

Gestern zurückfluthete, was dann? Das Chaos würde uns verschlingen und von der Wassermaus nichts übrig lassen, als einen formlosen Trümmerhaufen. Deshalb fuhren wir frischen Muthes hinaus in den Kanal und ließen auch das vordere Schleusenthor sich hinter uns schließen, denn das Sprichwort sagt: Doppelt reißt nicht.

Die grünen Hügel des holsteinischen Höhenrückens thaten sich vor uns auf und gaben einem anmuthigen Wiesenthal Raum, durch dessen Mitte ehemals wohl ein frischer Bach seinen Lauf sich gebahnt hat, ein Kind der Wiesen, Wälder und Moore auf der Höhe. Ich mußte an den feisten Dachs denken, der eines schlanken Fuchses Behausung in Beschlag genommen und es sich darin bequem gemacht hat; aber der Vergleich stimmt noch nicht. Wenn es dem Dachs einfiele, den Gängen eines Wiesels nachzugraben und sich darin häuslich einzurichten, dann könnte allenfalls etwas herauskommen, was dem Eiderkanal gliche, der sich's in dem Bette des Bächleins nach Kräften wohl sein läßt. Er stößt eben überall an, muß sich schmiegen und winden und man kann keine fünf Minuten auf ihm fahren, ohne daß die Welt ein neues Gesicht zeigt. Das macht ihn sehr schön. Unversehens war Holtenau verschwunden, der Zug der Fähnchen hatte sich über Berg und Thal davongemacht und die tiefste Wald- und Wieseneinsamkeit umgab uns.

Die erste Spur der Menschenhand, die uns wieder entgegentrat war ein sonderbares Wesen an dem Wege, der neben dem Wasser herlief. Sein Vater war ein Flaschenzug, die Mutter eine Telegraphenstange, bei einer Ringelwalze war es in die Lehre gegangen. Nun stand es als Rolle aufrecht da und diente, um das Seil, an welchem das Schiff gezogen wird, abzufangen und um die Ecke zu leiten, damit die Bergkante keinen Schaden nimmt. Auf den Wiesen war ein grüner Fleck sichtbar, den der Frost so wenig berührt hatte, wie das weidende Vieh, denn die große Angelica prangte hier unversehrt, mit gewaltigen Blättern. Offenbar steckte eine Quelle im Boden, die ihn durchweichte und die Abkühlung Nachts verhinderte. Ueber den Hügeln kamen dann im Nebel die Wipfel eines Buchenwaldes heraus, der von beiden Seiten zum Wasser herabstieg. Die Saatkrähen hatten in ihm Nachtruhe gehalten, nun schwärmten ihre Völker, dunklen Schatten gleich, durch den Nebel und erfüllten die Luft mit ungeheuerm Geschrei. Solch ein Buchenwald, wenn er gut gerathen ist, sieht unter allen Umständen aus der Ferne schön und aus der Nähe sehr nützlich aus, wegen des vielen Holzes, das in ihm wächst. Aber Eins fehlt ihm, wenn er rein ist und ohne fremde Beimischungen, was nun einmal von Natur zum Walde gehört: das Geheimniß. Im Innern gleicht er einer säcularisirten Kirche. Wohl breitet der Waldmeister und der Anemonenflor im ersten Frühling einen zarten Schleier über den nackten Boden, aber wie bald ist er wieder dahin, und die Oede des dürren, unverweslichen Laubes ist denn um so größer. Nirgends vertieft sich der Blick in Laubmassen wie in gemischten Beständen, wo die Eiche und die Hasel ein Wort mitzureden haben, oder wie in dem dunklen Grün des lieben

Tannenwaldes. Nur an einer Stelle konnte ein genügsames Gemüth sich zu dem Wunsche aufraffen, hier auszusteigen und in den Wald einzudringen, es war da, wo eine Schlucht sich gegen die Wiese öffnete. Sie sah recht düster aus, wegen des Nebels, aber man weiß schon, was darin zu finden ist, nicht einmal ein ordentliches Farrnkraut, nur ein trockenes Rinnsal, in dem, wenn es regnet, ein Wässerlein sickert, außerdem nackte Erdwände.

Wo der Wald zu Ende ging, kam noch halb unter dem Geäste der Buchen wieder ein Haus zum Vorschein, und dann mehrere, auch eine Brücke erschien mit aufrecht stehendem Gebälk, zum Aufziehen der Klappen, und wieder eine Schleuse; wir waren in Knoop.

Gleichzeitig vernahm das Ohr ein plumpes Getöse, ein Grunzen, Kollern und Schlürfen, dessen Echo der Wald wiedergab. Das war der Trockenbagger. Gleich hinter der Schleuse hockte er am Abhang und fraß den Berg an. Schon hatte er eine Grube ausgehöhlt, so breit und tief, daß der Kanal sich darin um und um wälzen könnte, wenn er schon dürfte, aber noch steht die Scheidewand, auf ihr geht der Weg, und auf dem Wege kam gerade Jochem, der dachsbeinige Kuhhirte mit der Herde getrieben.

Solch ein Trockenbagger, wenn er arbeitet, gewährt einen sonderbaren Anblick. Man meint, ein Riesenthier der Vorzeit sei aus dem Schlamm des Urmeeres nach vieltausendjährigem Schlaf hervorgekrochen, und fräße in seinem tertiären Hunger den Berg selber an. Am meisten Aehnlichkeit hat er mit dem Mastodon. Seine Farbe ist schwarz, den Bau der Glieder und der Eingeweide, so zu sagen seine Anatomie, verdeckt ein Panzer von Wellblech, den Rüssel streckt er gegen die Tiefe aus. Von der Spitze des Rüssels hängen die Freßwerkzeuge herab, eine Reihe muschelförmig gebogener Schilde, die hinter einander sich auf den Grund senken und das aufgewühlte Erdreich emporführen, um es, unter des Rüssels Wurzel sich überschlagend, in die Kippwagen eines darunter geschobenen Zuges auszuladen. Ist der ganze Zug voll, so stößt die Locomotive einen Pfiff aus und läuft mit ihm davon; so lange bis er wiederkommt, hält der Mastodon mit Fressen inne. Im Nu ist solch ein Kippwagen gefüllt, an dem zwei starke Pferde auf ebener Straße ihre Last hätten; eins — zwei — drei so kommt schon der Nächste dran. Aber wie? Man sollte meinen, dazu wäre die Locomotive da, die den Zug bringt und holt, die könnte ihn auch ganz sachte ein wenig vorrücken lassen. Nein, die thut es nicht, sondern das Mastodon selber wechselt seinen Ort und husch! steht es über dem nächsten Wagen. Halt! das war eine Spanne zu weit, also rückwärts! — Halt! und nun ist's gerade recht; die Eimer fangen wieder an zu schürfen.

Es war ein wahrhaft verblüffender Anblick, das Ungethüm geräuschlos wie ein Mäuschen hin und hergleiten zu sehen, so daß ich zuerst meinen Augen nicht traute und annahm, die Wassermaus hätte sich unmerklich bewegt, doch die lag vor der Hand angebunden stille. Da rückte der Bagger wieder vor, denn ein Kippkarren war gefüllt — und wandte seine schöpferische

Thätigkeit dem Nächsten in der Reihe zu. Ich aber sperrte ein wenig Mund und Nase auf.

Als ich sie wieder schloß, stand der graue Reisende neben mir. Offen gestanden, mir war in dem Augenblick recht nach Mittheilung zu Muthe, um meiner Verwunderung freien Lauf zu lassen und ich schielte seitwärts, ob vielleicht sein Antlitz Spuren einer ähnlichen Empfindung blicken ließe. Doch da war nichts derart. Unbestimmt schaute er dorthin, wie Einer, der das „Sichverwundern“ in diesem Leben aufgegeben hat. Nun wurde drüben eine Stimme laut, die schalt, eine Andere erwiderte, erst trotzig, zuletzt weinerlich und die nebelige Morgenluft trug den Schall deutlich zu uns herüber, bis die Erste mit dem Kraftwort schloß: „Halt's Maul oder geh' zum D . . . . .!“

Das war des Mastodons Stimme! Der Graue wendete sich ab und knurrte, der „Andere“ äußerte laut: „Na, das ist aber Einer, der verstehts! Mit dem ist nicht gut Kirschen essen.“

„Mein lieber Herr,“ hörte man die Stimme des Capitains, „wenn wir Zwei, als wie Sie und ich, sollten alle Tage in dem schwarzen Kasten eingespundet stehen, oben im Ruß, unten im Morast, wir möchten am Ende auch —“

Ich glaube das letzte Wort hieß „verbaggern“, es wurde von der Schiffsschraube entzweigeschlagen wie eine Qualle, ehe mein Ohr es auffing, denn wir fuhren weiter. Das Gespräch fand gerade unter meinen Füßen statt, in der Cajüte, wohin sie sich zurückgezogen. Am Steuer stand jetzt der von der Besatzung, den man in Anbetracht der Umstände für den richtigen Steuermann halten mußte. Das dritte Haupt unserer Mannschaft aber — denn mehr zählte sie nicht — der Maschinist, stand im Feuerraum und schüttete eben eine Schaufel frischer Kohlen auf.

Dem Trockenbagger gegenüber lag auf dem anderen Kanalufer, durch eine Hecke von dem Wege am Wasser geschieden, vornehm und still ein Landhaus, inmitten eines Parkes, der in allen Farben des Herbstes glänzte.

Auf den Rasenflächen blühten die Georginen vom Frost noch unberührt, im Gebüsch prangten die goldigen Quitten, in den Baumgruppen trat zwischen den leuchtenden Kronen der Buchen und Scharlacheichen die fruchtbeladene Edelkastanie wirksam hervor. Weiterhin löste sich die strenge Zucht des künstlich gehegten Parkes allmählich auf in die anmuthige Fülle der umgebenden Landschaft. Die leidigen Gruppen schlecht zusammenpassender Coniferen leiteten hinüber in einen geschlossenen Tannenbestand. Wo die silbernen Kronen der Hängeweide größeren Wassergehalt des Erdreichs verkündeten, schwang sich eine tiefempfundene Brücke über etwas Nasses von lehmgelber Färbung, dann öffnete sich eine Lichtung im Gehölz und zog die in der Ferne ansteigenden Wiesen mit Hecken und Baumgruppen in den Rahmen des Parkbildes hinein.

Es kann nirgends in der Welt leichter sein, einen Park im großen Style zu gestalten, als gerade hier, der Gärtner braucht nur die Maße der umgebenden Natur auf die gegebenen Grenzen zu verkleinern, so hat er seine Aufgabe schon gelöst, denn das ganze Land ist ein großer Park. Ueberall, wohin man sich wendet, treten die mannigfachen Bilder hoher Fruchtbarkeit, üppigen Gedeihens, einer heitern, menschenfreundlichen Natur dem Blick entgegen und ziehen, vom Verdeck des Schiffes aus gesehen, in ruhigem Wechsel an dem Beschauer vorüber. Hierher soll kommen, wessen Nerven von dem Drange des modernen Lebens überreizt sind, und für zwei Reichsmark auf der Fahrt von Kiel nach Rendsburg sich Genesung holen. Aber vor dem Beginn der Wasserfahrt soll er, was ich zu meinem Schaden versäumt hatte, sich von der freundlichen Wirthin des Gasthauses das Ding zurechtmachen lassen, welches der baltische Deutsche so bezeichnend „Speispaudel", der Ostpreuße aber „Freßkober" nennt, und für das weiter im Westen wegen der zunehmenden Dichte der Wirthshäuser und der abnehmenden Zahl der sie trennenden Meilen, dem Deutschen mit dem Bedürfniß der Begriff und mit dem Begriff der Name mangelt. In der Speispaudel findet sich Alles, was Leib und Seele zusammenhält. An Bord der Wassermaus hingegen war für die leiblichen Genüsse der Reisenden nicht gesorgt, für die geistigen hingegen wohl, und dieser letztere Punkt war die Ursache, daß ich auch meinerseits die Bekanntschaft unseres Capitains machte, den ich bis dahin wohl gesehen und gehört, selbst aber noch nicht gesprochen hatte.

Die Sache ist zu wichtig, um hier nicht nach ihrem Verlauf erzählt zu werden. Sie kam nämlich so. Ich saß in der Cajüte auf einer hölzernen Bank oder Kiste und erholte mich ein wenig von den schon genossenen Eindrücken für die noch zu genießenden, auch war mir draußen in der kühlen Wasserluft etwas frostig zu Muthe geworden. Ich dachte an eine Speispaudel, die ich einst für eine Seereise von Neapel nach Genua hatte vollpacken sehen, und mir kam ein Gedanke.

„Ist hier vielleicht ein Glas Bier zu haben?" frug ich den Capitain.

„Natürlich," erwiderte er rauh, doch nicht unfreundlich, „Sie sitzen gerade auf dem Keller."

Nun gab die Kiste von ihrem Inhalt her, und es konnte nicht ausbleiben, daß das Beispiel des einen Trinkers Andere nach sich zog.

Alsdann ereignete sich das Merkwürdige, der Graue fing an zu sprechen. Ich stand wieder auf dem Vorderdeck, der „Andere" nicht minder, und der Graue trat auf dem Fleck, wo die Gemüsekörbe der alten Frau gestanden hatten, hin und her. Plötzlich kam der Geist über ihn, er fing an zu reden:

„Was tausend!" schoß er los, „nun ist es aber Zeit, daß der neue Kanal fertig wird, der Alte rutscht schon zusammen."

„Wo — was — wie?"

„Dort die Insel, sehen Sie nicht?" und er wies auf ein Rohrbüschel, das mitten im Kanal aus dem Wasser ragte.

„Das ist nun gerade keine Insel," meinte der ‚Andre,' „sondern das sehe ich nur für — — — ein Plankton an."

Daraufhin zuckte der Graue etwas mit dem linken Augenwinkel, maß den ‚Andern' mit einem schnellen Blick und blieb dann an besagtem Plankton haften, bis dasselbe unter der Wassermaus verschwand, um hinter uns wieder emporzutauchen.

„Wie steht es eigentlich mit der Plankton-Expedition?" frug er, „ich habe nämlich meinen Urlaub und bekomme keine Zeitung zu sehen."

Der Graue warf sich in die Brust und holte tief Athem. Hatte er doch wieder einen dankbaren Abnehmer für das gefunden, was vor drei Tagen in allen Zeitungen gestanden hatte.

„Die letzten Berichte" — hub er breitspurig an, — „sind von den Capverdischen Inseln, und bis dahin ist es ihnen über Wissen und Verstehen wohl ergangen. Der Anfang insonderheit — —"

„Halt," unterbrach ihn der Graue, „wieso über Wissen und Verstehen?"

„Bitte! — Der Anfang insonderheit," fuhr jener in hohlem Kathedertone fort, „hat mehr gut gemacht, als die ganze spätere Reise schlimmsten Falles noch wird verderben können. Denn kaum war das Kattegat erreicht, als der Gott der Wogen und der Winde ihnen seinen gnädigen Gruß entbot — durch die Seekrankheit — und von Jedem, so Viele ihrer waren, seinen Tribut einholte."

„Hier, meine Herren, haben wir eine Thatsache vor uns von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Die Seekrankheit nämlich, jener best gehaßte Tyrann aller Neulinge und Schwächlinge auf dem Meere, fegt nicht nur den inneren Menschen aus und reinigt das Blut, nein, sie schüttelt auch den Staub aus den akademischen Perücken und schon mancher Zopf hat sich unter ihren Schlingen und Keulenschlägen aufgelöst in naturwüchsige Lockenfülle. Der ganze aus- und inwendige Mensch mausert sich, und eine ordentliche Seekrankheit von drei Tagen ist vom humanen Standpunkt aus darum ersprießlicher, sage ich, als eine Trinkkur in Carlsbad von drei Wochen. — Doch der Eifer für die gerechte Sache führt mich vom Wege ab; ich müßte sehr irren, wenn nicht von den hier anwesenden Herren die Mehrzahl mindestens ebenso erfahren wäre in der Hinsicht, wie ich selber."

„Weiter," hieß es, „nur weiter."

„Die Briefe, die sie schreiben, geben sowohl durch den Inhalt als auch besonders durch den Styl deutlich zu erkennen, daß ein frischer Geist über sie gekommen, nachdem sie das tückische Skagerak und die stürmische Nordsee überwunden und jenseits der Hebriden den freien Ocean gewonnen haben. Bis dahin haben sie natürlich kein Plankton gefangen, theils des hohen Seeganges wegen, theils ihres eigenen unzulänglichen Befindens halber, dann kam es aber um so heftiger, gleich mit einem todten Nordcaper fing es an, und

weiterhin Plankton, nichts als Plankton, bis sie zwanzig Meilen vor Cap Farewel links schwenkt machen mußten, der undurchdringlichen Nebel halber, und wieder südlich fuhren mit dem Polarstrom nach den Inseln — den Inseln — nun ist mir doch der Name entfallen — wie heißen sie nur? Liegen von Newyork gegen Südosten, — Winters warme Seebäder, — Korallenkalk, röthlich wie Granit, — immergrüne Vegetation, — gehören den Engländern, — höchst liebenswürdige Aufnahme —"

„Bermudas," schaltete der Capitän ein.

„Richtig, was ich sagen wollte, Bermudas. Keine Brunnen — nichts als Cisternenwasser und Sherry. Von da durch die Sargassosee —"

„Kenn' ich," nickte der Graue, — „quer über den Atlantic nach den Capverden. Und es ist, wie gesagt, eine Freude, zu sehen, wie die Geister sich erholt haben. Denn unter uns, das Reisen an sich ist wohl gut und macht den Menschen nicht dümmer, aber dann soll es auch einen ordentlichen Zweck haben, oder gar keinen, nur bei Leibe keinen halben und spleenigen, der dem Geiste Handschellen anlegt und der Seele Fußfesseln. Es giebt freilich Geister, die dergleichen haben wollen und nicht entbehren können, doch die soll man nicht auf Reisen schicken. Ich habe einmal einen spleenigen Engländer getroffen, der bestieg den Montblanc und die Jungfrau nur einer neuen Art von Gletscherflöhen zu Liebe, die er erfinden wollte. Auch hat das Schicksal mich oftmals mit einem Reisetiger aus Ungarn zusammengebracht, in Florenz, in Rom, in Neapel, in Miasteczko und zuletzt in Berlin, der war überall gewesen und erzählte nichts, als wo ihn die meisten Flöhe gebissen hätten. Auf Aegypten und Palästina war er besonders schlecht zu sprechen, ‚der Flohkönig', sagte er, sei in Cäsarea zu Hause."

Hier schien es mir an der Zeit einzugreifen, denn ich kann es nicht mit ansehen, wenn vernünftige Menschen dem Götzen Baal Opfer schlachten.

„Das Plankton," sagte ich, „ist kein halber Zweck, sondern ein Ganzer, und wohl im Stande eines Mannes Geist zu erfüllen, denn es umfaßt Alles, was da lebend über der großen Tiefe schwimmt. Das Aas des Walfisches gehört nicht dazu, es ist nur so ein Veilchen am Wege. Und wenn das Schwimmende zumeist auch aus allerkleinsten Thierchen besteht, so sind sie es doch, die den Größeren und Größten zur Nahrung dienen und auf deren Wohlergehen am Ende der Ertrag der Fischerei und vieles Andere zu Wasser und zu Lande beruht; denn sie sind es ebenfalls, aus deren Ueberresten der größte Theil der Oberfläche unserer Erde besteht. Darum sage ich: Plankton suchen und Flöhe fangen ist zweierlei."

„Ihr Herren," ließ der Capitain sich vernehmen, „man muß von seinen Mitmenschen nicht immer gleich das Schlechteste denken. Sehen Sie, ich bin in allen Meeren gefahren und habe alle Völker kennen gelernt und kann Ihnen nur sagen, die Menschen sind im Grunde überall wie wir. Im Jahre 1882, wo ich die Expedition zum Venusdurchgang nach den Kergnelen mitmachte, und, weil ich noch jünger war, die Erfahrung nicht hatte, da habe

ich anfangs auch gedacht: Na, über die Sterngucker! Aber nachdem wir vier Monate allein auf Kerguelenеiland gelegen hatten, da lernte man einander kennen, und ich kann Ihnen die Versicherung geben, die Herren Gelehrten, das waren umgängliche und brave Herren und im Grunde Menschen, ganz wie wir. Und ich wollte jetzt, wo ich Frau und Kinder in Rendsburg wohnen habe und sie alle Tage sehe, um die ganze Welt nicht die Erinnerung an jene Fahrt hingeben und an die Erfahrungen die ich dabei gemacht habe. — ‚Langsam!‘“ rief er in's Sprachrohr, „‚Stopp‘ — ‚Rückwärts‘ — ‚Stopp‘ —‚So‘! — Und wer von den Herren nun aussteigen und frühstücken will, dem kann ich nur rathen das hier zu thun, denn wir haben die schönste Gelegenheit.“

„Wo sind wir?“

„In Levensau.“

„Ach Gott,“ seufzte meine Seele „und darum Räuber und Mörder! Schon drei Stunden unterwegs und jetzt in Levensau, das von Kiel in einer kleinen Stunde Gehens erreichbar ist. Hätte ich das geahnt, wie schön hätte ich doch in meinem weichen Bette ausschlafen können, und wäre dann nach einem guten Morgenspaziergang noch immer bei Zeiten hier eingetroffen.“

„Ja was wollen Sie machen?“ murrte der Graue. „Jetzt heißts: Mitgefangen mitgehangen. Ich kenne hier übrigens die Gelegenheit. Am Lande giebts ein Frühstück, das ist fein, und wir können da ruhig sitzen und abwarten, bis die Reise weiter geht.“

Also stiegen wir gemeinsam an's Land, und nahmen mit der Freude von Weltumseglern nach langer, mühseliger Wasserfahrt in der guten Stube des Gasthauses von Sopha und Lehnstühlen Besitz, bis uns die Hand der Wirthin mit Schinkenbrod und einem Glase Bier erquickte. Trotzdem möchte ich für zukünftige Fälle die Speispandel an Bord nicht missen. Die Morgensonne warf, durch den Nebel gedämpft, ihren perlmutterfarbenen Schein in's Zimmer, in der Mitte des Tisches prangte eine Schale voll halbreifen Fallobstes, zu dem man uns selbstlos zuzulangen nöthigte. Das ganze Haus duftete nach einem Pflaumenkuchen, der leider erst in anderthalb Stunden gar sein sollte, und wo waren wir dann?“

Der „Andere“ sagte: „Wir sitzen hier wie die seligen Götter, die Nase genießt das Brandopfer.“

„Oder,“ setzte der Graue hinzu, „wie der Hund, der die Butter riecht und trockenes Brod zu fressen kriegt.“

„Abgesehen vom Schinken, welcher sehr gut ist“, meinte ich.

„Warum wir nun nicht weiterfahren? Das Schiff liegt still, unsere Leute stehen da, Steuermann, Capitain und Maschinist und halten wie es scheint einen Kriegsrath.“

„Es muß irgend etwas los sein,“ sagte der Graue, „worüber sie nicht in's Klare kommen können, denn, wenn Sie es bemerkt haben, mit jedem Schiff, das uns entgegen kam, wurde Zwiesprache gepflogen. Hinter Holtenau

die ‚Erndte‘ von Nordstrand, halbwegs Knoop die ‚Geschwister‘, bei der Knooper Schleuse die ‚Lowisa‘ dann die ‚Coordjedina‘ und die ‚Miranda‘, Alle haben uns Rede gestanden, doch kann ich nicht sagen, um was es sich handelt. Fünfzehn Jahre fahre ich nun schon mit der kaiserlichen Marine und bin dreimal um die Erde gesegelt, aber dieses Kanaldeutsch, das ist fast wie Wasserpolnisch, darin muß man jung geworden sein, um es zu verstehn.“

„Ich würde in Ihrer Stelle den Capitain fragen, warum es nicht vorwärts geht.“

„Und mir den Mund verbrennen!“ sagte der Graue. „Ich werde mich schön hüten. Wir Seebären von der rechten Sorte haben eine curiose Manier auf ungelegene Fragen zu antworten. Nein, soviel ich vom Wetter versteh, hier hilft nur Geduld. Herr Wirth, noch einen Rundgang!“

Daß es so kommen würde, hatte ich lange gefürchtet, denn vor dem Worte „Rundgang“ habe ich Respect. Es bedeutet ein einzelnes Glas Bier, welches so lange die Runde macht, bis es ausgetrunken ist. Die Bedeutung hat es aber nur unter nahen Bekannten und beim Schafskopf und Solo, wo der Trinker nicht mehr als drei sind. Uneigentlich, im weiteren Sinne, bedeutet es für Jeden der Anwesenden ein volles Glas oder das Vielfache eines solchen, und der Besteller zahlt die Zeche. Da es nun nicht für wohlanständig gilt, von einem Unbekannten zu nehmen, ohne zu geben, so geht das Bestellen Reih' um, und die Zahl der Rundgänge kommt am Ende einfach oder vielfach der Zahl der Trinker gleich, was zwar vom arithmetischen Standpunkt betrachtet ein schönes und sicheres Verhältniß ist, auf das man bauen kann, aber doch nicht für jeden Kopf passend. Der praktische Verstand der Holsten hat deshalb auf Mittel gesonnen, um dem alten Brauch den Stachel zu nehmen, ohne die ehrwürdigen Formen zu verletzen, wer wenig verträgt, bestellt zunächst seinen Rundgang, wenn der erste ausgetrunken ist, dann schützt er Geschäfte vor und geht seiner Wege. Und so ward es mir nicht schwer, noch nüchtern wieder die freie Natur zu gewinnen und die Zeit bis zur Abfahrt auf der Eckernförder Chaussee dem Sonnenschein und der Botanik zu widmen.

Als die Wassermans sich in Bewegung setzte, ward hinter ihr die Brücke aufgethan, um zweien Schiffen Durchlaß zu gewähren, der „Quinta“, die zu Berg und der „Dankbarheit“, die zu Thal fuhr. Als sie einander begegneten, frug die Quinta:

„Is he all dorch?“

„He liggt noch vör,“ entgegnete die Dankbarheit.

„Wolang schall dat noch duuren?“

„Kann wesen noch ne gode Stunn' Tied, bet dat he inlöpt.“

„Denn kamt wir ok noch dörch.“

Die Worte schollen deutlich zu uns herüber, der Sinn aber blieb dunkel, bis wir die Schleuse von Hartmannsdorf hinter uns hatten. Dann kam uns ein seltsames Gefährt entgegen, welches des Räthsels Lösung brachte.

ein schwimmender Dampfbagger war es, auf der Wanderung. Ihn selbst schleppte die Bachstelze, ein Ponny unter den Dampfern, und der Erpel, ein anderer Ponny, führte sein Gepäck hinterdrein, bestehend in zwei Prähmen, von denen Jeder annähernd so lang war, wie der Bagger selbst. Die ganze Gesellschaft mäßigte, so lange wir Bord neben Bord hinfuhren ihre ohnehin nicht große Eile, und wir thaten desgleichen, der auf dem Kanal herrschenden Etiquette gemäß. Seine Hoheit der Schwimmbagger neigte dankend das Haupt ein wenig, und ich hatte Gelegenheit zwischen ihm und seinem Vetter dem Mastodon einen oberflächlichen Vergleich anzustellen. Ihre Zugehörigkeit zur selben Familie wurde auf den ersten Blick durch die ihnen gemeinsame Reihe der Schöpfwerkzeuge erwiesen, wenn auch deren Gestalt beim Schwimmbagger eine etwas andere war, als beim Trockenbagger. Dagegen fehlte diesem Gegenwärtigen hier der Wellblechpanzer, was im Grunde freilich nicht als ein wesentliches, sondern nur als ein accidentelles Merkmal, und als ein Zeichen, nicht des Fehlens, sondern lediglich einer abweichenden Anordnung gewisser innerer Organe aufzufassen war.

Gemeinsam war ihnen vor Allem die Reihe, welche hier über eine Art von spitzbogig gewölbtem Thor zu ziemlicher Höhe hinaufstieg, um von dort ihren Inhalt über eine senkrechte Holzwand in einen der Prähme hinabfallen zu lassen. Functionelle Unterschiede der inneren Organe habe ich — abgesehen davon, daß der Eine im Schlamm, der Andere im Morast wühlte, — nicht feststellen können.

Im Großen, Ganzen machte Jeder von ihnen den Eindruck, als ob er für die heutige Welt zu groß wäre; für die Verhältnisse des Eiderkanals ist es der Schwimmbagger gewiß. Seine Länge übersteigt die Länge eines Jeden der fünf Schleusenbecken, die in den Kanallauf eingeschaltet sind und es bedarf, um ihn die zehn Fuß hohe Stufe zwischen den einzelnen Theilstrecken überschreiten zu lassen, besonderer Vorkehrungen um die Schleuse zu verlängern. Außerhalb des Schleusenthores findet sich jederseits ein mit einem Längsfalz versehener Balken senkrecht in das Ufer eingerammt. In den Falz werden rechtwinkelig behauene Planken eingeschoben, die den Canal der Quere nach absperren und eine Scheidewand bilden, die das Wasser aufstaut. Solch ein Aufbau ist umständlich und zeitraubend, es vergehen in der Regel sieben Stunden, bis Seine Hoheit, der Bagger nebst Gefolge eine Schleuse passirt hat. Für die des Weges fahrenden Schiffe bedeutet das ein großes Hinderniß und es ist kein Wunder, wenn bei einer solchen Gelegenheit das ganze Interesse der Kanalbevölkerung rege gemacht wird. Wie sehr auch wir an der großen Wasserfrage betheiligt waren, erfuhren wir zum Glück für unsere Seelenruhe erst später. Als wir in Königsföhrde anlegten, da sagte der Capitain:

„Hier haben wir gestern fünf Stunden warten müssen, weil der Bagger vor uns in der Schleuse steckte."

Und deswegen hatte der vorsorgliche Mann es vorgezogen, heute in

Levensau, welches nahe bei Kiel liegt, einen längeren Halt zu machen und erst Nachricht einzuholen, ehe er seine Passagiere der Möglichkeit eines unfreiwilligen Aufenthaltes in der Einöde preisgab.

Die Sonne hatte den Nebel vertrieben, der Himmel lachte im tiefsten Blau, auf dem trocken gewordenen Verdeck gab es jetzt Raum genug, zu sitzen und zu träumen. Die Schönheit des Herbstes selbst ist nichts Anderes als ein Traum vom vergangenen Frühling und stimmt die Seele zur Träumerei. Die Luft ist still und sonnig, der Sommerfaden wandelt über die Wiese, den Abhang empor, wo im Gebüsch die rothen Hagebutten glänzen. Nun steigt er hinauf in die Luft, ins Blaue, und zieht dahin, eine schöne Fahrgelegenheit für unbeschwingte Seelen und kleine Spinnen.

Die meisten wilden Früchte sind um diese Zeit in scharlachroth gekleidet. Neben den Hagebutten, welche wie im Frühling die Rosen, eine Jede für sich einzeln stehen, prangen, korallenroth, die dichtgedrängten Dolden des wilden Schneeballs. Am Wasser, wo sich das Rohr beim Nahen des Schiffes neigt und von einander thut, werden die rubinrothen Beeren des Bittersüß sichtbar, neben den milchweißen Trichterblumen der Zaunwinde. Auch die Berberitzen können, wenn die Sonne darauf scheint, glänzen wie rother Siegellack. Die hohe Polizei hat sie freilich verboten, doch findet man sie so oft als Zierstrauch in den Gärten von Menschen, denen man so etwas gar nicht zutrauen sollte, sogar bei Oberförstern und Pastoren, daß ich glaube, ein Strauch mehr im Felde thut dem Gesetze keinen Abbruch, und werde mich hüten zu sagen, wo ich ihn sah. Die schönsten aber von allen, die Pfaffenhütchen kommen jetzt noch nicht zur vollen Wirkung, weil noch zu viel Laub auf den Hecken sitzt. Ein paar Wochen später, im November, wenn die Luft grau, Wald und Wiese braun und das letzte Blatt herunter ist, wenn man meint, nun wäre alle Farbe auf der Erde erstorben, dann thut sich unvermerkt an klaren Abenden eine Fülle äußerst zarter Farbentöne auf, besonders in den Hecken, die das ganze Land der Kreuz und der Quere nach durchziehen. Die thaufeuchten Knospen und jungen Zweige geben jeder Art ihren besonderen Schimmer, die Weide prangt in graugrün oder goldroth, die Erle in bläulichrosa. Zwischen diesen Farbentönen, die wie ein schwacher Abendschimmer der sommerlichen Pracht sich ausnehmen, leuchten die fruchtbeladenen Sträucher des Pfaffenhütchens wie frisches Blut.

Von einer wilden Hopfenpflanze muß ich berichten, die einen Eichbaum erklettert und dermaßen umsponnen hatte, daß er ihre üppigen Trauben trug und hegte, als wären es seine eigenen Früchte, und sie in Guirlanden zum Wasser herabhängen ließ. Ueberall im Grunde der Hecken wie an der Wasserkante breitete sich eine Fülle dunklen Brombeerlaubes aus, das ja unter Schnee und Eis den Winter überdauert und im Frühjahr, nur wenig abgeblaßt, als das erste Grün wieder erscheint. Aus ihm winkten jetzt allenthalben die strotzenden Fruchtäste hervor, denn hier ist die Heimat des Rubus macrothyrsus und wir haben ein Brombeerenjahr wie noch keines, weßhalb ich auch

in diesem Herbst mehr reife Brombeeren gegessen, als sonst unreife gesehen habe. — Von Blumenschmuck war wenig mehr vorhanden: eine verspätete Goldruthe am Waldesrand, ein röthlich verschleierter Wasserdost im Schilf, auf dem ein müdes Pfauenauge sich sonnte. Aber vor uns, im Röhricht glänzte Etwas, blaugrün wie Smaragd, als wir uns näherten, bewegte es sich und flog — ein Eisvogel — dicht über dem Wasser uns entgegen, gerade hinter dem Schiffe herum und verschwand wieder in derselben Richtung, in der er gekommen.

„Kiek, wat vorn schönen Vagel." Das waren die ersten Worte, die seit einer geschlagenen halben Stunde sich wieder hören ließen. Der Steuermann klatschte in die Hände und der Vogel war fort. Hinter dem Schilfe am Wasser hoben drei Rehe die Häupter empor und sahen, wer da so laut klatschte, dann waren sie verschwunden. Gegenüber auf dem andern Ufer rannte ein Trupp Schafe, die so lange ruhig geweidet und dem Schiff entgegengestiert hatten, in wilder Hast den Berg hinan. Es ist eine große, schwarznasige Rasse, die überall die brachliegenden Koppeln in kleinen Trupps beweidet, genügsam im Futter, unempfindlich gegen die Witterung, maßlos dumm und wild. Ihr dickes Vließ, das ihnen einen ganz unförmlichen Körperumfang giebt, wird ihnen manchmal verderblich, indem sie seinethalben, wenn sie umgefallen sind, sich nicht mehr aus der Rückenlage aufrichten können, und, wie die Mistkäfer, hilflos zappeln, bis sie den Habichten und Kolkraben zur Beute fallen, die nach ihren Augen lüstern sind.

An geflügeltem Raubzeug, wie an großem und kleinem Wild, vom Damhirsch und Reh bis herab zur Feldmaus, ist hier zu Lande kein Mangel. Die üppigen Klee- und Kornfelder geben zur Sommerzeit dem Wilde Nahrung genug, und die überall verstreuten kleinen Holzungen bieten den Raubvögeln Gelegenheit, den Horst zu bauen. In den Hecken die vereinzelten Eichbäume, die der Bauer schont, wenn er im achten Jahr den Knick niederlegt, und die vor dem Westwind krumm wachsen, wie Fiedelbögen, sind ebenso viele Wartthürme, von denen der Bussard den Junghasen und das Rebhuhn belauert, und den Jäger, der sich mit der Büchse anschleichen möchte. Der jetzt über uns seine Kreise zieht, ist nicht der Bussard, sondern der Gabelweih, der schon zum Fluge nach Süden die Schwingen übt. Er ist nach unsern Begriffen gerade kein Feinschmecker, denn er nimmt auch Aas, aber doch mag er Freitags gern seinen Fisch essen und es dauert nicht mehr lange, da können wir ihn über dem Flemhuder See kreisen und ins Wasser hinabstoßen sehn.

Der Flemhuder See, oder eigentlich seine Mündung, bezeichnet die Stelle, wo der Kanal aufhört und die Eider beginnt, doch merkte man für's Erste noch keine Veränderung im Wasser. Allmählich ward es klar, die Ufer waren etwas weiter auseinander gewichen, und etwas stärker ausgebuchtet, nicht mehr so unterhöhlt. Auch hätte er es innerhalb der Grenzen des eigentlichen Kanals trotz Plankton wohl nicht vorkommen können, daß

das gute Schiff „Antonia" sich um unsertwillen auf den Strand, richtiger in den Schlamm setzte, wovon seinerzeit Bericht wird erstattet werden; zuvor jedoch muß ich erzählen, was bis dahin geschah.

Zunächst stieg auf eine der Stationen ein Mann bei uns ein, mit Axt und Winkelmaß, also seines Zeichens ein Zimmermann, der auf der Heimkehr von der Arbeit begriffen, sich, wie es unter Bauern üblich ist, ohne Weiteres zu unserer Gruppe gesellte. Gleich nach ihm kam ein Anderer, ein sonnenverbrannter Herr, mit goldener Brille, langen Stiefeln und einem großen, auf den Namen Pikas hörenden Hunde. Der Zimmermann, der ihn einsteigen sah, raunte uns zu: „Dat is een Regierungsbaumeister". Das Wort hatte eine auffällige Wirkung. Der Genannte ging Keinen von uns etwas an, und wenn ich ihnen Beiden in der Wüste Gobi oder Schamo begegnete und zwischen ihm und dem Zimmermann die Wahl hätte, so weiß ich wohl, zu welchem ich mich gesellen würde und zu welchem nicht. So aber befand sich der Regierungsbaumeister, ohne es selbst nur zu ahnen, plötzlich auf dem Isolirschemel, Jeder mied ihn, als theilte er, wie der Gymnote, elektrische Schläge aus, er war ein Gezeichneter. Denn wir biedern Holsten sind das auserwählte Volk in deutschen Landen, wer von außen kommt, ist ein „Butenminsch" und taugt nichts, was von Berlin kommt, taugt noch weniger, und der Regierungsbaumeister war vielleicht sogar ein Berliner.

In Königsförde, wo der Graue uns verließ, um der Besichtigung der Kanalbauten seinen Urlaub zu widmen, wurden alle jene Eisenröhren abgeladen, die das Vorderdeck belastet hatten. Ein Schaar von Arbeitern kam aus der nahen Baracke herbei, hilfreiche Hand zu leisten. Ein Blechschild an der Kopfbedeckung war ihr gemeinsames Abzeichen, außerdem trugen sie in ihrem Aeußeren den Typus der verschiedensten Stämme Deutschlands zur Schau. Ueberwiegend an Zahl scheinen unter ihnen die Polen vertreten zu sein, dann kamen die blondhaarigen Blaukittel aus Westfalen und vom Rhein, den zurückgeschobenen Hut mit breiter Krempe und das lose geschlungene seidene Halstuch glaubte ich schon irgendwo im bairischen Gebirge gesehen zu haben. Seine Landsleute vom Strande der Memel wollte der Graue am Blick erkennen, der, ich weiß nicht wie, eine Mischung von etwas Hinterlist und Gottvertrauen mit mäßigem Hang zur Völlerei und einer großen Dosis Stumpfsinn darstellen sollte. Den Beweis der Wahrheit mußte er leider schuldig bleiben, da er hier vorzeitig das Schiff verließ.

Die Zeichen des neuen Kanalbaues, die schon von Holtenau her mitunter sich hatten blicken lassen, traten hier einmal dichter zusammen und verkündeten, daß auch für den Eiderkanal der Herbst des Daseins angebrochen sei, auf welchen der Winter folgt. Vor unseren Blicken dehnte sich eine weite, mit spitzem Riedgras bewachsene Ebene aus, eine Hügelkette zog sich im Halbkreise um sie herum. In der Ebene lief eine kleine Locomotive hin und her und überschüttete sie methodisch ein Meter hoch mit Kies und Grand, den sie von den Hügeln herbeischleppte. Zwischen den Hügeln ward ein frischer,

Einschnitt sichtbar, und nach dem Getöse zu schließen war dort einer von der Species der Trockenbagger in Thätigkeit.

Von der Landungsstelle nicht allzuviel entfernt lag die Baracke, ein Bau, wie wir deren heut schon mehrere getroffen, ein Nomadenzelt im Großen, dem die Bestimmung an der Stirn geschrieben steht, im Dienste der Industrie, also ohne Rücksicht auf die Fruchtbarkeit des Bodens, einer großen Anzahl von Menschen für eine gewisse Zeit Unterkunft und Herberge zu gewähren, und die deshalb überall, wo sie erscheint, in den fruchtbaren Gefilden Holsteins, in den Bergwerksdistricten Böhmens und der Eifel, auf dem kahlen Gipfel des Rigi und in den Dünen der kurischen Nehrung die Harmonie des Landschaftsbildes stört und in dem Beschauer mit der Vorstellung des Kommens und Gehens das Gefühl der Unruhe erweckt. Für den Bau des Nordostseekanals ist sie ein nothwendiges Bedürfniß, für den Eiderkanal ist sie vom Uebel.

Auf der Station vorher, glaube ich, war es, wo der „Andere" in einen kleinen Meinungsaustausch mit dem Grauen gerieth, der ebensowenig wie die Feststellung der psychologisch entscheidenden Merkmale des Littauers seine endgültige Erledigung fand und deswegen, als eine offene Frage, meinem Gedächtniß sich eingeprägt hat. Es war da Einer zu Gange, bei der Schleuse, ein halberwachsener Junge, nicht einer von den Schleusenleuten, sondern von der „Liebe," die achter der Schleuse lag, der gab allem Volk, das da sehen und hören wollte, oder nicht, eine Vorstellung in der natürlichen Komik zum Besten. Bald ritt er auf wagerecht schwebendem Balken kühn in freier Luft, bald saß er auf dem Rande des Schleusenbeckens und ließ die Füße über dem Wasser baumeln, bald klebte er, weiß der Himmel wie, an der aufgerichteten Brückenklappe und ertheilte den Leuten von der eben passirenden „Melusine" hochwichtige Rathschläge, kurz, er trieb die unvernünftigsten Dinge seelenvergnügt und nicht ohne Geschick. Die Fülle blauen Tuches, in der seine langen Gliedmaßen steckten, ließ noch auf beträchtlichen Zuwachs hoffen, auf seinen Wangen blühte schon jener Schimmer, welchen der erste Flaum, wenn er gut gerathen ist, hellblonden Naturen verleiht, seine Stimme aber schlug beim dritten Wort jedesmal um, einmal aus dem Baß in den Discant, und dann wieder aus dem Discant in den Baß, so daß Niemand sagen konnte, auf welchen Grundton er eigentlich gestimmt war.

An diesem Kanalwunder hatte die ganze Bevölkerung des Wassers ihr inniges Ergötzen. Sie nahmen seine Angriffe entgegen und wehrten sich ihrer, wie man sich gegen einen jungen Neufundländer wehrt; im Grunde ließen sie sie von Herzen gern über sich ergehen, und beide Parteien waren ganz vertieft in ihre Rollen, bis die Ferne sie trennte.

„Haben Sie das gesehen," frug der Graue, „wie der vorwitzige Junge mit den ungeleckten Bären spielte? Ein prächtiger Kerl!"

„Oder sie mit ihm, wie man's nimmt. Mir hat er leid gethan," meinte der Andere. „Ihm geschah großes Unrecht."

„Unrecht? Daß ich nicht wüßte.“

„So will ich's Ihnen sagen. — Weil nicht Einer von den Leuten ein Einsehen hatte und ihm mit dem Tauendchen Vernunft beibrachte: Pack Dich, Grünschnabel, und laß ältere Leute bei der Arbeit ungeschoren.“

„So grobe Münze wäre der Handel doch nicht werth gewesen. Es war ja nur Spaß.“

„Arbeit ist kein Spaß, und schlechte Späße, wenn sie ungeahndet bleiben, verderben den Charakter.“

„Ja wenn sie thätlich werden, dieses waren nur Worte und blieben, sozusagen, in der Familie.“

„Nicht so ganz. Ob der Junge wohl so in's Zeug gegangen wäre, wenn er nicht die Zuhörerschaft gehabt hätte? Am Lande die Fuhrleute, der Handelsjude, die Schleusenmannschaft, die Brauknechte, der Schmied, Alle hörten andächtig zu und freuten sich über seinen Witz. Für sie spielt er Komödie und die Matrosen von der Melusine selbst bestärkten ihn und seine Thorheit, weil sie seine Späße ruhig hinnahmen.“

„Es wird wohl dafür gesorgt sein,“ meinte der Graue, „daß sein Uebermuth nicht außer Rand und Band geht. Das nächste Mal treiben sie mit ihm Spaß, — so! — mit dem Tauendchen.“

„Sie sagen, es wird wohl, ich sage, es wird nicht! Denn er hat einen Freibrief.“

„Einen Freibrief? Was ist das?“

„Das ist, um deutsch zu reden, das Privilegium, sich an Satzungen nicht zu kehren, die für andere Menschen bindend sind. Sich nicht um der Leute Gunst zu bemühen, sondern sie von sich abzuwehren, um nicht darunter zu ersticken. Keine Miene machen, die nicht lieblich, kein Wort sprechen zu können, welches nicht klug, überhaupt nichts thun oder lassen zu können, das nicht gut und schön und zum mindesten nicht originell gefunden wird.“

„Der Glückspilz! Woher wissen Sie das? Wo steckt der Freibrief? Haben sie ihn gesehen?“

„Jedermann kann ihn sehen. Seine Anmuth, seine kindliche Unschuld, sein Witz, das sind Eigenschaften, um derentwillen nicht allein die Brauknechte und Fuhrleute, sondern auch Sie selbst, mein Bester, soeben seinen Thorheiten Beifall gezollt und soviel an Ihnen lag, seinem Vorwitz neue Nahrung gegeben haben.“

„Da ist er ja zu beneiden, der Schwerenöther, wem würde das sonst wohl geboten?“

„Zum Glück nur Wenigen, denn diese Wenigen machen von ihrem Glück einen solchen Gebrauch, daß man es in Anbetracht der Folgen kein Glück mehr nennen kann.“

„Wenn ich nur recht wüßte, was Sie meinten, lieber Herr. Ich habe doch auch ein Stück von der Welt gesehen, denn ich fahre bereits fünfzehn

Jahre auf deutschen Kriegsschiffen und habe dreimal die Erde umsegelt, aber von der Sorte ist mir noch Keiner vorgekommen."

„Ja, im Kohlenbunker dürfen Sie sie freilich nicht suchen, denn jedes Wildpret hat seinen Standort und dieses liebt einen recht hohen. — Sie schwimmen oben wie Oel. — Wo viel Volks zusammenläuft, wo immer was los ist, da sind sie oben auf. Am Theater zum Beispiel, bei der Oper wie beim Ballet, im Circus, beim Militair — jetzt nicht so mehr, wie früher, wo es weniger strenge herging, — bei Hofe — natürlich an den kleinen Höfen — in Bädern und Spielhäusern, in der Wissenschaft und Kunst, im Handelsstande, und jetzt schon auf dem Kanal. Sie treten gelegentlich überall zu Tage und man könnte Patriae et populo gar nichts Besseres thun, als sie einzeln sammeln, allesammt auf ein Schiff packen und dann fort mit der Sorte, nach der Bäreninsel, auf Nimmerwiedersehn, je länger, je lieber."

„Wenn der arme Junge das wüßte, der Ihnen doch seine Lebtage nichts zu Leide gethan, wie Sie von ihm reden, der hätte wohl Ursache, sich seiner Haut zu wehren und Ihnen Böses mit Bösem zu vergelten. Er ist noch ganz harmlos."

„Bis auf das Bischen Koketterie, vielleicht. Es ist in der That schwer, den Punkt festzustellen, wo die Unbefangenheit aufhört und das berechnete Wesen anfängt. Aber der Umschlag bleibt nicht aus. Ich habe einen gekannt, der war so zu sagen über Nacht in den Besitz des Freibriefes gekommen und da sah man, wie es ebenso schnell, nur etwas später mit der Harmlosigkeit ein Ende nahm. Zuerst ward er mit Staunen der neuen Fähigkeit an sich gewahr und freute sich ganz unbändig darüber, so wie das ‚Bäuerlein fällte die knorrige Eich'' als ihm die Gabe des Goldmachens kam. Nun probirte er seine Kunst, bloß um zu sehen, ob sie auch echt wäre, das heißt, er kokettirte ein wenig, und siehe, sie war echt, und die Harmlosigkeit zum Kuckuck. Als das Staunen sich gelegt hatte, sah er, daß er da stand, wo andere Staubgeborene ihr Leben lang vergeblich hinstreben, also verachtete er die Anderen und hielt sich für etwas Besseres. So stieß er, einmal aus der Reihe getreten, jeden Tag einen anderen von den Grundsätzen über den Haufen, an denen er so weit emporgeklommen war, bis seine Laune allein übrig blieb und er nur ihr lebte. Der ganze Kerl bestand aus Launen. Fing seine Rede früher an: „Man muß," so hieß es jetzt: „ich kann, wenn ich mag." Bald wußte er selbst nicht mehr, ob er wollte, denn er konnte Alles, und kein Wille war mehr über ihm, weil die ganze Welt verschworen war, nur ihm zu huldigen und sein Wesen zu spiegeln. Was Wunder, wenn er darüber von der grimmigsten Langeweile erfaßt wurde und vor Neid und Haß bersten wollte gegen die, welche sich weniger langweilten? Zum Glück erbarmte sich seiner eine Gesellschaft von Glücksrittern, die ihn durch Schmeichelei geködert hatte und der er nun selbst wieder als Köder diente, um Gimpel zu fangen. Und hier war es, wo ich ihn dazumal mit Schmerzen um seine Seele aus den Augen verlor."

„Und wo hat er geendet, in Monaco oder Paris?“

„Ich bitte Sie, warum denn gleich so gefährlich? — Doch was ich sagen wollte, sie sind im Irrthum, mein Herr, wenn Sie glauben, die Sache hätte hier in unserm lieben Vaterlande gespielt, nein, hinten weit in der Türkei, und noch weiter, in Tibet, jenem Lande, wo es Bonzen giebt, das ist nämlich eine Kaste, die hat die Weisheit mit Löffeln gegessen. An deren Einen war er gerathen, noch ehe jener Freibrief ihm zufiel, und da er von den Freuden der Weisheit bis dahin nur gehört, selber aber noch nicht gekostet hatte, so hielt er sie für ebenso begehrenswerth wie die Freuden, welche der Reichthum und die Schönheit gewähren, deßhalb klammerte er sich an den Zopf seines Bonzen an und hielt tapfer daran fest, trotz Freibrief und Glücksritterschaft, bis ihn der Alte, blos um ihn los zu werden, so stark lobte, daß man ihn ebenfalls zum Bonzen machte. Und da scheint es, wird er nach dem, was ich ferner von ihm gehört habe, wohl Linderung von seinem Streben gefunden haben.“

„So ist er also bei der Weisheit verblieben und nicht bei den Glücksrittern zu Grunde gegangen?“

„Einestheils ja, doch hat die Sache noch ihre Bedenken, und ihrer Zeit den Leuten in Tibet viel von sich zu reden gegeben. Dort hängt nämlich die Ernennung eines neuen Bonzen ab von der guten Meinung des Sanhedrin. Der Sanhedrin ist die Gesammtheit der alten Bonzen, welche, wie es das Gesetz vorschreibt, verheirathet sind und Väter von Töchtern, welche auch heirathen sollen. Nun gehört es dort wie hier zu den Pflichten eines guten Hausvaters, wenn er Töchter hat, bei Zeiten an den Eidam zu denken, und demselben, wofern er in Sicht ist, die Wege zu ebnen zu einem gesegneten Hausstand.“

„Hierauf baute unser Mann seinen Plan. Er salbte seinen Leib mit Moschus, setzte eine Haube aus Wildkatzenfell auf sein Haupt und legte ein festliches Gewand an, dann nahm er in die rechte Hand eine Schalltute, in die linke ein Gong, und indem er abwechselnd tutete und das Gong erschallen ließ, ging er durch die Straßen, wo die Bonzentöchter wohnten — denn also thun dort die heirathslustigen Jünglinge — worauf die Väter ihn einstimmig dem Oberbonzen zur Aufnahme in ihre Kaste empfahlen. Als ihm solches kund geworden, ging er hin mit seinem Freibrief und nahm sich die Tochter eines reichen aber unbescholtenen Parsen zum Weibe, die dem Herrn Bonzen ein Nadelgeld von sechstausend Taëls, das sind in unserm Gelde achtzehntausend Mark jährlich mit in die Ehe brachte.“

„Das kommt immer besser! Wenn das der Freibrief thut, dann weiß ich nicht, warum Sie jenen blauen Jungen bedauern wollen.“

„Weil bekanntlich jedes Ding zwei Seiten hat, eine äußere und eine innere. Von meinem Glücksritter habe ich Ihnen nur die äußere Seite zeigen können, wie es mit der Innern steht, wer kann das sagen? Den Titel hat er, das Geld hat die Frau, und hinter der Frau, die Schwiegermutter, die wacht über dem Glück des Hauses.“

„Was, Schwiegermutter! Giebt es denn dort auch Schwiegermütter? Ich denk', Alterchen, Sie haben uns da bloß ein Märchen vorerzählt. Die Geschichte kommt mir nämlich ganz so vor, als wenn sie auch hier passiren könnte. Bonze, Schamane, Mufti, ist alles eine Couleur! — Aber die Schwiegermama, das will ich Ihnen sagen, die macht den Kohl nicht fett. Die Hauptsache die ist hier — die Achtzehntausend sind's, denn wo Geld ist, da ist gut Leben, wo gut Leben ist, da ist gut Essen, und wo gut Essen ist, da ist Zufriedenheit! Die gesättigten Existenzen, kann ich Ihnen sagen, das sind die Zufriedenen. Ich muß das wissen, ich, denn meine Herren Offiziere sind immer zufrieden, wenn sie von meinem Essen aufstehen. Ich bin nämlich Chef in der Offiziersmesse. Adieu, meine Herren, hat mich gefreut. Glückliche Reise."

Der Chef sprang an's Land und ging mit starken Schritten von dannen.

Der „Andere" sah ihm kopfschüttelnd nach. Der Capitain reichte dem Mann auf der Landungsbrücke gerade die Schinken entgegen, einen nach dem andern. Mit dem Letzten in den Händen wendete er sich gegen den „Andern" und sagte:

„Sie mögen Recht haben, es giebt Menschen mit einem Freibrief, und ich wollte, ich hätte auch einen. Dann würde ich jetzt nach Kopenhagen fahren und Schinken kaufen, wo sie bei der Schweinesperre halb so viel kosten, wie hier, und würde hier ein schönes Stück Geld damit verdienen. In den Baracken, da geht was drauf! — Was aber der Junge ist von der ‚Liebe', von dem Sie sprachen, da können Sie ganz ruhig sein, mein Lieber, und ich glaube, Sie haben Gespenster gesehen, denn der bleibt ruhig was er ist, und wird im Leben kein Bonze."

Und er reichte den Schinken aus der Hand und wandte sich zu den Speckseiten.

„Das ist mir wirklich lieb zu hören," erwiderte der ‚Andere', ich halte den Seemannsberuf enschieden für gesünder."

Nach dieser Rede hat meines Wissens eine geraume Zeit Niemand mehr ein Wort gesprochen. Wir fuhren weiter, die Sonne schien und verkroch sich, und der Kanal wandte sich aus der Oede zu menschlichen Wohnungen und wieder in die Oede. Zuweilen ward von ferne der Trockenbagger, der Dampf der Arbeitslocomotive, die Baracke sichtbar. Einmal nahm Jemand, ich glaube der Steuermann, ein Scheit Holz und trommelte damit auf dem Schornstein herum, daß die schwarzen Diamanten nur so herausfuhren und als ein Aschenregen das Hinterdeck überschütteten. Ein scheues Reh sprang im Schilf empor und floh vor dem Lärm davon. Dann trat wieder Stille ein und eine Art von Mittagsschlaf senkte sich auf meine Lider.

Wieder stoppte die Maschine vor einer Schleuse. Der Nachmittagssonnenschein lag auf den Dächern eines großen Hofes, die aus dichtem Grün hervorsahen. Das ganze linke Ufer, so weit der Blick reichte, glich einem großen Park. Rechts weideten wohl hundert rothe Kühe hinter dem Damm auf einer saftgrünen Wiese, vorne die Alten, weiter hinten die Jungen, bis

an den Saum eines hügelig ansteigenden Waldes, dessen Vorhut von frostbraunen Eichen die Wiese in weitem Bogen umgab. Unter einem Eichbaum wurde gemolken, die Mägde des Hofes saßen eine Jede unter ihrer Kuh und rührten die Arme. Das Ganze war ein farbenprächtiges belebtes Bild. Und wenn man zusah und verglich, was darin am stärksten leuchtete, so waren es nicht die blanken Messingreifen der Milcheimer, nicht die weißen Schürzen und farbigen Röcke der Mägde, sondern ihre nackten Arme waren es, denn nichts in der Natur hat aus der Ferne einen solchen Glanz wie Menschenfleisch.

In der Schleuse schwamm gerade ein schmuckes Schiff, mit breiter Brust, die „Antonia." Die Wassermaus legte sich an's Ufer und Alles was an Bord war, sprang hinab auf's Trockene und ging zur „Antonia" hin. Große Freude herrschte darob auf beiden Seiten.

„Guten Tag, Vater Jansen," rief unser Capitain und schüttelte einem weißhaarigen Alten lebhaft die Hände. Darauf fand eine herzliche Begrüßung der Reihe nach statt, denn zwischen der Antonia und der Wassermaus herrschte Blutsfreundschaft.

„Guten Tag junger Ehemann," rief von dort her einer unserm Maschinisten entgegen. „Wie? erst acht Tage verheirathet und schon so mißvergnügt? Hat sie dich mißhandelt? Ja, ja, die Ehe ist kein Kinderspiel! Ich werde mich wahren und die Katz' im Sack kaufen."

Das geschraubte Hochdeutsch, in das er seine Rede kleidete, stand ihr an, wie einem Naturkinde Schnürstiefel mit Stelzen. Es verstärkte ihren höhnischen Klang und nahm ihr doch wieder den Stachel, indem sie gleichsam wie eines Andern Rede von seinen Lippen kam. Diesen Lippen sah man es an, sie hatten nicht immer gelacht, wie jetzt, aber nachdem sie das Lachen einmal angefangen, blieben sie dabei, die Augen lachten mit, und auch die Nase wurde, obwohl widerwillig, mit hineingezogen. Auf dem widerspenstigen Organ stand das Facit seines ganzen Lebens verzeichnet, sie war, um schön zu sein, etwas zu lang, etwas zu roth und etwas zu sehr gewunden.

Nun holte er den Mißhandelten zu sich herauf an Bord und sprach auf ihn ein, ganz wie es ein guter Onkel gethan hätte.

Bis die Antonia auf den Spiegel der vor ihr liegenden Wasserfläche sich gesenkt hatte, das Schleusenthor geöffnet war und sie hinausließ, vergingen Minuten. Bis die Wassermaus nach ihr das freie Fahrwasser wieder gewann, verging wohl mehr als eine halbe Stunde. Bis dahin war die Antonia, obwohl von behäbigem Leibesumfang und in Folge ihrer kleinen Maschine etwas kurzathmig, uns längst außer Sicht gedampft. Aber wir holten sie wieder ein, wo die Ufer schon weiter auseinander traten und die Rohrdickichte den Fischottern einen sturmfreien Unterschlupf boten. Bei solch einem Rohrdickicht fuhren wir an ihr vorbei und sie mußte uns Platz machen, da wir an die Zeit gebunden waren. Sei es nun, daß sie fürchtete, wir möchten ihr auf die Schleppe treten, sei es, daß die Welle, die im schmalen Gewässer hinter der Schraube hergeht, über Gebühr stark ausfiel,

kurz, sie machte eine Schwenkung und setzte sich auf eine weiche Bank, wir aber fuhren mit Gottes Hilfe weiter und sahen zu, wie die gute Antonia sich mit Anstrengung wieder von ihrem Sitz trennte.

Dieses war das letzte dramatische Intermezzo, welches sich auf unserer Wasserfahrt ereignete, der Rest verlief wie ein Idyll. Hinter Steinwehr erweitert sich die Eider zum Schirnauer-See, der fast zwei Meilen weit bis Rendsburg reicht und ganz klares Wasser hat. Jetzt schlug er Wellen. Ein Westwind hatte sich erhoben und trieb die Nebel der Nordsee über uns hinweg, sodaß ihre Fetzen fast das Wasser berührten. Im dunklen Wolkenschatten sah der See groß und düster aus, dazu war es empfindlich kühl geworden, wie eine Erlösung erschienen am Horizont die Thürme von Rendsburg.

In einer Seebucht lag ein Dorf. Dort kniete eine weibliche Gestalt am Wasser und wusch. Es war die junge Gattin unseres Maschinisten. Von unserer Seite wurde gewinkt, und, wie es das internationale Gesetz, betreffend den Verkehr zwischen der Blaujacke und dem schönen Geschlecht, erheischt, auf zwei Fingern gepfiffen. Doch achtete sie der Zeichen nicht, obwohl der Maschinist, wie zufällig auf Deck erschien und der Steuermann ihn ermunterte seine Aufmerksamkeit der Holden zuzuwenden. „Kiek doch mal, süh mal her, Johann, wer do is! Sühst Du gornix?"

„Und se süht nich mal na em hen!"

Auch er bemerkte sie offenbar kaum, denn er war ja nur herauf gekommen, um nach dem Wetter zu sehen!

Eine Viertelstunde später legte sich die Wassermaus unter den Lindenbäumen von Rendsberg ans Bollwerk. Der Maschinist goß das Feuer aus, und man sah, wie er sich zur Heimkehr in sein Dorf rüstete und mit Seife wusch. Am Lande stand ein Vater mit zwei Kindern. „Sind nicht vielleicht drei Damen an Bord?" frug er den Zimmermann, der zuerst das Schiff verließ. Da trat der „Andere" an ihn heran.

„Die drei Damen, mein Herr, nach denen Sie suchen, sind leider nicht mitgekommen, aber wenn mich nicht Alles trügt, so sind Sie Herr Eisig, der Bruder des Försters in Hauswalde, von dem ich Ihnen ein Gruß zu bestellen habe. Ich bin der Doctor Eisenbart."

„Oh, da sind Sie uns kein Fremder," sagte der gute Herr Eisig, „und ich heiße Sie herzlich bei uns willkommen, doch müssen Sie vorlieb nehmen und für Drei essen. Das Mittagessen steht nämlich auf dem Tisch und wir haben auf Sie gewartet. Es giebt Rindfleisch mit Meerrettig."

Und sie nahmen ihn zu dritt' unter beide Arme und zogen mit ihm von dannen.

Ich aber, nachdem ich in der gastlichen Stadt den Hunger gestillt und den Durst gelöscht hatte, bestieg die Eisenbahn und war zwei Stunden später wieder in Kiel.



Der schwermüthige König.

Von

Detlev von Liliencron.

— Ottensen. —

Auf einer meiner Wanderungen einst,
Im hohen Norden war's, erzählt Ahasver,
Und siebenhundert Jahre sind verflossen,
Ging einem großen Schloßbau ich vorüber,
Der klotzig zwischen kahlen Feldern lag.
Im Kreise, auf Entfernung einer Meile,
Umzog ein Tannenkranz die nackte Fläche.
Die Feste selbst und deren Garten gürtet
Ein Mauerring mit Thürmeschmuck und Zinnen.

Es war ein Wintertag. Im Osten liegt
Der Nebel grau und blau, im Westen schimmert
Ein äußerst blasses gelbes Wolkenroth.
Der Schnee bedeckt die Erde; nur die Föhren
Im Hintergrunde prägen dunkle Farbe.
Versteckens spielen Einsamkeit und Stille.
Leckt irgendwo ein Ungeheuer sich
Die Vorderpfoten, ungestört von Allem?
Ein Ungeheuer, das das Schloß bewacht?

Kein Mensch ist sichtbar außer wenigen Posten,
Die langsam auf und ab, gemessen gehn,
Die sich vor Kälte in die Fäuste blasen,
Die Spieße von der rechten nach der linken

Und wieder nach der rechten Schulter werfen,
Gespannt minutenlang die Gegend mustern,
Um dann von Neuem auf und ab zu schreiten.
Ist ein Gefangener ihrer Hut vertraut?
Ein dicker weißer Qualm steigt plötzlich auf,
Steil aus des Schloßhofs Mitte in die Höhe;
Die Luft ist starr, und lautlos träumt die Welt
Der Rauch hört auf, das Opfer ist geschehn,
Nun wird dem Götzen noch Musik gebracht,
Ein wildes Tongewirr von Schell' und Tuben
Verklingt, wird schwächer, stirbt, und Alles schweigt
Da öffnet sich das Thor und zeigt den König,
Dem buntgewürfelt die Begleitung folgt.
Er geht in's Feld mit tief gesenktem Haupte.

Strohgelbe Haare fallen um den Nacken
Dem Vierzigjährigen. Die oceanfinstern,
Von schweren Lidern halbgeschlossnen Augen
Durchirren unstät erst die Fern' und Nähe,
Und werden ruhig dann und bohren sich
Fest in die Erde. Zögernd, schrittverhalten,
Begiebt er auf den Weg in's Weite sich.
Er trägt ein reiches Pelzgewand, gehalten
Von einem feuerrothen breiten Gurt.
Die Reiherfeder schwankt auf seiner Zcapka.
In herrlicher Arbeit, edelsteingeziert,
Schwingt im Gehenk der Dolch im Zittergang.
Zunächst ihm auf dem Fuße folgt der Narr,
Dann hinter diesem schlendern Würdenschlepper,
Und endlich, im gemischten Durcheinander,
Drängt Kopf an Kopf sich die Trabantenschaar.
So zieht der Zug, wie Leichenträger traurig,
Hinaus in's leere weiße Feld.

Erkennbar naht ein Wagen auf der Straße,
Die Vorderräder weit getrennt den andern.
Ein Rieseneichenstamm ruht auf den Achsen.
Als ihm der Schneckenzug begegnet, hält er.
Den alten Fuhrmann unterstützt die Tochter,
Greift ein in Rad und Speichen, löst die Kette,
Führt vorsichtig die Pferde um die Ecken.
Der König hat sie schnell bemerkt, er stutzt:
„Ei, Du, mit Deinen hellen Wellenhaaren,
Wie lachen Dir die blauen Nordlandaugen,
Dein Mund wie frisch, wie flaumig Deine Wangen,
Komm, Du gefällst mir, heut noch bist Du mein,
Meld' Dich im Schlosse. Doch nein, nein, komm nicht,
Der kurzen Lust folgt Unbequemlichkeit

Nur allzurasch; ich will mich überwinden.
Was sagt mein Narr dazu?"
"Wie Du befiehlst.
Herr, Du thust gut; doch Recht ist Unrecht oft,
Und Unrecht Recht, kaum läßt sich's unterscheiden.
Lädst Du die hübsche Bauerndirne Dir,
So warten Deiner einige lustige Wochen.
Doch dann, gar bald, macht Aerger Dir das Weib.
Sie mault und zetert Dir die Ohren voll,
Weil Du verwöhnt sie hast mit Deiner Liebe,
Die Du nicht zügeln konntest. Besser also,
Du läßt sie gehn, daß ihrem Liebsten sie
Die blanken Zähne zeigt, beugt er sich nicht,
So weiß ich wirklich nicht, was soll ich rathen,
Ich kann's in diesem Fall nicht unterscheiden."
"Dummkopf," herrscht ihn der König mürrisch an,
"Doch vorwärts, daß wir uns Bewegung machen."

Im Tann wird auf des Häuptlings kurzes Wort
Von trocknem Reis ein Feuer angefacht.
Der König wärmt die Hände. Ueber ihn
Fliegt unbeholfnen Flugs ein Rabe hin.
"Seht Ihr des Vogels Flügel, die mit Kraft
Ihn in die Wolken leichtlich tragen können.
Im Frost selbst findet er genügend Futter,
Mit seinen gierigen Jagdgesellen bäumt er
Am Rande einer Hölzung durch die Nacht,
Um Morgens wieder seinen Fraß zu finden.
Den Hunger stillen, schlafen und verdauen,
Vom Tode nichts zu wissen, nie zu denken,
Ich sollte glauben . . . Narr, und Deine Meinung?"
"Herr, das ist schwer. Der Vogel möcht' ich sein,
Denn Freiheit hat er sicher mehr als wir;
Und was Du sagst: Gedanken hat er nicht;
Gedanken aber sind des Lebens Uebel.
Hab' ich Gedanken nicht, was ficht's mich an:
Ich lebe wie der Vogel sorgenfrei.
Doch wieder auch, sind wir nicht sorgenfrei,
Wenn wir die Humpen und die Hörner leeren,
Und trinken, bis Vergessenheit uns schlägt?
Und den Genuß des Becherns kennt er nicht.
So möcht' ich doch der Vogel niemals sein."
Der König lacht und Alles lacht mit ihm.
Zurück in's Schloß verliert sich bald der Zug.

Es sank die Nacht. Der Mond ist nicht zu sehn,
Der Dunst läßt nicht die goldne Scheibe durch,
Und matt beleuchtet glänzt der graue Plan.

Verschallend aus der Burg verklingt Gesang.
Das Lied der Skalden mischt sich mit den Harfen.
Im Waffensaale zecht im Kreis der Männer
Der blonde König. Alle trinken Meth
Aus mächtigen Hörnern und aus Silberhumpen
Und aus den Schädeln schlachterschlagner Feinde.
Wie glühn die Stirnen, wie versinkt das Auge,
Oft spielt ein Lächeln um den stummen Mund,
Und hier und dort, das Haupt zum Schlaf gelehnt
An eine Säule, schläft ein Ritter ein.
Der König ruht an eines Barden Brust,
Deß langer weißer Bart ihn überschwellt;
An seine Kniee schmiegte sich der Narr,
Der Glöckchenkappe Zipfel tief gesenkt —
Und Alle tranken sich Vergessenheit.

Todt draußen liegt die lange Winternacht,
Nur um die Mauern wachen noch die Posten,
Die langsam auf und ab, gemessen gehn,
Und sich vor Kälte in die Fäuste blasen,
Die Spieße von der rechten nach der linken
Und wieder nach der rechten Schulter werfen,
Gespannt minutenlang die Gegend mustern,
Um dann von Neuem auf und ab zu schreiten.





Meervögel.

Novelle

von

Ola Hansson.

— Skurup. —

I.

„Liebes Fräulein Berg.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — —

— — — Sie haben alle Ursache mir böse zu sein; ich räume es willig ein. Man reist nicht zu wiederholten Malen durch eine Stadt, ohne der Dame seine Aufwartung zu machen, mit der man in solch einer Verbindung steht, wie ich mit Ihnen. Sie sagen vielleicht, das sei Mangel an Form; nun daraus mache ich mir aber auch gar nichts. Schlimmer wäre es, wenn Sie hinzufügten, es sei Mangel an Tact, an natürlicher Feinfühligkeit, und den Flecken will ich nicht für meinen Tod Ihnen gegenüber auf mir sitzen lassen. Darum möchte ich Sie zu überzeugen suchen, daß ich gerade so tactlos handelte, wie ich gethan, weil mir so viel daran lag, daß nichts Schiefes, Gezwungenes zwischen uns kommen sollte. Das war mir noch nicht eingefallen, als ich mich bei Ihnen anmeldete, aber später kam es, und da mochte ich nicht. Wie glauben Sie eigentlich, daß es gegangen wäre, wäre ich nun wirklich bei Ihnen aufgetaucht und hätte eines Abends an Ihrem Jungfernstübchen angeklopft? Ich hätte also die verheißene kleine Damengesellschaft vorgefunden, die sich ja vielleicht recht lebhaft für mein kleines Ich interessirt hätte, mir aber sicher noch gleichgültiger gewesen wäre, als Ihnen, und die ich doch als ebenso viele Bande, wie da Damen

waren, um meine natürliche Art zu sein und meine natürliche Art zu reden empfunden hätte. Und mitten unter allen diesen sich breitmachenden, hinderlichen, concreten Nichtsen in Toiletten und mit conventionellen Ansprüchen, sollten wir Beide dann, die einander persönlich nur ein einziges Mal und ganz flüchtig begegnet sind, das innige, zarte Verhältniß weiter spinnen und heimisch machen, dem der Briefwechsel eines halben Jahres Sonne und Wachsthum gegeben. Ich säße da auf einem Stuhl und Sie auf einem andern, und um uns herum und zwischen uns säßen die andern Gäste auf ihren Stühlen; und anzügliche Blicke beobachteten uns verstohlen und Andeutungen machten uns — jedenfalls mich — kalt und steif wie Eiszapfen; und wenn ich mich leer und zum Ueberdruß gesprochen und aufstände, um Abschied zu nehmen, dann hätte ich unser gegenseitiges Verhältniß vor unseren Füßen liegen gefunden, wie eine befingerte, berochene, verwelkte Blume.

„Nun ja, genug davon. Sehen Sie hier meine Fortsetzung:

„Ganz hoch oben im Norden der Bohuslänschen Küste, dicht an der norwegischen Grenze, liegt mitten im offenen Meer eine kleine Insel, die Utö heißt. Zwischen ihr und dem festen Lande giebt es gar keine Verbindung als durch Segelböte, und eine solche Fahrt dauert im glücklichsten Fall gute zwei Stunden. Der kleine Steinklumpen hat keine anderen Bewohner, als einige Fischerfamilien. Hier habe ich mich durch einen Freund, der einen Sommer dort in Einsamkeit verbracht, für ein paar Monate einmiethen lassen, um mich nach des Winters Beschwer und Arbeit in Seeluft und Seebad gesund zu leben. Gegen Mitsommer reise ich da hinauf.

„Sie haben ja gesagt, daß auch Sie ein paar Wochen lang die Bäder der schwedischen Westküste genießen wollen. Daß Sie nun Ihr Leben in einem gefährlichen Fahrwasser auf stundenlange Segelfahrten und Ihren guten Ruf durch den Aufenthalt auf einer öden Insel, auf der auch ein junger Mann zu finden ist, dransetzen sollten, will ich natürlich gar nicht anzudeuten wagen. Aber auf dem festen Lande, meiner Insel gegenüber, liegt eine kleine Stadt und großer Badeort, Namens Åbo; und auch nicht der gefräßigste skandinavische Sittlichkeitstiger könne sich dadurch gereizt fühlen, daß unsere Wege sich durch einen Zufall so nahe kommen. Sollte das Unglaubliche geschehen, daß Sie außerhalb der Welt, auf einer Insel, zwischen rohen Fischern und einem schlechtangeschriebenen jungen Mann wohnen wollten, so will ich Ihren Weg zwischen den Steinen mit allen schönen Blumen und weichen Teppichen belegen. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — Ihr ergebener

Nils Tuveson."

Drei Wochen später ging der junge Mann, der diesen Brief geschrieben, eines Abends, Anfang Juli, am Hafen von Åbo auf und nieder, den Göteborg-

dampfer, der gegen neun Uhr ankommen sollte, und Fräulein Berg erwartend, die ihre Ankunft mit demselben angemeldet hatte. Auf seinen Brief war bald eine Antwort gekommen, kurz und gut und etwas unterstrichen stolz, des Inhalts, daß sie, Emma Berg, gar nichts dagegen hätte, ein paar Wochen auf Utö zuzubringen, und daß sie ihm, Herrn Tuveson dankbar wäre, wenn er sich die Mühe machen wolle, ihr Logis und Kost zu schaffen. Darauf war er nach Bohuslän gereist, am Johannistage auf der Insel angelangt, hatte sich in zwei Zimmern beim Vornehmsten der Honoratioren des Ortes, dem Lootsenältermanne eingerichtet, eine Wohnung für die Erwartete bei einer Fischerfamilie gemiethet, und die verflossenen Wochen dazu benutzt, sich auf dem kleinen abgeschlossenen Erdenfleck heimisch zu machen, der einige Wochen seines Lebens verrinnen sehen sollte und die beste Badestelle aufzusuchen.

Während er nun an dem lauen, hellen, stillen Sommerabend am Hafen von Åbo auf- und niederwanderte, zur kleinen Stadt hinauf, die den Abhang hinanklettert, der den Horizont nach dieser Seite hin verschließt, und wieder hinab, der weiten Perspective entgegen mit der Einfahrt vom großen Meer, die steile Bergwände von beiden Seiten einfassen, während sie im Hintergrund offen sich in die Unendlichkeit verliert — während er so auf- und niederwanderte, war ihm ganz nervös zu Muth. Er war zu früh gekommen und sah immer wieder nach der Uhr, — glaubte jedesmal, es sei eine Ewigkeit vergangen, und so waren es doch nur fünf Minuten gewesen. Sie war nun eigentlich doch ein bischen wunderlich, diese ganze Anordnung; es war ihm gerade so zu Muth, wie ihm jedesmal zu Muth war, so weit seine Erinnerungen zurückreichten, wenn ihm etwas bevorstand, das stark gegen den gewöhnlichen Gang seines Lebens abstach, oder wovon er wußte, daß es in höherem oder geringerem Grade entscheidend auf dasselbe einwirken würde, — unausweichlich, wie die Minuten gingen, stand es bevor, und hatte man so und so viele Secunden gerechnet, so war es da, auf den Stundenschlag. Sie kannten ja einander nicht; die Briefe ja — aber die Menschen? — Er wußte ja eigentlich kaum, wie sie aussah. Von der ersten Begegnung vor einem Jahr, bei der sie nur einige gleichgültige Worte über den Tisch in einem fremden Haus gewechselt, hatte er im Grunde nur den zwar wichtigen, aber doch ganz allgemeinen Eindruck von Sympathie — von etwas Warmem, Starkem, Vollem und Stolzem. Vor einigen Monaten hatte sie ihm ihr Portrait geschickt, und in ihm hatte er etwas Neues gefunden, eine Nüance, die er gut leiden mochte: ein offener, freier, fast schelmischer Glanz in den Augen und etwas Anderes, wohinter er nicht recht kommen konnte, was an ihr es war und worin es bestand, etwas, das dem Ausdruck des Blickes verwandt war, und das ihm in irgend einem geheimen Zusammenhang mit der Eigenheit in ihrer Stellung zu stehen schien, damit, daß sie halb abgewendet, die eine Hand versteckt oder in die Tasche ihres Kleides gesteckt hielt. Das war Alles. Und doch — er empfand es, als wäre er nie einem Weibe so nahe gekommen, wie ihr, und — vor allem

— als hätte er sich nie so sympathisch davon berührt gefühlt, einem so nahe gekommen zu sein. Hatte er nicht an einem Abend seiner Herreise, als er wegen irrthümlicher Berechnung der Dampfschiffstouren genöthigt gewesen war, eine Nacht im Seebad Lysekil auf dem halben Wege hierher zu verbringen, ihr einen Brief geschrieben, in dem er sie bat, bald nachzukommen, da er einen Menschen haben müsse, durch den er mit dieser Natur zusammenwachsen könne, die ihm so fremd war und in der er sich so einsam fühlte!

Soweit war er in seinen Betrachtungen gekommen und hatte noch ein reichliches Dutzend Schritte übrig bis zu dem Punkte, wo er umzukehren pflegte, als sich, wie er gerade wieder nach der Uhr griff, die Dampfpfeife hinter dem Berge, vom Meere her, hören ließ. Instinctiv wandte er um und war schon auf eiligem Rückweg nach dem Landungsplatz begriffen, ehe sein Nachdenken ihm sagte, daß noch ganz wohl eine gute halbe Stunde vergehen könne.

Es fing an lebendig am Hafen zu werden. Jetzt, da er aus seinem Gegrübel aufwachte, bemerkte er es. Die Badegäste strömten von allen Seiten zusammen, von der Stadt her, die Straße vom Kurhaus herab, vom Restaurant auf dem Aussichtspunkt her, der mit einem weiten Rundblick über die Stadt, den Ocean und die Gegend nach Göteborg, den Ort beherrschte. Es war ein Ereigniß, wenn das Dampfschiff von Göteborg oder Christiania ankam; der kleine Badeort hatte keine Verbindung mit der übrigen Welt, außer durch diese Schiffe, die ein paar Mal in der Woche anlegten. Die eine Gesellschaft nach der anderen kam angezogen, elegant und aufgeräumt: Herren in englischen Sportstrachten und Damen mit nervösen Bleichsuchtgesichtern; und in all das Fremdengetriebe mischten sich bescheiden und schweigsam die Einwohner der Stadt, die sich nie satt an den Herrlichkeiten sehen konnten und nachspähen kamen, was das Schiff an weiteren Badegästen brachte, von deren Zustrom das zeitliche Wohl und Wehe des Ortes abhing.

Tuveson suchte mit den Augen sein eigenes kleines Utöboot unter der Menge der einfachen Scheerenböte und zierlichen Jollen, die rund herum im Hafen lagen. Er fand es dicht unter der Klippe vertaut. Als er die Augen aufschlug, sah er den großen Göteborgdampfer um den äußersten Landvorsprung gleiten und mit geradem raschem Kurs auf Åbo zuhalten.

Unter einem Höllenconcert von Pfeifensignalen für die Segelböte, die in der Einfahrt herumwimmelten, schoß das enorme Ding in den Hafen. Alles strömte am Anlegeplatz zusammen, neugierig nach dem Deck starrend, das voll von Passagieren war. Tuveson stellte sich abgesondert vom ärgsten Gedränge; er wollte, daß Fräulein Berg ihn gleich gewahr werden könne. Wie er da ganz für sich allein stand, auf seinen Schirm gestützt, in dem gesprenkelten englischen Reiseanzug, den hellbraunen Wiener Hut etwas im Nacken, mußte sie ihn von Weitem wiedererkennen können.

Der Dampfer beschrieb eine große Kurve im Hafen, dann drückte er sich an's Land. Die Passagiere strömten beim Wenden vom einen Bord

zum anderen hinüber. Plötzlich gewahrte Tuveson ganz hinten auf dem Achterdeck allein stehend, wie er an Land, eine Dame im einfachen schwarzen Kleid und grauer Jacke. Das war sie. Sie spähte suchend über die Menschenmenge am Ufer hin, auf einmal blieb ihr Blick starr hängen. Tuveson hatte den Eindruck einer rasch unterdrückten Geberde; im selben Augenblick lüftete er den Hut und erhielt ein Kopfneigen zur Antwort.

Auf dem Deck fing es an leer zu werden. Tuveson ging rasch auf die junge Dame zu; sie waren allein. Er nahm ihre Hand mit dem Hut in der seinen.

„Willkommen," sagte er, während er fühlte, daß er steif in Ton und Haltung war, und sah ihr gerade in die Augen.

Sie gab ihm den gleichen Blick zurück, in dem noch viele andere Elemente lagen; es ging ihm wie ein warmer Strom durch das Blut; er fühlte sich auf einmal so sicher.

Sie gingen zusammen durch die Menschenmenge. „Dort liegt mein Boot," zeigte er mit der Hand; im selben Augenblick richtete sich im Steven ein großer, blondbärtiger Mann auf und hißte das Segel. Tuveson half seiner Begleiterin hinein, stellte „Fräulein Berg — mein Wirth, Lootsenältermann Engelbrecktson" vor und ließ sie sich auf die Hinterbank setzen, während er selbst Platz auf der vorderen nahm. Der Träger kam mit den Sachen, der Lootsenältermann stemmte den Fuß gegen das Bollwerk, ein kleiner Luftzug blähte das Segel und das Boot glitt hinaus.

Die Bucht von Åbo mit ihren Stoßwinden und Blindscheeren lag hinter ihnen und sie steuerten hinaus in's offene Meer. Vor ihnen breitete sich eine unendliche Wasserfläche und je weiter sie kamen, desto mehr breitete sie sich aus, öffnete sie nach allen Seiten und legte sich zwischen sie und das Festland, bis sie wie ein kleiner langsamgleitender Punkt mitten in einem Meer ohne Ufer, in einer Welt außerhalb der Welt und ohne Verbindung mit ihr saßen. Der Wind legte sich mehr und mehr, je näher Mitternacht kam; der Lootsenältermann mußte zu den Rudern greifen. Ihr einförmiges Geplätscher, wenn sie sich in's Wasser senkten und aus dem Wasser hoben, punktirte das tiefe Nachtschweigen um sie herum. Kein Mond war am Himmel aber die Nacht war so dämmerungshell, wie nur eine nordische Sommernacht sein kann; sie konnten gegenseitig ihre Gesichter deutlich bis in die kleinsten Züge sehen, nur daß sie träumerischer und blasser als sonst erschienen. Ganz fern am Horizont zeichnete sich in schwachen Umrissen Utö, das Ziel ihrer Reise, mit seinen zwei Bergfelsen, der eine mit dem Lootsenhaus, ein schwarzer Schatten am Himmel, der andere mit den beiden Feuerthürmen. Sie saßen meist schweigend, alle drei; der Lootsenältermann war discret; und den beiden Anderen war es, als segelten sie hinein in's Wundermärchen, das vom geringsten Wort in den Alltag verwandelt werden konnte.

Als das Boot endlich gegen den Holzsteg vor dem Hause des Altermanns anlief, war es weit über Mitternacht. Das junge Paar kletterte den

Abhang zwischen den Steinknollen hinauf, auf das Haus zu, wo ein Licht in einem Fenster brannte. Hinter demselben stand die Lampe auf dem Speisetisch zwischen dem Abendessen: Hummer, Butter, Brot, Bier und Branntwein. Tuveson begleitete seine neue Nachbarin quer über die Insel zu ihrer Wohnung, klopfte mit vieler Mühe das Dienstmädchen der Fischersleute heraus, warf einen Blick in ein helltapezirtes Zimmer, das die Sommernacht mit einem drückend warmen Licht füllte und kehrte heim in seine eigene Stube.

II.

Emma Berg kam nicht viel zum Schlafen in dieser Nacht. Es war so eine wunderliche, wache Helligkeit in ihrem Zimmer; sie kannte die hellen Sommernächte des hohen Nordens noch nicht; das hier schien ihr mehr Tag, als Nacht. Und in dieser wachen Klarheit in ihr und um sie herum, war ein einziges Chaos von Bewegung, in das alle ihre Sinne und Gedanken mitgerissen wurden: Echo von den Stimmungen der Reise, Bilder von Landschaften und Menschen. Diese ganze lange Tour an der Bohusländischen Küste hin, von Göteborg nordaufwärts war ihr erschienen wie eine Reise in eine andere, als die bekannte und bewohnte Welt. Stunde war auf Stunde gefolgt, das Dampfschiff war mit rasender Fahrt hinein- und herausgeschossen durch natürliche enge Kanäle und wieder zurück in das offene Meer zwischen Bergklippen hin, die einander so nahe waren, daß einem in der Entfernung schien, es könne keine Passage zwischen ihnen geben, und daß man, während das Schiff an ihnen vorbeistrich, sie fast mit der Hand berühren konnte, wenn man am Reling stand und sich über ihn wegneigte. Es wurde Mittag, es fing schon an Abend zu werden, halb Pfeil, halb Schlange flog und ringelte sich der Dampfer durch eine Landschaft, die sich selber so unveränderlich ähnlich blieb, wie die Stunden: Stein und Wasser, ohne Wachsthum, fast ohne Menschen darauf, tiefblaues Wasser, graue, oder rothschillernde Klippen und alle zwei Stunden etwa ein kleines Fischerdorf, an ihnen hinankletternd mit ziegelrothen Dächern, die gleichsam einen schreiend grellen Klecks im Sonnenschein bildeten. Alles nackt im Sonnenschein: Meer, Klippen, Häuser; alles dürr, unfruchtbar, ausgestorben; nicht ein grüner Fleck frischen Wachsthums, nicht ein schwarzer Fleck ruhenden Schattens. Wie sie da in ihrem Bett lag auf einem Federpfühl, das über ihr zusammenschlug und Kopfkissen, die sie begruben, dem einzigen Reichthum ihrer Wirthsleute, den sie freigebig mit ihr getheilt hatten, sah sie plötzlich ein solches Fischerdorf, wo das Schiff angelegt hatte, um Kisten mit getrockneten Fischen zu laden, vor sich so lebendig wirklich, daß sie den beißenden Geruch der langen Reihen in der Sonne trocknender Makrelen empfand und unwillkürlich die Augen öffnete: ihr war, als müßte sie in dem hellen Licht, das sie umgab, die weißen Hemdärmel der Ortsbevölkerung leuchten sehen, so intensiv blendend im Sonnenschein, so stark in der Farbe, wie all das Blau, Grau und Roth rings umher. Darauf schloß sie wieder die Lider, fühlte sich ganz matt, dachte an den

Nordseewind, der voll von salzigen Tropfen, ihr so erfrischend und doch so einschläfernd über die Wangen gestrichen hatte, auch er ein Verwandter des Sonnenscheins und der Farben. Neue Bilder kamen, eine neue Scala von Stimmungen wogte durch ihre Seele, die Fahrt im Segelboot nach der Insel, die helle, stille Sommernacht ohne Mond und ohne sichtbare Sterne, der junge, steife, schweigsame, träumerische Mann ihr gegenüber, die tiefe Stille, die nur dann und wann von einem gedämpft ausgesprochenen Wort, oder dem regelmäßigen Geplätscher der Ruder unterbrochen ward, um darauf noch tiefer empfunden zu werden, — sie legt sich nun wieder um sie herum, sie schlich sich hinein in alle ihre Nerven, und sie fiel in Schlaf.

Aber schon nach ein paar Stunden stieg die Sonne über der Insel empor und schien durch die drei Fenster mit blendendem Licht und drückender Wärme. Und mit der Sonnenwärme wachte all das kleine Gekriech und Gefliege, von dem die Querbalken der Decke schwarz punktirt waren, aus seinem nächtlichen Schlummer auf. Der ganze weiße, heiße Tag war erfüllt von Fliegengesurr, und als das morgenhungrige Gezappel erst ein menschliches Antlitz und zwei nackte Menschenarme gewahr worden, fiel es wie rasend über den Raub her. Gleichzeitig fing man an, sich im Nebenzimmer zu rühren, kroch aus dem Bett und schäfferte umher, die Wand war dünn und die Thür undicht; die Fremde erwachte und sah sich besäet von Fliegen. Eine Weile lag sie und kämpfte den eitelsten aller menschlichen Kämpfe, stand dann auf und holte einen leichten Schleier, in den sie Gesicht, Schultern und Arme wickelte, legte sich wieder zur Ruhe und versuchte zu schlafen. Aber die Luft war unerträglich drückend, die Stube war wie ein Backofen, sie konnte kaum athmen unter der leichten Hülle. Sie sprang wieder auf, lief mit bloßen Füßen an's Fenster, stieß beide Flügel auf und setzte sich auf's Fensterbrett. Draußen war Alles gelb, Himmel und Erde, ein warmes, schmeichelndes, aufregendes Gelb, von der See her strich ein feuchter, erfrischender Wind und fuhr ihr durch das dünne Leinen kosend um die Glieder. Unter dem Fenster, auf dem sie saß, lief der Fußpfad vorbei, auf dem sie gestern gekommen; er führte ihr Gedanken zurück, an einigen niedrigen Häusern, einer Bergwand und Steingeröll vorüber, schlängelte sich ansteigend zwischen dürftigem Ackerland und verlor sich in der Richtung, wo er wohnte. Sie saß und starrte in dieser Richtung mit großen, offenen Augen, ohne deutliche Gedanken. Der Wind kühlte ihren heißen Körper ab, bis er anfing zu frieren. Der Schlaf kam wieder über sie, mechanisch glitt sie vom Fensterbrett weg, ließ die Fenster offen, legte sich in's Bett und dehnte und streckte sich wohlig in der weichen Wärme. Aber da kamen die Gedanken gefahren in noch dichteren Schwärmen als die Fliegen, peinigende, unsichere Gedanken, durchschlungen von einem Gewirr von Erinnerungen und Bildern. Gegen sie konnte sie sich nicht wehren; sie zerrissen mit groben Fingern das zarte Gewebe des Schlafs. So faßte sie einen resoluten Entschluß, trat in ihre Morgenschuhe, warf den Morgenrock über und fing langsam an ihren

Koffer auszupacken und ihre Stube einzurichten. Aber ihre Hände blieben oft müssig und ihre Bewegungen waren lässig und zögernd, wie bei Jemandem, der sich kein rechtes Herz faßt zu dem, was er thut.

Als sie damit, und auch mit dem Frühstück fertig war, das ein großes, blondes Fischermädchen ihr hereinbrachte, und über dessen Qualität sie stillschweigend mit sich übereinkam, es sei von gleicher Art, wie die Nachtruhe gewesen, sah sie nach der Uhr. Es war neun. Also noch eine Stunde, ehe sie ihn erwarten konnte. Er badete um Zehn, hatte er gesagt. Sie fing an, ihre Morgentoilette zu machen, ganz gemächlich und bedächtig, versunken in vielerlei Betrachtungen.

Ja, zurückhaltend und reservirt und distancirend war er ja gestern Abend reichlich gewesen. Seine ganze Haltung schien sagen zu wollen: kommen Sie mir nicht zu nahe, Fräulein, nehmen Sie sich in Acht. Es war ja auch eigentlich ihre erste Begegnung, und er war sicher so eine empfindliche Pflanze von einem Mann, die man nicht anrühren konnte ohne Furcht, der zarten Seele wehe zu thun. Eigentlich hatte er keine Aehnlichkeit von dem Manne, den sie durch sein Bild kennen gelernt, in dem waren alle Linien stärker und der Ausdruck müder und trotziger, aber er war auch nicht der, der sich in den Briefen so voll hingegeben. Jenes Bild und jene Briefe, die waren für sie eins geworden, sie waren wie Hände, die sich um ihr Herz schlossen und es festhielten; dieser, der sie gestern empfangen und der heute kommen sollte, war ein Anderer, und sie hatte Enttäuschung gefühlt, als sie ihn sah. Jener, in den Briefen, war so warm, so kindlich unmittelbar, dieser war so eingebildet, so abweisend unzugänglich. Ein selbstbewußtes stolzes Thier war er nun sicher, in seiner formverletzenden Gradheit, wie in seiner schroffen Kälte; was für eine undefinirbare Nüance hatte er gestern nicht ganz natürlich in die Vorstellung des Lootsenältermannes hineingebracht; wie hatte er es sie nicht merken lassen, daß der einfache Mann für ihn ein Mensch war, der seine ungetheilte Achtung genoß, und den sie es sich nicht einfallen lassen sollte herablassend zu behandeln, und dabei hatte er es doch sehr gut verstanden, sich von jeder Vertraulichkeit mit seinem Wirth fern zu halten. Erst hatte er haben wollen, daß sie sprechen sollte; und als sie dann sprach, hatte er ihr kurz und gut in Allem widersprochen. Viele Worte waren ja auf dieser Bootpartie nicht gefallen, aber hatte er nicht das Wenige, was er gesagt, dazu benutzt, um ganz unmotivirt und unwiderlegbarer, als nöthig war, seine Ansichten über allerlei Dinge auszukramen und gleich Stellung, nicht nur gegen ihren Standpunkt, was doch noch angegangen wäre, sondern ganz außer ihm und über ihn weg zu nehmen, was eigentlich eine Beleidigung war. Ueber ihn in's Klare und ihm auf den Grund zu kommen, war nun überhaupt gar nicht so leicht. Vor Allem aber war er eine Sensitiva, mit der man behutsam umgehen mußte, wenn man nicht riskiren wollte, ihn eines schönen Tages wegzucken, plötzlich fremd werden und, ehe man wußte, warum? verschwinden zu sehen.

Unter diesen Betrachtungen lugte sie dann und wann verstohlen durch die Ritze der Rollgardine nach der Richtung, aus der er kommen mußte. Endlich! nachdem eine Stunde mit Warten vergangen war, sah sie etwas wie einen grauen Strich, der sich bewegte, ganz fern zwischen den Klippen auftauchen. Es war ein verticaler Strich, der bald hinter Häusern verschwand, an Felsvorsprüngen auftauchte, sichtbar und unsichtbar wurde, aber während dessen immer näher kam. Ja, das war er. Im grauen Anzug und weißer Leinwandmütze mit großem Schirm gegen die Sonne, das Badelaken über dem Arm. Jetzt kam er den Abhang herunter auf ihr Haus zu, lang und schlank; ganz sonneverbrannt sah er aus, aber träumerisch; braune Gesichtsfarbe, gesenkte Augen. Sie stand hinter der Gardine, den einen Arm im Aermel des Kleides, das sie anziehen wollte, und beobachtete. Da war er unter ihren Fenstern, sah verstohlen aus den Augenwinkeln auf die herabgelassenen Gardinen, während er vorbeiging, zögerte, blieb halb stehen, dann steuerte er geschwind weiter. Gleich darauf hörte sie Schritte auf den Steinfliesen der Treppe, Stiefel knarrten im Flur und es klopfte an ihre Thür. Sie sprang auf sie zu und hielt sie von innen angestemmt. Draußen sagte er: „Guten Morgen."

„Sie dürfen nicht hereinkommen!"

Es blieb still, dann hörte sie Schritte sich entfernen, undeutlich, als schlenderten sie langsam weg. Sie fuhr in den anderen Aermel, sang und zeigte ihrem Spiegelbild die Zunge. Sie war auf einmal in übermüthiger Laune. Als sie mit ihrer Toilette fertig war, nahm sie ein Buch, ging hinaus und setzte sich hinter ein paar kümmerlichen Büschen auf einen Stein. Dort mußte er vorbeikommen. Nun fragte es sich, ob er sie gewahr werden würde. Sie wollte sich nicht rühren.

Sie saß und sah auf ein grasendes Kalb und in den hohen blauen Himmel und ließ sich von der Sonne bescheinen. Ihr war unbeschreiblich wohl, innerlich frei und schläfrig zufrieden. Nach einer Weile tauchte er um den Klippenvorsprung auf. Sie fing gleich an zu lesen. Als sie zur Seite lugte, gewahrte sie, daß er gerade auf sie zukam. Mit ihrem geblümten Morgenkleid, ein weißes Spitzentuch um Kopf und Schultern bildete sie einen hellen, beweglichen, lebendigen Fleck mitten in der öden Landschaft. Er stand vor ihr, faßte ihre Hand und setzte sich neben sie in's Gras. Er roch noch ganz frisch nach dem Bade.

„Ob sie gut geschlafen hatte?"

„O, nicht gar zu schlecht. Es hätte nur nichts geschadet, wenn etwas weniger Fliegen dagewesen wären."

Ja, mit dem Schlaf hätte es nun hier keine Noth. Nachts und im Bett schliefe man am schlechtesten; aber dafür hielte man sich schadlos, indem man den ganzen langen Tag über einmal um's andere für kürzere oder längere Zeit einnicke, wo man gerade im Freien säße oder ginge. Während der ersten Tage auf der Insel hätte er buchstäblich nichts Anderes gethan, als gegessen,

gebadet und geschlafen. In erster Reihe geschlafen. Als er nach seinem ersten Bad nach Hause gehen wollte, kam er nicht weiter als bis zum nächsten Haidekrauthügel; da ließ er sich niedersinken und es waren keine fünf Minuten vergangen, ehe er im tiefsten, wohlthuendsten Schlummer lag, er, der nie früher in der freien Luft hätte schlafen können. Sie würde das auch schon erfahren.

Ja, das wollte sie auch gern versuchen. Man konnte hier natürlicherweise vollkommen ungenirt sein?

Falls sie sich nicht vor den Fischern geniren wolle, die übrigens fast immer draußen auf Fischfang wären, oder vor den zwei Pferden und etwelchen Kühen, die die Insel besäße. Daß eine Schaluppe mit Badegästen von Åbo sich herverirre, geschähe fast nie. Ob sie gleich baden wolle?

Ja, sie wollte am liebsten gleich damit anfangen.

Nun, so wolle er ihr die beste Badestelle zeigen. Aber sei sie vielleicht bange im offenen Meer zu baden? Badehäuser gäbe es keine hier.

Oh nein, das würde schon gehen.

Darauf half er ihr aufstehen, wartete, bis sie ihre Badesachen geholt hatte und begleitete sie an den Strand. Sie gingen einen Fußpfad entlang, der sich über dem flachsten und fruchtbarsten Theil der Insel hinschlängelte, zwischen Häusern, die unregelmäßig und in großen Distancen umhergestreut waren, kamen in eine schmale Ritze zwischen zwei Bergknollen, und sahen die Aussicht sich plötzlich öffnen und das Meer vor ihnen liegen, frei, unendlich, stille in der Mittagssonne. Gerade unter ihnen hatte es sich zwischen den übereinandergestülpten, weißgeriebenen Klippen eine Bucht ausgespült und bildete gewissermaßen eine natürliche, warme Badewanne. Sie nahmen Abschied von einander und gaben sich das Versprechen sich gegenseitig nach einer Stunde auf dem Platz vor ihrer Wohnung, wo sie gesessen, zu erwarten.

Sie ging einen langen Abhang mit sandigem Boden und magerem schwarzbraunem Gestrüpp hinab, auf dem der Fuß beständig ausglitt, so daß es ganz beschwerlich war, vorwärts zu kommen. Dann kam ein Gekletter über ungeheure, weißgraue Steinplatten, die mit Gries und Geröll bedeckt waren und endlich ging es das Ufer entlang, wo der angespülte Sand weiß und fein in einem Halbzirkel lag, bis wo die Klippen wieder anfingen. Das Ganze sah aus wie eine ungeheure Steinmulde, die an der einen Seite offen war. Von Stein zu Stein springend und über lange glatte Fliesen wegschreitend, gelangt sie zu einer Art kesselförmig ausgehöhlter Granitschicht, die sich wieder in zwei, drei kleinere Vertiefungen theilte, natürliche Betten, mit weichen Rundungen im harten Gries, den Menschen nach dem Bade in Empfang zu nehmen und gleichsam abgepaßt nach ihrer Körperform. Sie warf ihr Bündel hin, ging vorsichtig auf dem glatten Stein bis an den äußersten Rand und sah hinab in ein Wasser, so durchsichtig und farblos klar und rein, daß das geringste Sandkorn und der kleinste Kieselstein auf dem Grunde sich unterscheiden ließ, während der Sonnenschein sich gewisser-

maßen durch den kühlen Stoff ergoß und sich mit kälterem klarerem Glanz über den Boden, den Sand und die Seetanggewächse legte. Ueber der kleinen runden Bucht und über ihrem Kopfe, meerwärts und landeinwärts schossen und kreisten wunderliche Vögel mit durchdringendem, metallischem Schrei, wie sie sie nie gesehen und gehört, Meervögel mit langen, spitzen, federnden Flügeln und Körpern von der Form und Farbe der Makrele.

Sie fing an, sich langsam abzukleiden. Der Stein wärmte ihr so angenehm die Sohlen, während sie zum Wasser hinabtrippelte. Erst mußte sie über ein kleines Geriesel waten, um zu einem Steinblock zu gelangen, der wie der Rücken eines ruhenden Walfisches dalag: von ihm galt es, sich hinabzulassen in's Wasser. Sie tauchte den Fuß ein, aber zog ihn gleich mit einem kleinen Schrei zurück: es war kalt. Schließlich gelangte sie hinüber und stand eine Weile zweifelnd und schaudernd vor dem kalten Element; plötzlich glitt sie hinein. Ein herzzerreißender Aufschrei, ein wildes Geplätscher im Wasser, — und ein nackter Frauenkörper stand aufgerichtet, und ließ die Sonne seine weiße Haut umschmeicheln, während ihm das Wasser aus dem gelösten Haar rann.

Zwischen zwei grünschwarzen Mauern dichter Wasserpflanzen lief eine lange, schmale Rinne hin, die weiß schimmerte von unbedecktem Sande. Sie sprang ausgelassen durch dieselbe und kam zu einem breiten, weißen, sandigen Plateau, wo das Wasser ihr nicht höher, als bis an die Knie ging und man ganz bequem hingekauert sitzen konnte. Und gleich daneben war eine Vertiefung, wo man so herrlich bis an den Hals im Wasser stehen konnte. Da und dort schaukelten sich kleine, runde Dinger, schleimig, mit einem Wirrwarr von Fibern auf der unteren Seite, in allen sieben Farben des Regenbogens und einer Menge Uebergänge spielend, und die hielt sie scharf im Auge, daß sie ihr nicht zu nahe kamen, denn Tuveson hatte gesagt, rühre einem solch ein Seestern der Westküste an die nackte Haut, so brenne das stundenlang noch schlimmer als Nesseln.

Sie konnte gar nicht wieder aus dem Wasser heraus; das war so namenlos herrlich, das Alles; dies salzige, kalte, reine Wasser und die warme Sonne auf der nackten Haut. Aber nun war es die höchste Zeit ein Ende zu machen. Sie tauchte auf aus der kleinen Höhle, lief zurück durch die sandige Rinne zwischen den grünen Meergewächsen, sank plötzlich nieder in die Vertiefung am runden Steinblock, — aber wie auf ihn hinauf kommen? Sie krabbelte und kletterte, aber er war glatt wie Glas; sie klammerte sich mit ihren Fingern an und stemmte sich mit ihren Füßen dagegen, aber sie rutschte und rutschte zurück, Mal auf Mal, unausweichlich. Ihr wurde ganz unheimlich zu Muth, sie machte eine letzte, verzweifelte Anstrengung, saß auf dem Steinblock mit roth- und blaugeschlagenen Knien und entdeckte, daß es sich ganz bequem hätte machen lassen ans Land zu waten auf einem kleinen Umweg. Sie lief den flachen Abhang hinan, wickelte sich in ihr Laken und warf sich so lang sie war in die weichen Höhlungen des

Steins, eines Wohlgefühls im ganzen Körper genießend, das sie nie früher empfunden zu haben glaubte. Sie lag lange so, im Sonnenbad nach dem Wasserbad, sah die großen, weißen Meervögel mit schwerem, elastischem Flügelschlag ihrer langen, spitzen, starken Flügel über sich kreuzen und hörte sie schreien mit ihren seltsamen, metallischen Stimmen. Darauf kleidete sie sich an und ging langsam und vor sich hinlächelnd den Weg zurück, den sie gekommen, den Pfad über das Steingeröll und die Klippen mit dem schwarzen Gestrüpp und über die sparsam und schwarzbraun bewachsenen Sandabhänge, ihrem Hause zu.

„Nun?“ fragte er lachend.

„O, es war so herrlich; alles zusammen so herrlich: das reine, salzige Wasser, der feine, weiche Sandboden und die Sonnenwärme auf den Steinen; ja, vor Allem die warmen Steine.“

„Und sie fühlen sich wohl nach Ihrem ersten Bad?“

„O, unbeschreiblich: bloß ein bischen matt.“

„Nun müssen Sie sich aber auch ausruhen bis Mittag. Ich habe einen ausgezeichneten Platz gefunden, wo man Vormittagsfiesta halten kann. Haben Sie Lust ihn zu sehen?“

Ja, natürlich hatte sie Lust.

Sie gingen zwischen einigen kleinen Ackerstücken hin, den einzigen, die die Insel besaß, fanden einen Fahrweg, der dicht unter dem Bergabhang hinlief und von Laubbäumen beschattet war, die gegen die Zwerggestalt der übrigen auf der Insel groß erschienen, folgten ihm und geriethen auf eine halbkreisförmige, schrägansteigende Ebene, von dichtem Gras bewachsen und von Nußsträuchern und einem Steinwall umkränzt. Sie kletterten auf ihn hinauf und sahen dahinter ein Hochplateau von mächtigen blankgescheuerten Granitquadern aufsteigen, über die Steinblöcke und Geröll wie von Riesenhand hingeschleudert lagen. Alles war baar und öde, streng und unzugänglich, wie ein blanker Silberstreifen stand ringsherum am Horizont das Meer. Rasch stiegen sie wieder hinunter, ohne einander anzusehen, ohne Worte. Sie setzte sich zuerst in's Gras, er ein Stück von ihr entfernt und Beide blickten schweigend über das Stück Insel vor ihnen und den Sund mit den Bootmasten dahinter, der sie von einer Nachbarinsel schied. Sie zog Grashalme aus der Erde, zupfte sie auseinander, rollte sie um die Finger, warf sie weg, riß neue aus und fing ein Geflecht an herzustellen, er legte sich auf die Seite in's Gras, den Ellenbogen gegen das Feld, den Kopf in die Hand gestützt. Als er sie so beschäftigt sah, fing er an sie zu betrachten. Die Minuten gingen und das Schweigen breitete sich um sie herum, immer dichter, immer unzerreißbarer. Sie empfanden die Einsamkeit, in der sie saßen; sie fühlten Beide, daß geredet werden mußte; eins wartete darauf, daß das andere den Anfang machen sollte, aber keins fand das erlösende Wort. Sie waren noch zu fremd für einander, als daß die Stille sie nicht hätte in Verlegenheit setzen und jedes sich selbst fragen sollte: womit anfangen?

Es wurde eine Unterhaltung, die, mit Anstrengung angeknüpft, jeden Augenblick liegen blieb, wie ein Ball im hohen Gras; und das vollständig unbeobachtete Beisammensein, das sie gesucht hatten, erwies sich gerade als ein nicht zu bewältigendes Hinderniß für Vertraulichkeit und Natürlichkeit des Verkehrs.

Als sie sich trennten, um Jedes an seinem einsamen Tisch in seiner Stube seine Mittagsmahlzeit zu halten, verabredeten sie, sobald die größte Hitze vorüber sei, zu einem gemeinsamen Streifzug auf der Insel zusammenzutreffen. Die vielen nackten Steine, die den größten Theil von Utö bedeckten, wirkten nämlich wie ein Ofen: sie sammelten die Sonnenwärme, hielten sie in sich fest und strahlten sie langsam wieder aus, so daß die Insel gegen Nachmittag in einer wahren Backstubenatmosphäre dalag, während die Abende trotz des großen kalten Meeres weich und warm waren.

Emma Berg hatte keine Ruhe. Sobald sie ihre gebratene Makrele und ihre Kirschsuppe, die ihr nach Landessitte in umgekehrter Ordnung vorgesetzt worden, verzehrt hatte, warf sie ihr Spitzentuch über den Kopf und ging aus. Es war etwas in ihr, womit sie nicht allein bleiben konnte, sie wußte nicht was, blos daß sie weg davon mußte. Eine Angst war in ihr, sie klopfte in ihren Pulsen, sie fühlte sie in ihrem Herzschlag. — Warum war er so seltsam? War es recht, daß sie gekommen war? Was zog sie zu ihm, da doch nichts in seinem Wesen war, das sich bemühte, sich ihr zu nähern, sie zu gewinnen. Warum war sie hier, wie war das geschehen? . . .

Die Sonne brannte ihr auf den Kopf, die Hitze stand um sie herum, ihre Gedanken drehten sich rund und rund um dieselben Fragen. Sie ging mechanisch, ohne zu wissen wohin? Plötzlich hörte sie Kinder lachen und kreischen, sah auf und erkannte, daß sie an die Badestelle gerathen war, an deren anderer Seite einige kleine Fischerbuben mit aufgekrempten Hosen im Wasser herumplätscherten und bei ihrem Anblick davonrannten.

Sie war müde. Die Sonne schien blendend und das Meer lag da wie eine ungeheuere blanke Silberplatte, die ihren Schein doppelt blendend zurückwarf. Sie mochte nicht umkehren. Zu Hause wollte sie nicht sein und es lockte sie nirgend anders hin auf dieser nackten, dürren, öden Insel. Sie schritt vorwärts und setzte sich in den muldenförmigen Stein, dicht am Rande des Wassers. Ganz kleine, kleine Wellchen rollten heran und schlugen gluckſend an ihm auf. Etwas sagte an ihrem Ohr: hier hat er gebadet. . . . Sie blieb sitzen.

Die Sonne stand schräg, das Meer war blau wie der Himmel und über die kleine Bucht strich ein frischer Wind. Emma Berg richtete sich auf und rieb sich die Augen. In ihren Gliedern lag es wie Blei, ihr Kopf brannte, sie sah schlaftrunken um sich und begriff nicht, wo sie war. Oh, wie ihr heiß war; heiß und durstig. Sie stützte die Hand auf den Stein, er war glühend. Sie setzte sich auf und fühlte, daß die Kleider unter ihr

warm waren, als hätte sie in einem überhitzten Bett gelegen. Sie begriff, daß sie geschlafen hatte und legte sich wieder zurück. Weiterschlafen.

Da fuhr es wie ein Blitz durch sie: um fünf wollte er kommen. Sie sah nach der Sonne und sprang auf. Es mußte später sein! Das kühle Meer hielt, die heiße Müdigkeit hielt, sie konnte nicht auf die Füße kommen, stand doch da, sammelte ihren Schleier um sich und sprang zwischen Geröll und Gestrüpp vorwärts dem Hause zu. Sobald es auftauchte, ging sie langsam, ganz bedächtig, über den Weg hinspähend, von dem er kommen mußte. Nun, noch war er nicht unterwegs. Sie fing wieder an zu eilen, bog um die Ecke ihres Hauses und sah ihn, den Rücken ihr zugekehrt auf den Stufen der Steintreppe sitzen.

Beim Knittern des Sandgerölls unter ihren Füßen wandte er sich um. „Sie sind ja ganz roth," sagte er, „was haben Sie gethan?"

„In der Sonne geschlafen."

„Wo?"

„Auf dem Stein an der Badestelle."

„In der Mittagshitze. Davon können Sie krank werden."

„O nein!"

Sie war auf einmal wieder so unglaublich froh. Sie trieb ihn, gleich die Wanderung anzufangen. Sie sah verstohlen auf die zarte feine Gestalt mit dem leisen träumerischen Gang und freute sich, daß sie neben ihm ging. Sie kletterten auf die bedeutendsten Höhen der Insel hinauf, dort, wo das Lootsenhaus lag, und ganz auf dem Gipfel unter Myriaden loser Steinblöcke herum, über die man einen Pfad gezogen, der sich durch etwas geringere Unebenheit auszeichnete; von hier aus sahen sie in eine Unendlichkeit wechselnder Perspectiven nach dem festen Lande hin: das innere Fahrwasser voll von Segelböten, die aussahen wie kleine weiße Schmetterlinge auf blauer Fläche, von größeren mastenreicheren Böten, dazwischen dann und wann ein schwarzer, gerader, niedriger Dampfer, der seines Weges vorwärtsschoß wie ein von seinen Affairen erfüllter Geschäftsmann zwischen der Menge koketter, eleganter, gemächlich vorwärts schaukelnder Segelschiffe, die sich Zeit lassen; hinter dem Fahrwasser der Einlauf nach Åbo in starker Verkürzung mit seinen vielen kleinen Scheeren und Landzungen, die für das Auge in eins schmolzen, während der weiße Thurm und das rothe Ziegeldach von Åbos Kirche wie auf den Hintergrund gemalt standen; und dann die Küste des Festlandes, sich im bleichsten Blau vertonend — in einem Blau, das beinahe keine Farbe mehr für's Auge war — nach Süden hin in eine gerade Linie auslaufend, während sie nach Norden eine enormre Curve beschrieb, bis sie in der Nordsee verschwand. Sie kletterten an der anderen Seite wieder hinab, kamen zu dem schmalen Sund zwischen den Inseln, sahen der Vorstellung im Fischfang zu, die die großen weißgrauen Möven gaben, indem sie erst einen langen Bogen im Raum beschrieben, dann auf einmal auf einen Fisch an der Wasserfläche Sicht nahmen und wie weiße Pfeile niederschossen.

Plötzlich schloß sich der Weg vor ihnen dadurch, daß die Klippen steil in's Wasser abfielen; Emma Berg sah sich verdutzt um in irgend einer confusen Vorstellung, daß Jemand sie durch's Wasser tragen würde. Aber ihr Begleiter balancirte schweigend voraus, von Stein zu Stein, sich die Stiefelsohlen netzend, ohne sich nach ihr umzusehen; und so nahm sie denn resolut und etwas niedergeschlagen ihre Röcke zusammen und machte es ihm nach. Als sie fast hinüber war und er schon am Ufer stand, sah sie ein rundes, fleischfarbenes Ding mit vielen Beinen am Strande liegen und fragte, was das sei.

„Das ist eine kleine Krabbe," antwortete Nils Tuveson mit so warmer Stimme, als hätte er gesagt: Das ist ein süßes kleines Mädchen. Emma Berg blickte flüchtig auf und sah, daß seine Augen zärtlich auf ihr ruhten. Sie blickte geschwind wieder weg.

Sie befanden sich nun auf einem weiten flachen Plateau, das die ganze eine Innenseite der Insel füllte und wo die Schafe von Utö die magere Weide abknabberten, wanderten weiter auf's Gerathewohl, wanderten und wanderten, während die Sonne immer tiefer sank und die Schatten anfingen sich lang zu strecken und die Luft sich abkühlte, wanderten über nacktes Urgestein und lange Geröllstrecken, durch von Himbeer- und Blaubeersträuchern bestandene Wildnisse, über Sandflächen und tiefliegende morastige Felder. Schließlich gelangten sie wieder an die kleine Bucht mit ihrer Badestelle, gingen schräg an ihr vorbei, vorwärts durch ein breites langes Grasthal zwischen Bergknollen, stiegen an ihnen empor, stiegen und stiegen, bald ein bischen aufwärts, bald ein bischen abwärts, dann wieder aufwärts, immer höher —

Sie waren beide stehen geblieben mit einem Ausruf. Sie standen auf einem Steinplateau, vor ihnen lagen durch und übereinander, wie in einem Kampf zwischen Titanen hingeworfen, übereinandergethürmt wie von zornigen Göttern — phantastisch, ungeheuerlich, Schreck einjagend — Steinzähne, Steinknollen, Steinblöcke, weit, weit, in einer unendlichen Perspective, die kein Ende nahm, immer weißer, immer fahler, bis sie ganz fern Skeletten fossiler Ungeheuer glichen, die während Millionen Jahre hier gelegen hatten und von den Wogen weißgewaschen worden waren — von den Wogen des Meers, das die beiden kleinen Menschen auf dem Steinplateau ausgestreckt im Licht der sinkenden Sonne liegen sahen wie eine gigantische, sorglose Bestie, die in einer Stunde der Ruhe und guten Laune ihre muskulösen Glieder wohlbehaglich ausstreckt, während ihre blanke Haut glänzt und funkelt.

III.

Ein paar Tage waren vergangen. Sie saßen wie gewöhnlich nach dem Bade zusammen auf dem grünen, von Bäumen umstandenen Abhang mit dem Steinwallgehege hinter sich und der Aussicht über die Felder, den Sund und die Nachbarinsel vor sich. Er lag auf dem Rücken, auf einer Decke ausgestreckt mit einem Kissen unter dem Kopf, sie halb liegend daneben, mit

der einen flachen Hand sich auf den Shawl stützend, auf dem sie saß. Sommerhitze, Sommergesumme, Meervögelgeschrei; warm, still und einsam; kurze Gespräche und lange Pausen, mehr Gedanken als Worte, mehr Stimmungen als Gedanken.

„Ein Vielsprecher zu sein kann man Sie nicht gerade beschuldigen," hörte er sie sagen. Er richtete sich ein wenig auf und betrachtete sie; es war nichts von Vorwurf oder Neckerei in ihrem Tonfall gewesen, aber er wollte sich genau davon überzeugen und darum nachsehen. Er begegnete einem Blick, der lachend, scherzend, warm war, aber nichts von dem, was er befürchtet.

„Sie sind nun wirklich ein sehr stiller Mensch," fügte sie hinzu.

„Ja," antwortete er. „Ich glaube, daß Menschen, die dazu angelegt sind, einander zu verstehen, es ohne viele Worte thun. Und sind sie nicht angelegt einander zu verstehen, so kann kein Lastwagen voller Worte sie über's Wasser zu einander bringen. Alle Beziehungen knüpfen sich von selbst, spontan und im Geheimen; Worte sind bei solchen Vorgängen meist dazu da, um Unordnung in den Garnknäuel zu bringen, gleich ungeschickten Fingern."

Es wurde still für eine Weile.

„Wir haben ja nicht allzu viele Worte gemacht, Fräulein; und doch ..."

Er hielt inne und sah sie an; er merkte, daß sie verstand, was er sagen wollte. Sie senkte den Kopf und antwortete nicht.

Was Tuveson ausdrücken wollte, war in der That richtig. Sie waren in diesen wenigen Tagen einander näher gekommen auf dem guten Weg der Unbewußtheit und der natürlichen Sympathie. Sie gediehen in ihrer gegenseitigen Körperatmosphäre und es schien, als hätte sich bereits dadurch eine feste Grundlage von Wirklichkeit unter ihre Sehnsucht nach einander geschoben, die aus ihrem langen, engen Winterbriefwechsel wie ein warmer Erdhauch aufgestiegen war, der sie Beide einhüllte. Der junge Mann hatte begriffen, daß das, was sich jetzt zusammenknüpfend zwischen ihnen ausspinnen sollte, sich nicht direct und gleich aus ihrem früheren Verhältniß herübernehmen ließ, sondern seinen eigenen Ausgangspunkt haben und neben demselben herlaufen müsse. Er wußte wenig von ihr; weder recht wer sie war, noch wie ihre Herkunft und Verhältnisse waren, und er fragte nie darnach. Darauf kam es ihm nicht an; das war alles in jener tiefen, distincten, unauflöslichen Wirkung, die ein Mensch von dem andern bei den ersten persönlichen Begegnungen empfängt, enthalten. Der erste Eindruck, den sie auf ihn gemacht, an jenem Abend, als er sie in Åbo abholte, jener unsichtbare Lebenskeim, auf dessen Anwesenheit oder Abwesenheit alles beruht, — er hatte von ihm mit der Sicherheit des Instinkts gefühlt, daß er von der rechten Art war. Es hatte in ihm gelegen wie ein Stück Kohle, die glühte und wärmte, bis seine harte, steife Umgangsform angefangen hatte darunter weich zu werden, wie ein Saatkeim, der zu wachsen anfängt, sobald der Frost die Erde verlassen.

Wenn das Verhältniß zwischen einem Mann und einem Weibe diesen

Punkt der Entwickelung erreicht hat, kann der geringste Zufall, das vollständige Nichts von einer Kleinigkeit hinreichend sein, das im Innern und Verborgenen brennende Feuer auf einmal in einer kleinen Zunge, oder das im Innern und der Verborgenheit sprossende Keimchen über der Erdkrume in einem grünen Spitzchen sichtbar werden zu lassen. Es kann längere oder kürzere Zeit dauern, es kann schon morgen geschehen, es kann wochenlang Zeit brauchen, es kann auch gar nicht kommen; und es ist dasselbe Nichts, das darüber bestimmt, ob und wann? Nils fühlte, daß die Kohle in ihm war, daß der Keim in ihm war, daß dieser wuchs und jene glühte; und Fatalist, wie er war, froh über das, was er wußte, ließ er das Verhältniß sich formen nach seinen eigenen Gesetzen, in all seinen kleinen, heimlichen Phasen, den Zufall erwartend, der an der Puppe die Flügel des Schmetterlings entblößen sollte.

Und so kam ein Abend, nachdem sie den Tag über zusammen in Abo gewesen waren.

Sie hatten eine beschwerliche Hinreise gehabt. Emma Bergs Wirth, ein alter, erfahrener Fischer, der einen der alten Gelehrtennamen auf „ius“ trug und seinerzeit als Bürger von Abo bessere Tage gesehen hatte, ehe er sich nach mancherlei Fehlschlägen auf Utö vergrub, segelte selbst mit ihnen hinüber, und sein Boot, alt und gebrechlich, wie er selbst, war undicht und zog beständig Wasser. Ein starker Gegenwind von seitwärts blies und sie mußten in langen Bögen kreuzen. Der alte Mann mit dem großliniegen, scharfgeschnittenen, wetterharten Gesicht hatte die ganze Zeit über genug aufzupassen, daß die Stoßwinde das Boot nicht überrumpelten. Die beiden Fremden saßen frierend und blaßschnäblig und beobachteten zum Zeitvertreib den herannahenden Stoßwind, der blitzgeschwind über das Meer auf sie zugefahren kam als ein dunklerer Schatten und ein leichtes Gekränsel auf dem Wasser. Bei der Gelegenheit hatte Tuveson ein neues Gesicht an ihr entdeckt, wie er es nannte. Es gehört zu seiner Theorie von den Menschen, daß in jeder Persönlichkeit eine Menge Individualitäten wohnten, und daß jede derselben, wenn sie die Oberhand erhielt, ihre momentane Herrschaft auch im rein Aeußeren geltend machte und derselbe Mensch demzufolge ganz verschiedene Gesichter hatte. Wie er nun auf der langen, einförmigen Fahrt Fräulein Berg gegenübersaß, bekam er ein neues Gesicht an ihr zu fassen. Sie war in Weiß gekleidet, mit einem blauen eng anliegenden Mantel, auf dem Kopfe hatte sie ein Mützchen gleichfalls aus Blau und Weiß, das dunkle Haar mit dem Scheitel auf der Seite fiel unreglementirlich gelockt über die hohe Stirn und unter ihr blickten zwei Augen vor sich hin, so kühn und grau, wie er sie niemals früher gesehen, außer vielleicht am ersten Abend, als er mit ihr nach seiner Insel hinübersegelte. Die schlanke, feste, elastische Gestalt, das unsymmetrische, ruhig kecke Gesicht, und dann diese kühnen grauen Augen, er liebte es alles zusammen. Es harmonirte so gut mit der Umgebung: dem stärkenden, salzigen Wind und dem offenen Meer. Es schwebte ihm vor, wie der Schatten eines Gedankens über dem Unbewußten in ihm, daß

irgend ein Zusammenhang vorhanden war zwischen diesem erwartungsvollen und doch so entschlossenen Blick, mit dem sie vor sich hin, den Wogen und dem Stoßwind entgegensah, und ihrer Art sich Auge in Auge dem Leben, der Zukunft, dem Schicksal gegenüber zu stellen.

Schließlich waren sie angelangt. Sie aßen Mittag zusammen auf dem „Berge", dem Sommerrestaurant des Badeortes, auf dem Felsen über der Stadt. Es war gerade die Dinerstunde und der große Speisesaal war dicht besetzt. Alle diese Menschen kannten einander, grüßten sich vom einen Ende des Saales zum anderen hinüber und man conversirte miteinander von Tisch zu Tisch. Das neuangekommene Paar dagegen war Allen fremd. Die Aufmerksamkeit war unterstrichen; neugierige directe Blicke, neugierige stumme Fragen von den Einen, von den Anderen ein absichtliches, unartiges Ueber-sie-wegsehen. Tuveson fühlte sich übel zu Muth; ihm war, als wanderten die Augen dieser fremden lästigen Menschen auf ihm herum wie Fliegenfüße, als gruben ihre Gedanken sich in ihn hinein wie klamme, schmutzige Finger, deren Griff er nicht ausweichen konnte. So war nun einmal sein Naturell. Er sah auf seine Begleiterin: sie saß neben ihm so ruhig und gleichgültig, als ginge die ganze Umgebung sie nichts an, als wäre sie gar nicht für sie da, aß mit ihrem guten Appetit, sprach mit ihm in ihrer gewöhnlichen guten Laune, betrachtete die Gruppen an den Tischen, wie man die Dinge in einem Museum betrachtet. Er fühlte sich selbst dadurch ganz erleichtert, dankbar gegen sie, stolz auf sie, verliebt in sie; gerade diese instinctive Natürlichkeit, diese Natürlichkeit aus erster Hand, keine erkämpfte, erzwungene, ertrotzte, sondern die natürliche Art eines selbstsichern Menschen aus ganzem Guß war es, was ihn an ihr anzog.

Nachmittags gingen sie zusammen zur Post; es war ja ihre Hauptangelegenheit sich ihre Briefe abzuholen; ein regelmäßiger Postverkehr mit der entlegenen Insel fand nicht statt und es konnte manchmal eine Woche und mehr vergehen, ehe der Zufall einen der Eingeborenen auf gut Glück in's Postcontor führte. Sie setzten sich auf eine Bank in der kleinen schattigen Anlage gegenüber dem Kurhaus, um ihre Briefe und Zeitungen, einen ganzen Packen, zu lesen. Aber da bekam Tuveson einige weibliche Wesen auf der Bank ihnen gegenüber zu Gesicht, drei alte dürre Jungfern mit Handarbeiten, Schnurrbartschatten, giftigen Augen und höhnischem Mund — und da konnte er es in der civilisirten Welt nicht länger aushalten, steckte alle seine Neuigkeiten in die Tasche, trieb Fräulein Berg zum Weggehen und segelte mit ihr heim.

Und darauf saßen sie am Abend zusammen an der kleinen Badebucht. Sie hatten ein Stückchen landeinwärts, gerade wo die Sand- und Haidekrautabhänge von den Klippen durchschnitten wurden, eine bequeme Ruhestelle mit natürlichen Sitz- und Liegeplätzen im Stein und einer weiten Aussicht über die Bucht und das Meer gefunden. Es war schon spät; auf der Insel war Alles längst zur Ruhe gegangen. Der Mond legte einen blanken

Streifen auf die unbewegliche Wasserfläche. Still und hell; nur dann und wann schnalzte ein Fisch, oder plätscherte ein Vogel auf dem Meer.

Sie sah nieder auf ihn, der an ihrer Seite halbliegend saß, die dunkelträumenden Augen auf einen Punkt irgendwo weitweg auf der See, hinter ihr, jenseits von dieser Welt geheftet. Ein Druck fiel über sie, sie konnte sich nicht rühren und nicht Athem holen; es überkam sie wie die unbestimmte Ahnung von einer Sorge, von etwas Verhängnißvollem, Unverschuldetem und Unausweichlichem; das Herz wurde ihr so schwer, so heiß und so kraftlos zugleich, so voll von Mitleid und Rathlosigkeit, von dem Drang zu helfen und von dem Unvermögen zu helfen. Es kamen Thränen in ihre Augen und sie neigte sich unfreiwillig über ihn. Was hatte er denn, daß er so kummervoll, so bodenlos und unheilbar kummervoll aussah? was für Gesichte machten seine Pupillen so unnatürlich groß und schwarz? Plötzlich schlug er den Blick zu ihr auf. War es eine Frage, die darin lag und welche Frage? oder war es eine Bitte, oder war es eine stumme Mittheilung eines Unglücks? sie wußte es nicht und die Worte, die er sagte, verstand sie nicht; sein Blick gab Gefühlen Ausdruck, die sie nicht zu deuten wagte, und während unzusammenhängende Worte zwischen ihnen fielen, die sie beide nicht hörten, sank sein Kopf auf ihre Schulter und der Blick kehrte wieder und wieder, tief und bittend. Sie wandte die Augen ab und richtete sie hinaus aufs Meer, etwas in ihr stand wie lauschend und wartete, daß ein Arm sie umfasse und ein Mund den ihren suche. Aber nichts rührte sich neben ihr. Nach einer Weile glitt sein Kopf von ihrer Schulter auf den Stein zurück und sie hörte seine Stimme halblaut, wie als Abschluß einer ganzen Gefühlsscala sagen:

„Es ist immer dasselbe, — es kommt immer dazwischen!“

Es gab einen großen Schlag in ihr, ihr Herz stand still und sie sah Nacht vor den Augen. Angstvoll, ohne Stimme, fragte sie:

„Was kommt dazwischen?“

„Das Schwarze, der Spuk — —“

Sie machte sich mit einer Kraftanstrengung von der wunderlichen Lethargie, in die sie wie durch hypnotische Kraft versenkt war, frei, gleichzeitig stieg ein unerklärlicher Gram in ihr auf, über ihn, über sich selbst, über Alles. „Kommen Sie, Sie dürfen mir keine Gespenster sehen,“ sagte sie, zugleich stand sie auf. Er folgte, aber schlaff und energielos. Sie gingen den Stieg nach ihrem Hause zu. Vor demselben gaben sie sich die Hand. Er faßte die ihre fast ohne Druck, behielt sie aber doch in der seinen und sagte, die Augen groß und traurig irgendwo hinaus in die weite helle Sommernacht gerichtet: „Sagen Sie — Sie haben eine Antipathie gegen mich?“

Sie sah ihn an, ohne ihn zu verstehen: „Nein.“ Sie standen beide unbeweglich, dann fragte sie leise und ängstlich: „Aber Sie haben was gegen mich?“

Er schüttelte den Kopf stumm und zerstreut. So gingen sie auseinander.

Als Emma Berg in dieser Nacht in ihr Zimmer kam, in das der warme Mondschein hell und beklemmend fiel, warf sie sich vor ihr Bett nieder, grub den Kopf in die Kissen und weinte. Die Uhr in der Nebenstube schnurrte, holte aus und schlug die halbe Stunde, sie schnurrte noch einmal, holte aus und schlug die zweite halbe Stunde, das junge Mädchen lag auf den Knien vor ihrem Bett und weinte und weinte. Der Mond verschwand und der Tag dämmerte, da stand sie auf aus dem Halbschlummer, in den sie sich geweint, legte ihre Kleider ab, setzte sich auf's Bett und versuchte zu denken. Aber es blieb nur bei dem einen Gedanken, der in ihren Ohren flüsterte, in ihren Schläfen hämmerte, auf ihrer Zunge lag und sich mechanisch immerfort aussprach: Es ist aus, ist aus, ist aus! Sie hatte es ja kommen sehen, es mußte ja so enden.

Sie drückte ihre kühlen, runden Arme an ihre tränmenden Augen. Er hatte sie ja selbst gewarnt. Hatte er nicht einmal in einem Briefe geschrieben, es gebe keine größere Misère als die Liebe. Das sei ein einziges Mißverständniß, so lange es dauere, Pein, wenn es aufhöre, Bitterniß, wenn es vorüber sei. Und ein anderes Mal hieß es, er würde sich nie an ein Weib binden, wenn sie nicht die und die Eigenschaften hätte, die die Verbindung nie zu einem Band werden ließen, und die Verantwortung für das, wozu sie sich entschlösse, ihr allein auferlegen. Und gerade von diesen Eigenschaften hatte sie gefühlt, daß sie sie besäße . . . Aber es waren auch Gerüchte über ihn gegangen, welche ihre vertraute Freundin, die um den Briefwechsel wußte, ihr zugetragen, nämlich, daß das seine Art sei, zärtlich und weich und verlangend zu sein und dann plötzlich zurückzuweichen und sich davon zu machen und zu verschwinden.

Nun, er mochte sein, wie er wollte . . .!

Sie hatte es ja kommen gesehen. Seine Augen hatten geredet und aus seinem Wesen hatte es sich ihr entgegengestreckt wie unsichtbare Arme, täglich war er früher gekommen und länger geblieben und zögernder geschieden. Und sie hatte gefühlt, wie die Sehnsucht sich zwischen ihnen hin- und herspann und sie aneinanderzog. Aber zuweilen war auch etwas Scheues in seinen Augen gewesen und etwas Müdes in seinem Wesen, und dann stieg sein Liebespessimismus und die Liebesscheu seiner Briefe vor ihr auf und das Gerücht stellte sich daneben, und wenn seine Augen dann wieder baten, dann that sie, als merkte sie es nicht, und faßte Alles, was in ihr emporwollte, und drückte es nieder, und blieb immer dieselbe, heiter, theilnehmend und gerade . . . denn sie wollte ihn nicht verlieren, sie wollte ihn nicht verlieren.

Und nun —? was war heute Abend geschehen? sie wußte es nicht. Aber sie fühlte, daß etwas geschehen und daß aus dem, was geschehen war, sich ein Hauch von Kälte auf ihn und auf sie gelegt. Und sie hatte Angst vor der Kälte. Und während sie zusammenschauerte in der Morgenkühle und

ihre Hände sich ineinanderschlangen und ihre Nägel sich in's Fleisch gruben, sah sie vor sich hinab wie in eine schwarze Nacht, und das war ihre kalte Kindheit und ihre kalte Jugend, fern in Finnland, wo sie geboren worden war, und gelebt hatte, ein Einwandererkind, das keine Wurzeln hatte, das sich fremd fühlte in der Schule und fremd in der Gesellschaft, das anders fühlte und anders dachte, als man von ihm verlangte, ein Kind, das früh seinen Arm ausstreckte um das volle wilde Leben zu fassen und zu halten und sollte es daran sterben. Aber es fand kein volles Leben, nur Rücksichten und Traditionen und Schicklichkeiten.

Da war sie weggegangen, ein Seefahrerkind, zurück in die Heimat ihres Vaters. Und da hatte sie ihn getroffen und eine leise süße Wärme hatte sich über sie geschmeichelt, während sie ihm am Tisch gleichgültiger Bekannter gegenübersaß. Und als dann jeder seines Weges ging ohne Aussicht einander wieder zu begegnen, da hatte etwas in ihr gesagt: wir sehen uns doch wieder. Ein paar Monate später hatte er ihr geschrieben, und darauf hatten sie sich den ganzen vorigen Winter lang geschrieben . . . und nun war sie hier.

Emma Berg war aufgestanden, hatte in der Stube herumgetastet und endlich das Fenster geöffnet. Da lag das bleiche Morgenlicht über dem Meere und wie ein leises, immer tiefer werdendes Erröthen glitt es daran empor . . . Sie weinte nicht mehr, sie stand und nickte ihm zu, nickte und nickte mit einem Lächeln, so bleich wie das junge Licht, und flüsterte mit zuckenden Lippen: Nur nicht ihn verlieren, ich will, was er will, ich kann, was er will, nur nicht ihn verlieren, nur nicht ihn ganz verlieren, als wäre er nie gewesen, oder ich nie für ihn.

IV.

Als Tuveson am anderen Morgen nach dem Bade zu Emma Berg kam, die auf demselben Platz saß und ihn erwartete, wie am ersten Morgen, und ihr die Hand zum Gruß gab, stand sie auf und sagte, indem sie ihm gerade in die Augen sah:

„Ich danke Ihnen, für das, was Sie gestern Abend sagten. Es war das Beste so."

Er sah sie an und antwortete nichts. Er verstand nicht, was sie meinte, sah ein, daß etwas Dunkles, etwas Unaufgeklärtes zwischen ihnen stand, wußte aber nicht was, und ließ es liegen.

Er war am vorigen Abend heimgekommen, todtmüde, gleichgültig, gemüthskalt. Ihm war zu Muth, als hätte er bei einem Menschen angeklopft, von dem er erwartete, er würde gelaufen kommen und aufmachen mit offenen Armen, und als ob er gar nicht eingelassen worden wäre, obgleich er drinnen Stimmen hörte, sondern draußen stehen bleiben und wieder seines Weges gehen mußte. Sicher hatte er deutliche Annäherungen gemacht, sicher hatte sie sich zurückgehalten; das Eine war genau so sicher, wie das Andere. Zuerst im Boot: die Bitterkeit und der Ueberdruß und der Wundschmerz, die er unter

den fremden Menschen in Abo eingesammelt, hatten sich zu einem krankhaften Bedürfniß noch Zärtlichkeit, nach einem Menschen destillirt, an den er sich schmiegen und an dem er sich wärmen könne; instinctiv, ohne sich selbst davon Rechenschaft zu geben, hatte er sich zu ihr gezogen und sie an sich, — und sie hatte zwischen ihnen die Mauer der weiblichen Unzugänglichkeit aufgerichtet, und vor ihr war er sitzen geblieben, einsam, mit seinen wunden Gefühlen. Danach am Abend, im Mondschein, am Meer: er hatte mit überströmendem Herzen, leidend unter den Eindrücken des Tages, die zu einer einzigen Widerwärtigkeit des Culturlebens aufgeschwollen waren, unwiderstehlich, magnetisch zu ihrem warmen Körper gezogen, in dessen Atmosphäre er saß, ganz, ganz sachte seinen Kopf auf ihre Schultern gelegt; und sie hatte ihn da bleiben lassen, sich aber selbst so kalt, so steif, so auf ihrer Hut, so abwehrend verhalten, daß er ihn zurückzog. Darauf hatte er jene Worte gesagt, jene Worte der Enttäuschung und Verstimmung, für die sie ihm nun heute feierlich dankte, daß er sie gesagt hatte. — — —

Es kamen einige leere, öde, graue Tage für sie beide. Es schien ihnen manchmal als wären sie beide ganz fremde, ganz gleichgültige Menschen für einander, die eine sinnlose Zufälligkeit auf einer menschenleeren Insel zusammengeführt. Ihre Wege wanden sich auseinander, ohne gegenseitige Berührung, ohne Möglichkeiten der Berührung. Sie trafen sich wie früher, hielten Vormittags nach dem Bade Siesta zusammen, wie früher, machten zusammen Ausflüge über die Insel, wie früher. Zuweilen gab es ihrem Zusammensein eine größere Leichtigkeit, dieses Bewußtsein über alles mit einander im Reinen zu sein, aber gewöhnlich bewirkte es Muthlosigkeit, sie mochten nichts thun, nichts sagen, Alles kam ihnen so sinnlos vor. Sie sprachen über triviale Dinge und über ernste Dinge, aber in beiden Fällen waren die seltsamen Schwingungen geheimer Zusammengehörigkeit, tausenderlei unausgesprochener Dinge und lichter Erwartungen, die ihrem früheren Beisammensein seinen Duft und Reiz gegeben, verschwunden.

Sie war es, die zuerst die Verzauberung durchbrach. Eines Tages, während sie jenen wunderlichen Abend wieder einmal überdachte, fing eine Ahnung in ihr aufzudämmern, daß sie ihn doch vielleicht nicht richtig verstanden habe. Vielleicht war sie blos zu steif, zu kühl, zu unzugänglich gewesen. Freilich war er ja so ein empfindliches Mannsbild, daß man sich vorsehen mußte, Anstoß zu geben; gelebt hatte er ja genug, vielleicht bis zum Ueberdruß, es gab ein anderes Gerücht, welches erzählte, daß er sein Hab' und Gut hübsch rasch durchgebracht habe in lustigen Nächten; na, das mißfiel ihr nun gar nicht; aber das war es eben, er hatte Erfahrungen in gewissen Angelegenheiten und sie hatte keine und darum weiß so ein Mädchen nie, was es sieht, oder nicht sieht, darf, oder nicht darf; und ihm gegenüber galt es nun ganz sicher ihn die Scala aller Gefühle der Verliebtheit und Leidenschaft nicht so in einem Athem durchlaufen zu lassen, dann kam sicher die Reaction ebenso plötzlich und geschwind hinterher und er war in einem Nu

weg und verschwunden. Es fing ihr an vorzuschweben, daß, was sie gethan hatte, eigentlich nur ein Hüten ihr gemeinsam sprossenden Liebe vor zu heißer Sonne gewesen war; wenn sie sie nur nicht aus lauter Vorsorge so sehr in den Schatten gestellt hatte, daß sie Frost gelitten?

Mit dieser bewußt gestellten Frage war sie mit einem Fuß aus dem Zauberkreis. Es brach wie ein feiner, bleicher Streifen Sonne durch all den grauen, rauhkalten Nebel, der um sie herum stand. Sie sah wieder Farben und fühlte wieder Wärme; und eines Tages, als sie zusammensaßen, hörte sie wieder ganz leise den Vogel zwitschern, den sie glaubte erwürgt oder erfrieren gelassen zu haben.

Mit ihm dagegen verhielt es sich anders. Er war von Natur so angelegt, daß er unwiderruflich in dem Ring gehen mußte, in den er gerathen, in immer engeren Kreisen, in immer rascherem Tempo in die Runde gehen mußte um seine fixe Idee, bis er mit seinem ganzen Wesen eins wurde mit diesem Mittelpunkt und um sich selbst in die Runde schnurrte — er mußte das, sofern nicht der Ring zerschmolz und sich auflöste durch die geheime Arbeit in seinem eigenen unbewußten Leben. Und das gerade war es, was geschah. Er lebte sein Verhältniß mit dem jungen Weibe ganz unbewußt, aber die Vorgänge, durch welche dasselbe sich spontan entwickelte, waren von solcher Art, daß er durch sie, ohne es selbst zu wissen oder etwas zu merken, leise, aber sicher, gerade in ihre Arme und ihr Herz zurückgeführt ward.

Sie merkte es. Mit dem geschärften Blick, den der Verdacht, daß sie vielleicht selbst an der Entfremdung schuld, daß vielleicht das Ganze ein Mißverständniß sei, ihr gegeben, entdeckte sie sofort alle die mikroskopisch kleinen Veränderungen in seinem Wesen, die die Stationen seiner inneren Rückkehr zu ihr bezeichneten. Sie gewahrte mit stillem Glück, daß etwas in ihr war, was dieses empfindliche Kind, das zugleich individualisirter Mann bis in alle Nerven war, unwiderstehlich an sie zog: kam er ihr nicht unfreiwillig immer näher, lehnte er nicht wieder eines Abends seinen Kopf an ihre Schulter, die nun so still und willig war und seitdem noch manches Mal Ruheplatz wurde, und was träumte wohl in seinen Augen, diesen am Tage so warmblauen, am Abend so dunkelblanken Augen, wenn nicht der warme Widerschein eines inneren Feuers!

Da geschah es eines Vormittags, als die Luft voll war von Gesumm und die Sommerwärme drückte, daß sie plötzlich seinen Kopf in ihren Schooß gleiten, sich da zurecht legen und liegen bleiben fühlte. Es ging wie ein singender Ton durch sie. Verdutzt und glücklich saß sie da und sah auf diesen blonden Kopf mit den feinen weichen Gesichtslinien, der so sicher auf ihren Knien ruhte, als hätte er seinen rechten Ruheplatz gefunden. Sie wagte keine Bewegung zu machen, kaum Athem zu holen; es war ihr, als könne das Geringste genug sein ihn wieder aufzuscheuchen; sie lächelte nur ganz still vor sich. Sie horchte: er athmete tief und gleichmäßig wie ein Mensch, der schläft. Sollte er — —? Ganz vorsichtig neigte sie sich über ihn, sah die geschlossenen

Augenlider, den weichen halboffenen Mund unter dem blonden Schnurrbart: ja, er schlief, schlief gut und ruhig wie ein Kind. Sie blieb so sitzen, vornübergeneigt, mit warmen, feuchten Augen ihn betrachtend, sachte mit der Hand über sein goldbraunes Haar streichend. Und um sie herum, und in ihr, in der Natur, in ihrem Blut, in ihrer Seele spielten ganze Orchesterstücke — so schlummernd leise wie die Musik, zu der die Elfen ihre luftigen Tänze in den Mondscheinnächten des Sommers schlingen und doch so mächtig, voll und stark, daß die Jubelaccorde ihr fast die Seele zersprengten. —

„Ich glaube, ich habe geschlafen," sagte er zweifelnd, fragend, nachdem er sich den Schlummer aus den Augen gerieben und sich zurechtgefunden, wo er war.

Sie richtete sich auf und streckte sich verstohlen, müde vom unbeweglichen Sitzen. „O, ja, eine ganze Weile."

„Wie lange?"

„Eine gute halbe Stunde vielleicht."

Ihm schien, als läge ein Glanz auf ihrem Gesicht.

„Sonderbar, ich habe nie schlafen können, wenn ein anderer Mensch gegenwärtig war.

„Nun scheine ich's zu können". Er sah sah träumend vor sich hin. „Ich habe sehr gut geschlafen."

Sie antwortete nicht, schluckte nur, als müsse sie Thränen verschlucken und betrachtete ihn mit einem frohen, dankbaren, schelmischen Lächeln.

V.

Einige Tage später lag er nach dem Mittagessen auf seinem unbequemen Strohsopha und las. Aber es ging nicht richtig damit vorwärts; das Buch war etwas für sich und seine Gedanken waren auch etwas für sich, und er konnte mit dem besten Willen von der Welt diese beiden Dinge nicht dazu bringen desselben Wegs zu wandern. War das Buch dran schuld? Dummes Zeug war es natürlich. Oder war vielleicht der große, fette, prächtige Hummer daran schuld, der ihm zu Mittag servirt worden war? Es war nun auch eine wunderliche Luft heute; sie hing und drückte auf Einem, als läge man zwischen Pfühlen, die Einem bis über die Ohren gingen. Er gähnte, warf das Buch weg, sprang auf und stellte sich an's Fenster.

Er hatte eine prachtvolle Aussicht von seinem Eckzimmer: den kleinen Sund dicht unter sich, dahinter das ganze innere Fahrwasser, den Einlauf nach Åbo, die Küste des festen Landes. Es lag ein graues, einförmiges Nichts heute über dem ganzen schönen Anblick, etwas, das weder Sonnenrauch, noch Nebel, noch bewölkte Luft war, das aber doch all die leuchtenden Farben auswischte, wie ein schmutziger Finger. Das Fenster stand offen, ein schwüler, drückender Wind wehte ihm entgegen, er warf sich wieder auf's Sopha und griff nach dem Buch.

Das Buch glitt zur Seite, die Augenlider fielen zu, alle Glieder schliefen

ein, sein Gehirn arbeitete, als hätte es an Bleigewichten zu schleppen; aber schlafen konnte er nicht. Er athmete kurz und beschwerlich, es klopfte und pickte in ihm und seine Nerven bebten.

Er erhob sich matt, zog den Rock an, sucht nach der Mütze und blieb zaudernd stehen: wohin eigentlich? Einsam herumschweifen? der ganze Spaziergang zeichnet sich vor ihm, erst den Sund entlang, dann über die Weidenabhänge, den über den Berg, den Berg mit dem unleidlichen losen Steingeröll, — es war ihm widerwärtig, schon im Voraus.

Es war doch auch ein verdammter Einfall von ihr, daß sie sich heut nicht mehr sehen sollten. „Vielleicht sehen wir uns zu häufig. Wir sind zu viel zusammen. Wir müssen es nicht mißbrauchen," hatte sie heute gesagt, als sie sich vor dem Essen trennten. Wie war sie eigentlich auf die Idee gekommen? Und er, Esel, hatte gefunden, daß sie da eine Wahrheit sagte, eine beachtenswerthe Wahrheit und hatte Ja und Amen auf diesen dummen Einfall geantwortet, mit einem Ernst, als handelte es sich darum einen Wechsel für eine zweifelhafte Person zu unterschreiben. Und darauf hatten sie einander zugenickt wie zwei Auguren, die den Schleier der Zukunft gelüftet, die Gefahr begriffen und ihr vorgebeugt haben. Und nun saßen sie da, jeder in seinem Winkel, und langweilten sich die Seele aus dem Leibe auf dieser unerträglichsten von allen Inseln, an diesem unerträglichsten von allen Sommertagen.

Nun ja, etwas mußte man ja thun. Gleichviel was. Nur nicht hier sitzen und braten, das war zum Tollwerden. Lieber ausgehen, am Strande sitzen, im Grase auf dem Rücken liegen . . .

Auf der Flurveranda und vor ihr hielt die Familie des Lootsenältermannes Mittagsrast. Der Mann, blond und sehnig, ein echter Abkömmling jener heidnischen nordischen Wikinger, die gerade in dieser Gegend, Bohuslän, der alten Wike, ihre ursprüngliche Heimat hatten, mit kleinen, grauen, durchdringenden Seevogelaugen und einer in vielen Todesgefahren gehärteten Sicherheit. Die Frau, brünett, mit einem scharfgezeichneten Gesicht und einem starken knochigen Körper, selbstbewußt als Gattin eines gut gestellten und angesehenen Mannes, mit einem gewissen Etwas, das zu Allem bereit war und Alles tragen konnte, wie es der Frau eines Mannes anstand, der bei dem ersten Nothsignal vom Meer, in einer Sturmnacht, seiner Pflicht folgend, alle Rücksichten bei Seite lassen mußte, nicht nur gegen sein warmes Bett, sondern auch gegen Weib und Kinder. Die Kinder, zwölf, zehn und acht Jahr alt, von der Sonne gebräunt, von salzgesättigten Winden gestärkt. Der Mann saß auf der Verandabank, die Frau stand an einen der Pfeiler gelehnt, die das Dach der Veranda trugen, die Kinder spielten auf den Gängen des kleinen Gartens, den die Familie sich zwischen dem mageren Steingeröll eingerichtet und der mit Küchenkräutern und einigen einfachen Blumen bestanden war.

Tuveson setzte sich seinem Wirth gegenüber auf die andere Verandabank. Er konnte diese Menschen gut leiden, die als Selbstherrscher auf ihrem

Stückchen Erde saßen und das ganz natürlich geltend zu machen wußten; und heute wäre er lieber in gleichviel welcher Gesellschaft als in gar keiner gewesen. Er holte seinen Cognac hervor, Annette — er hatte sie bei seiner Ankunft ‚Frau' titulirt, war aber mit verlegenem Stolz von ihr unterrichtet worden, daß hier alle beim Vornamen genannt werden, — Annette ging Kaffee kochen, was sie als Tochter eines reichen Bauernhauses vom Festland vorzüglich verstand, und bald saßen er und seine Wirthsleute in gemüthlicher Unterhaltung.

Gerade in diesen Tagen ging die Makrelefischerei vor sich. Die Makrele war die Hauptnahrung der Insel. Weit draußen im offenen Meer lag eine große Bootflotille vor Anker, alle Böte der Insel mit der ganzen männlichen und weiblichen Jugend an Bord, die ganze Nacht hindurch, manchmal viele Tage und Nächte hintereinander. Das junge Utö lebte und webte zu dieser Zeit auf dem Meer, auf Deck und unter Deck. Engelbrechtson hatte zwei große Böte draußen, eins ganz für seine eigene Rechnung, das zweite zusammen mit seinem Nachbarn. Aber der Fischfang war schlecht in diesem Jahr. Es sah aus, als sollte es mit der Makrele gehen, wie es schon mit dem Hummer gegangen war: der war schon auf dem Aussterbeetat. Man war zu unbesonnen zu Werke gegangen und hatte dadurch den Fisch schon halb und halb ausgerottet. Um so dümmer, da man gerade jetzt einen ausgezeichneten Markt für die Makrele in Deutschland gefunden.

Ein Mädchen und ein halbwüchsiger Junge kamen von den Klippen herab um den Garten herum gelaufen, durch den Holzzaun auf die Veranda zu. Sie fragten, ob sie das kleine Segelboot des Lootsenältermanns für eine Fahrt nach dem festen Lande leihen dürften, Mutter war in Kindsnoth, die Männer waren mit ihren Böten auf dem Fischfang und sie mußten hinüber nach der Hebamme. Der Lootsenältermann gab ihnen einige Anweisungen und sie verschwanden. Die Unterhaltung ging auf die Verhältnisse der Insel, die einsame Lage, die Schwierigkeit der Verbindung mit dem Festlande in Nothfällen, über. Oh, jetzt ginge ja Alles, wie es sollte, aber zur Winterszeit, wo es weder Eis noch offenes Wasser gebe, und der Weststurm das kleine Steineiland wochenlang in einen einzigen treibenden Nebel von spritzendem Meerschaum einhülle! Kein Gedanke zum Festlande hinüber zu gelangen. Das Haus war stark genug gebaut und von außen und innen mit Brettern und Pappe verschlagen; aber dann krachte es doch in seinen Fugen, als sollte es davonfliegen wie ein Kartenhaus. Und in die kleinen Ausguckthürme ganz oben auf den Klippenspitzen setzte der Wind, wenn er frei und unbändig vom großen Meer heranfuhr, ein, wie ein Brecheisen. Aber sitzen mußte man da, Woche um Woche, Tag und Nacht, denn einer nach dem andern kamen schwarze Schiffsrümpfe zwischen den in Jahrhunderten weißgewaschenen Klippen weit draußen gen West hervor, und da galt es den Nothruf der Schüsse von dem Nothruf des

Sturmes zu unterscheiden; und dann in's Lootsenboot, durch den Sund hindurch, hinaus in's große unregierliche Meer.

Die Schlaguhr im Hause schlug drei und der Ältermann, an dem die Reihe war im Lootsenhaus Wache zu halten, brach auf. Tuveson schlenderte an die See hinunter und setzte sich auf den Grasabhang um dem leisen schläfrigen Geplätscher der Wellen auf den Kieselsteinen zuzuhören und zu vegetiren. Eingeborener von Utö zu sein, hier geboren zu werden zu leben und zu sterben, das war ungefähr dasselbe, wie sein zeitliches Dasein außerhalb der Welt zu führen. Es fiel ihm auf einmal ein, daß die Gesichter aller Inselbewohner fast durchgängig den Fischtypus hatten, und als er gleichgültig aufsah und eine Meerschwalbe gewahrte, sagte er sich, daß dieser Vogel ja nichts anderes sei, als eine geflügelte Makrele. Es war das Meer, das Meersalz, der Meerwind, der die Gesichter der Frauen hier draußen so seltsam todtenhaft blaß machte, so fahlweiß wie die Klippen ganz weit draußen im Westen, die der ganze weite Ocean bespülte. Ihn schauderte: welches Leben, welche Einsamkeit! Ihm, der hier blos drei arme Wochen gewesen, war schon zu Muth, als finge er an sich lebend in eine Schicht von Salzkrystallen zu inkrustiren, während die große weite Welt draußen sich von ihm wegschlängelte, wie ein glänzendes, lärmendes Ungeheuer. Er fuhr plötzlich auf; er war von etwas aufgeschreckt worden, er wußte nicht, was es war; er sah sich um nach der Ursache, konnte aber nichts entdecken: es war um ihn herum, es war in ihm, ein ungreifbares Etwas, ein schweres, dumpfes Etwas, schreckend, ohne Körper zu haben: — darauf begriff er, was es war; es war die Stille, die Abgeschiedenheit, die Einsamkeit.

Die Einsamkeit! Seine Freundin — seine Feindin? Was wußte er! jedenfalls seine gewohnte Begleiterin. Aus ihr kam er, zu ihr sollte er zurück; in ihr lebte er, wohin er kam und ging, hier wie dort, auf der fernen Meerinsel, wie daheim unter den Menschen; von ihr wurde er niemals frei, sie folgte ihm auf den Fersen, als wäre sie der Schatten seines Wesens. Warum soviel Wesens aus dieser Einsamkeit, der Einsamkeit zwischen Seevögeln und weißgespülten Klippen machen, warum sich über sie aufregen, warum ihrer überdrüssig, durch sie erschreckt werden; sie war ja doch nicht ein bischen anders, oder größer, als jene andere Einsamkeit, in die er sich vorigen Winter vergraben, in die er sich im nächsten Winter vergraben würde, unter seine Bücher, seine Gedanken und Träume, draußen auf dem abgelegenen Bauernhof in Schonen . . .

Ein bewimpeltes Boot kam in den Sund geglitten; als es ihm gerade gegenüber war, wandte es und segelte wieder hinaus. Es war dem Ufer so nahe gekommen, daß Tuveson in ihm ein aufgedunsenes, selbstzufriedenes Kaufmannsgesicht und ein paar blaßnäsige Damenphysiognomien unterscheiden konnte. Na ja, das war die Welt, das Leben, die Menschen; das war es, was dem Leben Inhalt und Sinn gab; so hatte er bewimpelte Böte sich entgegenkommen, wenden, und des Wegs, den sie gekommen, wieder zurück-

fahren sehen, während seines ganzen Lebens, und selbst war er immer am Strande sitzen geblieben, — in der Einsamkeit. Aber das war gerade das Verdammte an der Sache, daß er nicht seinen kleinen Finger ausstrecken mochte nach dem bewimpelten Elend, nicht so viel wie einen Heller dafür geben mochte; — es juckte ihm in den Fingern, einen Stein aufzunehmen und dem davoneilenden Boot nachzuwerfen.

Er setzte mit resolutem Griff die Mütze fest auf den Kopf, wie er immer that, wenn er in stiller Raserei einen entscheidenden Entschluß faßte, und steuert quer über die Insel, energisch, elastisch und eilig. Schon aus der Entfernung warf er lange Blicke nach Fräulein Bergs Fenster, ob er vielleicht schon im Voraus dahinter kommen könne, ob sie zu Hause sei. Alle Fenster standen weit offen, die Rollgardinen mit ihren schrecklichen Bildern hingen schlaff; nichts zu sehen oder zu hören, kein Laut, keine Bewegung. Ja doch, war die Welt einmal ausgestorben, so war sie es auch gründlich und vollständig. Natürlich! er schwenkte erbittert seinen Schirm. Er klopfte an; still wie im Grabe; ein Hundeköter bellte irgendwo im Hause. Selbstverständlich! Er schlenderte hinunter zu ihrem gemeinsamen Vormittagsplatz; leer, natürlich; wie, Teufel, konnte er auch verlangen, daß sie gerade jetzt zu finden sein sollte, wo er Verlangen nach ihr hatte; er wanderte nach der Badebucht; da standen einige Schafe und sahen unbeschreiblich dumm aus; sonst kein lebendes Wesen. Mit einem stillen Appell an seinen guten Verstand, der es ihm ja begreiflich machen mußte, daß auf einer so riesigen Insel und bei einem so überwältigendem Reichthum an angenehmen Rastplätzen, es doch immer noch einige Chancen gäbe die Gesuchte zu treffen, jagte er die Insel rund, die Kreuz und Quer, in Diagonalen, Cirkeln und Spiralen: — vergebens. Es war schon Abendessenszeit, resignirt schleppte er sich heim — und sah sie plötzlich hinter einer Klippe auftauchen, ganz in der Nähe seiner eigenen Wohnung.

„Ich habe Sie zweimal in Ihrer Wohnung gesucht," fing er an, mit einem Tonfall, der vorwurfsvoll klang, während er sich anstrengte ihn natürlich erscheinen zu lassen, trotz der Verlegenheit, die er fühlte.

„Aber wir waren ja übereingekommen, daß wir uns nicht mehr des Nachmittags sehen sollten," rief sie erstaunt, mit einem Glanz von Freude in den Augen.

„Ich bin drei Stunden lang die Insel rundgetrabt nach Ihnen," fuhr er hartnäckig fort, und jetzt klang seine Stimme ganz verdrießlich. „Es war nicht auszuhalten."

„Auch nicht für mich," sagte sie leise. „Ich bin auch so herumgestrichen."

Er war umgekehrt und begleitete sie. Er betrachtete sie verstohlen von der Seite: sie sah so froh aus, halb verwundert nachdenklich.

Emma Berg ging und sonnte sich. So war er doch da, wieder neben ihr und er hatte sie gesucht. Eine große wohlige Müdigkeit kam über sie, ihre Knie zitterten, das Weinen war ihr ganz nahe. War das ein

Nachmittag gewesen! Erst drunten im „Park", wo sie hingegangen war, um die Zeit mit Lesen umzubringen, und wo sie es nicht sein lassen konnte auf ihn zu warten, obgleich sie wußte, daß er nicht kommen würde, zu warten und zu spähen, ob der graue Strich nicht käme, ob die schlanke, stille Gestalt nicht auftauchte, zu warten, bis ihr Gesicht brannte und ihre Hände Eis waren und ihr Herz so wunderlich rasch und ungleich klopfte und dann aussetzte und dann wieder hämmerte. Da war sie aufgesprungen und davongelaufen, ohne sich umzusehen, als wäre ihr wer im Nacken. Aber in ihrer Stube glotzten sie die hellen Blümchen-Tapeten und der alte Hausrath so dumm zufrieden an, und sie fühlte sich so fremd und so einsam und so nicht hier hingehörig unter all diesen Aufsammlungen eines still behaglichen Familienlebens, daß sie hinaus mußte. Und sie ging und ging. Und wie sie so zwischen den Klippen herumkletterte, da fing etwas an zu ziehen und es zog stärker und stärker, und wenn das anfing, da wußte sie, es half kein Widerstand. Und sie folgte. Nach einer Weile tauchte das Haus des Lootsenältermanns auf und sie sah *seine* Fenster. Da blieb sie stehen hinter einem Felsvorsprung und sah sie an. Lange hatte sie gestanden und auf seine Fenster gesehen und es war still in ihr geworden. Das war das Einzige, was half. Manchen Morgen, wenn der frühe Tag sie weckte, und es ihr schien, es sei so ewig lange bis nach der Badestunde und sie könne ihn nicht erwarten, hatte sie sich angekleidet und war ausgegangen, mit einem großen Bogen um die Insel, damit die Einwohner, die die beiden Fremden scharf im Auge hielten, keinen Verdacht schöpften und der Bogen hatte sie schließlich immer so geführt, bis sie seine Fenster sah. Zuweilen waren Kinder gekommen und hatten ihr Muscheln zum Kauf angeboten, dann setzte sie sich zwischen die Klippen und plauderte mit ihnen, mit seinen Fenstern vor Augen. Einmal war er dann aus dem Hause gekommen und hatte den hellen Fleck, den ihr Kleid bildete, zwischen den Felsen gesehen und war darauf zugegangen. Aber als er sie gewahr geworden, sah sein Gesicht so sonderbar verschlossen aus und seitdem hatte sie nicht mehr gewagt seine Fenster zu suchen . . . bis heute. Daß sie auch in einem Furchtanfall den Vorschlag machen konnte! Sie ging neben ihm wie auf Wolken, in einer stillen saugenden Versuchung mit der Hand ganz leise über seinen Aermel zu streichen. Aber sie wagte es nicht.

„Was nun?" fragte er.

„Was Sie wollen."

„Sollen wir hinauf, den Greisen einen Besuch machen."

Sie kamen überein, daß sie die „Greise" besuchen wollten. Mit diesem Namen hatten sie die zwei Leuchtthürme getauft, die in unerschütterlichem Greisenernst auf der höchsten Klippenspitze der Insel postirt standen, Meer und Land beherrschend und weithin sichtbar, wie zwei silhouettirte Striche am Himmel. Die Dämmerung fing an zu fallen, eine beängstigende, melancholische Dämmerung, die das Herz füllt mit einer unbestimmten Angst und

die Menschen zu einander treibt. Der Himmel war überzogen von einem einfarbigen, einförmigen, schmutzgrauen Wolkengewebe und die Erde, die Insel, das Meer sahen seltsam dunkel aus in dieser Luftwirkung, doppelt einsam und doppelt verlassen. Das unendliche Panorama, das sich nach allen Horizonten unter ihnen ausbreitete, floß zusammen in einem einzigen Grau in Grau, die Landschaft um sie herum hüllte sich wie in eine düstere, ruhende Trauer. Die Abendstimmung hatte sie beide ergriffen; sie saßen ganz still neben einander. Die Minuten kamen und gingen an ihnen vorüber, grau und melancholisch, mit trostlosen Erinnerungen und leeren, müden Blicken. Die Dämmerung wurde dichter, schließlich begann eine thaufeine, kaum wahrnehmbare Feuchtigkeit zu fallen.

Als sie zu ihrer Thür gelangten, war es strömender Regen. Es schien, als hätte die Angst, die unleidliche Spannung in der Natur und in ihren Gemüthern sich unter dem frischen, kühlen Regen gelöst; bloß eine stille, helle Mattigkeit, ein Wohlgefühl der Bekümmerniß war nachgeblieben. Sanft und weich, beide in einer und derselben Stimmung, fühlten sie sich so dankbar gegen einander, so voll von unbestimmter Innigkeit für einander, so voll von Mitgefühl, Hingebung, Aufopferungsbedürfniß. Es erfüllte sie beide an diesem Abend eine unbestimmte, unbewußte, ganz allgemeine Empfindung, daß alles andere, alles, was außer ihnen war, die Dämmerung, die graue Luft, die schwere, öde, weite Landschaft, die Menschen, ein Ganzes für sich war, und daß sie beide ein anderes Ganzes für sich waren und daß zwischen jenem und ihnen kein Zusammenhang bestand, daß aber dagegen er und sie in dieser fremden, gleichgültigen, abwehrenden Umgebung eins waren, zusammengehörten, einander bedurften, auf einander natürlich hingewiesen waren. Sie konnten es nicht über sich bringen sich zu trennen; sie hatten einander nichts zu sagen und es war schon spät; sie hielten sich bei den Händen zur guten Nacht — da fragte er leise:

„Darf ich nicht noch auf eine kleine Weile zu Ihnen hineinkommen?"

Sie zog die Rollgardinen auf und öffnete alle Fenster weit. Die frische, regensatte Abendluft füllte in wenigen Augenblicken das ganze Zimmer. Er hatte sich in's Sopha gesetzt; sie nahm Platz auf einem Stuhl ihm gegenüber.

„Und nun reisen Sie bald wieder Ihres Wegs," sagte er mit so gezwungener und unnatürlich kalter Stimme, wie nur die erkämpfte Ruhe sie hervorzubringen vermag.

„Ja, ich muß sehen nun bald heimzukommen," antwortete sie mit einem Trotz, der viel verdecken sollte.

„Und darauf, später?"

„Darauf muß man es ja ankommen lassen. Man nimmt die Dinge, wie sie kommen."

„Wen haben Sie daheim?"

„Vater und Mutter."

„Sonst Niemand?“

„Nein.“

„Und später, wenn Sie Ihre Eltern besucht haben, wo wollen Sie dann hin? Was nehmen Sie dann vor — zum Winter?“

„Ich weiß nicht. Daheim, wo ich nie zu Hause war, ist jetzt ein langsames Sterben. Es ist schrecklich unter einem Volk zu leben, das langsam abgemuckst wird. Alles sagt zu Einem: stirb! was lebst Du noch? Und draußen in der fremden Stadt — man wird es müde unter Fremden sein. Aber es bleibt Einem nicht viel zu wählen übrig. Ich gehe wohl wieder dahin zurück.“

„Aber damit können Sie doch nicht zufrieden sein?“

Sie sah vor sich hin und schwieg.

„Und wie denken Sie sich Ihre Zukunft?“ fuhr er fort.

„O es wird immer enger um Einen herum, immer leerer. Und man sieht es an und weiß, daß es so kommen muß. Und die Jahre gehen und man ist wie ein Blatt, das der Wind treibt, es hüpft und bleibt liegen und dreht sich und rollt und rollt, und endlich ist es weg. Und Keiner bemerkt, daß es weg ist.“

Es entstand eine kleine Pause; der Laut des Regens; sonst alles still.

„Und das ist so schwer,“ fuhr sie fort. „Der Gedanke, daß man auslöschen wird, verschwinden, weg sein — Alles lebt, Alles regt sich, Alles steht, wo es gestanden, als man da war . . . aber man selbst ist weg, als wäre man nie gewesen. Das ist das Schrecklichste, was ich weiß. Alles in Einem richtet sich auf dagegen. Aber es hilft nichts. Es muß sein, es ist schon.“

Keine Thränen waren sichtbar, aber ihr Gesicht war wie aufgelöst von innerem Weinen.

„Und was soll aus uns Beiden werden; ich meine — sollen wir fortfahren einander zu schreiben?“

Sie antwortete ganz ruhig und beherrscht: „Ja, das könnten wir gern thun.“

„Aber das ist nicht genug für Sie.“ Er hielt inne. „Sie müssen etwas anderes haben, mehr, einen Menschen, der was für Sie ist. Einen, der Ihnen mehr giebt, als das.“

„Ich habe keinen gefunden. „Nichts, wovon ich sagen könnte, das ist es, das Leben — Alles! Es giebt Keinen, der mich so gern hat. Was gekommen ist und sich darbot, das war mehr oder weniger, aber es war nicht das, wovon man zu sich sagt: ja das ist es, nun ist es da, nun hältst du es.

Und es kommt wohl auch nicht mehr.“

Eine ganz kurze Pause, die so unergründlich tief war, daß sie ihnen Beiden Minuten zu dauern schien. Darauf sagte er ganz leise und innig: „Aber ich habe Sie lieb.“

Sie verwandelte sich vor ihm, es stand ein Lichtschein um sie herum, sie glitt vom Stuhl und lag vor ihm auf den Knien und umfaßte ihn mit ihren Armen und lachte und weinte:

„Ist es wahr? Sie haben mich lieb! ist es möglich, wie ist es denn möglich?"

Als sie mit hereinbrechender Nacht ihn hinausbegleitete in den rieselnden Regen und sie zusammen an der See vorbeikamen, wo die Möwen wie weiße Flecken auf den Steinen saßen und schliefen, sagte er: „Uebrigens, das vergaß ich zu sagen: ich habe nicht mehr Hab und Gut als die Meervögel."

„Das wäre auch nicht gut," sagte sie. „Frei wie die Meervögel und arm wie die Meervögel und stolz wie die Meervögel, so wollen wir leben, solange der Schatz vorhält, den wir gefunden haben."



Drittel der Einwohner zählenden Protestanten waren durch vielfache Kränkungen erbittert, der Rest in seiner „weichherzigen Gutmüthigkeit" blieb von eigentlichem Patriotismus weit entfernt. Die Aufregung unter den Massen, die Verwirrung der Behörden, die Thätigkeit des „Beischusters" Döblin in Breslau kurz vor dem Beginn dieses „wunderlichen Krieges, bei dem man die Brandenburger hier todtschießen, dort schier zu Tode saufen wollte, gelangen in der Darstellung vortrefflich zum Ausdruck. Ebenso anschaulich werden einzelne Ereignisse der Kriegsgeschichte, z. B. die Erstürmung Glogaus, die Schlacht bei Mollwitz, die (von dem Verfasser schon früher als Monographie bearbeitete) Besetzung von Breslau, die Kämpfe im Winter zu 1745, die Schlacht bei Hohenfriedeberg u. a. geschildert. Der Hauptwerth des auch für die allgemeine preußische Geschichte bedeutsamen Buches liegt nach Ansicht des Referenten aber nicht in den ersten, die militärischen Vorgänge und die Stimmung des Landes darstellenden Abschnitten, sondern in dem dritten Theile, welcher von der Einrichtung der preußischen Herrschaft handelt. Der Leser macht sich schwerlich eine Vorstellung von dem gewissenhaften Fleiße und dem Geschick in Sichtung des Stoffes, das in dieser zweiten Hälfte des Buches hervortritt. Wir ersehen daraus, welche Riesenarbeit es war, die alten und bewährten Grundsätze preußischer Verwaltung auf einem stellenweise recht wenig geeigneten Boden einzupflanzen, welche Reibungen in diesen ersten Jahren nach der Besitzergreifung zu überwinden, und welche Fortschritte auf den Gebieten der Rechtspflege, der Finanzen, der Steuerverfassung, der Kirche, der militärischen Angelegenheiten, des Handels und der Industrie schon nach dem ersten Jahrzehnt der neuen Herrschaft zu verzeichnen waren. Wenn Grünhagen einmal äußert, die Palme des Sieges von Mollwitz müsse eigentlich auf das Grab Friedrich Wilhelms I. niedergelegt werden, so gehört diesem Monarchen mit gleichem Rechte auch ein guter Theil der Verdienste zu, die sich die neue preußische Herrschaft in den ersten Jahren ihres Waltens um Schlesien erwarb. Andererseits geht aus des Verfassers Ausführungen deutlich hervor, wie vielseitig der junge Monarch angelegt war, wie alle Seiten des Staatslebens seine Theilnahme empfanden und Anstoß zu Verbesserungen von ihm erhielten.

Grünhagens Buch ist, obwohl auf breiter wissenschaftlicher Grundlage ruhend, ein Volksbuch im edelsten Sinne des Wortes zu nennen. Dadurch, daß der Verfasser auch die in Tagebüchern, Flugschriften, Volksliedern u. s. w. zum Vorschein kommenden Eindrücke und Stimmungen der Zeitgenossen mit den Ergebnissen seines Actenstudiums verband, wird seine oft mit glücklichem Humor gewürzte Darstellung reich an Abwechselung, leicht und angenehm lesbar. Besonders für Ortsgeschichte, für Philomathieen und wissenschaftliche Vereine in kleineren Städten, denen es nicht selten an Stoff mangelt, bildet sein Buch eine reichfließende Quelle, aus der schon zur Belebung des Interesses an heimischer Geschichte oft und mit Genuß zu schöpfen, nicht warm genug empfohlen werden kann. Der Druck und die äußere Ausstattung des Buches sind geschmackvoll und würdig. — e —

Bibliographische Notizen.

Staat und Erziehung. Schulpolitische Bedenken von Dr. Paul Cauer, Gymnasialoberlehrer, Privatdocent der klass. Philol. an der Universität Kiel. Lipsius und Fischer. Leipzig.

Der Haupttheil der Schrift ist der Bekämpfung von Uebelständen gewidmet, deren Erörterung in den zunächst vorwiegend auf die äußere Umgestaltung unseres höheren Schulwesens gerichteten Reformbewegungen mehr oder weniger vernachlässigt ist. Der Verfasser wendet sich gegen die großen Schäden, welche durch das Streben nach Uniformirung und Schablonisirung im höheren Unterrichte hervorgerufen werden. Er zeigt wie häufig Allgemeinverfügungen und seien sie noch so guter Absicht entsprungen, genau das Gegentheil dessen bewirken, was sie bezwecken; Er empfielt dem gegenüber eine größere Bewegungsfreiheit mit Rückkehr zum Individualismus auch auf dem Gebiete des Schulwesens. Den am Ende der Schrift für eine Schulreform aufgestellten Thesen kann Referent nicht völlig beipflichten, wenn schon ihm, mehrere derselben durchaus sympathisch sind. Jedenfalls ist die Schrift durchaus anregend und daher die Lektüre derselben wohl zu empfehlen.

Wp.

Dilettantenthum, Lehrerschaft und Verwaltung in unserem höheren Schulwesen. Von Professor Dr. C. Conradt. Gymnasialdirector zu Greifenberg in Pommern. Wiesbaden, C. G. Kunzes Nachf. (Dr. Jacoby).

Das Schriftchen verdankt die weitere Verbreitung, welche es gefunden hat, wohl weniger dem ersten Theile in welchem sich der Verfasser ein wenig einwandfreier gegen Güßfeldt wendet, als dem zweiten Theile in welchem er sich in rückhaltlos offener Weise über das Verhalten der Verwaltung gegenüber der Lehrerschaft und über die materielle Lage der letzteren ausspricht.
Wp.

Die Marienburg. Eine deutsche Culturstätte im Osten. Von J. Pederzani-Weber. Dritte völlig umgearbeitete und mit Abbildungen ausgestattete Auflage. Königsberg im Pr., J. H. Bons Verlag.

Im Hinblick auf die bevorstehende Beendigung der Wiederherstellung des herrlichen Schlosses an der Nogat darf man ein Buch über die Marienburg als durchaus zeitgemäß bezeichnen. Das nunmehr in dritter Auflage erscheinende Werk von Pederzani-Weber giebt in 9 Capiteln eine ausführliche, fesselnd geschriebene Geschichte der Marienburg, die sich ganz von selbst zu einer Geschichte des deutschen Ordens überhaupt, von seinen ersten Kämpfen mit den heidnischen Preußen und Litauern bis zu seinem Untergange, erweitert, wobei der Verfasser nachdrücklich der culturellen Thätigkeit des Ordens als Vorkämpfer und Verbreiter deutschen Geistes und deutscher Bildung gedenkt. In dem zehnten Capitel wird eine klare Schilderung der einzelnen Theile des Schlosses gegeben, welche durch eine Zahl recht guter Illustration unterstützt wird. Auch sonst enthält das Buch noch mehrere, zum Theil einem anderen Werke des Verfassers entlehnte Bilder, die das Leben der heidnischen Preußen und Ordensritter vergegenwärtigen, die bedeutendsten Hochmeister vorführen u. s. w. — Das gediegen ausgestattete Werk dürfte sich auch ganz vortrefflich zu einem Geschenke für die reifere Jugend eignen. O. W.

Anleitung zur Darstellung chemischer Präparate. Von Dr. Hermann Erdmann. Frankfurt a. M., H. Bechhold.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, eine zweckmäßig ausgewählte Sammlung von Vorschriften zur Darstellung chemischer Präparate aus dem Gebiete der anorganischen Chemie zu geben, um den angehenden Schüler gründlich in das präparative Arbeiten einzuführen. Diese Aufgabe ist dem Verfasser wohl gelungen; die Präparate sind sehr geschickt ausgewählt, die Vorschriften klar und präcis. Durch Hinweis auf die Originalabhandlungen wird es dem Schüler erleichtert auf das Quellenstudium, welches ja nicht vernachlässigt werden darf, einzugehen.
Wp.

Der Tabaksbau in Deli von G. F. Haarsma, früheren Inspector der Deli-Maatsschappy in Deli. Amsterdam 1890. Verlag von J. H. de Bussy.

Der Verfasser, ein theoretisch und praktisch den gesammten Betrieb beherrschender Fachmann, giebt in dem ursprünglich in holländischer Sprache erschienenen Werke eine gründliche Darstellung der Erfahrungen, welche auf dem Gebiete des Tabaksbaues in den großen Unternehmungen auf Sumatra gesammelt wurden. Alle in Betracht kommenden Verhältnisse: Anlage und Organisation der Unternehmungen, Einrichtung der Baulichkeiten, Heranziehung von Arbeitskräften, die ganze Technik des Tabakbaues, die Behandlung und Verwerthung des geernteten Tabaks u. s. w. werden klar und ausführlich erörtert, so daß das ganze als ein sorgfältig geschriebenes Lehrbuch des Tabakbaues in tropischen Gegenden gelten kann. Neun Tafeln in Lichtdruck, drei Tafeln mit Grundrissen dienen zur Erläuterung des Textes.

Da auch in unseren überseeischen Besitzungen der Tabaksbau eine Rolle zu spielen berufen sein wird, so möchte das Werk den interessirten Kreisen hochwillkommen sein. Wenn auch die näheren Einzelheiten der Tabakskultur unter veränderten Bedingungen andere sein werden, so sind doch sicher die Verhältnisse im Allgemeinen dieselben; unsere künftigen Tabaksbauer werden daher viele unangenehme Enttäuschungen und vieles nutzlose Experimentiren vermeiden können, wenn sie sich die reichen, in dem Buche niedergelegten Erfahrungen zu Nutze machen. In einem Anhange giebt der Verfasser eine geschichtliche Skizze des Tabaksbaues auf Sumatra. Wir wollen aus derselben hier erwähnen, daß im Jahre 1864 nur 50 Packen Tabak im Werthe von ca. 4000 fl. ausgeführt wurden, während die Ausfuhr im Jahre

1888 die außerordentliche Höhe von 168,144 Packen im Werthe von ca. 33 128,000 fl. betrug. Die Ausstattung des Werkes ist eine in jeder Hinsicht vorzügliche.

Wp.

Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung 1791—1817. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. C. A. H. Burkhardt, großherzogl. sächs. Archivdirector. Hamburg, Leop. Voß.

Mit emsiger Sorgfalt und scharfsinniger Combination verschiedenartiger, zum Theil lückenhafter Quellen hat der Verfasser ein vollständiges Verzeichniß aller nachweisbaren Aufführungen zusammengebracht, welche von dem unter Goethes Leitung stehenden Personal des Weimarer Hoftheaters veranstaltet sind. Nicht nur die Schauspiele und Opern sind verzeichnet, sondern auch Ballette, Musikaufführungen, Prologe und Epiloge; in vielen Fällen ist es möglich gewesen, auch die bisher unbekannten Verfasser resp. Componisten nachzuweisen. Auch die Gastvorstellungen, welche die Weimarer Musterbühne — ähnlich wie in unseren Tagen die „Meininger“ — in anderen Städten gegeben hat, sind sämmtlich aufgezählt. Die mühsame Arbeit des Verfassers bietet ein kulturgeschichtlich höchst werthvolles Material.

Die Schrift eröffnet als erstes Heft die Sammlung, welche Professor B. Litzmann in Jena unter dem Namen „Theatergeschichtliche Forschungen“ herausgiebt. Wir wünschen dem Unternehmen, das so vielversprechend beginnt, einen ebenso günstigen Fortgang!

dr.

Auch ein Roman. Von Hermine Villinger. Berlin, F. & P. Lehmann.

Hermine Villinger besitzt ein liebenswürdiges Erzählertalent, und mit der Kunst des Fabulirens ward ihr noch eine andere werthvolle Gabe zu Theil, sie versteht das Gemüth anzuregen und immer wieder eine andere Saite desselben in Schwingungen zu versetzen; dabei ist jede falsche Sentimentalität ihr fern. Man liest die anmuthigen Kleinigkeiten nicht nur zu einem willkommenen Zeitvertreib, sondern sie erwecken Stimmungen, die zum Nachdenken anregen. — Ganz besonders anregend sind ihre Kindergeschichten; mit weiblichem Zartsinn hat sie das Seelenleben der Kinder belauscht und was sie ihren Lesern aus demselben mittheilt, ist nicht nur drollig und spaßhaft, sondern wahrhaft poetisch.

mz.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Amyntor, G. v., Eine räthselhafte Katastrophe. Novelle Zweite Auflage. Gotha. F. A. Perthes.
Aus den Lebenserfahrungen eines Siebzigers. Gotha, Fr. A. Perthes.
Becker, A., Die graue Jette. Roman. Jena. H. Costenoble.
Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen. Hrsg. von C. Falkenhorst, Lieferung 25—27. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.
Bornemann, W., Plattdeutsche Gedichte. Mit Federzeichnungen von Theodor Hosemann. Berlin, R. v. Decker's Verlag.
Braun's, Emil, Briefwechsel mit den Brüdern Grimm und Joseph von Lassberg. Herausg. von R. Ehwald. Mit Porträt. Gotha, Fr. A. Perthes
Busch, W., Eduards Traum. München, Fr. Bassermann.
Civis Germanus sum. Von einem Juden Deutscher Nation, Erster Theil. Berlin, R. Wilhelmi.
Ebner-Eschenbach, M. v., Unsühnbar. Erzählung. Dritte durchges. Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.
Elster, O., Eine Reichstagsrede. Roman. Leipzig. B. Elischer Nachf.
Endemann, C., Ein Blick in das Leben und ein Blick in die Schule. Gedanken zur Schulfrage. Hannover. C. Meyer.
Falkenhorst, C., Schwarze Fürsten Bilder a. d. Geschichte des dunklen Welttheils. Erster Theil: Fürsten des Sudan. Mit 8 Abbildungen. Leipzig, F. Hirt & Sohn.
Falkenstein, Aerztlicher Reisebegleiter und Hausfreund. Eine Anleitung zur Verhütung von Krankheiten und Rathschläge zu deren Behandlung bei Mangel an ärztlicher Hilfe. Mit 10 Holzschn. Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin.
Fenner, H., Heinrich Leuthold. Eine kritisch-biogr. Skizze. Basel, B. Schwabe.
Gedan, K., Egbert. Schauspiel in fünf Aufzügen. Basel, B. Schwabe.
Gerlach, Fürst Bismarck als Redner. Eine rhetorische Studie. Dessau, R. Kahle.
Goepel, P., Das Urheberrechtsgesetz in den Vereinigten Staaten, gültig vom 1. Juli 1891 an. New-York, E. Steiger & Co.
Grottewitz, C., Neues Leben. Moderner Roman. Berlin, P. & F. Lehmann.
Hauff's Werke. Illustr. Ausgabe. Lieferung 1 u. 2. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Henk, D. v., u. E. **Niethe**, Zur See. Mit über 400 Original-Illustr. 2 Karten u. 1 farb. Flaggentafel. Lieferung 12. 13 Hamburg, Verlags-Anstalt (vorm. J. F. Richter).
Hertzka, Th., Socialdemocratie und Socialliberalismus. Dresden, E. Pierson.
Himmel und Erde. Illustr. naturwissenschaftl. Monatsschrift. Herausg. v. d. Gesellschaft Urania. 1891. Heft 8. Berlin, H. Paetel.
Hoffmann, H., Das Gymnasium zu Stolpenburg. Novellen. Berlin, Gebr. Paetel.

Hoffmann, H., Novelle. Berlin, Gebr. Paetel.
Hoernes, M., Die Urgeschichte des Menschen nach dem heutigen Stande der Wissenschaft. Mit 300 Abbildungen im Text und 20 ganzseitigen Illustrationen. Lieferung 1. Wien, A. Hartleben.
Holland, H. S. u. **W. S. Rockstroh,** Jenny Lind. Ihre Laufbahn als Künstlerin. 1820 bis 1851. Nach Briefen. Tagebüchern und andern von O. Goldschmidt gesammelten Schriftstücken. Autoris. deutsche Uebers. von H. J. Schoell. Mit 8 Heliogr., 8 Abbild. u. Musikbeilagen. Zwei Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus.
Hopfen, H., Der alte Praktikant. Eine bayrische Dorfgeschichte. Dritte Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.
— Der Stellvertreter. Eine Erzählung. Berlin, Gebr. Paetel.
— Die fünfzig Semmeln des Studiosus Taillefer. Eine Studentengeschichte. Berlin, Gebrüder Paetel.
Hugo, R., Gedichte. Dresden, E. Pierson.
Höhler, M., Religionskrieg in Sicht? Ein Wort zum Frieden unter den christlichen Confessionen in Deutschland. Zweite Aufl. Trier. Paulinus-Druckerei.
Kirchhoff, A., Länderkunde von Europa. Liefer. 93. 94. Wien u. Prag, F. Tempsky.
Koester, H., Poesien. Dresden, E. Pierson.
Kolloden, M., Helene. Den Tod erkämpft. Zwei Erzählungen. Dresden. E. Pierson.
Lewalter, J., Deutsche Volkslieder. In Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt, mit einfacher Klavierbegleitung, geschichtlichen und vergleichenden Anmerkungen. II. Heft. Hamburg, G. Fritzche.
Lohberg, H., Kaiser-Anekdoten. Heitere Momente, charakteristische Skizzen und leutselige Züge aus dem Leben Kaiser Wilhelm II. Züllichau, H. Liebich.
Löwenfeld, R., Gespräche über und mit Tolstoj. Berlin, R. Wilhelmi.
Ludwig, O., Gesammelte Schriften. Liefer. 7. 8. Leipzig, Fr. W. Grunow.
Medicus, W., Flora von Deutschland. Illustr. Pflanzen-Buch. Lieferung 1. Kaiserslautern, A. Gotthold.
Menzenbach, J., Ludwig Windthorst in seinem Leben u. Wirken. Trier, Paulinus-Druckerei.
Münz, S., Aus Quirinal und Vatican. Studien und Skizzen. Berlin, P. Hüttig.
Nansen, Fr., Auf Schneeschuhen durch Grönland. Autoris. deutsche Uebersetzung. Mit 160 Abbildungen und 4 Kartenbeilagen. Lieferung 15—20. Hamburg, Verlagsanstalt (vormals J. F. Richter.)
Nemirowitsch-Dantschenko, W., Hinter den Coulissen. Roman. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Russ. übers. von A. Markow. Berlin, R. Wilhelmi.
Nicht rasten und nicht rosten! Jahrbuch des Scheffel-Bundes in Oesterreich für 1891. Geleitet von Franz Pomezny. Wien, A. Hartleben.
Paul, J., Ueber die drei Wege des Denkens. Leipzig. O. Wigand.
Radicsevics, Br., Lyrische Dichtungen. Aus dem Serbischen frei übersetzt von Georg von Schulpe. Zweite Aufl. Dresden, E. Pierson.
Revue, Kritische aus Oesterreich für Politik, Socialöconomie, Kunst, Wissenschaft und Literatur. 1891. Heft 12. Wien. Liter. und graph. Institut Helios.
Rider Haggard, H., Oberst Quaritsch. Eine Erzählung aus dem Landleben. Autoris. Uebers. a. d. Englischen von N. Rümelin. 2 Bände. (Engelhorn's allgem. Romanbibl. VII. Jahrg. Band 16. 17.) Stuttgart, J. Engelhorn.
Ritter, Nationalität und Humanität. Dessau, R. Kahle.
Rosegger's ausgewählte Werke. Mit 900 Illustr. von A. Greil u. A. Schmidhammer. Lieferung 105—115 (Schluss). Wien, A. Hartleben.
Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Neue Folge, Heft 119. 120. (119: Rösch, W. Der Geschichtsschreiber Cornelius Tacitus. 120: Nover, J., Ernst Moritz Arndt.) Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).
Schrattenholz, J., Eduard Bendemann. Betrachtungen und Erinnerungen. Mit einem Bildniss. Düsseldorf, C. Kraus.
Schulpe, G. v., Licht und Schatten. Dichtungen. Dresden, E. Pierson.
Schwarzlose, K., Der Bilderstreit, ein Kampf der griechischen Kirche um ihre Eigenart und um ihre Freiheit. Gotha, Fr. A. Perthes.
Seidel, H., Sonderbare Geschichten. Leipzig, A. G. Liebeskind.
Singer, M., Jüdisches Blut. Erzählungen. Budapest, C. Grill.
Steudel, A., Das goldene ABC der Philosophie, d. i. die Einleitung zu dem Werke „Philosophie im Umriss". Neu herausg. und mit Bemerkungen versehen von M. Schneidewin. Berlin, Fr. Stahn.
Städte-Bilder und Landschaften aus aller Welt. Heft 3. Zürich, J. Laurencic.
Taine, H., Die Entstehung des modernen Frankreich. Autoris. deutsche Bearb. von L. Katscher. Zweiter Band: Das revolutionäre Frankreich. III. Abtheilung. Leipzig. Abel & Müller.
Tolstoi, Leo, Graf, Die Bedeutung der Wissenschaft und der Kunst. Aus dem Russ. von A. Scholz. Dresden, E. Pierson.
Truth, H., Am Ende des Jahrtausends. Ein Roman. Basel, B. Schwabe.
Villamaria, Aus Dorf und Wald und Schloss. Drei Novellen. Berlin, Gebr. Paetel.
Wagner's Rich. Bühnenwerke nach ihren Grundlagen in Sage und Geschichte dargestellt von H. P. Heft 1. 2. 3. 10. Berlin, Trowitzsch & Sohn.
Walcker, K., Zeitgemässe Kapitalanlagen. Volkswirthschaftliche Betrachtungen für Kapitalisten, Bankiers, Kaufleute, Industrielle, Landwirthe. Karlsruhe, Macklot'sche Buchh.
Wechsler, E., Berliner Autoren. Leipzig, W. Friedrich.
Wiessenhofer, R., Maria Loreto. Volksschauspiel in fünf Aufzügen. Linz, F. J. Ebenhöch.
Weiss, A., Herbstfäden von Nah und Fern. Dichtungen und Nachdichtungen. Dresden, E. Pierson.
Westarp, A. Graf v., An den Kaiser. Eine deutsche Bitte. Berlin. E. Rentzel.
Wilbrandt, C., Des Herrn Friedrich Ost Erlebnisse in der Welt Bellamy's. Mittheilungen aus den Jahren 2001 und 2002. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchh.
Wolff, Th., Der Heide. Roman. Berlin, Freund & Jeckel.
Zander, Fr., König Haki. Dichtung nach altnordischen Sagen. Königsberg i. P., W. Koch.

In Vertretung des Herausgebers verantwortlicher Redacteur: Karl Jaenicke in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.





